This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817
LIBRARIES

Conversations-Lexikon

für

Geist, Witz und Humor.

Zweiter Band.

Conversations-Lexikon

für

Geist, Witz und Humor

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Zweiter Band.

Dresden,

Verlag von Robert Schaefer.

1852.

PN
6263
.S29
V.2

Druck von George Westermann in Braunschweig.

9/1523-3/6

O.

Der fünfzehnte Buchstabe des deutschen ABC. Der Buchstabe „O" ist der Rettungsanker der Trauerspieldichter, die Hausapotheke der Lyriker und das höchste Sprachwerkzeug der Verliebten.

Wir haben einen Tragödiendichter gekannt, welcher ein solches Trauerspiel an Jean Paul zur Beurtheilung einschickte; J. P. machte die Bemerkung, eine Tragödie in Trochäen gefiele ihm nicht. Was thut der Dichter? Er macht aus den Trochäen geschwinde Jamben, und das größtentheils mittelst einiger hundert „O," die er den Zeilen vorsetzte. Z. B. anstatt:

„Herrlich sieht aus ihrem Purpurbett
Schon Aurore mit vergoldtem Flügel."

mit dem O:

„O, herrlich sieht aus ihrem Purpurbett
O schon Aurore u. s. w."

Für lyrische Dichter ist so ein „O" was die Watte für Ballet-Tänzerinnen ist, es ersetzt den Mangel des Fleisches an den Füßen; es ist Füllsel und Ausgleichungs-Werg und Werk. Wie ein Fleischhauer immer etwas gehacktes Knochenwerk neben sich liegen hat, um das Gewicht auszugleichen, so muß der Verfertiger von lyrischen Ergüssen immer einen Vorrath von „O!" und „Ach!" vor sich liegen haben, um vor der Fleischwage des Versmaßes als gerecht zu bestehen.

Bei den Schauspielern sind die „O!" und die „O! O!" die Wasserstationen auf der Eisenbahn des tragischen Pathos, hier, bei solchem „O" nehmen ihre Lungen Athem ein, um weiter bis zum nächsten „O" fort zu pfeifen. Ein tragischer Held kann mit einem

„O!“ mehr Couliſſen erſchüttern, als der Dichter mit dem ganzen Stücke Menſchen erſchüttert!

Für die Verliebten ſind die „O!“ die Scheidemünze der Herzen; wenn ſie die Herzen wechſeln, tauſchen ſie dieſelben in lauter „O!“ und „Ach!“ aus!

„O!“ und „Ach!“ das ſind die Thränen-Regenwürmer, mit welchen die Liebes-Lieder-Nachtigallen gefüttert und erhalten werden. Zwei Verliebte können Tage lang beiſammen leben und ſie haben ſich gegenſeitig nichts zu ſagen als: Zuerſt ſagt er „O!“ und ſie ſagt „Ach!“ dann zur Abwechslung ſagt er „Ach!“ und ſie ſagt „O!“ und ſo vergeht die Zeit ſuperb! Das iſt der Unterſchied zwiſchen der Liebe und der Ehe, in der Liebe wechſeln ſie mit „O“ und „Ach“ ab, wenn er „O“ ſagt, ſagt ſie „Ach“ und umgekehrt; in der Ehe ſagen ſie beide auf einmal „O und Ach!“

Oft iſt das „O“ ein Vernichtungs-Zeichen, es vernichtet das darauf folgende Wort; z. B. wenn man wie in Fauſt fragt:

„Mein Fräulein, darf ich es wagen,
Ihnen mein Geleite anzutragen?“

und das Fräulein ſagt kurz: „Nein!“ ſo iſt's aus; man gehe ſeiner Wege; — aber wenn das Fräulein ſagt: „O, nein!“ da verſuche man ſein Glück nur immerfort! Dieſes „O!“ vor dieſem „nein!“ benimmt dem „Nein!“ den ganzen Nein-Geſchmack und gibt ihm einen kleinen Ja-Geruch.

Wenn man ſeiner Frau ein Geſchenk bringt und ſie fragt: „Gefällt Dir das, mein Kind?“ und ſie ſagt: „Ja!“ bon, ſo gefällt es ihr; — wenn ſie aber ſagt: „O, ja!“ ſo heißt es: „Abgeſchmackter Kerl, wie kannſt Du noch fragen?!“

Als Empfindungslaut iſt das „O“ was es ſeiner Form nach auch iſt: eine Null; es erhält ſeine Bedeutung erſt durch das, was neben und bei ihm ſteht! „O Schmerz!“ „O Wonne!“ So ein „O“ und ein Parvenu laſſen ſich zu Allem gebrauchen, man kann ſie zu Leid und Freud anſtellen, ſie ſelbſt bedeuten nichts und dienen nur dazu, das auszudrücken, was man ihnen in den Mund legt.

M. G. Saphir.

O! Ein einziger Laut und doch ein vollständiges Wörterbuch der Liebe. Sehnsucht, Schmerz, Entzücken wird, besser als durch bändereiche Romane, durch ein einziges O! ausgedrückt. Ein Liebhaber, der nicht weiß, was er sprechen soll, ruft: O! — worauf die Geliebte sehr sinnreich antwortet: O! — In der Liebe heißt es, wer A sagt, muß auch O sagen. Lorm.

„O!" ist ein Selbstlauter, der sich bei den Mädchen aber immer auf einen Mitlauter bezieht.

Oben nicht unten. Ein Bürger in Krems, der ein Faß alten Wein bekommen hatte, versiegelte es sorgfältig, um es vor Näschern zu bewahren; sein Knecht aber bohrte es unten an und zapfte ihm eine ziemliche Menge Wein ab. Als der Herr bald darauf in das Faß sah, wunderte er sich, daß sein Wein abgenommen hätte, da doch das Siegel noch unverletzt wäre. Seine Frau sagte: „Sieh nach, ob man den Wein nicht unten abgezapft hat." „Du Närrin," versetzte der Mann, „unten fehlt es nicht, es fehlt ja oben."

Der **Obere.** Ein armer Schwabe, der auf einer Reise in einem Dorfwirthshause übernachtete, sah, weil er eben nicht schlafen konnte, zum Fenster der ihm im ersten Geschosse angewiesenen Schlafkammer hinaus und bemerkte bald, daß die Wirthsleute unter ihm dasselbe thaten. Er hielt sich still, und hörte, wie sich beide in bittere Klagen über ihre Armuth ergossen, und das Weib ihren Mann endlich mit dem Trostspruche zu beruhigen versuchte: „Der da oben über uns wohnt, wird gewiß helfen!" — „Na, na," schrie der erschrockene Schwabe, ich muß durch eure Rechnung einen Strich mache, ich kann euch nich helfe, hab ich doch selbstsch nix zu beiße."

Oberstube. Als einst ein französischer Gesandter bei König Jakob I. von England in der ersten Audienz mehr Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit blicken ließ als Verstand und Beurtheilungskraft, so fragte der König den Kanzler Bacon, was er von ihm dächte? — „Es ist ein großer und wohlgebildeter Mann," antwortete dieser. — „Das meine ich nicht," sagte der König; „ich will wissen, was Sie von seinem Kopfe halten?" — „Sire," sagte dieser, „die langen Leute haben bisweilen viel Aehnliches mit den vier bis fünf Stockwerk hohen Häusern; da ist die Oberstube gemeiniglich am schlechtesten meublirt."

Obole (eine kleine altgriechische Scheidemünze). Faribole (Albernheit). Parabole (Gleichnißrede). — Der Graf von Grammont, ein bekannter Schöngeist am Hofe Ludwig's XV., zog einen alten bretagneschen Edelmann, der zum ersten Mal bei Hofe erschien,

auf allerhand Art zur Beluſtigung der Antichambre auf. Ruhig hörte ihm dieſer zu, ohne eine Sylbe zu verlieren. Der Railleur glaubte dadurch berechtigt zu ſein, ihn noch ſtattlicher aufzuzäumen. Keck trat er alſo zu ihm und erſuchte ihn lächelnd, ihm doch zu erklären, welcher Unterſchied zwiſchen: Parabole, Faribole und Obole ſei. „Ei" verſetzte der Gefragte ſehr ernſthaft, „das kann ich Ihnen wohl ſagen. Parabole iſt das, was Sie nicht verſtehen, Faribole, was Sie reden, und Obole das, was Sie werth ſind." — Man kann denken, auf weſſen Seite nun die Lacher waren. Em. Straube.

Ein **Ochs** als Wunderdoctor. — Zu Mazieu in Frankreich wollte man eines Morgens einen Ochſen ſchlachten, allein der Stoß ging falſch, und das verwundete Thier brach durch. Wüthend ſtürzte es ſich auf den Metzger, warf ihn nieder, und die Menge ſtäubte entſetzt auseinander. Der Ochs floh — in den Saal des Rathhauſes. Drei mit Stöcken und Meſſern bewaffnete, entſchloſſene Männer verfolgen ihn dahin, aber der Ochs räumte ſogleich das Feld, und eilte weiter. Er gelangte an eine Wendeltreppe, und ſprang drei Stockwerk hinauf. „Liebe Frau, ſiehe doch einmal, was draußen auf dem Gang vorgeht," ſagte ein ſeit mehreren Wochen an heftiger Gicht daniederliegender Inſpcetor einer Lebensverſicherungs-Anſtalt; die Frau öffnet die Thüre, ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus, und entflieht; der Kranke ſieht ein blutendes, ſchnaubendes Ungethüm vor ſich, ſpringt mit gleichen Füßen aus dem Bette und ſtürzt in das anſtoßende Kabinet. Der Ochs wurde endlich, nachdem er noch einige Fenſter eingeſtoßen, und eine Weile auf die Straße und die verſammelte Volksmenge hinuntergeblickt hatte, überwältigt, und eine Kugel machte ſeinem Leben ein Ende. Der Inſpector der Lebensverſicherungs-Anſtalt aber ſoll ſeit jener Morgenviſite ſeines vierbeinigen, gehörnten Wunderdoctors von aller Gicht geheilt ſein.

Der **Ochs.** „Wie ſpät mag es wohl ſein?" fragte ein durch ein Dorf reitender Fremder einen Bauern. „Es iſt," entgegnete dieſer, „um die Zeit, wo man die Ochſen zur Tränke führt." „Und Er ſteht noch hier?" ſagte der Fremde, indem er ſeinem Gaul die Sporen gab.

— Ein in einer bairiſchen Bierſtube ſitzender Gaſt äußert kürzlich: „Das Bier iſt jetzt viel ſtärker als früher, ich habe geſtern Abend darauf wie ein Ochſe geſchlafen." — „Das kömmt nicht vom Bier," meinte ein daneben ſitzender Arzt.

Ochs. Gibt's nicht ausgezeichnete Künſtler unter den Ochſen, z. B. große Horniſten? Sind die Ochſen nicht ausgezeichnete Redacteurs, wiederkäuen ſie ihre Artikel nicht immer und emſig? Die wirk-

lichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen! Wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

Ein Ochs kommt. Ein Ochs war wild geworden, und rannte durch eine Straße: ein sehr höflicher junger Mensch trat, um dem wilden Thiere auszuweichen, schnell in ein Gewölbe und entschuldigte sich bei dem Kaufmann mit den Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr, ein Ochs kommt."

Der Ochs. Ein Dorfpastor machte gern den Witzler. Einst fuhr ein Bauer so langsam mit seinen zwei starken Pferden, daß er glaubte, ihm einen beißenden Vorwurf darüber machen zu müssen. „Freund," sagte er zu ihm, „was würdet Ihr für Eure beiden Ochsen nehmen?" „Es kommt darauf an," versetzte der Bauer, „was ein dritter dafür geben will."

Der Ochs am Berge. Ein Gelehrter kam auf einer Reise in eine schöne Gebirgsgegend. Er hatte einen alten Bedienten bei sich, ein Erbstück von seinem Vater. — Da ihm die Gegend gefiel, so stieg er aus dem Wagen, um den höchsten Berg zu erklimmen und die ganze Umgegend zu überschauen. Sein Bedienter folgte ihm. — Beide kamen an den Fuß des Berges, der aber sehr steil und mit Gestripp bewachsen war. Der Gelehrte blieb eine Weile stehen, um eine gangbare Stelle zu erspähen. — Der alte Bediente, dem das Gehen und nun sogar das Klettern gar nicht zusagte, sprach zu seinem Herrn mürrisch: „Wären wir doch weiter gefahren. Nun stehen die Ochsen am Berge." — Der Gelehrte lächelte und erwiederte: „Nur Einer!" indem er den Berg zu besteigen begann.

Der Ochs will saufen. Ich hatte so eben eine Portion gebackenen Karpfen verzehrt, als der Kellner bei meinem Tische vorbeiging. „Johann!" rief ich, „bring mir ein Seitel Wein, der Fisch will schwimmen." Mein Nachbar, der ein Rostboeuf speiste, wollte die Gelegenheit zu einem bon-mot nicht entschlüpfen lassen, rief daher ebenfalls ganz naiv: „Mir auch ein Seitel, denn der Ochs will saufen."

Der Ochs. Es stieß Jemand unsanft an einen ihm entgegen Kommenden. „Ochse!" schrie letzterer zornig. — „Das bin ich nicht, antwortete der Erste, „aber bei der Thierarzneischule angestellt, und sollten Sie Schaden genommen haben, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie zu heilen."

Der größte **Ochs.** Ein Landwirth, der seine Leute gewöhnlich sehr grob behandelte, hatte mehrere fette Ochsen zu verkaufen. Ein Fleischer erschien und fragte: ob er nicht den größten Ochsen sehen könnte. Der Landwirth betrieb den Verkauf stets selbst, um seine Waare gehörig anpreisen zu können. Er sah so eben aus dem Fenster, und sein Diener, der Gefragte, rief voll unschuldiger Ironie: „Lieber Herr, kommen Sie doch heraus, der Mann hier will den größten Ochsen sehen."

Von einem inländischen **Ochsen.** An ein Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung von Gewerbs-Erzeugnissen in Stuttgart zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel geheftet, mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt."

Beim **Ochsen.** Bei dem letzten großen Nebel ging mein Freund auf der Straße, und rannte, da er gar nicht einen Schritt vor sich sah, einem Manne gerade in die Arme. „Verzeihen Sie," sprach er ihn an, „wo bin ich denn eigentlich?" „Beim Ochsen!" war die Antwort. Er befand sich wirklich eben bei dem Hausthore des Gasthofes zum Ochsen.

Nicht so klug als die **Ochsen.** In einem engen Hohlwege traf ein eleganter Herr auf einen Bauer, der einen mit Ochsen bespannten Wagen lenkte. Der Elegant rief dem Bauer zu: „He, guter Freund, wie werden wir denn da auseinander kommen." „Nu," meinte der Bauer, „der Klügste gibt nach und weicht aus." — Mit diesen Worten lenkte er sein Paar Ochsen auf die Seite.

Ochsen. Unter dem Consulate des Servius Sulpicius, wissen die römischen Jahrbücher von einem Ochsen zu erzählen, der wie ein Mensch sprach; auch regnete es Fleisch, das von den Weissagungsvögeln aufgefangen wurde. In unserer Zeit hingegen gibt es Leute, welche wie die Ochsen reden, und die mit offenem Maule warten, bis ihnen die gebratenen Vögel hineinfliegen. Langer.

Ochsen zu Dienern. Ein alter Graf von Ostfriesland wurde von seinen Landständen zur Rede gestellt, daß er so viele Ausländer in seine Dienste nehme, mit der Bitte: „Ihre Gnaden möchten doch in Zukunft lieber mit Dero eigenen Ochsen pflügen." Der Graf ertheilte diesen Herren den lakonischen Bescheid: „Ihre hochgräflichen Gnaden könnten durchaus keine Ochsen zu Dienern brauchen."

Ochsen. Ein Professor der Chemie hatte im Collegium eine elek-

trische Batterie gefüllt und sagte zu seinen Zuschauern: „Sehen Sie, meine Herren, die Füllung dieser Flasche ist so stark, daß sie im Stande ist, einen Menschen zu tödten und einen Ochsen zu betäuben.“ Der Professor kam bei diesen Worten der Batterie zu nahe, sie entlud sich und warf ihn zu Boden. Die Studenten sprangen hinzu, um ihm beizustehen, allein es war unnöthig; denn mit den Worten: „Gott sei Dank, ich war nur betäubt!“ raffte sich der Professor wieder auf.

Als der verstorbene Schauspieler **Ochsenheimer** in Wien debütirte und alles entzückte, rief ein schlechter Schauspieler: „O wär' ich doch nur die Hälfte von diesem großen Künstler.“ Der berühmte Komiker Weidmann erwiederte ganz trocken: „Sein Sie ruhig, die erste Sylbe von ihm sind's ja schon.“

Daß unter Umständen ein **Ochsenkopf** mehr werth ist als ein ganzer Ochse, hat zu seiner Verwunderung ein Fleischer in England erfahren. Er kaufte bei einem Trödler ein ganz unscheinbares Bild, einen Ochsenkopf darstellend, für wenige Thaler. Es war aber eine Arbeit eines berühmten Meisters, Van Cupps und ihre 3000 Pfund Sterling werth. Der Fleischer gab das Bild nicht her, erbot sich aber, um diesen Preis sein eigenes Portrait abnehmen zu lassen.

Ochsenstall. Ein Stutzer sah einen Landmann vor einem großen Hause stehn, welches er so eben verlassen hatte, und solches mächtig anstaunen; er sprach den Landmann an, und dieser fragte: „was dies für ein Gebäude sei?“ — Der aufgeblasene, witzig sein wollende Stutzer versetzte: „Es ist der Ochsenstall des Königs.“ — „Ei,“ — erwiederte der Landmann, „wie kommen Sie denn heraus?“

Oder. Ein Mensch, der sich angewöhnt hatte, fast zu jedem Worte ein „oder“ dazu zu setzen, erzählte folgende Geschichte: „Die vorige Woche oder wann, hat in Krems oder wo, ein Fleischhacker, oder wer, sein Weib oder wen, mit einem Hackel oder wie, erschlagen oder was.“

Das Wort **Oeffentlich.** „Ob denn Niemand sich meiner annehmen wird? Ich laufe herum, wie herrenlos. Hie und da thut man wohl so, als sähe man mich gern; kaum merkt man aber meine zweifelhafte Bestimmung, als man bald sich zurückzieht oder gar mich verfolgt. Ich reiste mit einem Juristen von Berlin gegen Warschau; er empfing mich sehr höflich und schrieb sogar meinen Namen auf das neue Gerichtsverfahren, das er im Entwurfe bei sich trug. An der Gränze jedoch hielt man mir eine Pike entgegen und murmelte etwas von Sibirien. Eine Dame, die ich begleiten wollte, warf mir eine Injurienklage an den

Hals. Stehe ich neben einem „Dank", so wird er verdächtig, ob er verdient oder erkauft sei. Manche Ohrfeige bliebe ungerächt, wenn sie ohne mich ausgetheilt würde. Kundschafter haben die größte Scheu vor mir. Eine Trauung, der ich nicht anwohnte, könnte dem guten Rufe der Braut bedeutend schaden. Nur einem Dichter ist es gelungen, Calderon, mich mit dem „Geheimniß" in Gesellschaft zu bringen. Nur wenn sie mich zur Seite hat, ist die Meinung eine Macht. Am zweideutigsten stehe ich neben Personen; sie können dann eben so gut für Minister, Schauspieler oder griechische „Freundinnen" gelten. Den Geldern verschaffe ich eine eigne, gesetzliche Sanction, obgleich ich nicht läugnen kann, daß sie bisweilen durch mich auch den Nebenbegriff des „Imaginären" erhalten. Mit dem Volk bin ich innig befreundet, und ich sehe nicht ab, wie es ohne mich ein Fest begehen könnte. Manches Verbotene wird durch mich zum Erlaubten, z. B. Lotterien, Pfandhäuser, Pressen; doch auch manches Geduldete durch mich zum Unerlaubten z. B. die Liebe. Am öftersten heuchle ich da, wo man sonst wahr zu sein pflegt — in der Trauer und Freude, wozu ich denn auch Schneider, Tapezirer, Blumenhändler, Klageweiber, Vivatrufer und alle schönen Künste zu Hülfe nehmen muß. Warum man mir noch immer wenig Vertraun schenkt, begreife ich nicht, da doch die Geschichte lehrt, daß ich nie mit Verschwörungen oder überhaupt geheimen Zwecken mich befaßte. Ich bin wahrlich gut in guter Gesellschaft; man stelle mich nur dahin, wo ich tauge, und man soll schon sehen! Es ist noch mancher Ort, der mir bis jetzt unzugänglich blieb, aber man wird mich nicht ohne Nachtheil entbehren können. Wer mich sucht, wird mich leicht erfragen, denn wenn ich meinen Namen öffentlich sage, so weiß man gleich meinen Aufenthalt. Ich habe die Ehre u. s. w.

Oeffentliche. „Ich bin recht böse auf Sie, liebe Freundin," sagte eine Frau zu einer andern, deren Mann vor Kurzem Friedensrichter in einer kleinen Provinzialstadt Frankreichs geworden war. „Sie machen sich jetzt so selten, man bekommt Sie gar nicht mehr zu sehen." „Ach," versetzte die Frau des neugemachten Friedensrichters mit affektirter Wichtigkeit, „es ist gewiß nicht meine Schuld, aber Sie können es mir auf mein Wort glauben, ich habe kaum ein Viertelstündchen für mich, seitdem ich eine öffentliche Person geworden bin."

Oeffentlich. Gegen das Urtheil der öffentlichen Meinung hege ich hohe Achtung, und man sagt im Allgemeinen wohl nicht mit Unrecht: vox populi, vox Dei. Doch darf man dieser Stimme nicht jederzeit blinden Glauben schenken, denn es gibt wie in jeder kleinern Gesellschaft, so auch in der großen Masse, überwiegende Menschen, welche durch Macht, Ansehen, Reichthum, Beredtsamkeit,

List u. s. w. auf das Urtheil aller Uebrigen influenziren; und so kann es geschehen, daß die öffentliche Meinung ungerecht zu sein verleitet wird. C. A. Kaltenbrunner.

Aus den Zeiten der Oelbeleuchtung. „Du, wie kommts" — wurde ein Lampenanstecker von einem seiner Bekannten gefragt, „daß die Straßen-Laternen jetzt so duster brennen?" — „Na" — erwiederte Jener — „wie soll's kommen? Denkst Du denn, Herr *** (er nannte den Pächter der Straßenbeleuchtung) will keenen Salat essen?"

Oehlenschläger. „Den Abend, als ich zum ersten Male die Bühne betreten sollte" — erzählte Oehlenschläger — „war mein Vater im Schauspiel. Meine Mutter und Schwester blieben zu Hause. Im kalten dunklen Winterabend, im Augenblicke als das Stück anfangen sollte, konnte meine Mutter vor Unruhe nicht in der Stube bleiben; sie ging hinaus in den Bogengang, der den Hof umschließt, weinte und betete für mich. So traf sie des Wächters Frau, die ihre Gemüthsbewgung ganz mißverstand. „Ach Madam," sagte sie, „weinen Sie nicht so sehr, er kann sich ja bekehren!"

— Als Oehlenschläger, der Dichter des Correggio u. s. w., zum erstenmal Deutschland bereiste, fand er überall die herzlichste Aufnahme und Anerkennung. Auch in Dresden wurde er von den literarischen und musikalischen Notabilitäten gefeiert, und man suchte ihm auf alle mögliche Weise das Leben angenehm zu machen. Beim Scheiden drückte er gerührt der Freunde Hand und mit nordischer Herzlichkeit sprach er: „Kinder, Ihr Alle seid so liebe, herzig biedere Menschen, daß ich Eurer bis an mein Lebensende nicht vergessen werde." C. M. v. Weber, der in dieser Zeit fast ununterbrochen um ihn gewesen und sein Freund geworden war, erwiederte darauf mit naiver Bescheidenheit: „I nu, mein lieber Oehlenschläger, ein acht Tage kann man sich ja wohl halten!" Man lachte herzlich, schied, und noch heute denkt der Dichter des zu früh entschlafenen Freundes und seiner naiven Aeußerung.

Oekonomie. Ein junger Mensch, der neben seinen Studien die Oekonomie studirte, konnte bei der Prüfung auf keine Frage antworten. Als ihn der Professor um die Ursache seiner wenigen Kenntnisse fragte, antwortete er: „Ich habe nur Abends Zeit zum Studiren und die Grundsätze der Oekonomie bringen mit sich, daß man bei allem, wo man nur kann, folglich auch am Lichte sparen muß.

— Y..s, ehemals Director des königlichen Theaters in London, war ungemein ökonomisch. Man erzählt von ihn folgenden cha-

rakteristischen Zug; eines Morgens machte der kleine Mann, der die Augen überall haben wollte, die Runde im Theater und bemerkte eine fast ausgeleerte Tonne Brennöl. Um sich genau zu überzeugen, wie viel noch darin sei, bog er sich so weit über den Rand, daß er hinein fiel, und da die Tonne sehr groß war, konnte er nicht wieder heraus. Sein Hülfegeschrei zog einen Lampenputzer herbei, der ihm aus der Affaire half; aber der sparsame Director bat seinen Befreier, ihn mit den Kleidern an einen Balken über dem Fasse zu hängen, damit das an ihm befindliche Oel ablaufe und nicht verloren gehe.

Oekonomie. In einer Gesellschaft kam über Tisch die Rede auf Oekonomie, man sprach viel davon, wie man durch beständige Sparsamkeit viel gewinnen könne, und es wurden mehrere Beispiele davon angeführt. — „Ja, sehen Sie, meine Herren," nahm auch einmal der Wirth das Wort, indem er sein Messer in die Höhe hob; „dieses Messer hat schon zwei neue Klingen, und drei neue Stiele bekommen, und ist doch noch fast so gut als neu."

— Beim Theater zu D. wurde ungewöhnlich viel Oel zu den Lampen verbraucht. Die Direction entdeckte einen Unterschleif, griff ein, beschränkte den Oelverbrauch und machte dadurch eine jährliche Ersparniß von achtzig Thaler. Um aber für die Zukunft ähnlichen Unterschleifen vorzubeugen, stellte sie einen besondern Lampenaufseher mit zweihundert Thaler jährlichem Gehalt an.

Ein weiser **Oekonom.** Um zu jeder Zeit Blutwürste von Schweineblut erzeugen zu können, ohne diese edlen Thiere selbst zu schlachten, machte ein Oekonom seinen Mitkollegen das einfache, und auf seinen Gehöften schon längst in Anwendung gebrachte Mittel endlich bekannt, welches darin besteht: bei dem jedesmaligen Bedarf den Schweinen zur Ader zu lassen. — Ob wohl dieser Ausbund von Oekonom seinen Gänsen auch zur Ader lassen mag, oder ob er es beim Rupfen bewenden läßt?

Oekonomie. In einer Stadt in Schwaben machte die dasige Schauspieler-Gesellschaft einen Banquerott. Diese so vielen Bürgern angenehme Unterhaltung aufrecht zu erhalten, traten etliche Magistratspersonen und Kaufleute zusammen und erwählten zwei aus ihrer Mitte, die das Schauspiel aufrecht erhalten sollten; der eine, den man für einen Gelehrten hielt, hatte die Vertheilung der Rollen zu besorgen, und einem Kaufmann übergab man die Kasse, mit der Ermahnung, so sparsam wie möglich dabei zu Werke zu gehn; letzterer war ohnehin als ein guter **Oekonom** bekannt, der sich außer seinem Fache um gar

nichts bekümmerte. Einst erhielt er des Morgens den Requisitenzettel für das diesen Tag aufzuführende Schauspiel, auf diesem stand: den 21. Fbr. Die beiden Geizigen: — 2 Bouteillen Wein, 2 Semmeln. Er schrieb darunter: Ein Geiziger bleibt weg, und eine Bouteille Wein mit einer Semmel.

Der **Oekonomie** Verständige. Ein gewisser Referent fuhr einst in Gesellschaft auf das Land, welches er bisher noch nie gesehen hatte. Hier sah er nun, daß auf einem Felde viele Misthaufen ausgebreitet lagen. „Zum Henker" rief er voll Verwunderung aus, „was doch unsere Bauern für Schweine sind; ganze Misthaufen führen sie auf die besten Felder, und dann sollen wir gutes Getreide erhalten."

Das Examen aus der **Oekonomie.** Ein Professor der Oekonomie fragte in der Prüfung einen seiner Schüler, warum so viele Aecker brach lägen? Muthvoll entgegnete dieser: „Weil sie nicht angebaut sind." Sehr überrascht durch eine so prompte Antwort, gegen die sich gar nichts einwenden ließ, wandte er sich zu einem andern und fuhr fort: „Aber warum sehen Sie in den Umgebungen unserer Stadt nicht so viele Brachfelder?" Eben so naiv antwortete dieser zweite: „Weil ich nie vors Thor komme."

Das Haus **Oesterreich.** Ein Schwabe, der zum ersten Male sich in Wien befand, wurde von seinen dasigen Verwandten überall herumgeführt, und man zeigte ihm alle schönen Gebäude. Endlich sagte er: „Das ischt Alles recht schön, aber ich bitte, zeige Sie mir doch auch das Haus Oeschterreich."

Oesterreichisch Schlesien. Bei einem Postamte war, wie das üblich ist, ein Brief nach Oesterreichisch Schlesien, welcher bis zur österreichischen Gränze hätte frankirt werden müss·n, am Postfenster ausgesteckt. Ein Israelit, Namens Schlesinger, sieht den Brief und fragt den diensthabenden Postbeamten, warum ihm der Brief nicht zugestellt wäre; er heiße Schlesinger. Der Beamte bedeutet ihn, der Brief sei nicht an Schlesinger, sondern nach Oesterreichisch Schlesien bestimmt. Darauf erwiederte der Jude: „Jo der Schlesinger Eschstreich, — nu den kenn ich aach recht gut."

Das im **Ofen** aufgelegte Werk. Ein Pesther Poet kam nach Wien, um hier seine Gedichte drucken zu lassen. „Wozu die Unkosten?" sprach Jemand zu ihm, „hätten Sie Ihr Werk nicht im Ofen auflegen lassen können?"

Erzwungene **Offenherzigkeit.** Lord D..., ein Kunstsammler und eingebildeter Kenner, hatte ein Gemälde, das er für ein ausgezeichnetes Meisterwerk hielt. Er zeigte es einem berühmten Maler, um des-

sen Urtheil darüber zu vernehmen, mit den Worten: „Einige, denen ich dies Gemälde zeigte, wollten behaupten, es sei eine Kopie, aber Gott verdamme mich, wenn ich dem nicht, der es noch einmal sagt, den Hals breche. Nun, lieber Freund! sagen Sie mir offenherzig Ihre Meinung darüber.“

Der gewissenhafte **Officier.** Während Napoleon die Bewegungen des Feindes beobachtete und geschriebene Befehle ertheilte, trifft ein Schuß aus einer Büchse den Officier, dem er dictirt, und wirft ihn verstümmelt nieder. Napoleon verlangte einen andern Sekretär. Dieser kommt an. In dem Augenblicke, wo er in seiner Depesche fortfahren will, erhebt sich der Verwundete wieder. „General,“ sagte er zu ihm mit brechender Stimme, — „wir waren stehen geblieben bei ...“ Und er wiederholte die letzten Worte, die ihm Napoleon dictirt hatte. Mor.

Wie man in **Ohnmacht** fällt. Der Ursprung der Claque steigt in die entferntesten Zeiten hinauf. Schon Nero's Söldlinge zwangen im Theater die Leute, dem fechtenden und singenden Imperator zu applaudiren. Zunächst wurde die Claque in Frankreich cultivirt; anfangs klatschte eine zerlumpte Horde ohne Mannszucht und Anführung, das System entwickelte sich aber immer mehr, und jetzt haben die Leiter der Claque in Paris ihre Stadt- und Landhäuser, sie statten ihre Töchter reichlich aus, sie speisen bei Very, und Abends leiten sie die Operationen im Theater mit einem schmächtigen Bambusstäbchen mit einem Knopfe von Gold und Korallen. In unseren Tagen, wo alle Gewerbe einen riesigen Aufschwung nehmen, genügte auch diese Organisation noch nicht. Man erfand den solitaire, einen einzelnen ungeheuren Schrei der Begeisterung, der unwillkürlich aus einer nicht zu bewältigenden Aufregung hervorzubrechen scheint. Hierauf wurde der rieur gestiftet, dieses herzliche laute Lachen, welches einer matt werdenden komischen Situation zu Hülfe kommt. Der interrupteur mischt sich geschickt in die Verwickelungen des Drama, und spielt mit vernehmlicher Stimme durch Unterbrechung der Schauspieler vom Parterre aus mit, indem er der bedrängten Unschuld als Warnungsstimme zuruft. — Was man aber noch nicht versucht hatte, ist, in dieser burlesken Parodie wahrer Empfindungen Frauen mitwirken zu lassen, und der erste Versuch dieser Art ist schmählich mißlungen, wie der Leser aus Folgendem entnehmen wird. — Vor einem Pariser Friedensgerichte stellte sich kürzlich eine dreißigjährige große Blondine, Mlle. Laure Fedora ein und verlangte von Herrn Villemot, dem Anwalt eines dramatischen Dichters, sechzig Franken. — „Der Client dieses Herrn kommt an einem Sonntagmorgen zu mir,“ erzählt Dem. Laure, „und sagt: ein fünfaktiges Stück von mir wird morgen auf den Bou-

levards gespielt. Man sagte mir, Sie könnten einen Erfolg recht warm machen: unterstützen Sie mich."

Der Richter. Welche Bedingungen machten Sie?

Mlle. Laure. Im ersten Akte sollte ich mir die Augen trocknen, im zweiten schluchzen, im vierten sollte mir übel werden, das alles um hundert Franken für die Vorstellung. Ich schlage ein. Im „Bär und Pascha" will ich in Ohnmacht fallen, um so mehr in einem Schauspiele; aber diesmal war's beim besten Willen nicht möglich.

Der Richter. Erklären Sie sich näher.

Mlle. Laure. Ich schließe den Handel ab, und komme zur Kontrolle in der Meinung, man hat mir meinen Platz aufgehoben. „Ihr Billet, Madame!" — „Billet? Ich brauche keines!" antwortete ich. — „Dann stellen Sie sich an die Queue". — „An die Queue!" rufe ich; „bei fünf und zwanzig Grad Hitze! Hören Sie nur, Papa Contremarke, ich bin gekommen, im Saale ohnmächtig zu werden, und nicht hier draußen an der Mauer hin." (Allgemeines Gelächter.)

Villemot. Mein Client war beim Gespräch zugegen, und hat Sie sogleich eintreten lassen.

Mlle. Laure. Ja, nachdem ich zwanzig Minuten gewartet. Ich trete endlich ein; wissen Sie, wohin man mich schiebt? In den dritten Stock auf den Balkon. Herr! rufe ich, soll ich auf einem Bänkchen in Ohnmacht fallen? (Gelächter.)

Villemot. Man hat Sie hernach auf die Vorbühne placirt.

Mlle. Laure. Freilich; aber meine beiden Nachbarn haben mich sehr genirt, sie warfen mir süße Blicke zu — auf Ehre alle beide. (Gelächter.) Der eine war grau wie eine Ratte, der andere roth wie eine Mohrrübe. Für wen soll ich mich entscheiden? sage ich, immer zu mir selbst; ach, ich wähle den Grauen, so was ist solid, man wird ihn für meinen Vater halten. (Anhaltendes Gelächter.) Der erste Akt fängt an, zum Sterben langweilig; mir ist's egal, ich reibe mir die Augen unendlich. Mein rother Nachbar sagt leise: diese Dame hat gewiß den Schnupfen. Mein Dichter ist auf der Vorbühne: er winkt mir mit der Hand zu, es sei gut. Der zweite Akt kommt — die bezeichnete Scene — ich schluchze, wie ein Neugebornes, der rothe Herr bietet mir den Entr'act an, um mich zu trösten; der graue flucht zwischen den Zähnen; er war schlechten Humors, mein Erwählter. Bisher ging Alles gut, aber das Stück spielt weiter, man pfeift, man zischt, man lacht, man sagt: das erlebt sein Ende nicht. Ei, sage ich, immer zu mir selbst, in Ohnmacht muß ich fallen, es koste was es wolle. Ich warte und warte, man ruft nach dem Vorhang. Achtung! Der Augenblick muß benützt werden. Der Vorhang fällt, ich verliere keine Secunde, ich stoße einen durchdringenden Schrei aus, und werfe mich an die Weste meines Grauen. (Allgemeine Heiterkeit.)

sen Urtheil darüber zu vernehmen, mit den Worten: „Einige, denen ich dies Gemälde zeigte, wollten behaupten, es sei eine Kopie, aber Gott verdamme mich, wenn ich dem nicht, der es noch einmal sagt, den Hals breche. Nun, lieber Freund! sagen Sie mir offenherzig Ihre Meinung darüber."

Der gewissenhafte **Officier.** Während Napoleon die Bewegungen des Feindes beobachtete und geschriebene Befehle ertheilte, trifft ein Schuß aus einer Büchse den Officier, dem er dictirt, und wirft ihn verstümmelt nieder. Napoleon verlangte einen andern Sekretär. Dieser kommt an. In dem Augenblicke, wo er in seiner Depesche fortfahren will, erhebt sich der Verwundete wieder. „General," sagte er zu ihm mit brechender Stimme, — „wir waren stehen geblieben bei ..." Und er wiederholte die letzten Worte, die ihm Napoleon dictirt hatte. Mor.

Wie man in **Ohnmacht** fällt. Der Ursprung der Claque steigt in die entferntesten Zeiten hinauf. Schon Nero's Söldlinge zwangen im Theater die Leute, dem fechtenden und singenden Imperator zu applaudiren. Zunächst wurde die Claque in Frankreich cultivirt; anfangs klatschte eine zerlumpte Horde ohne Mannszucht und Anführung, das System entwickelte sich aber immer mehr, und jetzt haben die Leiter der Claque in Paris ihre Stadt- und Landhäuser, sie statten ihre Töchter reichlich aus, sie speisen bei Very, und Abends leiten sie die Operationen im Theater mit einem schmächtigen Bambusstäbchen mit einem Knopfe von Gold und Korallen. In unseren Tagen, wo alle Gewerbe einen riesigen Aufschwung nehmen, genügte auch diese Organisation noch nicht. Man erfand den solitaire, einen einzelnen ungeheuren Schrei der Begeisterung, der unwillkürlich aus einer nicht zu bewältigenden Aufregung hervorzubrechen scheint. Hierauf wurde der rieur gestiftet, dieses herzliche laute Lachen, welches einer matt werdenden komischen Situation zu Hülfe kommt. Der interrupteur mischt sich geschickt in die Verwickelungen des Drama, und spielt mit vernehmlicher Stimme durch Unterbrechung der Schauspieler vom Parterre aus mit, indem er der bedrängten Unschuld als Warnungsstimme zuruft. — Was man aber noch nicht versucht hatte, ist, in dieser burlesken Parodie wahrer Empfindungen Frauen mitwirken zu lassen, und der erste Versuch dieser Art ist schmählich mißlungen, wie der Leser aus Folgendem entnehmen wird. — Vor einem Pariser Friedensgerichte stellte sich kürzlich eine dreißigjährige große Blondine, Mlle. Laure Fedora ein und verlangte von Herrn Villemot, dem Anwalt eines dramatischen Dichters, sechzig Franken. — „Der Client dieses Herrn kommt an einem Sonntagmorgen zu mir," erzählt Dem. Laure, „und sagt: ein fünfaktiges Stück von mir wird morgen auf den Bou-

levards gespielt. Man sagte mir, Sie könnten einen Erfolg recht warm machen: unterstützen Sie mich."

Der Richter. Welche Bedingungen machten Sie?

Mlle. Laure. Im ersten Akte sollte ich mir die Augen trocknen, im zweiten schluchzen, im vierten sollte mir übel werden, das alles um hundert Franken für die Vorstellung. Ich schlage ein. Im „Bär und Pascha" will ich in Ohnmacht fallen, um so mehr in einem Schauspiele; aber diesmal war's beim besten Willen nicht möglich.

Der Richter. Erklären Sie sich näher.

Mlle. Laure. Ich schließe den Handel ab, und komme zur Kontrolle in der Meinung, man hat mir meinen Platz aufgehoben. „Ihr Billet, Madame!" — „Billet? Ich brauche keines!" antwortete ich. — „Dann stellen Sie sich an die Queue". — „An die Queue!" rufe ich; „bei fünf und zwanzig Grad Hitze! Hören Sie nur, Papa Contremarke, ich bin gekommen, im Saale ohnmächtig zu werden, und nicht hier draußen an der Mauer hin." (Allgemeines Gelächter.)

Villemot. Mein Client war beim Gespräch zugegen, und hat Sie sogleich eintreten lassen.

Mlle. Laure. Ja, nachdem ich zwanzig Minuten gewartet. Ich trete endlich ein; wissen Sie, wohin man mich schiebt? In den dritten Stock auf den Balkon. Herr! rufe ich, soll ich auf einem Bänkchen in Ohnmacht fallen? (Gelächter.)

Villemot. Man hat Sie hernach auf die Vorbühne placirt.

Mlle. Laure. Freilich; aber meine beiden Nachbarn haben mich sehr genirt, sie warfen mir süße Blicke zu — auf Ehre alle beide. (Gelächter.) Der eine war grau wie eine Ratte, der andere roth wie eine Mohrrübe. Für wen soll ich mich entscheiden? sage ich, immer zu mir selbst; ach, ich wähle den Grauen, so was ist solid, man wird ihn für meinen Vater halten. (Anhaltendes Gelächter.) Der erste Akt fängt an, zum Sterben langweilig; mir ist's egal, ich reibe mir die Augen unendlich. Mein rother Nachbar sagt leise: diese Dame hat gewiß den Schnupfen. Mein Dichter ist auf der Vorbühne: er winkt mir mit der Hand zu, es sei gut. Der zweite Akt kommt — die bezeichnete Scene — ich schluchze, wie ein Neugebornes, der rothe Herr bietet mir den Entr'act an, um mich zu trösten; der graue flucht zwischen den Zähnen; er war schlechten Humors, mein Erwählter. Bisher ging Alles gut, aber das Stück spielt weiter, man pfeift, man zischt, man lacht, man sagt: das erlebt sein Ende nicht. Ei, sage ich, immer zu mir selbst, in Ohnmacht muß ich fallen, es koste was es wolle. Ich warte und warte, man ruft nach dem Vorhang. Achtung! Der Augenblick muß benützt werden. Der Vorhang fällt, ich verliere keine Secunde, ich stoße einen durchdringenden Schrei aus, und werfe mich an die Weste meines Grauen. (Allgemeine Heiterkeit.)

Villemot. Aber das war im dritten Akte, Sie hätten bis zum vierten warten sollen. Freilich sah es Niemand.

Mlle. Laure. Glauben Sie? der graue Herr wurde es wohl gewahr, er war auf den Tod erschrocken. Und der Mohrrübenköpfige? Der wollte mich mit Gewalt losmachen. Uebrigens that ich wohl, im dritten Akte in Ohnmacht zu fallen, weil der vierte gar nicht gespielt werden konnte. — Der Richter erklärte, wenn die Parteien sich nicht im Frieden ausglichen, müsse er die persönliche Gegenwart des Dichters verlangen. Herr Villemot, um seinem Clienten das Lächerlich werden zu ersparen, zahlt an Mlle. Laure die verlangte Summe.

Le Voleur.

Ohnmacht. Eine Ohnmacht zur gehörigen Zeit recht nach der Natur vorgestellt, kann den feinsten Menschenkenner täuschen und den Hartherzigsten rühren.

Falsche **Ohnmacht.** Eine junge Frau, die im Rufe starker Koketterie stand, aß in Gesellschaft bei einer Freundin. Sie hatte es sich gut schmecken lassen, allein kaum war sie vom Tische aufgestanden, so fiel es ihr ein — was kommt einer Kokette nicht Alles in den Sinn? — in Ohnmacht zu fallen. Man bringt sie sogleich in das Schlafzimmer der Frau vom Hause und legt sie auf deren Bett. Man löst ihr den Gürtel auf, besprengt sie mit Salzen, Geistern, Alles umsonst, sie bleibt unbeweglich. In der That mochte sie sich wohl das schöne Bild recht lebhaft denken, welches sie auf diesem seidenen und mit Spitzen geschmückten Lager den Blicken gab. Ein boshafter Spötter bemerkte leise, daß diese seinsollende Ohnmacht nichts als ein geistreiches Mittel sei, Siesta zu halten, und er wolle sogleich auch auf ein Kanapee in Ohnmacht fallen. Die Frau vom Hause fand endlich die Sache überlästig; die Gesellschaft war gestört, und um der Schönen eine Falle zu bereiten, sagte sie nichts als die Worte: „Wissen Sie, was Sie krank gemacht hat? Ihre Haare sind zu fest gesteckt, wir müssen die Zöpfe aufmachen." Dies wirkte zauberhaft. Sogleich brachte unwillkührlich die Ohnmächtige ihre Hände zum Kopfe, um ihre falschen Flechten gegen jeden das Geheimniß bedrohenden Angriff zu vertheidigen, und sich stellend als komme sie plötzlich zu sich, sprach sie mit schwacher Stimme: „Wo bin ich?" — „Bei mir," erwiederte schnell die Hausfrau, „allein der Wagen ist da und in fünf Minuten werden Sie in Ihrer Wohnung sein." — Die Nutzanwendung, die man hieraus ziehen kann, ist: daß man bei falschen Ohnmachten stets ächte Zöpfe haben müsse.

Ohr. — Es giebt zweierlei Ohren auf der Welt: lange Ohren und kurze Ohren. Welche Gattung die vorzüglichere sei, läßt sich

nicht leicht entscheiden, so viel weiß man jedoch, daß die langen Ohren stets mehr Glück gehabt, als die kurzen.

Ohren. Für gute Ermahnungen sind die meisten Menschen taub, für üble Nachreden aber haben fast alle stets offene Ohren.

Wenn nur die **Ohren** nichts erfahren. Ein Mann, der nicht lesen konnte, erhielt einen Brief in Familien-Angelegenheiten, der ihm sehr wichtig war. Er wollte nun gern wissen, was darin stand, aber wünschte auch zugleich, daß es derjenige nicht erfahren sollte, der ihm den Brief las. Was that er also? Er bestellte einen Studenten zu sich, ließ sich von diesem den Brief vorlesen und hielt ihm dabei die Ohren zu.

Ohr. Jemand, der bei Eröffnung das Schauspielhauses durch die Menge Menschen, welche die Oper Tancred sehen wollten, sehr gedrückt wurde, rief jammernd aus: Ach! so muß ganze Corpus leiden wegen Ohrwaschel!

Das lange **Ohr.** Der Baron M., ein reicher Mann in Lyon, hatte der Musik einen tiefen, unversöhnlichen Haß geschworen. Vergebens bemühte sich die Baronin, eine ausgezeichnete Künstlerin, vergebens bemühten sich die Verwandten und Freunde durch ihre Gründe, diese unbegreifliche Antipathie zu entfernen, der Baron blieb taub gegen alle Gründe, wie gegen die Reize der Harmonie. Uebrigens lebten sie in der besten Ehe; selbst bei Gesellschaftstagen machte der Baron die Honneurs mit der größten Freundlichkeit; erst wenn die Musik begann, fühlte er eine gewisse Unruhe, seine Züge zogen sich zusammen, und oft verließ er den Saal, um nur den Anwesenden den Anblick des Leides zu entziehen, das er nicht beherrschen konnte. Woher kam diese seltsame Einrichtung seines Gehörs? Von einem ganz seltsamen Gebrechen, das Aufsehen in der ärztlichen Welt machen wird. Nach vielen Fragen über die Empfindungen, die er bei den Tönen eines Sängers oder eines Instrumentes fühle, fand endlich ein Arzt die wahre Ursache dieser Antipathie, welche in dem seltsamen Gehörorgane begründet war; ein Ohr des Barons war länger als das andere. Man lache nicht, die Sache ist wahr. Da nun die beiden Ohren nicht gleiche Stimmung hatten, so wurden sie von den Tönen auf verschiedene Art berührt, und machten deshalb auf das Gehirn einen verworrenen, unangenehmen Eindruck wie verschieden gestimmte Instrumente. Jede Melodie machte auf den Baron gleichen Eindruck, Alles kam ihm falsch vor, und er mußte demnach die Musik hassen. Der Arzt überzeugte sich dadurch von der Richtigkeit seiner Annahme, daß er dem Baron ein Ohr zuhalten ließ, während

auf einem Instrumente gespielt wurde. So fand er den Eindruck ganz angenehm. Jetzt vergötterte der Baron die Musik, er muß aber, um sie genießen zu können, stets ein Ohr zuhalten.

Die genommenen **Ohren.** Ein Falschmünzer wurde zum Staupenschlage und Abschneidung der Ohren verurtheilt. Als der Scharfrichter die Execution vollstrecken wollte, machte er die Entdeckung, daß dem Verurtheilten schon beide Ohren fehlten. „Wo hast du deine Ohren gelassen?" fragte er. „Kann sie wohl ein ehrlicher Kerl lange vor euch Schelmen behalten," versetzte der Delinquent.

Jemand bekam eine **Ohrfeige.** Sein Freund fragte ihn, ob er denn das so geduldig gelitten und ob er dem Beleidiger die Ohrfeige nicht auf der Stelle zurückgegeben habe? — „Zurückgegeben?" — antwortete Jener — „dieselbe Ohrfeige zurückgeben? Nein, das konnt' ich nicht, aber eine andere hab' ich ihm gegeben."

Ohrfeige. Von einem jüdischen Jünglinge fand sich ein Anderer in einer großen Gesellschaft beleidigt. „Wenn ich mich nicht vor der Gesellschaft scheute," sagte dieser, „so gäbe ich Ihnen gleich eine Ohrfeige. Oder kommen Sie heraus." — „Ne," entgegnete Jener, ich komme nicht heraus, s'ist kalt draußen, und wenn Sie mir zwanzig geben wollten."

Ohrfeigen à la Paganini. Dem großen Paganini zu Ehren, trug manche Mode seinen Namen. Eine arme Judenfrau, die auch eine dieser Moden mitmachen wollte, kaufte sich einen Anzug à la Paganini und überraschte damit ihren Mann, der aber, voll Zorn über diesen Aufwand, ihr mit dem Ausrufe: „Do host de aach weus à la Paganini! füllst de doch verschwarzen!" eine tüchtige Ohrfeige gab. — Die Geschlagene klagt weinend dem Rabbiner, daß sie eine Ohrfeige à la Paganini bekommen, doch dieser befiehlt ihr, deutlicher zu erklären, was eine Ohrfeige à la Paganini sei. — „Wai mer!" seufzte die Klägerin, „wor's doch aane Ohrfeige aaf aane Seite."

Ohrfeigen. Ein Jurist, Namens Styck, schrieb eine Dissertation über Maulschellen und Ohrfeigen, welche er in vollkommene und unvollkommene, in patschende und nicht patschende, in ernste und scherzhafte, in strafende und lohnende (bei einer Maulsperre oder von schöner Hand zu appliciren) logisch ordnete, indem er zugleich die Fragen stellte: Kann eine Hand ohne Finger eine Ohrfeige geben? Darf der Vater den Sohn nach zurückgelegtem zwölften Jahr, oder der Mann die Frau beohrfeigen ohne Scheidungsklage? Ob man sich zu Maulschellen contractmäßig verbinden, und das alte: „auf eine Lüge eine Maulschelle" üben dürfe?

Die größte **Ohrfeige**, welche je ein Menſch bekommen hat. Im September v. J. erzählte der Wirth „zur Alpe“ in Konſtanz, daß er einem Gaſte, der von Schaffhauſen gekommen und in der „Alpe“ ſich ſtark betrunken hatte, wie er ſeine Zeche nicht bezahlte, eine ſolche Ohrfeige gegeben habe, die mehr werth geweſen, als zwanzig ſolche Zechen, denn augenblicklich ſei der Fremde nüchtern geworden und habe den Gaſthof verlaſſen. „Ich habe davon gehört,“ bemerkte ein Unbekannter, der bisher immer ſtille geſeſſen und den Wirth mit kaltem Grimme beobachtet hatte; „die Ohrfeige war ſehr ſtark, denn der ſie bekommen, war mein Bruder und hat mir dieſen Fauſtſchlag treu geſchildert. Ich bin auch nur hieher gekommen, meines Bruders Zeche zu bezahlen und dann auch die Ohrfeige nicht ſchuldig zu bleiben. Da ich aber dem unhöflichen Wirth keine Ohrfeige geben kann, die ihn nüchtern macht, weil er ſchon nüchtern iſt, ſo werde ich ihm, in Gegenwart aller Verſammelten, eine Ohrfeige appliciren, die ihn, ſo lange er lebt, wie betrunken erſcheinen laſſen ſoll,“ und in dieſem Augenblicke verſetzte er auch dem Wirthe eine ſolche furchtbare Ohrfeige, daß alle Anweſenden erbebten und der Wirth wie von einer Kanonenkugel getroffen hinſtürzte. Nur mit Mühe konnte er zu ſich gebracht werden, aber er war dergeſtalt im Gehirn erſchüttert, daß er wirklich wie ein Betrunkener herumtaumelte und ſtatt zu ſprechen nur zu lallen vermochte. Das Entſetzen der Anweſenden war ſo allgemein, daß Niemand daran dachte, den furchtbaren Ohrfeigenſpender aufzuhalten, der für die Zeche ſeines Bruders Geld ins Zimmer warf und wie der Blitz davoneilte. Der Wirth „zur Alpe“ in Konſtanz iſt nun noch immer betäubt; man hat ihm gerathen, nach Gräfenberg zu gehen, um durch die Waſſercur den ewigen Rauſch zu verlieren, doch machte auch der Volkswitz ſeine Gloſſen. Das Wirthshaus „zur Alpe“ heißt jetzt in der ganzen Umgegend: „Zur größten Ohrfeige der Welt.“

Ohrenklingen. „O wie mir mein Ohr klingt! ich bitte horchen Sie doch einmal!“ ſagte eine junge Dame zu dem neben ihr ſitzenden Herrn.

Das **einohrige** Kind. Ein Gutsbeſitzer, welcher bei der Verſtandesvertheilung etwas zu kurz gekommen war, erhielt erſt im ſechsten Jahre ſeiner Ehe ein eheliches Geſchenk, nämlich einen Knaben, welcher nur ein Ohr hatte. Man zerbrach ſich im ganzen Städtchen den Kopf, was denn die Urſache hiervon ſein könnte. Endlich ſagte Einer: „Seht liebe Kinder, ich meine, das iſt ſo geſchehen, die Natur war bei den Ohren des Vaters zu verſchwenderiſch, und da blieb für den Sohn nicht mehr Stoff genug übrig.“

Oldys. Der engliſche Geſchichtsſchreiber Oldys ſaß mehrere

Jahre im Elendgefängniß. Nach einiger Zeit wußte er sich die Gunst des Gefangenwärters so zu erwerben, daß dieser ihm oft erlaubte, des Abends ausgehen und seine Freunde besuchen zu dürfen. — Oldys machte vielfach von dieser Vergünstigung Gebrauch und kehrte mehrmals so spät, als möglich, wieder in seine Kerkerstube zurück. — Einst kam er aber mitten in der Nacht; er pochte den Gefangenwärter aus dem Schlaf; dieser öffnete endlich die Thüre und sagte zu ihm halb schlaftrunken: „Sir Oldys! Wenn Sie künftig so spät kommen, so bleibt mir nichts übrig, als Sie gar nicht mehr einzulassen. Merken Sie sich das!"

Ole-Bull ist ein Norweger; obschon diese eisigen Regionen wenig geeignet scheinen zur Entwickelung der Künste des Südens, ist Ole-Bull doch vielleicht der einzige Künstler, der an Paganini erinnert. Ole-Bull verdankt seine musikalische Bildung fast nur sich selbst allein; er war ungefähr 8 Jahr alt, als er, um mit den Quakers zu reden, die Impulsion des musikalischen Geistes in sich verspürte. Seine Familie wollte, daß er Geistlicher oder Rechtsgelehrter werde; er zog die Violine vor, und mit zwanzig Jahren beschloß er, sich seinem guten Sterne und seinem Instrumente zu überlassen. Man erzählt seltsame Geschichten von der Noth, mit der er zu kämpfen hatte. Die Künstler haben das mit Dichtern und großen Männern gemein, daß man aus ihren Biographien Romane macht. Ole-Bull kam mit der Cholera zugleich nach Paris, welches damals still und traurig war. Die Börse des Virtuosen erschöpfte sich bald. Eines Tages fand der Künstler, nach einer trübsinnigen Promenade in einer Stadt, in der man damals nur Tragbahren und Todtenmännern begegnete, sein Felleisen in seinem armseligen Quartiere nicht mehr; die Diebe hatten selbst seine Violine nicht respectirt. In Verzweiflung darüber irrte er drei Tage in den Straßen herum, am vierten stürzte er sich in die Seine, wurde aber glücklicher Weise gerettet. — Ole-Bull wieder dem Leben gegeben, hatte Anfangs nur sehr schwache Existenzmittel; er verkaufte sein letztes Hemd, um Paganini zu hören, er hörte ihn und gelobte sich, ihm nachzuahmen. Die Saison der Concerte war wieder gekommen, er gibt eines, macht eine Einnahme von 1,200 Fr. und sieht sich auf dem Wege zu einem besseren Glücke. Er geht nach Italien, aber dies klassische Land der Musik nimmt ihn gleichgültig auf. In Florenz wäre Ole-Bull bald vor Hunger gestorben, da erscheint Mad. Malibran und Herr Beriot, um in dieser Stadt ein Concert zu geben. Sie steigen zufällig in demselben Gasthofe ab, wo Ole-Bull wohnte, da wird Hr. Beriot auf einmal unpäßlich. Die Malibran, welche von dem Gastwirthe von Ole-Bull hört, ladet ihn ein, anstatt Beriot's zu spielen; er spielt und reißt Alles zur Bewunderung hin. Von nun an verbreitete sich sein Ruf

durch ganz Italien; er erhielt enthusiastischen Beifall in dem großen Theater San Carlo in Neapel, wo er neun Mal dasselbe Stück wiederholen mußte.

Nach seinem ersten Concerte kehrte **Ole-Bull** nach seiner Wohnung zurück, ganz enthusiasmirt von den Huldigungen, welche seinem Talente dargebracht worden waren. Die Nacht war kalt, der Künstler klingelt seinem Diener und befiehlt, Feuer anzumachen. Der Diener schiebt eine hohe, weite Kiste zum Kamin, auf welcher mit Farbe die Worte gepinselt standen: „Brennholz." Ole-Bull fragt überrascht, woher diese Kiste komme, und erfährt, sie sei spät Abends von einem Träger gebracht worden, welcher angab, aus einem nahen Holzhofe zu kommen. Die Kiste wurde aufgebrochen, und siehe da, sie enthielt — nicht Holzscheite, sondern zwei und zwanzig Violinen und Bratschen mit ihren Bogen. Dabei lag ein Schreiben, welches in Form einer gerichtlichen Schrift abgefaßt war und folgendermaßen lautete: „Die Unterzeichneten, sämmtlich Mitglieder mehr oder minder philharmonischer Vereine, erklären durch gegenwärtige Urkunde, daß sie von dem heutigen Tage an ihren Studien und Uebungen auf den beiliegenden Instrumenten ganz entsagen. Dasselbe Holz, welchem Herr Ole-Bull so viel Leben und Leidenschaft entlockt, kann in den Händen der Unterzeichneten für nichts weiter als Brennholz angesehen werden. Die Unterzeichneten stellen also an Herrn Ole-Bull das Gesuch, ein Auto da fé zu veranstalten, und den Rauch, welcher von diesem Holze aufsteigen wird, für einen von den reuigen Laien seiner Erhabenheit dargebrachten Weihrauch anzusehen. (Folgen zwei und zwanzig Unterschriften)."

Zwei Tage darauf wurde ein Gastmahl von drei und zwanzig Couverts bereitet. Jeder Platz war mit einem Violon markirt, welches schräg über dem Stuhle hing, und an dem Bogen eines jeden Instrumentes war ein Goldring mit Email befestigt, mit der Devise: „Einsamkeit und Beharrlichkeit". — Diese Devise war ein Rath, welchen der große Kunstheros den leicht eingeschüchterten Gemüthern ertheilte, und zugleich eine symbolische Andeutung der Geschichte seines Lebens und seiner Talententwickelung.

Wer ist Onkel und wer ist Neffe? In der Grafschaft Westmoreland kamen kürzlich eine Frau und deren Tochter an einem und demselben Tage nieder, jede mit einem Knaben. Beide Kinder wurden in ein und dieselbe Wiege gegeben, und in der Verwirrung vergaß man, welcher der Onkel, welcher der Neffe ist. Diese Frage wird vielleicht in Ewigkeit sich nicht lösen lassen.

Oper. Was ist eine Oper? — Wenn eine Sache so dumm ist, daß man sich schämt, sie zu sprechen, so singt man sie.

Oper. Als an einem Theetische die Frage aufgeworfen wurde: „Warum noch kein Frauenzimmer eine Oper componirt habe?“ führte eine junge Dame den Freischütz und den Oberon an, um der Gesellschaft auf kürzestem Wege die — Marie von Weber ins Gedächtniß zurückzurufen.

Ein altes Urtheil über die **Oper.** Der bekannte Schriftsteller Hippel sprach schon im Jahre 1769 über die Oper folgendermaßen: „Was könnte mehr Besorgniß erregen, als die bei den Ausländern der guten Tragödie und Comödie so nachtheilig gewordene Sucht der Opern, die sich in Deutschland so unzeitig frühe zu äußern anfängt, und die selbst einer unserer besten Dichter (Göthe, der aber bekanntlich bald aufhörte, die seichten Forderungen der Opern-Componisten befriedigen zu wollen), undankbar gegen Melpomenen, durch sein eignes Beispiel zu begünstigen wagt? Bei jenen Völkern war es Folge einer langen und übermäßigen Fruchtbarkeit; aber bei uns, was kann es da anders sein, als der traurige Beweis unserer frühzeitigen Armuth oder unsere mehr als kindische Unbeständigkeit?“ — Ob dieser Ausspruch nicht auch heute noch gilt?

Uebersetzte **Oper.** Als die Oper Norma deutsch gegeben wurde, äußerte Jemand, das müsse keine gute Uebersetzung sein, weil die Musik im Deutschen nicht so gut klänge, wie im Italienischen.

Opernbesuch. Eine Frau vom Lande kam das erste Mal in die Residenz. Sie empfing Gesellschaft. „Haben Sie die Oper schon besucht,“ fragte sie eine Dame. „Nein! das ist meine Weise nicht. Ich bin fremd hier. Wenn sie zu mir kommen wird, dann werde ich sie auch besuchen,“ erwiederte sie hochroth.

Operngucker. Barthold Senff, der witzige Anekdotenjäger, spottet: „Es kommt immer mehr eine Art Operngucker in die Mode, von der Größe kleiner Kanonen; wenn man in Ausdehnung derselben noch ein weniges fortfährt, so werden dieselben mittelst Wagen in's Theater transportirt werden müssen. Zu beklagen ist der Zuschauer, den das Schicksal auf den Seitenplätzen in die Nähe eines solchen Operngluckers setzte, er wird wenig von der Bühne genießen. Zu beneiden ist das Liebespaar, welches sich unweit solcher Instrumente placirte; es kann hinter diesen Doppelguckern in Weinflaschengröße die schönsten Rendezvous feiern. Man wird nächstens Bestellungen machen „hinter dem Operngucker auf den und den Platz.“

Opernsänger: Glaubt an die Unsterblichkeit der Kehle, läßt sich den guten Ton und den feinen Takt noch besser bezahlen als der

Diplomat, und hört gewöhnlich mehr auf seine eigne Stimme als auf die Stimme der Billigkeit. Den Theater-Directoren ist er noch theurer als dem Publikum, und am theuersten dann, wenn er, ohne Abschied zu nehmen, auf einem andern Bretter-Welttheile sein Glück und das Publikum versucht. Was den weiblichen Theil in dieser Ordnung, die Sängerinnen nämlich, betrifft, so sind diese zum Schnupfen sehr geeignet.

Operntitel-Verdrehung. Ein Bedienter kam unlängst in eine Kunsthandlung und verlangte Gesänge aus den Opern: „Die Heimkehr des Verbrannten," (Verbannten) „Herr Nanni," (Ernani) „D'Uhr am Tod," (Turandot) und „Außa muß er." — Die ersten drei verlangten konnte sich der Commis wohl enträthseln, nur bei der vierten Oper kostete es viel Mühe herauszufinden, daß er „Bravo" von Mercadante haben wollte.

Unterhaltende **Operation.** Der Marquis *** war in einem Treffen durch einen Schuß am Fuße verwundet worden. Die Wundärzte hielten beim Verbande für nöthig, viel zu schneiden; eine halbe Stunde sah er ruhig zu, endlich fragte er doch, was sie denn mit ihm wollten? Sie sagten: „Wir suchen die Kugel." — „Die Kugel?" antwortete der Marquis; „warum sagten sie das nicht gleich? die habe ich in der Tasche."

Operations-Plan — ist nicht mehr im Gebrauch, man operirt jetzt ohne Plan. Ehedem gab's viele Operationen und wenig Pläne; jetzt viele Pläne und wenig Operationen.

Opfer. Als man in Paris an einem Tage das Trauerspiel „Iphigenia" auf zwei Theatern gab, sagte der witzige Schauspieler Odry: „Nun wird man es doch nicht mehr in Abrede stellen, daß die Theater dem Publikum Opfer bringen, um sich bei ihm beliebt zu machen."

Opfer. Im März 1779 nahm der General Scott Urlaub, um seine Familie in der Grafschaft Powhatan in Virginien zu besuchen. Ein alter Mann aus der Nachbarschaft besuchte ihn gleich nach seiner Ankunft, um sich nach seinen beiden Söhnen zu erkundigen, welche seit einiger Zeit bei der Armee des Generals Washington dienten. Scott antwortete mit der innigsten Rührung, daß Beide geblieben wären. „O, Herr General!" rief der Alte aus: „meine Söhne sind den Tod für's Vaterland gestorben, sie haben ihr Leben für die gute Sache geopfert! Ich habe noch einen Sohn, der eben im Begriff war, zu seinen Brüdern zu gehen. Der wackere Junge ist voll guten Willens, wollen Sie ihn, wenn Sie zur Armee gehen, mit nehmen, so steht er Ihnen zu Diensten."

Opie. Der englische Maler Opie war ein gar trockener Kauz, und fertigte manchen arroganten Pinsel so behende ab, wie er den eigenen handhabte. So sagte er (siehe „Lectures on painting and design," herausgegeben von Haydon) eines Tages einem eitlen, gräuen Modenarren, der seine Lippen so sehr als möglich spitzte, als er den Maler bei der Abbildung seines Mundes beschäftigt wähnte, ganz behaglich ironisch lächend: „Wenn Sie wünschen, Mylord, daß ich Ihren Mund ganz auslassen soll, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen!"

Die Opiumraucher. Lord Jocelyn, Sekretär bei der diplomatischen Mission, welche die englische Flotte nach dem chinesischen Meere begleitet, ließ zu London einen Bericht über die erste Invasion der Engländer in das himmlische Reich erscheinen, woraus wir folgende Mittheilung über die Opiumraucher entnehmen: „Ein Gegenstand meiner besonderen Neugierde in Singapore — so erzählt der Reisende — war, den Opiumraucher in seiner Verzückung zu sehen. Es ist dies ein Grausen erregendes Schauspiel, wenn es gleich für den ersten Anblick weniger abstoßend scheint, als das Bild eines Trunkenboldes, der sich durch sein Laster zum Vieh erniedrigt. Und doch macht das blöde Lächeln und die lethargische Erschlaffung des Opiumrausches bald einen entsetzlichern Eindruck, und nur das tiefste Mitleid ist es, was man für die elenden Opfer dieses mächtigen Giftes fühlen kann. Eine Straße mitten in der Stadt ist dicht mit Opiumläden überfüllt, wohin sich am Abend, wenn die Arbeiten des Tages beendet sind, eine Menge unglücklicher Chinesen drängt, welche sich diesem abscheulichen Laster ergeben haben. Die Zimmer, worin sie sich niederlassen, um zu rauchen, sind rings mit hölzernen Kanapee's umgeben, woran eine gepolsterte Rücklehne angebracht, um das Haupt auszuruhn. Die Pfeife, deren sich der Raucher bedient, besteht aus einem Rohre im Durchmesser eines Zolles, dessen äußerste Bohrung, in welche das Opium gethan wird, höchstens von der Stärke eines Nadelkopfes ist. Das Opium selbst ist mit Wohlgerüchen präparirt, und man bedarf nur einer kleinen Portion, um eine solche Pfeife zu füllen, die einen oder höchstens zwei Züge Rauch gibt; diese werden sehr stark und nach den Lungen eingeathmet, wie die Indier thun, wenn sie die Huka rauchen. Für einen Neuling sind ein bis zwei Pfeifen eine hinreichende Dosis; die jedoch daran gewöhnt sind, können Stunden lang rauchen. Zu Häupten jedes Sitzplatzes brennt eine kleine Lampe, denn die Flamme muß an das Opium jedesmal gebracht werden, während der Raucher die Luft einzieht, und da ein solches oftmaliges Füllen und Anzünden der Pfeifen sehr beschwerlich ist, so steht fast bei jedem Raucher ein Diener des Hauses, welcher dies Geschäft versteht. Wenige Tage dieses fürchterlichen Vergnügens, besonders wenn es

unmäßig genossen wird, reichen hin, die Wangen leichenblaß und das Auge starr zu machen; in einigen Monaten, ja schon in Wochen kann der stärkste und gesündeste Mann blödsinnig und zum stechen Gerippe werden. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Qual und Angst diese Unglücklichen ausstehen, wenn man man ihnen die angestammte Leidenschaft versagen wollte, weil sie nur mehr unter dem Einflusse des genossenen Giftes ihre Lebenskräfte in Thätigkeit versetzen können. In den Häusern ihres Verderbens, von neun Uhr Abends an, kann man die bejammernswerthen Opfer in allen Stadien sehen, welche der Opiumrausch durchmacht. Halb wahnsinnig vor Sehnsucht treten die Einen ein, um dem tagüber schmerzlich entbehrten Genusse zu genügen; Andere, die sich an den ersten Pfeifen erlaben, schwätzen und lachen wie durcheinander und vor sich hin, während Andere matt und regungslos, ein blödes Lächeln auf dem Gesichte, dalehnen und entnervt von der Wirkung des Giftrauches auf nichts mehr achten, was um sie her geschieht, und sich entzückt der allmählig erfolgenden Apathie hingeben. Die letzte Scene dieses gräßlichen Trauerspiels ist ein entferntes Gemach des Hauses, ein wahres Todtenzimmer, wo diejenigen, die in den Zustand jener tiefsten Verzückung gelangt sind, welcher der Opiumraucher so begierig nachstrebt, ausgestreckt daliegen, wie starre Leichen, Bilder des ewigen Schlafes, in welchen sie dieser scheußliche Genuß nur zu bald stürzt."

Opposition. Ein Kind schrie; die Mutter fragte: „Was fehlt dir, willst du essen?" — „Nein!" — „Trinken?" — „Nein!" — „Schlafen?" — „Nein!" — Nun was willst Du denn?" — „Schreien!" Das ist doch wohl das klarste Element der Opposition!

— Ein Einwohner in Neufchatel hatte eine sehr störrische Gattin. Diese fragte ihn einst: Was die Oppositions-Partei in England eigentlich sei, wovon die Zeitungen so häufig sprächen? „Es ist eben das, was Du in der Haushaltung bist;" erwiederte er lakonisch.

Optiker. Ein Optiker rühmte die Vortrefflichkeit seiner Gläser. — „Wie weit kann ich denn damit sehen, kann ich wohl vier Stunden weit damit sehen?" fragte ein Käufer. — „Was? vier Stunden weit?" antwortete der Optiker schnell. „Nun das wäre was Rechtes. 60,000 Meilen weit können Sie damit sehen, mein Herr! Ja, mein Herr, Sie können den Mond damit sehen."

Orang Outang. Es wäre eine wahre Wohlthat für die Menschheit — ein Erziehungshaus für diese Affenclasse zu errichten, und sie dann statt der Dienstboten zu benutzen, da für Affen manche Dienstesverrichtungen weniger entwürdigend wären, als jetzt für Menschen.

Opie. Der englische Maler Opie war ein gar trockener Kauz, und fertigte manchen arroganten Pinsel so behende ab, wie er den eigenen handhabte. So sagte er (siehe „Lectures on painting and design," herausgegeben von Haydon) eines Tages einem eitlen, grämen Modenarren, der seine Lippen so sehr als möglich spitzte, als er den Maler bei der Abbildung seines Mundes beschäftigt wähnte, ganz behaglich ironisch lächend: „Wenn Sie wünschen, Mylord, daß ich Ihren Mund ganz auslassen soll, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen!"

Die **Opiumraucher.** Lord Jocelyn, Sekretär bei der diplomatischen Mission, welche die englische Flotte nach dem chinesischen Meere begleitet, ließ zu London einen Bericht über die erste Invasion der Engländer in das himmlische Reich erscheinen, woraus wir folgende Mittheilung über die Opiumraucher entnehmen: „Ein Gegenstand meiner besonderen Neugierde in Singapore — so erzählt der Reisende — war, den Opiumraucher in seiner Verzückung zu sehen. Es ist dies ein Grausen erregendes Schauspiel, wenn es gleich für den ersten Anblick weniger abstoßend scheint, als das Bild eines Trunkenboldes, der sich durch sein Laster zum Vieh erniedrigt. Und doch macht das blöde Lächeln und die lethargische Erschlaffung des Opiumrausches bald einen entsetzlichern Eindruck, und nur das tiefste Mitleid ist es, was man für die elenden Opfer dieses mächtigen Giftes fühlen kann. Eine Straße mitten in der Stadt ist dicht mit Opiumläden überfüllt, wohin sich am Abend, wenn die Arbeiten des Tages beendet sind, eine Menge unglücklicher Chinesen drängt, welche sich diesem abscheulichen Laster ergeben haben. Die Zimmer, worin sie sich niederlassen, um zu rauchen, sind rings mit hölzernen Kanapee's umgeben, woran eine gepolsterte Rücklehne angebracht, um das Haupt auszuruhn. Die Pfeife, deren sich der Raucher bedient, besteht aus einem Rohre im Durchmesser eines Zolles, dessen äußerste Bohrung, in welche das Opium gethan wird, höchstens von der Stärke eines Nadelkopfes ist. Das Opium selbst ist mit Wohlgerüchen präparirt, und man bedarf nur einer kleinen Portion, um eine solche Pfeife zu füllen, die einen oder höchstens zwei Züge Rauch gibt; diese werden sehr stark und nach den Lungen eingeathmet, wie die Indier thun, wenn sie die Huka rauchen. Für einen Neuling sind ein bis zwei Pfeifen eine hinreichende Dosis; die jedoch daran gewöhnt sind, können Stunden lang rauchen. Zu Häupten jedes Sitzplatzes brennt eine kleine Lampe, denn die Flamme muß an das Opium jedesmal gebracht werden, während der Raucher die Luft einzieht, und da ein solches oftmaliges Füllen und Anzünden der Pfeifen sehr beschwerlich ist, so steht fast bei jedem Raucher ein Diener des Hauses, welcher dies Geschäft versteht. Wenige Tage dieses fürchterlichen Vergnügens, besonders wenn es

unmäßig genossen wird, reichen hin, die Wangen leichenblaß und das Auge starr zu machen; in einigen Monaten, ja schon in Wochen kann der stärkste und gesündeste Mann blödsinnig und zum stechen Gerippe werden. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Qual und Angst diese Unglücklichen ausstehen, wenn man man ihnen die angestammte Leidenschaft versagen wollte, weil sie nur mehr unter dem Einflusse des genossenen Giftes ihre Lebenskräfte in Thätigkeit versetzen können. In den Häusern ihres Verderbens, von neun Uhr Abends an, kann man die bejammernswerthen Opfer in allen Stadien sehen, welche der Opiumrausch durchmacht. Halb wahnsinnig vor Sehnsucht treten die Einen ein, um dem tagüber schmerzlich entbehrten Genusse zu genügen; Andere, die sich an den ersten Pfeifen erlaben, schwätzen und lachen wie durcheinander und vor sich hin, während Andere matt und regungslos, ein blödes Lächeln auf dem Gesichte, dalehnen und entnervt von der Wirkung des Giftrauches auf nichts mehr achten, was um sie her geschieht, und sich entzückt der allmählig erfolgenden Apathie hingeben. Die letzte Scene dieses gräßlichen Trauerspiels ist ein entferntes Gemach des Hauses, ein wahres Todtenzimmer, wo diejenigen, die in den Zustand jener tiefsten Verzückung gelangt sind, welcher der Opiumraucher so begierig nachstrebt, ausgestreckt daliegen, wie starre Leichen, Bilder des ewigen Schlafes, in welchen sie dieser scheußliche Genuß nur zu bald stürzt."

Opposition. Ein Kind schrie; die Mutter fragte: „Was fehlt dir, willst du essen?" — „Nein!" — „Trinken?" — „Nein!" — „Schlafen?" — „Nein!" — Nun was willst Du denn?" — „Schreien!" Das ist doch wohl das klarste Element der Opposition!

— Ein Einwohner in Neufchatel hatte eine sehr störrische Gattin. Diese fragte ihn einst: Was die Oppositions-Partei in England eigentlich sei, wovon die Zeitungen so häufig sprächen? „Es ist eben das, was Du in der Haushaltung bist;" erwiederte er lakonisch.

Optiker. Ein Optiker rühmte die Vortrefflichkeit seiner Gläser. — „Wie weit kann ich denn damit sehen, kann ich wohl vier Stunden weit damit sehen?" fragte ein Käufer. — „Was? vier Stunden weit?" antwortete der Optiker schnell. „Nun das wäre was Rechtes. 60,000 Meilen weit können Sie damit sehen, mein Herr! Ja, mein Herr, Sie können den Mond damit sehen."

Drang Outang. Es wäre eine wahre Wohlthat für die Menschheit — ein Erziehungshaus für diese Affenclasse zu errichten, und sie dann statt der Dienstboten zu benutzen, da für Affen manche Dienstesverrichtungen weniger entwürdigend wären, als jetzt für Menschen.

Orden. Eine Frau, niedern Standes, reichte bei dem Staats-Minister H. eine Bittschrift ein. Zur Ersparung der Kosten machte sie sich die Bittschrift selbst, und auch die Aufschrift. Sie wußte zwar, daß der Minister mehrere Orden hatte, jedoch nicht bestimmt, welche, und um dieß auf der Adresse anzudeuten, schrieb sie folgendermaßen: An Seine Excellenz, den Herrn Staats-Minister von H. Ritter mehrerer unwissender Orden.

Orden. „Welches mag wohl der älteste Orden sein?" fragte in einer Gesellschaft eine Dame, deren Gatte in ihrem Besitze nicht eben glücklich zu nennen war. „Der vom Hauskreuz," erwiederte Magister Persiflus.

Ordentlich. Ein Bedienter wurde gefragt, ob sein Herr ordentlich lebe? „O ja, sehr ordentlich," antwortete er, „denn er ist alle Tage um dieselbe Stunde betrunken."

Ordentliche Professoren. Ein Knabe hörte seinen Vater erzählen, daß dessen Freund ordentlicher Professor der Philosophie geworden sei. „Ei Vater!" fragte er, „gibt's denn auch unordentliche Professoren der Philosophie?"

Sehr **ordinärer** Professor. Der durch seine Originalität und gute Laune berühmte Professor ordinarius Gr. Aug. Clodius, zu Leipzig, erhielt einst einen Brief mit der Adresse: A. Mr. Clodius, Professeur très ordinaire.

Beweis von **Ordnung.** „O! wie glücklich bin ich mit meiner Frau!" rief ein Ehemann aus: „in meiner Hauswirthschaft ist Alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln!" und bei diesen Worten zog er statt des Schnupftuches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

Ordnung. Im zweiten Stock eines Hauses hatte ein Dieb einen Silberlöffel gestohlen; man ertappte ihn aber auf der That, und prügelte ihn den ersten Stock hinab. Hier empfing man ihn eben so, und zu ebner Erde warf man ihn zur Thür hinaus. Da begegnete er dem Hausherrn, hielt ihn an und sagte: „Ich gratulire Ihnen zu Ihrem Hause, da herrscht eine musterhafte Ordnung."

Zur Geschichte der **Orgeln.** Agnello, der 10. Doge von Venedig, welcher die herzogliche Würde im Jahre 810 antrat, erwarb sich nicht nur unsterbliche Verdienste um die Erbauung der Stadt Venedig auf der Insel Rialto, sondern auch um die Pflege der Künste. Di

erste Kunst, welche in Venedig nach der Gründung der Stadt emporkam, war die Verfertigung der Orgeln. Man hatte sie zwar in den Abendländern einige Zeit vorher, mußte sie aber von den Griechen kommen lassen, welches sie sehr theuer machte und ihnen den ausschließenden Handel damit verschafft hatte. Ein venetianischer Priester, Namens Georg, lernte ihnen die Kunst ab und brachte sie in den Abendländern empor. Kaiser Ludwig der Fromme († 840), Sohn Kaiser Karls des Großen († 814) brachte dieselbe noch weiter empor, nachdem ihn Baldrich, Herzog von Friaul, diesen Priester zugeschickt hatte. Er schickte ihn nach Aachen, wo Georg seine Kunst bekannt machte und ausbreitete, wofür er eine Abtei in Frankreich zur Belohnung erhielt. Die Venetianer haben also den Ruhm, die tönende Andacht befördert und in der abendländischen Kirche bekannter gemacht zu haben.

Die **Orgel** aus Macaroni. Ein Instrumentenmacher in Paris hat, melden die Zeitungen, dem allbekannten Rossini zum Neujahrsgeschenk ein Positiv überreicht, dessen Pfeifen sämmtlich aus neapolitanischen Macaroni bestehn!!

Orientalische Laune. Der Dichter Thaalebi war einer von Denen, welche an dem Fuße des Thrones von Mansur standen. Eines Tages hatte er ein Bassidah verfertigt, „welches," sagte er, „ich voll Hoffnung dem Khalifen vorlas, und das auch seinen Beifall erhielt. Er sagte zu mir: O, Taalebi, was wolltest du lieber, daß ich dir dreihundert Dinars von rothem Golde, oder drei Worte der Weisheit gäbe, von welchen jedes hundert Dinars werth ist? Ich erwiederte, um vor seinem Angesicht Gnade zu finden: Bleibende Weisheit ist besser als vergängliches Gut. Er sagte: das erste Wort ist: wenn dein Kleid alt wird, so flicke es nicht mit einem neuen Lappen, denn es gewährt einen üblen Anblick. Ich sagte: O, und ho, und o weh! Hundert Dinars sind verloren! Der Khalif lächelte und sagte: Das zweite Wort ist: wenn du deinen Bart salbst, so salbe nicht das Ende desselben, denn sonst wirst du den Kragen deines Gewandes beschmutzen. Ich sagte: Ach! und tausendmal Ach! Zweihundert Dinars sind verloren. Der Khaliif lächelte wieder und sagte: Das dritte Wort — aber ehe er es ausgesprochen hatte, sagte ich: O, Khalif unseres Glückes, behalte die dritte Lehre in deinem Schatze und gib mir die übrigen hundert Dinars, denn diese werden mir tausend mal mehr werth sein, als das Anhören von Lehren. Der Khalif lachte darüber und befahl, man sollte mir 500 Dinars von rothem Golde geben."

Original. In einer Gesellschaft las einer der Anwesenden eine

Orden. Eine Frau, niedern Standes, reichte bei dem Staats-Minister H. eine Bittschrift ein. Zur Ersparung der Kosten machte sie sich die Bittschrift selbst, und auch die Aufschrift. Sie wußte zwar, daß der Minister mehrere Orden hatte, jedoch nicht bestimmt, welche, und um dieß auf der Adresse anzudeuten, schrieb sie folgendermaßen: An Seine Excellenz, den Herrn Staats-Minister von H. Ritter mehrerer unwissender Orden.

Orden. „Welches mag wohl der älteste Orden sein?" fragte in einer Gesellschaft eine Dame, deren Gatte in ihrem Besitze nicht eben glücklich zu nennen war. „Der vom Hauskreuz," erwiederte Magister Persiflus.

Ordentlich. Ein Bedienter wurde gefragt, ob sein Herr ordentlich lebe? „O ja, sehr ordentlich," antwortete er, „denn er ist alle Tage um dieselbe Stunde betrunken."

Ordentliche Professoren. Ein Knabe hörte seinen Vater erzählen, daß dessen Freund ordentlicher Professor der Philosophie geworden sei. „Ei Vater!" fragte er, „gibt's denn auch unordentliche Professoren der Philosophie?"

Sehr **ordinärer** Professor. Der durch seine Originalität und gute Laune berühmte Professor ordinarius Gr. Aug. Clodius, zu Leipzig, erhielt einst einen Brief mit der Adresse: A. Mr. Clodius, Professeur très ordinaire.

Beweis von **Ordnung.** „O! wie glücklich bin ich mit meiner Frau!" rief ein Ehemann aus: „in meiner Hauswirthschaft ist Alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln!" und bei diesen Worten zog er statt des Schnupftuches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

Ordnung. Im zweiten Stock eines Hauses hatte ein Dieb einen Silberlöffel gestohlen; man ertappte ihn aber auf der That, und prügelte ihn den ersten Stock hinab. Hier empfing man ihn eben so, und zu ebner Erde warf man ihn zur Thür hinaus. Da begegnete er dem Hausherrn, hielt ihn an und sagte: „Ich gratulire Ihnen zu Ihrem Hause, da herrscht eine musterhafte Ordnung."

Zur Geschichte der **Orgeln.** Agnello, der 10. Doge von Venedig, welcher die herzogliche Würde im Jahre 810 antrat, erwarb sich nicht nur unsterbliche Verdienste um die Erbauung der Stadt Venedig auf der Insel Rialto, sondern auch um die Pflege der Künste. Di

erste Kunst, welche in Venedig nach der Gründung der Stadt emporkam, war die Verfertigung der Orgeln. Man hatte sie zwar in den Abendländern einige Zeit vorher, mußte sie aber von den Griechen kommen lassen, welches sie sehr theuer machte und ihnen den ausschließenden Handel damit verschafft hatte. Ein venetianischer Priester, Namens Georg, lernte ihnen die Kunst ab und brachte sie in den Abendländern empor. Kaiser Ludwig der Fromme († 840), Sohn Kaiser Karls des Großen († 814) brachte dieselbe noch weiter empor, nachdem ihn Baldrich, Herzog von Friaul, diesen Priester zugeschickt hatte. Er schickte ihn nach Aachen, wo Georg seine Kunst bekannt machte und ausbreitete, wofür er eine Abtei in Frankreich zur Belohnung erhielt. Die Venetianer haben also den Ruhm, die tönende Andacht befördert und in der abendländischen Kirche bekannter gemacht zu haben.

Die **Orgel** aus Macaroni. Ein Instrumentenmacher in Paris hat, melden die Zeitungen, dem allbekannten Rossini zum Neujahrsgeschenk ein Positiv überreicht, dessen Pfeifen sämmtlich aus neapolitanischen Macaroni bestehn!!

Orientalische Laune. Der Dichter Thaalebi war einer von Denen, welche an dem Fuße des Thrones von Mansur standen. Eines Tages hatte er ein Bassidah verfertigt, „welches," sagte er, „ich voll Hoffnung dem Khalifen vorlas, und das auch seinen Beifall erhielt. Er sagte zu mir: O, Taalebi, was wolltest du lieber, daß ich dir dreihundert Dinars von rothem Golde, oder drei Worte der Weisheit gäbe, von welchen jedes hundert Dinars werth ist? Ich erwiederte, um vor seinem Angesicht Gnade zu finden: Bleibende Weisheit ist besser als vergängliches Gut. Er sagte: das erste Wort ist: wenn dein Kleid alt wird, so flicke es nicht mit einem neuen Lappen, denn es gewährt einen üblen Anblick. Ich sagte: O, und ho, und o weh! Hundert Dinars sind verloren! Der Khalif lächelte und sagte: Das zweite Wort ist: wenn du deinen Bart salbst, so salbe nicht das Ende desselben, denn sonst wirst du den Kragen deines Gewandes beschmutzen. Ich sagte: Ach! und tausendmal Ach! Zweihundert Dinars sind verloren. Der Khaliif lächelte wieder und sagte: Das dritte Wort — aber ehe er es ausgesprochen hatte, sagte ich: O, Khalif unseres Glückes, behalte die dritte Lehre in deinem Schatze und gib mir die übrigen hundert Dinars, denn diese werden mir tausend mal mehr werth sein, als das Anhören von Lehren. Der Khalif lachte darüber und befahl, man sollte mir 500 Dinars von rothem Golde geben."

Original. In einer Gesellschaft las einer der Anwesenden eine

sehr witzige Beschreibung in Versen von einer sehr bösen Frau vor, „O, lassen Sie mich doch davon eine Abschrift nehmen," sagte der Rath X . . ., nach beendigter Vorlesung. — „Wozu das," meinte ein Anderer, der seine häuslichen Verhältnisse kannte: „Er hat ja das Original."

Die **Original-Ausgabe.** „Geben Sie mir Schiller's Werke," bat ein Fremder den Buchhändler eines Städtchens. Als er sie empfing, bemerkte er, dies sei nur ein schlechter Nachdruck und er wünsche die Original-Ausgabe. „Entschuldigen Sie," entgegnete der Buchhändler, „die Original-Ausgabe ist noch gar nicht erschienen."

Die Herzogin von **Orleans** soll einer Jugendfreundin nach Genf geschrieben haben, daß sie den Verlust der schönsten Krone der Welt für ihren Sohn nicht mehr beklage; sie würde ihr Kind lieber sterben sehen, als daß es sich auf den unrettbar verlorenen Thron setze.

Die Tochter des Herzogs von **Orleans.** In einer Gesellschaft war von den Unruhen in Frankreich und auch von dem Herzoge von Orleans die Rede. Eine Dame wollte Belesenheit zeigen und sagte: „Den Herzog von Orleans kenn' ich nicht; aber von seiner Tochter, der Jungfrau von Orleans, habe ich schon viel gehört und gelesen."

Orleans. (Fürstliche Herablassung.) In Betreff der Güte und Herablassung des so traurig um's Leben gekommenen Herzogs von Orleans liefert der bekannte Schriftsteller A. Dumas unter Anderem folgenden Zug. Der Kronprinz, welcher seinen genialen Zeichnenlehrer und Freund, den Maler Ary Scheffer, sehr liebte, sah, daß dieser sich in den Appartements des Prinzen nach vollendeter Unterrichtszeit nicht mehr einfand; etwa ein Jahr vor dem Tode des Herzogs begab sich dieser daher eines Tages früh Morgens und zu Fuße in die St. Martinvorstadt, mit der Adresse des Malers versehen. Auf die Frage, ob Herr Scheffer hier wohne und zu Hause sei, antwortete ihm der alte Portier: „Allerdings ist er zu Hause, im dritten Stockwerke links, und da Sie ohnehin hinaufgehen, so belieben Sie diesen Rock mitzunehmen, den ich für ihn so eben ausgebürstet habe." Wenige Augenblicke darauf trat der Prinz mit dem Rock auf dem Arme in Scheffer's Zimmer und machte ihm die sanftesten Vorwürfe über seine lange Abwesenheit. Es ist überflüssig, die doppelte Verlegenheit des Künstlers hier schildern zu wollen.

Der zweite **Orpheus.** Ein Musikus spielte in einer Gesellschaft etwas auf der Geige. Da wollte Einer seiner spotten und sagte:

„Wirklich, der Mann ist ein zweiter Orpheus!“ — „Ja,“ erwiederte Jener, „nicht wahr? das ist der gewesen, der auch den Bestien vorspielte?“

Zwei volle Jahre hindurch ritt Graf **Orsay** Tag für Tag durch die Straßen von Piccadilly, dem Wohnorte der haute volée von London. Jeden Tag zündete er beim Vorüberreiten bei einem Weinhause seine Cigarre an, und drückte jedesmal dem Garçon, der ihm das Feuer reichte, eine Guinee (10 fl. C. M.) in die Hand. Ein theures Feuer! Eines Tages begegnete er einem armen Teufel, dem es herzlich elend zu gehen schien. Er nähert sich ihm, fragt ihn aus und erfährt, daß er ein Schneidergeselle sei. „Mache mir ein Beinkleid,“ sagte Orsay und entfernt sich. Der Schneider bringt nach einiger Zeit das Beinkleid, gräßlich zugeschnitten und elend genäht. Orsay trägt es dennoch zwei Tage lang; und bald war der Schneider von den londoner Dandys überlaufen, weil Alles solche Beinkleider wie Graf Orsay, haben wollte. In einem Monat war der Schneider ein vermögender Mann.

Ort der Handlung. Vor dem schwarzen Thore, bei dem Linkeschen Bade vor Dresden, spielt im Sommer die Joseph Secondasche Schauspielergesellschaft, wöchentlich einige Male, in dem dort erbauten Schauspielhause. Am 10. August 1814 wurde die Oper: „Faniska“ gegeben. Drei Leute vom Lande, dem Ansehen nach Schulmeister, kamen nach dem Bade, in der Absicht, das Theater zu besuchen. Am Eingange des Bades ist gewöhnlich der Comödienzettel angeschlagen. Sie lasen diesen Zettel, und unter dem Verzeichnisse der spielenden Personen: Die Handlung geht im Schlosse Zamoski's vor. „Siehst Du,“ sagte der Eine zu dem Andern, „hab' ich nicht Recht?“ — Es wird nicht beim Linkeschen Bade Comödie gespielt, sondern im Schlosse Zamoski's. Wo mag das wohl liegen?“ — „Ja, das weiß ich nicht,“ versetzte der Andere; „ich dächte, wir kehrten wieder um, und erkundigten uns in der Stadt.“ Der Vorschlag wurde genehmigt, und die drei Schauspiellustigen gingen nach Dresden zurück.

Vicomte **Ortes**. Carl der Neunte schrieb nach der Bartholomäus-Nacht an alle Befehlshaber der Provinzen, die Hugenotten zu ermorden. Der Vicomte Ortes, der in Bayonne commandirte, antwortete darauf dem König: „Sire! Ich habe unter den Einwohnern und meinen Kriegern wohl gute Bürger und Soldaten, aber nicht einen Henker gefunden. Demzufolge bitten diese, und ich Ew. Majestät, unsere Armee und unser Leben zu Unternehmungen zu gebrauchen, denen wir gewachsen sind.“

Orthographie. Eine Gutsbesitzerin schrieb ihrem Sachwalter, er möge doch Sorge tragen, daß die Hans Veit'sche Schuld in halbjährigen Ratten (Raten) abgetragen werde.

— Man stritt sich wegen des Ueberflusses einiger Buchstaben im Alphabete und nannte als solche das J, X und Y. Ein Oesterreicher, der diesem Gespräche schon lange aufmerksam zugehört hatte, unterbrach mit folgender Einrede den Streit: „Nehmen's nit übel, meine Herren, es sind allerdings viel unnütze Buchstabe im ABC, aber der X kann halt gar nit wegbleibe; wie wollten's denn „Xegnet Mahlzeit" oder „Xundheit schreiben?"

Orthographie. Ein Sprachlehrer ärgerte sich stets über die falsche Orthographie seines Schusters. Einst brachte ihm derselbe eine Rechnung und hatte wie gewöhnlich „ein paar stiefel Vorgeschuhet", Stiefel klein und vorgeschuhet groß geschrieben. Der Lehrer stellte ihn darüber zur Rede. — „Ja lieber Herr Professor," war seine Entschuldigung, „meine Hauptwörter sind die, woran ich was verdiene; wenn ich ein Paar Stiefel vorschuhe, so verdiene ich nicht an die Stiefeln, sondern an das Vorgeschuhte, und diese Wörter schreibe ich groß!"

— „Verzeihen Sie," so schloß ein Stubenmädchen ihren Brief, „meine schlechte Ortegravieh, aber ich habe Niemand Nicht, der mir eine gute Vetter schneut."

— Ein Mädchen, welches in der Orthographie ziemlich schlecht bewandert war, sandte ihrem Geliebten ihr Portrait, und schrieb am Ende die Worte hinzu: „Ich hoffe Geliebter, Du wirst diese Ziege erkennen?" — Der Geliebte antwortete ihr: „O ja! ich kenne Dich Gans!"

Daß ein Bischen **Orthographie** selbst Köchinnen zuweilen von großem Nutzen sein kann, beweist die nachfolgende Begebenheit, welche in London vorfiel. Eine sehr bejahrte Dame war am erwähnten Tage plötzlich mit Tode abgegangen. Eine obrigkeitliche Untersuchung fand, wie gewöhnlich, über den erfolgten Todesfall statt, bei welcher aber ein besonderer Umstand einen schweren Argwohn gegen die französische Köchin erregte, die die Dame einige Monate früher aus Paris mitgenommen hatte. Ein von der Hand der Köchin nämlich geschriebenes Blatt, welches zufällig im Vorzimmer liegen geblieben war, trug die ziemlich unleserlich geschriebenen Worte: „acheté pour Madame du poison." (Für die Frau ein Gift gekauft.) Man nimmt mit der Köchin ein ernstes Verhör vor; die unverständlichen Fragen des eng

lischen Gerichtsbeamten bringen von Seite der Französin so unzusammenhängende Antworten hervor, daß der Verdacht immer gegründeter wird. Man holt einen Dolmetscher, und legt endlich der Beschuldigten das anklagende Blatt zur Verifizirung ihrer Schrift vor. Nun athmet sie freier: sie bittet, man möchte ein, in ihrem Schlafgemache befindliches Büchelchen daher bringen lassen, und weist nach, das Blatt sei zufällig aus ihrem Einkaufsbuche herausgefallen; die Aufschreibung der frühern Einkäufe bewies nun, daß sie bei dem jedesmaligen Einkaufe von Fischen „Poison" anstatt Poisson geschrieben hatte.

Bekanntlich fand Börne in den Schriften der Frauen die **Orthographie** am liebenswürdigsten. Wer sich bedeutende Züge weiblicher Rechtschreibung aufnotirt, mag auch folgendes anmerken. Viele Frauen, besonders solche, die viel englisch geschrieben haben, schreiben immer Authoren statt Autoren. (Englisch allerdings Author.) Sehr witzig! obschon unversehens und wider Willen! Als wären Autoren nur Thoren mit vorn angehängtem Wehlaut Au.

Graf **Ostermann** hatte eine besondere Vorliebe für Bären. Wenn er Tafel gab, erzählt man, so stellte er hinter den Stuhl jedes seiner Gäste einen Bären, der seinen struppigen Kopf auf die Schulter des Gastes legte, nach Nahrung brummte und seine Tatzen, die jedoch zu Verhütung jedes Unglücks der Krallen beraubt waren, auf die Tafel legte. Sonderbar genug, ließ eben dieser Mann herrliche Paläste bauen, und unterstützte die Künste durch sein großes Vermögen.

Othello kein Mohr. Tausend Bewunderer des unsterblichen Shakespeare glauben, daß Othello ein Mohr gewesen sei, dem ist nicht so. Ein Mohr hatte niemals den Oberbefehl über die venetianischen Truppen. Die Geschichte Venedigs führt einen gewissen Tomaso Moro als Anführer der Militärmacht dieses Freistaates zu jener Periode an, welche Shakespeare als die Zeit seines Dramas angibt. Der italienische Schriftsteller Cinthio, welcher die Geschichte des „Othello" schrieb, den Shakespeare zu seinem Drama entlehnte, machte wahrscheinlich, um seinen Helden berühmter zu machen, einen „Moro" aus ihm.

Auf der Insel Haiti wurde Shakespeare's „**Othello**" aufgeführt. Da es aber nun nicht gut möglich zu machen war, daß sie sich alle weiß anstrichen, nur um einen Gegensatz zum Mohren zu bilden, so arbeitete ein äthiopischer Dichter die Sache in der Geschwindigkeit um. Othello wurde ein Europäer, sonach — weiß — und alle Andern schwarz. Das Publikum fand es ganz natürlich, und applaudirte rasend.

Der Graf von Oxford und der Tanzmeister. Ein französischer Tanzmeister fragte einst einen seiner Freunde, ob es wahr sei, daß Harley zum Grafen von Oxford und Lord Schatzmeister von England ernannt worden sei. „Allerdings ist es wahr," antwortete man ihm. — „Das wundert mich sehr, denn ich habe den Mann zwei Jahre unter den Händen gehabt und konnte nichts aus ihm machen."

Oxydirt. Ein Student wurde bei einer Prüfung aus der Chemie gefragt: „Was geschieht mit dem Eisen, wenn man es an einen nassen Ort legt?" Weil er nun nicht einmal diese leichte Frage zu beantworten wußte, sagte der Professor leise zum Assistenten: Ist dies ein Ochs! Das brachte den Verlegenen zur Besinnung und er schrie: „Es oxydirt."

P.

Das P ist ein Lippenbuchstabe und wohnt selbst zweifach in dem Wort „Lippe“. Eben als Lippen-Buchstabe wird er, besonders von den vielen Liebhaberinnen der deutschen Bühne, oft mit dem Liebes-Buchstaben, mit „B“ verwechselt. Wie oft hört man so eine jeune première ausrufen: „Lipst Du mich auch so wie ich Dich lippe?“ und er erwiedert: „Peim Himmel! Gelippte, ich lippe auch Dich!“ Manchmal geräth die Liebhaberin in Zorn und schreit: „Hepe Dich fort, Pupe!“ (Hebe Dich fort, Bube!)

Das P ist der Anfang aller „Politik“ und der Buchstabe „P“ selbst ist in seiner Person das glücklichste Ebenbild eines großen Politikers, welcher in allen Stellungen sich eine Geltung zu verschaffen weiß, und in allen Lagern, auch auf den Kopf gestellt, Bedeutung gewinnt.

Das P, wie es vor uns steht, ist's ein p, mit ihm fängt die „Politik“ an. Kehrt man dieses p um, wird's ein „d“, wieder ein anderer selbstständiger Buchstabe, und mit ihm fängt die Diplomatie an.

Kann sich das p auch nicht als d halten und wird in eine andere Lage geworfen, so wird es doch wieder ein ganz fertiger selbstständiger Mann und steht als „b“ da, den jeder haben muß, der „a“ gesagt hat. Kann sich das p auch als b nicht behaupten, so wirft es sich ganz über die Quere und wird zum Viertenmal ein anderes Ding, ein „q!“ So schließt dieser Buchstabe als

p. d. b. und q.

mit sich selbst eine Quadrupel-Allianz!

P. P. steht in Briefen statt des Titels:
„Praemissis praemittendis“
und P. S. heißt „Post Scriptum“ als „Plauder-Platz.“ Die Frauen können keinen Brief schreiben ohne „P. S.“, weil sie jedem Brief wie jedem Mann immer noch etwas anhängen!

M. G. Saphir.

P. Ein Glückspilz, dem es zur anderen Natur geworden war, den Wichtigen zu spielen, und der sich gar zu sehr das Ansehen geben mochte, in die verborgensten Geheimnisse der Cabinette eingeweiht zu sein, besaß auch noch neben diesen Eigenschaften die Gabe der Zudringlichkeit, und versäumte keine Gelegenheit, sich zu hohen Personen zu drängen. So wurde er auch einer geistreichen und liebenswürdigen Fürstin durch seine Besuche oft lästig, zumal da er auch gegen sie den eingeweihten Diplomatiker machte. Einst, als mehrere Personen bei der Fürstin waren, erschien auch dieser aufgeblasene Emporkömmling bei ihr. Mit freundlicher, scheinbar vertraulicher Miene wandte sich die Fürstin an ihn und sagte: „Die beiden P. sind doch gewiß in Troppau." Geschmeichelt durch eine solche mysteriöse Aeußerung, erwiederte er: „Das leidet wohl keinen Zweifel." Die Fürstin setzte das Gespräch nun eine Weile über die beiden P. in eben dem räthselhaften Tone fort, und der Eitle unterließ nicht, sich darauf in eben so unbestimmten Antworten auszulassen. Endlich sagte die Fürstin: „Aber, wer glauben Sie denn wohl, daß die beiden P. sind, die ich meine?" Nach geheimnißvoller Zurückhaltung war die Antwort: „Darüber wag' ich mich nicht deutlicher zu erklären." „Ei," entgegnete die Fürstin lachend, „das ist kein Geheimniß, daß kann ich ohne Besorgniß hier laut vor allen Anwesenden sagen: Es sind die beiden P. in dem Worte Troppau." Daß sich alle Gesichter zu einem nicht zu unterdrückenden Lächeln verzogen, darf wohl nicht erst erwähnt werden, der Einzige, der die dicken aufgeworfenen Lippen noch mehr hängen ließ, war der — Gefoppte.

Das harte **P.** Ein gewisser Pauli ließ sein Haus renoviren und befahl dem Maurermeister, der es aufputzen mußte, daß er über dem Hausthore ein großes P, den Anfangsbuchstaben seines Zunamens, in Gyps erhaben anbringen möchte. Als er die eben vollendete Arbeit betrachtete, sah er zu seinem Erstaunen statt des P ein B. — „Aber sagen Sie mir," fragte er den Maurerpolier, „was haben Sie da gemacht?" Da steht ja ein weiches B!" — „Das thut nichts!" erhielt er zur Antwort, „in ein Paar Stunden ist es hart."

Dreie ein **Paar.** „Heute habe ich ein schönes Gemälde gesehen," erzählte Jemand, „Glaube, Liebe und Hoffnung dargestellt als ein Schwesternpaar."

Paër. In Paris in der Straße Poissonnière ist ein Kaffeehaus, wo sich Sonn- und Feiertags die geschäftslosen Musiker versammeln, und wo die Concert- und Ballunternehmer sich die benöthigten Subjecte für 3—5 Frcs. per Abend verschaffen. Der Director eines Sommertheaters verlangte dort eines Tages einen Violinspieler; ein ziem-

lich gebrechlicher Greis bot sich ihm an, wurde aber als zu alt abgewiesen: „Wohlan," sagte er, „nehmen Sie mich um 3 Francs; Sie sollen es nicht bereuen." Der Director willigte ein; zwei Stunden nachher saß der Alte im Orchester im Freien in Ramlogh. Die, an eine Dorfschenkenmusik gewöhnten Tänzer waren nicht wenig erstaunt, aus diesem ohrenzerreißenden Durcheinander die sanften, melodischen Töne einer Violine zu vernehmen; alle Blicke wendeten sich nach dem Orchester. Plötzlich erkannte ein Student der Rechte den alten Geiger; der Tanz wurde eingestellt, und der gute Alte von der Menge beinahe im Triumphe getragen. Der kleine Greis, der sich so sehr im Incognito gefiel, war der Hofcapelldirector Karl's X., der berühmte Paër.

Napoleon und Paër. Napoleon beschloß während seines Aufenthaltes in Dresden im Jahre 1816 sich eine besondere Kapelle zu gründen. Alle in dieser Stadt befindlichen Künstler mußten sich vor ihm produciren. — „Madame Paër, Sie singen wundervoll. Was ist Ihr Gehalt?" — „Fünf tausend Francs, Sire." — „Sie sollen dreißig tausend haben. Herr Bruys, Sie folgen mir unter denselben Bedingungen." — In Dresden wohnte Napoleon einer Aufführung von Paër's damals neuer Oper „Achilles" bei. Sujet, Text, Musik, Sänger, Alles machte auf ihn einen lebhaften Eindruck. Paër wurde nun sein Lieblings-Compositeur, und er faßte den Entschluß, sich diese glänzende musikalische Notabilität jener Epoche anzueignen. Die Realisirung dieses Planes war jedoch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, denn Paër war nicht nur durch einen lebenslänglichen Contract, sondern auch noch durch Dankbarkeits-Verpflichtungen an den sächsischen Hof gebunden, dessen Kapell- und Theater-Director er seit 4 Jahren war. — Eines Tages speiste Napoleon in Dresden bei dem Grafen Alexander Larochefoucauld, man stellte ihm Paër vor. Napoleon machte ihm Complimente über seinen „Achilles" und erneuerte die glänzenden Anerbietungen, welche schon früher in seinem Namen gemacht worden waren. Der Maestro entschuldigte sich mit seinem Engagement beim König von Sachsen. Da sagte der General Clarke, welcher bei diesem Gespräche zugegen war, daß er ein Mittel wisse, dieses Geschäft zu arrangiren, wodurch der Maestro gegen jeden Vorwurf des Königs von Sachsen geschützt sein werde; dieses Mittel sei ganz militärisch und bestehe darin, den Maestro mittelst guter Gens-d'armen von Brigade zu Brigade hinter Napoleon herzuführen. Es war jedoch nicht nothwendig, zu dieser Gewaltsamkeit Zuflucht zu nehmen, denn in wenigen Tagen darauf ließ der König von Sachsen Paër zu wissen machen, daß er Napoleon folgen möge. Napoleon ernannte Paër zum Director der Hof-Concerte und des Theaters, mit einem jährlichen Gehalte von 28,000 Francs; dieser glänzenden Be-

soldung wurde noch von Napoleon selbst eine Privat-Gratification von 1200 Francs beigefügt.

Pätus Arria. Arria war eine vornehme Römerin, berühmt durch ihren Heldenmuth. Pätus, ihr Gemahl, der die Provinz Illyrien im Einverständnisse mit Scriboniaus zur Empörung gegen den Kaiser Claudius erregt hatte, ward zum Tode verurtheilt. Da sie die Unmöglichkeit einsah, ihrem Gatten das Leben zu retten, so wollte sie wenigstens seinen Muth stählen, sich selber es zu nehmen. Sie ergriff daher einen Dolch, stieß ihn sich in die Brust, und reichte ihm denselben mit den Worten: „Nimm hin, mein Pätus, es thut nicht weh."

Es ist ein alter Witz, daß **Paganini** durch seine einsaitige Virtuosität auf einer Saite nach allen Seiten hin weltberühmt geworden ist; die Einsaitigkeit aber, die er auf einer Soirée bei Rossini in Paris (12. April 1831) entwickelt hat, ist gewiß noch wenig bekannt. Paganini war einer der größten Improvisatoren in der Composition. Als er nun den Abend auch so in seiner Weise die schwierigsten Sachen improvisirt hatte, sagte Einer aus der Gesellschaft: „Paganini würde auch einem gespannten Zwirnsfaden Zaubertöne entlocken." Paganini hört's, nimmt die seidene Schnur von seiner Lorgnette, spannt sie über einen großen Punschnapf und spielt darauf, wie auf einer Guitarre, eine allgemein ansprechende Melodie.

Paganini hat in seinem Testament seinen Schwestern, der einen 60,000, der andern 75,000 Franken, seiner Mutter eine lebenslängliche Pension von 1200 Franken jährlich, der Mutter seines Sohnes eine eben so große Pension vermacht; der Ueberrest seines Vermögens, etwa 3 bis 4 Millionen Franken, gehört seinem Sohne, mit der Bedingung, die Herrschaft Gajona bei Genua, welche Paganini vor Kurzem um anderthalb Millionen Franken gekauft hat, in ein Majorat zu verwandeln. Seine acht ausgezeichneten Violinen hat Paganini an acht vorzügliche Violinspieler vermacht, als welche die französischen Journale Beriot, Ernst, Lipinski, Mayseder, Molique, Ole-Bull, Spohr und Vieurtemps nennen. — In welcher Stadt Paganini begraben werden soll, darüber ist man laut Briefen aus Nizza noch nicht einig.

Bei **Paganini's** Abreise von Bremen 1830, wo er einige Concerte gegeben hatte, las man nach seiner Abreise in einer dortigen Zeitschrift nachstehenden Nachruf:

Paganino lebe wohl!
Unf're Ohren sind von Deinen Tönen,
Deine Taschen sind von unserm Gelde voll.

Als **Paganini** im December 1836 in Marseille ankam, um dort Concerte zu geben, schrieb er sich dazu eigene Variationen, die er sich in seinem Zimmer Abends immer einübte. Bei einer solchen Probe sprang ihm plötzlich eine Saite und er hielt inne. In diesem Augenblicke vernahm er ein Geräusch im Kamin. Er stutzte, nahm das Licht, sah nach, erblickte jedoch nicht das Geringste. Er suchte in der ganzen Stube herum, er öffnete die Thüre seiner Wohnung, und fand nichts. Er rief seinen Bedienten, man entdeckte nichts. — Paganini zog die Saite auf und geigte wieder. Die Saite riß neuerdings — abermals ein starkes Geräusch im Kamin. — Nun ward es ihm zu arg. Er warf sehr viel Holz in das Feuer — rief abermals den Bedienten — da plumpt plötzlich ein Mensch aus dem Schornstein herab, völlig betäubt vom Rauch und stürzt Paganini zu Füßen. „Verzeihung, Herr!" ruft er, „Verzeihung, ich bin ein armer Musiker, und wollte Sie spielen hören. Zu dürftig, um ein Billet zu Ihrem Concerte lösen zu können, krieche ich heute zum Drittenmale schon von meinem Dachfenster in Ihren Schornstein, und bewundere Ihre göttliche Kunst! Allein gestern und vorgestern habe ich mir die Beine und die Hände so sehr aufgeschunden, daß ich mich nur mit Mühe festhalten konnte; ich rutschte immer tiefer, und als Sie so viel Holz anzündeten, stürzte mich der Rauch vollends herab. Ich habe Sie nun dreimal, ohne dafür zu bezahlen, spielen gehört, aber ich bitte Sie um Gotteswillen, fordern Sie nichts dafür, denn ich habe beim Himmel keinen Heller." Dabei küßte er Paganini's Hand und streichelte seine Geige. Paganini war sichtbar ergriffen. Er examinirte des armen Teufels musikalische Kenntnisse, fand, daß er Sinn und Liebe zur Musik habe, und versprach ihm Unterricht zu geben. Der Musikus hieß Abarti, und war in Marseille nur unter dem Namen: Der Matrosen-Geiger, bekannt. Er begleitete Paganini auf seinen Reisen und dieser sorgte recht freundschaftlich für ihn.

Paganini. In Gegenwart eines Witzboldes in Hamburg wurde erzählt, daß Paganini ein erklärter Feind aller Kartenspiele sei und kaum eins kenne. Der Witzbold widersprach:

l'Hombre muß er verstehen, da er alle Hamburger Codille macht, und diese doppelt setzen müssen. (Dies hat Bezug auf die Doppelpreise, die er sich zahlen ließ.)

Boston muß er auch aus dem Fundamente kennen; denn wenn er Karten (Einlaßkarten) gibt, so können wir grand misère ouverte spielen.

Im Whist überbietet er alle Musiker; denn nicht nur fünf Honneurs, sondern Tausende von Honneurs weiß er sich zu verschaffen.

Als Banquier im Pharao schlägt er Jedem die Karte ab,

(Freikarten gibt er nicht gern) und daß er Solo meisterhaft zu spielen versteht, weiß die ganze Welt.

Eine Rechnung für Musikunterricht von Paganini. Herr Paganini gab der Tochter des Advocaten Douglas Loveday in Paris Unterricht, und schrieb ihm vor einiger Zeit folgenden artigen Brief:

„Ich muß Ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß Sie so wenig daran denken, Ihre Schuld gegen mich zu entrichten. Diese Nachlässigkeit nöthigt mich, Ihnen die Umstände in Erinnerung zu bringen, die Sie nicht vergessen haben sollten, und ich lege Ihnen also meine kleine Rechnung mit der Bitte vor, dieselbe sobald als möglich zu berichtigen.

Für 12 Lectionen, Ihrem Fräulein Tochter die Art, wie sie die Musik auszudrücken habe und den Sinn der Noten begreiflich zu machen, die sie in meiner Gegenwart spielte . . 2400 Frcs.

Für mein eigenes achtmaliges Spielen verschiedener Musikstücke zu verschiedenen Zeiten . . . . 24000 „

Summa 26000 Frcs.

Ich rechne dabei den Unterricht nicht, den ich Ihrer Tochter im Gespräch bei Ihnen bei Tische gegeben habe.

Ich bitte Sie nochmals, diese kleine Rechnung bald zu bezahlen, indem ich sonst genöthigt sein würde, andere Maßregeln zu ergreifen. Nicolo Paganini."

Loveday wurde über diese Mahnung höchst aufgebracht, denn Paganini hatte mit seinem Sohne 99 Tage bei ihm gewohnt, und alle möglichen Annehmlichkeiten im Hause genossen; Loveday, der zugleich Arzt ist, wenn auch nicht ausübender, hatte den Meister vom Tode gerettet, und als sein Anwalt Arbeit und Mühe über die Maßen gehabt, ja dem jungen Paganini Unterricht in Sprachen, Geschichte ꝛc. gegeben, wie seine Tochter demselben Unterricht in Musik gab. Dies Alles rechnete Paganini für nichts, und der Advocat schickte ihm nun als Antwort auf den Mahnbrief eine Gegenrechnung.

Honorar für meine Arbeiten als Advocat für Sie 18,000 Frcs.

Für 99 Lectionen, die Miß Klara Loveday dem Achilles Paganini gegeben . . . . . 19,000 „

Summa 37,000 Frcs.

Ich rechne dabei mein Verdienst nicht, daß ich Ihnen das Leben gerettet habe.

Ich bitte Sie meine Mehr-Forderung bald zu bezahlen, indem ich sonst genöthigt sein würde, andere Maßregeln zu ergreifen.

Douglas Loveday.

Man erinnert sich, daß **Paganini** von den Unternehmern des

nach ihm benannten Casino verklagt worden war, weil er die Verpflichtung, bei den Casinoconcerten zu erscheinen, nicht inne hielt. Er wurde zu einer Entschädigungssumme von 20,000 Francs verurtheilt; da aber beide Parteien mit dieser Entscheidung unzufrieden waren, so wurde zu der dritten Kammer des königlichen Gerichtshofes rekurrirt. Diese schätzte den Schaden sammt Interessen auf 52,000 Francs.

Einmal ging **Paganini** am Ufer der Themse spazieren, als hinter ihm ein lautes Geschrei um Hülfe ertönte. Er wendete sich um, und erblickte eine Menge Menschen, die am jenseitigen Ufer stromabwärts rannten, und mit den Fingern in die Mitte der Themse wiesen. Ein schöner Knabe, etwa 7 bis 8 Jahre alt, wurde von den Wellen herabgetrieben, und war auf dem Punkte zu ertrinken. Paganini sah sich bald von einer großen Schaar von Gaffern, worunter viele müßige Matrosen, umgeben, ohne daß irgend einer von diesen Lust gezeigt hätte, die Rettung des Knaben zu versuchen. Ein dicker Herr, ein ehemaliger Plantagenbesitzer, der nun in London auf seinen Millionen ausruhte, versprach ganz phlegmatisch zwei Pfund Sterling demjenigen, der das Kind retten würde. Niemand bewegte einen Fuß. „Hundert Pfund geb' ich dem Retter des Kindes!" rief Paganini, und kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so stürzte sich schon ein geübter Taucher in den Strom, faßte den sinkenden Knaben am langen Haare des Hinterhauptes, und brachte ihn ans Ufer, wo er zu Paganinis Füßen von einem herbeigeholten Wundarzte bald wieder zum Leben gebracht wurde. Eben schlug er die Augen auf, als ein vierspänniger Wagen hielt, aus welchem eine vornehm gekleidete Dame stieg, und mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids nach dem Vorfalle sich erkundigte. Mit einem Schrei des Entsetzens und der Freude erkannte sie in diesem Knaben den einzigen Sohn ihrer Schwester, und fuhr mit ihm und Paganini, den sie in der Freude ihres Herzens umarmte, in ihre Wohnung, wo sie ihn zur Tafel lud, an welcher die vornehmsten Herren und Damen Theil nahmen. Man erschöpfte sich in Lobeserhebungen über sein edles Benehmen, wahrscheinlich weil man es von seiner Kargheit nicht erwartet hatte. Die Dame des Hauses fragte Paganini, ob er wohl im Stande wäre, dieses Ereigniß aus dem Stegreife auf seiner Violine in Tönen darzustellen, und die Empfindungen einer Mutter auszudrücken, die zufällig an die Stätte des Unfalls kommt und ihr Kind zwischen Leben und Tod ringen sieht. Lächelnd bejahte er ihre Frage. Seine Violine wurde geholt. Nach einigen genialen Griffen schienen seine Augen von einer höhern Flamme zu erglühen: er spielte das lustige Hüpfen des Kindes auf dem blumigen Ufer, den Sturz in das

Wasser mit dem Wellenschlage, den kurzen Nothschrei des Kindes, das Herbeilaufen und Hülferufen der Leute, das theilnahmlose Schauen der Umherstehenden, das Phlegma des filzigen Plantagenbesitzers, den herzzerreißenden Angstschrei der herbeirennenden Mutter, den Sprung des Matrosen, die hastigen Athemzüge, womit die Mutter Luft in die Brust des Kindes zu bringen suchte; endlich schloß er, nach einer alle Herzen der Gäste krampfhaft zusammenschnürenden Zweifelspause zwischen Leben und Tod, mit den berauschenden Siegestönen des Mutterjubels über das erwachende Leben des geretteten Kindes, mit einer so tonreichen Kraft, daß sie jedes Orchester überwältigt hätte. Da brach ein Beifallssturm unter den Gästen aus, der gar kein Ende nehmen wollte. Die Mutter des Kindes benetzt kniend mit Freudenthränen seine Hände; hoch empor hielt er den kleinen lächelnden Engel, und die Wittwe stürzte an seine Brust mit den Worten: „In diesem Busen muß ein Herz schlagen, welches die süßesten und heiligsten Gefühle einer ganzen Welt in sich schließt!" Noch am nämlichen Abende wurde die reiche Wittwe, welche die Hand eines Herzogs ausgeschlagen hatte, die Verlobte des unsterblichen Paganini.

Ein Bogen **Paganini's.** Es war im Jahre 1817. Paganini sollte in einem Concerte ein Stück von einem gewissen Valdabrini spielen. Bei der Probe trat der Compositeur zum Executanten hin und sagte: „Mein Freund, das ist nicht mein Concert, was Sie da gespielt haben: ich habe gar nichts wieder daraus entnommen von dem, was ich geschrieben habe." — „Seien sie ruhig, mein Lieber, im Concerte werden Sie Ihr Werk schon erkennen, nur bitte ich Sie um etwas Nachsicht." — Den andern Tag wurde das Concert abgehalten. Paganini spielte erst mehrere andere Stücke, und behielt sich jenes von Valdabrini zum Schlusse bevor. Jedermann erwartete etwas Außerordentliches; endlich erschien er, mit einem Binsenrohr in der Hand, er faßte seine Violine, und, sich des Rohres als Bogen bedienend, spielte er das Concert von Anfang bis zu Ende, ohne etwas an jener Reinheit, Anmuth, Intensität und Begeisterung vermissen zu lassen, die man bei seinem sonstigen Spiele mit dem gewöhnlichen Bogen bewunderte.

Paganini's Geiz. Ein Londoner Blatt erzählt von Paganini Folgendes: Man kann sich einen Begriff von dem ungeheuren Geiz des Virtuosen machen, wenn man ihn auf Reisen beobachtet. Wenn er die Leute von seiner Bank auf der Diligence herunterspringen sah und seine Reisegefährten ihn fragten: „Nun, kommen Sie nicht zur Table d'hôte?" so antwortete er, wie ein echter Harpagon: „Ich habe keinen Hunger für drei Francs." Er blieb auf seinem Platze, und stillte seinen Hunger mit Brod und Käse.

nach ihm benannten Casino verklagt worden war, weil er die Verpflichtung, bei den Casinoconcerten zu erscheinen, nicht inne hielt. Er wurde zu einer Entschädigungssumme von 20,000 Francs verurtheilt; da aber beide Parteien mit dieser Entscheidung unzufrieden waren, so wurde zu der dritten Kammer des königlichen Gerichtshofes rekurrirt. Diese schätzte den Schaden sammt Interessen auf 52,000 Francs.

Einmal ging **Paganini** am Ufer der Themse spazieren, als hinter ihm ein lautes Geschrei um Hülfe ertönte. Er wendete sich um, und erblickte eine Menge Menschen, die am jenseitigen Ufer stromabwärts rannten, und mit den Fingern in die Mitte der Themse wiesen. Ein schöner Knabe, etwa 7 bis 8 Jahre alt, wurde von den Wellen herabgetrieben, und war auf dem Punkte zu ertrinken. Paganini sah sich bald von einer großen Schaar von Gaffern, worunter viele müßige Matrosen, umgeben, ohne daß irgend einer von diesen Lust gezeigt hätte, die Rettung des Knaben zu versuchen. Ein dicker Herr, ein ehemaliger Plantagenbesitzer, der nun in London auf seinen Millionen ausruhte, versprach ganz phlegmatisch zwei Pfund Sterling demjenigen, der das Kind retten würde. Niemand bewegte einen Fuß. „Hundert Pfund geb' ich dem Retter des Kindes!" rief Paganini, und kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so stürzte sich schon ein geübter Taucher in den Strom, faßte den sinkenden Knaben am langen Haare des Hinterhauptes, und brachte ihn ans Ufer, wo er zu Paganinis Füßen von einem herbeigeholten Wundarzte bald wieder zum Leben gebracht wurde. Eben schlug er die Augen auf, als ein vierspänniger Wagen hielt, aus welchem eine vornehm gekleidete Dame stieg, und mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids nach dem Vorfalle sich erkundigte. Mit einem Schrei des Entsetzens und der Freude erkannte sie in diesem Knaben den einzigen Sohn ihrer Schwester, und fuhr mit ihm und Paganini, den sie in der Freude ihres Herzens umarmte, in ihre Wohnung, wo sie ihn zur Tafel lud, an welcher die vornehmsten Herren und Damen Theil nahmen. Man erschöpfte sich in Lobeserhebungen über sein edles Benehmen, wahrscheinlich weil man es von seiner Kargheit nicht erwartet hatte. Die Dame des Hauses fragte Paganini, ob er wohl im Stande wäre, dieses Ereigniß aus dem Stegreife auf seiner Violine in Tönen darzustellen, und die Empfindungen einer Mutter auszudrücken, die zufällig an die Stätte des Unfalls kommt und ihr Kind zwischen Leben und Tod ringen sieht. Lächelnd bejahte er ihre Frage. Seine Violine wurde geholt. Nach einigen genialen Griffen schienen seine Augen von einer höhern Flamme zu erglühen: er spielte das lustige Hüpfen des Kindes auf dem blumigen Ufer, den Sturz in das

Wasser mit dem Wellenschlage, den kurzen Nothschrei des Kindes, das Herbeilaufen und Hülferufen der Leute, das theilnahmlose Schauen der Umherstehenden, das Phlegma des filzigen Plantagenbesitzers, den herzzerreißenden Angstschrei der herbeirennenden Mutter, den Sprung des Matrosen, die hastigen Athemzüge, womit die Mutter Luft in die Brust des Kindes zu bringen suchte; endlich schloß er, nach einer alle Herzen der Gäste krampfhaft zusammenschnürenden Zweifelspause zwischen Leben und Tod, mit den berauschenden Siegestönen des Mutterjubels über das erwachende Leben des geretteten Kindes, mit einer so tonreichen Kraft, daß sie jedes Orchester überwältigt hätte. Da brach ein Beifallssturm unter den Gästen aus, der gar kein Ende nehmen wollte. Die Mutter des Kindes benetzt kniend mit Freudenthränen seine Hände; hoch empor hielt er den kleinen lächelnden Engel, und die Wittwe stürzte an seine Brust mit den Worten: „In diesem Busen muß ein Herz schlagen, welches die süßesten und heiligsten Gefühle einer ganzen Welt in sich schließt!" Noch am nämlichen Abende wurde die reiche Wittwe, welche die Hand eines Herzogs ausgeschlagen hatte, die Verlobte des unsterblichen Paganini.

Ein Bogen **Paganini's.** Es war im Jahre 1817. Paganini sollte in einem Concerte ein Stück von einem gewissen Valdabrini spielen. Bei der Probe trat der Compositeur zum Executanten hin und sagte: „Mein Freund, das ist nicht mein Concert, was Sie da gespielt haben: ich habe gar nichts wieder daraus entnommen von dem, was ich geschrieben habe." — „Seien sie ruhig, mein Lieber, im Concerte werden Sie Ihr Werk schon erkennen, nur bitte ich Sie um etwas Nachsicht." — Den andern Tag wurde das Concert abgehalten. Paganini spielte erst mehrere andere Stücke, und behielt sich jenes von Valdabrini zum Schlusse bevor. Jedermann erwartete etwas Außerordentliches; endlich erschien er, mit einem Binsenrohr in der Hand, er faßte seine Violine, und, sich des Rohres als Bogen bedienend, spielte er das Concert von Anfang bis zu Ende, ohne etwas an jener Reinheit, Anmuth, Intensität und Begeisterung vermissen zu lassen, die man bei seinem sonstigen Spiele mit dem gewöhnlichen Bogen bewunderte.

Paganini's Geiz. Ein Londoner Blatt erzählt von Paganini Folgendes: Man kann sich einen Begriff von dem ungeheuren Geiz des Virtuosen machen, wenn man ihn auf Reisen beobachtet. Wenn er die Leute von seiner Bank auf der Diligence herunterspringen sah und seine Reisegefährten ihn fragten: „Nun, kommen Sie nicht zur Table d'hôte?" so antwortete er, wie ein echter Harpagon: „Ich habe keinen Hunger für drei Francs." Er blieb auf seinem Platze, und stillte seinen Hunger mit Brod und Käse.

Warum war **Paganini** nicht verheirathet? Weil alle Mädchen wußten, daß er nur auf der G-Saite allein spielte und das genirte Jede, weil sie keinen einseitigen Mann wollten, der die E-(Eh) Saite als Nebensache betrachtet.

Paganini wurde gefragt, wen er für den ersten Violinspieler halte? und soll diese bedenkliche Frage mit den Worten beantwortet haben: „Wen ich für den ersten Violinspieler halte, kann ich nicht sagen, denn ich weiß es nicht; gewiß weiß ich aber, daß Lipinski der zweite ist."

Paganini ist in Nizza gestorben, die göttliche Kremoneserin in der nie ruhenden Hand haltend. Jene, die seine seltsame Krankheit in allen ihren Phasen beobachteten, hatten vorher schon sein Ende geahnt. Man wußte, daß von der Kindheit an das Begeisterungsfieber diese nervöse Natur verzehrte; die Seele drückte den Körper nieder, der Kampf konnte nicht lange währen. Man kann sich keinen Begriff machen, wie sehr der Maestro zu sterben widerstrebte. Er begab sich nach einander in alle Klima's Europa's, um von ihnen seine Gesundheit wieder zu erlangen. Er ging nach Deutschland, aber die Fröste Germaniens vermehrten seine bis an's Fabelhafte gränzende Magerkeit; er begab sich nach Frankreich, aber das bewegte Leben von Paris gab dem Dämon, der seine Nerven unaufhörlich peitschte, noch mehr Kraft; er reiste nach Rom und wurde nur noch mehr krank; er wollte Bologna sehen, wo, wie man sagt, die Lachsforellen die Wunderkraft haben, selbst diejenigen, die schon in den letzten Zügen liegen, wieder aufzurichten; aber kaum war er in der Stadt, so fingen die Fischer nichts. In Genua verwandelten sich die spanischen Weine, sobald er sie an seine Lippen brachte, in unbekannte Gifte; in Neapel reichte seine Berührung hin, die Rosen von Paestum auf ihren Stengeln welken zu machen. Als er diese Odyssee vollbracht hatte, sah er ein, daß er sterben müsse, und um die Sache nicht zu lange herumzuziehen, ergab er sich in die Hände französischer Aerzte. Diese verstanden ihn, wollten sich jedoch nicht zu Mitschuldigen seines anticipirten Todes machen. Einer von ihnen nahm den großen Künstler bei Seite und sagte ihm: „Es kann wieder Leben in Sie kommen, die ganze Facultät ist darüber einig. Es bedarf jedoch eines neuen Opfers: Morgen mit Tagesanbruch lassen Sie packen und fahren Sie nach Florenz, der Stadt, in welcher Michel Angelo ein Jahrhundert lebte. Nach drei Monaten werden wir Sie fett und blühend wieder sehen." Paganini folgte diesem Rathe nnd reiste nach Florenz; auf dem Wege sah er Nizza, eine Stadt, welche nach Konstantinopel und Ferney die angenehmste Lage in Europa hat; der Ort gefiel ihm, er vergaß Florenz und blieb in Nizza. Er lebte fünf Monate da.

Am Abende des 27. Mai 1840 ließ ihm die Nevrose, welche seinen ganzen Körper gelähmt hatte, ein wenig Ruhe; er ließ die Vorhänge in seinem Schlafzimmer aufziehen; betrachtete mit Entzücken den Vollmond, der am klaren Firmamente heraufzog, folgte mit den Blicken seinen Strahlen, die, hinweggleitend über die Schieferdächer, sich auf den Gipfeln der Pomeranzenbäume ausbreiteten, oder auf den Wogen des Meeres wiegten; er hörte, wie der Westwind in den dichten Geraniumbüschen säuselte; die Nachtigall schlug ihre melancholischen Weisen. Müde endlich der Bewunderung, überließ sich der große Maestro jenem Halbschlummer, in welchem die Träume sich hastig auf einander folgen, wo der eine aufhört, um dem andern Platz zu machen, ein Ruhemoment des Körpers, in welchem die Seele allein lebt. Plötzlich ergriff er seine magische Geige und zauberte aus ihr so süß und energisch zugleich tönende Melodien hervor, daß die Vorübergehenden sagten: „Hört, wie Nicolo die Sterne tanzen macht!" Auf diese Weise hauchte Nicolo seinen letzten Athemzug aus.

Als **Paganini**, dieser König der Violine, vor einigen Jahren in einem Laden Handschuhe verlangte, wies ihm die hübsche Ladenjungfer ein Paar à la Giraffe. „Nein," sagte der Virtuos, „zeigen Sie mir lieber eines von einem andern Thiere!" Da erhielt er — Handschuhe à la Paganini! So mischt die Mode das Thier und den Künstler.

Pain. Die Worte der heil. Schrift: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod genießen" sind in dem einzigen Worte Pain enthalten, welches zugleich englisch und französisch ist, und als ersteres Mühe, Kummer, als letzteres aber Brod bedeutet. A. Giftschütz.

Pair. Die französischen Pairs zerfallen in drei Classen: die Pairs à équipage, die Pairs à fiacre und die Pairs à parapluie.

— Als der Graf von Bonneval Doulen, Maire in Bourges, zum Pair ernannt ward, wünschte er, auch seine frühere Stelle beizubehalten. „Der Mann," sagte der Witzling Odry in Paris, „will Pair und Maire (père et mére) zugleich sein, das geht nicht."

— Der bekannte Affenspieler S.. wohnte im Ersten Gasthofe einer Stadt, die er mit seinen Vorstellungen unterhielt. Im nämlichen Gasthofe wurde ein französischer Pair erwartet. Eine Herrschaft sandte einen Domestiken hin, um fragen zu lassen, ob der Pair schon angekommen sei. Das Stubenmädchen des Gasthofes schüttelte den Kopf, und antwortete: „ein Affe ist wohl hier einlogirt, aber von einem Bären wissen wir nichts." K.

Das Mädchen von **Palaiseau.** In dem Dorfe Palaiseau steht der Kirchthurm, auf welchem die Elster die silbernen Löffel versteckte, welche sie gestohlen hatte, und so das Ereigniß veranlaßte, nach welchem die Oper: „die diebische Elster," welche in so vielen Sprachen bekannt ist, gedichtet wurde. Die wirkliche Geschichte endigte indeß nicht so glücklich, wie in der Oper, denn das arme Mädchen wurde hingerichtet, und man fand die Löffel erst nach ihrem Tode. Dieses tragische Schicksal des Mädchens hat den Kirchthurm von Palaiseau berühmt gemacht und viele Reisende besuchen ihn.

Pallas. (Name der Göttin Minerva im Griechischen.)

Vater. Höre, Sohn, Du siehst jetzt weit mehr in hübsche Augen, als in gute Bücher. Ich habe nichts dagegen, wenn sich ein junger Mensch in Deinen Jahren dem schönen Geschlechte nähert, es bildet die Sitten und schleift die rohe Außenseite ab, aber es hat auch oft einen sehr nachtheiligen Einfluß auf Herz und Kopf, wenn man keine gute Wahl trifft.

Sohn. Lieber Vater, ich glaube doch nicht —

Vater. Schweig. Laß mich sprechen. Ich bin auch einmal jung gewesen und hatte mich damals an ein Frauenzimmer innig attachirt; doch zu meinem wahren Glück, die Dame meines Herzens hieß Pallas, ihr war ich Tag und Nacht dienstbar, die will ich Dir empfehlen.

Mutter (zornig vom Sopha aufspringend). So, schöne Streiche! Nicht genug, daß man in seiner Jugend ein lustiger Zeisig gewesen ist, auch sein eigenes unschuldiges Kind will man verführen.

Als in einer Gesellschaft von dem Touristen Ignaz **Pallme** erzählt wurde, daß er durch volle neun Jahre in den Sandwüsten Afrika's herumgeirrt sei, rief eine Dame aus: „Ach mein Gott, was für ein Wüstling muß dies sein!"

„Alles Uebel kam durch die Oeffnung von der Büchse der **Pandora** auf die Erde," sprach ein Lehrer zu seinem Schüler. — „Waren denn alle Uebel in der Büchse?" fragte der Schüler. — „Alle," versetzte der Lehrer. — „Unmöglich!" rief der Schüler. „Die Neugierde war draußen; sonst hätte sich Pandora nicht verleiten lassen, die fatale Büchse zu öffnen."

Der **Pantoffel.** Eine so wichtige und geheimnißvolle Rolle auch der Pantoffel bei uns im Westen spielt, ob er gleich ein gefürchtetes Scepter in der Hand der Frauen ist, so hat er doch im Osten ein noch weit höheres Geschick. Ist eine muselmännische Frau von ihrem Manne beleidigt worden, denn auch dort sind die Männer wankel-

müthig und ungetreu, so geht sie ganz einfach zu dem Kadi und legt einen Pantoffel (Papusch) verkehrt auf den Boden, so daß die Sohle nach oben steht. Dies reicht hin. Ohne daß sie ein Wort weiter zu sprechen braucht, ohne eine weitere Erklärung versteht der Kadi den Sinn dieser Handlung und die so von der Klägerin verlangte Scheidung wird bewilligt. O wie viele Pantoffel würden bei uns vor Gericht getragen werden, wenn die Frauen weiter nichts zu sagen und zu thun brauchten, um von ihren Männern geschieden zu werden! — Will dagegen die Türkin mit ihrem Manne sprechen, so zieht sie ihren Pantoffel (Schuh) aus und sendet ihm denselben durch eine Sclavin. Das heißt: „Komm schnell, mein Herr, deine Geliebte hofft voll Sehnsucht auf dich!" Hat sie einen Besuch von einer Freundin erhalten, so stellt sie die Pantoffeln derselben vor ihr Zimmer, um so ihrem Manne anzuzeigen, es sei eine fremde Frau im Harem und er dürfe deshalb nicht hereinkommen. Dieses Pantoffelsignal, gegen das kein Muselman zu handeln wagt, wird freilich nicht selten auch benutzt, wenn die Frau andern Besuch bei sich hat und nicht will, daß ihr Mann zu ihr komme. — Merkwürdig ist auch, daß jeder Muselman in seiner Moschee seine Pantoffeln hat, die er anzieht, wenn er hineintritt und sie ablegt, wenn er sich wieder entfernt, so wie man bei uns in der Kirche einen Stuhl (Platz) oder in dem Theater eine Loge hat; an dem Eingange mancher viel besuchten Moscheen liegen so viel solcher Pantoffeln, daß sie einen hohen bunten Berg bilden. — Und woher kommt der Ausdruck: es weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt? Der römische Senator Paulus Aemilius soll sich desselben zuerst bedient haben und zwar bei folgender Gelegenheit. Er hatte lange mit seiner Gattin Papyria gelebt, die ihm einen Sohn, den später so berühmt gewordenen Scipio Aemilianus, gegeben und endlich verstieß er sie. Seine Freunde versuchten ihn davon abzubringen, er blieb aber fest bei seinem Vorsatze, streckte statt aller Antwort den Fuß aus und sagte: „Ist dieser Schuh nicht neu? ist er nicht schön? Und doch weiß Niemand, wo er mich drückt."

Pantoffelheld. Eine Frau drohte ihrem Mann, der gewöhnlich erst spät bei Nacht aus dem Wirthshause heimkehrte, sie würde die Thüre zusperren und ihm nicht öffnen. Der Mann nahm sich die Warnung zu Herzen; er ging zwar wieder in's Wirthshaus, aber er nahm die Zimmerthür mit sich.

Ein **Pantoffelheld** im Triumphzuge. In der piemontesischen Provinz Salluzzo ist ein seltsamer Volksgebrauch im Schwunge. Sobald es bekannt wird, daß ein Mann von seiner Frau Schläge bekommen, ergreifen ihn alle Bettler der Gegend und zwingen ihn,

verkehrt auf einen Esel zu steigen und statt des Zaumes den Schwanz in die Hand zu nehmen. So führen sie ihn unter tollem Jauchzen durch alle Straßen der Ortschaft. Ist dieser komische Umzug beendet, so bleibt der Haufen auf dem Platze und läßt in Speise und Trank aufgehen, was er indessen an Geld von den Zuschauern erbettelt hat. Der Anführer des Schwarmes ist immer ein alter Bettler, dem sie den Ehrentitel Capo beilegen. Im Triumphe fährt er in einem mit Eseln bespannten Wagen stehend oder sitzend dem Zuge voraus und hält dabei eine Rede an die Zuschauer, sich ja zu hüten, daß sie von ihren Frauen nicht geprügelt werden, sonst stehe ihnen unausweichlich ein gleiches Loos bevor.

Pantoffelheld. Ein Schneider stand unter dem Pantoffel seiner jungen Frau. Diese beschämte ihn bei jeder Gelegenheit. Einst, an ihrem Geburtstage, kamen viele junge bekannte Freunde und Freundinnen, um ihr die Herzenswünsche kund zu thun. Es wurde Kaffee geboten. Man setzte sich zu Tische, welcher vor einem hohen Wandspiegel stand. Der Schneider setzte sich zur Rechten seiner Frau, und fing an, witzige Bemerkungen und Anspielungen zu machen, daß er immer als Mann und Schneider auf dem rechten Platze sei. „Ei, Herr Gemahl," sagte das schalkhafte Weibchen, „schauen Sie nur in den Spiegel, und Sie werden sich augenblicklich überzeugen, daß Sie dießmal nicht wie immer auf dem rechten Platze sind." Er that es und wurde durch die gewöhnliche Täuschung des Spiegels veranlaßt zu glauben, er säße ihr — zur Linken. Sogleich stand er auf, und setzte sich zum großen Gelächter der Gesellschaft zur Linken seiner Frau.

Der **Pantoffel** ist zwar auch im Abendlande zu einem Werkzeuge der Ehrerbietung geworden, indem der Pole aus dem Schuh seiner Dame trinkt und die Bedeutung des ehelichen Pantoffels bekannt genug ist. Wir sind jedoch darin noch weit gegen das Morgenland zurück. Ein indischer Häuptling verehrt ein Paar prächtige Pantoffeln, auf deren Sohle sein Bildniß gestickt ist, dem Fürsten, welchem er seine Unterwürfigkeit bezeigen will, und bittet, er möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten.

Stiefel, Schuh und **Pantoffel.** (Eine wahre Geschichte). Ein stolzer Schuh gerieth mit einem Stiefel in Streit und behauptete, daß sein Amt weit edler als das des Stiefels wäre, indem man sich seiner nur bei besondern Gelegenheiten bediene. Kein Ball, keine Cour, keine Aufwartung (schrie er mit blähender Selbstsucht) findet statt ohne mich, während man sich Deiner, Du armer Teufel, nur bei schmutzigem Wetter als gemeine Fußbekleidung bedient. Der gereizte Stiefel warf erzürnt der Gründe viele entgegen, führte als

Beweis seines Gegenrechtes die silbernen Sporen, welche in hundert Formen ihm zur Zierde verfertigt werden, an, jedoch keine der Streit führenden Mächte wollte nachgeben, als der Zufall einen schleichenden Pantoffel vorüberführte. Dieser hörte kaum, wovon die Rede war, als er ausrief: O Ihr Thoren, was will Eure Macht gegen die meinige! — Philosophen, Künstler, Helden und Staatsmänner seufzen unter meiner Herrschaft. Eine Laune von mir läßt den Schuh nicht auf den Ball und den Stiefel nicht aus dem Hause.

Ein **Papagei** als Zeuge. Vor dem Polizei-Bureau des College-Green zu Dublin fand einmal eine höchst komische Scene statt. Hr. Davis forderte von Hrn. Moore einen Papagei zurück und verlangte, daß der geraubte Vogel als Zeuge verhört würde. Er betheuerte, daß dieser nur die Wahrheit reden werde. Der Richter ließ den Zeugen herbeiholen. Man brachte einen großen, mit einem Tuche bedeckten Käfig. Hr. Davis bat den Richter um Erlaubniß, seinen Zeugen vernehmen zu dürfen, indem er hinzufügte, er wolle keineswegs Hrn. Moore des Diebstahls beschuldigen, es möge vielleicht ein Anderer den Vogel gestohlen und ihn jenem Herrn verkauft haben. Der Anwalt des Herrn Moore fragte ihn, auf welche Art sein Zeuge vertheidigt werden solle? Er könne ja möglicherweise ein Heide oder ein Türke sein. In diesem Augenblicke sang der Papagei hinter seinem Tuche: „Freut Euch des Lebens.“ (Allgemeines Gelächter.) Der Käfig wurde geöffnet. Herr Davis nahte dem Gitter und sagte zu dem Vogel: „Halt mich lieb, mein Junge.“ Der Vogel kletterte am Gitter umher und liebkos'te ihn. Ein Knabe unter den Zuschauern rief: „So macht er's aller Welt,“ und wollte dies beweisen, indem er sich dem Käfig näherte. Aber der Vogel wurde boshaft und biß nach dem kleinen Zudringlichen, der mit Geschrei davon lief. Der Advocat des Hrn. Moore bemerkte, daß sich sein Client noch nicht für besiegt bekenne, und daß Hr. Davis das Verhör fortsetzen möge. „Sehr gern,“ sagte Hr. Davis und setzte den Papagei auf den Finger, indem er ihn fragte: „Wie spricht der Hund?“ Der Vogel bellte aus Leibeskräften wie eine ganze Meute, die einen Fuchs verfolgt. „Und die Katz', mein Junge?“ Der Vogel miauete so erbärmlich, daß es Einem die Seele zerschnitt. Der Richter sprach Herrn Davis den Vogel zu, der ihn mit sich nahm; aber wer beschreibt den Beifallssturm des Publikums, als der treue Papagei, indem ihn sein Herr aus der Gerichtsstube trug, das Lied anstimmte:

„Lieber Anton, ich bin Dein,
Willst Du auch der Meine sein?“

Papagei. Die Leipziger Schauspielerin Gey durfte als Kind

ihren Vater nicht Papa nennen, weil sie sonst einen Papagei aus ihm gemacht hätte.

Gedächtniß eines Papagei's. Ein Papagei war jung eingefangen und von einer spanischen Dame gezogen worden, die ihn dann an einen englischen Schiffskapitän verkaufte. Eine Zeit lang schien der Vogel traurig unter dem Nebel Englands, wo Vögel und Menschen sämmtlich eine für ihn fremde Sprache redeten. Allmählig indeß erlernte er diese Sprache, vergaß seine spanischen Phrasen und schien sich ganz heimisch zu fühlen. Jahre gingen vorüber und das artige Thier war zum Liebling der Familie des Kapitäns geworden. Endlich begannen seine glänzenden Federn vor Alter grau zu werden; er vermochte nur weichen Brei als Nahrung zu genießen und hatte keine Kraft mehr, um seine Stange zu erklettern. Aber Niemand konnte es über's Herz bringen, den alten Liebling zu tödten, der mit mancher angenehmen häuslichen Erinnerung in Zusammenhang stand. Eine Zeit lang hatte er sich in diesem schwachen Zustande befunden, als sein Besitzer eines Tages von einem Herrn aus Spanien besucht wurde. Das erste Mal seit vielen Jahren vernahm der Vogel jetzt die Sprache wieder. Sie erinnerte ihn an seine Jugendscenen in jener schönen Region des Weines und des Sonnenscheines. Mit wilder Freude breitete er die Flügel, wiederholte rasch hinter einander seine, seit Jahren nicht geäußerten spanischen Phrasen, und sank todt darnieder.

Papageien-Versammlung. Eine Gesellschaft Damen fiel aus Bedürfniß des Zeitvertreibs darauf, daß sie sämmtlich ihre Papageien einmal zusammenbringen wollten. Dies sollte in acht Tagen geschehen. Während der Zeit lehrte man einem derselben: „Ei! wie viel Papageien!" und dieser sollte zuletzt erscheinen. Durch einen Mißverstand aber kam er zuerst, wo noch weiter Niemand im Saale war, als schöngeputzte Damen und Herren. Der Papagei rief also aus: „Ei! wie viele Papageien!"

Papagei. Der Papagei einer jungen Dame schwatzte den ganzen Tag, jedoch was er schwatzte, war weder gehauen noch gestochen. „Aber, gnädige Frau," sagte ein alter Professor, „der Papagei sollte noch in die Schule gehen. Kann ihm denn nicht einer von den jungen Herren, welche hier aus- und eingehen, Unterricht geben?" „Ach, mein Gott!" erwiederte die Dame, „von eben diesen hat er ja das einfältige Zeug gelernt."

— Jemand hatte einen Papagei nur die Worte gelehrt: „Wer möchte daran zweifeln!" Er brachte ihn auf den Markt und verlangte

hundert Rupien dafür. Ein Käufer fragte den Papagei: „Bist Du auch hundert Rupien werth?" worauf derselbe schrie: „Wer möchte daran zweifeln!" Das entzückte ihn so, daß er den Vogel kaufte. Aber bald ward er inne, daß dies die einzigen Worte seien, die der Papagei wußte. Eines Tages rief er laut aus: „Ich war doch ein rechter Narr, diesen Vogel zu kaufen!" und der Papagei entgegnete wie gewöhnlich: „Wer möchte daran zweifeln!"

Papier. Ein ziemlich ruinirter Börsenspeculant legte sich auf die Schriftstellerei. Jemand sagte von ihm: „Erst hat das Papier ihn ruinirt, jetzt ruinirt er das Papier." Jg. Goldschmied.

Papier — die nach einer Versöhnung mit erhabenen Ideenwelten ringende Ausbreitung des lumpigen Prinzips im Raume.

Papier. Die Chinesen und Japanesen bereiten ihr Papier aus allerlei Pflanzenstoffen: aus Reisstroh, Hanf, Bambus, Maulbeerbaum und sogar aus der sehnigen Außenseite der Puppe des Seidenwurmes. In Europa hat man (1728) zu London Papier aus Nesseln, in Holland 1823 unverderbliches Papier aus Wassermoos gefertigt. Die Linde, Ulme, der Ahorn, die Rothbuche, der Platanus, der Hopfen, das Pfriemenkraut, die Distel, die Binse, alle diese Pflanzen gaben bei gehöriger Behandlung schönes und dauerhaftes Papier. Die Erfindung des Papiers aus Lumpen schreibt Scaliger den Deutschen und Graf Maffei den Italienern zu. Das älteste Stück Papier (mit dem Datum von 1319) fand Herr von Murr in einem Archive zu Nürnberg. Es scheint also doch, als ob auch diese hochwichtige Erfindung für einen Deutschen vindicirt werden müsse. Aber der Name des Mannes ist unbekannt.

Die drei ersten **Papiermühlen** in Deutschland. Die erste Papiermühle in Deutschland ward 1390 in Nürnberg angelegt. Da erst 50 Jahre später die Buchdruckerkunst erfunden und zu den ältesten Drucken Pergament genommen wurde, der Briefwechsel aber auch äußerst beschränkt war, so mag sie, obschon auf die natürlichste Weise, als Monopol bestehend, doch nur sehr wenig Absatz gehabt haben, und es vergingen volle 80 Jahre, ehe eine zweite in Basel, 1470, entstand; mit ihr fast zugleich aber erblühte eine dritte, 1477 vom Grafen Eberhard von Würtemberg am See zu Urach angelegte, die für 15 Gulden jährlichen Zins an einen Papiermacher aus Castilien verpachtet wurde. Sie machte bedeutende Geschäfte, weil nun die Buchdruckerkunst sich des leinenen Papiers bediente und in Schwaben bereits eine Menge Pressen in Ulm, in Eßlingen, Blaubeuern, Reutlingen und Tübingen beschäftigte.

Der kaiserliche General im dreißigjährigen Kriege, Graf von **Pappenheim**, hatte vor der Schlacht bei Lützen ein solches Vorgefühl von seinem Tode, daß er die Nacht vorher größtentheils im Gebete zubrachte, und am Morgen durch die Beichte sich das Herz erleichterte. Von zwei Musketenschüssen tödtlich verwundet, befahl er die Seinigen Gott und dem Monarchen, und verschied mit der Frage, ob denn die Kaiserlichen auch gesiegt hätten?

Paradies ist — orthodox richtig — der höchste, aber — total ketzerisch — der wohlfeilste Platz; denn nicht die „Armen an Geist," wie die Schrift sagt, sondern die „Armen an Geld," wie die böse Welt decretirt, sind im Theater die Paradiesbewohner, und mit der Seligkeit sieht es mitunter bei ihnen sehr schlimm aus.

Paradies: War die glückliche Wohnung unsrer ersten Eltern, die bloß deswegen das Paradies verlassen mußten, weil sie vom Baume des Erkenntnisses aßen. Das letzte Stockwerk in den Schauspielhäusern heißt auch das Paradies. Die Leute dort haben sicherlich vom Baume des Erkenntnisses nichts gekostet, weil sie meistens Gutes und Böses noch nicht unterscheiden können.

Paradies, eine blinde Klavierspielerin. Große Geister im Kunstfache hatten nicht selten das Unglück, zu erblinden; Homer, Ossian, Milton theilten dieses Loos; allein was Platon sagt, bestätigt sich: Wenn das Licht der Augen untergeht, so strahlt das Licht des Geistes um so heller. — Maria Theresia von Paradies, geboren zu Wien den 15. Mai 1759, Tochter eines niederösterreichischen Regierungsraths, war erst 2 Jahre 11 Monate alt, als sie in der Nacht durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichtes gänzlich beraubt wurde. Ihre besondere Neigung für Tonkunst veranlaßte die Eltern, sie im Pianoforte und im Singen unterrichten zu lassen. Sie machte so schnelle Fortschritte, daß sie schon im vierten Jahre ihres Kunstlebens in der Augustinerkirche zu Wien, in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, ihrer Taufpathin, im Stabat Mater von Pergolese als erste Sopransängerin sich hören ließ, wobei sie selbst auf der Orgel begleitete. Die Kaiserin wurde für sie außerordentlich eingenommen, und setzte für sie, die ihren Namen trug, einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 200 Gulden aus. Sie wurde der Sorgfalt des gelehrten Musikers Kozeluch anvertraut, welcher verschiedene treffliche Stücke und Concerte für die Hände dieser jungen Künstlerin componirte, die sie mit größter Zartheit und vielem Ausdrucke vortrug. Nach und nach lernte sie gegen 60 Klavierconcerte auf das vollkommenste spielen. Im Jahre 1784 trat sie in Begleitung ihrer zärtlichen Mutter eine musikalische Reise an, besuchte die vornehmsten Höfe und Städte

Deutschlands, wo ihr Talent und unglückliches Schicksal große Aufmerksamkeit und Unterstützung ihr erwarben. Im Sommer 1785 sah sie Paris (beiläufig gefragt: ist dies ein Widerspruch?), wo sie sich ungefähr ein halbes Jahr aufhielt, und während dieser Zeit nicht nur durch ihre musikalischen Geschicklichkeiten, sondern auch durch ihr bescheidenes und liebenswürdiges Benehmen Gegenstand der allgemeinen Achtung wurde. Sie spielte vor der Königin, von der sie viele auszeichnende Beweise von Gnade erhielt, und ließ sich oft mit dem schmeichelhaftesten Beifalle im Concert spirituel hören. Hierauf reiste sie nach London, spielte auch dort wiederholt vor der königlichen Familie, und genoß der ausgezeichnetsten, freundlichsten Behandlung. Sie spielte auch außerdem in Carltonhouse, wo sie der damalige Prinz von Wales (nachmals Prinz-Regent, und König Georg IV.) selbst mit dem Violoncell begleitete, ferner im Pantheon, und in anderen großen Concerten. Man nannte sie ein Phänomen, und überhäufte sie mit Zeichen des Beifalles. Das Klima von England sagte ihrer Gesundheit nicht zu, und nöthigte sie, im Frühjahre 1786 dasselbe zu verlassen. So folgte dem Lenze der Kunst der Lenz der Natur. Sie begab sich nach Brüssel, wo sie bei Hofe spielte, und gleichen Beifall, gleiche Gnadenbezeigungen einerntete. Besonders sang sie dort zu allgemeiner Rührung, zu ihrem vortrefflichen Spiele, die Kantate, worin der liebenswürdige Dichter Pfeffel — ihr im Unglücke, des Augenlichtes beraubt zu sein, ähnlich — die Geschichte ihrer Blindheit so rührend besungen hat. Noch in demselben Jahre kam sie über das kunstsinnige Berlin, wo sie gleichfalls allgemeiner Beifall krönte, nach Wien zurück, wo sie fortan lebte. Unstreitig waren ihre Kunstanlagen sehr ausgezeichnet. War auch ihre Stimme vielleicht minder mächtig, als ihre Hand, so war sie doch im höchsten Grade rührend, und wurde es noch mehr durch ihren Ausdruck und durch ihr unglückliches Schicksal. Ihr Gedächtniß, Alles, was sie spielen hörte, zu behalten, war bewunderungswürdig, oder richtiger zu sagen: die Theilnahme, die sie den musikalischen Tönen widmete. Sie rechnete mittelst gewisser Täfelchen selbst in allen Gattungen der Rechnenkunst, spielte die meisten Kartenspiele, und tanzte in jüngeren Jahren sehr kunstreich Menuet. Allen ihren ausgezeichneten natürlichen Talenten und erworbenen Fertigkeiten gaben aber ihre Bescheidenheit, Heiterkeit und andere achtungswürdige Eigenschaften, die den Umgang mit ihr anziehend, unterhaltend und lehrreich machten, und ihr ungetheilte Achtung erwarben, den größten Werth. Nach ihrer Rückkehr nach Wien studirte sie den musikalischen Satz, und componirte mehre Sonaten, Concerte, ja selbst mehre deutsche Opern, obgleich sie in neueren Zeiten nichts mehr davon herausgab, und ebensowenig mehr sich öffentlich hören ließ. Dagegen hatte sie eine musikalische Bildungsanstalt zu Wien errichtet, welche der eifrigen Lehrerin, die hier als Blinde ihren eigenen

Weg wählen mußte, das Zeugniß der trefflichſten Lehrmethode gab. Sie ſtarb in Wien den 1. Februar 1824.

Die Erde ein **Paradies**. Jemand ſagte von den Frauen, daß es von ihnen mit Recht heiße, ſie machen die Erde zum Paradieſe. „Es wimmelt," ſprach er, „darin von Even, und auf jede darf man eine Schlange rechnen."

Paradoxe. Kürzlich wurde in einer Geſellſchaft folgender Titel eines Buches vorgeleſen: „Paradoxe unſers Zeitalters," worauf eine hübſche Blondine fragte: „Zu welchem feierlichen Anlaſſe man denn die Paradeochſen brauchte?"

Humoriſtiſche Parallelen.

Von Franz Clemens Stix.

I. Der Menſch.

Wenn der Menſch die Schule betritt, bekommt er den erſten Ruf; — den Aufruf, und da fängt er ſchon leiſe an, dem Worte nach ein Schuldner zu werden: in der Antwort. Mit der Zeit entwickeln ſich ſeine geiſtigen Anlagen, die er aber oft unbenutzt läßt, und ihnen die materiellen Auslagen vorzieht. Verläßt der Menſch die Schule, ſo benutzt er die Gönner ſeines Hauſes als perſönliche Fürwörter, und die Seinen müſſen ſich immer dabei ſehr activ verhalten, während es bei ihm nur paſſiv ſteht. Freundſchaft dünkt ihm ein bloßes Nennwort, und vom Zeitworte lieben bleibt ihm nur die unbeſtimmte Art im Gedächtniß. Hat der Menſch genug tolle Streiche angeſtellt — die für die Seinen zu Empfindungswörtern wurden — ſo ſtellt man ihn gratis an, bis er die wirkliche Anſtellung erlangt, und dann verwechſelt er häufig Unterhalt mit Unterhaltung. Wähnet der Menſch zu lieben, ſo macht ihn die Liebe häufiger abgelebt als aufgelebt, und tritt er dann in den Poſitiv der Ehe, ſo ſeufzt er ſehr oft den Comparativ: „Ach eher!"

II. Männer und Frauen.

Männer ſind mit Pfeifen zu vergleichen, denn ſie haben wie dieſe verborgene Fehler, die erſt mit der Zeit ſichtbar werden, und beide ſind ohne Werth, wenn nicht der Kopf gut beſchlagen iſt, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Männer durch den Bart gewinnen, während die Pfeifen durch den Bart verlieren! — Männer und Pfeifenköpfe müſſen gleich Anfangs treu und ſorglich gepflegt werden, daß ſie nicht zu bald verrauchen; ihre Füllung hängt von den Verhältniſſen ihrer Beſitzer ab, ſie iſt daher entweder eine ordinäre, eine nur gewöhnliche, oder ganz ſuperfeine! Erhitzte Männer und Pfeifen-

köpfe sind immer dem Sprunge ausgesetzt! — Damit die Pfeifen mehr Glätte erhalten, muß man sie abziehen lassen, und daß manche Männer mehr Schliff erhalten, lassen öfters die Damen sie abziehen! — Mit Männerliebe vertraute Frauenherzen gleichen schon vollkommen eingerichteten Zimmern, daher dieselben theurer zu stehen kommen, als ein noch unerfahrenes Frauenherz, das einer freundlichen Wohnstube gleicht, in der sich's der Besitznehmer ganz nach seinem Belieben einrichten kann! — Allein der Kammer Weiß und des Herzens Unschuld bleiben nicht lange, der Liebe Roth übertüncht sie zuerst, wobei der Hoffnung Grün noch die haltbarste Farbe ist, denn das Gelb der Eifersucht ist zu grell und das milde Blau der Beständigkeit schießt zuweilen. Frauenherzen ergeht es oft wie Wohnungsankündigungen, ihre Vermiether schlagen sie wegen der Aussicht zu hoch an, und darum bleiben sie so lange verlassen, und werden, wenn sie endlich vergeben scheinen, eben so schnell wieder aufgesagt. Das weibliche Herz gleicht auch einer Chatoulle, der wir unser theuerstes Gut „die Liebe" anvertrauen, allein der Zufall läßt Manche darin oft unerwartet ein geheimes Fach erblicken, dessen Entdeckung Heilung dem Geliebten und Kränkung dem Gatten gewähret! — Manches Mädchen wird mit einem Bilde verglichen, aus Eitelkeit aber bleibt es zu lange der Bewunderung preisgestellt, wobei es natürlich altern muß; man wird dann ängstlich und gibt ihm eine neue Goldfaçon, um so leichter einen Nothnagel zu finden, dem man es anhängt. Verliebte nennen den Mond den Freund der Liebe, und warum? weil er sich nie gleich bleibt, sondern bald zu bald abnimmt, und sogar in das letzte Viertel kommt!

III. Liebe und Wein.

Je älter der Wein, um so größer sein Werth, allein die Liebe? — sie gleicht oft in wenig Monden schon einer verlegenen Waare! — Liebe und Wein haben gleiches Schicksal: gebrochner Wein! — gebrochne Liebe, — Wasser ist die Mischung zum Weine (damit er schwächer werde) — die Mischung für die Liebe ist die Ehe! — Der Wein wird vermauthet, die Liebe oft kaum geschätzt. — Der Wein wird abgezogen, die Liebe jedoch zieht von selbst ab! — Liebe und Wein machen entweder fröhlich, beredt und unbesonnen, oder tiefsinnig und stumm. Wein und Liebe nicht sorglich verwahrt, gehen sehr leicht in Gährung über! Durch häufiges Kosten lernt man die Weine kennen, durch häufiges Lieben aber verwechselt man Verliebtsein mit Lieben! — Liebe und Wein erregen die Phantasie und machen uns zu Dichtern! — allein dem größten Wein- und Liebestaumel folgt die größte Nüchternheit und oft ein Gefühl von Beschämung! — Gold- und Silberperlen schimmern im Weine, die Perlen der Liebe sind — Thränen! — Der Kuß sei das Weihe-Siegel innigster Liebe,

welches jedoch eben so häufig fälschlich gebraucht wird, als das Siegel theurer Weine!

Herr von Gall macht in seinem Buche: „**Paris** und seine Salons," die sehr richtige Bemerkung, daß der Deutsche mehr die mittlere und selbst schlechte Sorte der französischen Gesellschaft nachahme, als die vornehme. Er äußert sich darüber: „Sowohl die Damen als die Herren der guten Gesellschaft vermeiden stets alles Auffallende und suchen nur durch das Geschmackvolle und Einfache den Ansprüchen der Toilette zu genügen. Gerade diese vornehme Einfachheit der Toiletten der Damen, welche alles Ueberladene und Bunte vermeidet, ferner die Frische und das Duftige der Stoffe, die Harmonie im Ganzen, sind es, welche uns in den Pariser Salons so angenehm berühren. Nur die verheiratheten Damen tragen Schmuck. Wer in Deutschland in die größere Welt eintreten und sich darin mit dem Gefühle der Behaglichkeit bewegen will, denkt vor Allem daran, in moderner Kleidung zu erscheinen. In Paris verlangt man nur einen anständigen, nicht lächerlichen Anzug, ob modern oder nicht, wird kaum bemerkt. Die Grisetten auf den Boulevards, die Herren Commis voyageurs, die Incroyables ꝛc. richten sich freilich strenge nach dem Moden-Journale und unterscheiden sich gerade durch dasjenige von der besseren Gesellschaft, wodurch sie ihr gleichzukommen glauben. Ich kenne in der Gesellschaft vornehme, gefeierte Damen, welche, namentlich auf Bällen, immer in einem einfachen, weißen Kleide erscheinen, fast ganz ohne Verzierung und ohne in die Augen fallende Veränderungen. In dieser Beziehung dürften die deutschen Damen mehr als es geschieht, sich die Pariserinnen zum Vorbilde nehmen. Die Putzmacherinnen und Fabrikanten haben freilich mehr Ursache als die Väter und Ehemänner, den deutschen Frauen herzlich dafür zu danken, daß sie sich keinem Gesetze mit größerer Gewissenhaftigkeit, mit mehr Ausdauer und Fügsamkeit unterwerfen, als dem Gesetze der Pariser Journal-Moden." Der Verfasser bemerkt ferner, es sei in Paris ein Zeichen des schlechten Tons, überhaupt von Toilette viel zu sprechen.

Eine militärische Scene in **Paris**. Als das Feuer im Wachthause vor dem Palais-Royal so weit gelöscht war, daß man herzutreten konnte, schleppte man die Leichen der Municipalgardisten in die Galerie Orleans. Kaum waren sie alle niedergelegt, so schlug ein Tambour die Trommel, und ein mit Blut aus eigenen Wunden über und über bedeckter Mann commandirte: „Auf die Knie gefallen, und für die Todten gebetet! Auch sie waren Franzosen!" Alles kniete nieder, und betete einige Augenblicke, aber sammelte sich doch. Auch der Verwundete kniete — als sich aber die Masse erhob, fiel er allein zu Boden — er war todt.

Wie sich die Pariser ändern. Als im Mai 1815 Napoleon Elba verlassen hatte, las man in den zehn Tagen seiner Reise: 1) Der Menschenwürger ist aus seiner Höhle gegangen; 2) der corsische Menschenfresser ist so eben beim Cap Juan an's Land gestiegen; 3) der Tiger ist zu Gap angekommen; 4) das Unthier hat in Grenoble geschlafen; 5) der Tyrann ist durch Lyon gegangen; 6) der Usurpator ist 30 Meilen von der Hauptstadt gesehen worden; 7) Bonaparte rückt in Eilmärschen vor, wird aber nie nach Paris kommen; 8) Napoleon wird morgen vor unseren Mauern sein; 9) der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen; 10) Ihre kaiserliche und königliche Majestät haben gestern Ihren Einzug in Ihrem Schlosse, den Tuilerien, mitten unter Ihren treuen Unterthanen gehalten.

Aus der Pariser Schreckenszeit. Während der Schreckenszeit ließ zu Paris die Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen, welche eifrig der Revolution anhing, in allen Liedern, welche die Mädchen singen mußten, das Wort „amour" wegstreichen und dafür „tambour" setzen.

Pariser Kaffeehaus-Scenen. Unlängst geschah es in einem Kaffeehaus, daß ein Gast, welcher schlecht bedient wurde, zur Eigenthümerin sagte: „Madame, seit einer Stunde habe ich Bavaroise verlangt, und Ihr Garçon bedient mich nicht." — „Seien Sie nachsichtig," sagte die Frau, „dieser Mensch ist noch nicht lange im Dienste. Sein Stand ist ihm neu, er ist ein ehemaliger Unterpräfect." — Ein anderer Herr rief dem Marqueur zu: „Gib Acht, ungeschickter Mensch, Du begießest mein Beinkleid mit Kaffee." — „Sprechen Sie höflicher mit mir," erwiederte dieser, „seit der Republik stehen wir uns alle gleich." Der Herr verzehrt seinen Kaffee, bezahlt, nimmt sein kleines Geld und geht. — „Mein Herr, vergessen Sie den Garçon nicht." — „Bürger, ich werde meines Gleichen nicht die Beleidigung anthun, ihm zwei Sous zu schenken."

Parlament. Ein Gelehrter zu Cromwells Zeiten glaubte die Sprache der heiligen Schrift dadurch zu verbessern, daß er statt: das Königreich des Himmels, das Parlament des Himmels setzte.

Erkaufte Parlaments-Mitglieder. „Die Mitglieder Eures Parlaments lassen sich erkaufen!" sagte Jemand zu einem Engländer. — „Desto besser!" meinte dieser, „das beweiset, daß sie noch etwas werth sind, sonst würden sie keine Käufer finden!"

Pharrhasius, ein berühmter griechischer Maler aus Ephesus, ein Zeitgenosse des eben so berühmten Zeuxis. Er malte unter anderm

welches jedoch eben so häufig fälschlich gebraucht wird, als das Siegel theurer Weine!

Herr von Gall macht in seinem Buche: „Paris und seine Salons," die sehr richtige Bemerkung, daß der Deutsche mehr die mittlere und selbst schlechte Sorte der französischen Gesellschaft nachahme, als die vornehme. Er äußert sich darüber: „Sowohl die Damen als die Herren der guten Gesellschaft vermeiden stets alles Auffallende und suchen nur durch das Geschmackvolle und Einfache den Ansprüchen der Toilette zu genügen. Gerade diese vornehme Einfachheit der Toiletten der Damen, welche alles Ueberladene und Bunte vermeidet, ferner die Frische und das Duftige der Stoffe, die Harmonie im Ganzen, sind es, welche uns in den Pariser Salons so angenehm berühren. Nur die verheiratheten Damen tragen Schmuck. Wer in Deutschland in die größere Welt eintreten und sich darin mit dem Gefühle der Behaglichkeit bewegen will, denkt vor Allem daran, in moderner Kleidung zu erscheinen. In Paris verlangt man nur einen anständigen, nicht lächerlichen Anzug, ob modern oder nicht, wird kaum bemerkt. Die Grisetten auf den Boulevards, die Herren Commis voyageurs, die Incroyables ꝛc. richten sich freilich strenge nach dem Moden-Journale und unterscheiden sich gerade durch dasjenige von der besseren Gesellschaft, wodurch sie ihr gleichzukommen glauben. Ich kenne in der Gesellschaft vornehme, gefeierte Damen, welche, namentlich auf Bällen, immer in einem einfachen, weißen Kleide erscheinen, fast ganz ohne Verzierung und ohne in die Augen fallende Veränderungen. In dieser Beziehung dürften die deutschen Damen mehr als es geschieht, sich die Pariserinnen zum Vorbilde nehmen. Die Putzmacherinnen und Fabrikanten haben freilich mehr Ursache als die Väter und Ehemänner, den deutschen Frauen herzlich dafür zu danken, daß sie sich keinem Gesetze mit größerer Gewissenhaftigkeit, mit mehr Ausdauer und Fügsamkeit unterwerfen, als dem Gesetze der Pariser Journal-Moden." Der Verfasser bemerkt ferner, es sei in Paris ein Zeichen des schlechten Tons, überhaupt von Toilette viel zu sprechen.

Eine militärische Scene in **Paris.** Als das Feuer im Wachthause vor dem Palais-Royal so weit gelöscht war, daß man herzutreten konnte, schleppte man die Leichen der Municipalgardisten in die Galerie Orleans. Kaum waren sie alle niedergelegt, so schlug ein Tambour die Trommel, und ein mit Blut aus eigenen Wunden über und über bedeckter Mann commandirte: „Auf die Knie gefallen, und für die Todten gebetet! Auch sie waren Franzosen!" Alles kniete nieder, und betete einige Augenblicke, aber sammelte sich doch. Auch der Verwundete kniete — als sich aber die Masse erhob, fiel er allein zu Boden — er war todt.

Wie sich die Pariser ändern. Als im Mai 1815 Napoleon Elba verlassen hatte, las man in den zehn Tagen seiner Reise: 1) Der Menschenwürger ist aus seiner Höhle gegangen; 2) der corsische Menschenfresser ist so eben beim Cap Juan an's Land gestiegen; 3) der Tiger ist zu Gap angekommen; 4) das Unthier hat in Grenoble geschlafen; 5) der Tyrann ist durch Lyon gegangen; 6) der Usurpator ist 30 Meilen von der Hauptstadt gesehen worden; 7) Bonaparte rückt in Eilmärschen vor, wird aber nie nach Paris kommen; 8) Napoleon wird morgen vor unseren Mauern sein; 9) der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen; 10) Ihre kaiserliche und königliche Majestät haben gestern Ihren Einzug in Ihrem Schlosse, den Tuilerien, mitten unter Ihren treuen Unterthanen gehalten.

Aus der Pariser Schreckenszeit. Während der Schreckenszeit ließ zu Paris die Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen, welche eifrig der Revolution anhing, in allen Liedern, welche die Mädchen singen mußten, das Wort „amour" wegstreichen und dafür „tambour" setzen.

Pariser Kaffeehaus-Scenen. Unlängst geschah es in einem Kaffeehaus, daß ein Gast, welcher schlecht bedient wurde, zur Eigenthümerin sagte: „Madame, seit einer Stunde habe ich Bavaroise verlangt, und Ihr Garçon bedient mich nicht." — „Seien Sie nachsichtig," sagte die Frau, „dieser Mensch ist noch nicht lange im Dienste. Sein Stand ist ihm neu, er ist ein ehemaliger Unterpräfect." — Ein anderer Herr rief dem Marqueur zu: „Gib Acht, ungeschickter Mensch, Du begießest mein Beinkleid mit Kaffee." — „Sprechen Sie höflicher mit mir," erwiederte dieser, „seit der Republik stehen wir uns alle gleich." Der Herr verzehrt seinen Kaffee, bezahlt, nimmt sein kleines Geld und geht. — „Mein Herr, vergessen Sie den Garçon nicht." — „Bürger, ich werde meines Gleichen nicht die Beleidigung anthun, ihm zwei Sous zu schenken."

Parlament. Ein Gelehrter zu Cromwells Zeiten glaubte die Sprache der heiligen Schrift dadurch zu verbessern, daß er statt: das Königreich des Himmels, das Parlament des Himmels setzte.

Erkaufte Parlaments-Mitglieder. „Die Mitglieder Eures Parlaments lassen sich erkaufen!" sagte Jemand zu einem Engländer. — „Desto besser!" meinte dieser, „das beweiset, daß sie noch etwas werth sind, sonst würden sie keine Käufer finden!"

Pharrhasius, ein berühmter griechischer Maler aus Ephesus, ein Zeitgenosse des eben so berühmten Zeuxis. Er malte unter anderm

einen Vorhang so täuschend, daß alle, die das darunter vermuthete Gemälde ansehen wollten, ihn baten, den Vorhang aufzuziehen, um dasselbe beschauen zu können, worauf er jeden einlud, den Vorhang selbst zurückzuschlagen. Als sie nun nach dem Vorhang greifen wollten, sahen sie erst, daß er gemalt sei.

Pascal sagte: „Selten ist ein großer Mathematiker ein listiger Kopf, und ein listiger Kopf selten ein großer Mathematiker."

Pasigraphie und Pasilalie. Die Anstrengungen der Gelehrten, eine allen Nationen der Erde verständliche Zeichensprache (Pasigraphie), und eine allgemeine Sprache durch Laute (Pasilalie) zu erfinden, waren nicht nur vergebens, sondern sogar entbehrlich, denn die gütige Natur gab uns im Mienenspiele des Menschen die vollkommenste Pasigraphie, und in der Modulation der menschlichen Stimme die verständlichste Pasilalie. **Blau.**

Pasquill, eine Schmähschrift, Schand- oder Lästerschrift. Die Benennung kommt ursprünglich von einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren zu Rom lebte. Nach seinem Tode gab das Volk einer verstümmelten Bildsäule eines alten Fechters, welche man in der Nähe seiner Werkstatt, an der Ecke des Palastes Arsini, fand, den Namen Pasquino. Seit dieser Zeit wurden allerlei Zettel und Spottschriften, die man dem gleichsam wieder auferstandenen Schuster in den Mund legte, daran geheftet, die nach dessen Namen Pasquinaden genannt wurden.

Einen Beweis, daß Jedermann das ein **Pasquill** nennt, was ihm nicht recht ist, liefert Ludwig der Vierzehnte, er nannte den „Telemach" ein Pasquill!!

Paß. Ein Schneider, welcher das hitzige Fieber gehabt, mußte zur Cur in ein Bad reisen. Der Polizei-Expedient, der sich der Kürze befleißigte, schrieb daher: „Reisepaß für den hitzigen Curschneider X."

Die **passauische** Kunst. Sie hat ihren Namen von dem passauischen Heere, welches die Kraft besaß, unverwundbar zu sein, weshalb es auch in Böhmen einfiel, ohne einen Mann zu verlieren; sonst nennt man es die „Festmachung." Dieser Aberglaube, sich gegen Hieb und Schuß sicher stellen zu können, hat sich sehr weit verbreitet; ja die berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeiten erzählen von dieser edlen Kunst, und unser gemeine Mann glaubt jetzt noch fest daran. Meine Leser werden gewiß neugierig sein, und eben so meine schöne Leserinnen, deren Herzen oft nur zu schnell erobert werden, wie man

die Festigkeit bewirken könne. Becker's „bezauberte Welt," wird sie belehren. Wer am Freitage vor Sonnenaufgange von der Hirnschale eines gerichteten Mörders das Moos abschält und unter dem linken Arm versteckt, den wird keine Kugel, kein Säbel verwunden. — Wer in der Christnacht die Buchstaben I. N. R. I. auf ein Stückchen Jungfernpergament schreibt, dies in einen Weizenteig schließt und heimlich unter ein Altarkissen legt, in dessen Nähe zu verschiedenen Zeiten 3 Messen gelesen werden, und es betend am Morgen verschluckt, der ist denselben Tag fest. — Unwissend wird ein Kind fest, dem sein Netz, darin es geboren, zu Pulver gestoßen und in einem Muß eingegeben wird; es schlägt sich nicht an, und wenn es noch so fällt, wird es sich keinen Schaden thun. — Das erste Mittel wird bald unmöglich werden, das zweite ist es schon, denn welches schöne Jungferchen wird seine Haut, selbst nach dem Tode, zu Pergament verarbeiten lassen? — Spuren dieses Glaubens finden wir schon bei den Griechen; war Achilles nicht fest und nur die Ferse verwundbar? Wer kennt nicht den Ring des Gyges, der so stark machte, wie Zehntausend es sein können, und unverletzlich? — Jetzt hat dieser Glaube, Dank der Aufklärung, sich verloren, und es ist nicht die einzige Wohlthat, die ein eifriges Eindringen in die Kräfte der Natur uns zufließen ließ; die edle Kunst lebt nur noch dem Namen nach.

Passend und unpassend. Zu dem Stiftungsfeste des Gewerbevereins in Br. hat Jemand ein Lied auf den Vorstand, der aus drei Notabeln besteht, gedichtet auf die Melodie: „Seht ihr drei Rosse ꝛc."

Passirt! „Halt!" rief der Zollvisitator dem Wagenlenker zu, welcher zum Thore eines Städtchens mit einem Passagiere hereinfuhr, „halt! der Wagen muß durchsucht werden, ob keine Contrebande sich darin befindet." Der Passagier erblaßte. Um Fassung zu gewinnen, reichte er dem Visitator eine Prise Tabak, und fragte endlich mechanisch: „Wie gehts, wie befinden Sie sich, ohne Zweifel recht gut?" — „Passirt!" sagte der Gefragte, und in diesem Augenblicke gab der Fuhrmann den Pferden die Peitsche, und jagte mit dem Wagen davon. S. Löwi.

Die **Pastete** auf dem Gedicht. Ein armer Poet hatte ein Gedicht an einen Pastetenbäcker gerichtet. Dieser lud ihn zu Tisch. Zuerst aß unser Dichter mit gutem Appetit; bald aber verging ihm dieser, denn er bemerkte, daß das Papier, auf dem die Pastete gebacken war, das Manuscript seiner Verse sei. Er konnte seinen Unwillen nicht verbergen und beschwerte sich gegen den Gastgeber. „Ei", sagte dieser, „das können Sie doch nicht übel nehmen! Erst jetzt sind

wir quitt. Sie haben Verse auf meine Pasteten, und ich Pasteten auf Ihren Versen gemacht."

Pastete als Wagenschmiere. In Augsburg befahl ein reisender Franzose dem Hausknecht seinen Wagen zu schmieren, die Büchse dazu liege im Wagen. Der Hausknecht sucht, findet und schmiert, behält auch noch etwas von der neuerfundenen Wagenschmiere über und zeigt verwundert sie dem Kellner. Dieser ist außer sich, denn der Hausknecht hatte mit einer Straßburger Gänseleber-Pastete geschmiert.

Pastoret, Legitimist, Kanzler von Frankreich und Verfasser der Geschichte der Gesetzgebung. Im Jahre 1792 war Pastoret wegen seiner Theilnahme an den antirevolutionären Bestrebungen und Komplotten der Royalisten proscribirt. Er flüchtete in die Provence, sah sich aber auch hier bald so sehr bedroht, daß sein Untergang unvermeidlich erschien. In dieser Noth faßte Pastoret einen verzweifelten Entschluß. Eines Abends ging er, in seinen Mantel gehüllt, geradezu in das Haus des Präsidenten des Revolutions-Tribunals, das mit der Verfolgung der Royalisten beauftragt war. „Ich bin Provençale," sagte er dem staunenden Republikaner, „werde von allen Seiten verfolgt, und sehe keine Auswege, keine Rettung. Das Comité, dem Sie präsidiren, hat noch gestern einen Verhaftsbefehl gegen mich erlassen, doch den werden Sie nicht ausführen, denn ich gehe morgen über die Gränze und habe Ihnen vertraut. Ich heiße Pastoret." Der Präsident führte den Verhaftsbefehl nicht aus, sondern geleitete den Proscribirten selbst in der nächsten Nacht über die Gränze.

Pathen. Von der Wiege bis zum Grabe haben die Pathen auf die christlichen Weltbürger einen nicht unbedeutenden Einfluß. Erst quälen sich die simplen Pathen damit ab, welchen Namen sie dem träumenden Pilger geben wollen, und schicken ihn in die Welt. Am Ende der Laufbahn fassen ihn andere Pathen, Allopathen und Homöopathen, und schicken ihn oft nolens volens in die andere Welt. Darum kommt viel auf die Pathen an.

Pathengeschenke. Kaiser Karl V. erhielt bei seiner Geburt von seinem Vater das Herzogthum Lützelburg; von Margaretha, Kaiser Maximilians Tochter, eine goldene Schüssel voll Perlen und Edelsteinen; von der Herzogin von Burgund ein kleines Kind, das einen goldenen, mit Edelsteinen bedeckten Teller trug. Der Dynast von Burgund band ihm ein goldenes Schwert ein; Karl von Croy einen silbernen, mit Gold ausgelegten Harnisch, dessen Bruststück mit einem goldenen Phönix geziert war; die Stadt Gent ein silbernes, kunstvoll gearbeitetes Schiff. Mehre Äbte verehrten ihm das alte und neue Testament in Gold gebunden.

Pathos eines Sittenpredigers. Jemand in einer kleinen Stadt eiferte über die eingerissene Sittenlosigkeit und über die Verwahrlosung der Kinder in der Erziehung. — „Es ist himmelschreiend," rief er mit Pathos aus: „wie wenig die Aeltern für ihre Kinder sorgen. — Kinder, die weder sprechen, noch gehen können, laufen auf den Gassen umher und führen die gröbsten Unsittlichkeiten im Munde."

Patriot. Man machte Jemand den Vorwurf, daß er als Schutzvereinsmitglied ausländische Stoffe trage; er aber entschuldigte sich damit, daß dennoch Niemand vaterländische Industrie in dem Maße fördere als er, indem er die in ausländischen Fabriken verfertigten Stoffe auf Borg nimmt und nicht bezahlt, und so die ausländischen Fabriken zu Grunde richten hilft.

Patriotismus. Der spanische General Osorio unternahm im März 1818 einen neuen Angriff auf Chile. In dieser Gefahr brachten die Bürger der Hauptstadt Sanjago dem Staate ihr ganzes Silberzeug dar, und erklärten den 5. März 1818, daß sie nicht eher silbernes Geräthe sich wieder anschaffen wollten, als bis das Vaterland gerettet sei. Das Andenken an diese patriotische That wurde durch eine Inschrift an den Säulen beim Eingange in die Stadt verewigt, wo es heißt: „Fremder, der du dieses Land betrittst, Nationen des Erdkreises, entscheidet, ob ein solches Volk unterjocht werden kann!" Wenn die Chilesen für ihr junges Vaterland Solches thun konnten, welche Opfer soll man von Jenen verlangen für ein Land, in dessen Boden die Gebeine ihrer Ahnen seit Jahrhunderten ruhen?

— Herr von ** ließ sich in London auf einer Straße von einem armen Schuhputzer die Stiefeln reinigen. — Ein guter Freund kam aber vorbei und sagte: „wissen Sie schon, daß Wilkes abgesetzt ist." — „So, — das ist mir lieb!" — Sogleich sagte der Bursche: „Putzen Sie sich den andern Stiefel selbst — ich bin zwar nur ein armer Schuhputzer, aber ich mag keinem dienen, der es nicht gut mit der Nation meint!"

Nur **patriotisch**! Bei einer Schlägerei, die unlängst in Pesth ausbrach, rief plötzlich einer der Geschlagenen: „Halt, Sie dürfen mich nicht schlagen! Erst müssen Sie mir beweisen, daß der Stock einheimisches Fabrikat ist, denn ich habe mein Ehrenwort gegeben, daß kein fremdes Fabrikat auf meinen Leib kommen soll!"

Patriotismus. Ein Amerikaner wurde von seinen Freunden zur Rede gestellt, warum er so viel trinke, und ermahnt, er solle sich dieser verderblichen Neigung doch nicht so hingeben. „Was Neigung!"

rief er pathetisch, „Neigung! Seht mal! Glaubt Ihr, ich trinke aus Neigung? Ist mir nie eingefallen! Ich trinke aus Patriotismus. He sagt mal, was erhält den Staat? Taxen und Abgaben. Nun denn, mit jedem Tropfen Schnaps, der über meine Lippen fließt, zahle ich eine Taxe, mit jedem Gläschen Liqueur, das in meine Kehle hinabgleitet, vermehre ich die Einnahmen des Staates und befestige daher dessen Existenz. Das ist der Grund, warum ich trinke. Nicht meine Neigung. Folgte ich meiner Neigung, so tränke ich Buttermilch oder Wasser, wie Ihr unpatriotischen Kerle. Aber ich bin nicht wie Ihr, ich denke nicht an mich allein, ich denke an das Ganze, dessen Glied ich bin, und darum thue ich meinen Neigungen Gewalt an, darum verläugne ich mich selbst und — trinke. Und jetzt wagt es, mir mein Trinken noch einmal vorzuwerfen.

Patriotismus. Adam und Eva, waren die ersten Mitglieder des Schutzvereines, sie kleideten sich nur in inländische Fabrikate! — Man muß zugeben, daß bei dem damaligen Mangel an inländischen Fabriken dieses Unternehmen nichts Anderes war, als reiner = nackter Patriotismus!

Patriotismus. Bei der Vorstellung der Phädra hört' ich zwei Frauen im Parterre mit einander conversiren und die Eine sagen: „Ich weiß nicht, warum wir immer griechische Trauerspiele geben, haben die Griechen doch keine von uns gegeben!"

Patru. Die französische Akademie der Wissenschaften und schönen Künste hatte eines ihrer verdienten Mitglieder verloren. Da es das höchste Ziel des literarischen Ehrgeizes ist, eine solche Stelle zu erhalten, so bemühte sich ein Mann um dieselbe, welcher zwar mächtigen Einfluß hatte durch seinen Stand und durch seine Verbindungen, der aber vermöge seiner Kenntnisse dieser Ehre durchaus nicht würdig war. Viele von der Gesellschaft waren geneigt, ihn aufzunehmen; da sie sich nun zur Wahl versammelten, so eröffnete ein gewisser Patru die Sitzung mit folgenden Worten: „Meine Herren! Ein alter Grieche hatte eine vortreffliche Leier. Es riß ihm eine Saite; und anstatt wieder eine Darmsaite zu nehmen, zog er eine silberne auf. Freilich ließ die silberne recht hübsch; aber um die schöne Harmonie der Leier war es geschehen!" Die Fabel, so kurz sie auch war, wirkte vortrefflich, und der unberufene Mitbewerber fiel durch.

Paul der Erste. Als Paul der Erste eines Tages in St. Petersburg über eine Brücke ritt, traf er auf einen Officier, der Halt machte und ihn mit schuldiger Ehrfurcht begrüßte. Der Kaiser erkannte die Uniform. „Dieser Mann," sagte er zu seinen Hofleuten,

gehört zu meinem Nichtswisser-Regiment." — „Aber, Sire!" antwortete der Officier, „ich weiß Alles." — „So so! Sie wissen Alles, wirklich? nun das wollen wir sehen. Wie vieler Nägel bedurfte es, um die Bretter dieser Brücke festzuschlagen?" — „Dreiundfünfzig Millionen neunhundert siebenundneunzig Tausend einhundert und zwölf." — „Ganz richtig! — aber wie viel Fische gibt es in der Newa von dieser Brücke bis Kronstadt?" — Sechshundert zweiundvierzig Millionen achthundert zweiunddreißig Tausend dreihundert und siebenundneunzig. — „Wissen Sie das gewiß?" — „Ganz genau, sonst würde ich es Ew. Majestät nicht gesagt haben!" — „Gut, das dachte ich mir auch, ich habe gern Antwort auf meine Fragen, ein Officier muß Alles wissen." — „Das versteht sich, und der Kaiser?" — „Weiß Alles!" — „Wollen Ew. Majestät mir eine Frage gestatten?" — „Nun?" — „Wie heiße ich?" — „Graf Balowski." — „Mein Rang?" — „Capitän in der Garde." — „Tausend Dank, Ew. Majestät!" — Diese Anecdote erzählte ein französischer Emigrant, ein Augenzeuge der Begebenheit und Bekannter des Seconde-Lieutenants Krasanow, der so durch Unverschämtheit und eine Laune des Selbstherrschers Graf und Hauptmann der russischen Chevalier-Garde wurde.

Pauline, Fürstin zur Lippe. Diese edle, hochgebildete Frau war die Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und der Fürstin Luise, gebornen Herzogin von Holstein-Plön; geboren war sie zu Ballenstädt den 23. Februar 1769. Sehr bald fühlte die Fürstin ihre geistige Kraft und machte sich wissenschaftliche Bildung zum steten Berufe. Die Stunden der Muße verlebte sie an der Seite ihres Vaters, bald bei seinen Regierungsgeschäften, bald auf seinen Jagdzügen. Dadurch erhielt ihr Charakter eine männliche Richtung, die sich selbst in kräftigen Gesichtszügen aussprach. Sie war 18 Jahre alt, als sie Brockenstat's Gedicht auf den Tod Friedrichs II., ungeachtet der Schwierigkeiten des lateinischen Liederstyles, sehr glücklich in das Deutsche übersetzte; als sich ihre Aufmerksamkeit auf die dänische Literatur richtete, war sie bald im Stande, die vorzüglichsten Nationalschriftsteller mit Leichtigkeit zu lesen. Mit dem Dichter Gleim, der ihren dichterischen Versuchen seinen Beifall schenkte, stand sie in häufigem Briefwechsel. Dabei studirte sie die Verfassung ihres Geburtslandes, unterhielt sich mit Staatsmännern über alle Theile der öffentlichen Verwaltung, arbeitete Gesetze aus und verfertigte Gutachten aus Acten. Seit dem Jahre 1790 leitete sie aus dem Cabinette ihres Vaters die auswärtigen Geschäfte mit ausgezeichneter Geschicklichkeit. Im Januar 1796 vermählte sie sich nach der Wahl ihres Herzens mit dem regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold. Ihr Gemahl starb aber schon 1802 und die verwittwete Fürstin trat die vormundschaftliche Regierung an. Welch ein Glück für das Land und für sie selbst, in Re-

gierungsgeschäfte bereits eingeweiht zu sein! Seitdem beförderte sie, 18 Jahre hindurch, die wohlthätigsten Einrichtungen zur Verminderung des Menschenelendes; sie hob die Leibeigenschaft auf, sorgte für Erziehungsanstalten und stand mit der Hülfsgesellschaft zu Zürich seit 1808 in ununterbrochener Verbindung. Mit kluger Umsicht benahm sie sich während Napoleon's Zwingherrschaft, so daß derselbe das Fürstenthum Lippe als eines jener Länder bezeichnete, welche von Kriegsrequisitionen verschont bleiben sollten. Zum Besten ihres Landes unternahm sie eine Reise nach Paris, wo sie durch Einsicht und Geistesgegenwart dem Kaiser Achtung einflößte und die Freundschaft Josephinens gewann. Im wahren Sinne des Wortes war sie Selbstregentin; sie selbst las, prüfte, erwog; sie selbst verordnete; sie selbst musterte ihr Truppencorps und entwarf die Ausgaben für ihre Verpflegung; sie sah bänderreiche Acten über schwierige Rechtshändel durch und führte oft Stunden lang in ihrem Regierungscollegium den Vorsitz. Einen Beweis allgemeiner Verehrung erhielt sie durch den seltsamen Antrag der Stadt Lemgo, das bürgermeisterliche Amt zu übernehmen. Sie that dies, weil sie alle Verhältnisse kennen zu lernen wünschte. Im 4. Juni 1820 übergab sie die Regierung ihrem ältesten Sohne; aber nur wenig erfreute sie sich, von mannigfaltigen körperlichen Leiden gedrückt, der ersehnten Ruhe. Fortwährend mit edlen Zwecken beschäftigt, schrieb sie noch auf ihrem Sterbelager Entschließungen in Armensachen. Unter den angreifendsten Krämpfen blieb ihr Geist stark und fest; so schied sie vom Leben am 29. December 1820. — Ihr früher geäußerter Wunsch, daß man nach ihrem Tode sagen könne: „Sie war treu in jeglichem Berufe!" ist in Erfüllung gegangen. Mit hoher Selbstaufopferung war sie rastlos thätig für alles Gute und Edle; überall offenbarte sich die Klarheit und Gediegenheit ihres Geistes, die Kraft ihres Wollens und die Tiefe ihres Gemüthes. Als Muster einer weisen Regentin, liebevollen Mutter, treuen Freundin und wahrer Christin wird das Andenken der Fürstin Pauline nie untergehen. Sie hat vollbracht, was sie 25 Jahre früher in einem Briefe an Gleim bescheiden abgelehnt hatte:

„Der Menschheit leises Wohl ist jedes Wesens Pflicht,
Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht."

Pause. Ein russischer General, der, um den Kaiser an einem gewissen Orte mit Auszeichnung zu empfangen, unter Anderm seine Soldaten lehrte, mit Manier und so daß es besser klinge, das gewöhnliche Hurrah! zu rufen, sagte bei der Einübung der bessern Methode ihnen: „Ihr müßt, Kinder, nicht wild durcheinander rufen, sondern so, wie ich es sage: „Hurrah! — Pause! — (das letzte Wort wird eben so im Russischen gegeben) Hurrah! — Pause" u. s. w. Die Soldaten nahmen sich das zur Regel und riefen bei der Ankunft des

Kaisers demselben mit einem gewissen Tempo: „Hurrah! Pause! Hurrah! Pause!“ entgegen.

Pause. Der Schauspieler N. machte nur zu oft allzulange Pausen. Als die Regie eines Tages wegen Erkrankung mehrer Mitglieder um eine Vorstellung verlegen war, sagte der große Brockmann: „Gebt eine Pause des Herrn N. und ein Ballet dazu, so ist der Abend ausgefüllt.“

Pavian. In einer Provinzialstadt wurde eine neue Oper einstudirt, deren Handlung in Indien spielte. Einer der Sänger hatte in seiner Rolle die Worte zu singen: „Ach, ich bin ein Paria! Das Wort Paria war ihm ganz unbekannt, er hielt es daher für einen Schreibfehler, der sich bei'm Abschreiben seiner Rolle eingeschlichen haben mußte, und sang am Abend der Vorstellung mit voller Brust: „Ach, ich bin ein Pavian!“ Ein schallendes Gelächter lohnte dem denkenden Künstler die sinnreiche Verbesserung des Textes.

Payne, Thomas (geb. 1757 in England, gest. 1809 in Amerika). Dr. Walcot (Peter Pindar, geb. 1738, gest. 1819) befand sich eines Tages in einer Taverne, wo unter mehreren Gästen auch der berühmte Thomas Payne zugegen war. Payne brachte, nach seiner Gewohnheit, bald das Gespräch auf politische Gegenstände und trug darin seine, in seiner Schrift: „Die Rechte der Menschheit“ aufgestellten Grundsätze mit vieler Suade vor. Unter Anderm behauptete er auch, daß im Parlament nicht die Mehrheit der Stimmen, sondern die Minorität entscheiden müsse. „Denn,“ sprach er, „Personen von reifem Verstande und Kenntnissen verhalten sich gegen Schwach- und Dummköpfe wie Eins zu Zehn, und daher ist die Ansicht der Minorität immer die richtige. Die ganze Gesellschaft pflichtete dieser Aeußerung bei, nur Dr. Walcot erwiederte: „Ihr Argument, Hr. Payne! scheint zwar sehr viel für sich zu haben, aber es kann mich nicht überzeugen. Ich will mich indessen mit Ihnen nicht in einen weitläufigen Streit einlassen. Die werthe Gesellschaft mag darüber entscheiden.“ Payne überzeugt, daß alle Anwesenden seine Bewunderer wären, war es zufrieden. Mit all' der Gravität eines Lordkanzlers oder eines Sprechers im Unterhause wandte er sich nun an die Anwesenden: „Meine Herren! Wer von Ihnen meiner Meinung ist, daß die Minorität in allen öffentlichen Berathungen nur entscheiden sollte, sei so gut und halte die rechte Hand empor.“ Alle rechten Hände wurden schnell empor gestreckt, nur Walcot unterließ es und sprach dann in seinem humoristisch-sarkastischen Tone: „Ich danke Ihnen, meine Herren! für diese Entscheidung zu meinen Gunsten. Da in allen Fällen die verständige Minorität gegen die Ignoranz der Majorität

entscheiden soll, so muß ich Recht haben: denn ich bin offenbar hier die Minorität. Meine Stimme kann daher auch nur allein gelten, und was sie entscheidet, muß registrirt werden."

Berliner Pech. Herr L. geht über die Roßstraßenbrücke, eine Cigarre rauchend. Er will sehen, wie spät es ist, und zieht deshalb die Uhr aus der Tasche. In diesem Augenblicke kommt ihm ein Gensd'arme entgegen. L. will sich nicht erwischen lassen, nimmt die Cigarre aus dem Munde, um sie in's Wasser zu werfen, verwechselt aber die Hände, schleudert die Uhr über das Geländer und steckt den brennenden Cigarrenstummel in die Westentasche. Der Gensd'arme hält ihn an, L. läugnet gerauscht zu haben, aber der von seiner Westentasche aufsteigende Dampf ist der sprechendste Zeuge seiner Missethat. Er wird [illegible], muß Strafe zahlen, die Uhr liegt im Wasser und in die Weste hat er ein großes Loch gebrannt. — Das nennt man Pech!

Der größte Egoist Peel. Ein Engländer, wahrscheinlich aus der Familie dessen, der die Buchstaben der Bibel gezählt hat, hat sich die Mühe gegeben, darzuthun, Peel sei der größte Egoist unserer Zeit, da er in der Rede, worin er seinen Finanzplan dargelegt, nicht weniger als [illegible] Mal Ich gesagt und außerdem 2 Mal Ich selbst, 16 Mal Mir und Mich und 26 Male Mein gebraucht.

Pegasus. Warum ist ein Pferd, der Pegasus, das Sinnbild der Schriftstellerei? Weil die Schriftsteller eine Roßnatur haben müssen, weil sie mit dem Kappzaum um den Mund, den Gurt um den Leib, und Eisen an den Füßen, desto leichter ausgleiten, je schärfer sie beschlagen sind, weil sie kaum Heu zu essen haben, und doch vor frohem Muth nicht wissen, wo sie der Hafer sticht!

— Es wird jetzt kein Thier so geplagt, als der Pegasus; die Frauen sitzen auf diesem Pferde, wie auf jedem andern Pferde, auch nur — einseitig. Bei der jetzigen geistreichen Zeit, wo ein wohldressirtes Pferd eher Mäcene findet, als alle Künste und Wissenschaften, da kann man mit jedem Pferde mehr Geld verdienen, als mit dem Pegasus, man kann also vom Pegasus auf keinen Fall sagen: „Es ist ein Capitalroß." Allein der Pegasus rächt sich, er wird von den Menschen nicht so sehr geplagt, als er die Menschen wieder plagt! Das Musenpferd ist das allgemeinste Steckenpferd und zu der Hälfte des Menschengeschlechts kann man in dieser Beziehung sagen: „Wär'st nicht aufgestiegen, wär'st nicht obig'fallen!" In dieser Beziehung ist der deutsche Pegasus der sicherste: er läßt gut aufsitzen und er — wirft nichts ab! S.

Pelisson, ein bekannter französischer Gelehrter, war über alle Maßen häßlich. Eine Dame nahm ihn einst auf freier Straße bei der Hand und führte ihn in ein nahe gelegenes Haus. Ob sie gleich kein Wort redete, so war sie doch zu schön, als daß er nicht geduldig sollte mitgegangen sein. Sie stellte ihn dem Herrn im Hause vor und sagte: „Zug für Zug, wie dieser da.“ Hierauf ließ sie Pelisson stehen und ging fort. Kaum hatte er sich von seinem Erstaunen erholt, so fragte er den Herrn, welchem er vorgestellt worden war, was denn das zu bedeuten hätte? Dieser bat ihn um Verzeihung und sagte: er sei ein Maler, die Dame hätte ein Gemälde bei ihm bestellt, welches die Versuchung des Heilandes in der Wüste vorstellen sollte; über eine Stunde hätten sie sich vorhin über die Gestalt des Teufels gestritten; jetzt brächte sie ihn und sagte, daß er den Teufel ihm ähnlich malen sollte.

Der berühmte **Pelisson** war von den Blattern so übel zugerichtet, daß sein Anblick gewöhnlich einen äußerst unangenehmen Eindruck zurückließ. Als die Frau von Sevigne ihn zum ersten Male in einer Gesellschaft sah, rief sie unwillkürlich: „Ach, die Mannspersonen dürfen wohl häßlich sein, aber dieser Herr da mißbraucht zu sehr diese Erlaubniß!“

Pelz. Ein Jude hatte sich in einem sehr kalten Winter einen Wolfspelz gekauft. Ein Bekannter begegnete ihm in diesem Pelze und fragte ihn in einem spöttischen Ton: „Aber warum trägst Du den Pelz auswärts?“ — „Was fragst Du mich?“ entgegnete dieser, „frage doch lieber den Wolf.“

Herzog **Pembroke** sah Schweine um einen Trog großen Lärm machen, trat hinzu und erblickte einen silbernen Löffel, der aus Unachtsamkeit des Kochs in den Spülicht gerathen war. Der Koch lief indeß herzu und schalt auf die lärmenden Borstenträger. „Ihr thut den armen Thieren Unrecht!“ sagte der Herzog lächelnd: „Die Schweine haben allerdings Ursache, auf Euch böse zu sein. Ihr habt ja der ganzen, großen Gesellschaft nur einen einzigen Löffel gegeben.“

Penn. Der berühmte Quäker Penn behielt seinen Hut auf, als er dem König Karl II. von England seine Aufwartung machte. Sobald dies der König sah, nahm er den seinigen ab. „Ich bitte, Freund Karl, setze Deinen Hut auf,“ sagte Penn. „Nein!“ erwiederte der König, „hier ist gewöhnlich nur Einer bedeckt.“

Perdu. Ein Amtmann machte eine Reise. Nach einigen Stunden bog sich sein Kutscher von dem Bocke um den Wagen und fragte so-

dann: „Herr Amtmann, was heißt doch gleich verloren auf Französisch? — „Perdu.“ — „Nun, dann ist unser Koffer perdu.“

Pereat! (Er verderbe!) Die Huldigungen, welche man Napoleon darbrachte, waren sehr oft nur erzwungen. So hatte in einer Universitätsstadt des ehemaligen Königreichs Westphalen eine angeordnete Illumination Statt. Ein Studiosus veranstaltete folgendes Transparent: Patri patriae (dem Beschützer des Vaterlandes), Regi Westphaliae (Westphalens König), Acad. tut. (dem Beschützer der Universität). Den Unmuth, womit er diese abgenöthigte Huldigung brachte, wußte derselbe nicht besser auszudrücken, als daß er bei'm Erlöschen die Anfangs- und Endbuchstaben jeder Zeile noch einige Zeit erleuchtet ließ, während die übrigen dabei unsichtbar wurden, wodurch er seinem gepreßten Herzen mit einem

P . . . . . e
R . . . . . e
A . . . . . t.

(Pereat) Luft machte.

Der Abbé **Peregrin**, ein Sonderling und schöner Geist, übte sein Talent in allen Dichtungsarten, Reden, Schauspielen, Liedern, Cantaten, Hochzeitscarmen, Grabschriften; Alles konnte man auf seinem poetischen Waarenlager sogleich fertig finden. Trotz dieses vielseitig ausgebildeten Talents war aber der gute Abbé sehr arm und er hatte sich in dieser Dürftigkeit an die zurückstoßendste Unreinlichkeit gewöhnt. Eines Tages erschien er auf dem Kaffeehause Procop, wo man sich weidlich über ihn lustig machte. Boissi, der im Begriff stand, sich mit der Tochter einer Wäscherin zu verheirathen, war mit unter der Gesellschaft. Er machte dem Abbé über sein poetisches Commerz, seine alte Perrücke und seinen zerrissenen Mantel Vorwürfe, und als er sah, daß seine Späßchen die Gesellschaft belustigten, so wurde die Ader seines Witzes immer ergiebiger und er sagte zu dem armen Dichter: „Ich verzeihe Ihnen dies Alles, Ihre zerrissenen Beinkleider, Ihren durchlöcherten Mantel und Ihre alte Perrücke; aber warum tragen Sie nicht wenigstens weiße Wäsche?“ — „Weil ich,“ erwiederte der Abbé, „kein Wäschermädchen geheirathet habe.“ — Die Lacher schlugen sich jetzt auf Peregrin's Seite und der beschämte Boissi ergriff die Flucht.

Perikles — einer der berühmtesten Athenienser, der durch die Größe seines Genies sein Vaterland zum mächtigsten und cultivirtesten Staate in Griechenland erhob. Er starb allgemein betrauert, im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges, im Jahre 429 vor Christi Geburt.

Auf das hohe Lob seiner Siege erwiederte er einst: „Diese Siege sind das Werk des Glücks; ich habe sie mit allen anderen Feldherren gemein. Das einzige Lob, welches ich stets zu verdienen strebe, besteht darin, nie einen Bürger in Trauer versetzt zu haben."

Perlen. Wohlgemerkt:

„Und Perlen bedeuten Thränen."
Dies merkten sich auch die Schönen.
Wenn eine heimlich Schmuck begehrt,
So braucht den Fall sie umgekehrt,
Und deutet bloß durch Thränen an:
„Ach! Perlen brauch' ich, lieber Mann."

S.

Ein Schauspieler, Namens **Perlet**, in Paris wollte einst im Theater „Gymnase" ein von ihm verlangtes Lied nicht singen und hatte sich deshalb mit dem Publikum entzweit. Dies gab zwei Witzbolden zu folgendem Gespräche Anlaß: A. Das Parterre verfährt hier gegen das Recht! — B. Wie so? Hat Perlet nicht das Publikum beleidigt? — A. Das läugne ich nicht; Perlet hätte aber durchaus die Verse singen müssen, die er nicht gesungen hat! — B. Da wären wir ja einig? — A. Nicht so ganz! Denn eben, weil er sie nicht sang, ist es klar, daß man Perlet verdammt, ohne ihn — gehört zu haben!! — B. Gerade bei der Wuth (fureur), in die das Publikum gerieth, hat Perlet großes fureur gemacht.

Von dem französischen Bataillonschef **Perraguay**, der kürzlich in Afrika gefallen ist, werden einige Züge von Unerschrockenheit erzählt, die an's Fabelhafte gränzen. Folgendes diene als Beispiel. In einer Schlacht des Kaiserreiches wüthete das Artilleriefeuer furchtbar gegen die Truppen, bei denen Perraguay stand. Eine Granate fällt vor seinen Füßen nieder, er bückt sich, zieht kaltblütig eine Cigarre aus der Tasche und steckt sie an dem brennenden Zünder an. Die Granate crepirte, Perraguay war in Feuer und Rauch verschwunden, doch als der Dampf sich verzog, stand er unversehrt und so kaltblütig da, wie zuvor. Seine Mannschaft hatte bereits den Muth verloren, aber diese Handlung der Verwegenheit elektrisirte sie wieder.

Perrot, ein berühmter Tänzer. Ein Weinbergsbesitzer in der Gegend von Lyon kam vor längerer Zeit auf den Einfall, alle Kameraden seines Sohnes zu der Festlichkeit der Weinlese einzuladen. Die jungen Leute nahmen sich vor, ein Drama aufzuführen, das sie in der Schule dargestellt hatten, und was nur ein Schülerspiel sein sollte, wurde ein wahres Fest. Alle Weinbergsbesitzer in der Gegend wurden zu der improvisirten Aufführung eingeladen. Der Beifall wollte kein

Ende nehmen. Die Ueberraschung, die Bewunderung erreichte indeß den höchsten Grad, als einer mit der komischsten Gewandtheit zu tanzen anfing. Drei Mal mußte er diesen Tanz wiederholen und jedesmal wurde er jubelnder beklatscht. Der neue Tänzer wurde der Held des Festes; die Damen liebkos'ten ihn, die Männer wünschten ihm Glück und die Bauern hielten ihn für ein überirdisches Wesen. Nachdem der Jubel sich etwas gelegt hatte, trat ein Mann zu dem Tänzer und sagte: „Wenn Sie keinen Widerwillen gegen das Theater haben, so rathe ich Ihnen, sich für dieses auszubilden." Dieser Mann war St. Elme, Schauspieler am großen Theater in Lyon, und der junge Bursche wurde später der berühmte Tänzer Perrot.

Die **Perrücke** als Lebensretterin. Als der englische Admiral Boscawen die französische Flotte schlug, mußte er auf einem Boote von seinem Schiffe nach einem andern fahren, um auf diesem seine Flagge aufzuziehen. Während der Fahrt ging eine Kugel durch das Boot. Der Admiral riß schnell seine Perrücke vom Kopfe, stopfte damit das Loch zu, hielt so das Boot flott und gelangte glücklich auf das andere Schiff, auf welchem er das Gefecht fortsetzte und endlich den Sieg gewann. Somit hatte die Perrücke dem Admiral nicht nur das Leben gerettet, sondern war auch eine wesentliche Ursache des Sieges. Die oft verlästerte Perrückenzeit hatte jedenfalls auch ihr Gutes; wenigstens steckte unter solch' einer Perrücke nicht so viel Eigendünkel, als jetzt unter mancher Topfbinderfrisur.

Etymologie des Wortes **Perrücke**. Rothes Haar zu haben ist bei den Menschen, wie Jedermann weiß, heut zu Tage ein Unglück, und doch hatten Petrarka's Laura und die meisten der von Malern und Dichtern verewigten Schönen capei d'oro, auf Deutsch: rothes Haar, und die Perrücken verdanken der Vorliebe für rothe Haare ihre Entstehung. Als nämlich Gallien durch die Römer erobert wurde, gefielen die rothen (vielleicht meist blonden) Haare der freiwillig oder als Gefangene nach Rom wandernden Gallier — woher ihr Name Gallus (Hahn) kommen soll — den römischen Damen dermaßen, daß sie, deren Haar meist schwarz war, anfingen, künstlich gefärbte Haare von rother Farbe zu tragen. Weil nun diese falschen Haare für desto schöner galten, je feuerrother sie waren, so nannte man dieselben, nach dem griechischen Worte πυρ (Feuer), pyruke, worauf sich die neueren ähnlichen italienischen, französischen und deutschen Benennungen perruche, perruque, Perrücke bildeten.

Perrücke. In der Raritätenkammer einer Stadt zeigte man unter anderen eine alte Perrücke, mit der Aufschrift: „Wahrhaftige Perrücke, gemacht aus den Haaren Kaisers Karl des Kahlen."

Als die Mode, **Perrücken** zu tragen, noch nicht sehr allgemein war, und zwei junge Herren bald zuerst mit recht großen Perrücken erschienen, sagte ein Witziger in einer Gesellschaft: „Es wundert mich nicht, daß jene beiden Herren diese ihnen sehr willkommene Mode so bald mit machen, da nie ein gutes Haar an ihnen gewesen ist."

Wette wegen einer **Perrücke.** Ein schon ältlicher Mann, der bekannt wegen seiner Eitelkeit war, trug eine Perrücke, die aber so täuschend war, daß sie allgemein für seine eignen Haare gehalten wurde. Einst befand er sich in einer Gesellschaft, in welcher auch ein famöser Spötter war, und der es aus Zufall wohl wußte, daß Jenem die schönen Haare nicht auf eigenem Grund und Boden gewachsen waren. Er beschloß daher ihn lächerlich zu machen. Zuvörderst fing er an seine Haare ungemein zu loben, was der eitle Mann für bare Münze nahm, und die Versicherung ertheilte, daß er auf ihre Erhaltung große Sorgfalt verwende. — Einige Zeit darauf ging der Spötter auf ihn zu und sagte: „Sie vergeben, ich wettete um 5 Dukaten, daß Sie keine Perrücke tragen, gewiß, ich habe gewonnen." Rasch ehe sich's Jener versah, faßte er mit zwei Fingern die Perrücke und hob sie zum Erstaunen Aller vom kahlen Haupte. Der beschämte Erzürnte aber faßte seinem Beleidiger mit beiden Händen in die Haare und zauste ihn so kräftig, daß er laut aufschrie. Dann sagte er sehr höflich: „Gleichfalls um Vergebung, ich wettete um 10 Dukaten, daß Sie eine Perrücke trügen, ich sehe nun, wir haben leider beide verloren."

Aehnlichkeit einer **Perrücke.** Es wurde einst Jemand von seinem Nachbarn, der ein Gewürzkrämer war, auf eine Hasenpastete geladen. Dieser fragte ihn, ob er jemals etwas Appetitlicheres gesehen habe? — „Nein, mein Freund; außer etwa Deine Perrücke! — „Warum meine Perrücke?" sagte der Gewürzkrämer. Nachbar! wie kann Dir einfallen, eine Vergleichung zwischen meiner Perrücke und einer Pastete anzustellen? — „Weil ein Kalbskopf darin steckt."

Eine Ladung **Perrücken.** Zuweilen haben französische Gesandte ihre Schutzmacht sehr weit und in eigenthümlicher Weise ausgedehnt. So wird berichtet, daß ein gewisser La Rose, erster Kammerdiener des Herrn d'Argental, im Jahre 1690 von einigen seiner Bekannten in Paris beredet ward, sein Erspartes in Perrücken anzulegen, was eine gute Speculation nach der Türkei sei. Als er nun aber in Konstantinopel sah, daß seine Waaren keinen Abgang fanden und daß man ihn zum Narren gehabt hatte, ward er schwermüthig und war nahe daran, aus Muthlosigkeit zu sterben. Der Gesandte bemerkte dies und kam auf den Gedanken, sich an den Großvezier zu wenden, um vielleicht

so irgend einen Plan zu erdenken, die Ladung Perrücken an den Mann zu bringen. „Nichts leichter als dies," erwiederte des Sultans alter ego, „überlaß Du die Sache nur mir." Am folgenden Tage ward ein Ferman erlassen und in den jüdischen Synagogen verlesen, welcher befahl, daß alle Juden Perrücken trügen. Furchtbar war der Schrecken und die Verwirrung der unglücklichen Israeliten von Balat und Khaß Kony. Nur wenige wußten, was eine Perrücke sei, keiner, wo welche zu finden. Dies kam natürlich bald zu La Rose's Ohren, der in voller Freude und Hast seinen ganzen Vorrath einem Mäkler überließ, welcher das Ganze in wenigen Stunden absetzte. Indessen ward ihm von seinem Herrn doch die Ermahnung, das Abenteuer nicht nochmals zu versuchen. Dies war jedoch nicht das einzige merkwürdige Verfahren von Seiten des Herrn d'Argental; denn er trieb es mit seinen Grillen und tollen Einfällen so weit, daß er von seinen eigenen Gesandtschaftssekretären eventuell im Zaume gehalten werden mußte.

Per se! Zwei Studenten stritten darüber, welche Endung das Wort per regiere, und ob man per se oder per sibi sprechen müsse. „Mein Gott!" rief Einer, „das versteht sich ja per se, daß man per sibi sagen muß."

Perser Speculation. Der Pascha von Aegypten hat mehrere junge Leute von vielversprechenden Anlagen nach verschiedenen Städten in Europa reisen lassen, um hier die fremden Sprachen zu erlernen, und sich mit den Fortschritten der Civisation bekannt zu machen. Ein junger Perser von guter Familie wurde so nach Florenz geschickt, wo er bei einem Engländer Hrn. H... aufgeführt wurde, der ihn in eine Abendgesellschaft zu einer englischen Dame mitnahm, die drei außerordentlich schöne Töchter hatte. Der schöne orientalische Kopf und die reiche Kleidung des Persers verfehlten ihre Wirkung auf die drei reizenden Ladys nicht. Manch schmachtender Blick haftete auf dem liebenswürdigen Fremdling. Am folgenden Morgen stattete der junge Perser zu ungewöhnlich früher Tageszeit Hrn. H. einen Besuch ab, wobei er ihn bat, sich auf der Stelle zur Dame B. zu begeben, und ihr in Betreff ihrer Töchter von seiner Seite Anträge zu machen. „Von Herzen gern," erwiederte Hr. H.; „allein es ist bei uns nicht gebräuchlich so rasch zu Werke zu gehen. Doch für welche der drei Damen haben Sie sich entschieden, wenn ich fragen darf?" — „Für alle Drei," war die Antwort. „Ich will der Mutter für jede tausend Pfund geben, und bei der nächsten Gelegenheit dem Pascha damit ein Geschenk machen, denn er ist ein Liebhaber von schönen Weibern, die bei uns selten sind, und wird mir für mein hübsches Geschenk Dank wissen."

Persische Charakterzüge. Sir Malcolm erzählt in seiner persischen Geschichte Folgendes: — Nach dem Kriegszuge Kuchee-Khans nach Bangham bekam derselbe den furchtbaren Einfall, aus seinen gefangen genommenen Feinden einen Garten zu machen. Es wurden dazu in gleichen Entfernungen Löcher, und in jedes derselben ein Pfahl gegraben. Nun befestigte man an jedem Pfahl einen Gefangenen mit in die Höhe stehenden Beinen; der Kopf kam in das Loch, so daß bei dem Zuwerfen der Angebundene ersticken mußte. — Ein zweiter Zug kam aus einem bessern Herzen. Ein armer Mann kommt zu Mahmood-Khan, ihm zu klagen, daß ein junger Hofmann oft zu ihm in's Haus dringe, ihn daraus vertreibe, und dann die Nacht bei (des Verjagten) Frau zubringe. Der Khan, von der Uebelthat empört, befiehlt dem Kläger, ihn, so bald dies wieder geschehe, zu rufen. Bald darauf meldet er sich auch, und Mahmood folgt ihm in seine Wohnung, nur mit einem Begleiter und einem Schwert an der Seite. Kaum angekommen, löscht er eine hellbrennende Lampe aus, tritt dann in das dunkle Schlafgemach, sucht den Bösewicht, ergreift ihn mit aller Kraft, und schlitzt ihm die Kehle auf. Jetzt läßt er Licht bringen, wirft sein Schwert weg, und blickt bangevoll auf den Getödteten. Er hat ihn erkannt, fällt auf die Kniee, und sendet ein inbrünstiges Gebet zum Himmel. Dann fordert er einen Trunk Wasser. Der erschrockene Ehemann erfährt Folgendes: „Du scheinst er staunt. Wisse, daß ich im ersten Augenblick ahnete, nur mein Sohn könne der Frevler sein. Ich konnte nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen; doch mußte ich handeln! Darum verlöschte ich das Licht, damit das Gefühl des Vaters die Gerechtigkeit des Fürsten, die blind ihre Gewalt ausüben muß, nicht hemmen sollte. Der Himmel war diesmal gnädig, es war mein Kind nicht, darum saheſt du mich dankend in den Staub sinken."

Persische Gerechtigkeit. Der vorletzte persische Gesandte in London glaubte von zwei seiner persischen Diener beleidigt worden zu sein und wendete sich an die englische Regierung, um die Erlaubniß zu erhalten, den beiden Sündern die Köpfe abschlagen zu lassen. — Als er die Antwort erhielt, daß man ihm diese Erlaubniß nicht geben könnte, wurde er sehr ärgerlich; es entstand ein lebhafter Notenwechsel zwischen ihm und der Regierung, und er konnte nie begreifen, wie ihm die englischen Gesetze die Erfüllung seines Gesuchs untersagen könnten. Endlich sagte er den Dienern: „Es ist gut; von heute an haltet Ihr Eure Köpfe für abgeschlagen, denn abgeschlagen werden sie, sobald ich mit Euch nach Persien zurückkomme."

Persönlichkeit. In einer Versammlung, welche sich in einer englischen Stadt über kirchliche Angelegenheiten berieth, trat auch ein Herr Bussey auf, und sprach zu einem der Kirchenältesten: „Sir! es

kommt mir wahrhaftig auch nicht entfernt in den Sinn, gegen meinen vortrefflichen Freund, Hrn. N. N., die mindeste Persönlichkeit vorbringen zu wollen; allein es ist meine innigste Ueberzeugung, daß derselbe schon seit Kindesbeinen das Kirchspiel geplündert hat, und der größte, unverschämteste Dieb auf Erden ist. Ich möchte nicht gern persönlich werden, aber das muß ich sagen, er ist ein Schurke, ein nichtswürdiger Schuft, ein Radikaler (hic haeret aqua!). Es wäre am Besten, Jeder nähme eine tüchtige Peitsche, und triebe dieses Ungeheuer damit von einem Ende der Welt bis zum andern." — Alle Anwesenden lachten, und der „nicht persönlich" Angegriffene am meisten. Der Tory fiel durch, und der Radikale wurde wieder gewählt.

Statistik der **Pest.** Zur Zeit der römischen Republik rechnete man im Durchschnitt von einer Pest zur andern 21 Jahre. Von Augustus bis 1680 nach Christus zählte man 97 Pesten, so daß auf 17 Jahre immer eine kommt. — Bloß von 1060 bis 1480 brach sie 32 Male aus, also alle 13 Jahre; in dem einzigen vierzehnten Jahrhundert wüthete sie vierzehnmal, also jedes siebente Jahr. Es war in demselben fast so arg, als noch jetzt in manchen Gegenden des Orients.

Pest. Ein sehr eingebildeter Edelmann sagte einmal, als von der Pest gesprochen ward: „Es ist eine schreckliche Sache damit; selbst ein Edelmann ist seines Lebens vor ihr nicht sicher."

Züge aus **Pestalozzi's** Leben. Bei Gelegenheit der jüngst in so vielen Städten der Schweiz, Deutschlands und selbst in Siebenbürgen begangenen Pestalozzi-Feier erschienen mehre Schriften über diesen großen Pädagogen und brachten Züge aus dessen Leben. Wir wollen einige hier nacherzählen. Eines Tages hatte Pestalozzi in großer Verlegenheit 500 Gulden von seinem Freunde Herzog, dem Bürgermeister von Aarau, entlehnt. Auf dem Heimwege nach Neuhof aber traf er einen armen Mann, der dem Philanthropen erzählte, wie ihm die Scheune abgebrannt, und er vergebens in Aarau gewesen sei, um Geld zu entlehnen. Was thun, Pestalozzi gibt ihm die 500 fl. Es versteht sich, daß Herzog sein Anleihen wiederholen und dem Abgebrannten nachspüren mußte, der wirklich ein ehrlicher Mann war, aber den Namen des Gebers so wenig kannte, als Pestalozzi den des Empfängers. Mehrmals wurde Pestalozzi seines vernachlässigten Aeußern wegen als Vagabund aufgegriffen. So auch einmal in Bern und später in Solothurn; an beiden Orten wurde er in das Spital transportirt. Aus dem Spital zu Bern befreite ihn der Rathsherr von Fellenberg, Vater des Stifters von Hofwyl, an den er ein Billet

gerichtet hatte, auf welches hin der Patricier selbst in das Spital eilte, den hinsichtlich des vermeintlichen Landstreichers waltenden Irrthum aufzuklären, und hierauf von Pestalozzi die beruhigende Versicherung erhielt: er habe in der Anstalt ein gutes Bett und eine vortreffliche Suppe gehabt. In Solothurn hatte man ihn in ein vergittertes Zimmer geführt, aus dessen Fenster er glücklicherweise den Freund, welchen er besuchen wollte, über die Straße gehen sah, und denselben von dem gegen ihn begangenen polizeilichen Mißgriff in Kenntniß setzen konnte. „Aber um's Himmelswillen, Pestalozzi," fragte ihn sein Befreier, „warum hat man dich da hinein gesperrt?" — „Pah," entgegnete der Befreite, „man hat mich halt für einen Narren oder Spitzbuben angesehen." Ein andermal wurde Pestalozzi im Graubündnerlande von einem Feldwächter ertappt, wie er eben, in einen Baumgarten gestiegen, eine gefallene Birne auflas. Das Aussehen des Fremdlings rechtfertigte vollkommen das Verfahren des Hüters, welcher den schlecht gekleideten Mann abfaßte und ihn ins Dorfgefängniß brachte, das einen integrirenden Theil des Schulhauses ausmachte. Zum Glück hatte der Ammann der Gemeinde Pestalozzi's „Lienhart und Gertrud" gelesen; er machte den Verfasser des Buches unter vielen Entschuldigungen frei und bewirthete ihn nach Kräften. Abschied nehmend, sagte Pestalozzi: „Sperrt in Zukunft nicht alte Schelme in Euer Schulhaus, damit keine jungen daraus hervorgehen!" Eine sonderbare Gefangenschaft hielt Pestalozzi in einer Dorfschenke aus, in die er sich nach seiner Gewohnheit begeben hatte, um das Volk zu studiren. Dies that er stets, ohne sich irgendwie ins Gespräch zu mischen. Gewöhnlich pflanzte er sich, um ungestört beobachten zu können, seitab in einen Winkel. Diesmal aber fand er keinen passendern Platz als den innern Raum eines Bankkastens. Er schlüpfte also ungesehen hinein, ließ aber, um Luft zu haben, den Deckel, der die Bank bildete, etwas offen. Doch ein vierschrötiger Dorfmagnat, ein Nachzügler der bereits reichlich die Stube füllenden Gäste, setzte sich behaglich auf besagten Deckel, der sogleich zuschnappte. Pestalozzi, um nicht zu ersticken, sah sich genöthigt, mit Händen und Füßen an das Innere des Deckels zu klopfen, worauf der Geschworne erschreckt von seinem Sitze aufsprang. Verblüfft sahen hierauf die Bauern den Pädagogen von Neuhof, den sie, seinen Familiennamen travestirend, „Pestilenz" hießen, aus dem Kasten steigen und ruhig, als wäre nichts geschehen, davongehen. — Eines Tages war Pestalozzi in eine großen Gesellschaft geladen. Er wollte galant sein und verfehlte nicht seiner Nachbarin rechts, einer feingeputzten Dame, der er eine Schüssel präsentirte, die Sauce über deren seidenes Kleid auszuschütten. Um sich zu entschuldigen, stand er auf und zerriß in der Hast seiner Bewegungen der Nachbarin links mit den Sporen ein Kleid von gleichem Stoffe. Nun aber war er nicht länger zu hal-

ten. Mit einem Sprunge war er außer der Thür, eilte hinunter in den Stall, zog sein Roß hinaus und sprengte im vollsten Galopp nach Hause. (Allg. Ztg.)

Peter der Große wagte sich oft auch im Sturm in die See und saß dann sehr ruhig am Steuerruder. Einst fuhr er mit einem fremden Gesandten nach Kronstadt. Obgleich ein heftiger Sturm auszubrechen drohte, gab er doch nicht den Befehl zur Rückkehr. Der Gesandte zitterte und sagte in der Angst seines Herzens: „Ich bin nicht nach Rußland gesandt worden, um mich ersäufen zu lassen. Mein König und Herr wird aber gewiß Rechenschaft für seinen Gesandten fordern, wenn dieß geschieht.“ „Pah!“ erwiederte Peter lachend, „wenn dieß der Fall sein sollte, so sinken wir Alle unter und die Rechenschaft hat ein Ende.“

Peter der Große, wie er die Predigt in der Hauptkirche zu Danzig hört. Auf der zweiten Reise nach Holland (1716) kam der Czar Peter an einem Sonntag Vormittag in Danzig an, als eben die Thore geschlossen werden sollten. Er stieg in einem Wirthshause ab und hatte, indem er durch die Stadt fuhr, mit Bewunderung wahrgenommen, wie leer die Gassen von Menschen waren, da ihm bis zu seinem Quartier fast kein Mensch begegnete. Kaum in der Herberge abgetreten, fragte er den Wirth, wie es käme, daß in einer so volkreichen Stadt fast kein Mensch auf den Gassen zu sehen sei? Der Wirth gab dem Monarchen zur Antwort, daß zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes sich das Volk in der Kirche bei der Predigt befinde, und deßwegen während derselben die Stadtthore geschlossen sein müßten. Diese Gelegenheit, den sonntäglichen Gottesdienst in dieser Stadt zu beobachten, wollte der Czar nicht versäumen und bat den Wirth, ihn nach der Kirche zu begleiten. Daselbst befand sich auch der regierende Bürgermeister, der bereits von der Thorwache Bericht erhalten haben mußte, daß Se. Czarische Majestät angekommen sei. Der Czar trat in die Kirche, als die Predigt bereits angefangen war; sogleich stand der Bürgermeister von seinem Stuhl auf, ging dem Czaar entgegen und führte ihn in die etwas erhabneren Bürgerstühle. Se. Majestät setzten sich daselbst ohne alles Geräusch nieder, nöthigten den Bürgermeister, sich neben ihn zu setzen, und hörten mit größter Aufmerksamkeit die Predigt an. Die gedrängte Versammlung in der Kirche wandte, aus Neugier, den russischen Czar zu sehen, die Augen mehr auf Se. Majestät als auf den geistlichen Redner. Dadurch ließ sich aber der Monarch in seiner Aufmerksamkeit nicht im Geringsten stören, und verwandte vielmehr kein Auge von dem Prediger. Indem er aber einige Kälte an seinem entblößten Haupte verspürte, griff er auf einmal, ohne ein Wort zu sagen, nach

der großen Alongen-Perrücke des neben ihm sitzenden Bürgermeisters, und setzte sich dieselbe auf. Der Bürgermeister saß also im kahlem Kopfe und Peter der Große in der großen Staats-Perrücke da, bis an das Ende der Predigt, wo er die haarene Kopfdecke wieder abnahm und sie mit einer kleinen Neigung, als einem Danksagungs-Compliment, dem Bürgermeister zurückgab. Als nach dem Gottesdienst der Stadtmagistrat seine Deputirten an den Czar geschickt hatte, um Sr. Majestät die Ehrfurcht der Stadt zu bezeigen, und ferner glückliche Reise zu wünschen, erzählte ihnen ein russischer Herr von der Begleitung des Czars, daß Sr. Majestät der Danziger Gottesdienst sehr wohl gefallen habe; was aber in der Kirche mit der Perrücke des Herrn Bürgermeisters vorgegangen, dürfe als nichts Neues und Ungewöhnliches angesehen werden, da der Czar über alle Kleinigkeiten hinweg und gewohnt sei, bei dem Gottesdienste, sobald es ihm etwas zu kalt an seinem dünnhaarigen Kopfe vorkomme, dem Fürsten Menzikoff oder einem andern ihm nahestehenden Herrn, die Perrücke abzunehmen, und sich aufzusetzen.

Als **Peter** der Große im Jahr 1708 gegen Karl XII. von Schweden immer mehr einbüßte und befürchtete, daß dieser wie es auch wirklich geschah, den Krieg nach Rußland spielen würde, ließ er dem siegreichen Karl Friedensvorschläge thun. Allein dieser Monarch war gewohnt, seinen Feinden den Frieden in ihrer Residenz zu dictiren, und antwortete daher kurzweg: „ich werde mich mit dem Czar in Moskau vergleichen." Als Peter diese stolze Sprache hörte, sagte er: „mein Bruder Karl will allezeit den Alexander spielen; aber ich hoffe, daß er keinen Darius an mir finden soll." Und der Erfolg rechtfertigte diese Aeußerung. Denn schon im folgenden Jahr 1709 besiegte Peter in der merkwürdigen Schlacht bei Pultawa Karl XII. gänzlich und zwang ihn, seine Zuflucht in die Türkei zu nehmen.

Czar **Peter** I. belagerte im Jahre 1704 Narwa und nahm es mit Sturm ein. So löschte er den Schimpf der schmählichen Niederlage aus, die seine Truppen von Karl XII. ehemals erlitten, und was ihm noch größere Ehre machte, er bemühte sich, die thierische Wuth der Soldaten aufzuhalten, die in der Trunkenheit des Sieges nach einem Sturm so schwer zu bändigen waren. Er tödtete zwei, die seinen Befehlen nicht gehorchten. Er legte bald darauf im Rathhause seinen Degen auf den Tisch und sagte zu den Ueberwundenen: „Dieser Degen ist mit dem Blute meiner eignen Soldaten gefärbt, das ich zur Rettung Eures Lebens vergoß."

— Nach der Schlacht bei Pultawa empfing der Czar, durchdrungen von Freude, die er nicht verbergen konnte, auf dem Schlacht-

felde die schwedischen Gefangenen, die man ihm in Menge brachte, und fragte jeden Augenblick: „Wo ist denn mein Bruder Karl?" Er zog die schwedischen Feldherren an seine Tafel. Unter Anderm fragte er hier den Feldmarschall Reinschild: wie stark das Heer des Königs vor der Schlacht gewesen sein mochte? Reinschild antwortete, daß der König allein das Verzeichniß davon gehabt und solches Niemand angezeigt habe, aber nach seiner Berechnung möchten es ohngefähr 35,000 Mann, nämlich 18,000 Schweden und beinahe eben so viel Kosacken gewesen sein. Der Czar staunte: „Wie habt Ihr wagen können," sagte er endlich, „in ein so entferntes Land einzudringen und mit dieser Handvoll Leute Pultawa zu belagern?" — „Wir sind nicht immer gefragt worden," antwortete der schwedische Feldherr, „aber als treue Diener haben wir den Befehlen unsers Herrn gehorcht, ohne zu widersprechen." Der Czar wandte sich um zu einigen seiner Höflinge, die vormals im Verdacht einer Verschwörung wider ihn waren. — „Sehet Ihr," waren seine Worte, „wie man seinem Herrn dienen muß!" und indem er das Glas ergriff, setzte er hinzu: „Es leben meine Lehrmeister in der Kriegskunst!" Reinschild fragte, wer die wären, die er eines so stolzen Namens würdigte? „Das seid Ihr Herren schwedischen Generale," erwiederte der Czar.—„Ew. Majestät," fiel Reinschild ein, „sind also sehr undankbar, daß Sie Ihre Lehrmeister so behandelt haben." Nach der Tafel ließ der Czar allen schwedischen Oberbefehlshabern ihre Degen wieder geben und behandelte sie als ein Fürst, der seinen Unterthanen ein Muster der Großmuth und Höflichkeit sein wollte.

Als **Peter** I. sich in den dringenden Umständen am Pruth befand, schickte er einen Courier an den Senat nach Petersburg, der glücklich durch die feindlichen Armeen durchkam und eine Ukase überbrachte, worin er befahl, sich nicht der Betrübniß zu überlassen, wenn die Nachricht käme, daß er in Feindes Hände gefallen. Er ermahnte in selbigem sogar den Senat, auf den Fall die erforderlichen Maßregeln zu nehmen, die Regierung sicher zu stellen, alle Befehle genau zu untersuchen, die er aus der Gefangenschaft senden dürfte, sie geradezu zu verwerfen, falls sie dem Staate nicht vortheilhaft, oder wohl gar schädlich wären, und selbst einen neuen Souverain zu wählen, würde dem allgemeinen Besten dadurch gedient.

Peter als Schiffsbaumann. Peter reiste über Hannover und Westphalen nach Amsterdam, in die Hauptstadt Hollands. Er begab sich mit einigen jungen Russen nach dem nicht weit gelegenen Dorfe Saardam, wo das berühmte Schiffswerft der Holländer war. Da breitete sich eine ganz neue Welt vor ihm aus; hier erblickte er Maschinen, Werkzeuge und Vorrichtungen, die ihm ganz neu waren; hier sah er den geschäftigen Fleiß der emsigen Holländer, um Schiffe zu

erbauen und auszurüſten, mit welchen ſie alle Meere der Welt befuhren. Hier war Peter, der ſeinem Reiche Handel und Schifffahrt geben wollte, wie in ſeinem Elemente und er faßte den Entſchluß, den Schiffsbau ſelbſt vom Grund aus zu erlernen. Er nahm die Kleidung eines gemeinen Matroſen und gab ſich für einen Privatmann aus, der hierher gekommen ſei, um Alles zu erlernen, was zum Schiffsbaue gehöre. Nun ließ er ſich als Schiffsbaumann unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liſte der Werkleute eintragen und verrichtete die gemeinſten Arbeiten mit den andern. Er bewohnte nur ein kleines Häuschen, bereitete ſich, wie ein anderer Arbeitsmann, ſein Lager und ſeine Speiſen und zeichnete ſich bloß durch ſeinen Fleiß und durch die hervorleuchtende Faſſungskraft aus, mit der er Alles begriff und nachmachte, was ihm nur einmal gezeigt wurde.

Beſchäftigung des Czars in Saardam. In eine rothe Jacke und in lange Hoſen gekleidet, arbeitete der Czar vom frühen Morgen bis zum Untergange der Sonne mit ſeinem Zimmermannsbeile an Kiel und Maſt, erließ Befehle und Aufträge an ſeine Miniſter und Generale in Moskau und ſchrieb an den Patriarchen Adrian nach der Hauptſtadt: „Ich bin hier, um wie Vater Adam im Schweiße des Angeſichtes mein Brod zu eſſen. Freilich brauche ich nicht aus Noth ſchwere Arbeit zu thun, aber ich arbeite, um das Seeweſen recht zu erlernen. Mit den erlangten Kenntniſſen will ich in mein Reich zurückkehren, um — das wird bis zum letzten Athemzuge mein Wunſch ſein — die Türken, die Feinde des Namens Jeſu, die jetzt die ganze Chriſtenheit zu verſchlingen drohen, zu beſiegen und die Chriſten, welche als Sclaven ſchmachten, zu befreien.“

Der Czar wird erkannt. Nicht lange konnte der Czar als Schiffsbaumann unerkannt bleiben. In Moskau lebte ein junger Mann aus Saardam. Dieſer wußte, daß der Czar mit der Geſandtſchaft auf Reiſen gegangen war, und beſchrieb in einem Briefe an ſeinen Vater in Saardam den Czar ſo genau, daß er bald erkannt wurde. Peter bemerkte es an dem veränderten Betragen der Meiſter und Mitarbeiter, die früher, auf gut ſeemänniſch, das iſt, roh und grob, mit ihm umgegangen waren, daß man den Czar in ſeiner Perſon vermuthe; er duldete aber keine Auszeichnung und wollte nur Meiſter Baas genannt ſein. In kurzer Zeit hatte Peter durch Aufmerkſamkeit und Fleiß eine große Geſchicklichkeit im Schiffsbau und in der Führung der Schiffe erworben. Er kaufte ſich nun eine Barke und verſah dieſelbe mit einem Vordermaſt von ſeiner Erfindung. Mit derſelben fuhr er ſelbſt täglich des Abends nach Amſterdam und kehrte am folgenden Morgen bei Aufgang der Sonne, mit ſeinen Werkzeugen auf dem Rücken, nach Saardam zurück, wo er immer einer der Erſten bei der Arbeit war.

Weitere Ausbildung des Czars. Während der große Czar als Zimmermann auf dem Schiffswerfte fleißig arbeitete, ließ er sich zu gleicher Zeit in der Mathematik und Naturkunde unterrichten. Er besuchte auch durch längere Zeit die Vorlesungen des berühmten Wundarztes Ruisch und versuchte selbst chirurgische Operationen, mit denen er, wenn kein Arzt zu Hülfe kommen konnte, in Kriegs- und Friedenszeiten sich und Anderen nützlich zu werden hoffte. Er pflegte häufigen Umgang mit dem Bürgermeister Witsen in Amsterdam, der in der Naturkunde, Philosophie und Politik sehr wohl unterrichtet war, und suchte bei ihm Belehrung und Unterhaltung. Nichts entging der Aufmerksamkeit des Czars; er sah Alles, ließ sich Alles erklären und übte Alles. Er selbst verbesserte die Landkarten von seinem Reiche, die damals noch sehr unvollständig waren.

Peter gründet den Gewerbsfleiß in Rußland. Peter hatte während seines Aufenthalts in Amsterdam und Saardam unter seiner Aufsicht ein Schiff von 60 Kanonen erbauen lassen und selbst vom Anfange bis zu Ende Hand angelegt. Er schickte das Schiff nach Archangel und mit demselben sandte er eine beträchtliche Zahl Franzosen, Schweizer, Deutsche und Holländer, die sich durch Kunstsinn und Geschicklichkeit in verschiedenen Gewerben auszeichneten, nach Moskau, wo sie Gewerbe und Kunstfleiß gründen sollten. Er hatte diese Ausländer durch große Summen Geldes für sein Reich gewonnen, welches sogar an den gemeinsten Handwerkern damals noch Mangel litt.

Aufenthalt des Czars in England. Von Holland segelte der Czar nach England. Hatte er in jenem Lande viel Neues und Schönes gefunden und dort nichts ununtersucht gelassen, so bot sich ihm wieder in England ein neues, reichhaltiges Feld für seine rege Wißbegierde dar. Drei Monate blieb er in diesem Lande und vor Allem zog ihn wieder das Schiffswerft an. Obgleich der König von England ein sehr bequemes Haus in London für die russische Gesandtschaft hatte einrichten lassen, so nahm Peter doch bei dem großen Schiffsbauplatze in Deptford seine Wohnung. Ganz unerkannt ging er jeden Morgen durch eine Hinterthür auf den Bauplatz, besprach sich mit jenen, die den Schiffsbau leiteten, ließ sich Alles gründlich erklären und lernte nach den vorgelegten Zeichnungen und Planen das richtige Maß und Verhältniß an den Theilen des Schiffes kennen und bei dem Baue anwenden. Er arbeitete dann selbst an einem Schiffe, welches nach englischer Art erbaut wurde, um das zu üben, was er nach Regeln erlernt hatte. Hier, wie in Holland, besuchte er die Werkstätten der Handwerker und Künstler und legte selbst Hand an, um sich die Kunstgriffe derselben eigen zu machen. Besonders

verweilte der Czar lange bei den Uhrmachern, wie er überhaupt eine Vorliebe für die Mathematik und Mechanik hatte. In der Sternkunde bildete sich Peter durch den Umgang mit dem berühmten Astronom Fregeson mehr aus, den er auch in seine Dienste nahm, damit er die Land- und Seekarten des Reiches verbessere. Von England aus schickte der Czar über 500 Personen, Officiere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte, Handwerker und Künstler in sein Reich, welche Wissenschaft und Bildung, Künste und Gewerbe verbreiten sollten.

Peter der Große brachte einen im Schweiße seines Angesichts verdienten Rubel und einen Käse der Kaiserin und sagte: „Da siehst Du, daß ich Dich würde haben ernähren können, auch wenn ich nicht Kaiser wäre!"

Peter der Große hatte auf seinen Reisen einen Begleiter, Namens Derstschick. Wenn in schlechten Herbergen, wo nur Strohlager zu finden waren, übernachtet wurde, so mußte Derstschick seinem Herrn als — Kopfkissen dienen.

Als einer von den Generalen **Peters** III., Königs von Arragonien, eine vorwitzige Frage an ihn that, gab ihm der König zur Antwort: „Wenn ich wüßte, daß mein Hemde das Geringste von meinen Gedanken erführe, wollte ich es sogleich verbrennen."

Der Kaiser als Matrose. Als **Peter** der Große sich zum zweiten Mal in Holland befand, kam eine englische Gesandtschaft zu ihm. Er hatte dieselbe schon seit längerer Zeit erwartet und war über ihr verspätetes Eintreffen ärgerlich. Nachdem er sie einige Male nicht zu sich gelassen hatte, ließ er ihr sagen, er erwarte sie am Bord eines holländischen Schiffes. Die Gesandten begaben sich nach dem bezeichneten Schiffe. Der Kaiser, sagte man ihnen, sei im Mastkorbe und erwarte die Herren in demselben. Vergebens bemühten sich dieselben, der gefährlichen Kletterei sich zu entziehen. Der Kaiser bestand darauf, ihnen nur im Mastkorbe Audienz zu geben, und daher mußten sie sich entschließen. Der Kaiser empfing sie würdevoll und erlaubte sich nur einige Bemerkungen über ihr verspätetes Eintreffen.

Als **Peter** der Große einen holländischen Schiffer, der früher gewöhnlich nach Archangel gefahren und jetzt zwei Mal nach St. Petersburg gekommen war, auf der Promenade im kaiserlichen Sommerhofgarten sah, fragte er denselben, ob es ihm in St. Petersburg nicht besser gefalle, als in Archangel, und ob er nicht hieher eben so gerne segle, als dorthin? Der Schiffer antwortete ohne Bedenken: „Nein!" Der Kaiser, dem sein neuerbautes St. Petersburg so lieb war, fand

sich durch diese Antwort beleidigt und fragte halb im Zorn nach der Ursache. — „Ja," antwortete der Schiffer, der seinen Fehler erkannte, „in Archangel bekamen wir bei unserer Ankunft leckern Pfannkuchen, aber hier setzt's nichts." — „Gut, Schiffer," erwiederte der Kaiser auf Holländisch, „da ist Rath für! Kommt morgen mit allen Euren Landsleuten zu mir an den Hof, da will ich Euch zeigen, daß hier nicht minder leckere Pfannkuchen gedeihen, als in Archangel!" — Wirklich befahl auch der Kaiser, sobald er an den Hof gekommen war, seinem Oberküchenmeister Velten, eine tüchtige Quantität gute holländische Pfannkuchen auf den folgenden Abend fertig zu halten. Die sämmtlichen Schiffer fanden sich zur bestimmten Zeit sammt und sonders im Sommerhof ein, wurden im Garten auf's Beste bewirthet und erst bei anbrechendem Morgen wohlbezecht und fröhlich entlassen.

Der russische Thronfolger hat bei seinem Besuche in Saardam in dem Häuschen **Peters** des Großen einen Vers in russischer Sprache mit Bleistift auf den Stein geschrieben, des Inhalts: „Die Engel des Himmels schweben über dieser bescheidenen Hütte; hier ersann der große Mann die Wohlfahrt seines Reiches; dies war die Wiege von Rußlands Größe." — Als Peter der Große im Jahre 1697 Saardam verließ, schenkte er jedem der sechs Kinder der Wittwe, bei welcher er gewohnt hatte, einen silbernen Becher; einer dieser Becher hat sich, obgleich oft genug versetzt, bei einem armen Schiffszimmermann, Urenkel jener Wittwe, erhalten und ist jetzt dem Erben Peters des Großen bei seinem Besuch in Saardam überreicht worden, der für die fernere Versorgung des Mannes sogleich Anordnungen treffen ließ.

Unter **Peters** des Großen Regierung lebte zu Moskau ein Mann, Gabriel Andrejewitsch Bezimenni (der Namenlose) genannt, ein Geizhals, wie es deren nur wenige geben dürfte, der mit seinen Nachbarn in ewige Processe verwickelt war. Nun klagte derselbe ein Mal gegen Andruscha, einen seiner Nachbarn, vorgebend, die Kuh desselben, die er, wie sich erwies, selbst in seinen Garten gelockt hatte, habe ihm dort für 300 Rubel Kohl gefressen. Die Richter, die er durch Geschenke immer für sich zu gewinnen wußte, schienen auch nicht wenig Lust zu haben, ihm Recht zu geben, als der Czar, der in Moskau war, dazwischen kam, durch seinen Machtspruch der Sache plötzlich eine andere Wendung gab, und, den Händelsucher in 3000 Rubel Geldstrafe verurtheilend, fuhr der zürnende Monarch fort: „Warum soll ein solcher Schurke ohne Familiennamen auf der Welt herumgehen? Du legst Dir deshalb von heute an einen Familiennamen bei und nennst Dich, wirst genannt und unterschreibst: Kohlstrunk. Aber ja nicht auf Klagschriften; denn von heute an darf keine Behörde, kein Gericht, noch sonst eine officielle Person es wagen, von Kohlstrunk

irgend eine Klage oder Angeberei anzunehmen.“ Seit diesem Tage verlor Kohlstrunk allen Appetit zum Kohl. In seinem Hause durfte nie Kohl gekocht werden; er konnte nicht einmal den Geruch davon vertragen und als er einmal nach langem Fasten aus Kummer, oder aus Versehen des Koches, oder aus Unachtsamkeit, oder aus Melancholie, Kohl aß, wurde er krank und soll, wie die Sage geht, daran gestorben sein.

Wie sehr **Peter** I. seine Gemahlin Katharina liebte, wie sehr aber auch sie sich in seine Launen zu schicken wußte, beweist folgende Anekdote: Peter I. fuhr einmal in Gesellschaft eines Denschiken in einer Chaise durch Petersburg und bemerkte in einer Krambude ein Stück gedruckten Kattun, welches seine ganze Bewunderung auf sich zog. „Ach, ich muß meiner Katharina ein Geschenk kaufen!“ sagte er und hielt stille. Er kaufte den Kattun, brachte ihn nach Hause, lief sogleich in Katharinens Zimmer, welcher er mit der größten Freude sein Geschenk überreichte. Die Gemahlin bezeigte ebenfalls eine große Freude darüber und versicherte, daß sie in ihrem Leben nichts Schöneres gesehen hätte. Sobald der Kaiser sie verlassen hatte, schnitt sie sich ein Kleid von diesem Stücke ab und machte sich's auf den nahen Geburtstag des Kaisers zurecht. — „Sie werden sich doch nicht einfallen lassen,“ sagte eine von ihren Kammerfrauen, „an einem großen Gallatag ein Kleid von gedrucktem Kattun tragen zu wollen?“ — „Warum nicht,“ antwortete Katharina, „der Kaiser hat mir den Kattun gegeben; aus seiner Hand ist er mir mehr werth, als der kostbarste persische Stoff.“ Der Geburtstag kam, die Kaiserin erschien in ihrem neuen Kleide, worüber der Kaiser ganz außer sich vor Freuden war; er umarmte sie auf's Zärtlichste in Gegenwart des ganzen Hofes und versicherte sie seiner Liebe bis in den Tod.

Peter der Große war eines Tages im Senate sehr aufgebracht über die vielen Diebstähle, die ihm angezeigt wurden. „Schreiben Sie,“ sagte er zum Kanzler Jaguschinsky, „Jeder, der nur den Werth eines Strickes stiehlt, wird ohne Gnade gehängt.“ Der Kanzler lachte laut auf: „Wenn Ew. Majestät Lust haben, Czar ohne Unterthanen zu sein, soll es sofort geschehen.“ Jetzt lachte Peter seinerseits und — die Sache blieb, wie sie war.

Eine alte unverheirathete Dame zu London, eine eifrige Anhängerin des Prätendenten, besaß einen schönen Canarienvogel, den die eine Hälfte der Nachbarschaft bewunderte, während er von der anderen verwünscht wurde. Lord **Peterborough** wünschte diesen Vogel als ein Geschenk für eine Dame zu erhalten, die jenes musikalische Wundergeschöpf durchaus ihr Eigenthum nennen wollte; aber die alte Dame

war weder durch Bitten, noch durch hohe Geldgebote zu bewegen. Der Lord ließ sich indeß nicht entmuthigen und benutzte eine Gelegenheit, den Vogel zu vertauschen. Der untergeschobene Vogel war dem echten ganz ähnlich, außer in dem Stücke, was eben den Werth des letztern ausmachte; er war nämlich ganz stumm und fraß lieber, als daß er sang. Unmittelbar nach diesem Manöver wurde die Schlacht geliefert, welche alle Hoffnungen des Prätendenten vernichtete, und einige Zeit darauf faßte der Lord, um allen Verdacht von sich zu wälzen, den Entschluß, seine Bitten um den Vogel bei der alten Dame zu wiederholen. Ehe er noch ein Wort gesprochen hatte, begann die Dame: „Sie kommen wahrscheinlich wieder in der Absicht, mir meinen lieben Vogel abzulocken, aber alle Ihre Bemühungen sind vergebens; er ist mir jetzt theurer, als jemals; ich würde ihn nicht weggeben und wenn Sie mir den Käfig voll Gold gäben. Werden Sie es glauben, Mylord, von dem Augenblicke an, als unser gnädigster Herr geschlagen wurde, hat der kleine Vogel keinen Ton mehr von sich gegeben."

Petersilie. Die beliebte Sängerin Silie heirathete vor vielen Jahren einen Schauspieler Peter, und wie nun unter Künstlern die Vereinigung beider Namen an der Tagesordnung ist, nannte sie sich vom Tage ihrer Verheirathung an Madame Peter-Silie; gewiß ein hübscher Name!

Peterwardein. Ein Soldat, Namens Peter, lag in einer Festung sehr schwer krank. Er bat seinen Kameraden, seiner Geliebten nach seinem Tode Nachricht davon zu geben. Er starb. Der Kamerad schrieb dem Mädchen nur ein einziges Wort und hierin befand sich der Name ihres Geliebten, die Nachricht, daß er todt sei, und der Name der Festung, wo er gestorben war; dies Wort war der Name der Festung Peterwardein. Peter war Dein.

Unter den mannichfachen **Petitionen**, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, zeichnet sich folgende aus der Stadt Rummelpuffia durch ihre Präcision aus: 1) Freie Zeche in allen Gasthäusern. 2) Unbeschränkter Credit bei Schneider, Schuhmacher, Pferdeverleiher ꝛc., bis die staatlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes so geordnet sind, daß auf jeden der Schuldner ein schuldenfreies Gut fällt. 3) Errichtung einer Compagnie ausgestopfter Polizeisoldaten zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung. Bei Regenwetter, wo ohnehin kein Aufruhr zu befürchten, packt jeder Bürger, der es mit der guten Sache aufrichtig meint, den ihm zunächst postirten ausgestopften Gensd'armen und trägt ihn in seine Wohnung, damit er nicht naß werde und die Uniform leide. 4) Der Staat bezahlt alle bisher contrahirten Schulden

seiner geliebten Staatsbürger. 5) Auf den Antrag dreier „selbstständiger" Staatsbürger kann jedes Ministerium abgesetzt werden. 6) Um die etwaigen Zweifel über active und passive Wählbarkeit mit einem Male niederzuschlagen, so erstreckt sich die active und passive Wählbarkeit überhaupt auf Jeden, der eine Nase hat. Sollte Einer durch eine leidenschaftliche Jugend um seine Nase gekommen sein, oder sich im Besitze einer bloßen Wachsnase befinden, so genießt er, gleichsam als Strafe, nur die passive Wählbarkeit. Juden allein sind trotz ihres zumeist kühnen Gesichtsvorsprunges ausgenommen. 7) Allgemeine Kindererziehung von Seiten des Staates. Es werden zu diesem Behufe großartige Säugeanstalten errichtet. 8) Der Staat sorgt für unentgeltliche Beförderung seiner Staatsangehörigen durch Posten, Eisenbahnen und Dampfböte. In den seitherigen Bahnhöfen werden dem reiselustigen Publikum unentgeltlich Erfrischungen, nebst einem Reisestipendium für die weniger Bemittelten, gereicht.

Petrarka. Ein alter blinder Sprachmeister von Portremoli im Toscanischen, dessen Gesicht einer alten Figur von Erz gleich sah, reiste zu Fuß nach Neapel, um den Petrarka zu sehen. Er reiste nach Rom, da er in Neapel nicht war; hier hieß es, er wäre in Parma, und auch dahin machte er eine Reise. „Ich reise so weit," sagte er zu Petrarka, „um einen Kopf umarmen zu können, der so edle Ideen hervorgebracht hat, und um die Hand zu küssen, die Dinge geschrieben, die mir das reinste Vergnügen gemacht." Einst sagte er: „Wahrhaftig, ich kann nicht satt werden, Sie zu sehen." Das Wort erregte ein allgemeines Gelächter. Er wandte sich zu Petrarka und sagte: „Ich nehme Sie zum Zeugen, ob ich bei aller meiner Blindheit Sie nicht besser sehe, als alle diese Lacher, die Sie mit beiden Augen begaffen."

Petrarka hatte einen ledernen Ueberwurf, auf den er bei'm Spazierengehen Gedichte schrieb, wenn ihm Papier oder Pergament fehlte. Dieses Kleidungsstück wurde noch im Jahre 1527 von dem Cardinal Sadolet als eine kostbare Reliquie aufbewahrt.

Der große italienische Dichter **Petrarka** war zu Arquà (Arquato) in der Delegation Padua 1374 gestorben; hier ist auch sein Grabmal zu schauen. Der einfache Sarkophag des Dichters steht vor der Kirchthüre und ruht auf vier Pfeilern. Um das Jahr 1780 wurde der Sarkophag an einer Stelle erbrochen und daraus ein Arm des Dichters entwendet; die Stelle ward wieder ausgebessert. Auf einem nahen Hügel sieht man das Haus des Gefeierten mit einem kleinen Garten und Weinberge, und im Hause befindet sich noch der Sessel, auf welchem er todt gefunden wurde, und über einer Thüre hinter Glas die Mumie seiner Katze.

Sie beklagte sich über die Ungelehrigkeit des Vogels zu einem Bekannten. — „Führen Sie ihn in die Stücke Ihres Sohnes und er wird gleich pfeifen," rieth ihr dieser.

Pfeffel's Grabschrift:

Für Menschenwohl hat er mit Kraft
Und mit Gefühl geschrieben,
Die Galgen hat er abgeschafft,
Die Schwengel sind geblieben.

Die Wohlthat des **Pfeifens.** Prèville, ein berühmter Schauspieler des Theater-Français in Paris, sagte einst mit treffender Wahrheit: „Daß dem Publikum verboten wurde, zu pfeifen, ist ein wahrer Verderb für die Kunst. Ich selbst habe mich schon mehrmals dabei überrascht, daß ich mich durch den unverständigen Beifall der Menge zu Uebertreibung und anderen Fehlern hinreißen ließ; hätte mich in solchen Augenblicken ein tüchtiger Kunstrichter durch einen oder zwei scharfe Pfiffe auf den rechten Weg gewiesen, ich würde jetzt viel besser sein, als ich es bei dem ungehinderten Beifalle bin." — Hört! hört! ihr Unübertrefflichen unserer Tage!

Das **Pfeifen** im Theater ist auf folgende Art entstanden: Bei einem schlechten Stücke wünschten die Zuschauer den Vorhang fallen zu sehen; man rief: „La toile! à bas, à bas la toile!" ꝛc. Alles half nichts; da fiel es einem Pfiffiano ein, zu pfeifen, und der Maschinist, der in dem gebräuchlichen Zeichen seinen Herrn Meister zu erkennen glaubte, ließ ohne Weiteres den Vorhang fallen. Man lachte und klatschte, und von Stund' an war das Pfeifen bei ähnlichen Fällen eingeführt.

Pfeifen. Ein Autor, dessen Stück man applaudirte, während doch von einigen Zuhörern gepfiffen ward, tröstete sich mit den Worten: „Ein paar Pfeifen sind das Salz des ästhetischen Wohlgeschmackes."

Das **Pfeifen** zur Bedingung. Ein Geizhals fragte jedesmal den Bedienten, den er in Dienst nehmen wollte, ob er pfeifen könne, und wenn er dieses nicht vermochte, nahm er ihn nicht auf. Jemand erkundigte sich nach der Ursache dieser Frage: „Ich schicke," sagte der Geizige, „meinen Bedienten allein in den Keller, um Wein zu holen, und da muß er während der ganzen Dauer dieses Geschäftes laut pfeifen, damit ich mich überzeuge, daß er nicht trinke."

Petrarka, der immerfort zärtliche Lieder auf seine Laura sang, wurde einst gefragt, warum er sie nicht eheliche. „Ach!" seufzte er, „wo nähm' ich alsdann den Stoff zu zärtlichen Liedern her?"

Petrus und der Hahn. Ein Schauspieldirector, welcher Petrus hieß, engagirte einen Sänger, Namens Hahn, auf mehrere Gastrollen. Allein schon bei der ersten Vorstellung mißfiel der Sänger gänzlich, mehr noch bei der zweiten, und bei der dritten zeigten Parterre und Gallerie nur leere Bänke. Ein dortiger Recensent äußerte sich darüber, wie folgt: „Und als der Hahn zum dritten Mal krähte, ging Petrus hinaus und weinte bitterlich."

Peuteman. Nie hat die Phantasie eines Dichters so sonderbare und abenteuerliche Combinationen erdacht, daß diese nicht gelegentlich von der Wirklichkeit überboten würden. Ein Beweis davon kann der Tod des Malers Peuteman sein. Er war zu Rotterdam im Jahre 1650 geboren, hatte sich die todte Natur zum Gegenstand seiner Kunst gewählt und in solchen Gemälden einen bedeutenden Ruf erlangt. Als er den Auftrag erhielt, ein Gemälde anzufertigen, auf welchem Todtenköpfe und Todtenknochen, mit kostbaren Steinen geschmückt und mit Blumen und musikalischen Instrumenten gruppirt, die Eitelkeit der weltlichen Vergnügungen versinnlichen sollten, schloß er sich, um die Natur auf das Genaueste nachzuahmen, in das anatomische Museum eines Arztes, seines Freundes, ein, in welchem eine große Anzahl von Skeletten an Eisendrähten aufgehangen und noch mehrere Schädel und Knochen auf Gestellen an einander gereiht waren. Peuteman zeichnete und malte auf das Fleißigste; aber unter der Arbeit selbst überschleicht ihn der Schlaf. Während er nun schlummert, beginnt das Erdbeben, das am 18. September 1692 für Rotterdam so verderblich wurde. Peuteman erwacht von der Erschütterung. Mit Entsetzen sieht er die Todtenköpfe unter einander kollern und die Skelette mit lautem Geklapper gegen einander schwanken. Er glaubt nichts Anderes, als daß der jüngste Tag erschienen sei, und springt aus dem zweiten Stockwerk auf die Gasse hinab, wo er halb todt liegen bleibt. Vergebens versuchten seine Freunde ihn über die Veranlassung seiner Bestürzung aufzuklären; seine Geisteskräfte hatten sich unheilbar verwirrt und er starb wenige Tage darauf an den Folgen seines Schreckens.

Pfänder. Die Pfänder der Liebe sind die kostbarsten Pfänder, und doch leiht weder das Pfandhaus noch der Geldmäkler etwas darauf.

Pfeifen. Die Mutter eines Vaudevillisten hatte eine Amsel, welcher sie, trotz aller möglichen Mühe, nicht pfeifen lernen konnte.

Sie beklagte sich über die Ungelehrigkeit des Vogels zu einem Bekannten. — „Führen Sie ihn in die Stücke Ihres Sohnes und er wird gleich pfeifen," rieth ihr dieser.

Pfeffel's Grabschrift:

Für Menschenwohl hat er mit Kraft
Und mit Gefühl geschrieben,
Die Galgen hat er abgeschafft,
Die Schwengel sind geblieben.

Die Wohlthat des **Pfeifens.** Prèville, ein berühmter Schauspieler des Theater-Français in Paris, sagte einst mit treffender Wahrheit: „Daß dem Publikum verboten wurde, zu pfeifen, ist ein wahrer Verderb für die Kunst. Ich selbst habe mich schon mehrmals dabei überrascht, daß ich mich durch den unverständigen Beifall der Menge zu Uebertreibung und anderen Fehlern hinreißen ließ; hätte mich in solchen Augenblicken ein tüchtiger Kunstrichter durch einen oder zwei scharfe Pfiffe auf den rechten Weg gewiesen, ich würde jetzt viel besser sein, als ich es bei dem ungehinderten Beifalle bin." — Hört! hört! ihr Unübertrefflichen unserer Tage!

Das **Pfeifen** im Theater ist auf folgende Art entstanden: Bei einem schlechten Stücke wünschten die Zuschauer den Vorhang fallen zu sehen; man rief: „La toile! à bas, à bas la toile!" ꝛc. Alles half nichts; da fiel es einem Pfiffiano ein, zu pfeifen, und der Maschinist, der in dem gebräuchlichen Zeichen seinen Herrn Meister zu erkennen glaubte, ließ ohne Weiteres den Vorhang fallen. Man lachte und klatschte, und von Stund' an war das Pfeifen bei ähnlichen Fällen eingeführt.

Pfeifen. Ein Autor, dessen Stück man applaudirte, während doch von einigen Zuhörern gepfiffen ward, tröstete sich mit den Worten: „Ein paar Pfeifen sind das Salz des ästhetischen Wohlgeschmackes."

Das **Pfeifen** zur Bedingung. Ein Geizhals fragte jedesmal den Bedienten, den er in Dienst nehmen wollte, ob er pfeifen könne, und wenn er dieses nicht vermochte, nahm er ihn nicht auf. Jemand erkundigte sich nach der Ursache dieser Frage: „Ich schicke," sagte der Geizige, „meinen Bedienten allein in den Keller, um Wein zu holen, und da muß er während der ganzen Dauer dieses Geschäftes laut pfeifen, damit ich mich überzeuge, daß er nicht trinke."

Der ausgepfiffene **Pfeiffer.** Ein Hr. Pfeiffer war auf dem Theater in Lübeck als Shylock aufgetreten, und beispiellos ausgepfiffen worden. Als der Sturm sich legte, trat er vor und sprach: „Ich glaubte immer, ich allein hätte den Namen Pfeiffer; nun bemerke ich, daß es deren viele gibt. Sollten Sie Verwandte von mir sein, so seien Sie milde; verläugnen Sie Ihr Blut; kommen Sie morgen als Klatscher; vielleicht geht es besser." Das wirkte; Tages darauf spielte Hr. Pfeiffer den Hippeldanz, und wurde drei Mal gerufen.

Um bei **Pferden** die Race zu bezeichnen, sagt man oft nur „ein Engländer, Araber" u. s. w., was somit auch die Personen dieser Nationen sein könnten. So sprach man in einer Gesellschaft von dem glänzenden Carousel, welches der Prager hohe Adel veranstaltet hatte, und Jemand sagte unter Anderm: „der Fürst S. habe einen Engländer, Baron von K. einen Neapolitaner und Graf v. W. einen Ungar geritten, letzterer aber sei plötzlich wild geworden und habe seinen Herrn unsanft abgeworfen." — „Dos wor g'scheid von Ungar", fiel ein dem Gespräch zuhörender Czeche aus der Provinz dem erstaunten Erzähler in's Wort, „hätt' ich's auch su machen, wenn hätt auf mich reiten Herr Graf; Mensch is e keine Esel oder Ur."

Ein **Pferd** wird von seinen Kameraden gefüttert. Wir lesen in den Londoner Zeitungen, ein Kavallerie-Kapitän habe der zoologischen Gesellschaft einen Vorfall angezeigt, der einen Beweis von dem Instinkt des Pferdes gebe. Ein Pferd in seiner Compagnie, das alt war und so schlechte Zähne hatte, daß es den Haser und das Heu nicht kauen konnte, wurde zwei Monate lang von den beiden Pferden gefüttert, die rechts und links von ihm standen und mit ihm fraßen; sie kauten das Heu und den Hafer und warfen dies so vor das alte Thier. Die ganze Compagnie, Gemeine und Officiere, haben diese Merkwürdigkeit gesehen.

Pferd. Ein Herr zu Bristol besaß ein Windspiel, welches in dem Stalle eines außerordentlich schönen fünfjährigen Jagdpferdes gehalten wurde. Beide Thiere faßten große Neigung zu einander. Das Windspiel lag immer unter der Krippe neben dem Pferde, und dieses war höchst unglücklich und unruhig, wenn es jenes nicht sah. Der Herr beider Thiere kam oft in den Stall, um den Hund mit spazieren zu nehmen, dann sah sich das Pferd immer besorgt nach dem Hunde um, und wieherte auf eine Weise, als ob es sagen wollte: ich möchte auch mit. Kehrte hierauf der Hund in den Stall zurück, so wurde er immer mit einem lauten Gewieher bewillkommt. Er lief zum Pferde hin und leckte ihm die Nase, wogegen ihm das Pferd auf dem Rücken mit den Zähnen kratzte. Als eines Tages der Reitknecht auf dem

Pferde ausritt, und das Windspiel zur Gesellschaft mitnahm, fiel ein großer Hund über das letztere her, und bekam es bald unter sich. Sogleich legte das Pferd die Ohren an den Kopf, rannte aller Anstrengungen des Reitknechtes ungeachtet, auf den fremden Hund zu, faßte ihn mit den Zähnen am Rücken, schüttelte ihn, bis ein großer Fetzen Haut losriß, und nöthigte ihn zur schleunigsten Flucht.

Pferd. Kosciusko wollte einem Geistlichen zu Solothurn einige Flaschen guten Weines senden, und seinem Diener nicht trauend, gab er einem jungen Manne den Auftrag und überließ ihm dazu das Pferd, das er gewöhnlich selber ritt. Bei seiner Rückkehr sagte der junge Mann: er möge das Pferd nie wieder reiten, wenn Kosciusko ihm nicht zugleich seinen Geldbeutel gäbe. Auf Kosciusko's Frage: wie er das meine? antwortete Jener: „Sobald ein armer Mann auf der Straße den Hut abnimmt und um Almosen bittet, steht das Pferd sogleich still und geht nicht von der Stelle, bis der Bettler etwas erhalten hat. Ich hatte kein Geld bei mir und mußte thun, als gäbe ich Etwas, um nur das Pferd zu befriedigen."

Das unbrauchbare **Pferd.** Ein reicher Bauer wollte auf einem Roßmarkte von einem Pferdehändler ein Pferd erhandeln, um darauf wieder nach seinem Wohnorte zurückzureiten. — Nach langem Handel wurden Beide endlich über zehn Dukaten einig! — Eben wollte sie der Käufer dem Verkäufer auszahlen, als Letzterer zum Lobe des Pferdes den Bauer versicherte, daß das Pferd zwölf Meilen in einem Striche liefe. — „Zwölf Meilen?" sagte erschrocken der Bauer. — „Ja zwölf Meilen, ohne anzuhalten." — „Da kann ich es gar nicht brauchen, denn ich wohn' nur acht Meilen von hier aus; folglich läuft mir dasselbe um vier Meilen zu weit!"

Das **Pferd** ohne Kopf. Ein betrunkener Pächter ritt auf seinem sehr geduldigen und verständigen Pferde gegen Abend nach Hause. Einige junge Leute hatten ihm aufgelauert; sie nahmen ihn vom Pferde, stellten sich, als plünderten sie ihm seine Taschen, setzten ihn dann verkehrt auf sein Pferd, und damit er nicht herunter fallen möchte, banden sie ihn fest. Das Pferd kam richtig zu Hause an. Der Pächter ruft. Seine Frau öffnet das Thor, voll Verwunderung, ihren Mann in dieser sonderbaren Lage zu sehen. — „Ach, Maria!" sagte der stammelnde Pächter, „Schurken! Schurken haben mich geplündert, und die Niederträchtigen haben auch, siehst Du, meinem Pferde den Kopf abgeschnitten."

Heutzutage kann in Europa Jedermann, der das Geld dazu hat, **Pferde** halten, so viel er will. Das war sonst anders; im sechs-

zehnten Jahrhunderte bedurfte man dazu, in Spanien wenigstens, einer königlichen Bewilligung. Aus einem kürzlich in einem spanischen Archiv gefundenen Dokument ergibt sich nämlich, daß Christophoro Colombo, als er vom Alter schwach geworden, als ein persönliches und ausnahmweises Privilegium, das er nur seinem Ruhm dankte, die Erlaubniß erhielt, ein Maulthier, „gesattelt und gezäumt," besitzen und reiten zu dürfen.

Pferde. Der Abt Prevoſt erzählt folgendes Beispiel von der Rachsucht und dem Gedächtniß der Pferde. „In dem Flecken Grumblin, nicht weit von Dublin, hatte ein Herr sein Pferd verschneiden lassen, das eines der schönsten, aber auch so schwer zu regieren war, daß man dies Mittel für nöthig hielt, um seine Unbändigkeit zu mäßigen. Man hatte ihm die Augen nicht genug verbunden, so daß es den Operateur sehen konnte. Nach mehreren Tagen, da das Pferd noch die Schmerzen des Schnittes fühlte, und den Operateur in den Stall kommen sah, zerriß es wüthend seine Halfter, und ging mit solcher Heftigkeit auf seinen Feind los, daß es ihn in einer Minute, zertreten und zerrissen, todt auf die Erde hinstreckte.

Berühmte **Pferde.** Der Schimmel, welchen Napoleon in der Schlacht bei Waterloo ritt, hieß Acacia. Dieses edle Roß war damals vier Jahre alt, und außerordentlich kräftig und feurig. Unter den Verwundeten, welche gegen das Ende dieses denkwürdigen Tages auf dem Schlachtfelde lagen, befand sich auch ein Unterofficier, Namens Pierre B., aus der Gegend von Viré gebürtig. Eine Kanonenkugel hatte ihm ein Bein zerschmettert. Acacia sprang über den Schwerverwundeten hinweg, und Pierre, welcher den Feldherrn erkannt hatte, rief ihm ein: „Vive l'Empereur" nach. Napoleon, dessen Glücksstern auf immer untergegangen war, landete drei Monat später an den Felsen von St. Helena, und Pierre B. hatte sich mit einem hölzernen Beine in seiner Heimath als Biersiedler etablirt. Der Schimmel des Feldherrn stand im Marstalle der Tuilerien. Nach dem Jahre 1830 wurde er um den Preis von 600 Franken an einen Einwohner von Viré verkauft, welcher ihn einem Herrn L. unter der Bedingung schenkte, das edle Roß nicht wieder zu verkaufen, sondern bis an seinen Tod zu pflegen. Pierre B., welcher eines Tages einen Hochzeitszug anführte, erkannte den Schimmel, dessen Instinkt den Verwundeten auf so zart Weise verschont hatte. Der Geigenbogen entfiel seiner Hand, und er eilte auf das Pferd zu, dasselbe streichelnd und küssend. Er erhielt die Erlaubniß, den Schimmel zu reiten, wenn er einen Brautzug von einem Dorfe zum andern zu führen hätte. Bei einer solchen Gelegenheit ritt Pierre B., die Geige spielend, einen etwas steilen Bergpfad hinab. Da that Acacia einen Fehltritt, brach

ein Bein und stürzte auch zugleich den Invaliden einen jähen felsigen Abhang hinunter. Roß und Reiter fanden auf diese Weise zugleich ihren Tod.

Der Courier von Perth erzählt folgenden schlagenden Beweis von der Klugheit der **Pferde**. „In der Nähe eines Farms, sechs Meilen von Crieff, weidete ein Hirtenknabe eine Heerde Rinder. Plötzlich rennt der Stier auf ihn zu und schleudert ihn mit den Hörnern über seinen Kopf. Der Knabe fiel zu Boden, und ehe er sich noch aufrichten konnte, machte der Stier einen zweiten Angriff auf ihn, als ein Pferd, welches in der Nähe graste und die mörderischen Absichten des Stieres sah, herbeigalopirte, und dem Stiere mit den Hinterfüßen einige so gut berechnete Hiebe applicirte, daß dieser fast leblos niederstürzte. Der Knabe gewann durch diese bewaffnete Intervention des Pferdes Zeit, sich zu flüchten."

Pferde, abgerichtete. Franconi in Paris hat ein Pferd, welches die Klingel zieht wie ein Kammerpräsident, gestrichenvolle Gläser Wein austrinkt wie ein Feldwächter, und bei Tafel mit einer um den Hals gebundenen Serviette sitzt, wie ein wohlerzogenes Kind. Bei diesen seinen Kenntnissen ist es zu verwundern, daß es auch einen Tilbury zu ziehen versteht. Uebrigens ist dies wohldressirte Pferd galant, wie es kaum einer unserer jungen Männer ist. Eine junge Amerikanerin hatte ihr Taschentuch fallen lassen, das Pferd stürzte sogleich darauf los, hob es auf, und reichte es ihr mit vieler Anmuth. „Merci, Monsieur," flüsterte die Dame, ohne die Augen zu erheben.

Pferde. Fürst Pückler-Muskau versichert in seinen Briefen über die Wüste Schendy, ein angesehener Eingeborener habe ihm nachstehende Geschichte, als der Wahrheit vollkommen getreu, aufgebunden. „Es ist noch nicht lange her," begann der Kascheff, „daß ein Mann aus Berber sich hier niederließ, den wir Alle gekannt haben. Eines Morgens führte er sein Pferd zum Tränken an den Nil, band den Strick, an dem er es hielt, um seinen Arm, und kniete, während das Thier seinen Durst löschte, zum Gebete nieder. In dem Augenblick, wie er mit dem Gesichte auf dem Boden liegt, fegt ihn ein Krokodill, nach der gewöhnlichen Art seines Angriffes, mit seinem Schweif in das Wasser und verschlingt ihn. Das Pferd, entsetzt, wendet alle seine Kräfte an, um zu entfliehen, und da der im Bauche des Krokodills befindliche Arm seines todten Herrn, an welchem der Strick festgeknüpft war, diesen nicht loslassen konnte, und der Strick auch nicht zerriß, so zog das entsetzte Pferd an demselben das Krokodill selbst nicht nur aus dem Flusse heraus, sondern schleppte es auch über den Sand bis an die Thüre seines eigenen Stalles fort,

wo es denn bald von der herbeikommenden Familie getödtet, und der entseelte Körper des Verunglückten noch in seinem Inneren ganz intact gefunden wurde."

Ein furchtloses **Pferd.** Ein Bauer besah das neugekaufte Pferd seines Nachbars, und meinte, „daß es ihm etwas furchtsam vorkäme." „O nein," war die Antwort, „furchtsam ist es gar nicht; es steht schon drei Nächte allein im Stalle.

Pferdeliebhaber. Ein spanischer Edelmann schickte einem Freunde einige Pferde, die bei einem öffentlichen Feste gebraucht werden sollten. „Ich sende euch hier," schrieb er dabei, „die verlangten Wallachen, und bitte Euch, sie so zu behandeln, wie Ihr selbst wünschen würdet, behandelt zu werden, wenn Ihr ein Wallach wäret."

Pferdemäkler. Ein Pferdemäkler verkaufte sein blindes Pferd. Am anderen Tage brachte es der Käufer zurück, indem er sagte: „Wer wird das Pferd behalten, es ist ja stockblind; da ist auf der Straße nur eine einzige Grube, und gerade da ist es hinein." — „Gnädige Härreleben!" entschuldigte sich der Mäkler, „dos iß eben ä Beweis, dos das Pferdchen recht gut sieht; denn wäre es blind, so hätte es das Loch nit gesehen, und wäre daneben vorbei."

Das nur für die See verwendbare **Pferd.** Ein See-Capitain erhandelte ein Pferd. Als der Kauf geschlossen war, sagte er zu dem Roßkamme: „Jetzt, da das Pferd mein ist, sagen Sie mir ehrlich die Fehler, die es hat." — „Was wollen Sie damit anfangen?" fragte jener. — „Ich will es mit zur See nehmen." — „Das ist gut, zur See mags gehen, denn auf dem Lande ist es ganz unbrauchbar."

Es ist leicht ein **Pferd** sein. Im Frühjahr trat ein Bauer in den Stall und wollte sein Pferd aufzäumen, um seine Feldarbeit zu bestellen, allein der Gaul lag todt auf dem Boden. — „Nun ja," — sagte der Bauer — „auf diese Art ist's freilich gut ein Pferd zu sein, den ganzen Winter hindurch hat das Beest nichts zu thun, als zu fressen, und im Frühjahr, wo es zur Arbeit geht, crepirt es!"

Das gefürchtete **Pferd.** Ein Schusterjunge ging an einem Droschkenfuhrmann vorüber, an dessen Wagen ein sehr elendes, mageres Pferd eingespannt war und mit gesenktem Kopfe da stand. Als er dies Pferd sah, sprang er schnell auf die Seite. „Dummer Junge!" rief ihm der Fuhrmann zu: „warum springst Du denn weg? Das Pferd schlägt ja nicht!" — „O" — antwortete der Junge, „das fürcht' ich auch nicht, aber das Umfallen!"

Das nachdenkende **Pferd.** „Was ist's denn mit Deinem Schimmel?" fragte ein Droschkenkutscher den andern, „der läßt ja abscheulich den Kopf hängen." — „Ich weiß nit, was dem Beeste ist," antwortete der andere, „seit der neuen Eisenbahn wird er mir so nachdenkend."

Entschuldigung eines **Pferde**diebes. „Elender!" — rief der Richter dem vor ihn gestellten Pferdediebe zu — wie konntest Du Dich erdreisten, am hellen Mittage, auf offener Straße ein Pferd zu stehlen? „Ich ein Pferd gestohlen?" sprach der Gaudieb. „Gestrenger Herr, so wissen Sie denn, daß in einer engen Gasse ein Pferd mir im Wege stand! Ich hatte Eile und wollte es von hinten forttreiben. Vorsichtig: rief eine Stimme, nehmt Euch in Acht, das Pferd schlägt! Langsam schlich ich zur Seite, um mich vorzudrängen und meiner Wege zu gehen; Halt! rief ein Kärrner; nicht zu nahe, die Bestie beißt! Was blieb mir da noch übrig, wenn ich nicht gebissen sein wollte, als mich oben darauf zu setzen? Kaum aber sitze ich oben in dem Sattel, da nimmt das ungestüme Roß den Kopf zwischen die Beine, und jagt über Stock und Block, wie ein Vogel durch die Luft, vierzehn Meilen Weges mit mir davon. So, gestrenger Herr Richter, bin ich hierher gekommen. Habe ich nun das Pferd, oder hat das Pferd mich gestohlen?"

Die **Pferdesprache.** Eine deutsche Antwort. Der deutsche Schriftsteller A. Weil erwiederte unlängst im Salon der Frau von Ancelot in Paris einem französischen Schriftsteller, der über die deutsche Sprache spöttelte und sie eine Pferdesprache nannte: „Darum können sie die Esel auch nicht lernen."

Das glatte **Pflaster.** „Nicht wahr," sagte ein Wiener zu seinem Vetter, der aus der Provinzstadt kam, „unser Stadtpflaster sieht ganz anders aus, als das Eure. Bei Euch sind die Steine alle spitzig, bei uns glatt. „Ja freilich," antwortete lächelnd der Mann aus der Provinz, „sie können leicht glatt getreten sein, es gibt ja hier in Wien Pflastertreter genug.

Das schlechte **Pflaster.** Ein Witzling, der das Mühsame eines Droschkenpferdes auf der Straße mit ansah, rief dem Kutscher zu: „Legt doch lieber spanische Fliegen vor Euren Wagen, die ziehn besser." — „Ne, det thun se nicht," antwortete der Droschkist gelassen, „det Pflaster is zu schlecht."

Pflastertreter. Als ein reicher Mann von seinem als Wüstling bekannten Sohne erzählte, daß er jetzt die Schwimmschule besuche, um

das Wassertreten zu lernen, bemerkte ein Wiener: „Das finde ich billig, denn's Pflastertreten kann er schon ganz perfect.“

Pflicht.

Man hilft dem Junker auf das Pferd;
Er tobt und flucht und zieht das Schwert:
„Nun fort, das Vaterland zu retten!“
Zu Hause weinen sie und wetten
Schon um die Thaten die er ficht;
Allein am andern Morgen früh
Da wieherts laut; das alte Vieh
Steht vor dem Stall; der Junker spricht,
„Weiß Gott! gern thät ich meine Pflicht,
Allein der Schimmel will ja nicht.“

Propf. Weil so zuweilen in hochtrabenden Phrasen ein fremder Geist aus dir spricht, wähnst du schon höher als Andere an Bildung zu stehen? Denke doch an den Propf in der Bouteille, den der Geist des Champagners wohl auch mit Geräusch in die Höhe treibt, der aber doch nichts weiter ist — als ein armseliger Pfropf.

Drein **pfuschen.** „Wie geht das Handwerk?“ sagte ein vornehmes Frauenzimmer zu einer Opernsängerin. „Schlecht genug,“ antwortete diese; „denn es pfuschen gar viele vornehme Damen hinein.“

Traum **Pharao.** Jemand bemerkte, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. — „Ich konnte es auch nicht begreifen,“ sagte ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als sieben große und dicke Cassa- und Handlungsbücher; meine Frau hatte nur ein ganz kleines Wirthschaftsbüchel. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch alle meine großen und dicken aufgezehrt, und man sah es ihm auch nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharao.

Der Gassen-**Philanthrop.** Man sagt, es gibt keine Menschenfreunde; es ist nicht wahr! Gibt es nur erst Menschen, die Menschen-Freunde finden sich schon. — Es gibt, Gottlob, außer den Todtengräbern auch noch Menschenfreunde genug; sie sind nur nicht zugänglich, sie wohnen hinter vier Mauern, hinter sechs Thüren, hinter acht Domestiken. Aber der Himmel sieht ihr Herz, und wenn wir einst in den Himmel kommen, so werden wir es auch sehen; bis dahin eine kleine Geduld. — Von den eingemauerten Menschenfreunden

rede ich also nicht. Das sind Galla-Exemplare von Menschenfreunden, die nicht in Gebrauch genommen werden. Ich rede von den Menschenfreunden auf der Gasse, von den Menschenfreunden zum täglichen Gebrauch, von den Menschenfreunden aus Müßiggang endlich. —Hr. Stutzhütl ist ein solcher Gassen-Philanthrop; er hat nichts zu thun, als menschenfreundlich zu sein; er ist von früh Morgens bis spät Abends menschenfreundlich. Sein Müßiggang ist sein Menschenfreundschafts-Patent. — Stutzhütl geht des Morgens sehr früh in's Kaffeehaus. Hier hilft er dem Marqueur die Zeitungen in die Rahmen einheften, hängt die Theaterzettel auf, geht zu zwei bekannten Damen, und läßt ihnen durch das Stubenmädchen hineinsagen, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit die gestern angekündigte Oper heute nicht gegeben wird. — Auf dem Lobkowitzplatz fährt ein schwerer Wagen, Stutzhütl benachrichtigt den Kutscher, daß hinten ein Bagagestück losgegangen ist, und geht mit erleichtertem Herzen in die Klostergasse; ein Fiaker kömmt ihm entgegen. Stutzhütl, der sein rettendes Auge überall hat, bemerkt, daß dem Handgaul das Hufeisen locker werde; er warnt den Fiaker menschenfreundlich und schwenket sich auf den neuen Markt hin. Da läuft ihm ein kleiner Hund zu und beschnuppert ihn; „du hast gewiß deinen Herrn verloren!" Stutzhütl macht die Thür vom Leibenfrost'schen Kaffeehaus auf, und ruft hinein: „Hat einer von den Herren seinen Hund verloren, einen Pintscher?" — Aber damit ist Stützhütl's Menschenfreundlichkeit noch nicht erschöpft: in der Plankengasse hält eine Equipage, der Kutscher will absteigen, den Schlag zu öffnen, die Pferde wollen nicht halten, Stutzhütl ruft ihm zu, nur sitzen zu bleiben, eilt hin, macht den Kutschenschlag auf, schlägt den Antritt herab und eilt mit beflügeltem Schritt in die Seilergasse. Vor ihm geht eine Dame, welcher ihr großes Umschlagetuch von den Schultern herunterrutscht. Stutzhütl, der Retter in Gefahr, springt heran, lächelt und sagt: „Euer Gnaden, Ihr Tuch fällt in den Moraft!" Kaum ist diese menschliche Handlung vollbracht, so erblickt Stutzhütl's unglücksforschendes Auge einen schwankenden Blumentopf an dem Fenster des vierten Stockwerkes, er läuft hinauf, läßt das Dienstmädchen herausrufen und hineinsagen, man möchte den Blumentopf wegnehmen, es könnte ein Unglück geschehen. — Kaum hat sein beflügelter Fuß die mütterliche Erde wieder geküßt, so ist schon wieder Gelegenheit da, Unglück zu verhüten. Ein Mann geht vor ihm, dem das seidne Taschentuch heraushängt; Stutzhütl, rastlos unglückverhütend, läuft ihm nach und sagt: „Mein Herr, geben Sie Acht, Ihr Taschentuch!" — und schon ist er in der Quergasse, die in die Spiegelgasse führt; ein guter Engel hat seine Schritte hierher geleitet, denn im dritten Stockwerke hängt ein Maurer, der das Haus weißt, und unten geht eine schwarzgekleidete Frau. Stutzhütl springt hinzu, faßt sie am Arm und ruft aus: „Gnädige Frau,

Sie werden voll mit Kalk gespritzt!" — Gesagt, gerettet, und dahin geht er mit dem süßen Lohn im Herzen, in die Spiegelgasse. Da stehen zwei Obstweiber in einem Hausthore, und aus demselben wird ein Wagen rückwärts herausgeschoben; Stutzhütl packt Beide an: „Aber, Weiberl, wollt Ihr denn von rückwärts gerädert werden?!" und wie ein Blitz ist er aus der Spiegelgasse am Graben, bei der Theaterzettel-Ecke. Ein kleiner Junge stellt sich auf die Fußspitzen, um die Zettel zu lesen; Stutzhütl naht sich ihm: „Sie können wohl nicht so hoch hinauf?" Nun liest er ihm alle Theaterzettel, alle Ballanzeigen, alle verlorenen Hunde und zahnärztliche Anzeigen vor, und nimmt seinen philanthropischen Weg auf den Stock am Eisenplatz. Hier steht Jemand und schaut nach der Uhr; allein es ist neblicht, Stutzhütl geht auf ihn zu, nimmt die Uhr heraus, lächelt, spricht: „Dreiviertel auf Zwölfe!" und eilt fort auf den Stephansplatz. Hier hat der Wind Jemandem den Hut vom Kopfe gewirbelt; Stutzhütl wirbelt dem Hute nach, erreicht ihn, reinigt ihn vom Schnee, bringt ihn seinem Eigenthümer, lächelt, spricht: „Ja, auf dem Stephansplatz ist's gefährlich!" und verschwindet in die Rothenthurmstraße. Da schlägt der Wind ein offenstehendes Halbfenster hin und her; Stutzhütl steigt die Treppe hinauf, und ruft in das Vorzimmer hinein: „Der Wind wird Ihnen die Fensterscheiben einschlagen!" Auf dem Kienmarkte angelangt, sieht das allesumfassende Auge Stutzhütl's einen Quartierzettel, welcher umgekehrt, mit der Schrift an die Wand hängt; er geht in's Haus, sieht den Hausmeister, lächelt, spricht: „Die Quartierzettel hängen umgekehrt, das nützt ja nichts!" und wandelt seinen Rettergang weiter, bis zum Rothenthurmthore; hier spricht ihn Jemand an: „Entschuldigen Sie, komme ich hier recht in die Teinfaltstraße?" — Stutzhütl's Antlitz verklärt sich, die Sonne der Menschenfreundlichkeit leuchtet aus seinen Zügen. „In die Teinfaltstraße? Das ist gerade mein Weg auch; belieben nur mit mir zu spazieren." Und er führt den Mann vom Rothenthurmthore bis in die Teinfaltstraße. Auf dem Rückwege in der Renngasse steht ein kleines Kind und spielt im Schnee; er fragt es, wem es angehöre, geht zu dessen Eltern in's Haus hinein, und warnt sie: „Das Kind wird sich die Füßlein erfrieren!" Auf der hohen Brücke raufen zwei Schusterbuben mit einander. Stutzhütl tritt wie ein Genius des Friedens zwischen die ergrimmten Schusterbuben, Versöhnung träufelt von seinen Lippen, und die Schusterbuben?

„Und in den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerz und vor Freude!"

Im Nachhausegehen, schon in der Dämmerung, schlägt er noch Jemand schnell auf die Schulter, lächelt und spricht: „Sie haben sich da hinten ganz weiß gemacht!" und entschlüpft der dankenden Erkenntlichkeit. — Kurz, Stutzhütl ist die personifizirte Menschenfreund-

lichkeit, die in Fleisch und Bein gesetzte Philanthropie, eine wandelnde Vorsehung, ein Gassen-Genius. Den ganzen Tag bescheint die Sonne seine menschenfreundliche Laufbahn, und wenn sie die Sonne nicht beleuchtet, so beleuchtet sie die Abendlampe, denn am Abend wandelt Stutzhütl von einem Theater in's andere, und ruft dann allen Bekannten im Nachhausegehen zu: — „Im — Theater war's leer, im — Theater war's voll! Gute Nacht!" — Gute Nacht, schlaf' wohl, Stutzhütl, nach gethaner Arbeit ist gut ruhen! S.

Als **Philipp** IV. das Königreich Portugal, Catalonien und noch einige andere Provinzen verloren hatte, nahm er den Beinamen der Große an. Der Herzog von Medina-Celi sagte daher, als er es zuerst erfuhr: „Unser Herr ist wie ein Loch, je mehr man davon nimmt, um desto größer wird es."

Philipp III., König von Spanien, den der Herzog von Lerma so sehr in seiner Gewalt hatte, fand einst einen versiegelten Brief auf seinem Tische mit der Aufschrift: „An den König in Spanien, Philipp III., gegenwärtig in Diensten des Herzogs von Lerma."

Philipp IV. König von Spanien. Bei den Alten standen die Perlen noch in höherem Werthe, als Edelsteine; wenigstens werden sie von alten Schriftstellern häufiger erwähnt. Die merkwürdigste Perle der neuen Zeit ist die im spanischen Schatz, der Pilgrim genannt. Ein Kaufmann kaufte sie auf Speculation für hunderttausend Kronen. Er bot sie dann dem König von Spanien, Philipp IV., zum Kauf an. „Wie konnte es Euch einfallen, so viel für eine Perle zu geben?" fragte der König. „Ich wußte, daß es einen König von Spanien gibt," antwortete der Kaufmann. Diese feine Schmeichelei gefiel dem Monarchen so wohl, daß er ihm die Perle wieder abkaufte.

Philipp V. Der erste Bourbon, ein Enkel Ludwig XIV., welcher im Jahre 1700 den spanischen Thron bestieg, war bekanntlich Philipp V. Auch er mußte sich der damals üblichen, drolligen Sitte unterwerfen, einer schweigenden Versammlung zu präsidiren, welche der Rath von Castilien an jedem Freitage im Thronsaale hielt. Der König mußte zur bestimmten Stunde erscheinen und fand alle Granden knieend. Er setzte sich und winkte: Steht auf! — Sie standen auf. Dann winkte er zum Niederlassen; sie setzten sich. Dann gab er das Zeichen: Bedeckt Euch! und sie bedeckten ihre Häupter. Weiter geschah durchaus nichts in dieser hochansehnlichen Versammlung, denn nachdem sie eine Weile schweigend beisammengesessen, erhoben sich die Räthe und verabschiedeten sich mit Kniebeugungen vom Könige. Dieser konnte sein Erstaunen darüber nicht ber-

gen und fragte den Präsidenten: ob denn in dieser Versammlung nie von Staatsgeschäften die Rede sei? — „Unter Karl II. nie," antwortete der Präsident, „aber Philipp IV. wurden bisweilen bei dieser Gelegenheit Rathsbeschlüsse vorgelegt." — „Und was sagte Philipp IV.?" — „Er sagte: das ist recht gut!" — „Das werde ich auch sagen, wenn ich es gut finde," fuhr der junge König heraus; „sonst aber werde ich sagen: das ist schlecht."

Constantia **Philipps** befand sich, trotz ihrer Talente, in sehr bedrängten Umständen. Sie hatte eine armselige kleine Wohnung inne, und ernährte sich kümmerlich von der Schriftstellerei. Während dieser Zeit wurde sie krank, und ein Arzt übernahm ihre Kur. Kaum genesen, verlangte er seine Bezahlung. Sie schützte ihre Armuth vor; aber er hörte nicht auf, sie zu mahnen, und sagte endlich zu ihr: „Ich dächte, daß ich die ersten Ansprüche an Befriedigung hätte, da ich Ihnen das Leben gerettet habe." „Das ist nicht zu läugnen," erwiederte sie, „ich erkenne dies, und daher nehmen Sie es hier an Zahlungstatt an." Sie nahm nun aus einem Schrank ein Manuscript: es war ihre Lebensbeschreibung.

Landgraf **Philipp** von Hessen, genannt der Großmüthige, belagerte Ingolstadt. Als ihn einst seine Feldherren sehr traurig und niedergeschlagen trafen, befragte ihn Schertlin um die Ursache. „Ach," versetzte der Landgraf, „soll ich es nicht, wenn ich meine Lage bedenke? Christus hatte nur einen Verräther, ich aber habe deren ein ganzes Heer."

Ein **Philister** ist ein fauler, viel sagender, noch mehr fragender und nichts wagender Mensch; ein solcher, der das Kleine groß macht und das Große klein, weil er an dem Großen seine Kleinheit und Kleinlichkeit fühlt. Große Leidenschaften, große Genüsse, große Gefahren, große Tugenden — das Alles heißt der Philister Unsinn und Wahnsinn, er will das Leben lieber in Taschenformat als in Folio, wenn es nur mit dem möglichst wenigen Thun, Denken und Wagen hinzuschleppen ist; Ruhe und wieder Ruhe uud allenfalls auch noch ein Zusatz von Faulheit — das liebt er, das begehrt er, das predigt er, dafür schreit er Himmel und Erde wach, wenn es ihm gestört werden sollte.

Zu seinem Wirthe sprach ein aufgeblasener Student: „Lassen Sie sich unter uns blicken," so heißt es: „**Philister.**" — „Dagegen heißt es von Ihnen," versetzte der Wirth trocken: „nicht viel ist er. (Nicht Philister)."

Zur Warnung für **Philologen.** Baron von Swieten, Sohn des berühmten kais.-österreichischen Leibarztes, war von seinem Vater, welcher die griechische Sprache leidenschaftlich liebte, angewiesen worden, nur in derselben mit ihm zu correspondiren. Als der Sohn eines Tages Geld brauchte, schrieb er dem Vater einen sehr schönen griechischen Brief, in welchem er unter Anderem bemerkte, daß er seinem Reitlehrer ein Monat Honorar schuldig sei. Zufällig war der Vater im Augenblicke des Empfanges mit Collationirung eines Manuscriptes des griechischen Schriftstellers Theodoretus gegen einen Codex der Wiener Bibliothek beschäftigt, welche Arbeit ihm sein Freund, der geachtete holländische Gelehrte Meermann, behufs seiner Ausgabe des „Novus thesaurus juris civilis et canonici," aufgetragen hatte. Aus Versehen ließ er den griechischen Brief seines Sohnes in Meermanns Heften liegen, und sandte dieselben so zurück. Letzterer zweifelte nicht, daß die Inlage die Abschrift eines Fragmentes des Theodoretus sei, und ließ daher den Brief als ein solches in dem oben angeführten Werke (in welchem man denselben auch wirklich findet) abdrucken, indem er in einer Note als Commentar hinzusetzte, daß es also auch zu Theodoretus Zeiten schon Reitlehrer gegeben haben müsse.

Die **Philosophie**, das Jus und die Medicin sind die drei Grundstücke des menschlichen Geistes. Die Philosophie ist ein Wald, je tiefer man eindringt, desto finsterer und unsicherer. Das Jus ist ein Obstgarten, in dem die Bäume Früchte tragen; und die Medicin ist ein Kartoffelfeld, die Früchte liegen in der Erde! S.

Sollte Jemand noch keinen rechten Begriff von der **Philosophie** haben, dem theilen wir aus einem Werke des Professors Windischmann eine Definition mit, die also lautet: „Die Philosophie ist wesentlich nichts Anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zusichselbstkommen, so wie nicht minder das auf diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im bloßen sinnlichen und fleischlichen Leben außer sich seienden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft" . . . Haben Sie's verstanden, meine Herren?

Experimental- und Natur-**Philosophie.** Ein Kaufmann gab kürzlich folgende Definition von Experimental- und Naturphilosophie: Experimentalphilosophie ist, wenn ein Mann vom andern Geld borgen will; Naturphilosophie, wenn dieser es ihm abschlägt.

Philosophie. Der größte Philosoph war ein Millionär, der seine Strümpfe selbst flickte, und für hundert Arme täglich serviren ließ.

Philosophen. Die größten Philosophen haben meist die häßlichsten Frauen, und natürlich — denn einer schönen Frau gegenüber vergißt man alle Philosophie.

Die wahre **Philosophie.** „Man hat so viel Lärmens von Kant's Gelehrsamkeit und Scharfsinn gemacht," sagte ein junger Mann, der über Königsberg nach Riga reisen wollte, um eine Hofmeisterstelle einzunehmen, „ich hab' ihn besucht, wohl eine Stunde mit ihm gesprochen, und nichts als sehr gewöhnliche Dinge gehört." Professor M., den dies verdroß, erwiederte: „Dadurch hat er seine wahre Lebensphilosophie bewiesen, die lehrte ihn nur so zu sprechen, daß Sie ihn auch verstehen konnten."

Philosophen-Liebe. „Können auch Philosophen sich verlieben?" fragte ein Stutzer. „Für lauter Narren würden sich die Frauenzimmer bedanken," antwortete ein Gelehrter.

Philorenos. Dionysos, der bekannte Tyrann, ließ einen gewissen Philorenos in das Gefängniß werfen, weil er seine Verse getadelt hatte. Doch ließ ihn der Tyrann wieder zu sich rufen und las ihm abermals seine Verse vor. Eine Zeit lang hielt es Philorenos aus; endlich wandte er sich um. „Wohin willst Du?" fragte ihn der König. „Ins Gefängniß!" antwortete Philorenos gelassen.

Englisches **Phlegma.** Zwei Herren in London begegneten sich in ihren Wagen, selbstkutschirend in einer engen Gasse. Keiner wollte dem andern ausweichen. Endlich steckte der Eine das Leitseil an den Wagen, nahm eine Zeitung aus der Tasche und las darin. Der Andere, dadurch nicht aus seinem Phlegma gebracht, rief ihm zu: „Wenn Sie die Zeitung ausgelesen haben, so bitte ich darum."

Phlegmatiker. In einem belgischen Städtchen brach kürzlich dicht neben einem Gasthofe Feuer aus. Als der Kellner einen daselbst liegenden Engländer geweckt und ihm die Gefahr, in welcher er sich befinde, auseinandergesetzt hatte, erwiederte derselbe kaltblütig: „God dam, man muß da sein vorsichtig! Lassen Sie mir bringen gleich einen Eimer Wasser, damit ich kann löschen, wenn das Feuer kommt in meine Nähe!" Nach diesen Worten wollte er sich wieder auf's Ohr legen und nur durch dringendes Zureden des Kellners

wurde er bewogen, aufzustehen und sich anzukleiden. Das Feuer wurde bald gelöscht und der Gasthof blieb verschont. Am andern Morgen beklagte sich der Engländer bitter über die vorgefallene Störung seiner nächtlichen Ruhe, forderte seine Rechnung, bezahlte und begab sich sofort in einen andern Gasthof.

Phorus. Bekanntlich besteht in Wien unter dem Namen Phorus eine Anstalt, welche das Holz schon kleingespalten den Parteien zuführt. Ueber den rebusartigen Namen Phorus herrschte große Meinungsverschiedenheit. Viele hielten dieses Wort für den Namen des Eigenthümers der Holzverkleinerungsanstalt, Andere wieder für eine fremdsprachliche Bezeichnung der Anstalt; beide mit Unrecht. Die Anstalt entstand in Wien im Jahre 1823 und zwar durch die Herren: Grafen Ferd. Palffy, Baron Hackelberg, Offenheimer, Mechanikus Reinscher, Unger und Ritter von Schönfeld. Als man in Verlegenheit war, welchen Namen man zur Firma erheben solle, wurde endlich nach vielen Debatten beschlossen, diesen aus den Anfangsbuchstaben der Namen der Unternehmer zu bilden. So entstand das Wort Phorus, das so Vielen ein sphinxisches Räthsel war.

Entdeckung eines Raubmörders mit Hülfe der **Phrenologie.** Im Herbste 1830 saß eine große Gesellschaft an der Table d'hôte des ersten Gasthofes in Valence. Darunter befand sich ein ausgezeichneter Arzt aus Lyon, der in der Schädellehre sehr bewandert war. Mehrere Personen stellten ihm über ihre geistigen und moralischen Eigenschaften Fragen, die er zu allgemeiner Verwunderung sehr richtig beantwortete. Nur einer der Gäste klagte ihn geradezu des Charlatanismus an, und bemerkte hohnlächelnd, wie es wohl möglich wäre, daß die Gedanken eines Menschen auf seiner Hirnschale Beulen hervorbrächten? „Gerade Eurentwegen," versetzte der Arzt, der endlich seine Geduld verlor, „bin ich vom Gegentheil überzeugt, denn, vermag die Phrenologie die Handschrift des Allmächtigen nur halbwegs zu entziffern, so seid Ihr einer der größten Schurken — ein Dieb und ein Mörder zugleich!" Ein allgemeiner Schrei des Unwillens ertönte durch das Zimmer; der Fremde wollte den gelehrten Physiognomen zum Fenster hinaus geworfen wissen, als plötzlich der Wirth in's Zimmer trat und sagte: „Meine Herren, es thut mir leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß ein großer Verbrecher in Ihrer Gesellschaft ist. Die Polizei befindet sich vor der Thüre; sie weiß aus sicherer Quelle, daß ein bei einem Silber-Diebstahl betheiligtes Individuum hier dinirt hat." Jedes Auge war auf den wüthenden Fremden gerichtet, und nach wenigen Minuten versicherte sich die Polizei seiner, da man das gestohlene Silber in seiner Bagage fand. Wie groß war aber das Staunen aller Anwesenden, als ein Gens-

d'armes in diesem Räuber den berüchtigten Robert St. Clair erkannte, den Spießgesellen des Dumas Dupin, der wegen Ermordung eines Gastwirthes und seiner Frau hingerichtet worden war! St. Clair hatte sich, nach seiner Entweichung von den Galeeren, bei Rochefort, in Piemont, der Schweiz und Deutschland herumgetrieben, und durch ein ausgesprengtes Gerücht, man habe ihn an der türkischen Gränze ermordet gefunden, den Händen der Gerechtigkeit zu entrinnen gesucht. Nach mehrtägiger Einsperrung bekannte er sehr umständlich, und starb unter der Guillotine.

Phyz H. Seymour, dessen geniale Illustrationen zu den Schriften des berühmten englischen Humoristen Boz auch in Deutschland allgemeinen Beifall gefunden, hat ein tragisches Ende genommen. Er war für seinen Beruf so begeistert, daß er, um neue Carricaturen zu erfinden, oft Stunden lang vor dem Spiegel stand und Gesichter schnitt. Dieses schauerliche Studium brachte ihm zuletzt einen Abscheu vor seinem eigenen Gesichte bei, und in einem Anfalle von Verzweiflung schnitt er sich den Hals ab. Phyz war 28 Jahre alt.

Physiognomik. Als man von Lavater's (schwärmerischen Andenkens) Physiognomik sprach, sagte Lichtenberg: „Er hat es in der That darin sehr weit gebracht; er findet mehr in den Nasen unserer jetzigen Schriftsteller, als alle vernünftigen Menschen in ihren Schriften."

Physiognomie. Von einem Menschen, dessen Züge sehr verdächtig aussahen, sagte Le Quin: „Wenn dieser Mensch kein Schelm ist, so schreibt der Schöpfer keine lesbare Hand."

Pianissimo. „Die Hörner sind viel zu stark! Die Ouverture noch ein Mal," rief ein italienischer Kapellmeister in einer Opernprobe. Die Ouverture wurde wiederholt, aber auch diesmal waren dem Maestro die Hörner zu stark; „pianissimo," rief er ein Mal über das andere. Als nun endlich bei der dritten Wiederholung der Maestro noch nicht befriedigt war, legten die Musiker bei der vierten die Hörner ruhig bei Seite und bliesen gar nicht. „Diesmal," rief der überaus zarthörige Dirigent, „bin ich mehr zufrieden, aber wenn es möglich ist, noch ein klein wenig schwächer!"

Bernardin de St. **Pierre**, der berühmte Verfasser von Paul und Virginie, theilte im Beginne seiner Laufbahn das Loos so manches großen Dichters und Schriftstellers, Anfangs über die Achsel angesehen zu werden. Er hatte eben sein Werk vollendet und sehnte sich,

es der Welt vorzuführen, als er eines Tages die Erlaubniß erhielt, es in einem Salon vorzulesen. Bescheiden und zitternd hub er an zu lesen; eisiges Schweigen empfing die ersten Sätze, kein Wörtchen, kein Murmeln, keines jener Beifallzeichen, von welchen sich eine Dichterseele so gern erwärmen läßt. Man begriff die Natur nicht, welche Bernardin da schilderte. Allmälig hörte man nicht mehr auf seine Worte, man zwang sich bloß nicht zu gähnen; er las immer befangener und schüchterner. „Wie langweilig," begann endlich hie und da eine Stimme zu flüstern. Und Buffon, der auch in der Gesellschaft war, rief, unzarter als die andern, mit möglichst lauter Stimme: „Mein Kutscher soll anspannen!" Der große Naturforscher verstand von der Natur nicht mehr, als was er von der Höhe seines Thurmes Montbard oder hinter den Glaskasten seines reichen, prachtvollen Cabinets sehen konnte, in welchem er auf das vornehmste geputzt und gepudert auf- und abschritt, seine berühmte Naturgeschichte dictirend. — Aber trotz der geringen Empfänglichkeit, welche jene Gesellschaft für Paul und Virginie gezeigt hatte, brach sich das Werk im Volke bald Bahn, und ungeachtet der Lust zum Gähnen, welche seine Vorlesung geweckt, fand sein großes Talent Anerkennung.

Ein **Pietist**, der einen Hökerkram hatte und folglich mit mancherlei Waaren handelte, hielt eines Tages mit seinem Burschen folgendes Gespräch: „Johann, hast Du Wasser unter den Branntwein gegossen?" — „Ja Herr!" — „Hast Du Kreide unter den Farinzucker gethan?" — „Ja Herr!" — „Hast Du kleine Steine und Reiser unter die Rosinen gemischt?" — „Ja Herr!" — „Hast Du den Tabak angefeuchtet?" — „Ja Herr!" — „Nun so komm' in die Betstunde."

Pikant. Beim Rückzuge der Franzosen aus Rußland hatte ein Kosak zehn versprengte Franzosen, die sich verschossen hatten, nach einander mit der Pike niedergestoßen. Da sagte ein hinzugekommener preußischer Jäger: „Jott strafe mir! so enen pikanten Menschen hab ick ooch noch nich jesehen."

Jeder **Pinsel** schmeichelt. Bei Besichtigung eines weiblichen Porträts äußerte man gegen den Maler, daß er sehr geschmeichelt habe. Der Gatte der Gemahlin, der auf den jungen hübschen Maler etwas eifersüchtig war, sprach: „Jeder Pinsel schmeichelt."

Pinsel. In einem allgemein gelesenen Blatte zeigt ein Kaufmann an: Pinsel aller Art sind zu haben — ꝛc. ꝛc. Eine Gesellschaft im Wohnorte des Pinselhändlers schreibt hinter das Wort Art die Frage: auch Einfaltspinsel? — und schickt ihm dies durch den Diener

zu. Sogleich schreibt der Kaufmann darunter: „So eben bekam ich einen, und gleich wurde er spedirt, das sind bloß Speditionsartikel, behält man sie, so gibt's Ladenhüter."

Bei einer Kunstausstellung waren mehrere historische Bilder zur Schau ausgestellt, worunter mehrere durch ihre barocke Composition und ihre grellen Farben auffielen. Ein reisender Kunstkenner, der diese Ausstellung besuchte, fragte seinen Führer mit scheinbar unbefangener Miene: „Von welchem **Pinsel** sind diese Bilder?"

Pinsel. Lady C. hatte den Lord S. an ihren Triumphwagen gefesselt; sie behandelte ihn aber mit einer auffallenden Laune. Einst wurde in ihrer Anwesenheit von dem Lord gesprochen; sie mischte sich in das Gespräch und machte eine sehr treffende Schilderung von ihm. — „Ich hätte nie geglaubt," sagte Jemand, „daß Sie den Lord so sprechend malen könnten." — „Warum nicht?" meinte ein Spötter: „Die Lady hat ja den Pinsel in ihrer Gewalt."

Pique-nique. Einen Pique-nique geben, heißt eine Gesellschaft auf ihre eigenen Kosten tractiren, und doch dabei das Ansehen als Wirth haben. Und weil dann das drollige Wort, so wie die Gewohnheit selbst ausländisch ist, so machen sie beide, wie billig, ohne weitere Untersuchung in Deutschland ihr Glück, wo sich heut zu Tage jeder, der zur feinern Welt gehören will, nicht wenig darauf zu gute thut, wenn er sagen kann: „ich war gestern bei einem Pique-nique."

Piron. Die Verfasser der kürzesten Briefe, welche je geschrieben wurden, waren Voltaire und Piron. Der Brief Voltaire's lautete: Eo rus (Ich gehe auf's Land), worauf Piron antwortete: I! (Geh!)

Piron war während der ersten Vorstellung seiner Metromanie im Weinhause. Einer seiner Freunde kam freudig zu ihm, mit der Nachricht, daß das Stück vollkommenes Glück mache. „Sage es," versetzte Piron, „lieber dem Weinhändler, (dem er viel schuldig war) er wird sich mehr freuen, als ich."

Palikaren-Liebe. Als Byron eines Tages von der Hühnerjagd zurückkam, auf die er, von seinen Sulioten begleitet, oft ausging, hörte er in einem niedlichen Hause Clavierspiel, von einer herrlichen Stimme begleitet. Sowohl die Seltenheit des Instruments in diesem Lande, als die Schönheit des Gesanges setzten ihn in Erstaunen. Er machte mit seinen Palikaren Halt. — Das Geräusch, welches hierdurch entstand, wurde oben gehört; der Gesang verstummte, aber die Sängerin tritt neugierig auf den Balkon, und vor den ent-

zückenden Blicken des Lords zeigt sich eine Gestalt, deren Schönheit, nach seiner eigenen spätern Aeußerung, Alles übertrifft, was er je von schönen Frauen in Griechenland gesehen hatte. Er redet sie in neugriechischer Sprache an, und dankt ihr für den Zauber ihrer Stimme und ihres Spiels. — Sie antwortet ihm auf Französisch; ein neuer Beweis ihrer, für eine Griechin seltenen Bildung. Gern hätte Byron das Gespräch länger fortgesponnen, aber sie zog sich bescheiden zurück. Doch die Erscheinung war allzu bezaubernd für ihn, um nicht weiter zu gehen. Byron ließ Erkundigung einziehen, und hörte, daß sie die Tochter eines griechischen Kaufmanns in Missolounghi, und kürzlich von Marseille zurückgekommen sei, wo sie bei Verwandten, um ihrer Ausbildung willen, einige Zeit verlebt hatte. Byron kannte ihren Vater, der in der Stadt ein Amt bekleidete, und wegen seiner Vaterlandsliebe allgemein geachtet war. Da der Lord von den Griechen angebetet wurde, so war es ihm leicht, Eintritt in das Haus des Kaufmanns zu bekommen, zuerst unter dem Vorwande von Geschäften, bald durch den Vater, der sich durch seine Besuche geehrt fand, eingeladen. So sehr ihn beim ersten Anblicke die Gestalt der jungen Griechin entzückt hatte, so sehr wurde er jetzt von ihrem Geiste angezogen. Sie sprach außer dem Neugriechischen und Französischen auch italienisch, das Byron leidenschaftlich liebte. Besonders aber bezauberte ihn ein gewisser romantischer Schwung in ihrem Wesen. Bei aller Weiblichkeit und Bescheidenheit ihres Geschlechts hegte sie eine schwärmerische Liebe für ihr Vaterland, war stolz auf den griechischen Namen und den alten Ruhm ihres Volks, und haßte die Türken unversöhnlich. Byron faßte eine heftige Liebe für sie, die er erst durch Blicke, später durch leidenschaftliche Worte zu verstehen gab. Aber sie wich letztern immer aus, lenkte das Gespräch ab, wenn er von Liebe anfing, blieb aber immer sanft und gut gegen ihn, und ließ ihre Verehrung für ihn als Griechenfreund frei durchschimmern. Es war vielleicht das erste Mal, daß er bei allen Bemühungen, Gegenliebe zu erringen, unerhört blieb. Indeß reizte dieses Mißlingen seine Leidenschaft nur noch mehr, aber ohne Erfolg, obgleich der Vater, eine ernste Verbindung hoffend, ihm nicht entgegen schien. Byron konnte sich dieses Räthsel nicht erklären, bis es sich schrecklich lös'te. Als er eines Tages, nach seiner Gewohnheit, zu ihr kam, fand er sie todtenbleich, thränenlos, und über ihre himmlischen Züge den tiefsten Schmerz ausgegossen. Außer sich eilte er auf sie zu, und fragte sie nach der Ursache ihrem Grams. — Sie antwortete ihm: „Wisse, ich habe mein Herz an einen Palikaren geschenkt, der schon der Gespiele meiner frühen Jugend war. Als er jüngst zum Heere abging, schwor ich ihm ewige Liebe, und verhieß, seinen Tod nicht zu überleben, wenn er im Felde sterben sollte. Ich habe heute Nachricht erhalten, daß er für sein Vaterland gefallen sei; mein Loos ist bestimmt." —

Mit dieſen Worten begann ſie zu wanken. Byron faßte ſie; ſie verſchied in ſeinen Armen an Gift, das ſie genommen hatte.

Ein junger Dichter, der den Dichter **Piron** oft gebeten, ihm ein Product ſeiner theatraliſchen Muſe vorleſen zu dürfen, traf ihn endlich in den Tuilerien an, und ſetzte ihm ſo lange zu, bis Piron ſich mit ihm in einen abgelegenen Winkel ſetzte, und ſeine Reime anhören mußte. Der junge Dichter las emſig fort, und Piron nahm dabei von Zeit zu Zeit ſeinen Hut ab, und machte tiefe Reverenzen. Als der junge Mann ſeine Vorleſung geendigt, ſagte er zu Piron: „Aber was haben Sie denn immer gegrüßt, ſind hier ſo viel Leute vorbei gekommen?“ — „Keine lebendige Seele,“ erwiederte Piron, „aber jedesmal, wenn ich den Hut abnahm, ſtieß ich auf eine Stelle aus einem von unſern berühmten Dichtern, und ich habe die Gewohnheit ſo an mir, alte Bekannte nicht ungegrüßt zu laſſen.“

Ein junger Dichterling machte **Piron** ein Geſchenk mit einem Faſan. Den andern Morgen beſuchte er ihn, und zog ein Trauerſpiel aus der Taſche, um es ihm vorzuleſen. „Ich merke den Pfiff,“ ſagte Piron, „nehmen Sie nur Ihren Faſan wieder.“

Der Dichter **Piron** hatte einmal ein etwas beſſeres Kleid an, als er gewöhnlich zu tragen vermögend war. Der Abt de Fontaines wollte ihn darüber aufziehen und ſagte: „Mein lieber Piron, das Kleid iſt zu gut für einen Dichter, es iſt wohl nicht für Sie gemacht.“ „Das kann ſein,“ verſetzte der Poet: „aber geſtehen Sie nur auch, Herr Abt, daß Sie gar nicht für das Kleid gemacht ſind, das Sie tragen.“

Ein junger Dichter brachte zu **Piron** ein dickes Heft Verſe, mit der Bitte, ſolche durchzuſehen und bei jeder Stelle, welche eine Verbeſſerung erfordern möchte, ein Kreuz zu machen. Nach Verlauf von vierzehn Tagen ſtellte ſich der junge Muſenſohn wieder bei Piron ein und bat um ſeine Handſchrift. Der Verfaſſer der Metromanie überreichte ſie ihm. „Wie?“ rief der Verſemacher, als er ſeine Handſchrift durchblätterte, mit ſelbſtgefälliger Bewunderung aus; „nicht ein einziges Kreuz!“ „Richtig,“ verſetzte Piron, „Sie verlangen doch nicht, daß ich aus Ihrem Manuſcripte einen Kirchhof machen ſoll?“

Piron antwortete auf die Frage: warum er nicht Mitglied der franzöſiſchen Academie ſei? „Ich konnte 39 Menſchen nicht denken machen, wie ich denke, — und ich nicht denken, wie 39 Menſchen.“

Piſtol. Unlängſt ſaß in einem Pariſer Theater ein junger wohl-

gekleideter Mann im Orchester. Mitten unter der Aufführung zog er eine große Pistole aus der Tasche und richtete sie auf eine Schauspielerin, die eben aufgetreten war. Seine Nachbarn fallen ihm in den Arm, aber er macht sich los, und kehrt kaltblütig die mörderische Waffe gegen ihre Köpfe, ohne ein Wort zu sagen. Die Frauen ergreifen die Flucht, die Männer bücken die Köpfe, um der Gefahr zu entgehen. Andere Beherztere wollen über den Mörder herfallen. Plötzlich dreht er das Pistol gegen sich selbst und setzt es an den Mund. — Neuer Schrecken! — Jetzt nimmt er das Pistol zwischen die Zähne und beißt ein Stück davon ab. Es war von Chocolade.

Werth der **Pistolen.** Einem Reisenden, der sich vor Straßenräubern fürchtete, rieth man, Pistolen mitzunehmen. „Das wäre was Kluges," entgegnete er, „daß sie mir die auch wegnähmen?"

Die **Pistolen** und die Spritze. Vor einiger Zeit wurde das Haus des Richters Barker zu Athen, im Staate Ohio, ein Raub der Flammen. Der muthmaßliche Brandstifter wurde verhaftet und zum Verhör vor das Friedensgericht geführt. Sein Advocat, ein gewisser Wall, begab sich, mit zwei Sattelpistolen bewaffnet, in den Gerichtssaal und erklärte, er werde sich der Waffen bedienen, wenn er angegriffen würde. Dieses sogar in Amerika beispiellose Benehmen hatte offenbar die Einschüchterung der Richter zum Zweck. Nachdem der Advocat Platz genommen, ließ der Regierungsanwalt, welcher ihm gerade gegenüber saß, eine kleine Spritze bringen, füllte dieselbe mit Wasser und legte sie vor sich auf den Tisch. Ein schallendes Gelächter erfüllte den Saal; alle Umstehenden nahmen laut die Partei der Spritze und der Advocat übergab seine Pistolen beschämt dem diensthuenden Sheriff, welcher auch die nunmehr überflüssig gewordene Spritze in Empfang nahm.

Verdächtigkeit der **Pistolen.** In der Allgemeinen Zeitung vom 30. August 1830 heißt es: „Der Dey von Algier soll in der Bank von Neapel 80,000 Stück Ducaten niedergelegt und 300 Pfund Gold in Stangen in die Münze geschickt haben, um Pistolen daraus zu prägen." — „Mein Gott," rief eine bejahrte Frau aus, als sie dieses las, „der alte Mann wird sich doch nicht erschießen wollen."

Merkwürdiger **Pistolenschütz.** In einem Kaffeehause erzählten sich mehrere Officiere Anekdoten und hatten den Aerger, daß ein Jude, der an ihrer Unterhaltung Theil nahm, stets die witzigsten Anekdoten zum Besten gab. Um sich nun mit ihren Erzählungen auf einem Felde zu bewegen, wohin ihnen der Jude nicht folgen könne, fingen sie von großer Geschicklichkeit im Pistolenschießen zu sprechen an. Als

sie sich auch da erschöpft hatten, nahm der Jude wieder das Wort und erzählte: „Se verßeihen, meine Herren, ich habe aach gekennt anen franzeschen Major, der geschossen hat, was die Möglichkeit is. Seinen Namen in die Thurmfahne zu schießen aus freier Hand auf 100 Schritt is ihm Pomade gewesen. Sein Hauptstück aber war: er hat sich nämlich halten lassen auf 50 Schritte einen Louisd'or — hat druff gezielt und, wie sie gestanden haben, 2, 4, 5½ oder 6⅛ Procent, hat er jedesmal geschossen das Agio weg!"

Pitt studirte in seiner Jugend in Oxford und war sehr fleißig. Als er nach seiner Erhebung zum großbritannischen Minister — er war damals noch sehr jung — zum ersten Male nach Cambridge kam, beeilte sich Alles, ihm, der nun fette Präbenden und Bisthümer vergeben konnte, den Hof zu machen. Er mußte der Sitte gemäß dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen. Der Prediger, ein Mann voll Geist und guten Einfällen, wählte den Text: Joh. VI. 9: „Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode und zween Fische, aber was ist das unter so Viele?"

Einst scherzte **Pitt** mit seinem Arzte und warf ihm vor, daß er ohne allen Nutzen seinen Patienten eine Menge übelschmeckender Arzneien verschreibe. „Nennen Sie mir Jemand, der sich darüber beklagt?" rief der Arzt aus. — „Das ist eine Unmöglichkeit!" versetzte Pitt; „denn Sie stopfen zur Sicherheit gleich Jedem den Mund."

Pitt's Werke. Als der englische Minister Pitt die Fenster mit einer neuen hohen Auflage belegte, ließ der Schuhmacher Huffman, ein kecker aber witziger Mann, an seinem Hause drei Fenster mit Brettern verschlagen, diese als Bücherrücken bemalen und als Titel die Worte setzen: Pitt's Werke, I. II. III. Theil u. s. w.

Als der König Georg II. von England im Jahre 1760 starb, standen **Pitt** und der Herzog von Newcastle an der Spitze der Regierung. Der Letztere war Kanzler der Execher und Pitt hatte durch seine Beredtsamkeit im Parlament, durch die Gunst, in der er bei'm Volke stand, und durch die Größe seiner Plane und die Kraft seines Geistes ein solches Uebergewicht gewonnen, daß man ihn eigentlich den ersten Minister nennen konnte. Er machte alle Plane für den Krieg, und der Herzog mußte zu ihrer Ausführung das Geld herbeischaffen. Oft kam es zwischen den beiden Ministern zu Streitigkeiten, aber Pitt siegte beinahe immer, und der Herzog mußte nachgeben, so ungern er dies auch that. Bei einer solchen Gelegenheit fiel einmal eine ziemlich lustige Scene vor. Es war damals im Werke, daß Lord Hawke mit der englischen Flotte auslaufen sollte, um die französische unter dem

Herrn von Conflans zu beobachten; die Jahreszeit aber, ein stürmischer November, machte die Unternehmung etwas bedenklich. Da Pitt gerade damals am Podagra darniederlag, so war er genöthigt, diejenigen, mit denen er zu sprechen hatte, in einem kalten Zimmer zu empfangen, weil er das Einheizen bei seinen Schmerzen nicht vertragen konnte. Der sehr frostige Herzog von Newcastle mußte sich ebenfalls zu ihm verfügen, um mit ihm über das Auslaufen der Flotte, gegen das er sehr war, zu sprechen. Kaum war der Herzog eine Weile in Pitt's Zimmer, als er vor Kälte zähneklappernd ihn fragte: „Wie! Sie haben kein Feuer?" — „Nein!" erwiederte Pitt, „ich kann es nicht vertragen, wenn ich am Podagra leide." Der Herzog von Newcastle hüllte sich in seinen Mantel, setzte sich Pitt zur Seite und fing an, über die Sache zu sprechen. Als er es aber bald vor Kälte nicht mehr aushalten konnte, sagte er zu diesem: „Erlauben Sie mir, daß ich mich in's Bett neben Ihnen lege, um mich ein wenig zu erwärmen." Gesagt, gethan. Er kroch, in seinen Mantel gehüllt, ohne weitere Umstände in Mrs. Esther Pitt's Bett und setzte das Gespräch fort. Der Herzog wollte durchaus nicht, daß die Flotte im November auslaufen sollte, Pitt hingegen bestand hartnäckig darauf. Die beiden Herren im Bette wurden hitzig. „Ich verlange," rief Pitt aus, indem er heftige Gesticulationen dabei machte, „daß sie auslaufe." — „Es ist durchaus unmöglich, sie geht zu Grunde," schrie der Herzog von Newcastle mit tausend Verzuckungen. Indem sie Beide so mit einander in dieser lächerlichen Lage stritten, kam der Ritter Carl Friederics vom Departement der Marine hinzu, und man kann sich leicht denken, daß es ihm nicht möglich war, bei der Berathschlagung zweier Staatsminister ernsthaft zu bleiben, die sich in einer so sonderbaren Lage befanden. Indessen lief die Flotte aus und die Engländer trugen einen entscheidenden Sieg davon.

Pitt und Fox. Diese beiden großen Staatsmänner liebten sehr den Wein. Einst kamen Beide von einem Gastmahle, wo wacker gezecht wurde, in das Parlament und trafen sich an der Thüre. „Gott verdamm' mich!" sagte Fox, „ich kann den Sprecher nicht sehen." — „Thut nichts," erwiederte Pitt, „ich sehe deren zwei."

Pitt in Napoleon umgewandelt. Im Jahre 1768 errichtete man in New-York Georg III. und Minister Wilhelm Pitt Statuen. Die des Königs setzte man in Bowling-Green, die Pitt's in Wall-Street. 1773 zeigten einige Englischfresser nicht wenig Lust, die beiden Statuen zu zertrümmern, und nur der Einfluß Washington's und verschärfte Verbote retteten ihre Existenz. Trotzdem verschwand eines Nachts Pitt's Statue und Niemand konnte dieselbe wiederfinden. Kürzlich nun entdeckte man sie zufälliger Weise in dem Garten eines Herrn Hughes,

doch hatte der Kopf des englischen Premiers drolliger Weise dem Napoleons weichen müssen, und Herr Hughes hatte sie, wie er sagte, als eine Statue Napoleons von einem Figurenhändler gekauft.

Pius II. Zu Aeneas Sylvius Piccolomini, Minister Friedrichs des Vierten, sagte oft der Hofcaplan und Almosenier-Sigmund von Lamberg: „Das Glück ruht nicht, bis es Euch zum Papst macht." Piccolomini erwiederte scherzend: „Werde ich Papst, so sollt Ihr Bischof sein." — Nach einigen Jahren wurde er wirklich Papst unter dem Namen Pius II. und Lamberg durch ihn alsogleich: erster Bischof von Laibach.

Papst **Pius** VI. vertheilte am Neujahrstage viele Geschenke und Pensionen. Ein alter Priester fand sich auch an diesem Tage bei ihm ein und bat ihn um ein Jahrgeld. „Wie kommt Ihr dazu?" fragte Pius. „Ich weiß nicht, wodurch Ihr dergleichen verdient hättet?" — „Heiliger Vater," versetzte der Priester, „die umgestürzten Obelisken und die ausgegrabenen verstümmelten antiken Bildsäulen, die Ihr ausbessern laßt, haben auch kein Verdienst um Euch und doch schenkt Ihr ihnen Eure Aufmerksamkeit. Seid eben so gnädig gegen mich, seht mich auch für eine Antike an und restaurirt mich."

Pius VII. „Ach, der Kaiser," seufzte Ricou, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in diesem Leben für ihn in's Feuer gegangen und sogar nach dem Tode muß ich für ihn in's Feuer gehen!" Als Napoleon den Papst Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergschlosse von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papste manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden seine Gemächer verlassen und sich nach der Schloßcapelle begeben, wo er täglich selber Messe las. Wenn er dann durch den großen Saal schritt, wo die kaiserlichen Grenadiere Wache hielten, streckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere bestimmten Befehl, den Ausgang der päpstlichen Gemächer strenger als vorher zu bewachen und dem Papst den Durchgang im großen Saale zu versagen. Unglücklicher Weise traf just Ricou das Loos, diesen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, also erzkatholisch war und in dem gefangenen Papste den Statthalter Christi verehrte. Der arme Ricou stand Schildwache vor den Gemächern des Papstes, als dieser, wie gewöhnlich, um in der Schloßcapelle Messe zu lesen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Consigne erhalten, den heiligen Vater nicht durchzulassen. — Vergebens suchten einige Priester, die sich im Gefolge des Papstes

befanden, ihm in's Gemüth zu reden und ihn zu bedeuten, welch' einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf sich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Messe zu lesen — aber Ricou blieb unerschütterlich, er berief sich immer auf die Unmöglichkeit, seine Consigne zu brechen, und als der Papst darauf weiter schreiten wollte, rief er entschlossen: „Au nom de l'Empereur!“ und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der strenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papst durfte, wie früherhin, um Messe zu lesen, den großen Saal durchwandern. Allen Anwesenden gab er dann den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er seitdem immer mit strengen Strafblicken ansah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Uebrigen die segnende Hand ausstreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln,“ klagt noch jetzt der alte Invalide, „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen, und auf seinen Befehl — Gott verzeih' mir's! — wem hätte ich da nicht das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Pius IX. In einem neuen französischen Buch von A. Balleydier: Rom und Pius IX., lesen wir folgenden rührenden Zug von der schönen Menschlichkeit des erhabenen Kirchenfürsten. Eines Tages drängte sich ein kleiner Knabe durch die Schweizergarden bis zur Person des Papstes und überreichte demselben eine von ihm selbst abgefaßte Bittschrift. Die in kindlichem Ton der Unschuld abgefaßte Petition lautete: „Heiliger Vater, ich habe eine liebe kranke Mutter; ich selbst bin noch zu jung, ihr Leben und das meinige zu erhalten. Unser harter Hausbesitzer will uns auf die Straße werfen, wenn wir ihm nicht die vier Thaler bezahlen, die wir ihm noch für die Miethe schuldig sind. Ach, wie glücklich würden uns vier Thaler machen! Heiliger Vater, leih mir nur die vier Thaler, und wenn ich einst groß bin, will ich sie Dir wiedergeben.“ Diese Bittschrift rührte Pius sichtbar. Er ließ sofort dem Kinde zehn Thaler einhändigen. „Nein, ich brauche bloß vier Thaler,“ rief der kleine Römer mit vor Freude strahlenden Augen. Pius neigte sich zu dem Kinde nieder, legte die Hand auf sein Haupt und sagte mit gerührter Stimme: „Nimm nur; vier sind für Dich, sechs für Deine Mutter, und bis Du groß bist, will ich Eure Hausmiethe bezahlen.“ In demselben Buche lesen wir folgendes artige Bonmot, welches Pius eines Tages machte, als Jemand zu ihm äußerte, Italien habe die Gestalt eines Stiefels; „So wollen wir ihm einen Sporn anschnallen.“

Nach dem Tode des Papstes **Pius VI.** wollte der Cardinal Chiramonte gern dem Conclave, das zu Venedig, Behufs der Wahl eines neuen Papstes, gehalten werden sollte, beiwohnen. Ihm gebrach

doch hatte der Kopf des englischen Premiers drolliger Weise dem Napoleons weichen müssen, und Herr Hughes hatte sie, wie er sagte, als eine Statue Napoleons von einem Figurenhändler gekauft.

Pius II. Zu Aeneas Sylvius Piccolomini, Minister Friedrichs des Vierten, sagte oft der Hofcaplan und Almosenier-Sigmund von Lamberg: „Das Glück ruht nicht, bis es Euch zum Papst macht." Piccolomini erwiederte scherzend: „Werde ich Papst, so sollt Ihr Bischof sein." — Nach einigen Jahren wurde er wirklich Papst unter dem Namen Pius II. und Lamberg durch ihn alsogleich: erster Bischof von Laibach.

Papst **Pius VI.** vertheilte am Neujahrstage viele Geschenke und Pensionen. Ein alter Priester fand sich auch an diesem Tage bei ihm ein und bat ihn um ein Jahrgeld. „Wie kommt Ihr dazu?" fragte Pius. „Ich weiß nicht, wodurch Ihr dergleichen verdient hättet?" — „Heiliger Vater," versetzte der Priester, „die umgestürzten Obelisken und die ausgegrabenen verstümmelten antiken Bildsäulen, die Ihr ausbessern laßt, haben auch kein Verdienst um Euch und doch schenkt Ihr ihnen Eure Aufmerksamkeit. Seid eben so gnädig gegen mich, seht mich auch für eine Antike an und restaurirt mich."

Pius VII. „Ach, der Kaiser," seufzte Ricou, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in diesem Leben für ihn in's Feuer gegangen und sogar nach dem Tode muß ich für ihn in's Feuer gehen!" Als Napoleon den Papst Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergschlosse von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papste manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden seine Gemächer verlassen und sich nach der Schloßcapelle begeben, wo er täglich selber Messe las. Wenn er dann durch den großen Saal schritt, wo die kaiserlichen Grenadiere Wache hielten, streckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere bestimmten Befehl, den Ausgang der päpstlichen Gemächer strenger als vorher zu bewachen und dem Papst den Durchgang im großen Saale zu versagen. Unglücklicher Weise traf just Ricou das Loos, diesen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, also erzkatholisch war und in dem gefangenen Papste den Statthalter Christi verehrte. Der arme Ricou stand Schildwache vor den Gemächern des Papstes, als dieser, wie gewöhnlich, um in der Schloßcapelle Messe zu lesen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Consigne erhalten, den heiligen Vater nicht durchzulassen. — Vergebens suchten einige Priester, die sich im Gefolge des Papstes

befanden, ihm in's Gemüth zu reden und ihn zu bedeuten, welch' einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf sich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Messe zu lesen — aber Ricou blieb unerschütterlich, er berief sich immer auf die Unmöglichkeit, seine Consigne zu brechen, und als der Papst darauf weiter schreiten wollte, rief er entschlossen: „Au nom de l'Empereur!“ und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der strenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papst durfte, wie früherhin, um Messe zu lesen, den großen Saal durchwandern. Allen Anwesenden gab er dann den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er seitdem immer mit strengen Strafblicken ansah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Uebrigen die segnende Hand ausstreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln,“ klagt noch jetzt der alte Invalide, „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen, und auf seinen Befehl — Gott verzeih' mir's! — wem hätte ich da nicht das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Pius IX. In einem neuen französischen Buch von A. Balleydier: Rom und Pius IX., lesen wir folgenden rührenden Zug von der schönen Menschlichkeit des erhabenen Kirchenfürsten. Eines Tages drängte sich ein kleiner Knabe durch die Schweizergarden bis zur Person des Papstes und überreichte demselben eine von ihm selbst abgefaßte Bittschrift. Die in kindlichem Ton der Unschuld abgefaßte Petition lautete: „Heiliger Vater, ich habe eine liebe kranke Mutter; ich selbst bin noch zu jung, ihr Leben und das meinige zu erhalten. Unser harter Hausbesitzer will uns auf die Straße werfen, wenn wir ihm nicht die vier Thaler bezahlen, die wir ihm noch für die Miethe schuldig sind. Ach, wie glücklich würden uns vier Thaler machen! Heiliger Vater, leih mir nur die vier Thaler, und wenn ich einst groß bin, will ich sie Dir wiedergeben.“ Diese Bittschrift rührte Pius sichtbar. Er ließ sofort dem Kinde zehn Thaler einhändigen. „Nein, ich brauche bloß vier Thaler,“ rief der kleine Römer mit vor Freude strahlenden Augen. Pius neigte sich zu dem Kinde nieder, legte die Hand auf sein Haupt und sagte mit gerührter Stimme: „Nimm nur; vier sind für Dich, sechs für Deine Mutter, und bis Du groß bist, will ich Eure Hausmiethe bezahlen.“ In demselben Buche lesen wir folgendes artige Bonmot, welches Pius eines Tages machte, als Jemand zu ihm äußerte, Italien habe die Gestalt eines Stiefels; „So wollen wir ihm einen Sporn anschnallen.“

Nach dem Tode des Papstes **Pius** VI. wollte der Cardinal Chiramonte gern dem Conclave, das zu Venedig, Behufs der Wahl eines neuen Papstes, gehalten werden sollte, beiwohnen. Ihm gebrach

doch hatte der Kopf des englischen Premiers drolliger Weise dem Napoleons weichen müssen, und Herr Hughes hatte sie, wie er sagte, als eine Statue Napoleons von einem Figurenhändler gekauft.

Pius II. Zu Aeneas Sylvius Piccolomini, Minister Friedrichs des Vierten, sagte oft der Hofcaplan und Almosenier-Sigmund von Lamberg: „Das Glück ruht nicht, bis es Euch zum Papst macht." Piccolomini erwiederte scherzend: „Werde ich Papst, so sollt Ihr Bischof sein." — Nach einigen Jahren wurde er wirklich Papst unter dem Namen Pius II. und Lamberg durch ihn alsogleich: erster Bischof von Laibach.

Papst **Pius** VI. vertheilte am Neujahrstage viele Geschenke und Pensionen. Ein alter Priester fand sich auch an diesem Tage bei ihm ein und bat ihn um ein Jahrgeld. „Wie kommt Ihr dazu?" fragte Pius. „Ich weiß nicht, wodurch Ihr dergleichen verdient hättet?" — „Heiliger Vater," versetzte der Priester, „die umgestürzten Obelisken und die ausgegrabenen verstümmelten antiken Bildsäulen, die Ihr ausbessern laßt, haben auch kein Verdienst um Euch und doch schenkt Ihr ihnen Eure Aufmerksamkeit. Seid eben so gnädig gegen mich, seht mich auch für eine Antike an und restaurirt mich."

Pius VII. „Ach, der Kaiser," seufzte Ricou, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in diesem Leben für ihn in's Feuer gegangen und sogar nach dem Tode muß ich für ihn in's Feuer gehen!" Als Napoleon den Papst Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergschlosse von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papste manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden seine Gemächer verlassen und sich nach der Schloßcapelle begeben, wo er täglich selber Messe las. Wenn er dann durch den großen Saal schritt, wo die kaiserlichen Grenadiere Wache hielten, streckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere bestimmten Befehl, den Ausgang der päpstlichen Gemächer strenger als vorher zu bewachen und dem Papst den Durchgang im großen Saale zu versagen. Unglücklicher Weise traf just Ricou das Loos, diesen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, also erzkatholisch war und in dem gefangenen Papste den Statthalter Christi verehrte. Der arme Ricou stand Schildwache vor den Gemächern des Papstes, als dieser, wie gewöhnlich, um in der Schloßcapelle Messe zu lesen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Consigne erhalten, den heiligen Vater nicht durchzulassen. — Vergebens suchten einige Priester, die sich im Gefolge des Papstes

befanden, ihm in's Gemüth zu reden und ihn zu bedeuten, welch' einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf sich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Messe zu lesen — aber Ricou blieb unerschütterlich, er berief sich immer auf die Unmöglichkeit, seine Consigne zu brechen, und als der Papst darauf weiter schreiten wollte, rief er entschlossen: „Au nom de l'Empereur!" und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der strenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papst durfte, wie früherhin, um Messe zu lesen, den großen Saal durchwandern. Allen Anwesenden gab er dann den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er seitdem immer mit strengen Strafblicken ansah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Uebrigen die segnende Hand ausstreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln," klagt noch jetzt der alte Invalide, „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen, und auf seinen Befehl — Gott verzeih' mir's! — wem hätte ich da nicht das Bajonett durch den Leib gerannt."

Pius IX. In einem neuen französischen Buch von A. Balleydier: Rom und Pius IX., lesen wir folgenden rührenden Zug von der schönen Menschlichkeit des erhabenen Kirchenfürsten. Eines Tages drängte sich ein kleiner Knabe durch die Schweizergarden bis zur Person des Papstes und überreichte demselben eine von ihm selbst abgefaßte Bittschrift. Die in kindlichem Ton der Unschuld abgefaßte Petition lautete: „Heiliger Vater, ich habe eine liebe kranke Mutter; ich selbst bin noch zu jung, ihr Leben und das meinige zu erhalten. Unser harter Hausbesitzer will uns auf die Straße werfen, wenn wir ihm nicht die vier Thaler bezahlen, die wir ihm noch für die Miethe schuldig sind. Ach, wie glücklich würden uns vier Thaler machen! Heiliger Vater, leih mir nur die vier Thaler, und wenn ich einst groß bin, will ich sie Dir wiedergeben." Diese Bittschrift rührte Pius sichtbar. Er ließ sofort dem Kinde zehn Thaler einhändigen. „Nein, ich brauche bloß vier Thaler," rief der kleine Römer mit vor Freude strahlenden Augen. Pius neigte sich zu dem Kinde nieder, legte die Hand auf sein Haupt und sagte mit gerührter Stimme: „Nimm nur; vier sind für Dich, sechs für Deine Mutter, und bis Du groß bist, will ich Eure Hausmiethe bezahlen." In demselben Buche lesen wir folgendes artige Bonmot, welches Pius eines Tages machte, als Jemand zu ihm äußerte, Italien habe die Gestalt eines Stiefels; „So wollen wir ihm einen Sporn anschnallen."

Nach dem Tode des Papstes **Pius VI.** wollte der Cardinal Chiramonte gern dem Conclave, das zu Venedig, Behufs der Wahl eines neuen Papstes, gehalten werden sollte, beiwohnen. Ihm gebrach

es aber an Geld, und er wandte sich an einen Lohnlakeien, der, ein guter Wirth, sich ein kleines Kapital erspart hatte. Chiramonte erhielt ein Darlehen von solchem, es waren einige hundert Scudi. Mit diesen reiste er nach Venedig, wurde dort zum Papst gewählt, und bestieg den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Pius VII. Er vergaß den Lohnlakeien nicht; er begnügte sich nicht, ihm seine Schuld abzutragen, sondern aus Dankbarkeit machte er ihn zu seinem Banquier, dann zum Marchese, und endlich zum Herzog von Torlonia. Er wurde einer der reichsten Kapitalisten in Europa.

Papst **Pius** VII. in Frankreich. Das Ansehen der Kirche und ihrer Gebräuche war bekanntlich während der Revolution in Frankreich sehr in Verfall gerathen. Wenn die nachherige Kaiserregierung Alles that, ihm wieder aufzuhelfen, so wurde hierdurch der Spott seiner zahlreichen Widersacher unter den Gebildeten und Halbgebildeten nur desto mehr aufgereizt. Der viermonatliche Aufenthalt des Papstes zur Zeit der Kaiserkrönung in Paris, war daher mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden und es gehörte die so ganz würdige Gestalt und das wohlberechnete Benehmen Pius VII. dazu, einen Nimbus um sich her zu verbreiten, wie er zur damaligen Periode der Tiara allein in dieser ungeheuren Hauptstadt gar nicht mehr zu Gebote stand. Ueberhaupt übte die Person dieses merkwürdigen Mannes und dessen ganzes Wesen eine besondere Macht, sogar über die seiner durch die größte Sanftmuth hinreißenden Eigenthümlichkeit völlig entgegengesetzten leidenschaftlichen Gemüther aus. Ein auffallendes Beispiel hiervon gewährt der berühmte Geschichtsmaler David. Bekanntlich war er einer der wildesten Anhänger des Terrorismus in Frankreich und dennoch machte das, als ein völliger Gegensatz des eigenen Charakters zu betrachten, gehaltene Wesen Pius VII. den tiefsten und mächtigsten Eindruck auf diesen Künstler. Außerdem würde Letzterem auch schwerlich das Bildniß des Papstes, welches man mit Recht zu den vollkommensten Meisterwerken Davids rechnet, in so hohem Grade gelungen sein. Uebrigens gab Pius VII. dem berühmten Bildhauer Canova wiederholt zu erkennen, daß er in Beisein jenes Schreckenmannes sich einiges Schauers nie habe erwehren können. — Obschon der Papst recht oft in Paris öffentlich erschien, so wurde doch nur äußerst selten irgend eine Entziehung der ihm zu beeigenden Achtung sichtbar. Und wenn es geschah, so gereichte es da, wo es nicht gar nachtheilige Händel gegen die Veranlasser der Unziemlichkeiten anregte, meistens zu auffallender Beschämung derselben. Bei der Ansicht, welche einem großen Theile der untersten Volksklassen von dem Oberhaupte der katholischen Kirche geblieben war, konnte ihm, wo er öffentlich auftrat, ein ihn mit Ehrfurcht umgebender Volkshauf kaum fehlen, der ihn um seinen Segen anflehte. So lag denn auch

eines Tages in einer Straße von Paris alles Volk auf den Knieen, einen jungen Menschen ausgenommen, der, im sichtbaren Stolze auf die Opposition, die er allein zu bilden wagte, bedeckten Hauptes aufrecht stehen geblieben, ein keckes unglaubenvolles, herausforderndes Auge ihm zukehrte. „Junger Mann," sprach da Pius VII., „wenn Ihr auch an die Wirksamkeit des bischöflichen Segens nicht glaubt, so glaubt wenigstens, daß der Segen eines Greises noch Niemandem schadete." Und Ton und Miene des Papstes bei diesen Worten ergriffen den Jüngling so mächtig, daß er im Augenblicke, wie vernichtet von der unverdienten Milde, vor der ihm das Zeichen des Segens ertheilenden Hand, auf die Kniee sank und ihm dazu die Thränen vor Scham und Reue in Strömen über das Gesicht stürzten. — Mit besonderer Vorliebe sprach der Papst von dem Volke der mittägigen Gegenden Frankreichs und seiner bis zur Leidenschaft gehenden Verehrung der kirchlichen Dogmen und Gebräuche. So erinnerte er sich vorzüglich gern eines Vorfalls, der ihm zu Chalons sur Saône begegnet war. Er gewinnt ein doppeltes Interesse durch die ungemeine Naivetät der Schilderung, welche Pius davon einesmals selbst machte. In vertraulicher Rede mit einem angesehenen Franzosen, sagte er zu diesem: „Wir müssen Euch ein Ereigniß mittheilen, welches Euch darthun wird, wie sehr wir Ursache haben zur Zufriedenheit mit Eurem trefflichen Volke. Anderer Segenspendungen nicht zu gedenken, sprechen wir bloß von den zahlreichen Beweisen der Liebe und Achtung, die wir auf unserer Rückreise empfingen. Zu Chalons sur Saône traten wir aus einem Hause, das uns mehrere Tage zum Aufenthalt gedient hatte. Wir wollten nach Lyon. Es war aber ganz unmöglich durch die Volksmenge zu kommen. Mehr als zweitausend Weiber, Kinder, Greise und Jünglinge trennten uns von unserm Wagen, der durchaus nicht vorwärts zu bringen gewesen. Zwei Dragoner, die unserer Eskorte gehörten, geleiteten uns bis an den Wagen und zwar so, daß sie uns, die wir zu Fuße waren, dicht zwischen ihre Pferde nahmen. Die Dragoner schienen sich Glück zu wünschen zu dieser von ihnen getroffenen Maßregel und stolz zu sein, daß sie dem Volke an Erfindungskraft den Rang abgelaufen. Halberstickt am Wagen angelangt, dachten wir eben darauf, uns so schnell und geschickt wie möglich hineinzuschwingen (denn das war ein strategisches Kunststück, welches einiger Arglist kaum entbehren konnte), als eine junge Dirne, die allein mehr praktisches Genie bewies, als wir und die beiden Dragoner zusammengenommen, sich zwischen den Hufen der Pferde hindurchwand. Ehe wir's uns versahen, hatte sie schon einen unserer Füße erfaßt, um ihn zu küssen. Sie wollte ihn auch gar nicht wieder hergeben, weil sie ihn bereits ihrer Mutter versprochen, die auf dem nämlichen Wege wie das Mädchen eintraf. In Gefahr alles Gleichgewicht zu verlieren, hielten wir uns da mit unseren bei-

den Händen an dem einen der Dragoner und zwar an dem fest, welcher die frömmste Miene hatte, und baten ihn, uns beizustehen; Herr Dragoner, sagten wir, erbarmt Euch unser! Aber verlasse man sich nur auf solche Mienen! Der gute Soldat, statt Theilnahme zu bezeigen an unserem hülflosen Zustande, bemächtigt sich mit Hast unserer Hände, um solche ebenfalls wiederholt zu küssen. So schwebten wir denn zwischen der jungen Dirne und Eurem Soldaten wie in der Luft während mehr als einer Achtelminute und waren bis zu Thränen gerührt. Ach, was sind wir zufrieden gewesen mit Eurem Volke!" Fr. Laun.

Als **Pius** VII. im Jahre 1804 das Pariser Museum besah, suchte Herr Denon (der Director desselben) ihn durch allerlei Umschweife vom Eintritt in denjenigen Saal abzuhalten, welcher die aus Rom geraubten Kunstschätze enthielt. — „Ich verstehe Sie sehr wohl!" — sagte der heilige Vater — „wozu aber das? Der Sieg führte einst jene Kunstschätze nach Rom, der Sieg hat sie jetzt nach Paris geführt! Wer kennt den Willen des Verhängnisses, um zu wissen, wo sie nach einigen Jahren sich befinden werden?" — Und er hatte wahr geredet; denn das Verhängniß führte, zehn Jahr später, die hohen Alliirten an der Spitze von 500,000 Mann siegreich nach Paris, und die Kunstschätze kehrten wieder in ihre Heimath zurück!

Pius IX. Cardinal Lambruschini hatte mehrere religiöse Körperschaften aufgefordert, für den Papst zu beten, auf daß er von seiner Verblendung befreit werde. Als der Papst von diesem Schreiben Kunde erhielt, ließ er den Cardinal zu sich rufen, der sich aber auf den folgenden Tag entschuldigen ließ, unter dem Vorwande, daß er unwohl sei. Auf diesen Bescheid ließ der Papst ihm sagen, er werde ihn selbst in seiner Behausung aufsuchen, wo dann Cardinal Lambruschini eiligst nach dem Quirinal flog, wo Pius IX. ihm seinen Brief an die Körperschaften überreichte und ihm die Worte sagte: „Sie begreifen jetzt, daß ich heute nicht schlafen gehen konnte, ohne Ihnen verziehen zu haben!"

Pius IV. sah in der Peterskirche einen jungen Menschen, der ein Altarstück abzeichnete. Der junge Zeichner fiel beinahe in Ohnmacht, da er den Papst erblickte. — Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, sagte der Papst: „Fürchte Dich nicht, mein Sohn, Du hast Lust, was rechtschaffenes zu lernen. Du zeichnest schon fertig, Ich will Dich unter meine Ele[illegible]." — „Ach," stammelt' Jüngling, „ich bin ein [illegible] „Ja, da schickst [illegible], aber ich will freilich nicht unter die päpst[illegible] sorgen." – Und Pius lie[illegible]

den Händen an dem einen der Dragoner und zwar an dem fest, welcher die frömmste Miene hatte, und baten ihn, uns beizustehen; Herr Dragoner, sagten wir, erbarmt Euch unser! Aber verlasse man sich nur auf solche Mienen! Der gute Soldat, statt Theilnahme zu bezeigen an unserem hülflosen Zustande, bemächtigt sich mit Hast unserer Hände, um solche ebenfalls wiederholt zu küssen. So schwebten wir denn zwischen der jungen Dirne und Eurem Soldaten wie in der Luft während mehr als einer Achtelminute und waren bis zu Thränen gerührt. Ach, was sind wir zufrieden gewesen mit Eurem Volke!" Fr. Laun.

Als **Pius** VII. im Jahre 1804 das Pariser Museum besah, suchte Herr Denon (der Director desselben) ihn durch allerlei Umschweife vom Eintritt in denjenigen Saal abzuhalten, welcher die aus Rom geraubten Kunstschätze enthielt. — „Ich verstehe Sie sehr wohl!" — sagte der heilige Vater — „wozu aber das? Der Sieg führte einst jene Kunstschätze nach Rom, der Sieg hat sie jetzt nach Paris geführt! Wer kennt den Willen des Verhängnisses, um zu wissen, wo sie nach einigen Jahren sich befinden werden?" — Und er hatte wahr geredet; denn das Verhängniß führte, zehn Jahr später, die hohen Alliirten an der Spitze von 500,000 Mann siegreich nach Paris, und die Kunstschätze kehrten wieder in ihre Heimath zurück!

Pius IX. Cardinal Lambruschini hatte mehrere religiöse Körperschaften aufgefordert, für den Papst zu beten, auf daß er von seiner Verblendung befreit werde. Als der Papst von diesem Schreiben Kunde erhielt, ließ er den Cardinal zu sich rufen, der sich aber auf den folgenden Tag entschuldigen ließ, unter dem Vorwande, daß er unwohl sei. Auf diesen Bescheid ließ der Papst ihm sagen, er werde ihn selbst in seiner Behausung aufsuchen, wo dann Cardinal Lambruschini eiligst nach dem Quirinal flog, wo Pius IX. ihm seinen Brief an die Körperschaften überreichte und ihm die Worte sagte: „Sie begreifen jetzt, daß ich heute nicht schlafen gehen konnte, ohne Ihnen verziehen zu haben!"

Pius IV. sah in der Peterskirche einen jungen Menschen, der ein Altarstück abzeichnete. Der junge Zeichner fiel beinahe in Ohnmacht, da er den Papst erblickte. — Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, sagte der Papst: „Fürchte Dich nicht, mein Sohn, Du hast Lust, was rechtschaffenes zu lernen, Du zeichnest schon fertig, Ich will Dich unter meine Eleven aufnehmen." — „Ach," stammelte der Jüngling, „ich bin ein Protestant." — „Ja, da schickst Du Dich freilich nicht unter die päpstlichen Eleven, aber ich will doch für Dich sorgen." – Und Pius ließ ihn erziehen.

Pizarro, der sich so oft treulos und grausam gegen die unglücklichen Peruaner bewies, schwamm doch einem von seinen indianischen Bedienten, den der schnelle Strom mit sich fortführte, nach, ergriff ihn bei den Haaren und rettete ihn, obwohl mit augenscheinlicher Lebensgefahr, glücklich. Seine Officiere mißbilligten es, daß er sein Leben gewagt habe. Er fragte sie aber: „Kennen Sie den Werth eines treuen Dieners nicht?"

Platel der Violoncellist. Zu den Beschützern Platel's gehörte auch der Fürst Chimay. Während der Krankheit des armen Virtuosen, schickte ihm der Fürst Mehreres, was er bedurfte, unter Anderem auch von dem besten Bordeaux-Wein, den er im Keller hatte, und welchen die Aerzte ihm als tonisches Mittel verordnet hatten. Als die letzten Flaschen geleert waren, nahm der Künstler, um den Fürsten zu einer neuen Sendung zu vermögen, zur musikalischen Sprache seine Zuflucht. Er schrieb nämlich auf die leeren Bouteillen die er zurückschickte: „Da Capo!" Bald darauf kam auch ein zweiter Korb mit Wein, aber mit einem angeklebten Zettel worauf „Coda" stand.

Platel's letztes Concert. Platel, der Lehrer Batta's, Servais' und Dernunk's, war einer der größten Instrumentalisten, die je ein Violoncell zwischen den Beinen gehalten haben. Nachstehende Anekdote liefert einen Beweis, wie weit er den Fanatismus der Kunst trieb. Er wohnte place de la Monnaie, in Brüssel, in einem Estaminet. Er litt mehrere Jahre an einer Schwindsuchts-Krankheit, die seinen Organismus allmälig zerstörte, plötzlich nahm sie aber einen so heftigen Charakter an, daß die Aerzte an dem Aufkommen des armen Violoncell-Virtuosen verzweifelten. — Einer seiner Schüler, Alexander Batta, war von einer Kunstreise zurückgekehrt, und dachte, einige Zeit in Brüssel auf seinen Lorbeeren, die er sich in Paris errungen, auszuruhen. Erkenntlich gegen seinen Meister, beschloß er, ihn zu besuchen, und überredete auch einen seiner Freunde, ebenfalls ein Künstler, ihn zu dem berühmten Violoncellisten zu begleiten. — Platel's Wohnung bestand aus einem Zimmer mittlerer Größe, dessen kahle und von Rauch und Staub geschwärzte Wände die tiefste Armuth verkündeten. Ein Tisch aus weichem Holze, einige alte Strohsessel und ein schlechtes Bett, mit alten abgenützten Vorhängen, die nur schwach das Angesicht des Kranken vor den glühenden Sonnenstrahlen schützten, machten das bescheidene Ameublement des genialen, in ganz Europa berühmten Tonkünstlers aus. — Platel schlummerte, als die beiden Freunde eintraten; er war vor Ermattung von den vielen Leiden eingeschlafen; über seiner Physiognomie war der herbe Ausdruck des Schmerzens verbreitet. An einem Bette saß ein Weib in tiefem Stillschweigen, das Auge auf den Kranken geheftet, um jedem seiner

Wünsche gleich genügen zu können. — Bald nach der Ankunft der beiden jungen Leute erwachte Platel, er starrte Batta, seinen ehemaligen Schüler, erst eine Weile an, bis er ihn erkannte; endlich rief er: „Batta!" und ihn zu sich ziehend, sagte er weiter: „großmüthiger und erkenntlicher Freund, Du bist nicht wie viele andere Deiner Kameraden, die ihren alten Platel vergessen haben! Du besuchest mich, wie danke ich Dir! Ich fürchtete, sterben zu müssen, ohne Dir Lebewohl gesagt zu haben." — „Mein guter Platel!" erwiederte der junge Violoncellist, „ich werde es nie vergessen, daß ich Alles was ich bin, Dir zu verdanken habe!" — „Sage mir doch," fuhr Platel fort, „wer ist der junge Mann, der mit Dir gekommen ist?" — „Er heißt Lousy, und ist ein guter Freund von mir, dessen Bekanntschaft ich in den ersten Salons in Paris gemacht habe; er ist ebenfalls Künstler." — „Künstler! — in diesem Falle seien Sie mir willkommen, Monsieur," und er reichte Lousy die Hand, der sie mit Rührung drückte. „Ein Künstler," wiederholte der Kranke, „das freut mich!" Unglücklicher Musiker und seit langer Zeit verlassen von aller Welt, empfinde ich eine wahre Lust, talentvolle Menschen um mich zu sehen." — Das Gespräch mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als Platel auf einmal eine Weile nachdenkend wurde, darauf aber plötzlich ausrief: „Batta! Du hast Deine Kunst ausgeübt! Auch ich habe gearbeitet, ich habe etwas componirt. Niemand kennt es noch, denn hier auf diesem elenden Lager habe ich mein letztes Concerto geschrieben!" — Hierauf erhob er mühsam sein Haupt, und zog unter seinem Kopfkissen einige Papiere hervor, die er Batta und Lousy zeigte. — „Da ist das Werk, dem ich so viele Nächte geopfert habe; Niemand Anderer als Ihr soll es vor meinem Tode hören, ich schwöre es Euch!" — Und wie von einer unterirdischen Flamme begeistert, stand er auf, ließ sich sein Sesselchen geben, nahm sein Violoncell in die Hand, und lockte aus dem Instrumente Töne, die zwar schwach waren, aber mit ungewöhnlicher Zartheit in die Seele drangen. — Die beiden Freunde konnten ihre Rührung nicht unterdrücken bei dem Anblicke dieses Menschen, der nur mehr einen Hauch von Leben in sich hatte, bei dem Anblicke Platel's, dessen Blick von einem himmlischen Ausdrucke beseelt schien. Bei dem Finale flossen Thränen aus ihren Augen, denn sie sahen es wohl voraus, daß wenige Stunden nach dieser Production der Virtuos nicht mehr leben werde. Auch seine Augen wurden dann feucht, aber er weinte vor Freude. Krampfhaft schloß er Batta und Lousy in seine Arme, und auf seine elende Lagerstätte zurücksinkend, sagte er: „Meine guten Freunde, ich zähle diesen Triumph zu den schönsten meines Lebens, aber es wird auch mein letzter gewesen sein!" — Seine Kräfte waren erschöpft. Als die beiden Freunde den andern Tag wieder in Platel's Wohnung kamen, brannte eine geweihte Kerze neben dem

Bette und ein Weib kniete betend daneben, Platel war nicht mehr, und sein Concerto starb mit ihm! — Hum.

Platner. Er wurde von einer Dame gefragt, was denn Philosophie sei? Diese Frage einer Dame zu beantworten, setzte den großen Denker in Verlegenheit. „Philosophie" begann er „ist — ist . . ." „Nun," half ihm ein in der Nähe stehender Freund ein: „Philosophie ist die Kunst neben einer schönen Frau zu sitzen, und nicht aus der Fassung zu kommen."

Plato. Plato ärgerte sich immer über den Vorzug der rechten vor der linken Hand, da man doch mit beiden Augen und Ohren gleich sieht und hört, und eben so mit beiden Händen Alles erlernen und bearbeiten sollte.

— Ein berühmter Wagenlenker wollte einst vor dem Philosophen Plato seine Geschicklichkeit zeigen und fuhr zu wiederholten Malen dergestallt im Zirkel herum, daß die Räder des Wagens immer einen und denselben Kreis beschrieben. Alle Zuschauer klatschten aus Verwunderung, nur Plato nicht, indem er sagte: „Wie ist es möglich, daß Einer, welcher auf eine Fertigkeit dieser Art so vielen Fleiß verwendet hat, nicht nützlichere Dinge darüber sollte versäumt haben?".

Der aufgehobene **Platz.** Ein Ehepaar schickte ihren Dienstboten ins Theater, um sich bei einem beliebten Stücke Plätze aufheben zu lassen. Als die Theaterzeit kam, verfügten sich die Eheleute ins Schauspielhaus; sie suchen alle Bänke ab, nirgends ist ihre dienende Person zu finden. In dieser Verlegenheit läßt der Mann seine Stimme ertönen, und ruft zu wiederholten Malen den Dienstboten bei seinem Namen. Wer malt nun das Erstaunen des Paars, als mitten unter einem Haufen stehender Zuschauer die Magd antwortend ruft: „Hier, Euer Gnaden, hier bin ich, ich habe einen prächtigen Platz aufgehoben".

Verlust des schönsten **Platzes** im Theater. Im Theater zu Rennes stürzte eines Abends, als sich eine ungeheure Menschenzahl versammelt hatte, um Potier spielen zu sehen, ein Frauenzimmer von einer Gallerie in das Parterre herunter, weil sie sich zu begierig ganz vorgedrängt hatte. Es eilten natürlich sehr Viele zu ihrem Beistande herbei, aber man lachte nicht wenig, als sie auf die Frage um ihr Befinden weiter nichts antwortete, als: Ach Gott! und ich hatte einen so schönen Platz.

Der platonische Philosoph **Plautinus** wollte sich unter keiner Bedingung malen lassen. „Ist es nicht genug," sprach er, „daß wir im Leben diese Gestalt mit uns herumschleppen müssen, worin die Natur unsere Seele eingesperrt hat; müssen wir auch der Nachwelt ein Abbild jener Gestalt hinterlassen, als ob sie ein Werk wäre, welches Bewunderung verdiente?"

Pochwerk. Das menschliche Leben ist ein Pochwerk. Der Reiche pocht auf sein Geld, der Arme auf das Mitleid und die Barmherzigkeit seiner Nebenmenschen, der Glückliche auf sein Glück, der Schöne auf seine Schönheit, der Künstler auf seine Kunst, der Gelehrte auf seine Wissenschaft und das Schicksal auf sie alle; doch pocht das Schicksal nicht auf gleiche Art auf die Menschen, wie die Pochwerke des Bergmanns auf die Scheide- und Stufenerze im Pochtroge pochen. Denn während diese die armen Gesteine auf nassem und die reichen Erze auf trockenem Wege pochen, pocht das Schicksal Arme und Reiche nur auf nassem Wege, d. h. mit Thränen befeuchtet. Blau.

Podagra. Ist nur eine Krankheit, wenn es gemeine Leute haben. Bei großen Herren macht es einen Theil ihrer Erbschaft aus und ein Cavalier, der nach seinem 40. Jahre kein Podagra hat, ist eben so lächerlich, als eine Dame, die nicht über Migraine klagt. Die Aerzte nennen es incurabel, vermuthlich, weil sie, um das Uebel zu heben, das verdorbene adelige Blut in gesundes Bauernblut verwandeln müßten, und das dürfen sie nicht.

Recept gegen das **Podagra.** Dr. Tronchin hatte folgendes Recept gegen das Podagra bekannt gemacht: Mäßigkeit, Keuschheit, Bewegung, Seelenruhe.

Der Baron von **Pölnitz** stand bei Friedrich II. von Preußen in hoher Gunst und der König machte sich nicht selten auf seine Kosten lustig. Eines Tages ließ er Pölnitz in sein Zimmer kommen und befahl ihm, daß er ihm etwas vorlesen sollte. Man brachte einen Sessel, dessen Sitz vorher auf Befehl des Königs mit Schuhpech bestrichen worden war. Pölnitz setzte sich und las eine Viertelstunde, als er aber aufstehen wollte, zog er den Sessel mit sich in die Höhe. Er war einen Augenblick verwundert, allein er wußte sich bald zu helfen. Er zog ein Messer aus der Tasche und schnitt so viel aus dem Gesäße des Sessels ab, als an seinen Beinkleidern festsaß. So erschien er, als ob nichts vorgefallen wäre, bei Hofe und stellte sich keck unter die Anwesenden, die nichts davon wußten. Der König konnte den Baron unmöglich ansehen, ohne in ein Lachen auszubrechen.

Pölnitz. Der König Friedrich II. fragte einst bei der Mittagstafel den bekannten Freiherrn v. Pölnitz: ob er des Abends auf die Redoute gehen würde? und als dieser bejahte, setzte er hinzu: „Das ist mir lieb, so bin ich doch gewiß, Einen zu erkennen." — P. Das kommt noch darauf an, Ew. Majestät! — K. O gewiß — Ihn will ich unter Tausenden und unter jeder Gestalt wieder erkennen. — P. Ich unterstehe mich nicht zu widersprechen; aber die Zeit wird es lehren. — K. Gut! Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich — wahrhaftig! tausend Louisd'ors schenke ich Ihm, wenn ich Ihn nicht wieder erkenne. — P. Ich danke Ew. Majestät unterthänigst. Wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, daß heute mein Glücksstern regiert. K. Triumphire Er nicht zu früh, mein lieber Baron! Kurz, es bleibt dabei — ich halte Wort. — Nach aufgehobener Tafel und nachdem er seinen Plan bereits völlig durchdacht, säumte Pölnitz nicht, sich nach Hause zu begeben und sogleich einen der vornehmsten und reichsten Israeliten Berlins zu sich rufen zu lassen. Er erzählte diesem den Vorfall mit dem Könige und versprach tausend Thaler Belohnung, wenn er ihm zur Erreichung seines Zweckes die nöthige Hülfe leistete. Diese aber bestand darin, daß er sogleich eine möglichst große Menge Juwelen zusammenbrächte, mittelst welcher der Baron am Abend sich schmücken und so dem Könige sich unkenntlich machen wollte, — wohl berechnend, Friedrich werde bei'm Anblicke so vieler Juwelen eher an sonst etwas, als an seinen (tief verschuldeten) Kammerherrn denken. Der Abend kam — die Redoute begann, und schon hatte der König seinen Kammerherrn vergebens lange gesucht, als er plötzlich einen äußerst prachtvoll gekleideten Armenier erblickte. Turban, Gürtel und Kleid strotzten von echten Juwelen — die Maske erregte allgemeines Aufsehen. Alles umringte sie; Jeder suchte zu erforschen, wer dahinter verborgen sein möchte. Man betrachtete sie von allen Seiten — man redete sie an; die Maske war nicht stumm, aber Niemand konnte sie erkennen. Besonders neugierig war der König, zu wissen, wer wol in seinem Lande Besitzer eines so beträchtlichen Schatzes an Edelsteinen und Perlen sei? Er schickte deshalb Mehrere ab; Alle aber kamen mit der Nachricht zurück: es sei ein Holländer, der große Besitzungen in den Colonien habe, und nach Berlin gekommen sei, um dem Könige mehrere wichtige Projecte vorzulegen; falls diese angenommen würden, sei er gesonnen, seine Besitzungen zu verkaufen und im Preußischen sich niederzulassen. — Lieblich tönte diese Nachricht in Friedrichs Ohren und jetzt nur noch äußerst neugierig, zu erfahren, worin die Projecte eigentlich beständen, schickte er wieder einige Vertraute ab, darnach zu forschen. Vergeblich waren alle ihre Bemühungen; der Armenier erwiederte ihnen stets: „Den Gegenstand seiner Projecte könne und werde er nur dem König selbst offenbaren." Durch dieses geheimnißvolle Wesen immer neugieriger gemacht, redete der König endlich selbst

die Maske an und bot seine ganze Ueberredungskunst auf, ihr den Mund zu öffnen, — aber vergebens. Sobald das Gespräch auf die angeblichen Projecte sich hinlenkte, blieb der Holländer stets einsylbig und versicherte beharrlich: deshalb werde und könne er sich nur dem Könige selbst entdecken. Seiner Ungeduld nicht länger mehr Meister, nahm endlich Friedrich die Maske ab und sagte: „Nun zum Henker, ich bin ja der König!" — „Und ich bin Pölnitz," erwiederte schnell der Holländer, indem er ebenfalls die Maske abzog und ehrfurchtsvoll sich verneigte. — Der König stutzte einen Augenblick, verzog dann den Mund zum Lächeln und wandte sich kurz um. Des andern Morgens schickte er seinem Kammerherrn die versprochenen tausend Louisd'ors und würde ihm sicher gern das Doppelte gezahlt haben, hätte er den Verdruß nicht gehabt, von ihm überlistet zu sein.

Der Dichter **Poinsinet** liebte nur Gesellschaft von sehr zweideutigen Sitten und man sah ihn fast nie in Häusern von gutem Ton. Demungeachtet schrieb er ein Lustspiel: Le cercle, welches allgemein Beifall erhielt und welches man hauptsächlich wegen des feinen Conversationstons bewunderte. — „Ach," sagte Voisenon, als er es las: „Der Professor hat an den Thüren gelauscht."

Lakonische **Polemik** zwischen Gottschall und Walesrode in Königsberg.

Gottschall sagt:

Walesrode
Eine Episode
In der Literatur
Nur!

Dagegen Walesrode:

Gottschall
Ein Wortschwall
In der Poesie
Mehr nie!

Ein Witzbold schlägt Beide:

Nur nie
Die!

Polignac. Dieser Fürst erzählt Folgendes als einen Beweis, wie er sich's bei jeder Gelegenheit zum Gesetz gemacht, die Parteien zu nähern und zu versöhnen: Die beiden Armeecorps der Marschälle Soult und Suchet bildeten die Militärdivision, welche temporär meiner Jurisdiction untergeordnet war. Als ich mich in der Stadt fand,

wünschte der commandirende General, daß ich die unter seinen Befehlen stehenden Truppen die Revue passiren ließe. An Ort und Stelle angekommen, hielt er in meiner Gegenwart eine Anrede an seine Truppen und schloß dieselbe mit folgenden Worten: „Soldaten, Ihr werdet Eure Stimme mit der meinigen vereinen und vereint laßt uns ausrufen.... Hier wurde er von einer alten Gewohnheit ergriffen und rief aus: „Vive l'Empereur!“ Ich sah seine Verwirrung und „Stören Sie sich nicht, Herr General,“ rief ich mit lauter Stimme, „die Erinnerung an die, welche zum Ruhme Frankreichs beitragen, wird immer unter der Regierung eines Bourbon wohl aufgenommen werden.“

Ursprung des Wortes **Polichinell.** Zur Zeit, als das Haus Anjou den Thron von Neapel besetzte, lebte daselbst ein französischer Gouverneur von sehr düsterer melancholischer Laune. Er hatte in seinem Dienste einen Burschen aus Acerra, einem kleinen Flecken, am Vesuv gelegen, dessen Einwohner noch heut zu Tage wie der italienische Polichinell gekleidet sind; sie tragen nämlich zu einem kalabresischen kegelförmigen und zuckerhutartigen Hut ohne Krempe nichts als weite leinwandene Hosen und darüber ein Hemd nach Art einer Blouse um die Hüfte gebunden. Dieser Diener hieß Paolo Ciniello und war witzig, lustig, zugleich ein fauler Feinschmecker und ein Schalksnarr. Sein Herr liebte seine naiven, spaßigen und treffenden Antworten. Daher beschied er ihn in den Augenblicken seines Spielens stets zu sich und da er als Franzose nur mit Mühe seinen Namen aussprechen konnte, so rief er: Poul-Chinel, woraus die Italiener Pulcinella und die Franzosen Polichinelle machten. Zu dem beschriebenen Costüme des neapolitanischen Polichinells, welches von dem des französischen ganz verschieden ist, gehört auch eine große schwarze Nase, in der Form eines Papageischnabels. Im Englischen bezeichnet man den Polichinell mit dem Worte Punen.

Poliklet machte zwei Bildsäulen für einen und denselben Gegenstand, die eine in Geheim, bloß seinem Genie und den tief erforschten Regeln der Kunst folgend, die andere in seiner offenen Werkstatt, wobei er änderte und besserte, so viel ihm nur immer Rath aufgedrungen ward. Sobald sie fertig waren, stellte er sie öffentlich aus. Die erste erregte allgemeine Bewunderung, die andere lautes Gelächter. Er sprach: „Seht, dies ist Euer Werk und jenes meines.“

Politiker — heißt der, welcher für Andere weise ist, politisch — der es für sich selber ist.

Polizei. Vor Erlassung der allgemeinen Polizei-Ordnung in Holstein machte der jetzt verstorbene Staatsminister Mösting einen

Besuch in H. und besah an der Seite des Bürgermeisters die öffentlichen Anstalten. Auf der Straße vollführte die liebe Jugend des Städtchens einen solchen Lärm, daß Mösting sich veranlaßt fand, den Herrn Bürgermeister zu fragen: wer denn hier die Polizei habe. „De Polizei?" erwiederte dieser verdutzt, „det weß ick nich, aber de fünfzig Mark Besoldung hab' ick dafür."

Polizei-List. Vor acht Jahren sendete das Banquierhaus M. K**** in W. zwei Fäßchen gemünzten Goldes, im Werthe von 60,000 fl. C.-M., durch einen Frachter nach Berlin, wo ein anderweites Handlungshaus beauftragt war, diese Summe nach Hamburg gelangen zu lassen. — Lange nach der zur Ueberbringung der anvertrauten Fracht bestimmten Zeit traf der Frachter in Berlin ein und meldete, es seien ihm die beiden Fäßchen mit Gold, dessen Summe er nicht zu kennen vorgab, entwendet worden. Diese schlechte, ganz gewöhnliche Ausrede erregte Verdacht, der Frachter, gegen den alle Inzichten vorhanden waren, wurde eingezogen und dem Criminalgerichte übergeben. Man hatte die moralische Ueberzeugung gewonnen, daß der inhaftirte Kutscher die beiden Fäßchen mit den Goldmünzen entwendet und in Sicherheit gebracht haben müsse. Diese Ueberzeugung wurde noch durch den Umstand befestigt, daß sich alle von dem Kutscher gemachten Aussagen über die Art und Weise, wie das anvertraute Gut abhanden kam, und wo der Diebstahl vorgefallen sein soll, als gänzlich unwahr darstellten und die eifrigsten Nachforschungen über den Umlauf ausländischer Goldmünzen kein Resultat gaben. Die Untersuchung währte volle fünf Jahre; denn so lange Zeit bedurfte es, um alle Nachforschungen zur Erhebung des Thatbestandes anzustellen und den Beweis des Diebstahls zu constatiren, der evident vorlag, dessen aber der Inquisit nicht geständig wurde. Nachdem alle Versuche fruchtlos blieben, wurde der Inquisit ab instantia losgesprochen und auf freien Fuß gesetzt. Durch volle drei Jahre wurde er sorgsam überwacht, während welcher Zeit er sich nicht von Berlin entfernte und daselbst ein ärmliches Leben führte. Ein Agent der Polizei, der sich für einen vagirenden Kutscher ausgab, machte alsbald die Bekanntschaft des Inquisiten und rieth ihm, da er in Berlin auf jedem Schritt und Tritt von der Polizei sorgsam überwacht, ohnehin keine angenehme Existenz habe, sein Glück in Nord-Amerika zu versuchen. Nach einigem Zögern entschloß sich der Inquisit zu dieser Reise, fügte jedoch bei, daß er noch einen Reise-Compagnon gefunden habe. Somit wurde dann die Reise angetreten und man gelangte bis nach Bremen. Hier fand es der verkleidete Polizei-Agent für gut, einen Geniestreich auszuführen. Er ließ das Schiff untersuchen, und siehe da — es fanden sich beide Fäßchen mit den Goldstücken vollzählig und unangetastet. Jetzt war das Räthsel gelöst und die Sache entdeckt.

Der Kutscher hatte die beiden Fäßchen vor acht Jahren vergraben, es aber nie gewagt, selbe hervorzuholen, weil er sich streng beobachtet wußte, und erst wenige Stunden früher, als er die Reise antrat, ließ er selbe durch einen vertrauten Spießgesellen hervorsuchen, mit dem er den Raub in Texas zu theilen versprach. Das Banquierhaus in W. erhält nun die ganze Summe zurück, und der Gauner hatte von seinem Raube nichts weiter, als eine achtjährige Gewissensangst, die sich wohl jetzt auf einer Festung hinter Schloß und Riegel legen dürfte.

Die **Polka.** In einer sehr gelehrten Abhandlung über die Geschichte der deutschen Tänze sagt das Feuilleton der „Allgemeinen Preußischen Zeitung": Der beliebteste Modetanz der neuesten Zeit, die Polka, ihrem Ursprunge nach allerdings aus den slawischen Ländern zu uns gedrungen, ist indessen, ihrer jetzigen Ausbildung nach, zunächst eine Variante der Menuett geworden. Sie stammt, wie der Walzer (?) aus Böhmen, und zwar, wie man sagt, zunächst aus der Umgegend von Gitschin. — Den Namen Polka erhielt der Tanz wegen des in ihm waltenden Halbschrittes (Pulka heißt auf Böhmisch die Hälfte). — Von Gitschin kam die Polka vor etwa elf Jahren (?) nach Prag. — In Wien ward sie zuerst im Jahre 1839 durch eine Abtheilung des Musikcorps des Prager Scharfschützencorps unter Leitung des Herrn Pergler bekannt (?), und eine dortige Musikalienhandlung gab sogleich die „Pergler-Polka" heraus. Im Jahre 1840 tanzte Hr. Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, die Polka auf dem Odeontheater zu Paris. Man weiß, welchen Erfolg er hatte, und wie sich die Polka von da ab (?) mit Telegraphenschnelligkeit über die Welt verbreitete.

Polker. Ein neues französisches Zeitwort ist jetzt gebildet worden: polker (ich polke von polka) im Infinitiv. Im Indicativ heißt es: je polke (ich polke), tu polkes (du polkest), il polke (er polkt), nous polkons u. s. w. An diesen Bereicherungen erkennt man die Armuth der französischen Sprache.

Pomade. Bei dem landwirthschaftlichen Feste gewann ein Bauer aus der Umgegend von Karlsruhe ein Töpfchen mit Pomade. Nach Hause gekommen, besieht Hans das Töpfchen. „Was thun?" denkt er, „es riecht gut, es muß folglich auch gut schmecken!" Er streicht demnach diese sonderbare Butter auf Brod, verspeist die Delicatesse, und — hat bald Ursache genug, seinen Gewinnst zu verwünschen. Wäre dies in England geschehen, so hätten die Journalisten nicht vergessen, der Notiz die Worte beizusetzen: „Und alsbald wuchsen ihm in Kehle und Magen Haare. Der Verfertiger dieser Pomade wohnt ....street Nr. ..."

Vielseitige Verwendung der **Pomade.** Ein Bedienter fragte seinen Herrn, der seinen Kopf täglich mit Pomade schmierte, warum er das thue? — „Um meine Haare zu erhalten, die jetzt anfangen sich zu verlieren," antwortete der Herr. Am folgenden Tage war der Pomadetopf ganz leer und als der Herr fragte, wo denn die Pomade hingekommen sei? antwortete der Bediente: er habe des Herrn alten Pelz damit eingeschmiert, weil diesem auch die alten Haare ausfallen.

Pomarre. Die Bekehrung zum Christenthume hatte auf der Insel Otaheiti einen blutigen Krieg veranlaßt; denn der König Pomarre, welcher die heilige Lehre angenommen hatte, wurde an der Spitze der Neubekehrten von seinen noch heidnisch gebliebenen Unterthanen geschlagen und mußte nach der Insel Eimeo flüchten. Hier sammelte er neue Kräfte, griff Otaheiti an und unterwarf die ganze Insel seiner Herrschaft. Er rief die Missionäre zurück und baute eine große Kirche. Darauf redete er das Volk an: „Wäre ich noch ein Heide, so würde ich Euch, als besiegte Feinde, alle tödten; aber das Christenthum lehret mich, meine Feinde zu lieben und ihnen zu verzeihen; folglich liebe ich Euch und verzeihe Euch!" Diese Rede machte einen solchen Eindruck, daß die sämmtlichen Insulaner die christliche Religion annahmen.

Dr. Johann **Pommer** wurde von einem Naseweis gefragt, was Gott wohl gethan habe, ehe er die Welt schuf. „Ruthen hat er gemacht," erwiederte er, „diejenigen damit zu züchtigen, die solch unnöthig Ding fragen."

Die Marquise von **Pompadour** traf einmal mit dem Könige von Frankreich, Ludwig XV., an der Thür des Salons von la Muette zusammen; sie trat zurück, den König vorgehen zu lassen. Er bestand darauf, sie solle es thun. — „Gehen Sie! gehen Sie!" sagte er; „denn Schönheit hat auf Erden früher regiert, als die Könige."

Pompier. (ein Pumpen- oder Spritzenmeister. Pumpen nennen die Studenten auf „Borg trinken") „Welche Truppengattung halten Sie für geeignet, als Garnison in eine Universitätsstadt gelegt zu werden?" ward Jemand gefragt. — „Um Reibungen mit den Studirenden zu vermeiden? Eine Compagnie — Pompiers."

Lorenzo da **Ponte,** der Verfasser der Libretti von Mozart's „Don Juan" und „Hochzeit des Figaro" hatte zwei Monate vor seinem Tode folgenden Brief aus New-York an einen Freund in Paris geschrieben: „Herr T. wohnt nicht mehr mit mir, was eine große Leere in meinem Herzen erzeugt und in meiner mehr als poetischen Börse.

Sie könnten die Leere des Herzens ausfüllen, wenn Ihre Geschäfte es Ihnen erlaubten, da Sie uns Hoffnung gemacht haben, daß Sie bald wieder nach New-York zurückkommen werden. Ich danke Ihnen für die Erinnerung, in der Sie mich behalten haben, und Ihre Grüße waren sehr schmeichelhaft für mich; aber zwei kleine Wörter von Ihrer Hand: „Ich grüße Dich, guter Alter!" oder: „Erinnere Dich meiner, lieber Freund!" hätten auf mein Gemüth dieselbe Wirkung gehabt, wie Salz auf Brod oder Zucker auf Erdbeeren." Es kann mich nicht wundern, daß man in Frankreich erstaunt sein wird, mich noch unter den Lebenden zu wissen; denn, in Wahrheit, was ich seit so vielen Jahren schon gelitten und was ich noch gegenwärtig in Amerika leide, hätte mehr als einmal hingereicht, um mich zu den verzweifelten Seelen des Tartarus zu schicken. — Wenn Sie mit der musikalischen Engelsfamilie, welche das Paradies der Pariser Bühnen ausmacht, in Verbindung stehen, sagen Sie ihr, ich bitte Sie, daß der Verfasser von sechs und dreißig Dramen, der Dichter Josephs II., Salieri's, Martini's und Mozart's, nachdem er Amerika die Sprache, Literatur und Musik Italiens gegeben, nachdem er ungefähr 3000 Zöglinge gebildet, 25,000 kostbare Bände in's Land gebracht, öffentliche und Privat-Bibliotheken errichtet, Professoren gebildet, ihrem Collegium 300 Bände klassischer Schriftsteller geschenkt, nachdem er endlich drei und achtzig Jahre alt geworden und Alles, was er besaß, verschwendet, um ihnen ein Drama zu geben, verlassen und vergessen ist, als wäre er nie gewesen, oder als wäre er ein von den Galeeren entsprungener Vagabund. Ich will nichts mehr sagen, und ich bitte Sie, Alles zu entschuldigen, was Galle und Zorn aus meiner Feder preßte. Ach! wenn, anstatt mich nach Amerika zu werfen, das Schicksal mich nach Frankreich geführt hätte, so würde ich nicht befürchten, nach meinem Tode den Hunden als Speise dienen zu müssen, aus Mangel an dem Wenigen, um den kleinen Theil Erde bezahlen zu können, der meine Gebeine aufnehmen und bedecken soll. Lorenzo da Ponte. — P. S. Haben Sie meine Opern in irgend einem Winkel von Paris gefunden?"

Pontius Pilatus. Ein grober Verbrecher hatte die Frechheit, zu seinem Inquirenten zu sagen: er sei ein zweiter Pontius Pilatus. „Da irrst Du Dich sehr!" erwiederte dieser mit Kälte; „ich versichere Dich, wenn Du gehangen wirst, werde ich meine Hände nicht waschen."

— Ein munterer Knabe in Yorkshire, der bei einem Schulmeister, mit Namen Wilkins in die Schule ging, hatte einen Edelmann Pontius Pilatus genannt. Er wurde dafür strenge bestraft und sein Lehrer deutete ihm an, nie wieder diesen Namen über seine Zunge kommen zu lassen. Dies merkte sich der Knabe und bei einer Catechisation in

der Kirche, als er den Glauben hersagen mußte, sprach er statt: gelitten unter Pontius Pilatus, „gelitten unter Timotheus Wilkins, Schulmeister."

Pope und Kneller. Alexander Pope, der bekanntlich sehr häßlich war, ging eines Tages mit dem berühmten Maler Kneller durch eine Gallerie, wo die schönsten Gemälde dieses Künstlers hingen. „Es ist wahrlich Schade," sagte er, „daß man Sie bei der Schöpfung nicht zu Rathe gezogen hat." Kneller fand sich durch dieses Compliment, das einer Satyre ähnlicher sah, als einem Lobe, etwas beleidigt und versetzte, indem er den Poeten von oben bis unten ansah: „Ich muß gestehen, gewisse Dinge hätt' ich besser gemacht."

Aufrichtige Erwiederung. „Gott bess're mich!" war der beständige Ausruf **Popen's**, der sehr übel gebaut war. Da er nun auch einmal in einem Streite mit einem Lohnkutscher so ausrief, sagte dieser: „Das verlohnte sich der Mühe; es ist noch einmal so leicht, einen neuen Kerl zu machen!" V.

Der **populärste** Minister. Als man die fünf Minister Karls X. in ihr Gefängniß nach Ham abführte, hatte sich in der Gegend von Compiegne eine Menge Volks versammelt, welches schrie: „Tod den Ministern! Werft Polignac in's Wasser!" — Die Escorte der Exminister verhinderte nur mit Mühe, daß dies nicht wirklich geschah. Der Minister von Cantelauze sagte bei diesem Geschrei zu dem Fürsten Polignac: „Es scheint doch, daß Sie von uns der populärste sind."

Die umfassende **Portechaise.** Eine vornehme Dame ließ sich bei sehr stürmischem Wetter mit ihrer fünfjährigen Tochter in einer Portechaise nach Hause tragen. Voll Mitleid bat das Kind: „O liebe Mama! Nimm doch die armen Leute auch herein in unsern Kasten."

Portier. Ein Schwabe kam nach Wien. Man zeigte ihm viele Paläste, unter Anderm auch das gräflich ***sche Palais. Bei diesem ging er nun öfters vorbei und sah immer den Portier mit seiner goldverbrämten Livree am Thore, da äußerte er sich gegen seinen Freund darüber folgendermaßen: „Aber höret Sie, der Graf *** muß doch gar nicht zu thun habe, weil er de ganze Tag so am Thor stehe kann."

Die **Portiers** unter den Thoren der Reichen sind die Thermometer der Häuser, zu welchen sie gehören. An ihnen erkennt man die Kälte oder Wärme der Freundschaft ihrer Gebieter gegen den Ein- oder Ausgehenden.

Porträt. Eine Köchin erhielt von ihrem Liebhaber, einem Gärtner, der in einer andern Stadt eine Bedienstung antrat, sein Miniatur-Porträt zum Andenken. Das Sprichwort: ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen, fand auch hier seine Anwendung. Der Liebhaber schrieb seiner Köchin einen Absagebrief und verlangte das Porträt zurück, wahrscheinlich, um es seiner Neuerkornen zu überreichen. Die Köchin schien aber den Braten zu riechen; sie sandte das Bildniß zwar an das Original zurück, aber in einem unbrauchbaren Zustande. Sie schrieb nämlich folgende Reime auf das Gesicht:

Es stand Dir im Gesicht geschrieben,
Du wirst die Köchin ewig lieben,
Soll Dir dies Bildniß ähnlich seh'n,
Muß auch darauf der Wahlspruch steh'n.

Porträt von Frauen. Führe den Pinsel eines Rubens oder Correggio, das Bildniß gewisser gefallsüchtiger Schönen wird dir doch nie gelingen, du müßtest denn Fleckausbringer, Anstreicher und Maler zugleich sein.

Werth der **Porträte.** Tschulik hatte neben seinem Bücherkasten die Porträte aller jener Schriftsteller aufgehängt, deren Werke sich im Kasten befanden. Als ihn ein Freund fragte, was ihm lieber sei, die alten Bücher oder die schön gefaßten Bildnisse, entgegnete er: „O tausendmal lieber habe ich die Bücher, in ihnen sehe ich die Seele aller dieser großen Männer, in den Porträten aber nur das werthlose Kleid ihrer Seele."

Porträt-Aehnlichkeit durch Urtheil. Ein Herr G** hatte sich unlängst von einem Maler porträtiren lassen, wollte aber das Bildniß nicht bezahlen, weil es nach seiner Meinung nicht getroffen war. Der Maler verklagte ihn und die Gerichtsbehörde erkannte: „Das Bildniß sei, wenn nicht frappant, doch wenigstens zur Genüge ähnlich." — Der Conterfeiete mußte also das Honorar zahlen und hing nun sein Bildniß in seiner Wohnung auf, nachdem er darunter geschrieben: „Durch gerichtlichen Urtheilspruch vom 28. Juni 1827 für ähnlich erkannt!"

Leichte **Porträts.** Bekanntlich haben die Stämme der mongolischen Race ganz gleich ausgeprägte Gesichtszüge, ein Individuum vertritt die ganze Nation. Als nun im Jahre 1815 der französische Maler Isabey den kalmuckischen Fürsten Tumen zeichnete, und dieser in den letzten Sitzungen sich ziemlich ungeduldig zeigte, bat ihn der Künstler, sich nicht so anzustrengen, sich vielmehr durch einen seiner

Diener ablösen zu lassen. Dies geschah sofort, und Jedermann erkannte in dem Bilde dennoch das gelungene Porträt des Prinzen.

Die Ansichten über **Porträte** ändern sich. Als Herr von M.... noch Bräutigam war, ließ er bei einem Maler seine Braut in Lebensgröße malen. — Das Bild ward fertig, allein Herr von M.... hatte tausend Mängel daran auszustellen, auch fand er es überhaupt zu wenig schön, und der Künstler mußte das Porträt wieder mitnehmen, um es ganz und gar zu verbessern. Die Hochzeit geht indessen vor sich, und in sechs Wochen darauf meldete sich der Maler mit dem Bilde wieder an. — Kaum hatte der junge Ehemann einen Blick darauf geworfen, als er ausrief: „Ach, was haben Sie gethan? — Sie haben ja jetzt wieder so viel meiner Frau geschmeichelt, daß sie im Bilde gar nicht zu erkennen ist!" — „Nein, mein werther Herr," fiel ihm der Maler in's Wort, — „das Porträt ist unverändert geblieben, darauf gebe ich mein Ehrenwort; allein — die Zeiten ändern sich! — vor sechs Wochen beurtheilten Sie es als Bräutigam, und jetzt als Ehemann!"

Der **Porträtmaler.** Wie es um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit der Porträtmalerei ausgesehen haben müsse, davon giebt uns die Limpurger Chronik die beste Auskunft, wo es heißt: „Der Zeit war der berühmte Maler in Cölln, desgleichen nit war in der Christenheit. Er malet einen, als wie er lebte. Sein Name war Wilhelmus."

Das nicht getreue **Porträt.** Der berühmte Maler Kneller hatte für einen Cavalier das Bildniß seines Sohnes malen müssen. — Nachdem es fertig war, erhielt Kneller einen Besuch von dem Cavalier und einigen Freunden desselben. — Beim Eintritte in das Zimmer des Künstlers sah er sich überall um und fragte dann den Maler: „wo ist das Porträt meines Sohnes?" — Dies verdroß Knellern und er sagte zu seinem Gesellschafter, einem gewissen Bing, ziemlich laut: „Mein Gott, Bing! Ich habe kein ähnlicher Porträt gemacht, als das des jungen Cavaliers, aber ich habe etwas Geist in seine Physiognomie gelegt, und nun kennt ihn weder sein eigener Vater, noch einer seiner Freunde."

Aehnlichkeit eines **Porträts.** „Sagen Sie Ihrem Vater," sagte ein alberner Geck zu der Tochter eines Malers, „das Porträt kann ich nicht behalten. Er hat mich ja wie einen Narren gemalt." — „Was können Sie mehr verlangen," erwiederte diese, „es ist Ihnen ja sprechend ähnlich."

Eines **Porträtes** gute Kritik. Man zeigte dem Herrn von Bièvre ein vorzügliches Gemälde, welches den heiligen Bruno darstellte und fragte ihn um seine Meinung hierüber: „Erlaubte es seine Ordensregel," sagte dieser, „er würde sprechen!"

Possen. Es giebt vielleicht bei der Bühne keine ärgern Possen, als die, welche manche plötzlich heiser werdende Sängerin dem Director spielt.

Post. Ein aufmerksamer Gesichtsforscher in Paris befand sich neulich in einem Kaffeehause, an dessen einem Fenster eine Post-Brief-Sammlung ist, und stellte folgende flüchtige Beobachtungen an. Ein junger Mensch, bleich, zitternd, legt mit unsicherer Hand einen Brief hinein, die Augen voll Zorn; er entfernt sich dann rasches Schrittes mit verbissenen Lauten des Grimms und der Rache: Eine Herausforderung. — Ein junges Mädchen führt ihre Mutter. Bei Annäherung an das Kästchen stößt sie einen schweren Seufzer aus, greift in ihren Strickbeutel; läßt, wie von ungefähr, einen Handschuh fallen, geht weiter, kehrt aber rasch wieder zurück, den Handschuh aufzuheben und — nebenher ein Briefchen in's Kästchen zu werfen: Ein Liebesbrief. — Ein Mann mit einer Hand voll Einladungs-Karten tritt heran; sein gehässiger, trüber Blick, sein Mißmuth, mit dem er frankirt, zeigen einen Ehemann, der zu einem Tanz-Abend Personen einladen muß, die nur — seine Frau kennt. — Ein dicker Mann tritt zagend heran; endlich läßt er zögernd und bedauernd einen Brief hinein fallen. Er hat zwei Einladungen zum Schmaus erhalten; einer kann er nur genügen, die andere muß er leider ablehnen. — Ein junger, schwarz gekleideter Mann kommt eilend daher, frohen Blickes eine Hand voll Briefe hinwerfend: es ist ein glücklicher Neffe, der einzige Erbe des eben verstorbenen Oheims.

Posthumus. Es fragte Jemand einen Andern: Was versteht man unter Posthumus? Es erscheinen so viele Schriften, wo dies Wort auf dem Titel zu lesen ist. „Das wissen Sie nicht?" war die Antwort, „das sind Bücher, die Jemand nach seinem Tode geschrieben hat."

Niemand in Spanien ist so mächtig, daß er die **Postillone** hindern könnte, sich auf den Wagen zu setzen, wenn er einen Sitz hat, obgleich das Gesetz ihnen gebietet, zu reiten. Der Erzbischof von Toledo wollte diesen Mißbrauch abschaffen. Als er ein Mal sah, daß der Postillon, der ihn fuhr, nicht ritt, ließ er anhalten und befahl dem Manne, sich dem Gesetze zu fügen. Der Postillon aber spannte, ohne ein Wort zu antworten, seine Pferde ab, kehrte im

Diener ablösen zu lassen. Dies geschah sofort, und Jedermann erkannte in dem Bilde dennoch das gelungene Porträt des Prinzen.

Die Ansichten über **Porträte** ändern sich. Als Herr von M.... noch Bräutigam war, ließ er bei einem Maler seine Braut in Lebensgröße malen. — Das Bild ward fertig, allein Herr von M.... hatte tausend Mängel daran auszustellen, auch fand er es überhaupt zu wenig schön, und der Künstler mußte das Porträt wieder mitnehmen, um es ganz und gar zu verbessern. Die Hochzeit geht indessen vor sich, und in sechs Wochen darauf meldete sich der Maler mit dem Bilde wieder an. — Kaum hatte der junge Ehemann einen Blick darauf geworfen, als er ausrief: „Ach, was haben Sie gethan? — Sie haben ja jetzt wieder so viel meiner Frau geschmeichelt, daß sie im Bilde gar nicht zu erkennen ist!" — „Nein, mein werther Herr," fiel ihm der Maler in's Wort, — „das Porträt ist unverändert geblieben, darauf gebe ich mein Ehrenwort; allein — die Zeiten ändern sich! — vor sechs Wochen beurtheilten Sie es als Bräutigam, und jetzt als Ehemann!"

Der **Porträtmaler.** Wie es um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit der Porträtmalerei ausgesehen haben müsse, davon giebt uns die Limpurger Chronik die beste Auskunft, wo es heißt: „Der Zeit war der berühmte Maler in Cölln, desgleichen nit war in der Christenheit. Er malet einen, als wie er lebte. Sein Name war Wilhelmus."

Das nicht getreue **Porträt.** Der berühmte Maler Kneller hatte für einen Cavalier das Bildniß seines Sohnes malen müssen. — Nachdem es fertig war, erhielt Kneller einen Besuch von dem Cavalier und einigen Freunden desselben. — Beim Eintritte in das Zimmer des Künstlers sah er sich überall um und fragte dann den Maler: „wo ist das Porträt meines Sohnes?" — Dies verdroß Knellern und er sagte zu seinem Gesellschafter, einem gewissen Bing, ziemlich laut: „Mein Gott, Bing! Ich habe kein ähnlicher Porträt gemacht, als das des jungen Cavaliers, aber ich habe etwas Geist in seine Physiognomie gelegt, und nun kennt ihn weder sein eigener Vater, noch einer seiner Freunde."

Aehnlichkeit eines **Porträts.** „Sagen Sie Ihrem Vater," sagte ein alberner Geck zu der Tochter eines Malers, „das Porträt kann ich nicht behalten. Er hat mich ja wie einen Narren gemalt." — „Was können Sie mehr verlangen," erwiederte diese, „es ist Ihnen ja sprechend ähnlich."

Eines **Porträtes** gute Kritik. Man zeigte dem Herrn von Bièvre ein vorzügliches Gemälde, welches den heiligen Bruno darstellte und fragte ihn um seine Meinung hierüber: „Erlaubte es seine Ordensregel," sagte dieser, „er würde sprechen!"

Possen. Es giebt vielleicht bei der Bühne keine ärgern Possen, als die, welche manche plötzlich heiser werdende Sängerin dem Director spielt.

Post. Ein aufmerksamer Gesichtsforscher in Paris befand sich neulich in einem Kaffeehause, an dessen einem Fenster eine Post-Brief-Sammlung ist, und stellte folgende flüchtige Beobachtungen an. Ein junger Mensch, bleich, zitternd, legt mit unsicherer Hand einen Brief hinein, die Augen voll Zorn; er entfernt sich dann rasches Schrittes mit verbissenen Lauten des Grimms und der Rache: Eine Herausforderung. — Ein junges Mädchen führt ihre Mutter. Bei Annäherung an das Kästchen stößt sie einen schweren Seufzer aus, greift in ihren Strickbeutel; läßt, wie von ungefähr, einen Handschuh fallen, geht weiter, kehrt aber rasch wieder zurück, den Handschuh aufzuheben und — nebenher ein Briefchen in's Kästchen zu werfen: Ein Liebesbrief. — Ein Mann mit einer Hand voll Einladungs-Karten tritt heran; sein gehässiger, trüber Blick, sein Mißmuth, mit dem er frankirt, zeigen einen Ehemann, der zu einem Tanz-Abend Personen einladen muß, die nur — seine Frau kennt. — Ein dicker Mann tritt zagend heran; endlich läßt er zögernd und bedauernd einen Brief hinein fallen. Er hat zwei Einladungen zum Schmaus erhalten; einer kann er nur genügen, die andere muß er leider ablehnen. — Ein junger, schwarz gekleideter Mann kommt eilend daher, frohen Blickes eine Hand voll Briefe hinwerfend: es ist ein glücklicher Neffe, der einzige Erbe des eben verstorbenen Oheims.

Posthumus. Es fragte Jemand einen Andern: Was versteht man unter Posthumus? Es erscheinen so viele Schriften, wo dies Wort auf dem Titel zu lesen ist. „Das wissen Sie nicht?" war die Antwort, „das sind Bücher, die Jemand nach seinem Tode geschrieben hat."

Niemand in Spanien ist so mächtig, daß er die **Postillone** hindern könnte, sich auf den Wagen zu setzen, wenn er einen Sitz hat, obgleich das Gesetz ihnen gebietet, zu reiten. Der Erzbischof von Toledo wollte diesen Mißbrauch abschaffen. Als er ein Mal sah, daß der Postillon, der ihn fuhr, nicht ritt, ließ er anhalten und befahl dem Manne, sich dem Gesetze zu fügen. Der Postillon aber spannte, ohne ein Wort zu antworten, seine Pferde ab, kehrte im

Diener ablösen zu lassen. Dies geschah sofort, und Jedermann erkannte in dem Bilde dennoch das gelungene Porträt des Prinzen.

Die Ansichten über **Porträte** ändern sich. Als Herr von M.... noch Bräutigam war, ließ er bei einem Maler seine Braut in Lebensgröße malen. — Das Bild ward fertig, allein Herr von M.... hatte tausend Mängel daran auszustellen, auch fand er es überhaupt zu wenig schön, und der Künstler mußte das Porträt wieder mitnehmen, um es ganz und gar zu verbessern. Die Hochzeit geht indessen vor sich, und in sechs Wochen darauf meldete sich der Maler mit dem Bilde wieder an. — Kaum hatte der junge Ehemann einen Blick darauf geworfen, als er ausrief: „Ach, was haben Sie gethan? — Sie haben ja jetzt wieder so viel meiner Frau geschmeichelt, daß sie im Bilde gar nicht zu erkennen ist!" — „Nein, mein werther Herr," fiel ihm der Maler in's Wort, — „das Porträt ist unverändert geblieben, darauf gebe ich mein Ehrenwort; allein — die Zeiten ändern sich! — vor sechs Wochen beurtheilten Sie es als Bräutigam, und jetzt als Ehemann!"

Der **Porträtmaler.** Wie es um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit der Porträtmalerei ausgesehen haben müsse, davon giebt uns die Limpurger Chronik die beste Auskunft, wo es heißt: „Der Zeit war der berühmte Maler in Cölln, desgleichen nit war in der Christenheit. Er malet einen, als wie er lebte. Sein Name war Wilhelmus."

Das nicht getreue **Porträt.** Der berühmte Maler Kneller hatte für einen Cavalier das Bildniß seines Sohnes malen müssen. — Nachdem es fertig war, erhielt Kneller einen Besuch von dem Cavalier und einigen Freunden desselben. — Beim Eintritte in das Zimmer des Künstlers sah er sich überall um und fragte dann den Maler: „wo ist das Porträt meines Sohnes?" — Dies verdroß Knellern und er sagte zu seinem Gesellschafter, einem gewissen Bing, ziemlich laut: „Mein Gott, Bing! Ich habe kein ähnlicher Porträt gemacht, als das des jungen Cavaliers, aber ich habe etwas Geist in seine Physiognomie gelegt, und nun kennt ihn weder sein eigener Vater, noch einer seiner Freunde."

Aehnlichkeit eines **Porträts.** „Sagen Sie Ihrem Vater," sagte ein alberner Geck zu der Tochter eines Malers, „das Porträt kann ich nicht behalten. Er hat mich ja wie einen Narren gemalt." — „Was können Sie mehr verlangen," erwiederte diese, „es ist Ihnen ja sprechend ähnlich."

Eines **Porträtes** gute Kritik. Man zeigte dem Herrn von Bièvre ein vorzügliches Gemälde, welches den heiligen Bruno darstellte und fragte ihn um seine Meinung hierüber: „Erlaubte es seine Ordensregel," sagte dieser, „er würde sprechen!"

Possen. Es giebt vielleicht bei der Bühne keine ärgern Possen, als die, welche manche plötzlich heiser werdende Sängerin dem Director spielt.

Post. Ein aufmerksamer Gesichtsforscher in Paris befand sich neulich in einem Kaffeehause, an dessen einem Fenster eine Post-Brief-Sammlung ist, und stellte folgende flüchtige Beobachtungen an. Ein junger Mensch, bleich, zitternd, legt mit unsicherer Hand einen Brief hinein, die Augen voll Zorn; er entfernt sich dann rasches Schrittes mit verbissenen Lauten des Grimms und der Rache: Eine Herausforderung. — Ein junges Mädchen führt ihre Mutter. Bei Annäherung an das Kästchen stößt sie einen schweren Seufzer aus, greift in ihren Strickbeutel; läßt, wie von ungefähr, einen Handschuh fallen, geht weiter, kehrt aber rasch wieder zurück, den Handschuh aufzuheben und — nebenher ein Briefchen in's Kästchen zu werfen: Ein Liebesbrief. — Ein Mann mit einer Hand voll Einladungs-Karten tritt heran; sein gehässiger, trüber Blick, sein Mißmuth, mit dem er frankirt, zeigen einen Ehemann, der zu einem Tanz-Abend Personen einladen muß, die nur — seine Frau kennt. — Ein dicker Mann tritt zagend heran; endlich läßt er zögernd und bedauernd einen Brief hinein fallen. Er hat zwei Einladungen zum Schmaus erhalten; einer kann er nur genügen, die andere muß er leider ablehnen. — Ein junger, schwarz gekleideter Mann kommt eilend daher, frohen Blickes eine Hand voll Briefe hinwerfend: es ist ein glücklicher Neffe, der einzige Erbe des eben verstorbenen Oheims.

Posthumus. Es fragte Jemand einen Andern: Was versteht man unter Posthumus? Es erscheinen so viele Schriften, wo dies Wort auf dem Titel zu lesen ist. „Das wissen Sie nicht?" war die Antwort, „das sind Bücher, die Jemand nach seinem Tode geschrieben hat."

Niemand in Spanien ist so mächtig, daß er die **Postillone** hindern könnte, sich auf den Wagen zu setzen, wenn er einen Sitz hat, obgleich das Gesetz ihnen gebietet, zu reiten. Der Erzbischof von Toledo wollte diesen Mißbrauch abschaffen. Als er ein Mal sah, daß der Postillon, der ihn fuhr, nicht ritt, ließ er anhalten und befahl dem Manne, sich dem Gesetze zu fügen. Der Postillon aber spannte, ohne ein Wort zu antworten, seine Pferde ab, kehrte im

Galopp nach Madrid zurück, und ließ den Wagen des Prälaten mitten in einer Einöde zwischen Madrid und Toledo stehen.

Potemkin's Galanterie. Potemkin ließ einen Kaufmann aus Moskau durch die Polizei nach Petersburg schleppen, um einer Dame seinen langen Bart zu zeigen, die an dessen Länge zu zweifeln schien. Der Kaufmann ward in der Residenz abgeliefert und Monate lang in Ketten gehalten, bis sich Potemkin des Bartes gelegentlich erinnerte. Nach Besichtigung der Merkwürdigkeit reis'te der Moskowite mit Verlust seiner Gesundheit zurück, fand sein Vermögen zerrüttet und seine Frau von Gram getödtet.

Ein empfehlenswerther Bedienter. **Potier**, ein dramatischer Künstler in Paris, hatte einen Bedienten, der an Pfiffigkeit und Bequemlichkeit seines Gleichen suchen konnte. Eigentlich war nicht er Potiers Diener, sondern Potier sein Diener. Eines Tages wollte Potier abreisen und daher seine Effecten einpacken. Javelle, so hieß der liebenswürdige Diener, setzte sich behaglich in einen Armstuhl. Kaum saß er, so behauptete er, die Sachen könnten nimmermehr alle in den Mantelsack gehen. „Es muß gehen," sagte Potier. — „Unmöglich," meinte Javelle. — „Versuch's nur." — „Aber wozu etwas versuchen, was nimmermehr geht; überzeugen Sie sich selbst, Herr." — „Wie eigensinnig Du bist!" Und zum Beweis, daß er Recht habe, begann Potier einen Rock zusammenzulegen, dann einen zweiten und packte ein Stück nach dem andern ein. Javelle sah von seinem Armstuhle zu und munterte seinen Herrn durch Zuruf und Geberden auf. „Gut! Sehr gut!" rief er, „Gar nicht übel! Aber wo werden Sie das hin thun?" — „Daher, sieh!" Potier packte immer fort, bis Alles im Mantelsacke untergebracht war. „Nun, zweifelst Du noch?" fragte er den Diener. — „Fürwahr, nicht im geringsten mehr," erwiederte dieser und blieb mit unverwüstlicher Ruhe in seinem Armstuhle sitzen, „Sie haben Alles gut hineingebracht, aber wie wird's nun mit dem Zumachen gehn? Darin steckt die Unmöglichkeit." Potier troff schon von Schweiß, sprang aber, um seinen ungläubigen Diener zu überzeugen, auf den Mantelsack hinauf, und trat und stampfte darauf herum, bis dieser nach unerhörten Anstrengungen sich schließen ließ. „Siehst Du, Javelle, daß Du wieder Unrecht hattest?" — „Wahrhaftig, Herr, Sie haben's vollbracht! Aber gestehen Sie, es hat Sie viel Arbeit gekostet! Sie sind ja ganz gebadet, ruhen Sie doch aus!" Javelle gab noch einige solche Proben seiner Talente. Endlich aber gewann Potier die Ueberzeugung, daß es nicht gut sei, wenn der Diener zu viel „Esprit" habe, jagte Javelle fort, und nahm einen Dummkopf in Dienst.

Großer **Prachtaufwand.** Im Jahre 1595 war in Danzig der Prachtaufwand so groß, daß ein Rathsherr bei der Brautfahrt seiner Tochter 60 Schalksnarren vorreiten ließ, alle in Scharlach gekleidet und mit goldenen Treſſen beſetzt.

Prahlerei. Madame D..... hatte ſich eine neue Commode von Mahagoniholz gekauft, und um dieſelbe bewundern zu laſſen, mehrere Freundinnen zum Thee gebeten. Als zu ihrem großen Aerger Niemand das neue Möbel bemerken wollte, öffnete ſie leiſe den Kaſten deſſelben, und rief nach einer Weile ihrem Mädchen zu: „Minne! mache den Commodekaſten zu, es zieht hier ſo.“

Was haben die meiſten **Pränumerationswerke** mit den Geiſtern unſeres Jahrhunderts gemein? „Daß ſie nicht erſcheinen.“

Präſent. „Es bleibt doch eine unumſtößliche Wahrheit,“ predigte ein Paſtor ſeiner Gemeinde, „eheliches Glück bleibt doch immer eines der größten Geſchenke des Himmels, das uns Menſchen geworden iſt.“ „Hört, Nachbar!“ ſtieß ein Bauer den andern während dieſer Rede, „mit dem Präſent, glaub' ich, hat ſich der Himmel bei uns beiden juſt nicht ruinirt.“

Präſent eines Juden. Ein Advokat hatte einem Juden ein Geſuch verfaßt; dafür machte ihm dieſer ein Präſent mit zwei alten tuchenen Aermeln, ſprechend: „Gnädiger Herr! wenn Sie noch nehmen hiezu etwas Tuch, werden Sie haben ein ganzes Frackl.“

Der **Präſident** der Schuften. In einer kleinen Stadt ging ein Fremder in das Rathhaus, um es zu beſehen. Allein einige naſeweiſe Schreiber hatten die Bosheit, ihn durch allerhand Sticheleien zu verſpotten. Einige angeſehene Bürger riethen ihm, ſeine Beſchwerden bei dem Bürgermeiſter anzubringen. Der Fremde that auch dieſes in folgenden Ausdrücken: „Von einigen Schlingeln in dieſem Hauſe iſt mir, ohne daß ich dieſen Schuften Anlaß dazu gegeben habe, ſehr übel begegnet worden. Da ich nun höre, daß Sie der Präſident derſelben ſind, ſo habe ich es Ihnen melden, und Sie um Genugthuung bitten wollen.“

Prag im Jahre 1680. Im Jahre 1682 erſchien in Prag ein „Spiegel des Prageriſchen Elends,“ darin kürzlich vorgebildet, wie der gerechte Gott ſeinen lang gefaßten Zorn über die gewaltige Stadt Prag im Jahre 1680 ausgeſchüttet, uns wegen der großen Sünden mit den grauſamen Ruthen der Peſtilenz väterlich gezüchtiget, davon erbärmlich über 26,000 Menſchen Todes verblichen.

Kaffeehause zu München die Anwesenden auf, mit ihm Billard, die Partie um einen Ducaten, zu spielen. Niemand wollte entriren. „Nun denn," rief der Fremde, „wer spielt die Partie um eine Ohrfeige?" — „Do bin i do," erwiederte der anwesende, launige Hofmusikus Pranger, trat zum Billard und ergriff eine Queue. Bevor aber noch die Partie begann, sprach Pranger sehr höflich: „Mo lieber Herr! 's is in Boarn Modi, daß man z'erst (zuerst) setzt, vor ma z'spielen anfängt," — und hiermit verabreichte er dem Fremden eine derbe Ohrfeige, bevor aber dieser wieder zur Besinnung kam, war der flinke Pranger längst aus der Thüre.

Wiener **Prater.** In unserem Prater gibt es eine Fahr-Allee, eine Reit-Allee und eine Geh-Allee. Die Frau fährt, der Mann geht, der Anbeter reitet; denn die Frau denkt: „Wenn ich meinen Mann gehen lasse und meinen Adorateur aufsitzen lasse, dann fahr' ich am besten!" S.

Theorie und **Praxis.** Ein alter, grundehrlicher Färber, färbte seit undenklichen Jahren allerlei Stoffe, besonders Seide, Wolle und Leinen. Einstmals kam zu demselben ein junger, dem Ansehen nach feiner Mann, in Begleitung vieler Damen und Honoratioren des Orts, der so eben die Universität und das Catheder frisch verlassen hatte, mit einem Prisma in der Tasche und begehrte Vorlaß. Sobald er denselben erhielt, befragte er den alten Färber ziemlich anmaßend: „was er denn eigentlich zu färben pflege?" „Wolle und Seide," war des Greises bescheidene Antwort. Zugleich hielt er den Herren und Damen einige Stücke von seinen gefärbten Zeugen, Seiden und Garnen entgegen. Als der junge Professor dieselben eine Weile betrachtet hatte, schlug er, wie die Götter Homers, ein fast unauslöschliches selbstgefälliges Gelächter auf; zog sein dreieckiges, geschliffenes Prisma aus der Tasche, warf die schönsten Regenbogenfarben damit auf die gegenüberstehende, weiße Wand; verglich das reine Blau, das verklärte Roth, was er auf diese Weise erzeugte, mit den getrübten Widerscheinen, welche das Tuch, die Leinen und die Seide des Färbers darstellten, und endete seine Theorie vom Urlicht, von den chemischen Vermischungen, von den anziehenden und abziehenden Polen damit, daß er dem alten, ehrlichen Färber den wohlmeinenden Rath ertheilte, seinen Farbenkessel je eher, je lieber in Stücken zu schlagen, ein Collegium bei ihm zu hören und ein Laboratorium nach prismatischen Grundsätzen zu errichten. Hier riß dem alten Färber zuletzt die Geduld, und er sagte ganz trocken, indem er seine Mütze ziemlich verwegen auf das linke Ohr vorschob: „Alles gut, mein junger Herr; daß es einen blauen Himmel gibt, das wußt' ich längst; eben so ist mir auch das Morgenroth und Abendroth nicht unbekannt geblieben;

Pragmatisch (belehrend; gemeinnützig). Ein wißbegieriger junger Mensch fragte in einer Gesellschaft, wo gerade des Wortes pragmatisch erwähnt wurde, einen bejahrten Herrn, der in seiner Jugend nicht wißbegierig gewesen sein muß, was man unter diesem Ausdrucke verstehe. Verlegen antwortete der Gefragte: „Jener Herr dort wird es Ihnen bestimmt sagen können, er ist, so viel ich weiß, von Prag."

Prahler. Ein Rittmeister erzählte, daß seine Matratzen bloß mit den Schnurrbärten von feindlichen Husaren gefüllt seien, denen er die Köpfe herunter gehauen.

Beschämung eines **Prahlers.** Ein Officier, der ein Wirthssohn war, gab sich allenthalben für einen Cavalier von gutem Hause aus. Als er einst bei einer Tafel abermals mit seiner Herkunft prahlte, sagte einer der Anwesenden, der seine Eltern kannte, zu ihm: „Ich kenne Ihren Herrn Vater sehr gut, er ist der galanteste Mann, der Jedermann gut empfängt, und dessen Haus der ganzen Welt offen steht."

Prahlerei. Ein Prahler erwähnte in einer Gesellschaft eines Streites mit seinem Nachbar, und erzählte: „Ich warf den unverschämten Kerl die Treppe hinunter, daß er den Hals brach, nun geht der Schuft hin und verklagt mich!"

— Zwei englische Reisende speisten zusammen, und das Gespräch wendete sich bei der Flasche bald auf die ausgebreiteten Geschäfte, welche ihre resp. Häuser machten. Der Eine, um dem seinigen den Vorzug zu sichern, erzählte mehrere Beweise, und sagte endlich, „sein Commerz wäre so bedeutend, daß bloß die Dinte bei ihrer Correspondenz jährlich 100 Pfund kostete." „Was," sagte der Andere, „das führt Ihr als ein Wunder an? wir ersparen diese Summe jährlich, bloß wenn wir die Punkte über die „i's" und die Apostrophe weglassen."

Beschämung eines **Prahlers.** Ein Oberster, der gern viel von sich, seinen Verdiensten und Diensteifer sprach, sagte in einer Gesellschaft: „Sie können nicht glauben, was ich Alles zu thun habe. Bei'm ganzen Regiment ist keiner, der mir meine Geschäfte erleichtert. Ich bin nicht allein der Commandeur vom Regiment, sondern ich muß auch mein eigener Rechnungsführer, Hauptmann, Lieutenant und Gott weiß, was alles noch sein." — „Auch Ihr Trompeter?" fragte eine Dame ironisch.

Pranger. Ein übermüthiger junger Ausländer forderte in einem

Kaffeehause zu München die Anwesenden auf, mit ihm Billard, die Partie um einen Ducaten, zu spielen. Niemand wollte entriren. „Nun denn," rief der Fremde, „wer spielt die Partie um eine Ohrfeige?" — „Do bin i do," erwiederte der anwesende, launige Hofmusikus Pranger, trat zum Billard und ergriff eine Queue. Bevor aber noch die Partie begann, sprach Pranger sehr höflich: „Mo lieber Herr! 's is in Boarn Modi, daß man z'erst (zuerst) setzt, vor ma z'spielen anfängt," — und hiermit verabreichte er dem Fremden eine derbe Ohrfeige, bevor aber dieser wieder zur Besinnung kam, war der flinke Pranger längst aus der Thüre.

Wiener **Prater.** In unserem Prater gibt es eine Fahr-Allee, eine Reit-Allee und eine Geh-Allee. Die Frau fährt, der Mann geht, der Anbeter reitet; denn die Frau denkt: „Wenn ich meinen Mann gehen lasse und meinen Adorateur aufsitzen lasse, dann fahr' ich am besten!" S.

Theorie und **Praxis.** Ein alter, grundehrlicher Färber, färbte seit undenklichen Jahren allerlei Stoffe, besonders Seide, Wolle und Leinen. Einstmals kam zu demselben ein junger, dem Ansehen nach feiner Mann, in Begleitung vieler Damen und Honoratioren des Orts, der so eben die Universität und das Catheder frisch verlassen hatte, mit einem Prisma in der Tasche und begehrte Vorlaß. Sobald er denselben erhielt, befragte er den alten Färber ziemlich anmaßend: „was er denn eigentlich zu färben pflege?" „Wolle und Seide," war des Greises bescheidene Antwort. Zugleich hielt er den Herren und Damen einige Stücke von seinen gefärbten Zeugen, Seiden und Garnen entgegen. Als der junge Professor dieselben eine Weile betrachtet hatte, schlug er, wie die Götter Homers, ein fast unauslöschliches selbstgefälliges Gelächter auf; zog sein dreieckiges, geschliffenes Prisma aus der Tasche, warf die schönsten Regenbogenfarben damit auf die gegenüberstehende, weiße Wand; verglich das reine Blau, das verklärte Roth, was er auf diese Weise erzeugte, mit den getrübten Widerscheinen, welche das Tuch, die Leinen und die Seide des Färbers darstellten, und endete seine Theorie vom Urlicht, von den chemischen Vermischungen, von den anziehenden und abziehenden Polen damit, daß er dem alten, ehrlichen Färber den wohlmeinenden Rath ertheilte, seinen Farbenkessel je eher, je lieber in Stücken zu schlagen, ein Collegium bei ihm zu hören und ein Laboratorium nach prismatischen Grundsätzen zu errichten. Hier riß dem alten Färber zuletzt die Geduld, und er sagte ganz trocken, indem er seine Mütze ziemlich verwegen auf das linke Ohr vorschob: „Alles gut, mein junger Herr; daß es einen blauen Himmel gibt, das wußt' ich längst; eben so ist mir auch das Morgenroth und Abendroth nicht unbekannt geblieben;

aber, lieber Herr, wenn wir am Herde stehen, handelt es sich um ganz andere Dinge, als um eine weiße, getünchte Wand, oder um den Widerschein eines dreieckigen geschliffenen Glases. Seid doch so gut und destillirt mir einmal den blauen Himmel! Bestehet, wofern Ihr es könnt, den niedrigen Kampf mit Fett, Seide und Wolle! Kocht mir das Abendroth und steckt mir das Morgenroth in einen Kessel: so will ich Euch loben und preisen immerdar: — wo nicht — so verschont mich mit allen Euren vornehmen Redensarten! Habt Ihr's gehört? Morgen ist gerade Freitag, da färben wir; Ihr könnt also Euer Glück versuchen." Der junge Professor zuckte mitleidig die Achseln; murmelte so etwas von beschränkten Realisten, von blinden Empirikern in den Bart, und man will versichern, er sei nicht wiedergekommen.

Prediger. Ein junger Geistlicher sollte zum erstenmal vor Karl II., König von England, predigen. Als der etwas blöde Mann die Kanzel betrat, brach ihm der Angstschweiß aus. Er faßte sich indeß und wischte mit der Hand seinen Schweiß ab. Unglücklicher Weise hatte er aber neue schwarze Handschuhe an, die abfärbten und sein ganzes Gesicht schwärzten. Als er nun den Text ablas: „Ich bin furchtbar und wunderbar gemacht," fing Alles an zu lachen, ja selbst der König konnte der Ansteckung nicht widerstehen, und stimmte — die Umstände waren einmal so — in das allgemeine Gelächter mit ein.

Ein **Prediger** in einer Reichsstadt, der etwas sarcastisch war, ließ sich eines Sonntags auf der Kanzel bei dem Gebete für die Rathsherren also vernehmen: „Gieb ihnen, großer Gott, Weisheit und Verstand, denn sie brauchen's — (hier machte er eine lange Pause) — „zu ihren Amtsgeschäften."

Prediger. Ein Candidat predigte zur größten Langeweile, nur eine alte Frau weinte bitterlich. Dadurch geschmeichelt, fragte er, warum sie so gerührt sei? — „Ach," schluchzte sie, „mein Sohn studirt auch, und wenn er keine bessere Predigt halten lernt, so ist mein Geld weggeworfen."

— Ein Candidat, der zum ersten Male predigte, blieb in der Predigt stecken. Der witzige Schulmeister fing darauf als Kanzellied den Vers an:

„Reiche deinem schwachen Kinde,
Das auf matten Füßen steht,
Deine Gnadenhand geschwinde,
Bis die Angst vorüber geht. —"

Der einsame **Prediger.** Von einem Prediger, der eben keinen sonderlichen Beifall hatte, wurde Jemanden in einer Gesellschaft vorgehalten, daß er so selten in seine Predigten ginge; der Prediger setzte hinzu, daß er sich vielleicht dadurch entschuldigen werde, daß er nicht gern in so große Gesellschaften kommen wollte. „Nein, mein Herr Pastor," war die Antwort, „diese Ursache habe ich keineswegs, sondern ich will Sie nur in Ihrer Einsamkeit nicht stören."

— Ein Prediger blieb in der Predigt stecken. Er verlor aber seine Geistesgegenwart nicht, sondern rief: „Andächtige Zuhörer, ich rieche Feuer!" — Die ganze Versammlung stürzte zur Kirche hinaus und der Pfarrer folgte schnell nach.

— Der 1832 verstorbene Prediger Rowland Hill, der sich trotz aller seiner Excentricitäten auch oft in denselben als einen echt praktischen geistlichen Wortführer erwies, schloß einst eine Predigt zu Gunsten einer Anstalt, für welche Beiträge gesammelt werden sollten, mit folgender Ermahnung: „Jeder ist sich selbst der Nächste. Wer also von Euch, meine Freunde, baares Geld nicht leicht entbehren kann; oder wer glaubt, nicht genug zu haben, um seine Schulden zu decken, der gebe nichts, ich verlange nichts, ja ich verbiete es ihm, etwas zu geben, denn Ehrlichkeit gegen Gläubiger muß der Mildthätigkeit vorgehen. Wer aber in guten Verhältnissen ist, der gebe so viel er mag." Wer hätte sich als einen Unbemittelten angeben und seinen Credit, des Kaufmanns höchstes Gut, für lange verscherzen mögen? Darum borgten selbst Die, die zufällig nicht Geld genug bei sich hatten, von anwesenden Freunden und die Spende fiel reichlicher aus als je eine zuvor.

Predigt. In einem polnischen Gränzdorfe hatte der Geistliche schon oft vergebens von der Kanzel gedonnert über das liederliche Leben der Bauern, das Spielen und Saufen ꝛc. Als die Revolution in Krakau ausbrach, da glaubte er noch einmal Gelegenheit nehmen zu müssen, die unsittlichen Bauern zu ermahnen. Er sagte daher am Schlusse seiner Predigt: „Habe ich Euch nicht immer gesagt, die Strafe für das Laster bleibt nicht aus? Seht, nun bricht der Krieg aus, die Feinde rücken an, verheeren Eure Wohnungen und Felder, und ich höre schon in der Ferne die Lärmtrommel, tromm, tromm, tromm, tromm, tromm!" wozu er mit den Händen auf die Kanzel trommelte. Der Schulmeister, ein gewesener Trompeter, das Trommeln hörend, langt sogleich seine alte Trompete von der Wand und bläst zum Angriff. Der Pfarrer sieht erstaunt den Schulmeister an; dieser aber ruft vom Chore herab: „Ja, Herr Magister! wenn wir nicht die Ca-

vallerie mit dazu nehmen, mit der Infanterie allein fangen wir bei den Bauern, so wahr ich lebe, nichts an!"

Predigt. Ein Kapuziner wollte in einer Fastenpredigt seinen Zuhörern die Vergänglichkeit dieses Lebens, und den oft schnellen Uebergang vom Leben zum Tode recht lebhaft vor Augen bringen, und sagte unter anderm auch: „Bedenket doch, lieben Brüder! daß sich Mancher oft des Abends frisch und gesund zu Bette legt, und am andern Morgen — ach, da steht er todt wieder auf."

— Der Pastor Gottsched eiferte in einer Predigt ungemein und übertrieben gegen den Wein. Der Organist, welchem des Pastors Rede ganz und gar nicht behagte, machte darüber nach seiner Art einen Witz; er spielte nämlich zum Ausgang der Gemeinde die bekannte Arie aus der Oper „Das Sonntagskind" vor: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann;" und variirte dieses Thema sehr meisterhaft.

— Ein Candidat hielt seine Probepredigt. Er begann: „Der Apostel Paulus läßt Euch schönstens grüßen —" Da stockte er plötzlich. Er wiederholte: „Der Apostel Paulus läßt Euch schönstens grüßen!" — Er hatte das Concept total verloren; er sagte noch einmal: „Der Apostel Paulus läßt Euch schönstens grüßen." „Und die Gemeinde," rief plötzlich der Schulze, „läßt sich gehorsamst bedanken!"

— Der Königin Jeanne d'Albret von Navarra, der Mutter Heinrichs IV., von den Zeitgenossen als eine eben so fromme als gelehrte Dame gerühmt, wurde von der hugenottischen Geistlichkeit die Dispensation ertheilt, daß sie während der Predigt, um vor'm Einschlafen sicher zu sein, ihre weiblichen Arbeiten verrichten dürfe. Beweis, daß die Predigten jener Zeit beispiellos interessant gewesen sein müssen.

— Der Abt Häserer bot einst dem Buchhändler Nikolai in Berlin ein Bändchen moralischer Predigten für Christen, Juden und Heiden zum Verlag an. Nikolai antwortete ihm: „Ich bedauere, mein Herr Abt, daß ich von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen kann; die Christen lesen keine Predigten mehr, die Juden kaufen keine und mit den Heiden stehe ich nicht im Verkehr. Ich habe die Ehre u. s. w."

— Mein Liebling ist der: „Je länger je lieber!" sprach

ein Landgeistlicher zu dem Schulzen. Der alte Treuherz entgegnete: „Das spürt man an Ihren Predigten."

Predigt. In den zu Paris von 1511 bis 1530 gedruckten Predigten des Paters Olivier Maillard ist am Rande durch Hem! Hem! jedesmal angegeben, wenn der Prediger während des Vortrages gehustet hat.

— Ein Studiosus Theologiä in Jena wettete mit anderen Studenten, er würde den alten Superintendenten ** bewegen, der sich auf seine Predigten stets gut vorbereitete, aus dem Stegreif zu predigen. Zu diesem Ende ging er zu dem Superintendenten und bat ihn, am künftigen Sonntage für ihn predigen zu dürfen. Der Superintendent bewilligte es. Als am Sonntage vor der Predigt das aus fünf Versen bestehende Lied gesungen wurde, befand sich der Superintendent mit dem Studenten in der Sacristei. Beim Anfang des zweiten Verses sagte der Student zum Superintendenten: „Ew. Hochwürden! ich gehe!" Der Superintendent erinnerte ihn, es sei noch zu frühe. Beim dritten Vers sagte der Student abermals: „Ew. Hochwürden! ich gehe!" „So warten Sie doch noch," sagte dieser, „es ist ja erst der dritte Vers!" Als der Student beim Anfang des vierten Verses wieder sagte: „Ew. Hochwürden! ich gehe!" erwiederte dieser: „Nun, so gehen Sie in Gottes Namen! wenn Sie nicht bis zum letzten Verse warten wollen!" Der Superintendent glaubte, der Student gehe auf die Kanzel, aber dieser ging zur Kirche hinaus. Was war zu thun? Der Superintendent mußte aus dem Stegreif predigen. Dr. Rumy.

Die wirksame **Predigt.** Ein Landprediger hatte, bei einer zahlreichen Familie, ein so geringes Einkommen, daß er sich und die Seinigen davon kaum kümmerlich erhalten konnte; er sah sich also genöthigt, bei seinen Pfarrkindern zu borgen. Er vertröstete diese von einer Zeit zur andern mit der Bezahlung seiner Schulden; da diese aber endlich der leeren Versprechungen überdrüssig waren, so stieg seine Verlegenheit aufs höchste. Lange sann er hin und her, wie er sich aus dieser bedrängten Lage ziehen sollte; aber nirgends fand er Hülfe. Endlich beschloß er, zu versuchen, was er durch seine Beredtsamkeit auf der Kanzel ausrichten könnte. Er wählte daher an einem Sonntage, wo er eben kurz vorher von vielen seiner Gläubiger sehr ungestüm gemahnt worden war, zum Text seiner Predigt die Worte: „Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Er theilte seine Predigt darnach in zwei Theile, und sagte: „In dem ersten werde ich mich mit den Worten beschäftigen: habe Geduld mit mir, und in dem zweiten mit dem Schluß: ich will dir Alles bezahlen." Er

handelte darauf im ersten von der Tugend der christlichen Geduld auf eine sehr rührende und erbauliche Art, und ging dann zum zweiten Theil seiner Betrachtung mit folgenden Worten über: „Ich komme nun auf den zweiten und wichtigsten Theil meines Vortrags: „ich will dir Alles bezahlen. Diesen bin ich aber genöthiget, auf eine günstigere Zeit zu verschieben, und hoffe, daß meine andächtigen Zuhörer mit einstimmen werden: Amen, ja, ja, es soll geschehen.“ Den Anwesenden gefiel der Schluß, dessen Sinn jeder leicht errieth, so gut, daß viele Gläubiger des Predigers nach beendigtem Gottesdienst in seine Wohnung kamen, und ihm versprachen, ihn wegen ihrer Forderungen nicht weiter zu beläſtigen.

Nutzen der Predigt. Der Abbé M...., Vicarius bei einer der Kirchen in Lyon, war ein so geübter Redner, daß er sehr oft unvorbereitet die Kanzel bestieg, und doch mit vielem Beifall predigte. Einst wurde er, als er eben seine Predigt anfangen wollte, unter seinen Zuhörern eine große Anzahl von Frauenzimmern aus den niedern Ständen gewahr. Da nun unter solchen die Sucht, in der Lotterie zu spielen, sehr um sich gegriffen hatte, so benutzte er diesen Umstand, wider diese verderbliche Spielwuth zu predigen. „Man denkt jetzt an nichts,“ rief er aus, „als: wie man sein Glück in der Lotterie machen will; bei Tage sinnt man auf Nummern, bei Nacht träumt man davon. Beim Erwachen läuft man zu der Nachbarin, und erzählt ihr frohlockend: Liebe Frau Gevatterin! stellen Sie sich vor, in der verwichenen Nacht hab' ich zwei Nummern geträumt, die 13 und die 64, die muß man setzen. Man läßt nun alles stehen und liegen, läuft zu dem ersten besten Lotterie-Einnehmer, und verthut auf einmal die kleinen Ersparnisse einer ganzen Woche. Ach! wie manche Hausfrau wirft in diesen Höllenschlund des blinden Zufalls das Geld, was sie höchst nöthig zu ihrer Wirthschaft braucht; wie manche Rabenmutter vergeudet das Geld, das ihre unglücklichen Kinder sättigen sollte, die nun hungern und verschmachten.“ In diesem pathetischen Tone fuhr er fort, die schändlichen Folgen einer Leidenschaft zu schildern, die das Glück vieler wohlhabenden Familien zerstört, und Manchen sogar zum Dieb und Mörder gemacht habe. Als er nach beendigtem Gottesdienst, noch ganz ermattet von der Anstrengung einer solchen mit vielem Feuer und frommer Salbung gehaltenen Strafpredigt, sich den Schweiß von der Stirne trocknend, aus der Kirche trat, nahte sich ihm eine von seinen Zuhörerinnen, machte ihm einen tiefen Knix und sagte sehr freundlich: „Verzeihen Sie, Herr Abbé! daß ich so frei bin, Sie anzureden; erlauben Sie mir nur eine Frage: ich habe doch recht gehört, Nummer 13 und 64?“

Aus einer gedruckten Predigt des Pfarrers Spörer

im Fränkischen, gehalten am Mariageburtstage 1720. „Das Frauenzimmer liebe ich von Natur, wenn es schön, galant, complaisant, honett, sauber aufgeputzt, wie ein schön Pferd; da weiß ich schon wie sie zu respectiren seien, die wohl haushalten können, dem Mann an den Augen alles absehen, was er will; ha! da lacht das Herz, wenn er heimkommt, und einen solchen liebenswürdigen Engel antrifft, der ihn mit den schneeweißen Händen empfähet, küsset, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, sich zu ihm setzet und spricht: Engel, wo willst Du heruntergeschnitten haben? und was dergleichen honig- und zuckersüße, herzerquickende Reden mehr sind. Wann aber Einer einen Hoschi-boschi-roschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeidelbär, eine Haderkatz, ein Martelfell im Haus hat, die immer brummt mum, mum, mum, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schlot (Schornstein) mit der Ofengabel hinaus fährt, und wieder auf den Heerd herunter plumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voll Eulen macht, die lauter Suppen aus dem Höllenhafen anrichtet, und was des Teufelszeuges mehr ist, die lieb' ich nicht, der Teufel mag sie lieben!"

Predigt nach dem Kriege. Als im Jahre 1794 zur Feier des von Preußen mit Frankreich geschlossenen Separatfriedens zu Basel ein Fest gefeiert wurde, sagte der Prediger in der Festpredigt unter anderm Folgendes: „Ihr wisset es nicht, wie gut Ihr es während dieses Krieges vor vielen andern gehabt habet, und wie vielen Dank Ihr dafür Gott schuldig seid. Aber denkt einmal an die Leute in andern Gegenden; da sind ihnen die Häuser über dem Kopf in Brand gesteckt, da sind ihnen ihre Saaten zertreten und ihre Wiesen mit Menschenblut gedüngt, da sind ihre Söhne in Schlachten gefallen und ihre Jungfrauen geschändet, da sind sie landflüchtig geworden, und man hat ihnen ihr Vieh von der Weide getrieben. Und wir? Wir haben gesäet und geerntet in Frieden; wir haben ruhig gewohnt in unsern Häusern und Hütten; wir haben uns unserer Söhne und unserer Töchter gefreut; wir haben Haus und Hof behalten, und Gottlob, es ist auch noch — Vieh unter uns."

Der Alte **predigt.** Bei einer Kirche war ein alter und ein junger Pfarrer angestellt. Zu dem alten kam kein Mensch in die Kirche, beim jungen konnte kein Apfel zur Erde. Das ärgerte den alten und er ließ eines Sonntags ausſprengen: „der junge predige." Die Kirche war wie gewöhnlich übervoll. Plötzlich aber ward der alte auf der Kanzel, hinter welche er sich versteckt hatte, sichtbar, und schadenfroh die überraschte Gemeinde überschauend, sprach er die berühmten Worte: „Aetsch, der alte predigt!"

Der überhobene **Prediger.** Ein Geistlicher betrat die Kanzel an einem sehr schwülen Sommertage. — Eben als das erste Lied geendet war, und er seine Predigt anfangen wollte, erfolgte ein heftiger Blitz und Donner, daß die ganze Kirche erbebte. Alle Zuhörer sprangen von ihren Sitzen auf, und stürzten zur Kirche hinaus. — Ruhig blieb der Prediger auf der Kanzel, und sagte: „Herr! wenn Du reden willst, muß Dein Knecht schweigen.“ — Er legte die Rechte auf den Mund, neigte sich, und verließ die Kanzel.

Die **Abschieds-Predigt.** Ein Landprediger wurde in der Kirche plötzlich krank, als er eben die Kanzel besteigen sollte. Der Schulmeister ließ sich daher rasch ein Predigtbuch holen, eilte vor sein Pult und schlug die erste die beste Predigt auf, um sie zu verlesen. Unglücklicherweise traf er eine Abschiedspredigt, welche der Verfasser der Predigtsammlung gehalten hatte, als er als Consistorialrath nach Halle berufen war. So las der Cantor, der zu spät sein Unglück bemerkte, um es noch verbessern zu können, seinen Zuhörern vor, daß er hiermit sein Amt niederlege, da es Seiner Königlichen Majestät gefallen habe, ihn nach Halle als Consistorialrath zu versetzen. Die Bauern wurden zu Thränen gerührt, erkannten zum ersten Male, daß ihr Cantor ein hochberühmter, würdiger Mann sein müsse und gingen daher nach beendigtem Gottesdienste sämmtlich zu ihm, den Schulzen an ihrer Spitze, um den trefflichen Mann auf das Feierlichste zu bitten, daß er bei ihnen bleibe. Der Cantor ließ sich endlich, nach vielen Bitten, bewegen, den erhaltenen Ruf auszuschlagen und bei seiner Gemeinde zu bleiben.

Des **Predigers** Entschuldigung. Ein Prediger blieb vor einer sehr zahlreichen Versammlung in seiner Predigt stecken. Doch faßte er sich bald, und sagte: „Ich bitte um Verzeihung; für so viele Zuhörer hatte ich nicht genug zu mir gesteckt.“

Die **Original-Predigt.** Ein Dechant kaufte von einem Gelehrten eine Predigt, die er dann in der Domkirche mit vielem Beifall vortrug. Den nächsten Sonntag ging er in eine andere Kirche als Zuhörer, und hörte hier zu seinem großen Aerger dieselbe Predigt, der es ebenmäßig nicht an großem Beifall gebrach. Dieß machte ihn so unlustig, daß er sofort zu dem Verfasser der Predigt ging und ihn zur Rede stellte, wie er, statt eines Originals, ihm eine Copie habe verkaufen können. „Sie sind im Irrthum,“ sagte der Gelehrte; „denn jener hat die Copie, Sie haben das Original.“

Die Predigt mit den Händen. Eine Dame sagte von einem

Prediger, welcher sehr leise sprach, aber zugleich sehr agirte: „Er predigt mit den Händen und wir hören mit den Augen!“

Der nie verlegene **Prediger.** Eines Tages stieg Naßreddin auf die Kanzel in der Moschee und redete die Anwesenden also an: „Wahre Gläubige, wißt Ihr, was ich Euch sagen will?“ „Nein,“ antworteten sie. „So sollt Ihr es auch nicht erfahren,“ fuhr er fort, und stieg wieder von der Kanzel herab. Nach einiger Zeit wollte er wieder predigen, und fragte ebenfalls: „Wahre Gläubige, wißt Ihr, was ich Euch sagen will.“ „Wir wissen es,“ antworteten die Anwesenden. „Da Ihr es wißt,“ sagte er, und stieg herab, „so will ich es nicht noch einmal sagen.“ Das nächste Mal, als er wieder auf der Kanzel erschien, nahmen sich die Anwesenden vor, ihn in Verlegenheit zu bringen, und als er seine gewöhnliche Frage that, antwortete man ihm: „Einige wissen es, und Einige wissen es nicht,“ „So mögen es die, welche es wissen, denen sagen, die es nicht wissen,“ sagte er, und verließ die Kanzel wieder.

Der **Predigthörer.** Jüngst ging ein Bierwirth in die Kirche und schlief während der Predigt ein. Unglücklicherweise ließ er sein Gesangbuch fallen, das noch auf alte Art gebunden und mit Schlössern versehen war, so daß es ein großes Geräusch verursachte. Halb im Schlafe rief er wüthend: „Nun geht Sie augenblicklich aus meinem Dienst, Marie, schon wieder ein Glas zerbrochen!“

Der nächste **Preis.** Nach der Schlacht bei Roßbach, wo die Franzosen von den Preußen auf's Haupt geschlagen wurden und jene in Unordnung flohen, kam ein französischer Soldat in Gotha in einen Laden, um etwas einzukaufen. Er fragte, was es koste. „Der nächste Preis,“ wollte der Kaufmann antworten. „Que diable,“ unterbrach ihn der erschrockene Franzose. „Preuß ist nächst?“ und lief, ohne eine Antwort abzuwarten, aus dem Laden und der Stadt hinaus.

Unter dem **Preise.** In X. machte ein Waarenhändler bekannt: „Ich werde die Kattune, um aufzuräumen, unter dem Preise den sie mich kosten, verkaufen.“ Ein Bekannter des Verkäufers sagte: „Das kann er gar nicht, denn er hat noch keinen Groschen dafür bezahlt.“

Berliner **Preis-Aufgaben.** Eine Methode angeben, wie der ungebildete Theil des hiesigen Publikums gebildet werden kann. — Ausrechnen, wie groß der Wohlstand der hiesigen Stadt wäre, wenn statt jeder circulirenden Lüge ein preußischer Thaler circulirte. — Wie man das Herz einer Schönen gewinnt, wenn man ein armer Teu-

sel ist. — Wie vieler Phantasie man bedürfe, um zu glauben, daß man der erste geliebte Gegenstand eines weiblichen Herzens sei.

L. A.

Das Denkmal **Premysl's**, welches von dem kunstsinnigen Herrn Grafen Erwein Nostitz auf dem Königsfelde bei Stadic errichtet, und am 3. Sept. 1841 feierlich enthüllt wurde, besteht aus einem riesigen alterthümlichen Pfluge, von bronzirtem Gußeisen, dessen Basis ein $11\frac{1}{2}'$ langes, $7\frac{1}{2}'$ breites, $13\frac{1}{3}'$ hohes, und rings mit zwei $4\frac{1}{2}'$ breiten Stufen umgebenes Viereck aus Sandsteinquadern ist. An den schmaleren Seiten der Basis stehen die Inschriften: „Von dieser Stelle wurde Premysl zur Regierung berufen. Errichtet MDCCCXLI" und „Zde od pluhu Premysl k wéwodstwj powolán. Postaweno MDCCCXLI"; die breitern Seiten sind mit Basreliefs von Gußeisen geschmückt, deren eines die Berufung Premysl's vom Pfluge zum Throne, das andere seinen Empfang auf dem Wisherad darstellt. Diese Basreliefs (4' hoch, $7\frac{1}{2}'$ breit) wurden nach Modellen des Bildhauers Joseph Marx in den fürstl. Salm'schen Eisenwerken in Blansko gegossen. — Gegenüber vom Denkmale erhebt sich ein neues schönes Gebäude, in dessen Erdgeschoß ein Förster, als Wächter des Monumentes, wohnt, und dessen oberes Geschoß zum Empfange der Besucher bestimmt ist. Ringsum werden Parkanlagen das alte Königsfeld schmücken.

Presse. Aus der Weinpresse fließt geistiger Most — aus der Buchdruckerpresse kommen oft sehr wässerige Gedanken — die Engländer pressen ihre Matrosen — unsere Landjunker ihre Bauern — und wenn wir's recht philosophisch betrachten wollen, so sind wir alle preßhafte Menschen.

Preßfreiheit. Als die Kunde von Bewilligung der Preßfreiheit in einem Städtchen des westlichen Böhmens bekannt wurde, sagte Jemand: „Was nützt uns die Preßfreiheit, wenn wir keinen Weinbau haben."

Preston. Nachdem Wilhelm Irland erobert hatte, entdeckte man eine Verschwörung zur Restauration Jacob's. An der Spitze der Verschworenen stand dessen Oberkammerherr, Lord Preston, dessen Leben durch seine Tochter auf merkwürdige Weise gerettet wurde. Diese Tochter Lord Preston's von noch nicht ganz elf Jahren senkte die Wagschale durch ein glückliches Wort zu Gunsten ihres Vaters. Sie befand sich am Hofe in Kensington, und als die Königin Marie dieselbe eines Tages unverwandt ein Porträt des Königs Jacob anblicken sah, fragte sie das Kind, warum es dies thue. „Ich dachte

eben," antwortete das Mädchen, „wie hart es ist, daß mein Vater dafür hingerichtet werden soll, daß er den Eurigen liebte."

Der berühmte komische Schauspieler Peter Ludwig Dubus **Preville** (geb. 1721, gest. 1799) betrat zuerst die Bühne in Paris im Jahre 1753 als Crispin in dem Stücke, „der Universalerbe," und als St. Germain in dem „la Famille extravagante." Er erntete den lautesten ungetheiltesten Beifall ein, aber er hatte auch schon zuvor in vielen Provinzialstädten und namentlich in Rouen gespielt, wo ihm eine Belehrung zu Theil ward, die er sich nicht umsonst sagen ließ, und die auch noch angehende Schauspieler seines Rollenfachs wohl beherzigen mögen. — Preville war der Liebling des Publikums in Rouen; er betrat nie die Bühne, ohne nicht die lautesten Beifallsbezeigungen davon zu tragen; wer dort Ansprüche auf ästhetische Bildung machte, überhäufte ihn mit Lobeserhebungen. — Mitten unter diesen allgemeinen Ausbrüchen des Beifalls wurde er oft unter den Zuschauern einen bejahrten Mann in einem schwarzen Kleide gewahr, der sich ihm bemerklich zu machen strebte. Er blickte auf Preville mit einem mitleidigen Lächeln, schüttelte bedenklich den Kopf, zuckte die Achseln, hob die rechte Hand in die Höhe, und drohte mit dem Zeigefinger; dann aber, ohne einen Laut von sich zu geben, zog er sich wieder unter die übrigen Zuschauer zurück. — Preville lachte anfänglich über diesen Sonderling, da aber der schwarze Mann dieses Manöver immer wieder erneuerte, so reizte dies seine Neugier, den Grund davon zu erfahren. Er redete daher einst den Unbekannten an, und fragte ihn: was er mit seinem sonderbaren Geberdenspiel eigentlich sagen wolle? — „Mein Herr!" versetzte der Befragte: „Sie haben alle Anlagen, einst ein vorzüglicher Schauspieler zu werden; wenn Sie sich aber nicht mäßigen, werden Sie sich nie über einen gewöhnlichen Possenreißer erheben." — Er ließ sich nun in eine Zergliederung der Rollen ein, welche Preville zeither gespielt hatte; er zeigte ihm, wo und wie er bei seinem Spiel gegen die Wahrheit des dargestellten Charakters verstoßen, wie er den Anstand durch Lazzis verletzt, wodurch er sich zwar den rauschenden Beifall der Menge, aber auch den gegründeten Tadel der Kenner zugezogen habe, und ähnliche Mißgriffe. Preville war bescheiden und verständig genug, sich die Bemerkungen dieses Aristarchen zur Richtschnur dienen zu lassen. Sein scharfsinniger Tadler war ein alter Procurator, der aber von seinen Jünglingsjahren an schon eine entschiedene Vorliebe für die Bühne gehabt, und dies Steckenpferd auf alle mögliche Weise gehegt und gepflegt hatte. — Preville bewarb sich von diesem Augenblicke an um die Freundschaft dieses Greises, und holte sich bei ihm Rath. Er legte die Mängel ab, worauf ihn sein Freund aufmerksam machte, und die, wenn sie erst zur

andern Natur geworden, sich in grobe Fehler verwandelt haben würden.

Als der treffliche Mime **Preville** sich eines Abends, als Soldat gekleidet, die Pfeife im Munde, auf die Bühne begeben wollte, ward er von der dortstehenden Schildwache mit um so größerer Hartnäckigkeit aufgehalten, da der, den sie für einen wirklichen Soldaten hielt, betrunken schien. — „So laß mich doch passiren Kamerad," bat Preville mit schwerer Zunge. — „Ich darf nicht, es ist verboten." — „Das Verbot trifft mich nicht, alter Waffenbruder, sie brauchen mich da drin." — „Nun ja, Du siehst mir ganz darnach aus. Marsch, fort mit Dir, wenn Dein Lieutenant Dich so sähe." — „Ich will gerade, daß man mich sehen soll, darum eben bin ich hier, deßhalb, Freund, laß mich hinein." „In's Teufelsnamen, nein!" rief die Schildwache: „das geht nicht, ich käme in's Loch." — In diesem Augenblicke fiel das Stichwort, und Preville, der nicht mehr säumen durfte, schob mit Gewalt die Schildwache bei Seite, eilte auf die Bühne, und spielte mit der gewohnten Meisterschaft. Dem ehrlichen Soldaten stand der Verstand still: Ein Betrunkener unterbrach das Schauspiel, spielte mit, und ward stürmisch applaudirt — er glaubte zu träumen. Endlich löste ihm ein mitleidiger Korporal das Räthsel. — „Ist das möglich!" rief er erstaunt: „beim Teufel! und wenn er zwanzig Jahre bei uns in der Kaserne gelegen hätte, er hätte keinen bessern Soldaten abgeben können." Man hinterbrachte Preville diese Aeußerung. Rasch trat er zur Schildwache, reichte ihr einen Thaler, und rief aus: „Kamerad, Du hast ein Lob über mich ausgesprochen, größer als ich es je vernahm, da hier, trink auf meine Gesundheit!" — „Ich danke meinem lieben Herrn," versetzte der Soldat: „aber ich werde mich hüten, mich um das Geld zu betrinken, ich werde selbst trunken den Trunkenbold nicht so natürlich darstellen, als Sie es nüchtern thaten!"

Prévost d'Exiles, Literat, geb. 1697, Jesuit, Militär, Benedictiner, dann Secretair des Prinzen von Conti, starb im October 1763 einen schrecklichen Tod. Auf einem Spaziergange im Gehölz von Chantilly wurde er vom Schlagfluß getroffen, und hierauf in das Pförtnerhaus des nächsten Dorfes getragen. Man hielt ihn für todt, und bei einer Wunde, um seinen Zustand zu untersuchen. Auch hatten diese alle Mühe vergebens, und er schickte sich an, die Leiche auf der Brust zu öffnen. Ohne weitere Umstände stach er ihr sein Messer in die Brust, aber zu seiner größten Bestürzung rief der Schmerz die Lebensgeister des Scheintodten zurück, der mit einem lauten Schrei erwachte, um nach kurzen entsetzlichen Schmerzen auf immer die Augen zu schließen. Die Wunde war tödtlich, und alle Rettung vergebens.

— Merkwürdig ist es, daß Prevost stets geglaubt hatte, er werde durch die Unvorsichtigkeit eines Andern sein Leben verlieren. Er gab zu dieser Besorgniß den Grund an: daß er ein solches Ende für eine verdiente Vergeltung halten müsse, weil er selbst durch seine Unbesonnenheit den Tod seines Vaters befördert habe. Er hatte nämlich aus Versehen veranlaßt, daß der Vater durch einen Fehltritt die Treppe hinuntergefallen und nach langem Uebelbefinden an den Folgen dieses Falles gestorben war.

Primadonna — (nach Nante) is, wenn man jährlich 6000 Dhaler kriegt, sechs Monat Urlaub hat un fünf Monat heesch (heiser) is.

Prior. Während seines Aufenthaltes in Paris zeigte man ihm unter andern Kunstwerken auch die Gemälde des le Brun, worin die Siege Ludwigs XIV. dargestellt waren, und fragte ihn: Ob man auch auf diese Art König Wilhelms Thaten in seinem Palaste sehen könne. „Nein," antwortete Prior, „die Denkmäler der Thaten meines Königs sieht man überall, nur nicht in seinem Hause".

Probatum est. Ein Gelehrter las in einem Buche von den Geheimnissen der Natur: daß ein sehr breiter Bart einen Dummkopf anzeige; er nahm sogleich ein Licht, um sich im Spiegel zu besehen, und brannte sich aus Unvorsichtigkeit den halben Bart weg. Auf der Stelle schrieb er nun am Rande des Buches: Probatum est.

Probleme. Ein berühmter Mathematiker sagte: In der brennenden Pfeife fände er die Auflösung der schwersten Probleme: Doch sieht man Leute stets mit großmächtigen Meerschaumpfeifen herumlaufen, und sie haben in ihrem Leben noch kein Problem aufgelöst!

Mediciniſches **Problem.** Doctor Hill, gekränkt von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London, die ihm die Aufnahme als Mitglied versagte, rächte sich durch einen Scherz ganz neuer Art. Er adressirte an den Secretär der Akademie, unter dem erdichteten Namen eines Arztes aus der Provinz, die Erzählung einer Kur, die er kürzlich gemacht habe. „Ein Matrose," schrieb er, „brach ein Bein. Zufällig war ich gegenwärtig, ich fügte die Theile des zerbrochenen Beines genau zusammen, und nachdem ich sie stark mit Bindfaden umwickelt hatte, begoß ich sie fleißig mit Theerwasser. In kurzer Zeit spürte der Matrose die Wirkung des Mittels, und bediente sich seines Beines nach wie vor." Zu derselben Zeit machte Barkeley, Bischof von Cloyen, sein Buch über die Wirksamkeit des Theerwas-

die Antwort. — „15 Neugroschen habe ich Entree bezahlt, für einen Thaler habe ich mich gelangweilt, folglich habe ich noch immer 15 Neugroschen profitirt."

Das **Profitiren** vom Staupbesen. Bei einer Execution wo ein Dieb den Staupbesen bekam, passirte Jemand gleich nach geendeter Execution den Platz, wo dieser Dieb gezüchtigt worden war. Als er bei einem Hause vorüberging, sah er ein Frauenzimmer von seiner Bekanntschaft vor der Thüre stehen, das ihn mit der naiven Frage anredete: „Ergebenste Dienerin, ah! Sie haben gewiß auch ein Bischen vom Staupbesen profitiren wollen."

Prophezeiung. Ein Zeichendeuter hatte einer Hofdame in Paris, welche der König Ludwig XI. sehr liebte, vorher gesagt, daß sie in 8 Tagen sterben würde. Zufällig traf diese Prophezeiung ein. Der König darüber sehr aufgebracht, ließ den Wahrsager vor sich fordern, und hatte den Befehl gegeben, daß er, auf ein gewisses Zeichen von ihm, aus dem Fenster geworfen werden sollte. — Als er zum Tode bestimmt erschien, fragte ihn der König: „Da Du doch so gut das Schicksal von Andern voraussagen kannst, so sage mir auch, wie lange wirst Du noch leben?" — Der Wahrsager ahnete aus dieser Anrede nichts Gutes; er faßte sich aber gleich, und antwortete mit vieler Unerschrockenheit: „Sire! so viel ich durch meine Kunst herausgebracht habe, werde ich drei Tage vor Ew. Majestät sterben." Der König ward dadurch so betroffen, daß er sich nicht entschließen konnte, das bestimmte Zeichen zu geben, und ihn wieder entließ.

Wahre **Prophezeiung.** Man liest in einem alten Kalender: Dieses Jahr bringt für die Alten eine tödtliche Krankheit mit sich, als eine Folge der vorhergehenden Jahre.

Profit. Eine vornehme Dame ließ eiligst den berühmten Dr. Krombholz zu sich holen. Der Arzt kommt, sieht, daß der Kranken nichts fehlt und verschreibt ihr eine Kleinigkeit. Kaum ist der Doctor in seine Wohnung zurück, als ein Diener hastig in sein Zimmer stürzt und ihn nochmals dringend zur Dame bittet. Der Doctor fährt abermals zu ihr hin und mit ängstlicher Miene empfängt ihn die Patientin, indem sie sagt: „Was sagen Sie dazu, Herr Doctor, ich habe vorhin plötzlich dreimal niesen müssen." „Hm!" erwiederte der Doctor mit gerunzelter Stirne, „da kann man gar nichts sagen als: Profit, Profit, Profit!" ergriff den Hut und war auf und davon.

Ein **Prophet** des 18. Jahrhunderts. Verschiedene Schriftsteller haben in Romanen und Theaterstücken die Welt so dargestellt, wie

fers bekannt; ein Werk, das viel Aufmerksamkeit erregte und die Aerzte entzweite. Der Bericht des Doctors wurde sehr ernsthaft in einer öffentlichen Versammlung der königlichen Akademie vorgelesen, und man stritt sich dabei mit dem größten Zutrauen auf diese wunderbare Kur. Die Einen sahen darin einen auffallenden Beweis der Vortrefflichkeit des Theerwassers; die Andern behaupteten, daß entweder das Bein nicht wirklich gebrochen gewesen oder die Heilung nicht so geschwind erfolgt sei. Man schrieb und druckte dafür und dagegen, als die Akademie einen zweiten Brief erhielt, der dem Secretär schrieb: „In meinem letzten Briefe habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß das zerbrochene Bein des Matrosen ein hölzernes Bein war." Der Scherz wurde bald in ganz London bekannt, und belustigte lange Zeit auf Kosten der königlichen Akademie.

Profession. „Was wollen Sie sich länger über Ihren Nachbar ärgern," sagte der Hausarzt zu einem Ulmer Wirthe, „der Mann ist ein Sanguiniker!" — „Verzeihen Sie," lautete die Antwort, „er ist ein Schreiner!"

Ein **Professor**, der gerne perorirte und Reden an seine Schüler hielt, richtete seine Worte an einen jungen Mann, der nahe bei dem Catheder saß, und wollte ihn mit dem Aufrufe: du freundlicher Jüngling, anreden, versprach sich aber dreimal hintereinander und sagte: „Du gründlicher Freundling, du freundlicher Gründling, du greulicher Fündling!"

Professoren. Zu Helmstedt wurde der schöne Marktplatz zum Auftreiben der Schweine benutzt, und Schweinemarkt genannt. Die Professoren der dortigen Hochschule baten den wohlweisen Magistrat, den gedachten Markt in die Vorstadt zu verlegen. Der Magistrat schlug das Gesuch mit dem Bemerken ab: Er könne eine Verlegung des Marktes nicht veranlassen, weil die Schweine der Communalcasse mehr einbrächten, als sämmtliche Herren Professoren.

Die **Professoren** in Geldnoth. Professor K. in P. hatte einen Sohn, welcher Professor in L. war. Der Professor-Sohn schrieb nun einst dem Professor-Vater um Geld, da antwortete ihm dieser mit folgenden kurzen Worten: „Entweder hat ein Professor Geld oder hat er keines. — Hat er Geld, so brauchst Du keines, hat er kein Geld, so kann ich Dir auch keines geben."

Profit beim Theaterbesuch. „Wie sind Sie mit Thomas Thrnau zufrieden?" fragte Jemand einen Kaufmann nach der Vorstellung dieses Stücks auf der Leipziger Bühne. — „Sehr gut," lautete

die Antwort. — „15 Neugroschen habe ich Entree bezahlt, für einen Thaler habe ich mich gelangweilt, folglich habe ich noch immer 15 Neugroschen profitirt."

Das **Profitiren** vom Staupbesen. Bei einer Execution wo ein Dieb den Staupbesen bekam, passirte Jemand gleich nach geendeter Execution den Platz, wo dieser Dieb gezüchtigt worden war. Als er bei einem Hause vorüberging, sah er ein Frauenzimmer von seiner Bekanntschaft vor der Thüre stehen, das ihn mit der naiven Frage anredete: „Ergebenste Dienerin, ah! Sie haben gewiß auch ein Bischen vom Staupbesen profitiren wollen."

Prophezeiung. Ein Zeichendeuter hatte einer Hofdame in Paris, welche der König Ludwig XI. sehr liebte, vorher gesagt, daß sie in 8 Tagen sterben würde. Zufällig traf diese Prophezeiung ein. Der König darüber sehr aufgebracht, ließ den Wahrsager vor sich fordern, und hatte den Befehl gegeben, daß er, auf ein gewisses Zeichen von ihm, aus dem Fenster geworfen werden sollte. — Als er zum Tode bestimmt erschien, fragte ihn der König: „Da Du doch so gut das Schicksal von Andern voraussagen kannst, so sage mir auch, wie lange wirst Du noch leben?" — Der Wahrsager ahnete aus dieser Anrede nichts Gutes; er faßte sich aber gleich, und antwortete mit vieler Unerschrockenheit: „Sire! so viel ich durch meine Kunst herausgebracht habe, werde ich drei Tage vor Ew. Majestät sterben." Der König ward dadurch so betroffen, daß er sich nicht entschließen konnte, das bestimmte Zeichen zu geben, und ihn wieder entließ.

Wahre **Prophezeiung.** Man liest in einem alten Kalender: Dieses Jahr bringt für die Alten eine tödtliche Krankheit mit sich, als eine Folge der vorhergehenden Jahre.

Profit. Eine vornehme Dame ließ eiligst den berühmten Dr. Krombholz zu sich holen. Der Arzt kommt, sieht, daß der Kranken nichts fehlt und verschreibt ihr eine Kleinigkeit. Kaum ist der Doctor in seine Wohnung zurück, als ein Diener hastig in sein Zimmer stürzt und ihn nochmals dringend zur Dame bittet. Der Doctor fährt abermals zu ihr hin und mit ängstlicher Miene empfängt ihn die Patientin, indem sie sagt: „Was sagen Sie dazu, Herr Doctor, ich habe vorhin plötzlich dreimal niesen müssen." „Hm!" erwiederte der Doctor mit gerunzelter Stirne, „da kann man gar nichts sagen als: Profit, Profit, Profit!" ergriff den Hut und war auf und davon.

Ein **Prophet** des 18. Jahrhunderts. Verschiedene Schriftsteller haben in Romanen und Theaterstücken die Welt so dargestellt, wie

ſie in hundert oder mehreren hundert Jahren vielleicht ſein wird. Die Phantaſie der Dichter läßt die Zukunft manchmal in ſehr grotesker, abenteuerlicher Geſtalt erſcheinen; aber in dieſen ſatyriſchen Schilderungen iſt eine Beziehung auf unſere Zeit unverkennbar, und oft liegt in denſelben ein tiefer Sinn und eine Warnung für die Gegenwart. Eines der geiſtreichſten, pikanteſten Werke dieſer Art iſt jenes, welches Mercier im Jahre 1775 zu London unter dem Titel: „Das Jahr 2440“ herausgab. Es finden ſich darin Schilderungen, welche ſchon jetzt in Erfüllung gegangen ſind. Es heißt darin unter Anderem: „Im erſten Salon ſah ich auf dem Tiſche ungeheure bedruckte Bogen Papier liegen, welche drei Mal größer waren, als die engliſchen Zeitungen.“ Mercier hatte alſo ſchon vor 70 Jahren eine Ahnung von dem rieſenhaften Format der heutigen franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen. In einem dieſer großen Journale las er Folgendes: „Von der Inſel Taïti, am . . . Als Bougainville dieſe glückliche Inſel entdeckte, beeilte er ſich, dieſelbe im Namen ſeines Souveräns in Beſitz zu nehmen. Er ſchiffte ſich dann wieder ein, und nahm einen Eingebornen mit, der im Jahre 1770 eine Woche lang die Aufmerkſamkeit der Pariſer feſſelte. Man wußte damals nicht, daß ein Franzoſe, angezogen durch die Schönheit des Klima ſowie durch die Gutmüthigkeit der Eingebornen, und im Innerſten ergriffen von dem Gedanken an das Unglück, welches dieſem ſchuldloſen Volke bevorſtand, ſich während der Abfahrt ſeiner Landsleute verſteckt hatte. Kaum hatte die Flotille ſich entfernt, ſo rief er die Häupter der Eingebornen zuſammen, und ſprach zu ihnen: „Unter Euch will ich bleiben, um Euch vor dem ſchrecklichſten Unglück zu retten. Ihr ahnet in Eurer Argloſigkeit nicht was Euch bevorſteht. Jene Fremdlinge, welche Ihr mit Geſchenken und Liebkoſungen überhäuftet, werden bald zurückkehren, und alle Uebel, von denen andere Gegenden heimgeſucht ſind, unter Euch einführen. Manche Plage, manches Gift, wovon Ihr jetzt keine Ahnung habt, werdet Ihr kennen lernen, und man wird vorgeben, es ſei Alles zu Eurem Beſten. Man wird Euch neue Geſetze geben, man wird Euren Boden aufwühlen, die Früchte von Euren Bäumen nehmen, und vielleicht werden jene üppig prangenden Blumen von Eurem Blute benetzt werden. Bis jetzt iſt Euch der Gebrauch der Waffen unbekannt; Ihr werdet bald erfahren, was Krieg, Mord und Blutvergießen iſt.“ Dies ſchrieb Mercier vor 70 Jahren: er dachte wohl kaum, daß ſeine Prophezeiung ſo bald in Erfüllung gehen werde.

Probatum est. Eine Madame Dupont erſchien vor den Aſſiſen der Hautes-Alpes unter der Anklage, ihren Gemahl durch einen Schnitt mit dem Raſirmeſſer verletzt zu haben. Als ihre Verurtheilung zu ſiebenjähriger Zwangsarbeit ausgeſprochen war und die De-

liquentin eben abgeführt werden sollte, trat der bereits gänzlich hergestellte Dupont vor das Tribunal und erbat sich das Rasirmesser zurück, welches von ihm als Beweisstück niedergelegt worden war. „Wie," fragte ihn Jemand, „würden Sie es wagen, sich dieses Rasirmessers noch zu bedienen?" „Teufel!" antwortete er lachend, „wenn Sie wüßten, wie gut es schneidet! Jetzt habe ich den besten Beweis davon."

Seltsam erfüllte **Prophezeiung.** Einem Herrn in Wien wurde vor längerer Zeit von einer Zigeunerin die Warnung ertheilt, sich vor Blumen zu hüten, er werde durch sie den Tod finden. Er wagte daher im Lenz und Sommer fast keinen Schritt auf die Gasse. Am 4. December 1845 erging er sich jedoch arglos während eines heftigen Sturmes in der Leopoldstadt und dachte in dieser Jahreszeit und bei solcher Witterung an Alles, nur nicht an Blumen. Leider aber warf der Orkan einen Blumentopf von einem Fenster auf die Straße, der Wurf traf den Vorübergehenden tödtlich — die Prophezeiung der Zigeunerin war in Erfüllung gegangen.

Prophezeiung. Bernadotte wurde einst von seinem Freunde Gerard veranlaßt, eine Wahrsagerin zu besuchen, und ihr von diesem als ein reicher Kaufmann vorgestellt, der große Handelsunternehmungen an verschiedenen Plätzen Deutschlands begonnen habe und zu wissen wünsche, ob dieselben gelingen würden. Die alte Frau maß den General mit ungläubigen Blicken, legte ihre Karten und schwieg lange. Endlich schlug sie die Augen wieder nach Bernadotte auf und sagte: „Sie sind kein Kaufmann, sondern ein Soldat, und zwar von hohem Range." Als man ihr das Gegentheil dennoch versicherte, lächelte sie achselzuckend und fuhr fort: „Nun, wenn Sie sich in Handelsunternehmungen eingelassen haben, so muß ich Ihnen sagen, daß dieselben nicht gelingen, und Sie genöthigt sein werden, sie aufzugeben und dem Wege zu folgen, der Ihnen vorgezeichnet ist." Sie betrachtete die Karten von Neuem und schien sie mit großer Aufmerksamkeit zu combiniren. „Herr," fuhr sie dann fort, „Sie sind nicht bloß ein Soldat von hohem Range, sondern ein Verwandter des Kaisers, oder werden es sein." — „Welches Kaisers?" fragten die beiden Männer zu gleicher Zeit. „Ich wollte sagen, des ersten Consuls... Sie werden ihn aber bald als Kaiser sehen." Endlich schien ein neues Gesicht ihr vorzuschweben. „Ja," sagte sie, „er wird Kaiser werden. Da sind aber einige Wolken, die Sie trennen." — Bernadotte sah Gerard an. „Sie fühlen dennoch Liebe für ihn... Ach, wie sein Stern steigt!" Einen Augenblick schwieg sie und ihr Gesicht schien Verwunderung auszudrücken. „Herr," begann sie mit Feuer von Neuem, „Sie müssen vermeiden, sich mit ihm zu veruneinigen, denn er wird sehr mächtig

werden. Und Sie, fern von ihm, Sie werden König sein. Ja, Sie werden König sein. Weiter sehe ich nichts."

Erfüllte **Prophezeiung.** Roger Bacon (geboren 1214, gestorben 1292) hatte in seinen wissenschaftlichen Forschungen schon Ahnungen der merkwürdigsten Erfindungen, die in unserer Zeit dem ganzen industriellen und socialen Leben eine neue Umgestaltung gegeben haben. Er sagt an einer Stelle: „Die Menschen werden noch für die Schifffahrt Maschinen construiren, daß die größten Schiffe von einem Manne gelenkt, durch Flüsse und Seen laufen mit größerer Geschwindigkeit, als sie mit Rudern fortgetrieben werden können. Wagen werden noch gebaut, die ohne Pferde mit unbegreiflicher Schnelle laufen. Ersinnen werden die Menschen Maschinen, vermittelst deren Taucher ohne Gefahr in die Tiefe und auf den Grund der Wasser steigen können. Die Menschen werden noch eine Menge von Instrumenten und Maschinen erfinden, Brücken, welche ohne irgend eine Stütze über die breitesten Flüsse gespannt werden. Durch Kunst wird man schrecklicher donnern können, als der Himmel. Eine kleine Quantität von Stoffen bringt eine schreckliche Explosion hervor, begleitet von einem hellen Lichte, und dies läßt sich wiederholen, um eine Stadt oder einen ganzen Heerhaufen zu zerstören.

Die alte **Prophezeiung.** Einige Stunden nach Konstantinopels Eroberung durch die Türken, den 26. Mai 1453, ritt Muhamed II. mit allem grausamen Uebermuthe eines asiatischen Siegers in die mit Weibern, Kindern und Greisen überfüllte Sophienkirche, indem er seinen Hengst und die Rosse seiner Begleiter Alles niederstampfen und zertreten ließ, was ihm im Wege stand und nicht ausweichen konnte. So machte er sich durch das Gedränge Bahn bis zum Hochaltare, wo der Patriarch mit der Monstranz in den Händen und umgeben von seinen Diakonen, welche Kreuze, Reliquien und heilige Gefäße hielten, kniete und um Gnade bat. Statt diese den Unglücklichen angedeihen zu lassen, hieb Muhamed mit dem Säbel nach dem Bischof, daß dieser, schwer am Haupte getroffen, in sein Blut sank. Als der Greis einige Secunden still gelegen, richtete er sich mit halbem Leibe noch einmal empor und rief mit furchtbarem Ausdrucke: „Das soll an Dir gerächt werden, an Dir und Deinem Volke, verfluchter Heide! Der Geist Gottes verkündet mir, daß Ihr vierhundert Jahre hier herrschen werdet über dieses Land; aber dann wird man Euch in vier Theile zerreißen und von der Erde vertilgen. Nach vierhundert Jahren wird der falsche Prophet verbannt und der letzte Götzenpriester hier verbluten, wo ich mein Ende fand!" Nach diesen Worten sank der Greis, und die nächste Folge seiner Prophezeiung war die Niedermetzelung aller in der Kirche befindlichen Christen. — Die vierhundert-

jährige Frist ist bald abgelaufen, und wir können es daher erleben, ob der sterbende Patriarch mit hellem Geistesblicke gesehen, oder nicht. Daß seine Worte in Erfüllung gehen, ist indessen möglich, ja sogar wahrscheinlich.

Prophezeiung. Katharina von Medici war äußerst abergläubisch, und da man ihr nun gesagt hatte, St. Germain werde sie sterben sehen, so wollte sie sich nie zu St. Germain en Laye aufhalten. Bei ihrem Tode aber war ein Doctor der Theologie zugegen, welcher St. Germain hieß.

— Einem französischen Herzoge wurde einst prophezeit, daß er in einem Streite umkommen würde. Es geschah aber nicht. Endlich fiel er in eine gefährliche Krankheit. Da wurden eine Menge Aerzte zu ihm berufen, und als er sie hereintreten sah, rief er aus: „Ach, lieber Gott! jetzt geht die Prophezeiung in Erfüllung."

— Unter den vielen Geschichten, welche jetzt in Paris überall von der vertriebenen Königsfamilie erzählt wurden, machte besonders die nachstehende Aufsehen, welche von dem Dr. B., welcher dabei selbst eine Rolle spielte, verbürgt wird. Im Sommer des Jahres 1847 war die königliche Familie in Neuilly versammelt und Dr. B., ein Arzt, welcher zu den gesuchtesten in Kinderkrankheiten gehört, wurde dahin berufen, weil der junge Sohn des Herzogs von Würtemberg einen Anfall von Bräune bekommen hatte. Da Dr. B. auch einer der ersten Magnetiseurs in Paris ist, so kam das Gespräch in der königlichen Familie in seinem Beisein auch auf den Magnetismus und er erzählte viele wunderbare Geschichten von dem Hellsehen einiger Somnambulen, deren einige in unbegreiflicher Weise Anderer Zukunft vorhergesagt hatten, so daß ihn der König endlich aufforderte, sich in der Gesellschaft umzusehen, ob sich wohl Jemand darunter befinde, der in magnetischen Schlaf versetzt werden könnte. Nach einigem Zögern antwortete der Doctor: „Ich sehe eine Person, die wahrscheinlich sehr empfänglich für die magnetische Kraft ist, die Frau Prinzessin von Joinville. Die Neugierde war durch die wunderbaren Erzählungen des Arztes auf das Höchste erregt, und der ganze jüngere Theil der königlichen Familie bat einstimmig die Prinzessin, sich dem Versuch zu unterwerfen. Nach einigem Widerstreben in Folge von religiösen Bedenklichkeiten gab die schöne Prinzessin nach. Sie setzte sich auf einen Grashaufen an einer dicken Eiche mit weit ausgestreckten Aesten, nahm ihren blauen Kreppshawl über den Kopf, lehnte sich an den Baum und sah so schon mit ihrem bleichen Gesicht und ihrem zarten Körper wie eine Bewohnerin einer andern Welt aus. Wie der Doctor vorausgesehen hatte, verfiel sie sehr bald in magnetischen Schlaf und auf die ergangene

Aufforderung erbot sich Madame Adelaide, ihr Fragen über sich selbst und über die Anderen vorzulegen. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," hat der Doctor mehrmals betheuert, daß hier alle Ereignisse, die seitdem mit so betäubender Schnelligkeit auf einander gefolgt sind, mit der schauerlichsten Bestimmtheit und Genauigkeit vorausgesagt wurden. Der Tag, selbst die Stunde der Flucht wurde genannt, wie die Beraubung der Tuilerien, die Wegnahme der Diamanten, die einst zur Kaiserkrone gehört, durch eine Person am Hofe (sie sind noch nicht wieder gefunden worden), und endlich eine nicht weit entfernte Katastrophe, welche die Familie Orleans allein betreffen werde. — „Sie nennen mich nicht," sagte endlich Madame Adelaide; „mit wem werde ich fliehen?" — „Sie werden in Ruhe und Frieden in Frankreich bleiben," entgegnete die Prinzessin. Darüber lachte der König und sagte, diese letzte Prophezeiung reiche hin, die Nichtigkeit alles Uebrigen darzuthun, weil seine Schwester nicht im Stande sein würde, sie in der Stunde der Gefahr zu verlassen." — Bekanntlich schläft Madame Adelaide ruhig im Grabe in Dreux, während die ganze Familie zerstreut ist.

Die **Prophezeiung.** Auf einem Spaziergange begegneten wir vor mehren Jahren vor dem Parkthore einer zerlumpten Zigeunerin, die ihr schwarzbraunes Kind auf dem Rücken trug. Ich schenkte ihr ein Geldstück, das ihre Erwartung weit übertreffen mochte; denn mit einer Art von Rührung faßte sie meine Hand und blickte lange hinein, um mir wahrzusagen. Endlich schüttelte sie mit dem Kopfe. Ich fragte sie ungeduldig, was sie habe. „Herr," sagte sie, „Sie sind einer von den sogenannten guten Leuten; Ihre Lineamente haben gar nichts Ausgezeichnetes. Ihr Leben war und wird sein eine Kette von Langweile, und die einzige Gefahr, die vor Ihrem Tode Ihnen droht, ist — eine Kinnbackenverrenkung." — „Bravo, alte Hexe von Endor," rief ich, „Du hast wenigstens eine Methode, die neu und überraschend ist." — Meine Freunde traten nach einander herzu und wollten auch ihr Glück erfahren. Die Alte betrachtete eine Hand nach der andern, sagte dem Einen etwas Schönes, dem Andern etwas Bedenkliches, dem Dritten etwas Verfängliches; aber Jeder konnte mit dem zufrieden sein, was die Sibylle ihm verkündete. Endlich reichte auch mein Freund Ernst der Zigeunerin die Hand und sie starrte nachdenklich hinein. „Herr," begann sie, „auf Ihrer Hand laufen die Linien gar seltsamlich durcheinander; nichts ist deutlich zu erkennen, aber was ich erkennen kann, ist das Allerseltsamste. Ein Umhängetuch bringt Sie in Lebensgefahr und ein Stück Brod wird Sie erretten." — „Nun bei'm Himmel," rief mein Freund lachend, „auf diese Gefahr will ich's ankommen lassen." Die Alte zog ab mit reichem Lohne und wir scherzten auf dem ganzen Spaziergange über die uns verkündeten Lebensschicksale. —

Nicht lange darauf führte mich mein Beruf in eine entfernte Gegend des Landes; anfangs wechselte ich mit Ernst noch Briefe, bald aber schlief die Correspondenz ein, und ich verlor meine Freunde ganz aus den Augen. — Jahre waren vergangen, als ich einen Sommer in's Bad reiste. Auf der Badeliste fand ich den Namen meines Freundes Ernst und ich suchte ihn gleich am folgenden Tage auf. Kaum hätte ich ihn wieder erkannt, so stattlich, voll und mannhaft war er geworden. Das Glück hatte ihn begünstigt; er war in einer unabhängigen, ja glänzenden Stellung, von allen Männern geachtet, von allen Frauen mit günstigem Auge betrachtet. Er erzählte mir, er sei verheirathet und stellte mich seiner Frau vor. Schon öfter im Leben habe ich gesehen, wie seltsam und fast voll Widerspruchsgeist die Liebe oft wählt, und öfter noch vergreift sich der Mann in seiner Wahl, als die Frau. Cäcilie, meines Freundes Gemahlin, war eine fertige Salon-Erscheinung, leicht, zierlich, im flüchtigen Gespräche anziehend, aller Tiefe ermangelnd. Mich wunderte, wie mein frei und hochstehender Freund sein Geschick an ein Wesen ketten konnte, dessen geistiger Gesichtskreis so eingeengt war. Am meisten zuwider war mir aber an der Frau ein erzwungenes Liebkosen, ein Hätscheln und Tätscheln mit dem Manne, das zu sehr nach der Komödie aussah, als daß ich darunter eine wahre Neigung hätte vermuthen können. Es kam mir auch vor, als ob Ernst sich beengt und halb verlegen fühlte. Als wir uns seiner Gemahlin empfohlen, gingen wir auf der Promenade auf und nieder. Von vielen würdigen Männern wurde Ernst begrüßt, viele Blicke aus schönen Augen flogen ihm leuchtend entgegen. Wir traten bald hier, bald dort zu einer lustwandelnden Gruppe, mein Freund stellte mich flüchtig vor; wir plauderten und scherzten. Auf dem Heimwege traten wir in einen Modewaarenladen. Mein Freund besah einige Shawls, suchte den prachtvollsten aus und sandte ihn durch seinen Bedienten mit einem Billet an die Gräfin Bielicka, eine schöne und geistreiche Polin. „Es ist eine verlorene Wette," bemerkte er flüchtig, „und ich bin mit ihr bekannt genug, daß ich ihr einen Ternaur anbieten darf." Ich sah meinen Freund täglich und seine Gemahlin Cäcilie öfter; von ihrer süßlichen Freundlichkeit war aber die letzte Spur verflogen. Auf Ernsts Stirn lagen täglich finstere Wolken; ich fragte ihn einige Male nach seinem Kummer, er brach aber immer kurz ab. In den geselligen Zirkeln ging die Rede, Cäcilie verbittere ihm durch Eifersüchtelei das Leben; ich konnte das aber nicht glauben, denn ich sah Ernst keiner der vielen Schönheiten im Bade den Vorzug geben. Eines Abends kam Ernst zu mir und ich sah es ihm an, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein mußte. „Bruder," sagte er zu mir, „willst Du mir morgen früh secundiren?" — „Was!" rief ich und fuhr erschrocken vom Stuhle auf. — „Ich muß mich schlagen." — „Aber mit wem?" — „Mit Cäciliens Bruder." — „Unmöglich!"

„Gestern Abend kam er hier an. — Du weißt, meine Cäcilie liebt mich innig, aber es sind zwei Dinge in ihrem Wesen, die sie und mich unglücklich machen: ihre Verwundlichkeit des Gefühls wandelt jede liebende in eine eifernde um und ihre Verschlossenheit hindert mich, ihre Zweifel und ihren Gram zu zerstreuen. Ich muß aber Nachsicht haben mit ihr, denn sie fehlt ja nur aus übergroßer Liebe." — „Du bist noch glücklich in Deiner Ansicht," dachte ich im Stillen. — „Was diesmal sie verletzt haben muß, ist mir ganz unbegreiflich; aber seit einiger Zeit ist sie wie verwandelt. Vergebens war meine Zusprache; in der letzten Zeit sah sie mich nicht mehr. Heute kommt ihr Bruder an, überhäuft mich mit Beleidigungen, fordert das zertrümmerte Glück seiner Schwester von mir, kurz, er fordert mich zum Zweikampfe." — „Und Du wolltest —?" — „Ich muß; meine Ehre steht auf dem Spiele." — „Wo ist der Ort?" — „Hinter dem Kreuz auf dem Buchberge morgen früh um sieben. Ich habe Pistolen gewählt. Also kann ich auf Dich zählen?" — „Mit Leib und Leben." — Kaum war mein Freund gegangen, so suchte ich Cäciliens Bruder auf. Ich fand einen hochgewachsenen barschen Officier. — „Mein Herr," fing ich an, „ich habe zwar nicht die Ehre, mit Ihnen bekannt zu sein, allein da meine Pflicht mich zwingt, ein trauriges Mißverständniß beizulegen, so stelle ich mich selbst Ihnen vor. Ich bin der Freund Ihres Schwagers Ernst —" „Halt! Kein Wort weiter!" fuhr der Officier auf; „der Feige hat den Muth, meiner Schwester Herz zu brechen und kann in keine Pistolenmündung sehen? Süße Worte lispeln, den Liebesdank für kostbare Shawls empfangen, ist freilich angenehmer, als Kugeln pfeifen hören. Sagen Sie dem Ehrlosen —" „Herr," rief ich empört, „in meinem Freunde beleidigen Sie mich, er hat keine Ahnung von diesem meinem Gange. Daß er Mannes genug ist, seine angegriffene Ehre zu wahren, werden Sie morgen erfahren. Darf ich um den Namen Ihres Secundanten bitten?" — „Baron Schlieben." — Ich ging mit einer kalten Verbeugung. Unterwegs fiel mir die Anspielung des Hauptmanns auf den Shawl ein. Ich war gerade bei dem Modewaarenladen und trat ein. Nach einigen Fragen und Erklärungen erfuhr ich den genauen Verhalt der Sache. Ein unseliges Mißverständniß lag zu Grunde; aber beide Parteien waren zu weit gegangen, als daß sie, auch wenn ich es ihnen erklärte, hätten zurücktreten können. Ich wußte mir in meiner Angst keinen Rath, als daß ich zum Baron Schlieben eilte, so spät es auch am Abend war, und ihm die ganze Sache mittheilte. Der Baron empfing mich mit kalter Höflichkeit, als ich ihm aber die ganze Angelegenheit erklärte, wurde er theilnehmender. „Sie haben Recht!" sprach er, „eines solchen Mißverständnisses wegen das Duell vorgehen zu lassen, wäre Sünde; dennoch wird keiner der beiden Theile zurücktreten wollen. Der Hauptmann ist ein vortrefflicher Schütze und Ihr Freund so gut wie begraben.

Was ist nun zu thun?" — „Wie wär's, wenn man —", fuhr ich heraus und hielt inne. — „Doch nicht blind ladete? Sie kämen dahinter und nichts würde sie dann vom Blutvergießen abhalten." — „Nun, so lassen Sie mich," sagte ich sehr eindringlich, „für die Kugeln sorgen und laden Sie unbedenklich ein, was ich bringe." — Der Baron versprach es und ich nahm Abschied. Unterwegs gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf, was ich statt der Kugeln unterschieben sollte. Zu Hause war mein Tisch gedeckt, aber ich konnte keinen Bissen essen. Gedankenvoll saß ich und drehte unbewußt aus der weichen Brodkrume Kügelchen. Plötzlich fuhr mir ein Einfall durch den Kopf. Ich knetete von Brodkrume Kugeln von der Größe von Pistolenkugeln, machte sie auf dem Rechaud hart, schabte das ganze Queckſilber von meinem Rasirspiegel und rieb sie damit so lange, bis man sie, wenn man sie nicht genauer ansah, für metallene halten mußte. Mit schlafloser Ungeduld erwartete ich den Morgen; er brach an, der Baron holte mich ab und an der bezeichneten Stelle fanden wir schon die Gegner. Als ich mit dem Baron die Distanz ausschritt, flüsterte ich ihm zu: „Zerstampfen Sie um Gotteswillen die Kugel nur zu Staub." Er nickte mir fast unmerklich zu. Jetzt standen die Feinde finster auf ihren Plätzen. Ich lud und stampfte die Kugel feiner, als das Mehl, woraus sie gebacken war. Ernst nahm die Waffe, zielte und schoß; der Hauptmann blieb unbeschädigt stehen. Ein grimmiges Lächeln zuckte um seine Lippen, als er nun seinerseits anlegte und feuerte. „Herr Hauptmann," rief ich, „bald hätten Sie mich getroffen, die Kugel pfiff dicht vor meinem Ohre vorbei." Wir luden nochmals und mißmuthig schossen die beiden Schützen; natürlich mit nicht besserem Erfolge, als vorhin. Jetzt trat ich zwischen sie und sprach: „Halten Sie ein, meine Herren, der Ehre ist genug geschehen; kein Makel haftet auf Ihnen. Aber ich bestehe darauf, daß Sie mir folgen; denn ich kann das Mißverständniß, aus dem Ihr unglücklicher Streit entsprang, Ihnen offen darlegen." — Der Baron kam mir zur rechten Zeit zu Hülfe und so gelang es uns, die beiden Kämpen zur Umkehr in die Stadt zu bewegen. Ich führte sie geraden Weges in die Modenhandlung und sagte zum Kaufmann: „Sie werden die Güte haben, diesen Herren die Erklärung, die Sie mir gestern machten, zu wiederholen." — „Meine Herren," sagte der Kaufmann verlegen, „Sie würden mich entschuldigen, wenn Sie meine Verhältnisse kennten. Um an den theuersten Artikeln nicht großen Schaden zu leiden, muß ich mich kleiner Kunstgriffe bedienen. So bekam ich neulich vier Ternaurshawls. Ihre Frau Gemahlin," fuhr er zu Ernst gewendet fort, „sah einen davon und fragte nach dem Preise. Ich nannte ihr den Preis und betheuerte ihr, der Shawl sei der einzige, den ich habe; denn ich versichere Sie, meine Herren, die weibliche Natur ist der Art, daß eine Dame gern das Theuerste kauft, wenn sie nur gewiß weiß, daß keine

andere dasselbe tragen wird." — „Nun?" fragte Ernst gespannt. — „Der gnädigen Frau war der Preis zu hoch; da erzählte ich ihr, der Shawl sei so gut wie halb gekauft, einem Herrn liege viel daran und Abends wollte er darum kommen. Ihre Frau Gemahlin bat mich, dem fremden Herrn zu sagen, sie wünsche den Shawl zu kaufen, und ich versprach, ihren Namen zu nennen. Am nächsten Morgen wollte sie mir das Geld schicken. Eine Stunde darauf traten Sie ein und kauften einen von den Shawls. Die gnädige Frau aber schickte um keinen von den andern." — „Nun begreife ich!" rief der Hauptmann erstaunt. „Cäcilia glaubte, der Shawl sei der einzige; sie war überzeugt, der Kaufmann habe dem unbekannten Herrn ihren Namen und ihren Wunsch mitgetheilt, den Shawl zu besitzen. Am nächsten Morgen sieht sie die Gräfin Bielicka, die sie [illegible] Ihnen nicht gleichgültig glaubte, ihrer Meinnng nach im selben Shawl am Brunnen. Was kann sie anders denken, als daß Sie ihr Herz mit einem Hohne verwarfen, zu dessen Rächer sie mich her berief." — „Ist Ihnen nun Alles klar, meine Herren?" rief ich fröhlich. „Wohlauf, es sei vergessen und vergeben, was Sie entzweite. Wir eilen jetzt zu Ernst, um Madame ihrem Kummer zu entreißen." — Eine Stunde darauf knallten die Korke von den Champagnerflaschen. Ernst stieß mit mir an, leerte sein Glas halb und setzte es auf den Tisch. „Die alte Zigeunerin soll leben!" rief er, — „eben fällt sie mir ein — die vor Jahren mir an dem Parkthore zu P. prophezeite. Halb hab' ich ihr Glas geleert, denn halb ist ihre Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Um ein Umhängetuch hätte ich fast das Leben eingebüßt. Ich warte nur noch, bis die andere Hälfte eintrifft und ein Stück Brod mich rettet." — Ich leerte mein Glas ganz und lächelte, aber ich durfte ihm nicht sagen, daß die zweite Hälfte auch eingetroffen.

Prophezeiung. Ein holländischer Handels-Commis hatte sich von einer Wahrsagerinn in Berlin weissagen lassen, daß Cairo sein Todes-Ort sein würde. Mancherlei Reisen führten den jungen Mann in der Welt umher, auch nach dem mittelländischen Meere. Jedes Mal aber suchte der Fürchtende die unglückbringende ägyptische Küste möglichst zu vermeiden. So nahe er einige Mal hinan kam, schien doch sein Geschick ihn besonders begünstigen zu wollen, denn er fuhr allemal glücklich vorüber. So geräth er nach Paris, und — zufällig nach der Cairo-Straße. Kaum eingezogen, erkrankt er und — stirbt!!

Prophezeiung. Es war am 21. Mai des Jahres 1809, als die weite Fläche des Marchfeldes von Waffen erglänzte. Beide Heere waren unter Führung ihrer berühmten Kriegesfürsten versammelt, und schienen des Winkes zu harren, um mit entfesselter Wuth gegenein-

ander loszustürmen. Obwohl Völker verschiedener Zunge, so hatten sie nur einen Zweck, sich auf Leben und Tod zu bekämpfen. Die Sonne strahlte in herrlichster Pracht, als wollte sie die Grabesgeweihten noch ein Mal mit Liebe umfassen. — Mehrere österreichische Feldjäger-Bataillons waren auf dem sogenannten Rendezvous aufgestellt, ihre Gewehre in Pyramiden geformt, warteten sie des Befehls zum Vorrücken und zum Angriffe. Man sah aus ihrer stolzen Haltung, daß nur Ein Geist sie beseele, der Drang nach Kampf und Sieg. Ein Officier, in der Uniform des Generalstabes, der Hauptmann L., welcher zu dem achten Feldjäger-Bataillon transferirt, an demselben Tage daselbst einrückte, ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann, in der Blüthe seiner Jahre, war mit vier Jäger-Officieren im eifrigen Gespräche über die Wichtigkeit dieses Tages begriffen, denn es konnte wol Niemandem ein Geheimniß sein, daß zu einer entscheidenden Schlacht Vorbereitungen getroffen wurden. — Die vier andern Officiere waren ebenfalls erprobte Krieger, nämlich der Hauptmann B. und Oberlieutenant H. vom achten, dann der Hauptmann M. und Oberlieutenant Baron L. vom zweiten Bataillon. Solche wackere Herzen konnten trotz der Vorahnung eines blutigen großartigen Drama's, von keiner Beklemmung beschlichen werden. Es war ein heiterer Geist, der sie durchwehte, als plötzlich ihre Aufmerksamkeit auf ein Zigeunerweib gewendet wurde, die, als Marketenderin, ein Branntweinfäßchen über dem Rücken hängend, sich ihnen näherte. Sie war in dem phantastischen Anzuge ihres Stammes gekleidet, hatte den Kopf mit einem bunten Tuche umwunden und mit einem Männerhute bedeckt, der mit Federn und andern auffallenden Zierden geschmückt, erschien. Es war ein Weib von ungefähr 30 Jahren, welches ganz den Typus ihres Volkes zeigte, die hageren Gesichtszüge, die überaus dunkle Hautfarbe, mit klugen, glänzend schwarzen Augen, die Haare von gleicher Farbe, in sonderbarem Geflechte das Gesicht theilweise bedeckend. — Der Hauptmann B. rief der Zigeunerin in scherzhafter Laune zu, ob sie auch wahrsagen könne. „O ja, Herr Officier! das kann ich wohl, und wenn Sie erlauben, werde ich Ihr Geschick Ihnen eröffnen." — „Jäger, einen Mantel hieher!" sagte Hauptmann B., und derselbe wurde gebracht, im Rücken der Fronte auf die Erde ausgebreitet, die Karten gemengt und dann abgehoben. Während nun die Phytia ihr Spiel begann, umstanden die fünf Officiere lachend ihr gewähltes Orakel. „Ach, Herr Officier, Sie werden tödtlich verwundet und an Ihrer Verletzung sterben," sagte nicht ohne Theilnahme das Zigeunerweib. „Nun, das ist nicht viel," erwiederte B., in seiner Laune durchaus nicht gestört. — Jetzt kam die Reihe an Hauptmann L. „Sage die Wahrheit," düstere Prophetin, ermahnte dieser; „wie immer die Karte fällt, laß mich mein Schicksal wissen." Und abermals begann das Spiel, und wieder lagen die

Karten Unheil verheißend. „Auch Ihnen, Herr Officier, kann ich nichts Günstiges berichten. Sie bleiben todt auf dem Schlachtfelde!“ Die Augen des Weibes hatten einen sonderbaren Glanz, als sie das zweite Opfer des Todes betrachtete. Man konnte ihr Widerstreben beobachten, etwas sagen zu müssen, was ihr ein schmerzliches Gefühl verursachte. Doch diese Männer warrn wie von Eisen und ließen sich durch solches Spiel nicht erschüttern. Der Hauptmann M. und der Oberlieutenant Baron L. forderten das Weib auf, auch ihnen das Horoskop zu stellen, und Beiden wurde verkündet, daß ihnen ein gleiches Geschick bevorstehe, und sie an ihren Wunden den Tod finden würden. Nun sollte dem Oberlieutenant H. sein Schicksal verkündet werden, dem ich diese Mittheilung zu verdanken habe. Keine Furcht kennend, betrachtete er das Spiel ebenfalls nur als einen Scherz. — „Sie sind, Herr Officier, der Einzige, dem ich theilweise Trostreiches berichten kann,“ sagte die Seherin. „Sie bleiben selbst im stärksten Feuer, bei der größten Gefahr immer unverletzt; doch Ihre Hoffnung auf Beförderung wird nicht erfüllt.“ „Das ist ja unmöglich,“ sagte H. scherzend. „Die zwei hier stehenden Hauptleute meines Bataillons sind bereits dem Tode geweiht, ich bin der dritte Oberlieutenant, und es wird ja doch einer fallen oder gefangen werden, damit ich in diesem Feldzuge zum Capitän mich erheben kann.“ — Unter gegenseitigem Scherze hatte der Act der Prophezeiung sein Ende erreicht, und jeder der Officiere beschenkte die Zigeunerin mit einem Gulden, und als H. ihr in Papiergeld zwei Gulden reichte und sie aufforderte, einen Gulden zurückzugeben, riß Hauptmann B. ihm den Bankozettel aus der Hand, unter Lachen versichernd, daß er bei bei seiner besonderen Schicksalsbegünstigung wohl zwei Gulden bezahlen könne. — Dieses flüchtige Spiel des Scherzes ward unter den ernsten Zurüstungen zum Kampfe schnell vergessen. Bald kam der Befehl, in Massen vorzurücken. Während sich die Krieger kaltblütig in strenger Ordnung wie am Exercierplatze vorwärts bewegten, wurden auf sie drei Schüsse mit Kartätschen von einer französischen Cavallerie-Batterie gefeuert. Eine Kugel traf den wackern Hauptmann L., und der Oberlieutenant H. beeilte sich, seinem unglücklichen Gefährten beizustehen. Leider war jede Hülfe nutzlos, der Getroffene starb in den Armen seines Waffenfreundes, den letzten Blick noch dankend auf ihn gerichtet. Das blühende Leben war aus dem kräftigen Körper gewichen. Obwohl er den Hauptmann nur kurze Zeit Freund nannte, so hatte doch das ritterliche Wesen des Gefallenen einen solchen Eindruck auf ihn hervorgebracht, daß er noch jetzt, nach Verlauf so vieler Jahre, nur mit tiefer Rührung an seinen Tod denkt. Ich ward innig ergriffen, als der nun 78 Jahr alte Krieger mit Thränen im Auge, mir diese Episode aus dem Tage der Schlacht mittheilte. — Der Oberlieutenant H. mußte nun das Commando nach dem Tode seines Kriegsgefährten überneh-

men; es war ein mehr schmerzlicher als erfreulicher Auftrag. Am zweiten Tage der Schlacht wurde ihm der Befehl ertheilt, mit dieser Compagnie zu plänkeln. Der Commandant und die ganze Mannschaft waren von der Gluth durchdrungen, den Fall ihres früheren Führers zu rächen. Mit aller Erbitterung wurde gefochten. Als die Patronen beinahe verschossen waren, wurde die Compagnie durch die Mannschaft des Hauptmanns B. abgelöst. Der Oberlieutenant H. rückte mit seinen, durch den langen Kampf ermüdeten Kriegern nach Aspern, woselbst das Bataillon sich gelagert hatte. — Die Greuel der Verwüstung, welche er hier erblickte, die große Zahl von Todten und Sterbenden, Alles ermahnte ihn an das Leben seines Freundes, das in der Blüthe der Jahre dem Grabe verfallen. Kaum einige Rast genießend, kam die Nachricht, daß so eben der Hauptmann B. tödtlich verwundet worden sei. Auch er starb in kurzer Frist an seinen Wunden. — Zwei Opfer waren nun aus dem Kreise derjenigen geschieden, welche in jugendlich heiterer Laune sich ihr Geschick vorhersagen ließen. Dieser zweite Schlag erschütterte auf fühlbare Weise meinen Freund, und sein Schmerz erreichte den höchsten Grad, als er vernommen, daß an demselben Tage auch der Hauptmann M. und der Oberlieutenant L. tödtlich verwundet, ihr Leben bald darauf verhauchen mußten. — So war nun in Erfüllung gegangen, was das Zigeunerweib verkündet hatte. Vier kräftige Leben waren gebrochen, und damit die Vorausſagung auch bei meinem Freunde eingetroffen, so wurde er erst im Jahre 1813 zum Capitän befördert, obwohl die Eingabe dazu schon im Jahre 1809 nach der Schlacht bei Aspern erfolgte, und nur durch einen Zufall die Ernennung nicht stattgefunden. — Ich bin durchaus nicht gesonnen, dem Fatalismus das Wort zu reden; aber das richtige Eintreffen der Prophezeiung gehört gewiß zu den größten Merkwürdigkeiten des Zufalls. Diese Mittheilung wird sicher das Interesse des Lesers in Anregung bringen, und zwar um so mehr, als dieselbe dem ganzen Inhalte nach wahr ist, denn mein alter Krieger besitzt einen ehrenhaften Charakter, er ist der Lüge Feind, und der Wahrheit Freund. — Das Waffengetöse bei Aspern ist verklungen, aber nicht so die Erinnerung an die Helden, welche dort gekämpft, geblutet und ihr Leben freudigen Muthes hingaben für eine edle, gerechte Sache. — Auch mir war das Glück beschieden, zwei Mal den Boden Frankreichs zu betreten und mitzuwirken, die Fesseln zu brechen, in welchen das schöne Deutschland schmachtete. Viele Erinnerungen, welche mich erheben, knüpfen sich an diese Zeit, aber überglücklich würde ich mich fühlen, wäre es auch mir vergönnt gewesen, mitzukämpfen den glorreichen Heldenkampf bei Aspern!

Prophezeiungen. So schlecht es auch um den Credit der Wahrsager stehen mag, so gab es doch Wahrsagungen, welche zufällig

eingetroffen sind. Heinrich IV., König von England, dem es prophezeiet wurde, daß er zu Jerusalem sterben würde, ward in der Abtei zu Westminster plötzlich von einer Krankheit überfallen und starb in einem Zimmer, welches man Jerusalem nannte. — Dem Stallmeister eines ungarischen Fürsten ward es vorhergesagt, daß er durch ein Pferd sein Leben verlieren würde. Obgleich er von dem Tage an kein Pferd mehr bestieg, ja, sogar jedem Pferde auswich, fiel ihm späterhin ein Aushängeschild auf den Kopf und tödtete ihn auf der Stelle. Auf diesem Schilde war ein Pferd gemalt, mit der Unterschrift: „Zum schwarzen Rosse." — Bekanntlich ist es, daß ein Zigeunerweib dem unglücklichen Poniatowsky prophezeiet haben soll, eine Elster werde ihn tödten. F—. Gerlach.

Prophezeiungen. Immer finden sich neue Beispiele von Astrologen, welche das Erscheinen Napoleons vorausgesagt haben. In Bordeaux fand neulich ein Bücherliebhaber bei einem Antiquar ein altes, schmutziges und vergilbtes Buch, gedruckt in Paris im Jahre 1615. Das Buch ist eine astrologische Arbeit, welche von „den Schicksalen Frankreichs nach den Bewegungen des Planeten Jupiter" handelt. Das ist eben nichts Außerordentliches; das Merkwürdigste aber ist, daß die Scharteke das Auftreten Napoleons vorausgesagt. Die Stelle, wie sie das „Journal de l'Aquitaine" mittheilt, heißt: Der Mercurius steht noch immer im Scorpion, dem kriegerischen und streitsüchtigen Zeichen, aus dem er im Jahre 1615 heraustreten wird. Alsdann wird die ungeheure Verwirrung allmälig abnehmen, bis zu den Zeiten des Ruhmes des französischen Reiches, in welcher sie ganz ihr Ende finden wird. Dieses Reich wird also unter den jetzigen Gesetzen und derselben Regierung stehen noch 175 Jahre (also bis 1790), zu welcher Zeit das Haus des Merkur, welches Jupiter beherrscht, sich mit dem feurigen und entflammten Antares, dem mächtigsten Stern des Himmels, vereinigen wird. Alsdann wird ein tapferer Italiener, indem er unsterbliche Trophäen in den Kronen und Sceptern besiegter und unterjochter Kaiser- und Königreiche erobert, noch ungehörte Titel des Ruhmes und der Majestät erwerben. Alsdann wird die verwandelnde Subtilität des Merkur ganz umgewandelt durch Jupiter und Mars, in die Hand Frankreichs ein gar scharfes Schwert legen.

— Am Rhein herrschte im Volksmunde eine alte Wahrsagung, deren Quelle wohl nicht zu ermitteln, die sich deutlich dahin aussprach: daß Cöln im Jahre 1840 durch einen Cometen untergehen werde. Dies ist nun auf eine sonderbare Weise dadurch in Erfüllung gegangen, daß das Dampfboot: „die Stadt Cöln," durch ein anderes Boot, „der Comet" genannt, unfern Düsseldorf in Grund gebohrt wurde.

Procente. Geld macht wieder Geld.

Prozeß. Ein Advocat, der die Sache eines Tapeziers gegen eine Bürgersfrau vertheidigte, machte aus der Sache ein Gewäsche. Die Frau ward ungeduldig, und unterbrach den Advocaten. „Der Handel, meine Herren," sagte sie, „ist ganz dieser: Ich habe dem Tapezier hier hundert Thaler für eine flandrische Tapete versprochen, welche stark und fein wäre, und schöne Figuren hätte, so schön wie Herr Präsident da; nun will er mir eine grobe, schlechte, beschmierte geben, die Figuren hat, so häßlich, wie der Advocat hier! Bin ich wohl noch verbunden, das Versprechen zu halten?" — Der wirklich häßliche Advocat ward dadurch ganz verwirrt, und der wirklich schöne Präsident so geschmeichelt, daß die Frau den Prozeß sogleich gewann.

— Ein Bauer im O...schen kam zu dem Chef der Justiz, und bat, ihm einen Anwalt in einem Prozesse, den er anhängig machen wolle, zuzuordnen. „Ihr seid also wohl sehr arm?" wurde er von dem Chef der Justiz gefragt; „und wollt auf das Armenrecht Anspruch machen? — Dann müßt Ihr solches erst gehörig bescheinigen lassen." „O so arm bin ich, Gottlob, nicht! Ich kann schon einen Advocaten bezahlen," versetzte der Bauer; „aber kein Advocat will die Sache annehmen; Alle haben mir ihren Beistand versagt." Nach näherem Befragen ergab es sich, daß die Klage, welche der Bauer anstellen wollte, so ganz ungegründet, selbst widerrechtlich war, daß sich kein Advocat dazu verstehen wolle, sein Sachwalter zu werden. „Die Sache ist so angethan, mein Freund!" sprach der Chef der Justiz zu dem Bauer, „daß Ihr auf jeden Fall den Kürzern ziehen müßt, und es gereicht den Advocaten zur Ehre, daß sie sich mit einer solchen Sache nicht befassen, und Euch noch um Geld bringen wollen." „Das klingt allerdings recht gut," meinte der Bauer, aber ich habe doch auch meine Gründe, weßhalb ich den Prozeß anfangen, und einen Sachwalter zugeordnet wünsche." „Und der wäre?" „Als mein Vater starb, erbte ich einen Prozeß von ihm; Jeder versicherte, die Sache wäre so klar, daß ich sie nicht verlieren könnte. Ich verlor sie in allen Instanzen. Nun will ich's mit einer versuchen, wo Jeder behauptet, ich müßte sie verlieren; es ist doch möglich, daß ich sie gerade deßhalb gewinne."

Zwei verwandte Familien in Paris hatten sich kürzlich bitter verfeindet, und wollten einen **Prozeß** gegen einander beginnen. Zufällig trafen sich, von der einen Seite zwei, von der andern drei Personen bei dem nämlichen Advocaten zusammen, welcher sie in seinem Saale vereinigte, und ihnen folgende Rede hielt: „Sie sind Verwandte und wollen prozessiren? Geld und Zeit verlieren? Hören Sie

mich an. Jede Partei muß einen Advocaten haben und ihm wenigstens 50 Francs zahlen; macht 100 Francs. Sie werden von jeder Seite ein Dutzend Zeugen (zu 2 Francs) zu zahlen haben; macht 48 Francs. Sie werden, wie die Sache steht, jedes zu einer Geldstrafe von 25 Francs verurtheilt werden, wie es in diesen Fällen üblich ist, macht 50 Francs. Darüber werden Sie einen Monat oder sechs Wochen verlieren. Verdruß mit den Zeugen, zu Hause, vor Gericht, Laufereien und dergleichen haben, und sich muthwillig zu Tode ärgern. Treten Sie an dies Fenster. Das Wetter ist herrlich, die Melonen sind reif, Weintrauben, Obst, Wildpret, Alles ist zu haben! Dort steht eine Reihe Fiakers, der erste ist prächtig montirt, steigen Sie alle fünf ein, fahren Sie nach St. Cloud oder anders wohin; anfänglich werden Sie ein Bischen steif, genirt sein, das gibt sich, speisen Sie zusammen, trinken Champagner, Kaffee zusammen; Sie werden sich ausgleichen, und wenn Sie dabei nicht wenigstens die Hälfte gewinnen, so heißen Sie mich einen Stümper." — Zwei Minuten darauf saßen die Fünf im Fiaker, und dankten mit der Hand dem Rechtsgelehrten, welchem es fast gereuete, den Champagner vorgeschlagen zu haben. Dieser Advocat ist das achte Weltwunder!

Der schwierige **Prozeß.** Drei Ochsenhändler gaben auf einem Landmarkte ihr Geld der Wirthin aufzuheben, während sie ihren Geschäften nachgingen. — Einer davon kam unverzüglich wieder zurück, und verlangte das Geld im Namen seiner Cameraden, weil sie es zu einem so eben geschlossenen Handel nöthig hätten. Kaum hatte er es, so machte er sich damit aus dem Staube, und man hörte nichts mehr von ihm. Die zwei Andern fingen mit dem Weibe einen Prozeß an, und verlangten Erstattung, weil sie das Geld Einem allein gegeben, da man ihr doch ausdrücklich eingeschärft hätte, daß sie alle Drei beisammen sein müßten. Die Wirthin verlor, und wurde zum Schadenersatze verurtheilt. — Der nachmalige General-Advocat Nay, welcher eben seine Laufbahn antrat, rieth dem Weibe, zu appelliren, und nahm die Vertheidigung ihrer Sache über sich. Als die gerichtlichen Verhandlungen angehen sollten, erklärte er: daß sein Klient das Geld von allen Dreien vereint in Verwahrung bekommen habe, und der einigen Aussage der Kläger zufolge, es nicht eher zurückgeben sollte, als wenn alle Drei zusammenkämen. Die Summe liege bereit, und die Auszahlung wird nicht die mindeste Schwierigkeit leiden, so bald sie sich nur mit einander einstellen. Der Rechtshandel gewann nun eine andere Gestalt, und Nay legte so den Grund zu seinem späteren Ruhme.

Es hatte sich Jemand einen **Prozeß** zugezogen, in welchem er so gravirt war, daß er wegen des Ausgangs in großen Aengsten schwebte. Ein Bekannter rieth ihm, sich deßhalb an einen Advocaten

zu wenden, der in dem Rufe stand, der größte Rabulist zu sein. Der Angeklagte befolgte diesen Rath, und erzählte dem Advocaten die Sache. „Seien Sie ohne Sorgen," sprach der Advocat, „lassen Sie mich nur machen! Ich versichere Sie, Sie sollen so rein aus diesem Handel hervorgehen, wie Schnee." Der Advocat zog auch diesen Prozeß sehr in die Länge, dafür ließ er sich aber so reichlich von seinem Clienten bezahlen, daß dieser ganz arm, und endlich doch verurtheilt wurde. Er beklagte sich darüber bitter gegen Denjenigen, der ihm diesen Advocaten empfohlen hatte, und sagte: „Er hat schön Wort gehalten, statt daß ich rein wie Schnee aus dieser Sache hervorgehen sollte, bin ich durch ihn so weit gekommen, daß ich jetzt kaum ein Hemde mehr auf dem Leibe habe." „Allerdings hat er sein Versprechen erfüllt," erhielt er zur Antwort, „steht man denn nicht weiß wie Schnee da, wenn man im bloßen Hemde ist?"

Prozeßdauer. In Paris wurde ein Prozeß zwischen den Schneidern und Trödlern geführt, der 251 Jahre dauerte (von 1530 bis 1781) und der sich um die große Frage drehte: „Welche Kleider als neu, welche als alt zu betrachten sind?"

Ein wirklicher **Prozeß** ist ganz wie ein Natur- oder chemischer Prozeß. Bei einem chemischen Prozesse heißen die Operationen: Auflösung, Niederschlagung, Verdampfung, schmelzen, sublimiren; das ist ganz wie bei den wirklichen Prozessen, während die Advocaten sublimiren, lösen sich die Gegenstände auf, die Parteien werden niedergeschlagen, die Kosten verdampfen und das Kapital schmilzt! Eine jede Krankheit ist auch ein Prozeß, in welcher sich Krankheit und Gesundheit um den Patienten streiten, die Aerzte sind die Advocaten, die der Patient als Kläger gegen die Krankheit als Beklagte zu Hülfe ruft; allein sie irren sich oft in der Partei, und wirken für die Beklagte; die Recepte sind die Acten, in der Apotheke sitzt der Revisor, die Arzneimittel sind die Rechtsmittel und der Tod ist die letzte Instanz. Der Unterschied ist nur der, viele Advocaten machen einen langen Prozeß! viele Aerzte machen einen kurzen Prozeß! Das Spiel der Advocaten ist ein Schachspiel, je geschickter die Advocaten, desto länger dauert die Partie, das Spiel der Aerzte ist ein Billardspiel, je geschickter die Aerzte, desto kürzer wird die Partie, denn sie schneiden und machen alle in das große Eckloch der Erde. S.

Kurzer **Prozeß.** Ein Amtmann wurde gefragt: „wie geht's mit Ihren Unterthanen, sind Sie mit ihnen zufrieden?" — „O ja," lautete die Antwort, „denn Prozesse kenne ich gar nicht: entsteht ein Streit, so lasse ich die Parteien auf meine Stube kommen und vergleiche die Sache. Will sich nun ein Streitkopf durchaus nicht ver-

gleichen, so gebe ich ihm ein Paar Ohrfeigen, werfe ihn zur Thüre hinaus und damit ist die Sache abgemacht." Ein kurzer Prozeßweg! U.

Prozeßlänge. Ein angehender Advocat kommt zu seinem Vater und erzählt diesem voller Freude, daß der schon seit einem Jahrhundert obschwebende und sehr verwickelte Concursprozeß contra N. N. durch seine Bemühungen endlich beendigt worden sei. Der Vater, ebenfalls Advocat gewesen, fährt erschrocken einen Schritt zurück, und als der Sohn, darüber erstaunt, nach der Ursache frägt, entgegnet der Alte: „Mit diesem Prozesse, den Du Dich rühmst, beendigt zu haben, habe ich meine Praxis begonnen, darauf gestützt, Deine selige Mutter geheirathet, Dich davon studiren lassen und ihn jetzt quasi als Mitgift in Deinen neuen Haushalt d. i. Praxis mitgegeben. Nun verschleuderst Du binnen wenigen Monaten ein Gut, wovon noch Deine Kinder und Kindeskinder zehren sollten."

Prozeßsucht. Ein pommerscher Edelmann beklagte sich bei Friedrich dem Großen, unter Einreichung einer langen Liste von Prozessen, die er bereits seit Jahren betreibe, über die Langsamkeit des Gerichtsganges. Der König antwortete ihm, „er habe allen Gerichtshöfen, wo seine Prozesse anhängig seien, befohlen, dieselben binnen Jahresfrist zu beendigen." Der Edelmann dankte dem Könige für die erwiesene Gnade, bat aber, es mit dem Befehle nicht so streng zu nehmen: „da er wünsche, nach Jahresfrist noch einige Prozesse übrig zu behalten, um nicht sogleich neue anfangen zu müssen."

Prozeß. Räthsel.

Freund, suche mich zu fliehen und zu meiden;
Denn hast du mich, so hast du Sorg' und Leiden;
Verlierst du mich, so wird das Herz dir schwer,
Gewinnst du mich, so hast du mich nicht mehr.

Prozeß.

Prozesse. Es gibt nur Ein Mittel durch Prozesse nicht zu Schaden zu kommen, es besteht darin: „nie einen Prozeß zu führen."

Sinnbild für **Prozessirende.** In einem Gerichtssaale zu Barcelona ist ein ganz nackter Mensch abgebildet. An seinem Mund sind folgende Worte geschrieben: „Ich, der ich den Prozeß gewann, habe nur noch das nackte Leben, wie mag es mit Demjenigen stehen, der ihn verloren hat?"

Der jedenfalls zu gewinnende **Prozeß.** Ein Jüngling, welcher

die Rechte studiren wollte, machte mit einem berühmten Rechtsgelehrten den Vertrag, daß wenn er so viel gelernt haben würde, daß er einen Prozeß vor den Gerichten gewinnen könnte, er ihm tausend Thaler bezahlen wollte. Der Rechtsgelehrte war damit zufrieden, und da er glaubte, daß sein Schüler genug bei ihm gelernt habe, um ihn entlassen zu können, forderte er seine Bezahlung. Der Schüler weigerte sich ihn zu befriedigen. Der Lehrer ließ ihn vor Gericht fordern, und sprach zu ihm: „Thörichter, junger Mensch! Erfahre nun, daß Du mir die versprochene Belohnung geben mußt, es mögen nun die Richter das Urtheil für oder wider Dich sprechen. Sprechen Sie für Dich, so bist Du noch zufolge unseres Vertrages zu bezahlen schuldig; sprechen Sie aber wider Dich, und Du verlierst den Handel, so mußt Du mich vermöge des richterlichen Ausspruches zufrieden stellen." „Mein weiser Lehrer," antwortete nun der Schüler, „erfahre jetzt, daß ich Dir auf keinen Fall etwas zu zahlen schuldig bin. Verliere ich die Sache, so darf ich Dich laut unseres Vertrages noch nicht bezahlen; gewinne ich sie aber, so müßte ich ja ein großer Narr sein, wenn ich Dir das Geld gegen den Ausspruch der Richter aufdringen wollte." Lehrer und Schüler verglichen sich hierauf und die Richter wurden des Urtheils überhoben, das in einer so verwickelten Sache zu fällen nicht leicht war.

Prozeß. Ein Kind hörte, daß seine Mutter einen langwierigen Prozeß verloren hatte; da lief es eilig zur betrübten Mutter und sagte: „Liebe Mutter, seien Sie doch froh, daß Sie den langen garstigen Prozeß verloren haben."

Prüfung. Wir lernen unsere allgemeine Schwäche am besten kennen, wenn wir uns den Prüfungen des Schicksals unterwerfen sollen, — die Wenigsten bestehen hierbei mit Ehren, die Meisten werden geworfen von diesem strengen Lehrmeister.

Prügel zu bekommen! Ein lustiger Kauz, der in den Landstädten herum zog, und mit Stöcken handelte, rief beständig, indem er seine Waare feil bot: „He! wer Geld hat kriegt Prügel!"

Prügel. Ein Lehrbub, der seiner Ungelehrigkeit wegen schon sehr oft gezüchtigt worden war, äußerte als er an einem Sonntage mit seinem Meister spazieren ging, daß er es im Walde zu traurig und unheimlich finde. Auf die Frage warum? sagte er: „weil im Wald die Prügel wachsen. T.

Psalmen. Ein Geistlicher von der französischen Colonie in Berlin äußerte in einer Gesellschaft den Wunsch, daß die Psalmen,

deren sie sich zum gottesdienstlichen Gesange bedienen, einmal umgearbeitet werden möchten. Eine alte Dame gab ihr Mißfallen über eine solche Neuerung zu erkennen. Der Geistliche versetzte: „Aber Madame, Sie werden doch wenigstens zugestehen, daß es gut wäre, die Psalmen in besseres Französisch zu übertragen?“ „Wie!“ rief sie ihm entgegen, „bilden Sie sich ein, das Französische besser zu verstehen als der König und Prophet David.“

Pudel. Ein Herr von D... in Moskau machte viel Aufsehen wegen seiner Bizarrerieen. Ein angesehener Mann starb, der eben nicht in dem besten Vernehmen mit ihm gelebt hatte. D... wurde zum Leichenbegängniß eingeladen, aber bloß der Form wegen, denn Niemand dachte daran, daß er sich einfinden würde. Plötzlich sah man einen Wagen mit sechs prächtigen Pferden bespannt und mit vielen Bedienten in Trauer hinten auf, heranrollen. Die Verwandten des Verstorbenen gingen dem Wagen entgegen; die Bedienten sprangen herab, machten den Schlag auf, und es sprang heraus — ein schwarzer Pudel mit einer Visitenkarte in der Schnauze.

Ueber den Fürsten **Pückler**-Muskau, den halbmüden Reisenden, sagt der achtbare Engländer Wilde, der in seinen Fußstapfen reiste: „Er trug viel dazu bei, die Vorurtheile jener Völker gegen die Europäer zu steigern. In Naplus ereignete sich ein Vorfall, der die Reise- und Lebensweise Sr. Excellenz in's Licht setzen wird. Er hatte ein Bad genommen, und der Badewärter verlangte die gebräuchliche unbedeutende Bezahlung, die sich auf etwas weniger als 15 kr. C.-M. beläuft. Der Fürst wies seinen Firman vor und weigerte sich, zu zahlen; doch schrieb er ein Billet an den in der Nähe wohnenden Scheich, dieser möge das Geld von den im nächsten Jahre zu erhebenden Steuern bezahlen!! Am folgenden Tage verlangte der Fürst Pferde, und trug dem Scheich auf, ihm welche zu verschaffen. Der Mann bewies ihm die Unmöglichkeit, seinem Verlangen zu entsprechen, doch der Fürst zog seinen Firman heraus, und Mehemed Ali's gefürchtete Unterschrift hatte den gewöhnlichen Erfolg. Der Scheich legte Beschlag auf das Pferd eines Beduinen, der gerade vorüberzog, und der Fürst stieg auf. Solchen Spaß verstand der Beduine schlecht; er legte ganz kaltblütig an und feuerte; mit genauer Noth entging der „Verstorbene“ dem wirklichen Absterben. Doch hatte dieser Vorfall das Gute, daß er ihn einige Tage still und ruhig machte.“

Pünktlichkeit. Der Engländer Scott aus Exeter reis'te bis zu seinem achtzigsten Jahre, wo er 1817 starb, in Handelsgeschäften beständig umher. Seine Pünktlichkeit, sein gemessenes Verhalten und sein unermüdeter Fleiß erwarben ihm ein großes Vermögen. Die

Eigenthümer der Wirthshäuser in Devonshire und Cornwallis, in welchen er einzukehren pflegte, wußten seit vielen Jahren den Tag und die Stunde seiner Wiederkunft. Einst kehrte ein Reisender in einem kleinen Wirthshause in Cornwallis zu Port Isaak ein, um zu Mittag zu essen. Der Küchenzettel gefiel ihm nicht; da er eben eine Ente am Feuer braten sah, so verlangte er diese. Der Wirth antwortete, „sie sei für Herrn Scott aus Exeter bestimmt." „Ich kenne Herrn Scott recht gut," erwiederte der Reisende: „er ist aber nicht hier, gebt mir also die Ente." „Sehr wahr," entgegnete der Wirth: „Herr Scott ist nicht hier; aber vor 6 Monaten, als er hier war, hat er diese Ente auf heute um 6 Uhr bestellt." Zum Erstaunen des Reisenden trat Scott gerade in den Hof, es fehlten nur noch fünf Minuten an 6 Uhr.

Puff. Ein Londoner Blatt enthält folgende Anpreisung: „Ein Gentleman, der Chef eines namhaften Hauses, saß vor seinem Schreibepult und schnitt sich die Feder. Da fährt ihm plötzlich ein Splitter derselben in das rechte Auge. Er greift rasch hinzu, um den Splitter aus dem Auge zu entfernen, aber in der Hast drückte er denselben noch tiefer hinein, tödtete den Sehnerv, und sein Auge, dieses köstliche Organ, ist verloren. — Darum, Gentlemen, verbannen Sie alle Gänsekiele, und bedienen Sie sich gefälligst von nun an unserer patentirten Stahlfedern, mit welchen keine anderen den Vergleich aushalten. Crawford und Comp."

Französischer **Puff.** Ein Pariser Schinkenhändler zeigt an, seine Schinken seien so vortrefflich geräuchert, daß sie um so schmackhafter würden, je länger man sie aufbewahre, und von so eigenthümlicher Qualität, daß die starrsinnigsten, zänkischsten Weiber, wenn sie täglich ein Stück davon genössen, sanft und fügsam würden wie Lämmer. Namentlich empfiehlt er sie als Mittel gegen Revolution und Demagogie, indem sie Kindern den friedfertigsten und unterwürfigsten Charakter gäben, und macht es daher den Regierungen zur Pflicht, seine Schinken in allen Schulen und öffentlichen Instituten zu täglicher Verspeisung anzuordnen. — Gleich darunter zeigt ein Haarkräusler seine Pomade an zu Beförderung des Wachsthums der Haare, mit dem gesperrt und groß gedruckten Bemerken, daß es Princip bei ihm sei, von keinem Käufer, und hätte er nicht ein einziges Haar auf seinem Kopfe, eher Bezahlung anzunehmen, als bis sein ganzer Kopf voll Haare. Wäre die Sache nicht zu ernst, so klänge sie wie Satyre auf „gegebene und nicht erfüllte Versprechungen."

Ein englischer **Puff.** Die Königin Victoria und Lord Palmerston.

Königin Victoria. Ist es möglich, Mylord?

Lord Palmerston. Wie ich die Ehre hatte, Ew. Majestät zu versichern.

Königin Victoria. Also für 1 Shilling 6 Pence hat man vortreffliche Mittagskost in —— Taverne, nebst einer halben Flasche Porter?

Lord Palmerston. Und ein Glas Sherry.

Königin Victoria. Wie freut es mich, daß unter meiner Regierung das englische Volk so glücklich ist, ein gutes Mittagsessen für einen Shilling sechs Pence haben zu können.

Der **Puff**. In London gibt es, mehr als in jeder andern Stadt, eine Menge Leute, die nicht wissen, wie sie ihres Geldes los werden sollen, und in diesem Punkte sehr gern eine Weisung annehmen. Die Mehrzahl dieser Müßigen, Gelangweilten und Langweiligen liest, um die Zeit zu tödten, die erscheinenden Tagesblätter, und diese sind es, in welchen die erfindungsreiche Industrie Alles aufbietet, um deren Aufmerksamkeit zu erregen. Doch die gewöhnliche einfache Anzeige, auch des anerkannt Trefflichen, würde diese verwöhnten Söhne des Plutus kalt lassen und ihnen ungeschickt vorkommen; es ist also nöthig, jeder Ankündigung eine Einkleidung zu geben, die die Neugierde spannt und die Leute aus ihrer Gleichgültigkeit aufstachelt. Daher kommt es, daß jede Form, die des Romans und der Novelle nicht ausgenommen, dazu benutzt wird, so daß der Leser, ohne es zu ahnen, auf einem Blumenpfade zu dem letzten Zwecke, nämlich dem merkantilischen, hingeleitet wird. Die auf diese Weise vervollkommnete Anzeige heißt in England Puff. Es gibt deren von jeder Gattung und Größe, traurige und heitere. Wir wollen mit einem Puff beginnen, dem das tragische Princip zu Grunde liegt. Ein entsetzliches Ereigniß fand gestern auf dem Strande Statt. Das Gerüst eines Hauses, welches im Bau stand, stürzte mit einem Male ein, und begrub einen zufällig vorübergehenden Greis unter seinen Trümmern. Als man ihn hervorgezogen, fand es sich, daß mehrere Stücke vom Gebälke ihn auf fürchterliche Weise am Kopfe verletzt hatten. Er ward im Blute gebadet in den Laden des Wundarztes Herrn Pickergill gebracht. Zwei in größter Eile herbeigerufene Aerzte erklärten nach mehreren Versuchen, ihn in's Leben zurückzurufen, den Unglücklichen für todt. Aus einigen Papieren, die derselbe in einer Brieftasche bei sich trug, ward er für Sir Thomas L..., Baronet und Besitzer mehrerer Güter in Northumberland, erkannt. Er war nach London gekommen, um einen Prozeß zu verfolgen. Die Zeugen des Unfalles setzten den Coroner*) sogleich davon in Kenntniß, und dieser

*) Der zur Untersuchung eines Todtschlages verpflichtete Kronbeamte, der Leichenbeschauer.

begab sich ungesäumt zu Herrn Pickergill, um hinsichtlich der Bestätigung des Todesfalles die nöthigen gerichtlichen Schritte einzuleiten. Er ward zu seinem nicht geringen Erstaunen von Sir Thomas selbst empfangen, den er aufrecht und munter fand. Sein Kopf war rundum verbunden, aber er sah wohl aus, und scherzte mit vieler Liebenswürdigkeit über den Coroner, dessen Absicht er errieth. Ich werde, sprach er endlich, heute nicht bei Pluto, sondern in der Prinzregent-Taverne zu Nacht essen, und hoffe, daß meine werthen Neffen noch einige Jahre auf meinen Tod harren sollen. — Nach diesen Worten verließ er den Laden Herrn Pickergills, dem er reichliche Beweise seiner Dankbarkeit und Großmuth hinterließ. Der Coroner blieb verblüfft zurück, und jene, die ihn geholt hatten, waren noch mehr verblüfft, einen Mann, den sie vor Kurzem mit schwer verletztem Haupte, todt, in seinem Blute schwimmend, verlassen hatten, nun auf den Beinen, sprechend, lachend und in der Verfassung zu sehen, sich auf ein gutes Nachtessen zu freuen. Wie ist dies Wunder zu erklären? — Nichts ist einfacher. Wundarzt Pickergrill legte bloß dem Greise einen in Wundwasser von seiner Erfindung genetzten Umschlag auf den Kopf. Dies bewunderungswürdige Wundwasser hat schon Personen, die vom fünften Stockwerke herabstürzten, oder in einem Spleen-Anfalle sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen versucht hatten, dem Leben und der Gesundheit wiedergegeben. — Manchmal besteht der Puff nur aus wenigen aber kräftigen Zeilen. Einige Beispiele werden das Gesagte erläutern: Der sehr ehrenwerthe Sir Henry P. hielt jüngst in dem Unterhause eine vortreffliche Rede zu Gunsten der Bill. Diese Rede voll Scharfsinn und rednerischem Schmucke zugleich, scheint die Gegenpartei sehr in Verlegenheit gebracht zu haben. Man fand Gelegenheit auf Herrn P's. Haupt eine ganz köstliche Perrücke von Herrn Birwill's Meisterhand zu bewundern. — Sir Henry B... erhing sich vorgestern an einem Strange von Pflanzenseide. Wir glauben diesen, zu jedem beliebigen Gebrauche verwendbaren Artikel nicht zu viel anpreisen zu können. Eine Niederlage davon findet das geehrte Publikum bei ꝛc. — Die Erfahrung lehrt aber, daß der kurze Puff nicht so vieler Aufmerksamkeit gewürdigt wird, als der erzählungsweise, lang ausgesponnene. Je verwickelter die Lüge, desto mehr Glauben findet sie. Vor Allem sind die Apotheker in London die größten Puffmacher, sie benutzen alle Formen, das Trauerspiel und das Lustspiel muß ihrem Zwecke dienen, und jedes Arzneimittel hat seine Literatur. Nach der Geschichte des Gerüst-Einsturzes folgt ein minder schrecklich lautender Puff. John R..., Sprosse einer sehr reichen Familie, war von Kindheit an brustkrank. Seine Jugend verfloß in Leiden, die ihn am Genusse eines sehr bedeutenden Vermögens hinderten, welches sein Vater ihm hinterlassen hatte. Im dreißigsten Jahre stand er im dritten Stadium der Lungensucht, und die Aerzte erklärten einstimmig, sein

schon, daß ein berühmter Arzt angekommen ist? Er muß reich sein, denn er bietet 25 Louisd'or, wenn man ihm seinen Hund schafft." Der Hund wurde zwar nicht gefunden, aber Patienten.

In der Schlacht bei Abukir ward der französische General **Pugieres** gefährlich verwundet und in den Schlachtlinien verbunden. Der Schmerz und die fürchterliche Lage ließen ihn an seinem Leben verzweifeln; er überreichte deswegen dem General Bonaparte seinen Degen mit den merkwürdigen Worten: „Feldherr! Vielleicht beneiden Sie einst mein Loos!" Erst siebzehn Jahre später starb Pugieres, als Commandant der Invaliden in Avignon.

Wer das **Pulver** nicht erfunden. Ein Gutsbesitzer, der zugleich als ein Mann von sehr beschränkten Einsichten bekannt war, wurde bei dem Eintreffen in einem zu seinem Gute gehörigen Dorfe mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen empfangen, und um die Feier des Tages noch mehr zu erhöhen, wurden sogar Böller abgefeuert. „Mai," sagte ein Jude, der ihn gut kannte, „wous füll dous haaßen, wie kümm mer um seinetwillen so viel Pülver verschießen, hot er's doch nischt erfunden."

Pumpen. In einer Bierkneipe erzählte Jemand einem alten Studenten seine Abenteuer zur See, wie das Schiff einen Leck bekommen und er habe pumpen helfen. „Herr," sagte er, „mich hätten Sie sollen pumpen sehen, das war groß!" — „Herr," sprach der Student, „mich hätten Sie in Leipzig sollen pumpen sehen, das war noch größer!"

Puppe. So lange ein Mädchen mit einer Puppe spielt, nennt man es ein Kind; die Mädchen sind selbst Puppen, sagt ein gewisser Schriftsteller. Unsre Männer müssen wohl alle Kinder sein; denn jeder spielt mit so einer Puppe.

Put! Put! Ein junger Mensch, immer bei sehr gutem Appetit, wurde zu einer Tafel geladen, wo die Speisen mit dem Magen der Gäste nicht in gleichem Verhältnisse waren. Da er wegen der großen Anzahl der Gäste schon von der ersten Schüssel nichts bekam, und eben junge Hühner aufgetragen wurden, von denen er aus dem Vorhergehenden überrechnen konnte, daß sie nicht bis zu ihm reichen würden, nahm er das Brod, brockte es auf seinen Teller und rief: Put! Put! Alles mußte über diesen Einfall lachen, und die Hühner wurden ihm zuerst gereicht.

General **Putnam.** In den Wildnissen der grünen Berge in Connecticut (in den nordamerikanischen Vereinsstaaten) verbreitete eine Wölfin unter den spärlichen Ansiedlern weit und breit Schrecken. Einst brach sie in die Herde des reichen Landmanns Putnam, und tödtete zwanzig Schafe und Ziegen in einer Nacht. Das war zu viel. Putnam bot die ganze Nachbarschaft auf; der Boden war mit Schnee bedeckt, und so verfolgte man leicht die Spuren des Thieres bis zu seiner Höhle. Diesen Platz hatte sich die Wölfin mit großem Verstande ausgesucht. Der einzige Zugang in die Höhle war ein Felsenriß, zwei Fuß hoch und eben so breit, an einer hohen Steinwand. Dieser schmale Gang senkte sich in schiefer Richtung 15 Fuß weit hinab, lief dann 10 Fuß weit eben fort, und stieg am Ende abermals 15 Fuß weit aufwärts. Dieser ganze 20 Ellen lange Gang war nirgends weiter als 3 Fuß, oder hoch genug, daß ein Mann hätte stehen können. Der Zugang wurde durch aufgehäuften Schnee und Eis noch erschwert. Man hetzte die Hunde in das Loch, aber sie waren kaum hineinzubringen, kehrten gleich wieder um, und waren zu keinem neuen Versuche zu bewegen. Der Rauch angezündeten Strohes war ganz unwirksam. Selbst brennender Bimsstein verbreitete seinen Gestank ganz vergeblich. Mit solchen unnützen Anstrengungen war der Tag vergangen; endlich wurde Putnam ungeduldig, und befahl einem Neger, in das Loch zu kriechen. Dieser deprecirte natürlich, und Putnam in seinem Eifer beschloß, trotz aller Abmahnungen, selbst in die Höhle zu dringen. Zuerst besorgte er sich eine Fackel von Birkenrinde, um seinen Weg zu erhellen, und durch die Flamme das Thier einzuschüchtern; dann zog er Rock und Weste aus, ließ sich einen langen Strick an die Füße binden, damit man ihn auf ein gegebenes Zeichen aus der Höhle ziehen könne, zündete die Fackel an und machte sich kühn auf den Weg. Endlich sah er im letzten Winkel die Wölfin, die den unerwünschten Besuch mit bedeutungsvollem Heulen empfing. Als er alles ausgekundschaftet, gab er das verabredete Zeichen, und seine Gefährten, die aus dem Heulen schlossen, daß Gefahr im Verzuge sei, rissen ihn an dem Stricke mit solcher Hast heraus, daß an den scharfen Steinen Hosen und Fleisch in Fetzen gingen. Nun nahm Putnam sein Gewehr, hielt es in einer Hand, die Fackel in der andern, und ging das zweite Mal auf sein gefährliches Abenteuer aus, bis er der Wölfin nahe kam. Gerade als sie auf ihn losspringen wollte, zielte er kaltblütig und drückte los. Von dem Knalle in der engen Höhle betäubt und vom Pulverdampfe fast erstickt, wurde er abermals herausgezogen. Nachdem er sich eine Weile erholt, zündete er seine Fackel, die vom Schusse erlöscht war, wieder an, kroch ein drittes Mal in das Felsenloch, und hielt die Fackel der Wölfin unter die Nase, um sich zu überzeugen, ob sie todt sei. Das Thier rührte sich nicht, er faßte es also bei den Ohren, gab das Zeichen, und ließ

sich zur großen Freude seiner Freunde zum dritten Male herausziehen. Dieser verwegene Wolfsjäger war niemand Anderer, als der nachmals berühmte General Putnam, der sich im Unabhängigkeitskriege der amerikanischen Vereinsstaaten durch Heldenthaten unsterblich machte.

Als der bekannte General **Putnam** (Nordamerikaner) zu Peekshill stand, wurde ein Mann, Namens Palmer, Lieutenant in der royalistischen Miliz, im Lager aufgegriffen. Der Gouverneur Tryon forderte den englischen Officier zurück, und drohte im Weigerungsfall mit fürchterlicher Rache. General Putnam schrieb folgende entsetzlich lakonische Antwort: „Sir! Nathan Palmer, Lieutenant im Dienst Ihres Königs, wurde in meinem Lager gefangen als Spion — man machte ihm den Proceß als Spion — er ward verurtheilt als Spion — und Sie können versichert sein, Sir, er kommt an den Galgen als Spion. Ich habe die Ehre u. s. w. Israel Putnam. P. S. Nachmittags. Er ist gehängt."

Wohlfeiler **Putz**. Eine unbemittelte Mutter sagte zu ihrer Tochter, die immer sehr einfach gekleidet ging: „Liebes Kind, wo ist dein Halstuch? Du weißt, ich kann es nicht leiden, daß junge Mädchen mit offenem Busen gehen." — „Aber liebe Mutter," entgegnete die Tochter naiv: „womit soll ich mich denn putzen?"

Putzen. Das treue Herz einer Geliebten gleicht der Flamme einer Krystallkerze, sie brennt ruhig fort bis an's Ende, ohne daß man sie viel putzen darf!

Putzen ist die halbe Fütterung. Ein alter Major saß neben einer citlen, höchst geputzten Dame zu Tische. Als Letztere vergeblich genöthigt wurde, zu essen, sagte Jener: „Die Dame denkt wie ein Cavallerieofficier." Auf die Frage: Wie so? erwiederte er: „Sie denkt, Putzen ist die halbe Fütterung."

Scene in einer **Putzhandlung.** Eine elegant gekleidete Dame tritt eilig ein. — Was kostet die rothsammtene Coiffure im Auslagekasten? — Putzhändlerin. 5 fl. rhn. meine Gnädige! — Die Dame: Ach was fällt Ihnen ein: ich möchte diesen Kopfputz nur einzig und allein meinem Manne zu Liebe kaufen, weil er behauptet, Roth stehe am Besten und Sammt drücke am Mindesten. Also um 2 fl. rhn. nehme ich ihn! — Mehr keinen Kreuzer! Ich empfehle mich. (Sie stürzt wieder hinaus.) — Ein Herr tritt eben so eilig ein. Negligeehäubchen, meine Theuerste, süperbe Negligeehäubchen, wenn ich bitten darf? Sechs Stücke, ein Dutzend Stücke — wie Sie wollen; nur elegant, o sie gehören für ein sehr hübsches

Fräulein! — (Die Putzhändlerin bringt ein Carton zur Auswahl. — Putzh. Befehlen Sie von diesen? — Der Herr: (mustert mit der Lorgnette.) Ach viel eleganter, dieser Stoff ist nicht weiß genug! Emma hat blonde Haare und alabasterartigen Teint, also viel weißeren Stoff, wenn ich bitten darf! — (Man bringt ein zweites, ein drittes Carton.) Alles viel zu wenig weiß! — O ich wußte, es ist schwer für Emma Negligeehäubchen zu kaufen! Ich werde meine Cousine hersenden! — Emma soll selbst wählen! — Ihr Diener! (Er eilt schnell hinaus; die Putzhändlerin ordnet seufzend, was er verwüstet. Eine stark verblühte, sommersprossige Jungfrau tritt schüchtern ein.) Das Fräulein. Sie besitzen, wie ich hörte, ein Verschönerungsmittel? — Putzh. Zu dienen, mein Fräulein! — Das Fräulein. Aber nimmt es auch alle, sowohl Sommer- als Leberflecken gehörig weg? — Putzh. Ich habe viele Abnehmerinnen und hörte noch nie eine Klage! — Das Fräulein. Ist die Flüssigkeit in Flaschen? — Putzh. Man pflegt gewöhnlich ein halbes Seidel zu nehmen? — Das Fräulein. Nun denn, ich werde mein Dienstmädchen mit einigen Flaschen hersenden? Was kostet die Maaß? — Putzh. Entschuldigen Sie, um es maaßweise zu kaufen, dürfte das Mittel etwas kostspielig sein. Das Seidel kommt auf 2 fl. C. M.! — Das Fräulein (heimlich seufzend). Ach, ich wußte ja, daß auch dies Mittel mir nicht passen würde, ich gedachte es als Bad zu gebrauchen! — (Sie geht fort; eine alte dicke Frau kommt herein.) — Die alte Frau. Ist mein Rosahut schon fertig? — Putzh. Nach Befehl, meine gnädige Frau? — D. a. D. Ach Himmel, was haben Sie gemacht? — Einfache Bänder? — Warum wählten Sie keine Rosen?! — Putzh. Verzeihen, ich dachte! — D. a. D. Was denken! Dieser Hut gehört für eine alte Frau und ich bin noch in den besten Jahren; also herunter mit den Bändern und Rosen hinauf! Hören Sie, viele Rosen! Sie können auch Vergißmeinnicht wählen, Jelängerjelieber oder sonst eine interessante Blume! — Nur pikant; das binde ich Ihnen auf die Seele — denn Sie wissen, ich bin Wittwe und noch nicht alt genug, um einfache Bänder auf dem Hute zu tragen! — Also Rosen, meine Gute. Ade! — Draußen war sie, die Romantikerin, und die Putzhändlerin suchte aus allen alten Schachteln ein, für diese Hoffnungsvolle passendes Bouquet!

Pygmalion. Ein armer Teufel gab in einem Provinzstädtchen mit einigen Cameraden, die nicht viel mehr besaßen, als er, dramatische Vorstellungen. Eines Tages, da man besonders darauf Bedacht nahm, neue Stücke mit wenig Personen aufzuführen, kündigt er „Pygmalion" an. Eine Statue war unerläßlich, allein trotz aller Bemühungen konnte er kein junges Mädchen des Orts dahin bringen, das Piedestal zu besteigen. Die Stunde des Anfangs nähert sich,

endlich siegt glücklicherweise seine Beredtsamkeit über eine Negerin, und beim Aufrollen des Vorhangs schlagen die Zuschauer, bei dem Anblick der afrikanischen Galathea, ein tolles Gelächter auf. Man schreit, man pfeift — Pygmalion kommt nicht aus der Fassung, unterbricht seine Rolle, und sagt, gegen das Publikum vorwärts schreitend: „Meine Herren und Damen, Ihre Unzufriedenheit überrascht mich. Konnte Pygmalion seine Statue nicht aus schwarzem Marmor machen?“ — Man fand die Antwort so originell, daß das Stück während des Aufenthalts der Truppe vier Mal verlangt wurde, um das Vergnügen zu haben die Mohrin zu sehen, die ihre Rolle jedesmal ganz ernsthaft aushielt.

Pyrker stammt aus Tirol. Der in Deutschland, Italien und Frankreich gefeierte, deutsche epische Dichter Johann Ladislaw von Pyrker, Patriarch und Erzbischof von Erlau, ist zwar in Ungarn geboren, stammt aber aus einer deutschen Familie in Tyrol her, wie er selbst in seinem gemüthlichen Gedicht „Tirol“ sagt, welches so beginnt:

„Tirolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sei mir gegrüßt! Du wurdest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern,
Umfing“ — — — — — — — —

Pytho, ein berühmter Redner aus Pisa, wollte das Volk bei einem Aufstand zum Frieden ermahnen. Da er ungewöhnlich dick war, fing das Volk bei seiner Erscheinung zu lachen an. Dies Gelächter veranlaßte folgenden Eingang zu seiner Rede: „Ihr lacht, sagte er, über meine Dicke, ich habe ein Weib, die noch weit dicker ist als ich; demungeachtet so lange wir einig sind, haben wir in einem Bette Platz genug; allein sobald sich Zwietracht bei uns einschleicht, ist uns das ganze Haus zu klein.“

Q.

Wenn das die glücklichſten Völker ſind, über die ſich nichts ſchreiben läßt, und das die beſten Frauen, über die man nichts ſagen kann, ſo iſt der Buchſtabe „Q“ der glücklichſte und beſte Buchſtabe, denn es läßt ſich über ihn nichts ſagen und nichts ſchreiben. Aber über gewiſſe Zuſtände läßt ſich auch nichts ſagen und nichts ſchreiben, und ſind das deßhalb die glücklichſten Zuſtände?!

Der Buchſtabe „Q“ iſt noch ein rechtes Kind. Er kann noch nicht einmal allein ſtehen! Er braucht immer ein „U“ hinter ſich.

Das „Q“ iſt ein ächter Deutſcher? Er iſt ein deutſcher Buchſtabe, aber er ſteht nur in lateiniſchen Worten, in wirklich deutſchen Worten und Angelegenheiten hat er gar nichts darein zu reden.

Nur in wenigen deutſchen Worten iſt er eingebürgert, z. B. in „Qual;“ ja zur Qual wird bei den Deutſchen alles Fremde einheimiſch.

M. G. Saphir.

Quackſalber. Ein Quackſalber, der ſich davon nährte, daß er Univerſal- und Wundermittel an die Unwiſſenden verkaufte, befand ſich nicht wohl. Er ließ alſo einen Arzt rufen. Dieſer fand bei ſeiner Unterſuchung den Patienten faſt gar nicht krank. Er wunderte ſich daher, daß man ihn, einer ſo geringfügigen Unpäßlichkeit wegen, habe rufen laſſen. „Halten Sie das nicht für eine Kleinigkeit," ſagte der Quackſalber ängſtlich: „ich habe aus Verſehen von meinen Wunderpillen eingenommen."

Quäker. Ein Quäker kam zu einer Wittwe, welche ihren Gatten ſchon ſeit mehreren Jahren verloren hatte, ſich aber noch immer über ſeinen Tod einem Uebermaße von Schmerz hingab. „Ich ſehe, Freundin," ſprach er, „Du haſt dem allmächtigen Gotte noch immer nicht verziehen." Dieſe Worte machten einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſie, daß ſie alle ihre Seelenkräfte zuſammennahm und von dieſem Augenblicke an, ihrem Schmerze weit weniger nachhing.

Quälgeiſter kenne ich vorzüglich zweierlei: die Handwerksleute, wenn ſie mit den Conten in den Händen plötzlich wie ein warnendes Geſpenſt zur ungelegenen Stunde erſcheinen, und Recenſenten, die man irrigerweiſe auch Schöngeiſter zu nennen pflegt. Erſtere (die Handwerksleute) ſind *gute* Geiſter, weil ſie ſich durch gewiſſe Formeln beſchwören laſſen, Letztere aber (die Recenſenten) *böſe* Geiſter, weil ſie es haſſen, wenn man *chriſtlich* iſt.

Qual — nennt man den Zuſtand, in welchem man ſich befindet, wenn man die Geliebte gern verlaſſen möchte, und ſie die uns geſchworene Treue nicht verletzen will.

Qualen. Die Poeſie gewiſſer neuerer Tragödienſchreiber.

Der bekannte J. G. von **Quandt** meint in ſeinen Vorträgen über Aeſthetik für bildende Künſtler — gehalten in der k. Academie für bildende Künſte zu Dresden — Seite 3: „Von den Kunſtgelehrten, Kunſtkennern und Künſtlern kann man nur ſagen, daß ſie die Kunſtwerke *beſehen*, von dem Dichter und Aeſthetiker aber, daß er ſie *ſchaut*!" Eine tüchtige Priſe. Wohl bekomme ſie!

Quarantaine. Ein Araber, der in Marſeille die Quarantaine halten mußte, rief aus: „Das menſchliche Leben iſt die Quarantaine des Paradieſes!" Dieſen Ausſpruch fand man ſo treffend, daß man ihn mit goldenen Buchſtaben als Inſchrift über die Quarantaine-Anſtalt ſelbſt geſetzt hat.

Quarantaine-Ansuchen. Ein Ungar reiste in Begleitung seines Husaren und kam zur Quarantaine. Da frug er: „Wie lange soll ich bleiben da?" „20 Tage." „Und mein Husar?" „Auch 20 Tage." „Eh! meine Herren, so lassen Sie mich furt, und soll mein Husar 40 Tage da bleiben für alle zwa."

Das schwachbesetzte **Quartett.** Ein Ignorant in der **Musik** wurde befragt, wie ihm das Quartett im gestrigen Concerte gefallen habe. „Vortrefflich," erwiederte er, „nur Schade, daß es so schwach besetzt war."

Quartier — ist entweder gut oder schlecht; das schlechteste aber immer besser noch, als gar keines.

Ein junger Mensch wollte mit dem gelehrten Prämonstratenser **Oudin** ein Gespräch über Religion anknüpfen. Da dieser Zeit und Ort hiezu nicht schicklich fand, so suchte er einer längeren Unterredung auszuweichen. „Erlauben Sie mir nur noch eine Erklärung," rief der eingebildete junge Thor, indem er dies bemerkte, „ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, ich bin ein Atheist." Oudin antwortete darauf keine Silbe, betrachtete aber den jungen Menschen sehr genau von den Zehen bis zum Scheitel. „Was finden Sie denn plötzlich so Auffallendes an mir, ehrwürdiger Herr!" frug der Vorlaute, „daß Sie mich so scharf ins Auge fassen?" „Ich habe noch nie die Bestie gesehen, die man Atheist nennt," war die Antwort.

Quelle. Als die Schäferinnen noch so arm waren, als unsere Dichter gegenwärtig sind, diente ihnen die Quelle zum Spiegel. — An der Quelle liegen die Poeten. Sie wollen uns bereden, daß es des sanften Gemurmels wegen geschehe; es geschieht aber aus bloßem Durst. Unsre Diplomatiker schöpfen auch Alles aus der Quelle, die oft in einem unleserlichen, halb zerfressenen Pergament besteht.

Quesnoi. Ein Freund des Malers François du Quesnoi, genannt der Flamänder, (geb. zu Brüssel 1592, † 1644) bat denselben von längerm Feilen nachzulassen, das herrliche Bild sei vollendet. Der Maler antwortete: „Sie haben Recht, weil Sie das Original nicht sehen, aber ich, der ich's im Geiste vor mir sehe, muß arbeiten, daß ihm die Copie gleich komme."

Quetschen. Es giebt Leute von Verstand, deren äußeres Wesen so wie ihr Ausdruck steif, ängstlich und schwerfällig ist. Eine Dame sagte von einem solchen Manne: „Ich möchte ihn quetschen, damit er Saft gäbe!"

Der berühmte englische Schauspieler **Quin** vermißte einst während eines Landaufenthaltes sein Pferd, das er auf einer Wiese hatte grasen lassen. Er fragte daher einen Landmann, ob es in der Nachbarschaft vielleicht Pferdediebe gäbe. „Nein," sagte dieser, „wir sind alle ehrliche Leute, aber seit einigen Tagen hält sich hier ein Comödiant von London auf, ein gewisser Quin, vielleicht hat der's gestohlen."

Der englische Schauspieler **Quin** speiste einst bei einem reichen aber sehr geizigen Lord auf dem Lande. Der Wirth setzte seinen Gästen nur sehr schlechten rothen Wein vor und bat sie, ihn zu entschuldigen, daß er sie nicht mit besserem bewirthe, weil er das Unglück gehabt, den Kellerschlüssel zu verlieren. Nach dem sehr frugalen Mittagsmahle führte der Lord seine Gäste in seinen Garten, um ihnen dessen Schönheiten zu zeigen. Hier wies er ihnen auch ein Vogelhaus, in welchem sich viele ausländische Vögel befanden, unter andern ein Strauß. „Dieser Strauß," sagte der Lord, „hat ganz sonderbare Eigenschaften; sollten Sie es wohl glauben, meine Herren, daß er ganze Stücke Eisen verschlucken und verdauen kann? —" „Gott verdamme mich!" rief Quin aus: „ich glaube, er hat Ihren Kellerschlüssel verschlungen, Mylord! und ich möchte daher unmaßgeblich rathen, je eher je lieber einen andern machen zu lassen."

Ein schlechter Schauspieler declamirte stolz vor dem berühmten französischen Roscius, **Le Quin**. „Uebernahmen Sie schon Rollen in Trauerspielen?" fragte Letzterer. „Ja, mein Herr, ich spielte Abels Rolle." „Sie irren," sagte Le Quin, „es war Kains Rolle, denn ich bin gewiß, daß Sie den Abel massacrirt haben."

Als **Quin** einst von einer Dame gefragt wurde, warum mehr Frauen in der Welt wären als Männer? antwortete er, es geschähe den Einrichtungen der Natur gemäß. „Wir sehen immer mehr vom Himmel als von der Erde." — Bei einem seiner Ausflüge nach Plymouth klagte ihm sein Gastwirth, er könne sich vor den Ratten nicht mehr schützen, denn sie verfolgten ihn sogar bis in die Küche. „Das ist schlimm," sagte Quin, „allein erinnern Sie mich bei besserer Zeit daran. Ich kann Ihnen ein Mittel dafür anrathen." Bei seiner Abreise mußte Quin eine äußerst überspannte Rechnung bezahlen. Er verbiß jedoch seinen Groll und wollte eben abreisen, als er vom Wirth noch eiligst um das versprochene Mittel gegen die Ratten angegangen wurde. „Zeigen Sie ihnen nur diese Rechnung und ich bin versichert, Sie vertreiben Menschen und Vieh damit."

Von einer schönen Dame von wenigem Geiste sagte **Quinault**,

der oft ihren Gesprächen ein aufmerksames Ohr lieh: „Ich höre sie nicht, sondern ich sehe sie nur reden."

Der Schauspieler **Quinault** war durch das außerordentliche Furore, das er machte, und durch den Weihrauch, den ihm Voltaire und die übrigen literarischen Notabilitäten seiner Zeit streuten, äußerst übermüthig geworden. In der Rolle des Pyrrhus von Racine rief ihm eine Stimme aus dem Parterre zu: „Lauter!" Der Schauspieler aber erwiederte höchst indignirt: „Und Ihr da unten — leiser!" Der Unwille wurde allgemein und Quinault gezwungen, um Verzeihung zu bitten. Er begann: „Meine Herren! Nie habe ich die Niedrigkeit und Erbärmlichkeit meines Standes deutlicher erkannt, als vermöge des Schrittes, den ich jetzt thun muß und thun werde." — Allgemeines Applaudiren und Bravorufen dispensirte ihn von der Fortsetzung seiner Abbitte.

Quinault war ein langweiliger französischer Operndichter des 17. Jahrhunderts. Dies selbst fühlend, sagte er eines Tages über eines seiner neueren Werke zu dem Marquis P.: „Das Publikum kann darüber kein richtiges Urtheil fällen; die Scene spielt in Cappadocien, und man muß mit dem Charakter und den Sitten dieses Landes genau bekannt sein." „Ich pflichte Ihnen bei," versetzte der Marquis. „Ehrlich gesagt: ich glaube, man hätte am besten gethan, wenn man Ihre Oper in Cappadocien auf die Bühne brachte."

Ein **Quiproquo.** Zu dem französischen Gesandten am russischen Hofe trat einst ein Individuum mit zornrothem Gesichte und unordentlichem Anzuge, ganz unangemeldet ins Zimmer. „Gerechtigkeit, Herr Graf!" rief der Unbekannte, der sich durch seine Anrede als einen Landsmann des Gesandten zu erkennen gab. „Gerechtigkeit? Gegen wen?" „Gegen einen russischen Edelmann, gnädigster Herr, den General **, der mir so eben hundert Peitschenhiebe geben ließ." „Hundert Peitschenhiebe!" rief der erstaunte Gesandte; „was haben Sie ihm denn gethan?" „Nichts, gnädigster Herr, durchaus nichts." „Das ist unmöglich." „Ich versichere Sie, auf meine Ehre, Herr Graf." „Aber wie kann ich glauben, daß ein Mann, dessen sanften Charakter und Gerechtigkeit jedermann kennt, solche Gewaltthätigkeit begehen würde?" „Entschuldigen Sie, Herr Graf," erwiederte der Kläger, „aber so groß auch der Respect ist, den ich vor Ihnen hege, ich muß Sie doch um Erlaubniß bitten, meine Behauptung durch Beweise zu erhärten." Bei diesen Worten zog der unglückliche Franzose seinen Rock ab, und zeigte sein blutiges Hemd. „Aber wie ist das gekommen?" fragte der Graf. „Ach Gott, gnädigster Herr, auf die einfachste Art von der Welt. Ich erfuhr, daß der Herr General einen

französischen Koch suche. Ich war gerade ohne Platz, ich benutze die Gelegenheit und begebe mich in das Hotel des Generals; der Kammerdiener führt mich in das Arbeits-Cabinet Seiner Excellenz. — Gnädiger Herr, sagte der Kammerdiener, indem er die Thüre öffnete, hier ist der Koch. — Gut, erwiederte der General, man führe ihn hinunter in den Hof, und gebe ihm hundert Peitschenhiebe. — Ich werde ergriffen, in den Hof geführt, und ungeachtet meines Widerstandes, meines Schreiens und meiner Drohungen, der entsetzlichen Züchtigung unterworfen. „Hören Sie, mein Freund," sagte der Graf voll Erstaunen über die Erzählung, „ich werde sogleich Erkundigungen einziehen, und wenn Sie, wie ich jetzt anfange zu glauben, mir die Wahrheit gesagt haben, so verspreche ich Ihnen eine glänzende Entschädigung für die erlittene Unbill; wenn Sie mich aber nur mit einer Silbe belogen haben, so lasse ich Sie sogleich über die Gränze führen, und Sie mögen dann selbst sehen, wie Sie nach Frankreich zurückkehren." „Ich willige in Alles," gnädigster Herr. „Gut," fuhr der Graf fort, indem er sich an seinen Schreibtisch setzte, „bringen Sie dem General diesen Brief." „Nein, ich danke unterthänigst; ich fühle gar keine Neigung, das Haus des Generals wieder zu betreten." „Einer meiner Secretäre wird Sie begleiten," sagte der Graf, indem er dem Leidensträger den Brief überreichte, und einem der im Bureau Anwesenden den Auftrag gab, ihn zu begleiten. In Dreiviertelstunden kam der Beschwerdeführer mit freudestrahlendem Gesichte zurück. „Die ganze Sache hat sich aufgeklärt!" rief er, ohne dem Grafen Zeit zur Frage zu lassen. „Und zu Ihrer Zufriedenheit, wie es scheint?" „Ja, gnädigster Herr." „Es würde mir Vergnügen machen, zu erfahren, welchen Ausgang die Sache genommen hat." „Zu Befehl, gnädigster Herr. Seine Excellenz der Herr General ** hatte als Chef de cuisine einen seiner Leibeigenen, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Dieser Elende hat sich vor vier Tagen mit fünfhundert Rubeln, die er seinem Herrn gestohlen, aus dem Staube gemacht. Der Platz war also vacant geworden, und eben dieser Platz war der Gegenstand meiner höchsten Wünsche. Zu meinem Unglück hatte der Herr General am Morgen erfahren, daß der Dieb zwanzig Werste von St. Petersburg arretirt worden sei. Als daher der Kammerdiener sagte: Ew. Excellenz, da ist der Koch! glaubte er, man bringe den Dieb, und da er gerade mit einem Bericht an den Kaiser beschäftigt war, gab er, ohne sich umzusehen, den Befehl, ihn in den Hof zu führen, und zu züchtigen. Dies sind die hundert Peitschenhiebe, welche ich erhalten habe." „Der Herr General wird sich gewiß entschuldigt haben." „O, er hat noch weit mehr gethan, gnädigster Herr," erwiederte der Koch, indem er in der Hand eine mit Gold gefüllte Börse wiegte; „er hat mir für jeden Hieb einen Louisd'or auszahlen lassen. Da die Sache einmal abgethan ist, so thut es mir leid, daß er mir

nicht zweihundert hat geben lassen. Indessen, der Herr General hat mich in seinen Dienst genommen, und dabei versichert, daß ich mir zuweilen wohl einen kleinen Fehler könne zu Schulden kommen lassen, weil mir die erhaltenen hundert Hiebe zu gut gerechnet werden sollten; ich habe also die freudige Gewißheit, daß mein Rücken wenigstens in den nächsten vier Jahren jedem Wechsel des Schicksals trotzen kann." In diesem Augenblicke trat ein Adjutant des Generals ein, und überbrachte von Letzterem eine Einladung an den Grafen, sich am folgenden Tage beim Diner von der Kunst des neu engagirten Kochs zu überzeugen.

Ein Gutsbesitzer in Tucaman, Don Manuel Bivero, sollte als Anhänger der Unidas oder der Partei des ehemaligen Präsidenten Rivadavia, erschossen werden. Sein Sohn, ein edler Jüngling von 17 Jahren, begab sich zum General **Quiroga** von Buenos-Ayres, welchen die einheimischen Blätter aufs höchste lobpreisen (so nannte ihn das Journal „el lucero," neulich sogar „Dios de la patria") und bot sein eigenes Leben zum Sühnopfer für seinen Vater an. „Du bist," sagte Quiroga, „Deines Lebens überdrüssig?" — „Ich will," antwortete der junge Bivero, „für das Wohl meiner Familie, für Vater, Mutter und sechs Geschwister, mit dem größten Vergnügen sterben." — „Nun wohl," erwiederte der Tyrann, „ich will Dir einen Vorschlag machen: ich lasse Dir die Ohren abschneiden; gibst Du in Deinen Mienen dabei auch nur den mindesten Schmerz zu erkennen, so lasse ich Dich erschießen; bist Du aber standhaft, so schenke ich Dir und Deinem Vater das Leben." Der Jüngling ging auf den Vorschlag ein, und der Henker schnitt ihm, mit der größten Kaltblütigkeit, und überdieß mit einem stumpfen Messer, ganz langsam die Ohren ab, ohne daß das Schlachtopfer nur eine Miene verzog. Quiroga, von dieser Standhaftigkeit und dem Muthe des Jünglings betroffen, sagte nun: „Du bist ein gefährlicher Mensch, und der Vater, der einen solchen Sohn erzeugte, muß es noch weit mehr sein!" Hierauf ließ er auch den Vater vorführen und Beide erschießen.

Quittirung. Ein Arzt in Breslau hatte im Jahre 1848 von einer armen Frau drei Thaler für eine Cur zu fordern und trieb, da die Schuldnerin die Summe nicht zahlen konnte, seine Strenge gegen sie so weit, daß er ihre Einsperrung veranlaßte. Dieser Vorfall erregte nicht geringe Indignatidn und es erschien in der Zeitung eine Aufforderung, die drei Thaler in Pfennigen zusammenzubringen und den hartherzigen Gläubiger in dieser Münzsorte zu bezahlen. In unglaublich kurzer Zeit hatten sich, zumeist aus der niedrigen Volksclasse, so viele Pfenniggeber zusammengefunden, daß der Arzt befriedigt werden konnte. Nun begab man sich en masse zu demselben, nöthigte

ihn, das Geld in Pfennigen anzunehmen und verlangte kategorisch, daß er jedem Pfenniggeber eine eigene Quittung über den Empfang des kleinen Beitrags ausstelle. Seine Weigerung wurde durch einige Argumente ad corpus zum Schweigen gebracht und er sah sich gezwungen, um ernsteren Mißhandlungen zu entgehen, sämmtliche Quittungen auszustellen. Seine unwillige Ausführung des ihm gebotenen Geschäfts reizte aber Einen aus dem Volk zu der Aeußerung: „Die Handschrift könnte man abstreiten, wir müssen auf jeder Quittung ein Siegel haben!" Da half kein Einreden — die Fäuste drohten — es mußte gesiegelt werden. Erst nach dieser langweiligen Operation begnügte sich der Executionstrupp und verließ den Gestraften, um die Frau zu befreien.

Quittung. Ein Ungar schickte seinen Bedienten mit einer Zahlung zu einem Kaufmanne; dieser bestätigte die Note in gewöhnlicher kaufmännischer Art: „mit Dank bezahlt." Als nun der Herr diese Worte darauf gewahrte, fuhr er seinen Diener zornig an, indem er ihm die Note hinwarf, sagend: „Esel, will ich haben Geld quittirt, und nit Dank."

Quiz (Neckerei). Von der Entstehung dieses Wortes erzählt Kohl folgende Anekdote. Es galt in einer heiteren Abendgesellschaft die Wette, ein neues Wort zu erfinden und schnell ins Publikum zu bringen. Sheridan wählte den kürzesten Weg; auf der Rückkehr nach Hause schrieben er und seine Freunde auf gut Glück an alle Hausthüren das Wort Quiz. Nach übereinstimmender Ansicht der erschreckten Hauswirthe mußte dies das Losungswort einer Verschwörung oder einer Diebesbande sein; die Journale verbreiteten den Fall durchs ganze Land und das neue Wort war in Aufnahme.

R.

Ein rechter Krakeeler! Er fängt mit allen Zungen Händel an! Wo ist der gerechte Mann, der das „R“ wie ein „R“ aussprechen kann?!

Es gibt ganze Völker, die das „R“ nicht aussprechen können, z. B. die todten Völker, aber auch unter den lebenden Völkern sollen einige sein, die diesen Buchstaben nicht aussprechen können.

Unter allen deutschen Schauspielern sind nicht 10, welche ein „R“ richtig aussprechen, während die Franzosen Meister darin sind!

Wer eine deutsche Schauspielerin im höchsten Pathos ausrufen gehört: „Verräther!“ und die Rachel hat sagen gehört: „traitre!“ der hat das „R“ in seiner Schlumperei und in seinem Krönungsschmucke gehört! Das Wort „Rache“ klingt im Munde der meisten Histrionen bald wie „Lache!“ bald wie „Jache!“ u. s. w.

Ein Ungar sagte einmal: „Ist die deutsche Sprach', schwere Sprach', fast in jedem Wort ein „R!“

Z. B.: „Wie befinden sie sich?“ —

In den Monaten ohne „R“ sind die Krebse am besten, das sind also eigentlich Buchhändlermonate. Diese Monate spricht man auch am besten aus, es sind die angenehmsten Monate des Jahres, und auch bei Vögeln die Singmonate, eben vielleicht weil kein „R“ in ihnen ist, denn dieser Buchstabe ist der unsanglichste. Die Nachtigall singt auch deßhalb nur gut, weil sie „Lieder ohne Worte“ singt, ohne Worte, in welchen ein „R“ vorkommt, ein „R,“ welches hinreicht mit seinem Schnarrton den lieblichsten Wohllaut zu tödten.

M. G. Saphir.

R. Mit dem Schwinden des Monats August, fängt das Leben der Natur und der Blumen zu stechen an. Das Wort: September, ist ein Orkan und ein Wirbelwind, die heulend durch einen sternenhellen Abend ziehen. Von August bis Mai ist kein Monat, der nicht den cabbalistischen Buchstaben R in sich schließt, den alle weichen und zarten Sprachen, welchen die Guttural-Laute ein Gräuel sind, so sehr verabscheuen. — Ueberall das R: „October," klingt wie zerbrochenes Sterbeglöcklein; „November," ein Wind, der schaurig durch Trauerweiden weht; „December," düster wie ein Ort, wo Geister spuken; „Januar," Zähneklappern; „Februar," ein so schneeiger, regnerischer und Unbehaglichkeit erschaffender Monat, daß der Kalendermacher aus Barmherzigkeit für das menschliche Geschlecht sich nicht enthalten konnte, ihm drei Tage zu nehmen; „März" (Mars) wunderlich, zürnend und launisch, wie der Gott, dem er seinen Namen verdankt; „April," hartnäckiger Kampf der Blumen mit dem Schnee, die sich fürchten, bevor der Winter gestorben, ihre Brust der Sonne zu öffnen.

R. Herr Franz Gräffer in Wien meint: „In vielen Wörtern wäre der Buchstabe r leicht zu vermeiden, da er sehr hart klingt. So eisene, bleiene, stahlene, messingene, holzene, glasene erzene, steinene. Auch bei mehren Völkernamen, so der Tirole, Tirolin, Genuese, Genuesin, Walliser und Walliserin u. a." Was die letzten fünf Namen betrifft, so könnte man sie wohl gelten lassen; wenn aber eiserne, bleierne ꝛc., etwas hart klingt, so klingt dagegen holzene, glasene, stahlene, Tirole ꝛc. doch gar zu kindisch.

Ein Taugenichts, dem der Anfangsbuchstabe R seiner Relegations-Urkunde auf dem Rücken unauslöschlich eingeimpft war, begab sich in's Ausland, und wußte durch schlaue Künste die Stelle eines Erziehers in einem vornehmen Hause zu erlangen. Zufällig überraschte der Herr den Mentor beim Ausziehen der Kleider und rief erzürnt: „Schurke gebrandmarkter! Du konntest es wagen, mein Haus zu beschimpfen?" „Warum denn, Euer Gnaden beschimpfen? das R ist ja mein Zunftzeichen. Ich war einmal Rosoglio-Brenner."

Ein fetter **Rabbiner** taugt nichts. So lautet ein jüdisches Sprüchwort seit uralter Zeit. Jüdische Rabbiner sind meist hager und bleich, denn sie haben tüchtig von der frühesten Jugend an studiren müssen, um das Gesetz und seine Commentare kennen zu lernen, ohne aber dadurch zu einer bedeutenden Einnahme zu gelangen, die ihnen ein behagliches Leben gestattete. Dazu sind die meisten Gemeinen theils zu arm, theils würde es die Ehre des Rabbiners herabsetzen, wenn er seine Weisheit, seine Dienste für vieles Geld verkaufen wollte.

Die uneigennützigsten Männer gab es von jeher unter den Rabbinern. „Umsonst habt ihr es empfangen und umsonst sollt ihr es geben," sprach (Matthäus 10, 8.) Jesus, der selbst in solcher Würde auftrat, zu seinen Schülern, und in solchem Geiste handelte schon Hillel, der Weise, vor ihm, der sich vom Lasttragen erhielt, aber seine Weisheit ohne Lohn lehrte, sowie so Mancher in neuester Zeit noch. Hirz Scheier in Mainz z. B., der 1824 starb, war von Haus aus reich und nahm für sein Amt daher gar keine Besoldung, sondern setzte allmälig sein ganzes Vermögen für das Beste der Gemeine zu. Jetzt erst nahm er die jährliche Besoldung von 1000 Fl. an. Jedoch als er sie 8 Jahre bezogen hatte, ging ihm eine längst verloren geachtete Schuld von 10,000 Fl. ein, und sein Erstes war, davon die bis dahin bezogenen 8000 Fl. der Gemeinekasse zurückzuzahlen.

Der treue **Rabe.** Ein Engländer erzählte im Jahre 1838: „In einem der Höfe vor den Ställen der Königin von England zu Newmarket findet man ein so außerordentliches, lebendes Beispiel der Anhänglichkeit zwischen Thieren, wie es wohl noch nie die Annalen des Thierreichs berichtet haben. Der hingebende Theil ist hier ein Rabe und der Gegenstand der Leidenschaft ein kleiner Stöberhund. Der Zusammenhang dieser romantischen Geschichte ist in Kürze folgender: Vor sieben Jahren ungefähr fiel während der strengen Kälte ein Rabe, anscheinend todt, in den obengenannten Hof. Einer der Stallleute hob ihn auf und warf ihn in die Hundshütte, welche der kleine Stöberer in der Eigenschaft als Hofhund bewohnte. Man beachtete diesen Vorfall damals nicht im Geringsten; der Hund wurde wie gewöhnlich gefüttert und der Rabe ganz und gar vergessen. Im Frühling verließ der Hund seine Hütte, um auf dem grünen Rasen herumzuspringen, oder seiner Gewohnheit nach die Tour um die Ställe zu machen; aber er war nicht allein; wenn er schlief, wurde sein Schlummer bewacht, lief er, so folgte ihm stets ein gefiederter Page. Wenn der Hund sein Futter bekam, so suchte der Rabe stets die besten Bissen für ihn aus, oder brachte Knochen, die er selbst sorgsam gesucht hatte, und legte sie vor ihm nieder. Wurde ein Pferd gesattelt, dessen Reiter die Absicht zeigte, den Hund mitzunehmen, so war der Rabe gleich auf seinem Posten und machte ihn mit dem Vorhaben bekannt, und sobald der Hund mit dem Reiter den Hof verließ, erhob sich der Rabe und folgte fliegend dem Freunde, so weit sich die Excursion auch erstrecken mochte. So wunderbar schon dieses Treiben des Raben an und für sich ist, so ist doch die Art, wie sich der Vogel dabei benimmt, noch viel wunderbarer und für den, der es nicht mit eigenen Augen gesehen, fast unbeschreiblich. Als der Schreiber dieses den zärtlichen Eifer des Raben beobachtete, schlief der Hund auf dem Rasenplatze vor dem Hofe; ganz in seiner Nähe saß der treue Rabe, in

dessen ganzer Haltung und Geberde sich die zarteste Aufmerksamkeit aussprach: seine Augen strahlten, buchstäblich genommen, von Zärtlichkeit. Nichts außer dem Hund vermochte die Aufmerksamkeit des gefiederten Wächters zu fesseln: ihm wurde Futter vorgeworfen, er ließ es unberührt: — man versuchte es, ihn aufzuscheuchen, allein er ging nur desto näher zu seinem Gefährten heran und verdoppelte die liebende Sorgfalt, mit der er ihn bewachte."

Der **Rabe** als Wirth. Mrs. H. C. Hall erzählt folgende Anekdote von einem Raben, den man vor einigen Jahren zu Newhaven, einem Wirthshause auf der Straße zwischen Burto und Ashbourne, hegte. Diesem Vogel war gelehrt worden, die Hühner zum Futter zu rufen und er machte seine Sache recht gut. Eines Tages wurde der Tisch für die Wagen-Passagiere gedeckt, das Tischtuch, Messer, Gabeln u. s. w. werden darauf gelegt und so geordnet einige Zeit allein gelassen! die Thür war verschlossen, aber das Fenster war offen. Der Rabe hat den Hergang ganz ruhig mit angesehen und fühlte sich wahrscheinlich veranlaßt, das Nämliche zu thun. Als der Wagen ankam, und die Suppe aufgetragen werden sollte, siehe, da war der ganze Tischapparat verschwunden! Man denke sich die allgemeine Bestürzung — silberne Löffel, Messer, Gabeln, Alles fort! Aber wie groß war die Verwunderung und das Gelächter, als man durch das offene Fenster das ganze Geräth auf einem Schutthaufen im Hofe sorgfältig ausgebreitet und den Raben einer zahlreichen Gesellschaft Hühner, die er um sich versammelt, die Tafel-Honneurs machen und sie freundschaftlich mit Brod bewirthen sah.

Rabelais hatte auf seiner Reise von Rom nach Paris kein Geld mehr. Er ging in Lyon in eines der besten Wirthshäuser, bestellte ein gutes Essen und Bett, und sagte, daß er geheimer Ursachen wegen zu Fuße reise. Nach dem Essen füllte er einige Papiere mit Asche, machte sie wie Apothekerpulver zu, und ließ heimlich durch den zehnjährigen Knaben des Wirths auf das eine Papier: Gift für den König, und auf das andere: Gift für die Königin, und so weiter: Gift für den Dauphin und die ganze königliche Familie schreiben. Der Knabe erzählte es sogleich seinen Eltern, und diese gaben dem Präsidenten Nachricht davon. Rabelais ward augenblicklich unter einer starken Bedeckung nach Paris gefahren und unter Weges, weil er vorgegeben hatte, er habe wichtige Dinge zu entdecken, als ein Staatsgefangener wohl verpflegt. Als er nach Hause kam, erzählte er seine Geschichte, und aß eins von den erwähnten Pulvern.

Raben. Ich bin krank. Zwei Pistolenschützen kehren von einem Zielschießen heim. Der Eine sieht auf dem Giebel der Dorfkirche

einen Raben sitzen. Ich will ihm einen kleinen Schreck einjagen, sagt er. Er schießt, und der Vogel fällt am Flügel verwundet flatternd herab. Die Entfernung war ziemlich zweihundert Schritte; doch ist das noch nicht das Wunderbarste der Geschichte. Man muß den Raben zum Gedächtnisse des seltenen Schusses ausstopfen lassen, sagte ein Begleiter. Ich schlage lieber vor, ihn in den Brühtopf zu werfen, meint ein Anderer. Ist er fett? fragte ein Dritter. Um sich dessen zu versichern, untersucht der, welcher den Raben in der Hand hält, denselben genau. O, wie dürr er ist! ruft er. Ich bin krank, antwortet der Rabe!! Vor zweihundert Jahren hätte man gewiß Hexerei geschrieen, und der Teufel müßte damit zu thun gehabt haben. Der Rabe war aber nichts als ein einfacher Rabe, der aus einem Vogelhause entflohen war, und dem man wegen des schlechten Zustandes seiner Gesundheit die Worte gelernt, welche er so passend wiederholt hatte.

Gott ernährt die **Raben.** Ein Geizhals, Namens Rabe, hatte über seine Thüre setzen lassen: „Gott ernährt die Raben." Da er einst einem armen Studenten, der ihn um ein Almosen ersuchte, nichts gegeben, schrieb dieser zu obigen Worten: „Aber der Rabe ernährt Niemand."

Die **Rabeneltern.** Jemand erzählte von der grausamen Behandlung, der er im Vaterhause ausgesetzt war und schloß mit den Worten: „Ich begreife nicht, wie es kommt, daß ich blond bin, ich sollte von Rechtswegen schwarze Haare haben, da ich von Rabeneltern abstamme."

Rabütin pflegte zu sagen: „Wenn Ihr in der Liebe glücklich sein wollet, so wünschet, daß Eure Geliebte nicht gar zu liebenswürdig ist."

Rache. Ein Italiener, der mit einem seiner Nachbaren Händel gehabt hatte, fiel in eine so gefährliche Krankheit, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Sein Feind hörte dies, eilte ihn noch zu sehen, und da man ihm sagte, daß er in den letzten Zügen läge, lief er geschwind in's Zimmer und murmelte die Worte: „Er soll nicht anders, als von meinen Händen sterben." Als er an sein Bett kam, gab er ihm einen Stich mit dem Dolche und machte sich davon. Der Kranke verlor eine große Menge Bluts; aber dieser Verlust war sein Glück; er blieb am Leben und bekam seine Gesundheit wieder.

In der Welt wüthet allenthalben die **Rache;** mit Krämpfen und Thränen rächt sich das schöne Geschlecht, der Medicus mit seinen Arz-

neien, der Vater mit dem letzten Willen, ein Advocat mit argem Rath, der Held mit Feuer und mit Schwert, der Heuchler durch's Verdammen, und ein Poet mit Epigrammen.

Die **Rache.** Man fragte Jemand, warum er seine Tochter seinem Feinde zur Gattin gegeben habe? „Um mich zu rächen," erwiederte er.

Rache. Der berühmte irländische Held Conrigh hatte die Hand der schönen Blanaid als Preis seiner Tapferkeit erhalten. Aber die Treulose bewaffnete die Hand eines begünstigten Liebhabers gegen das Leben ihres Gatten, und entfloh mit dem Mörder. Feierchiertne, Conrighs Hausbarde, entschloß sich in seinem Grame über den Verlust seines Gebieters, die strafbare Blanaid den Manen des Ermordeten zu opfern. Er folgte ihr heimlich aus dem Schlosse von Kerrez an den Hof des Königs von Ulster, wohin sie mit dem Verbrecher geflohen war. Bei seiner Ankunft sah er den König von seinem Hofadel umgeben, auf der Höhe eines Felsens wandeln, und unter dem glänzenden Haufen bemerkte er die schöne Verbrecherin und ihren verrätherischen Geliebten. Der Barde verbarg sich, bis seine Gebieterin sich von dem königlichen Gefolge zurückzog, und an den Rand eines steilen Felsens trat. Da wendete er sich höflich und schmeichelnd zu ihr und als er sich ihr genähert hatte, schlang er seine Arme um sie, drückte sie fest an seine Brust, und stürzte sich mit ihr hinab in den schaudervollen Abgrund, wo sie Beide ihr Grab fanden.

Dem. **Rachel** bekam einmal ein Diadem von unbekannter Hand zum Geschenke, das seiner sinnigen Zusammensetzung wegen merkwürdig. Das Diadem ist von Gold und mit sechs Edelsteinen besetzt, deren Anfangsbuchstaben den Namen Rachel bilden, und zugleich auch die Anfangsbuchstaben ihrer Hauptrollen sind:

Rorane	— Rubis (Rubin).
Armenaïde	— Améthyste.
Camille	— Cornaline (Karneol).
Hermione	— Hémolite (Blutstein).
Emilie	— Emeraude (Smaragd).
Laodicée	— Lapis lazuli.

Der Theater-Brigadier **Rachmanow.** Der Hofschauspieler Rachmanow zu Petersburg kam am Tage nach der Vorstellung des Schauspiels „der Brigadier," in Geschäften zu Gericht. Da er Eile hatte, so drang er schnell bis an die Glasthüre der Gerichtsstube. Hier hielt ihn der Thürsteher an. „Wer sind Sie?" fragte er. — „Mein Lieber!" antwortete Rachmanow, „gestern war ich Brigadier, was ich morgen

sein werde, weiß ich nicht." Kaum hatte er das Wort Brigadier ausgesprochen, als ihm die Thür geöffnet war.

Als ein sehr lobenswerther Zug im Charakter Ludwig **Racine's** verdient gewiß bemerkt zu werden die Bescheidenheit und hohe Verehrung gegen seinen Vater, den großen Tragiker der Franzosen. Man erzählt von ihm, er habe sich einst malen lassen, mit dem Finger auf die aufgeschlagene Stelle aus der Phädra zeigend: Moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Der berühmte Doctor Mead fragte einst, als er erst zu practiciren anfing, den Doctor **Racliffe**, nach den Mitteln, in der Praxis empor zu kommen. „Es gibt zwei Mittel," versetzte Racliffe: „man muß die Leute entweder ausschelten oder schmeicheln. Ich habe das Erste gethan, und bin dabei gut gefahren, Sie werden sie vielleicht schmeicheln und auch Ihre Rechnung dabei finden."

Wie hilft man bei einem gebrochenen **Rad.** Zwei Gutsbesitzer saßen eines Abends beim Glase gemüthlich plaudernd. Von der Kartoffelkrankheit kamen sie auf Pferde zu sprechen, vom Pferde auf — die Kutscher. „Denken Sie sich," sagt der Eine, „was mein Johann für ein famoser Kerl ist. Neulich bricht mir unterwegs ein Rad am Wagen, aber was thut mein Kutscher? — flugs ist er vom Bock herunter, nimmt die Axe in die Hand und läuft so zwei Meilen neben-her, bis wir zu Hause sind." — „Das ist noch nichts, liebster Freund," meinte der Andere. „Da hätten Sie meinen Joseph sehen sollen. Wir waren noch vier Meilen von meinem Gute, als ein Rad brach. Ich bemerkte gar nichts davon, da sehe ich zufällig zum vordern Wagenfenster hinaus. Mein Joseph ist nicht auf dem Bocke. Ich rufe nach ihm, da höre ich seine Stimme ganz in der Nähe, und was sehe ich? — die Axe hat er im Munde und schlägt fortwährend mit Händen und Füßen Rad, und so lange bis wir zu Hause waren."

Das fünfte **Rad** am Wagen. So schilt man sehr unpassend einen zu nichts taugenden Menschen. Dies fünfte Rad ist ein Kleinod des Fuhrmannes, sein Trost und seine Hoffnung auf schlechter Straße, und könnte treffender mit einem Freunde in der Noth verglichen werden.

Das **Radiren.** Der Baron v. T... suchte einen Secretär. Mehrere Subjecte meldeten sich zu dieser Stelle, und überreichten Proben ihrer Handschriften. Eine davon gefiel ihm besonders, er ließ also den Schreiber derselben zu sich rufen, und besprach sich mit ihm näher über die Bedingungen, unter welchen er ihn in seine Dienste zu nehmen Willens sei. Beide Theile waren in Allem einverstanden,

und eben wollte der Schreiber sich entfernen, als der Baron v. T... zu ihm sagte: „Apropos, können Sie auch gut radiren?“ „O! das ist meine Force,“ entgegnete dieser. „So? das thut mir herzlich leid. Wenn das ist, so muß ich mein Wort wieder zurück nehmen; denn wer gut radiren kann, verschreibt sich desto öfter.“

Bemerkungen für **Räthseldichter**. 1. Ein finsterer und mürrischer Ehemann taugt zu keiner Charade, weil er — einsilbig ist. 2. Zur Faschingszeit werden die Anagramme am schnellsten gemacht, weil da am häufigsten — versetzt wird. 3. Der böse Leumund ist ein guter Logogryph-Dichter, weil er sich so gut darauf versteht, hinzuzufügen und wegzulassen. 4. Der Ehrgeiz, der stets nur vorwärts trachtet und nie zurückdenkt, löset kein Palindrom. 5. Rechtsfreund kann häufig als Homonym gebraucht werden. 6. Eine Frau, von der Natur mit Schönheit und Anmuth geschmückt, die mit fester Treue ihrem Manne anhängt, wenig spricht, und desto mehr handelt, die in ihrem Hause Alles ist, und außer demselben nichts scheinen will, die bei unbescheidenen Reden Anderer erröthet und bei dem Unglücke ihres Nebenmenschen erblaßt, die niemals in Ohnmacht fällt, weil sie einen weißen Busen, und auch nicht lacht, weil sie weiße Zähne hat, und die endlich bei sich selbst das Alter, und bei ihren Schwestern die Jugend ehrt; eine solche Frau — ist ein Räthsel.

L. Horowiz.

Die **Räthselanwendung**. Einem blöden Menschen gab Jemand folgendes Räthsel auf: „Wer ist Derjenige, der Ihres Vates Sohn und doch nicht Ihr Bruder ist?“ — Der Blöde wußte nichts darauf zu antworten. „Nun,“ versetzte der Andere, „Sie, Sie selbst sind es.“ — „Ach gehen Sie doch,“ erwiederte der Blöde, „das glaube ich nicht.“ — Man erklärte ihm nun, wie er der Sohn seines Vaters und doch nicht sein Bruder sei. Endlich glaubte er es, ohne jedoch davon überzeugt zu sein; und da er bald darauf in eine Gesellschaft kam, gab er einer Dame dasselbe Räthsel zur Lösung. „Wer ist Ihres Vaters Sohn, mein Fräulein,“ fragte er schmunzelnd, „und ist doch nicht Ihr Bruder?“ Die Dame besann sich einen Augenblick und antwortete dann: „Wenn ich ein Mann wäre, dann wär' ich's selbst.“ „Ei behüte,“ versetzte der Schwachkopf, „ich bin es, ich!“

Räthsellöser. In einer Gesellschaft rühmte sich ein sehr beschränkter, aber junger eitler Mensch, daß er jedes Räthsel, jede Charade lösen könne. Man gab ihm mehrere leichte, allgemein bekannte auf, aber auch keins wurde von dem schwachköpfigen Prahler gelöst. Endlich gab einer aus der Gesellschaft folgendes Räthsel auf:

Man nennt mich einen Hut, man setzt mich auf den Kopf,
Wer nun mich nicht erräth, der ist der dümmste Tropf.

Freudig rief der junge Oedip: „Ich hab's! Es ist eine Mütze."

Räuber. Ein Lord wurde gegen Abend um 5 Uhr in einer einsamen Gegend von 5 Räubern angefallen. „Meine Herren," sprach er, „Sie fangen heute sehr zeitig an."

Räuber. In einem kleinen Gehölze, unweit London, hielt ein Räuber den Wagen des Lords Mulgrave an und setzte ihm sein Gewehr mit den Worten auf die Brust: „Mylord, dies ist ein Gewehr, welches unter Brüdern hundert Pfund werth ist; ich rathe Ihnen, es zu kaufen." Der Lord merkte bald, was dieses zu bedeuten habe, zog schnell seine Börse und zahlte 100 Guineen dafür. Der Räuber nahm das Geld und händigte ihm die Waffe dafür ein. Kaum hatte Mulgrave das Gewehr gefaßt, als er dasselbe auf den verwegenen Räuber anlegte und losbrennen wollte; — es war nicht geladen. Hohnlächelnd sagte der Räuber, der nun ein geladenes Pistol hervorgezogen hatte: „Zur Strafe, daß Sie mich für so dumm ansehen, Ihnen ein geladenes Gewehr zu geben, zahlen Sie mir noch 50 Guineen." Der Lord mußte zum zweiten Male die Börse ziehen.

Räuber. Vor einiger Zeit fuhr ein Mann in einem kleinen Wagen mit einem Pferde in der Nacht allein von Herisau nach St. Gallen, und holte eine Frau ein, die über Müdigkeit klagte, und der er, wenn auch nicht gern, einen Platz neben sich bewilligte. Bald aber bemerkte er zu seinem großen Schrecken, daß die angebliche Frau einen großen Backenbart habe. Um sich von der verdächtigen Gesellschaft zu befreien, zog er sein Taschentuch heraus und ließ es geschickt fallen. Während nun seine Reisegefährtin ihm das Tuch aufhob, peitschte er sein Pferd mit Gewalt und entfernte sich so schnell, daß er nicht eingeholt werden konnte. Bei seiner Ankunft in St. Gallen sah er, daß die angebliche Frau in dem Wagen ein Körbchen zurückgelassen hatte, in welchem sich zwei geladene Pistolen befanden.

Im Fetyawalde (in Siebenbürgen, an der walachischen Gränze) befindet sich eine aus mehreren walachischen Familien bestehende Ansiedlung. Einer dieser Ansiedler begab sich mit seiner Gattin nach einem benachbarten Markte, um daselbst einiges Vieh zu verkaufen. Sie lösten 200 fl. und beschlossen, daß die Frau mit der Hälfte des Geldes nach Hause reisen, der Mann aber noch zurückbleiben und mit der andern Hälfte allerlei einkaufen sollte. Ein **Räuber** hatte dieses Gespräch behorcht und folgte der nach Hause zurückkehrenden Frau zu

Pferde. Die Frau schöpfte aus dieser beständigen Nachfolge Verdacht, und benutzte, als sie in den Wald kam, einige Augenblicke, wo die Bäume sie den Blicken des Räubers verbargen, dazu, das Geld in eine hohle Eiche zu verstecken. Als sie tiefer in den Wald gekommen waren, ritt der Räuber schnell auf sie zu, verlangte das Geld von ihr, riß ihr alle Kleider vom Leibe und drohte, sie mit einem großen Messer zu erstechen, wenn sie nicht alsogleich die 100 Gulden ihm gäbe. Erschrocken bekannte die Frau, wo sie das Geld verborgen hatte. Der Räuber gab ihr nun den Zaum seines Pferdes zu halten und ging das Geld zu suchen. Als er sich eine Strecke entfernt hatte, schwang sich die Frau, ohne Kleider wie sie war, auf das Pferd, trieb dasselbe zum schnellsten Laufe an und erreichte glücklich ein Dorf. In diesem verschaffte sie sich die nöthigsten Kleidungsstücke und setzte dann ihren Weg nach Hause fort. Als sie hier das Pferd absattelte, bemerkte sie einen Zwerchsack, in welchem unter anderen Sachen sich 200 fl. in baarem Gelde befanden. Dadurch war sie also für ihren Verlust hinreichend entschädigt. Als später der Mann nach Hause kam, zweifelte er, ob der Räuber den Ort, wo das Geld versteckt war, auch wirklich gefunden, ging deshalb mit seinem Weibe und starker Begleitung dahin, und siehe da, die hundert Gulden befanden sich noch unangetastet daselbst.

Ein **Räuber** aus Wohlthätigkeitsliebe. Das Criminalgericht in Granada hatte über einen Fall abzuurtheilen, der schwerlich in den Annalen der Justiz seines Gleichen haben dürfte. Seit mehreren Jahren hatte in dem Dorfe Ugijar ein Mann, Namens Don Vincente de Farar, gewohnt, der sein ganzes Vermögen dazu verwendete, die Armen zu unterstützen. Er trieb seine Mildthätigkeit so weit, daß er sich fast die nothwendigsten Erfordernisse des Lebens versagte, um nur den Bedürftigen zu helfen, und man sah sogar eines Tages, wie er seinen Mantel abnahm und ihn einer armen Frau schenkte. Plötzlich wurden die Einwohner des Dorfes durch Berichte über Mordthaten erschreckt, die in ihrer Nähe vorgefallen waren, und deren Urheber man vergebens auszumitteln suchte. Man ersah bloß aus den begleitenden Umständen, daß eine und dieselbe Hand diese Mordthaten begangen haben mußte. Auf einmal löst sich das Räthsel. Zwei Bauern, die im Schatten eines Gebüsches ihr Mittagsmal verzehrten, wurden durch das Abfeuern einer Flinte in ihrer Nähe aufgeschreckt; sie sprangen hervor und erblickten die Leiche eines ermordeten Mannes, dem der Mörder die Taschen ausleerte. Sogleich packten sie den Bösewicht; wer malt aber ihr Erstaunen, als sie in ihm den wohlthätigen Don Vincente erkannten! Da dieser das Verbrechen nicht läugnen konnte, so gestand er auch zugleich, daß er der Vollbringer aller übrigen Mordthaten, und daß sein einziger Beweggrund dazu die Begierde gewesen

sei — Geld für seine Armen zu erhalten, da sein eigenes Vermögen bereits erschöpft war, und er ihnen die gewöhnlichen Unterstützungen nicht mehr reichen konnte. Im Verhör sagte er aus, daß er seinen ersten Mord an einem wohlbefreundeten reichen Priester begangen habe, der ihm die für ein bedürftiges Brautpaar erbetene Summe von 30 Unzen Gold verweigert hatte. Don Vincente schoß ihn darauf vom Maulthier herab, nahm ihm 100 Unzen Gold, welche im Mantelsack lagen, stattete davon das Brautpaar aus und verwendete den Rest zu wohlthätigen Spenden. Nachdem er diesen Mord begangen, beschloß er, die Reichen zu berauben, um den Armen schenken zu können; und so beging er Mord auf Mord, bis er entdeckt wurde. Als die Richter das Todesurtheil über ihn ausgesprochen hatten, rief er aus: „O mein Gott! wer wird jetzt für meine Armen Sorge tragen!"

Räuber. Als neuer Beweis der wunderbaren Kraft eines Wortes zur rechten Zeit kann folgender Vorfall dienen, der in der Gegend der zwei Meilen von Dresden entfernten Stadt Pirna sich ereignete. Auf der Wanderung nach einem benachbarten Dorfe zur Schulrevision tritt einem Landprediger in der Abenddämmerung auf der Straße plötzlich ein riesenhafter Mensch in den Weg, mit der Frage: ob er Geld bei sich habe? — „Nein!" antwortet mit Festigkeit der Geistliche, und fügt dann, sich einen Schritt zurückziehend, in einem der Würde seines Amtes und der Dringlichkeit des Augenblicks angemessenen Tone hinzu: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot!" Und entwaffnet durch diesen Spruch, bleibt der gewiß mit keiner löblichen Absicht Herangetretene erst wie eingewurzelt stehen, um sich sodann schleunigst mit den Worten zurückzuziehen: „Sie haben Recht; schlafen Sie wohl!"

Räuberkühnheit. Kürzlich kam eine Dame in Paris in ein Modemagazin und feilschte um einen sehr werthvollen Cachemir. Als der Preis fest bestimmt war, trat die Dame zur Kasse und nahm einige Bankbillets heraus, um zu zahlen. In diesem Augenblicke trat ein wohlgekleideter Mann, den die Commis schon lange an der Thür stehen gesehen hatten, vor, schritt gerade auf die Dame zu, versetzte ihr eine Maulschelle und riß ihr die Bankbillets mit den Worten aus der Hand: „Ich habe Dir doch verboten, einen Shawl zu kaufen! Aber Du sollst auf keinen Fall einen haben." Mit diesen Worten geht er fort. Die Comptoirdiener, welche ihn für den erzürnten Gatten der Dame halten, lassen ihn ungestört sich entfernen, die Dame aber sinkt fast in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, bedauerte der Kaufmann, daß er Zeuge einer so gewaltthätigen Scene gewesen, und drückte ihr aus, wie sehr es ihm leid thäte, daß sie unter der

Gewalt eines so rohen Gatten stünde. „Mein Gatte!" ruft die Dame lebhaft, „mein Gatte? Mein Herr, dieser Mensch war nicht mein Gatte, ich habe ihn nie gesehen!" „Dann Madame, sind Sie bestohlen!" erwiedert der Kaufmann, und befiehlt seinen Dienern, dem kühnen Gauner nachzusetzen. Es war aber schon zu spät.

Der bestrafte **Räuber.** Frau Aar, eine Pächterin aus der Gegend von St. Cyr bei Versailles, ritt zur Nachtzeit auf einer schwarzen Stute vom Markte zu Versailles nach Hause. — An dem Sattel hatte sie zwei Taschen befestigt, deren jede ein Säckchen mit Geld enthielt, welches sie auf dem Markte eingenommen hatte. Ungefähr eine Viertelstunde von ihrer Wohnung sprengte ein Reiter auf sie zu und bat sie, mit der auf der Heerstraße gewöhnlichen Höflichkeit, um ihr Geld. Die Pachterin, durch diese Aufforderung erschreckt, griff in eine der Taschen, nahm das Geld heraus und warf es ihm mit den Worten zu: „Da ist mein Geld," und stieß ihr Pferd in die Rippen. Der Reiter stieg ab, um das Geld aufzuheben. Während dessen setzte sich sein Pferd, ein Hengst, in Galopp, und setzte der Stute bis zum Stalle der Pachterin nach. Das Pferd war schön und ein tuchener Mantel hinter dem Sattel aufgepackt. Wer bei der Pachterin nicht erschien, um sein Pferd zurückzufordern, dies war der Reiter, und ihr Geldverlust war doppelt ersetzt.

Räuberlist in Neapel. Ein junger Mann trat an den Tisch eines Limonadenverkäufers in Neapel und trank ein Glas Eiswasser. Ein wohlgekleidetes Frauenzimmer kam zu gleicher Zeit und forderte eine Limonade. Sie trank und sollte bezahlen. Nun fand sie zu ihrem größten Schreck, daß sie kein Geld bei sich habe. Der Fremde erbot sich sehr galant, diese Kleinigkeit für die Dame zu bezahlen. Sie nahm diese Artigkeit mit vielem Anstand an, mit der Bitte, sie zu begleiten und das ausgelegte Geld in ihrer Wohnung von ihr wieder in Empfang zu nehmen. Er freute sich, eine angenehme Bekanntschaft dadurch zu erhalten und bot ihr seinen Arm an. Die Dame ließ es sich gefallen, und sie führte ihn durch manche Straße. Unterwegs bot sie ihm eine Prise Tabak an, er nahm sie, ging noch einige Schritte und fiel wie todt zur Erde. „Ach! mein Mann! mein armer Mann!" rief die Dame voll Verzweiflung aus. Jedermann lief herbei und man rieth ihr, den Todten in ein benachbartes Haus bringen zu lassen, und einen Arzt zu holen, vielleicht könne er noch gerettet werden. „Ach ja," rief sie, als wenn sie sich besänne; „aber so kann ich ihn doch nicht unter lauter fremden Leuten liegen lassen." Sie nahm ihm daher Geld, Uhr, Ring und was er sonst noch in der Tasche hatte und eilte davon. Nach einigen Minuten kam der Fremde wieder zu sich. Er wunderte sich, als er sich in diesem Zustande sah.

Man tröstete ihn, daß seine Frau gleich mit einem Arzte zurückkommen würde. — Da merkte er denn, daß er schändlich betrogen worden war.

Veränderung des Schiller'schen Schauspiels: „Die **Räuber.**" Der verstorbene letzte Markgraf von Schwedt hatte eine Gesellschaft von Schauspielern, die einst Schillers Räuber aufführten. Der biedere Fürst ließ am andern Morgen den Regisseur Schüler rufen und sagte zu ihm: „Hör' Er, das Stück gefällt mir, aber wenn Er's wieder gibt, dann muß Karl Malchen kriegen und leben bleiben; den Alten, auch den Franz, kann Er in dem Thurm lassen."

Raghliff. Unter der Regierung Jacob's I. brachte der englische Ritter Raghliff zuerst den Tabak nach Europa. Zum Unglücke bestand fast das ganze Parlament aus seinen bittersten Feinden, und diese wußten es dahin zu bringen, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Unter den Verbrechen, deren sie ihn beschuldigten, stand das obenan, eine Pflanze eingeführt zu haben, deren Reize das Volk so sehr anziehen könnte, daß es alle andere Beschäftigung flöhe. Das Todesurtheil wurde auch in der That an dem vollzogen, der seinem Vaterlande eine Erwerbsquelle eröffnet hatte, aus der es ungeheure Summen gewann.

Raimund's letzte Rolle. Raimund betrat vor seinem Tode zum Allerletztenmale am 10. Mai 1836 als Valentin die Hamburger Bühne, wohin er zu einem dritten Gastrollencyclus in diesem Jahre berufen wurde. Von einer traurigen Ahnung ergriffen, trug er mit Thränen in den Augen die Worte des gemüthlichen Tischlers vor:

„So leg' ich denn den Hobel hin
Und sag' der Welt Adieu!"

Der Zuckerbäcker Ferdinand **Raimund.** Daß der gemüthliche Mährchendichter und der treffliche humoristische Bühnendarsteller vor dem Beginne der theatralischen Carriere als Lehrling bei einem Zuckerbäcker in Wien arbeitete, dürfte bekannt sein. Plötzlich wurden bei diesem häufiger denn je Papilloten verlangt. Die Leute drängten sich in den Laden des Zuckerbäckers mit der Frage nach den Papilloten, in welchen die allerliebsten komischen Devisen eingewickelt wären. Der Zuckerbäcker hielt dies Anfangs für Scherz, als aber die Rede von den komischen Devisen immer mehr in Wien verbreitet wurde, revidirte der Zuckerbäcker einmal die Papilloten, und fand in denselben Devisen des heitersten, schnurrigsten Inhalts. Ferdinand Raimund war damals Arrangeur dieser Papilloten und Verfasser der komischen

Devisen, die halb Wien auf die Beine brachten. Diese Devisen waren die Erstlingsversuche des Dichters Raimund.

Wie **Raimund** auf die Idee kam, sein Stück „der Verschwender" zu schreiben. Raimund saß im Gasthofe zu Pernitz bei Guttenstein. Es regnete, als wenn der Himmel die Berge hätte erweichen wollen. Er wartete auf einen Wagen, um nach Guttenstein zu fahren. Dem Fuhrmann war um die Pferde leid; er wollte das Unwetter vorübergehen lassen. Raimund war in Verzweiflung; er wollte noch vor Nacht nach Hause. Aus Langeweile sah er den Bauern in der Schenke zu. Sie spielten. Der Eine, aus Pottendorf, spielte und wettete, gab Wein zum Besten, ließ Brathühner bringen, und lachte wie ein Besessener, wenn er ganze Hände voll Zwanziger an die Andern verlor. Raimund ärgerte sich über diesen Tollen und fragte den Wirth: „Was ist denn das für ein dummer Kerl, der das Geld hirnlos hinauswirft! Wüßte ich nicht, daß die Bauern dieser Gegend ehrliche Leute sind, ich müßte ihn für einen Dieb halten." — „Ei, er stiehlt sich's nur selbst," antwortete der Wirth. „Er hat eine fette Erbschaft gemacht. Die ganze reiche Wirthschaft in Sellern hat ihm sein Vetter vermacht, und noch viele, viele Tausend Gulden baares Geld dazu. Nun glaubt er, sein Geldsack habe gar keinen Boden. Wenn ich nur die Summen hätte, die er Tag für Tag dem zudringlichen Bettler aus dem Naßwald schenkt; der Lump ist noch recht grob mit ihm, und gibt ihm sogar Lehren; ich hätte in zwanzig Jahren so viel, daß ich ihn, wenn er sechszig Jahre alt wird, und nichts mehr arbeiten kann, versorgen könnte! Nur ein Jahr soll er mir sein überflüssiges Geld schenken," fügte der Wirth hinzu, „nur ein Jahr von ihm soll er mir geben, und ich werde so viel haben, ihn einst im Alter versorgen zu können." In diesem Augenblicke trat der Bettler ein, und sagte: „Spielt der Herr schon wieder? Er hat mir's doch versprochen, es nicht mehr zu thun!" — Der reiche Bauer erwiederte: „Laß mich! Da hast Du Deine Zwanziger und schweig." Der Bauer schenkte eine Handvoll an den Armen. Indeß kam Raimund's Wagen; er fuhr nach Guttenstein und in einigen Tagen schöpfte er den Plan zu seinem „Verschwender."

Raleigh. Er wurde einer vermeinten Verschwörung wegen wider Jacob I., nachdem er seinem Vaterlande die größten Dienste geleistet hatte, zum Tode verurtheilt. Während seiner Gefangenschaft im Tower arbeitete er an dem zweiten Theil seiner berühmten Weltgeschichte. Eines Tages lag er am Fenster und dachte den Pflichten eines Geschichtschreibers nach, und der Hochachtung, welche die Wahrheit verdient, als plötzlich ein großes Getöse, das im Hofe unter seinem Fenster entstand, seine Aufmerksamkeit rege machte. Er sah einen

Mann einen Andern schlagen, welcher nach dem Anzug zu schließen ein Officier war, der auf den Schlag sogleich den Degen zog, und ihn demjenigen, der ihn geschlagen hatte, in den Leib stieß; allein jener fiel nicht eher, als bis er seinen Gegner mit einem Stockstreiche zu Boden gestreckt hatte. Die Wache eilte sogleich herbei, ergriff den Officier, der ohne Bewußtsein auf der Erde hingestreckt lag, und führte ihn weg, inzwischen zu gleicher Zeit der Körper des Getödteten durch einige Personen, die sich mit vieler Mühe durch den Haufen Menschen, der ihn umgab, durchdrängen mußten, weggetragen wurde. Den andern Morgen hatte er eine Visite von einem Freund, einem Manne von strenger Rechtschaffenheit. Raleigh erzählte ihm diese Avantüre, wovon er Augenzeuge war, und die auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht hatte. Wie sehr erstaunte er, als ihm sein Freund sagte, daß beinahe kein Umstand in seiner Erzählung einträfe; daß sein vermeinter Officier, kein Officier, sondern ein Domestik eines fremden Gesandten wäre, daß er der nämliche wäre, der den ersten Schlag gegeben habe; daß nicht er, sondern der andere den Degen gezogen habe, ohne ergriffen zu werden, und daß er ihn eher durch den Leib stieß, als er Zeit hatte, ihn aus den Händen zu reißen; daß ein Zuschauer aus dem Haufen den Mörder sogleich mit einem Stockstreich zu Boden geworfen, und einige Fremde den todten Körper davon getragen haben. Er fügte hinzu, daß der Hof dem Mörder keine Gnade zu geben befohlen hätte, weil der Getödtete einer der ersten Diener des spanischen Gesandten wäre. „Erlauben Sie," versetzte Raleigh zu seinem Freund, „daß ich Ihnen widerspreche. In dem Mörder, wer er sei, da kann ich mich geirrt haben, allein die andern Umstände sind alle wie ich sie erzählte, wahr, denn ich habe sie ja mit meinen Augen gesehen; da sehen Sie einmal! hier wo der Stein liegt, da — gerade da geschah es." „Lieber Raleigh," versetzte sein Freund, „gerade auf dem Stein saß ich, als sich dies zutrug, und diese leichte Wunde, die Sie auf meiner Wange hier sehen, erhielt ich, als ich dem Mörder den Degen aus den Händen wand. Sie sind in Allem übel berichtet." Als ihn sein Freund verlassen hatte, nahm er das Manuscript seines zweiten Theiles der Weltgeschichte, der schon ganz geendigt war, und nachdem er lange über das was sich hier zugetragen, nachgedacht hatte, sagte er zu sich selbst: Wie viel — viel Falsches muß nicht in diesem Werke verborgen sein, wenn ich mich nicht einmal einer Begebenheit vergewissern kann, die unter meinen Augen sich zutrug; wie könnte ich es wagen, Dinge zu erzählen, die sich vor tausend Jahren zugetragen haben! O Wahrheit, Wahrheit! siehe da das Opfer, das ich dir schuldig bin! — Er wollte seine Arbeit, an der er so viele Jahre gearbeitet hatte, verbrennen; daß ihn ein Zufall für jetzt daran gehindert hat, erhellet aus nachstehender Anekdote. Er ließ den Buchhändler, der den ersten Theil seiner Weltgeschichte verlegt hatte, zu sich holen

und frug, ob das Werk auch Käufer fände. „Ach, lieber Gott," antwortete der schlaue Buchhändler (das Werk ging wirklich gut), so wenige, daß es mich unglücklich gemacht hat." Raleigh nahm den noch ungedruckten zweiten Theil aus seinem Pulte und sagte im wehmüthigen Tone: „Ach, mein Freund! hat Euch der erste Theil unglücklich gemacht, der zweite Theil soll Euch nicht unglücklich machen," und hierauf warf er ihn in's Feuer, und setzte seinen Fuß darauf, bis er verbrannt war.

Raleigh verlangte auf dem Blutgerüste vom Scharfrichter das Beil zu sehen. Als man ihm selbiges dargereicht hatte, berührte er die Schärfe und sagte lächelnd zum Sheriff: „Dies ist eine scharfe Arznei; aber es ist ein Mittel, das alle Krankheiten heilet."

Der Compositeur **Rameau** kam öfter in das Haus eines großen Herrn, der die Gewohnheit hatte, alle seine Bekannte mit einer Unzahl von Commissionen zu beläftigen. Rameau wurde eben so wenig verschont, als die Uebrigen. Bei jedem Auftrage, welchen der hochgestellte Mann ihm gab, antwortete der Musiker: „Sie können darüber beruhigt sein, ich werde es so besorgen, als wäre es für mich." Da jener sah, daß es Rameau bloß beim Versprechen ließ, wurde er böse und sagte: „Wie, Herr Rameau, Sie sagen mir immer, Sie würden meinen Auftrag besorgen wie für sich selbst, und —" — „das thu' ich auch, Monsigneur. Ich habe die Gewohnheit, meine eigenen Commissionen niemals zu besorgen. Sie hätten dies erwarten sollen, denn ich bin wohl ihr Diener, aber nicht ihr Bedienter."

Ramler. Die Schauspielerin B— in Berlin spielte die Franziska in Lessings Minna von Barnhelm. Ramler, damals einer der Directoren des Theaters, machte ihr sein Compliment über ihr treffliches naives Spiel. „Sie haben Ihre Rolle unvergleichlich dargestellt," sagte er; „nur ein paar Kleinigkeiten habe ich Ihnen angestrichen, damit Sie solche ganz ohne Fehler spielen." — Die Schauspielerin dankte ihm für seine Gefälligkeit bescheiden, als die Schauspielerin S.., welche die Rolle der Minna gespielt hatte, eilig hinzutrat und das Gespräch mit den Worten unterbrach: „Herr Professor, wie ist es denn? — Haben Sie mir nichts angestrichen?" „Nein, Madame," erwiederte Ramler; „dann hätte ich nur einen Strich machen müssen."

Der berühmte englische Mechaniker und Optiker J. **Ramsden** wurde dermaßen von Bestellungen aus allen Gegenden Europa's überhäuft, daß man bei seinem Tode einen großen Folianten fand, der damit angefüllt war, so, daß auch ein zehn Mal längeres Leben nicht

hingereicht haben würde, um alle dieſe Beſtellungen zu vollenden, von denen mehrere vor zwanzig Jahren bereits gemacht worden. Der bekannte witzige Schauſpieler Foote, der auch einer der vielen unbefriedigten Beſteller war, pflegte daher zu ſagen, daß man bei Ramsden gar keine Inſtrumente mehr, als höchſtens nur die Poſaunen zum jüngſten Gericht beſtellen ſolle, welche vielleicht, wenn der jüngſte Tag nicht zu früh anbreche, noch fertig werden könnten. Ernſthafter nahm dieſe vermeinte Zurückſetzung der Herzog von Richmond, der Admiral der engliſchen Flotte, der bei ihm ſeit Jahren eine große Anzahl aſtronomiſcher Inſtrumente für die Marine beſtellt, und des immer wiederholten Mahnens ungeachtet, noch nicht einen Sextanten erhalten hatte. Zuletzt ließ er ſich herab, was ihm ſein Stolz lange nicht erlaubt hatte, ſich perſönlich in die Werkſtätte des Künſtlers zu verfügen, ihm ſeinen Zorn zu verkünden und ihm zu drohen, die größte Beſtellung zurückzunehmen, wenn er nicht binnen drei Wochen die erſte Lieferung ſende. Ramsden lachte ihm in's Geſicht und erſuchte ihn, ſeine Beſtellung lieber ſogleich zurückzunehmen, zum Dank werde er dann noch hundert Pfund den Armen zukommen laſſen; „denn," ſagte er, „Sie müſſen nicht glauben, daß Sie mir mit Ihren großen Inſtrumenten einen Gefallen erweiſen, oder daß ich dabei viel verdiene. Da ſehen Sie," indem eben ein altes Weib hintrat, „meine eigentlichen Kunden, die mich erhalten: nicht Sie mit Ihren ſogenannten großen Beſtellungen." — Das alte Weib kaufte eine Brille. — Auch hatte Ramsden, während die anderen Künſtler die größten und koſtbarſten Schilder über ihre Waarenlager hängten, um dadurch Käufer anzulocken, an ſeiner einfachen Ladenthür nur eine gemalte Brille, aber darüber ſtand mit großen Buchſtaben: „Ramsden."

Die beliebten **Randgloſſen.** Ein Doctor, der ein großer Liebhaber von leckeren Mahlzeiten war, befand ſich einſt bei einer reich beſetzten Tafel. Als eine Schüſſel aufgetragen wurde, um deren Rand eine Menge kleiner Paſtetchen lagen, deutete er mit den Fingern nach ſolchen, und ſagte: „Istae notae marginales mihi multum placent." „Dieſe Randgloſſen gefallen mir ſehr."

Rangerhöhung. Ein Landmann ward bei der Landwehr als Corporal ernannt. Seine Frau beſprach ſich mit ihm über dieſe Standeserhöhung und meinte, ihre Kinder dürften nun nicht mehr mit den Nachbarskindern ſpielen. „Nicht wahr, Vater," fragte einer der Knaben eifrig, „wir ſind jetzt alle Corporäle?" — „Halt's Maul, Junge!" ſchalt die Mutter, „hier im Hauſe iſt Niemand Corporal, als der Vater und ich."

R[illegible]nung. Der Kanzler der Univerſität zu Edinburg ſollte

einst den Rang zwischen den Doctoren der Rechte und der Medicin entscheiden. Er fragte hierauf die streitenden Parteien, wer zuerst das Schaffot beträte, der Dieb oder der Scharfrichter. „Der Dieb," hieß es. „Nun," sagte der Kanzler, „da der Gehängtwerdende vorangeht, und derjenige, der ihn hängen soll, ihm folgt, gebührt nach der Analogie der Rang dem Juristen."

Rangstreit. Zwischen dem türkischen Militär- und dem Gelehrtenstande fanden einst fortwährend Streitigkeiten über Rangordnung Statt. Wenn zwei der beiden Stände zusammen gingen, wollte ein Jeder obenan gehen. Da erklärte endlich der Großherr, daß beim Militär fortan die linke und bei den Gelehrten die rechte Seite die Ehrenseite sei. Das half. Wenn nun der Kapudan neben dem Mufti ging, glaubte Jeder den Ehrenplatz zu haben.

Wie kann man einen **Rangstreit** beseitigen. Die Griechen zählten sieben Weise, welche sich im Range vollkommen glichen. Um dies anzuzeigen, schrieben sie deren Namen immer in einen Cirkel.

Die Lächerlichkeit des **Rangstreites** persiflirt folgende Anekdote sehr ergötzlich: Eine Butterhändlerin und eine Käsehändlerin standen Gevatter. Letztere drängte sich in der Kirche auf den obern Platz; doch die Butterhändlerin stellte sich mit den Worten vor sie hin: „Butter kömmt vor dem Käse!"

Rang-Unbequemlichkeiten. Im Beginne der ersten französischen Revolution wolle ein Marquis Paris verlassen, wurde aber an der Barriere angehalten und nach seinem Namen befragt. „Es ist der Herr Marquis von Sanct-Cyr," antwortete der Begleiter des Marquis. „Oho! jetzt gibt es keine Herren mehr." — „Nun, so schreibt mich nieder als Marquis von Sanct-Cyr," nahm der Marquis das Wort. — „Die Adelstitel sind abgeschafft," erhielt er zur Antwort. — „Nennt mich denn von Sanct-Cyr." — „Von? es gibt keine Vons mehr." — „Gut, also Sanct-Cyr." — „Sanct geht auch nicht, die Heiligen sind aus dem Kalender verschwunden." — „Wohlan, so heiße ich Cyr." — „Sire? (wird wie Cyr gleich ausgesprochen) Sire? Wir haben keine Sires mehr." Der Marquis mußte aus Mangel an einem hausbackenen, reisefähigen Namen in Paris bleiben.

Ranzau. Der Marschall Ranzau war in Schlachten so verstümmelt, daß er bei seinem Tode nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein hatte. Dies veranlaßte folgende Grabschrift auf ihn:

Von Nanzau's Leib liegt kaum die Hälfte hier;
Die andre hat Gott Mars voraus genommen.
Auf dessen Feldern sä'te Nanzau schier
Die Glieder all', um Nachruhm zu bekommen.
Sein Blut floß hundertmal zum Siegesglanz,
Und Mars ließ nichts, als nur das Herz ihm ganz."

Keinem Künstler ist eine schmeichelhaftere Grabschrift gesetzt worden, als **Raphael** im Pantheon zu Rom, verfertigt vom Cardinal Bembo. „Hier ruhet Raphael, als er noch lebte, da bangte Natur, daß Sieger er sei, als er starb, daß sie auch sterbe mit ihm."

Raphael äußerte oft, er werde von einem Entzücken hingerissen, nicht zum Geschlecht, sondern zur Schönheit desselben, und von den herrlichen Antlitzen weiblicher Wesen nähre sich seine Kunst.

Man tadelte einst in Gegenwart des berühmten **Raphael**, daß Leonardo da Vinci und Michael Angelo gegenüber einen kleinlichen Neid gezeigt hätten. „Die Eifersucht hat sie darum getrennt," versetzte Raphael, „damit sie der Ruhm desto inniger vereinige."

Die schöne Fornarina. Wenig nur ist von **Raphael's** berühmter Geliebten, von dieser wunderbaren Schönheit, auf die Nachwelt gekommen, so groß auch der Einfluß war, den sie auf das Herz und den Genius jenes Fürsten der Maler ausübte; und dieß Wenige ist so unzusammenhängend, daß man daraus nur eine sehr unvollständige Vorstellung von dem Leben des jungen Mädchens schöpfen kann, welchem ein Platz neben Petrarka's Laura und Dante's Beatrix gebührt. — Von der Geschichte der Fornarina ist uns nur wenig durch Sagen, die noch jetzt im Munde des römischen Volkes leben, aufbehalten worden. Ihr eigentlicher Name ist ganz unbekannt, denn Fornarina ist nur ein Diminutiv von Fornaja (Bäckerin); doch heißt noch jetzt ein kleines, altes Haus, in dem sich ein Bäckerladen befindet, und das an einer Brücke nahe am Eingange der Straße Balbi liegt, Casa Fornarina. Auf einer kleinen Marmortafel in der Mauer des Häuschens sind diese beiden italienischen Worte eingegraben, und sollen Zeugniß davon geben, daß es einst von der Geliebten Raphael's erbaut wurde. Dieses Haus steht in einer öden, abgelegenen Straße, in einem der wenig besuchten Viertel von Rom. Selten verirren sich Reisende, welche die Denkmäler und Alterthümer der ewigen Stadt besuchen, bis hierher zu dieser Ruine, von deren Dasein man kaum etwas weiß, und nur zuweilen begegnet man daselbst irgend einem ernsten, nachdenklichen deutschen Wanderer, der diesen Ort aus Ehrfurcht vor dem Andenken des großen römischen Meisters aufsucht.

Hier erblickte Raphael Sanzio di Urbino im Jahre 1508, als er sich nach dem Palaste des reichen Banquiers Agostini Chigi begab, dessen Familien-Kapelle er mit Gemälden ausschmückte, zuerst seine Fornarina, die im Laden ihres Vaters kleine Brode verkaufte. Da vergaß er, trotz aller freundlichen Erinnerungen seines Gönners, seine angefangenen Fresken und entworfenen Gemälde; seine Morgenbesuche im Bäckerladen waren so häufig und dauerten so lange, daß sie dem Fortschreiten seines später unter dem Namen der Raphaelischen Stanzen so berühmten Werkes sehr nachtheilig wurden. Da nun aber der alte reiche Banquier gern die herrlichen Entwürfe des jungen Künstlers vollendet sehen wollte, so entschloß er sich, die schöne Bäckerstochter in seinen Palast einzuladen, um dadurch den Flüchtling zu seinen verlassenen Werken zurückzuführen. Sie folgte dieser Einladung, und der junge verliebte Meister arbeitete nun wieder ununterbrochen an seinen Gemälden. — Von dieser Zeit an blieb Fornarina bis zu Raphael's Tode seine unzertrennliche Gefährtin; er konnte ohne seine Geliebte gar nicht mehr leben, und als er die berühmten vatikanischen Logen malte, nahm er sie selbst mit in den päpstlichen Palast. Dem Papste war die beständige Anwesenheit der Geliebten Raphael's ein Aergerniß, denn jedes Mal, wenn er den Künstler besuchte, um seine neuen Entwürfe und die Fortschritte seiner Arbeiten zu betrachten, fand er zu seinem Verdrusse die schöne Fornarina bei ihm. Mit Unrecht flucht die Welt dem Andenken Fornarina's und mißt ihr allein die Schuld des Unglücks bei, das Raphael in der Blüthe des Lebens und der Kunst dem Grabe zuführte. Die übermäßigen Anstrengungen, denen sich der Künstler hingegeben, sollen, so sagt man, seine Kräfte aufgerieben und die Welt aller der herrlichen Kunstwerke beraubt haben, die man noch von dem Urbinischen Maler zu erwarten berechtigt war, der schon im Frühling seines Lebens so stolze und große Hoffnungen für die Zukunft erweckte. Eines Tages kam er ganz erschöpft nach Hause und wurde von einem heftigen Fieber, dessen Ursache er verbarg, ergriffen; man ließ ihm zur Ader, doch verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr. Als er sein Ende herannahen fühlte, wünschte er die Entfernung seiner Geliebten, und sicherte ihr in seinem Testamente ein anständiges Auskommen für die Zukunft. Sein Tod wurde allgemein betrauert, und selbst der Papst Leo X. beweinte den Verlust des Malers der „Logen." — Mit dem Tode Raphael's verschwindet jede historische oder traditionelle Spur vom Geschick der Fornarina. Einer in Rom verbreiteten Sage nach, soll sie später bei Giulio Romano, dem Lieblingsschüler Raphael's, gelebt haben; wahrscheinlich hat die Aehnlichkeit, die zwischen den weiblichen Figuren des Meisters und Schülers vorwaltet, diese Vermuthung veranlaßt. Doch findet man diese Aehnlichkeit nicht bloß in den Werken des genannten Künstlers, son-

dern bei allen, die zur Schule Raphael's gehören, was also nur den Einfluß beweist, den das Vorbild des Meisters auf seine Schüler übte. Und dieser Einfluß ist ein durchaus natürlicher, der den Ruhm dieser Schüler durchaus nicht verkleinert. Man muß ihn nur nicht mit jener sclavischen Nachahmung verwechseln, die freilich nichts als ein Plagiat ist; er leitete nur alle auf denselben, einmal als vorzüglich anerkannten Weg, und daher sehen wir in mehreren Gallerien so viele weibliche Porträts, die alle für die der Fornarina gehalten werden. — So wurde durch die Liebe eines großen Künstlers die Schönheit eines einfachen Mädchens unsterblich; seltsame Laune des Schicksals, die mit den Abbild einer namenlosen, aus der niederen Volksklasse stammenden Frau die Mauern der Paläste und Kirchen schmückte, und daraus eine Augenweide der Fürsten und Päpste, die Freude und den Stolz der Künstler machte. Wie manche hochgeborne Schönheit mag das glänzende Loos der armen Fornarina beneiden, die von einem Raphael gemalt und von allen kommenden Geschlechtern bewundert wurde.

Raphael-Gemälde. In dem kleinen französischen Dorfe Tilloy wurde vor einigen Jahren ein herrlicher Raphael entdeckt. Der Prediger des Orts, welcher die Glieder seiner Gemeinde häufig in ihren Häusern besucht, hatte in der Hütte eines armen Arbeiters eine Madonna gesehen, deren Ausdruck ihn besonders angesprochen; da die Kirche des Orts von allem Schmuck entblößt war, kam dem Priester der Gedanke, daß das mit einer dicken Kruste von Staub bedeckte Bild des Arbeiters gereinigt, ein passendes Altarblatt abgeben könnte. Der Besitzer der Madonna war nicht wenig erfreut, das für ihn vollkommen unnütze Bild für die Summe von 5 Frcs., welche der Prediger ihn bot, losschlagen zu können. Nachdem der Handel abgeschlossen war, ließ der Prediger des Orts das erstandene Altarblatt abwaschen und in der Kirche aufhängen. Acht Tage später tritt ein Fremder, dessen Accent den Engländer ankündigte, in das Zimmer des Predigers und bietet diesem für sein Altarblatt 6000 Fr. Der Besitzer des ohne sein Wissen so werthvollen Bildes sieht den Fremden erstaunt an, hütet sich aber wohl, dessen Anerbietungen anzunehmen, obgleich der sich ihm darstellende Käufer bis zu 20,000 Fr. hinaufgeht. Dessenungeachtet beschloß der Prediger, der ohne Absicht einen armen Bauer seiner Gemeinde zur Veräußerung eines wahren Schatzes bewogen hatte, jenen zu Rathe zu ziehen und ihm die Verfügung über das Bild als freies Eigenthum zu überlassen. Was entscheidet der arme Mann, dem sich auf unverhoffte Weise die Aussicht zu einem in seiner Lage großen Vermögen darbietet? Er erklärt, daß der Ertrag seiner Arbeit ihm genügt und daß er den Erlös des

Bildes zum Wiederaufbau der fast zur Ruine herabgesunkenen Kirche und zur Unterstützung der Armen der Gemeinde verwendet zu sehen wünscht. Der Prediger verkauft nun das merkwürdige Bild für 25,000 Fr. an den sich als Käufer darbietenden Engländer, es erhebt sich an der Stelle der verfallenen Kirche ein elegantes Gotteshaus, und es gibt in der Gemeinde von Tilloy heute keinen Bettler mehr.

Eines Tages bat der General **Rapp** den Kaiser Napoleon um das Avancement für zwei Officiere. „Ich will nicht mehr so freigebig sein," antwortete Bonaparte; „der verdammte Berthier hat mich schon zu viele avanciren lassen." „Nicht wahr," fuhr er fort, sich zu Lauriston wendend, „zu unserer Zeit avancirten wir nicht so schnell? Ich selbst blieb mehrere Jahre hindurch Lieutenant." „Das mag wohl sein, Sire," antwortete Rapp, „allein Sie haben die verlorene Zeit nachher eingebracht." Napoleon lachte über diese Erwiederung und gewährte die angesuchte Gnade.

Folgende **Raritäten** sind zu verkaufen: Ein hoher Thurm von brauner Butter; — Ein Kuß gefaßt in Perlemutter; — Ein Windhund ohne Kopf und Bein; — Fünf Säcke frischen Mondenschein. — Eine ganz viereckige Seifenblase; — Ein Floh mit einer römischen Nase: — Eine Uhr die stets auf dreizehn weist; — Ein Lamm, das einen Wolf zerreißt.

Die **Raritäten**-Sammlungswuth und die Weste des dreifachen Mörders Eliçabide. Ein Schneider in Bordeaux theilte einem Pariser Journale folgende Nachrichten mit: „Da ich an Eliçabide einen Paletot verkauft hatte, und dieser den Preis desselben vermindert wünschte, weil er sich nicht in glänzenden Umständen befinde, so nahm ich ein Paar Beinkleider und eine Weste dagegen an und verkaufte diese später an Bauern aus der Gegend von Bordeaux. Der Käufer der Weste entdeckte aber auf dem Unterfutter Eliçabide's Namen, zeigte sie seinem Maire, und da dieser meinte, das Kleidungsstück eines Mörders zu tragen, verunehre, so kam der Käufer zu mir, und machte vor meiner Thür einen abscheulichen Lärm. Ein Zuschauer fragte den Bauer, was haben Sie für die Weste bezahlt? „Sechs Francs!" „Da sind zehn!" „Ich gebe zwanzig Francs!" rief ein Modemann aus Bordeaux, und die Weste erhielt einen neuen Herrn. Ein Antiquitätensammler gab sechzig Francs und erhielt sie; ein Engländer, eine weibliche Liebhaberin, waren zu steigenden Preisen die nächsten Käufer, und nach Verlauf einer Viertelstunde kam die Weste für vierhundert Francs in den Besitz eines Kleiderhändlers, der sie jetzt als Schild aufhängen und die Firma „Zur Weste Eliçabide's" annehmen will!"

Die **Rarität.** Im Theater wurde Kotzebue's „kluge Frau im Walde" gegeben. Ein Knabe bat seine Mutter, sie möchte ihn doch hineinführen, er habe noch keine kluge Frau gesehen.

Raritäten. Gallerie niedlicher Herzen aus Karlsbad; versteinert. Viele waren es schon, ehe sie an diesen berühmten Ort gekommen. Nur von Frauenzimmern ist kein einziges darunter; die meisten sind von Handelsleuten. — Ein Büschchen des Grases, welches der große Oken wachsen gehört hat. — Ein Zweig von dem berüchtigten Baum der Erkenntniß. Selbiger Zweig riecht noch gegenwärtig so heftig, daß man es gar nicht aushalten kann, und daher einhalten muß. — Beelzebub, sehr geschmackvoll unter einem Glassturz. So war er immer. Er konnte, und kann auch jetzt seinem Sturze nicht entgehen. — Des berühmten Reisenden Freiherrn von Münchhausen berühmter Jagdhund aus der Fingals-Race, dessen einst sehr lange Füße von lauter Jagen und Rennen, bekanntlich so kurz wie die eines Dachshundes. Dieser edle Nimrods-Gefährte ist leider nicht mehr lebendig, aber sehr künstlich aus- und eingestopft. Sein Auge ist treu, — das Schwänzlein äußerst zart — das Halsband ein Stricklein von Dämchenhärchen. — Ein Negerhäuptling, beritten, nicht zu Pferde, sondern zu Elephant. Meisterstück der Verstopfung! — Zwei Spargelstämme der Vorzeit. Sie reichen und riechen aufwärts durch 3 Etagen und füllen durchmessend 4 Zimmer, das heißt Wohnzimmer, und nicht Frauenzimmer, welche sonst Frauensäle sein müßten. — Ein Stein, der von Holz, zugleich ein Holz, das von Stein ist. — Zwei zu Eis gewordene Spaziergänge, welche dem Glase sehr ähnlich sind. — Drei äußerst kleine Stücke Lava. — Ein Brettchen der verschlagenen Welt. — Aeußerst viele andere Curiosa, welche, wie man sich auszudrücken pflegt, der Anstand zu nennen verbietet. — Eine Guillotine de poche aus der mandschurischen Revolutionszeit. — Des großen Confucius kleine Tabakspfeife. — Eins der silbernen Hufeisen, welche Rohan bei seinem Einzuge in Wien geflissentlich soll haben verloren gehen lassen. („Silbernes Hufeisen" ein Auszug selbst historischer Schriftsteller; so auch der zeitwörtliche Bandwurm.) — Ein Automat, der kein Automat ist. (Triumph des Mechanismus.) — Eine ganz neue Schnellpresse mit folgenden Vorzügen: Sie schnellt die nichtsnutzigen Setzer hinweg, so daß also gleichsam gar kein Setzer übrig bleiben kann; sie schnellt (daher) aus Barmherzigkeit alle Druckfehler von sich, wie eine gute Natur den Krankheitsstoff selbst ausstößt; sie schnellt alle Exemplare der von ihr gedruckten Zeitschrift gleich in das Logis der Pränumeranten; sie schnellt am häufigsten diese Pränumeranten selbst dadurch, daß sie ihnen nichts zuschnellt, sie schnellt also indem sie nicht schnellt. Bei dieser letzten Function ist sie geräuschlos, bescheiden, wie es dem stillen Verdienste eigen zu sein pflegt. — Der

letzte Tropfen aus Casanova's oceanischem Dintenfaß und dieses Helden Taschen-Perspective. — Verschiedene sehr geheime Stücke. — Mehrere ganz unbekannte aber äußerst brauchbare Sachen. — Ein Maschinchen, das Austerthier zu zwingen, recht große Perlen, nach Belieben groß, abzusetzen, und aus großen Diamanten kleine zu machen. — Ein Kästchen mit Münzen, welches nie offen gewesen. — Ein gothischer, steinerner Thurm von Brüßlerspitzen aus Elfenbein. — Mehrere noch unerfundene Kunstwerke. — Ein Billard für neugeborne Kinder mit einem schönen Marqueurchen als weisende Uhr. — Krünitz Encyklopädie. Brünner Auflage in 129 Bänden, von welchen der 1.—87., dann der 88.—124., endlich der 125.—129. mangeln. (Bei Antiquaren sehr leicht zu completiren.) — Buffons Werke. Edition compacte. 123 Bände mit 172,000 Kupfern in einem Bande. — Pfennig-Bibliothek, von der alle Tage ein Blättchen à 1 Pfennig erscheint. — 13 prächtige Franzbände in Quart (selbe enthalten den schon gedruckten Catalog einer großen Bibliothek). — Göttinger Kalender, 30 Jahrgänge mit Chodowieckischen Kupfern, welche abgehen. — Lavaters Physiognomik in Klein-Octav — Grätz, 64 Seiten, von welchem Werke es auch eine Auflage in 4 großen Quart-Bänden mit Kupfern gibt. — 2 Incunabeln, 7240 Jahre unserer Zeitrechnung alt, gedruckt zu Pecking (N. B. diese beiden Incunabeln sind wahrhaftig keine Fabeln). — Eine Reihe Bücher, in denen nur das gut ist, was zwischen den Zeilen steht. — Eine allgemeine Literatur-Zeitung, bei der sich zeigt, daß überall das all fehlt. — Eichhorn's Geschichte der Literatur 4. Band des 3. Heftes. — Naturgeschichte, deren Kupfer sehr schön in Stahl gestochen sind. (Von der Geschichte der Natur ist keine Sylbe darin, es ist nur eine Beschreibung.) — Göthe's vorzüglichste Werke in einem Bande als Fingerkalender. — Rechenbuch für Gärtner, mit dem Rechen schöne Figuren in den Sand zu zeichnen. — Zeichenbuch für Astronomen. Zweibrückner Classiker der Griechen und Römer; vollständig, aber noch unaufgeschnitten, vermuthlich weil alles Classische sehr langweilig.

Raritäten. Meine Erren und Damen nur hereinspazier, hier könn sie sehn sehr schöne, rari Stuck, kost für die großen Mensch swölf und für die Person en miniature sechs Kreuzer. Rein spazier! Da ist sie zu sehen eine große Windmaschine von der Erfindung von einem auswärtig Windmacher. Können Sie machen mit dieser Maschin aus Nichts, Etwas. Da ist eine spanisch Wand, wo man kann gans versteck sein schlechte Herz und nik kann durchschau; das ist ein schön Stück, gemak für einen Mann, von dem die Welt glaub', er sei honnett! — Mit dieser Maschin, die Sie da seh', kann ein Eheweib ihrem Mann alles weiß macken; sie kann macken, daß er blind wird und die Aug' doch offen hat. — Hier ist zu sehen die große

schwarze Hand, womit man kann Leut betrüg', daß doch nix mak. Das ist ein gewiß merkwürdig Stück, denn mit die drei Finger von dieser schwarz Hand kann man ein falsche Eid schwör und gewinn damit ein fette Proceß. Die schwarze Hand hätt ich könn vor Zeit sehr theuer verkauf, aber jetz haben es schon Viele nachgemak. — Das ist die große und letzte Stuck for heut meine Erren und Dam. Hier sehen Sie die groß und weltbekannt Scheer, womit man kann die Ehr abschneid', daß sie nicht wieder kann nachwachs. — Weil ich Ihnen hab gezeig dieß Stuck, so bitt ich ein klein Trinkgeld for das Explizir von diese schöne rari Stuck.

Ein Engländer hat eine Flugschrift unter dem Titel herausgegeben: „Das **Rasiren**, eine unnatürliche, unverständige, unmännliche, gottlose und verderbliche Sitte unter den Christen," und in dieser beweiset er sonnenklar, daß wir in den Wonnen des tausendjährigen Reiches schwimmen, nicht aber mit Noth und Theuerung zu kämpfen haben würden, wenn — die Rasirmesser nicht wären, denn diese dreimal verfluchte Waffe und keine andere habe das irdische Paradies zerstört und mit der Mode des glattgeschorenen Kinnes zugleich die sieben Todsünden in die Welt gebracht. Dann läßt der Verfasser eine endlose Reihe geschichtlicher Notizen über Kehlabschneiden mit dem Rasirmesser, über David, Priamus, Jesaias, Alexander, Peter den Großen u. s. w., über Türken und Perser folgen, in denen er darthut, daß das Bartabschneiden sündhaft und schädlich sei und die Ordnung im Staate wie die Moral der Staatsbürger untergrabe, ja er meint, der erste Barbier und das große Thier in der Offenbarung Johannis wären, wenn nicht eine und dieselbe Person, doch gewiß sehr nahe verwandt gewesen. Wer nun noch mit einem glattgeschorenen Kinne einhergeht, ist ein unverbesserlicher und dem Teufel verfallener Sünder.

Als der Graf **Rostopschin** nach Paris kam, war man nicht wenig erstaunt, einen geistreichen und liebenswürdigen Mann in ihm kennen zu lernen, da man ihn bis dahin für einen „wilden Tartaren" gehalten hatte. Dieses brutale Epitheton paßte eben so wenig auf den Grafen Rostopschin, wie das eines „Brandstifters," womit die Herzogin von Abrantes in ihren Memoiren ihn beehrt hat. Man erzählt manches geistreiche und witzige Wort von ihm. „Ich bin nach Paris gekommen," sagte er, „um aus eigner Anschauung das wahre Verdienst drei berühmter Männer, des Herzogs von Otranto, des Fürsten Talleyrand und des Schauspielers Potier, zu würdigen. Ich habe gefunden, daß nur der Letzte auf der Höhe seines Ruhmes steht." — In Gegenwart vieler russischen Fürsten fragte Paul I. einst den Grafen, warum er nicht Fürst sei? Rostopschin antwortete auf die

sonderbare Frage: „Wird Eure Maj. gestatten, daß ich den wahren Grund angebe?“ „Allerdings.“ „Dieser ist: daß derjenige meiner Ahnen, welcher aus der Tartarei kam, um sich in Rußland niederzulassen, eben im Winter anlangte.“ „Und was hatte die Jahreszeit mit seinem Titel gemein?“ „So oft ein tartarischer Edelmann zum ersten Male bei Hofe erschien, gab ihm der Souverän die Wahl zwischen einem Pelz und dem Titel eines Fürsten. Mein Ahnherr war in dem strengen Winter so klug, den Pelz vorzuziehen.“ Paul wandte sich lächelnd mit den Worten zu seiner Umgebung: „So gratuliren Sie sich, meine Herren, daß Ihre Vorfahren nicht im Winter nach Rußland gekommen sind.“

Rath. Es wurde vor Kurzem in Paris ein Beutelschneider auf der That ertappt. Bei dem Verhör gab man ihm, wie gewöhnlich, einen Advokaten bei, der ihm mit gutem Rathe beistehen sollte. Dieser nahm den Dieb bei Seite und fragte ihn: „Ist es wahr, daß Sie dem und dem die Börse gestohlen haben?“ „Ja, Herr, aber —“ „Still, in diesem Falle ist der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, der, sich so schnell als möglich zu entfernen.“ Der Dieb befolgte diesen Rath und schlich sich fort. Der Advokat begab sich wieder auf seinen Platz und der Präsident fragte ihn, was er zur Vertheidigung des Gefangenen vorzubringen habe. „Meine Herren,“ antwortete er, „der arme Teufel hat sein Vergehen gestanden und da er nicht bewacht wurde, ich aber beauftragt war, ihm mit gutem Rath beizustehen, so glaubte ich, es sei ihm nichts Besseres zu rathen, als die Flucht. Er besann sich nicht lange und ist verschwunden.“ Alle Anwesenden lachten; der Advokat war nicht zu tadeln; die Aufseher hätten besser auf den Gefangenen Acht geben sollen.

Guter **Rath.** „Du trittst jetzt in die Welt,“ sagte die Frau von Montmarin zu ihrem Sohne, „und ich kann Dir nur einen Rath mitgeben: sei in alle Weiber verliebt.“

Rath. Ein Arzt wurde zu einer alten geizigen Dame gerufen. Sie klagte über allerlei Beschwerden, unter andern, daß sie an den Augen leide und alles doppelt sähe. „O,“ sagte er, „so zählen Sie doch geschwinde Ihr Geld.“

Guter **Rath.** Zur Frühjahrszeit begegneten sich zwei Freunde, der eine war mit einem leichten Sommerröckchen bekleidet, der andere mit einem warmen Winterrocke. Ersterer fror entsetzlich, da sprach der Andere: „Lieber Freund, Dir ist ja entsetzlich kalt, Dir klappern die Zähne vor Frost, warum ziehst Du denn nicht Deinen Winterrock an?“ „Das ist leider unmöglich,“ antwortet Jener, „denn ich habe ihn

versetzt." — Der Andere: „So hefte Dir wenigstens den Versatzzettel an, damit die Leute doch sehen, daß Du einen Winterrock hast."

Guter **Rath.** Der Manzanares bei Madrid trocknet im Sommer gänzlich aus. Als ein Franzose die prächtige Brücke über diesen Fluß sah, sagte er zu einem Spanier: „Verkauft Eure Brücke und kauft Wasser dafür in Euren Fluß."

Guter **Rath.** „Lassen Sie doch Ihre Hand ruhen," sagte der Prinz La Roche über Tafel zu seinem Nachbar, der außerordentlich geschwätzig war und jedes Wort mit einer Handbewegung begleitete. „Ja, wir sitzen so eng," erwiederte dieser, „daß ich nicht weiß, wo ich die Hand hinlegen soll." „Legen Sie sie auf Ihren Mund," entgegnete lächelnd der Prinz.

Guter **Rath.**

A. Freund! gieb mir einen Rath! wie kann ich vor den Blicken
Des Narren am besten sicher sein?

B. Schlag deinen Spiegel blos in Stücken,
Und sperr dich in dein Zimmer ein.

Guter **Rath.** Ein junger Mensch, der sich stets mit seinen Kenntnissen, die höchst oberflächlich waren, brüstete, gerieth mit einem Doctor über einen wissenschaftlichen Gegenstand in Streit. „Das sollt' ich doch wohl wissen," sagte er, „die drei Jahre, wo ich zu H. studirte, kosteten mich über tausend Thaler." „O," sagte der Doctor, „wenn Ihnen Jemand dafür hundert gibt, so schlagen Sie zu, das rath' ich Ihnen."

Guter **Rath** ist theuer! „Denken Sie einmal," sagte A. zu B., „der junge Rath C. heirathet und bekommt die große Mitgift von 200,000 Gulden." „Was mich gar nicht befremdet," antwortete B., „denn ein guter Rath ist theuer."

Guter **Rath.** Eine unverheirathete Dame, die nicht mehr in der Blüthe der Jahre stand, auch sich weder durch Schönheit, noch durch Sanftmuth auszeichnete, bat einen Herrn um Rath, wie sie sich von einem ihr widerwärtigen Bewerber befreien könne. „Heirathen Sie ihn," lautete die Antwort. „Bewahre, ich möchte ihn lieber gehängt sehen." „Heirathen Sie ihn nur, wie gesagt, und es wird gar nicht lange dauern, so hängt er sich selbst."

Rathen. Die Amerikaner entschließen sich nicht so leicht als die

Engländer zu großen Wetten, besondere Vorliebe aber haben sie für das Rathen. Mancher benutzt diese Neigung zu einer Speculation, so z. B. kündigt oft ein Gastwirth an, daß er ein fettes Schwein ausrathen — statt ausspielen — lassen werde. Ein Loos kostet einen Dollar, und wer das Gewicht des Thieres erräth oder demselben doch am nächsten kommt, soll das Schwein erhalten.

Was eine **Ratte** anstellen kann! Vor etlichen Jahren entstand eines Abends in dem Theater zu Kopenhagen während der Vorstellung ein fürchterlicher Lärm. Angstgeschrei, besonders von Damen, erscholl von dem zweiten Rang, und man glaubte nicht anders, als daß Feuer ausgebrochen sei. Der Vorhang fiel, und die Zuschauer des Parterres eilten hinaus, bis es sich ergab, daß eine Ratte, welche sich in eine Loge geschlichen, den Lärm veranlaßt hatte, worauf das Schauspiel wieder seinen Fortgang nahm.

Am englischen Hofe war, und ist vielleicht noch, ein eigener **Rattenfänger**, der zum Hofstaat gerechnet wurde, 82 Pfund bezog und einen rothen Rock trug mit gelben Borten, in welchen Mäuse gewirkt waren. Im Hofstaat der Prinzessin Amalie, Tochter Georg's III., war Robert Smith als Rattenfänger in Diensten. Er führt diesen Titel auf einer Schrift, die er herausgab.

Von der betriebsamen Geschicklichkeit der **Ratten** erzählt Wrede in seinen Lebensbildern aus Nordamerika ein fast unglaubliches Beispiel. Eine alte Negerin, die wegen des beständigen räthselhaften Verschwindens der Eier unschuldiger Weise mehrmals Schläge bekommen hatte, erstaunte nicht wenig, als sie entdeckte, daß zwei Ratten den Diebstahl begingen, die auf folgende Weise zu Werke gingen. Da sie ihre Beute wahrscheinlich in Sicherheit zu verzehren und keine Spur ihrer Dieberei zu hinterlassen wünschten, so hatten sie sich bemüht, ihren Raub fortzuschleppen. Allein ein Ei wegzubringen ist keine Kleinigkeit für eine Ratte. Nachdem sie das runde Ding wieder und wieder umgedreht und vergebens versucht hatten, mit den Zähnen zu fassen, versuchten sie es fortzurollen; aber ein Ei ist zerbrechlich! was war also zu thun? Eine von ihnen legte sich auf den Rücken, nahm das Ei zwischen ihre vier Pfoten und hielt es auf dem Bauche fest. Nicht weniger schlau, ergriff die andere sie sogleich beim Schwanze und bugsirte sie rückwärts glücklich zum Loche hinein.

Ratten. Ein Danziger Schiff war seit langer Zeit so sehr mit Ratten geplagt gewesen, daß der Capitän auf dem Meer für die Sicherheit des Schiffes sowohl, als der Mannschaft, in Sorgen stand. Indessen lief er glücklich in Liverpool ein und ging dicht neben einem

Fahrzeuge vor Anker, das Käse geladen hatte und nach London segeln wollte. Der Capitän bemerkte bald darauf eine große Bewegung unter den Ratten: sie hatten die Käse gewittert und bezeigten durch Hinaufklettern an den Schiffsrand ein sehnliches Verlangen, an den anderen Bord zu gehen. „Nun," sagte der Capitän, „wenn ihr einen so großen Appetit zu Käse habt, so geht in Gottes Namen." Er ließ in der Nacht ein Brett von seinem Schiffe auf das Käseschiff legen und sah mit Vergnügen, wie sogleich die ganze Legion Ratten, welche sein Schiff verwüstet hatten, zu seinem Nachbar hinüber defiliren. Den Tag darauf ging dieser, ohne es zu ahnen, mit seinen Gästen unter Segel, und der Danziger rief ihnen aus Herzensgrund glückliche Reise nach.

Der berühmte **Raynal** eiferte im Parlamente zu Paris gegen den Sklavenhandel mit hinreißender Beredtsamkeit; dies hinderte ihn aber nicht im Geringsten, — selbst Actien bei demselben zu haben. — So ist es um die Consequenz im Charakter des Menschen.

Rauber, Andreas Eberhard Freiherr von, der steiermärkische Hercules, Hofkriegsrath Maximilian's II., hat sich nicht nur durch Muth und Ritterſinn, sondern auch durch ungewöhnliche Stärke vorzüglich ausgezeichnet. Er starb im Jahre 1575. Rauber maß drei Ellen Höhe, sein Bart war von ausnehmend schönem Wuchs, indem er in zwei Ecken Zöpfe geflochten bis zum Boden hinab, von da wieder zurück bis an das Kinn reichte. Er spaltete mit einem Hieb feindliche Reiter bis an den Sattel. Er besiegte zu Grätz einen Juden von ungemeiner Kraft, der sich rühmte von Simson abzustammen, indem er im Faustkampfe einen so gewaltigen Schlag that, daß dem Juden die untere Kinnlade abfiel. — Noch mehr hat er sich im Kampfe mit seinem Nebenbuhler, einem spanischen Grand, um den Besitz der schönen Helena, Maximilian's II. natürlicher Tochter, ausgezeichnet. Nach des Kaisers Ausspruch sollte Helena jenem Bewerber die Hand reichen, dem es gelänge, seinen Gegner in einen Sack zu stecken. — Rauber besiegte seinen riesigen Rivalen und legte den gedemüthigten Spanier zu Helenens Füßen, welche von diesem sonderbaren Kampfe den Namen „die schöne Scharsäckin" erhielt. — Rauber lebte nun glücklich mit des Kaisers wunderlieblichem Töchterlein; aber sie starb kinderlos. Erst nach langer Zeit schritt Rauber mit Ursula von Tschillack zur zweiten Ehe. Sie beschenkte den riesigen Ehegemahl mit acht Zwillingen.

J. V. Sonntag.

Bestraftes **Rauchen**. Ein Hasty Pudding, den man, um abzukühlen, vor die Thüre gestellt, wurde auf's Wachthaus gebracht, auf

den Grund, daß er „auf der Straße geraucht" — worauf bekanntlich in Boston eine Strafe von 5 Dollars steht.

Rauchen. Denkende Köpfe und stille in sich gekehrte Naturen blasen den Rauch aus der Pfeife nach abwärts, heftige und stolze Menschen treiben ihn nach oben. Pedantische und tiefsinnige rauchen in langsamen Zügen; heitere und lustige Leute hingegen schnell. Der Ungeduldige und Unglückliche schöpft tief aus seiner Pfeife, und derjenige, welcher einen guten Gedanken ausgesprochen zu haben meint, sendet ihm rasch einen tüchtigen Zug aus der Pfeife nach, gleichsam als wollte er sich selbst salutiren.

— Untugend bei den Menschen; Fehler bei den Oefen; gutes Zeichen bei den Schornsteinen.

— Es ist schwer zu bestimmen, ob die Männer früher rauchen als sie lieben oder früher lieben als sie rauchen; denn noch hat der weiche Flaumenbart das nackte Kinn nicht umzogen, so brennt es schon in der Pfeife und im Herzen. Um der Liebe einen blauen Dunst vorzumachen muß er rauchen, da es aber nicht gut ist, daß der Mensch allein nur seine Pfeife rauche, so muß er auch lieben; damit er sich die Grillen der Liebe vertreibe, muß er rauchen, daß er aber allein in dem Tabakqualm nicht ersticke, so muß er wieder lieben. Humorist.

Der höchste **Rauchfang** befindet sich im Salzbergwerke zu Wieliczka, und ist ein wahres Meisterwerk. Er ist aus dem tiefsten Schachte des Bergwerks bis an das Tageslicht heraufgeführt, um den Rauch abzuleiten; zu dem Schachte führt eine Treppe von 1030 Stufen in eine Tiefe von 600 Fuß hinab. Der Schornstein selbst hat eine Höhe von 73 Wiener Klaftern (876 Fuß, etwa die Höhe des Stephansthurms), und es sind dazu, nach einer approximativen Berechnung, ungefähr 7,000,000 Ziegelsteine verwendet worden.

In den **Rauchfang** schreiben. Ein Bierwirth in Jena hat in den letzten Jahren so viel Schulden in die Feueresse schreiben müssen, daß der Rauch nicht mehr hindurch kann und den Gästen in der Stube jetzt so gewaltig in die Augen beißt, daß man sich genöthigt gesehen, sämmtlichen Oefen einen Beißkorb anzulegen.

In Paris producirt sich ein **Rauchkünstler.** Er bläst den Rauch, während er eine Tabakspfeife zwischen den Lippen hat, dergestalt aus dem Munde, daß er Vasen, Blumen, Säulen, ja sogar lebensähnliche Porträts damit gestaltet, die natürlich eben so schnell verfliegen

als entstehen. Der Mann hat zwanzig Jahre daran gearbeitet und geraucht, dieses Kunststück zu Stande zu bringen. Er wird jetzt eine Reise durch Europa machen, und den Leuten zeigen, daß weiland Salomo Majestät Unrecht hatte, zu behaupten: Nichts Neues unter der Sonne.

Der **Raum** einer Grube. Als ein Knecht eine Kalkgrube grub, fragte er, wo er die Erde hinthun sollte. „Ei!" rief der Herr, „mache das Loch gleich so groß, daß Alles Platz hat."

Raumausfüllung. Bei einem Gerichte war der Mißbrauch der Auseinandersetzung der Worte von Seiten der Advokaten, um eine größere Bogenzahl den Parteien anrechnen zu können, dergestalt eingerissen, daß es von Seiten der höheren Behörde bei namhafter Geldbuße untersagt wurde. Ein Advokat hatte dennoch in einer ganzen Zeile nur die Worte: Daraus folgt.... geschrieben. Der Präsident des Gerichtshofes, der es bemerkte, schrieb auf den leeren Raum: Zwei Thaler Strafe.

Raupach. Reine Wahrheit. Als sich im Sommer 1837 die H—sche Schauspielergesellschaft zu Naumburg aufhielt, war „Isidor und Olga" von Raupach auf dem Repertoire. Tags zuvor streiten sich mehrere Schauspieler wegen des Costüms, was sie tragen wollen. Da nun die Garderobe des Histrionenvaters von der Art war, daß sie einen Lumpensammler in ein Entzückungsdelirium versetzen konnte, so schlugen einige vor, das Stück durchweg in altdeutschem Costüm zu geben, da wenig oder gar keine russische Nationaltracht vorhanden. Als der Streit etliche Minuten gewährt, trat der Sohn des Directors mit wichtiger Miene herzu und sagte: „Was streitet Ihr Euch da herum um das Costüm, da schlagt doch nach, wann Raupach gelebt hat, da wißt Ihr's ja gleich." — Dieser gelehrte Thebaner schiebt jetzt selbst den Thespiskarren.

Die **Raupe.** Ein sehr häßlicher junger Mensch war auf einem Balle sehr bemüht, den Galanten gegen alle Damen zu machen. „Sehen Sie doch den Schmetterling," sagte Jemand zu einer geistreichen Frau. „Ich sehe nur eine Raupe," antwortete sie.

Rausch. Man will bemerkt haben, daß verheirathete Männer sich öfter einen Rausch trinken als ledige. Das mag vielleicht daher kommen, weil sie es gern im Weinrausche vergessen möchten, daß sie einst im Rausch der Liebe ein Weib nahmen.

— Man sagt, die Liebe berausche; dies muß aber gewöhnlich ein Champagnerrausch sein, weil er — so schnell verfliegt.

Rausch. Um sich einen Begriff machen zu können von der Unzahl der Redensarten, welche die Deutschen bei ihren Zech- und Trinkgelagen gebrauchen, hat man die vorzüglichsten derselben hier zusammengestellt:

Er hat einen Turitari. — Dem Kameraden wird wohl. — Den hat's! — Der hat einen Tüchtigen. — Der Kopf ist ihm schwer. — Der Wein ist ihm in's Capitolium gestiegen. — Der Wein rinnt ihm aus den Augen. — Die Worte brechen ihm zusammen. — Die Zunge geht ihm auf Stelzen. — Die Zunge ist ihm gelähmt. — Die Zunge ist ihm schwer. — Er geht, als wenn alle Häuser ihm gehörten. — Er geht den SS-Strich. — Er gießt einen auf die Lampe. — Er gießt einen hinter die Binde. — Der hat das Seinige. — Er hat den Boden gesehen. — Er hat den Mund verfehlt. — Er hat des Guten zu viel gethan. — Er hat die Jacke voll. — Er hat einen Affen. — Er hat einen Ditto. — Er hat einen Dusel. — Er hat einen Fetzen. — Er hat einen Giebel. — Er hat einen Haarbeutel. — Er hat einen Habemus. — Er hat einen Heiligenschein. — Er hat einen Hieb. — Er hat einen Jesuiter. — Er hat einen Igel im Leibe. — Er hat einen M-Strich. — Er hat einen Mordrausch. — Er hat einen Rausch. — Er hat einen Rausch wie eine Kanone. — Er hat einen Rummel. — Er hat einen Sabel. — Er hat einen Schnurren. — Er hat einen Schuß. — Er hat einen Schweigel. — Er hat einen Spitz. — Er hat einen Strich. — Er hat einen Strick. — Er hat einen Tummel. — Er hat ein Gläschen über den Durst getrunken. — Er hat ein gut Gefälle. — Er hat ein Räuschchen. — Er hat was im Dache. — Er hat etwas im Kopfe. — Er hat etwas im Oberstübchen. — Er hat was in der Krone. — Er hat etwas zu viel. — Er hat genug. — Er hat geschnapst. — Er hat geweint. — Er hat Glasaugen. — Er hat in den Thran getreten. — Er hat Mosis-Augen. — Er hat poculirt. — Er hat runde Füße. — Er hat satt. — Er hat schief geladen. — Er hat seine Ladung. — Er hat seinen Talis. — Er hat seinen Theil. — Er hat sich begabt. — Er hat sich begigelt. — Er hat sich bene gethan. — Er hat sich benebelt. — Er hat sich bepumpelt. — Er hat sich besäbelt. — Er hat sich beschlumpert. — Er hat sich bespült. — Er hat sich betubelt. Er hat sich bezecht. — Er hat sich die Nase begossen. — Er hat sich einen Bart gemacht. — Er hat sich was in's Auge gewischt. — Er hat sich etwas zu Gemüthe geführt. — Er hat sich gut vorgesehn. — Er hat sich schwarz gemacht. — Er hat sich vorgesehn. — Er hat sich zugedeckt. — Er hat Staffetten nach Speier geschickt. — Er hat trübe Augen. — Er hat viel übergebeugt. — Er hat zu tief in's Glas geguckt. — Er hat zu viel geladen. — Er hat zu viel genippt. — Er hat zu viel unter die Nase gegossen. — Er ist angeschossen. — Er ist à tout. — Er ist begeistert. — Er ist benebelt. — Er ist

benüselt. — Er ist berauscht. — Er ist besoffen. — Er ist betrunken. — Er ist blau. — Er ist blindhagelvoll. — Er ist dabei gewesen. — Er ist dick. — Er ist ein Saufcumpan. — Er ist fertig. — Er ist fett. — Er ist ganz weg. — Er ist geleckt. — Er ist geliefert. — Er ist gut gesegnet. — Er ist herumgeführt. — Er ist himmelvoll. — Er ist hin. — Es ist ihm im Oberstübchen nicht richtig. — Er ist illuminirt. — Er ist im dritten Himmel. — Er ist im Tümpfel. — Er ist kahmig. — Er ist kathaunenvoll. — Er ist katzendick. — Er ist knüll. — Er ist knüppeldick. — Er ist mit einem Häring durch den Hals geschossen. — Er ist pudelhageldick. — Er ist satt. — Er ist selig. — Er ist so voll, daß er's mit den Fingern im Hals greifen kann. — Er ist so voll wie ein Dudelsack. — Er ist starr wie eine Trommel. — Er ist sternblinddick. — Er ist toll und voll. — Er ist unterm Tische. — Er ist voll. — Er ist wacker, abschüssig gebaut. — Er kann auf keinem Fuße mehr stehn. — Er kann die Zunge nicht mehr heben. — Er kann kaum lallen. — Er kann nicht mehr aus den Augen schau'n. — Er kann nicht mehr über den Bart spucken. — Er kann nur mehr blinzeln. — Er kann um keine Ecke kommen. — Er kreuzt. — Er lavirt. — Er macht einen pas frisé. — Er macht Kalbsaugen. — Er macht Kupfer. — Er nimmt einen auf die Lunge. — Er nimmt einen gegen das böse Wetter. — Er qualmt. — Er riecht nach Fusel. — Er schielt. — Er schwebt. — Er schweinigelt. — Er segelt mit vollen Segeln. — Er sieht aus wie eine Gans, wenn's wetterleuchtet. — Er sieht aus wie ein gestochenes Kalb. — Er sieht Bierkannen am Himmel. — Er sieht den Bock für den Gärtner an. — Er sieht den Himmel für eine Baßgeige an. — Er sieht die Buchstaben doppelt. — Er sieht die Thurmspitze für einen Zahnstocher an. — Er sieht eine Fuhre Heu für eine Pelzmütze an. — Er sieht einen weißen Hund für einen Mühljung' an. — Er sieht ein paar Stiefeln für ein Messerbesteck an. — Er sieht zwei Sonnen. — Er spricht in fremden Zungen. — Er spürt den Wein. — Er taumelt. — Er torkelt. — Er trinkt auf den künftigen Durst. — Er trinkt mit Maaßen. — Er trinkt ohne den Bart zu wischen. — Er trinkt sich einen Pelz, damit ihm der Narr nicht erfriert. — Er wackelt. — Er war an einem gutem Orte. — Es spukt ihm im Giebel. — Es spukt ihm im Kopf. — Man hat ihn begraben. — Er hat einen Tambus.

Die Damen über dreißig Jahren sollen insgeheim eine Verschwörung angezettelt haben. Sie wünschen vor allem Andern Reaction, — **Reaction**, — — d. h., sie wollen die alten Zeiten zurück haben, — jene Zeiten, in denen sie nur funfzehn Jahre zählten.

Rebus. In Trier ist ein neuer Gasthof „zum Rebus" etablirt

worden. Im Saale der Table d'hôte iſt täglich ein Rebus auf eine große Tafel gemalt und wer dieſen von den Gäſten zuerſt verſtändig löſet, erhält eine Flaſche Champagner. Der originelle Spaß ſchafft dem Wirth ungeheuren Zulauf und die eine Gratis-Flaſche koſtet vielen Dutzenden ihrer Schweſtern aus Epernay den Hals.

Ein **Rebus.** „Löſet mir dieſen Rebus!" rief ein luſtiger Kumpan der Tafel, indem er die Gräte eines Fiſches aus einer geſchloſſenen Hand hervorblicken ließ. — „Fauſt und Grete."

Rebus. Zur Geſchichte der Rebuſſe. Joſephine Beauharnais wurde, nachdem ihr Gemahl auf der Guillotine verblutet hatte, in's Gefängniß geworfen. Mit ihr die Herzogin von Aiguillon und noch zwei Damen. Die Herzogin befand ſich unwohl und Joſephine führte ſie zum Fenſter, welches ſie öffnete, um ihr friſche Luft zu verſchaffen. Da bemerkte ſie ein gemeines Weib, welches ihnen fortwährend Zeichen machte, die ſie nicht verſtanden. Das Weib faßte mehrere Male ihr Kleid und wies es ihr freudig. Als ſie nicht aufhörte, rief ihr, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, Joſephine zu: „Robe." Das Weib machte ein Zeichen der Bejahung, nahm einen Stein, legte ihn in die Schürze und zeigte ihn dann. Joſephine rief: „Pierre." Das Weib war außer ſich für vor Freude, als es ſah, wie man ihre Zeichen verſtand. Sie nahm hierauf Kleid und Stein, vereinte beides, begann die Pantomime des Halsabſchneidens zu machen und ſang, ſprang und tanzte dabei. Da glaubten nun die Gefangenen zu erkennen, daß der Bluthund Robespierre todt ſei. Noch zweifelten ſie, als ſie die Stimme des Schergen hörten, der ſeinem Hunde einen Tritt verſetzte und dann ausrief: „Willſt Du vorwärts, du verdammter Robespierre." Ein ſolches Wort konnte nur nach deſſen Tode geſprochen werden. Gleich darauf traten mehrere Freunde in das Zimmer und Joſephine wie Alle waren frei.

— Ein Studioſus ſollte bei der Prüfung den Satz „Est modus in rebus" überſetzen. Ohne ſich lange zu beſinnen, ſagte er: Est modus in rebus bedeutet auf deutſch: „die Rebus ſind in der Mode."

Ein **Recenſent** Mechaniker. In einer Geſellſchaft wurde die Frage aufgeworfen, wer wohl der größte jetzt lebende Mechaniker ſein möge? Eine Menge Namen wurden genannt; der Fragende lächelte und ſprach: „Der größte jetzt lebende Mechaniker iſt der Recenſent N. N.; denn er hat ſeit Jahren alle ſeine Urtheile auf Schrauben geſtellt.

Ein **Recenſent** referirte: „Das Spiel des Herrn A. hat mich

ganz hingerissen, zum Glücke haben mich die Mitspielenden durch ihr Spiel wieder hergerissen, und so habe ich meinen Platz behauptet."

Recensenten. Was ist der Unterschied zwischen einem Recensenten und einem Hahn? — Der Hahn scharrt in einem Misthaufen, und kräht, wenn er ein gutes Körnlein findet; ein Recensent scharrt in einem Berge von guten Körnern, und fängt zu krähen an, wenn er ein Körnchen Mist findet! S.

— Wenn die Recensenten bezahlt werden, sind sie am deutlichsten, denn das liegt auf der Hand! S.

— Dichter singen am besten, wenn sie hungern; Recensenten aber singen am besten, wenn sie satt sind, das heißt, wenn man sie satt gemacht hat, wenn sie sich satt gesehen oder satt gehört, oder, wenn sie Jemanden satt, das ist, wenn sie Jemanden im Magen haben.

Recensent. Homo criticus. Cuv. In Deutschland besonders zu Hause. Macht sich viel mit Kunst und Literatur zu schaffen, da er selbst in beiden nichts schafft und gleicht den Eunuchen darin, daß er über die Schönheit Anderer am besten wachen kann, weil er selbst nichts zu produciren vermag. Gebraucht als Kunstrichter eher das Schwert, als die Wage und läßt sehr oft mit seiner Meinung auch den Künstler fallen. Kalisch.

Die **Recensenten** sind gerade wie die Thorschreiber; den armen Teufel visitiren sie mit aller Strenge, große Herren lassen sie mit vieler Hochachtung passiren, ihren Freunden sehen sie die Contrebande durch die Finger, erlauben sich's wohl oft selbst, und ergreifen dann zur Entschädigung das als eine Paschwaare, was keine ist.
D'Alembert.

Recensenten. Ein schlechter Schauspieler in Hamburg pflegte, so oft die Critik ihn tadelte, über die Recensenten unwirsch zu werden. „Buben critisiren jetzt," schrie er, „kein Schink mehr! kein Tieck! kein Lessing!" — Bei einer vorhabenden Wasserreise wollte er sich auf das Dampfboot „Lessing" begeben, er hatte jedoch zu viel Schnaps getrunken, und ehe er das Schiff ganz betrat, fiel er in die Elbe und ertrank. „Da haben wir's," sagte ein Recensent, „wir haben ihn doch leben lassen, allein der „Lessing" hat ihn gar umgebracht."

Recensent. „Ich möchte doch wissen, wie N. N. ein eben so guter als beißender Recensent sein kann, da er doch selbst nicht im

Stande ist, etwas Classisches an den Tag zu fördern?" — „Das will ich Ihnen sagen," versetzte ein Witzbold, „ein schaler und matter Wein wird oft der beste Weinessig."

Recensenten. Wann sind die Recensenten am Klarsten? — Wenn sie schimpfen. S.

— „Warum dulden Sie doch die Beschimpfungen dieses Recensenten?" sprach ein Freund zu einem andern, „an Ihrer Stelle würde ich den Verwegenen Mores lehren." „Ach, lassen Sie ihn doch," antwortete dieser; „er muß ja Weib und Kinder mit vieler Müh und wenig Witz ernähren."

Recensentenlob. Ein Recensent, der gern lobte, schrieb ein Mal von der Sängerin Sonntag: „Wir haben sie gehört, die erste, größte, schönste, lieblichste Sängerin der Welt. Wir waren so glücklich, ihre Stimme, die alle Herzen einnimmt, und uns zum Himmel erhebt, zu bewundern. Die vorzüglichsten Gaben vereinen sich in dieser Künstlerin, und lassen sie als einen Stern erster Größe leuchten. Da ich nicht genug Worte finde, meine Gefühle kund zu geben, und da man bei allem Lobe, doch noch immer zu wenig sagt, so bitte ich diesen Aufsatz drei Mal hinter einander zu lesen."

Recept. Ein alter, armer Jude, der Niemanden als einen zwölfjährigen Knaben bei sich hatte, wurde krank. Der Arzt verschrieb ihm Pulver, mit der Signatur: alle Tage zwei Mal einen Ducaten schwer davon zu nehmen. Am andern Tage kam der Arzt und fand den Patienten bedeutend schwach. „Hast Du ihm die Pulver recht gegeben?" fragte er den Jungen. — „Eyjo, Herr Doctor, wie kenn ma jo die Sach recht gieba? Es hett auf mei Lemouna af anmuhl nit zugereicht." — „Wie so?" fragte der Arzt, „einen Ducaten schwer hast Du ihm jedes Mal zu geben gehabt." —„Das waas iich ufer, habs aach gethu. Na hob iich aber kaan Ducota in Geld gehabt, nu, so hab iich zwei Kronathalerlich genumma, die gelta doch aach an Ducota, und aas jo nir fiehlt, hab iich aach Aigo doruf gelegt und su gewuga. Nu wor aber das Pulver zu weng."

Amerikanisches Küchen**recept** zu einem Gericht für zwei Personen, mariage genannt. — Man nimmt einen jungen Herrn und eine junge Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart sein. Man bringt den Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn ganz langsam ein Glas Portwein, und will man's ganz fein haben, etwas Champagner dazu. Will er nicht warm werden, nimmt man noch eine Flasche. Wird er roth, so setzt man ihn in's

Gesellschaftszimmer, ist es Winterzeit, an's Kaminfeuer neben die Dame, thut eine Hand voll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen für eine Person, und läßt sie leicht aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa an's Fenster, jedenfalls möglich weit weg, besteckt die Dame mit Blumen, setzt sie an das Clavier und rüttelt, bis sie singt. Hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nimmt sie alsdann wieder weg und setzt sie in eine Ecke an's Schachbrett und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung. Man wiederholt dies 2—3 Mal, und die Hauptsache ist, daß das Feuer stets unterhalten wird; ist es zu stark, so läuft Alles über, ist es zu schwach, so gerinnen sie, oder werden zu Eis. Wie lange sie am Feuer sein müssen, richtet sich ganz nach Umständen; thut man viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch; mit Bankzetteln garnirt, nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Man richtet an, eine wahre Delikatesse für 2 Personen; Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin leicht sauer wird.

Nützlichkeit der **Recepte.** In einer Gesellschaft, in welcher sich auch ein Arzt befand, kam das Gespräch unter anderm auch auf die Medizin, und viele behaupteten, daß es die unverläßigste aller Wissenschaften sei: „Und doch," sagte der Arzt, „hab' ich schon viele tausend Recepte geschrieben, und darunter nicht eins ohne Nutzen." „Wie ist es möglich!" rief Einer aus. „Sehr möglich, nutzen die Recepte auch nicht dem Kranken, so nutzen sie doch mir und den Apothekern."

Recept. Ein Arzt verordnete einer Frau, die am Husten litt, zwei Theile Honig und einen Theil Essig zu nehmen. Als er wieder kam, war der Husten noch ärger als zuvor. — „Aber was haben Sie denn gemacht? Haben Sie denn gebraucht, was ich Ihnen gerathen?" — „Ja." — „Zeigen Sie doch." Er kostete und fand die Mischung so sauer, daß er sagte: „Sie können unmöglich das richtige Verhältniß genommen haben." „O ja," sagte die Frau, „ich habe für zwei Groschen Honig und für einen Groschen Essig genommen."

Recept. „Ach! es geht ja besser," sagte ein Arzt zu seinem Kranken, „ich sehe, Sie sind meinem Recepte gefolgt." — „Nein, denn ich würde dann sicherlich den Hals gebrochen haben." „Wie so? Ich verstehe Sie nicht." — Weil ich Ihr Recept drei Treppen hoch zum Fenster hinaus geworfen habe."

Das mißverstandene **Recept.** Ein Doctor verschreibt der Mutter eines kranken Kindes ein Recept, und befiehlt ihr, es in drei Portionen zu geben. Am folgenden Tage besuchte der Arzt den Kranken,

und da er keine Arznei stehen sieht, so fragte er: ob das Tränkchen zu Ende sei. „Was?“ erwiederte die Frau, „er hat mir kein Tränkchen gegeben, sondern ein Papier. Dies hieß Er mich in drei Portionen zu geben, wie auch geschehen, mein Kind ist gesund, nur noch etwas matt.“

Das zuziehende **Recept.** Ein gewisser Arzt führte gewöhnlich bei seinen Besuchen einen Sack voll Recepte mit sich, und so oft er zu einem Kranken kam, steckte er blind die Hand in den Sack, zog das erste beste Recept heraus und übergab es mit den Worten: „Gott gebe, daß Du ein gutes bekommen habest.“

Die Hälfte des **Receptes.** Ich sandte Thomas mit einem Recepte in die Apotheke und gab ihm den Auftrag, die Hälfte davon machen zu lassen. Der Apotheker erzählte mir lachend, Thomas habe ihm das Recept in der Mitte zusammengebogen mit den Worten eingehändigt: „Ich soll da von dem Recepte die Hälfte machen lassen, aber ich weiß nicht, die obere oder die untere.“ Castelli.

Das größte **Recept.** Ein Bauer, dessen Weib krank war, ließ den Arzt kommen. Da im ganzen Hause keine Schreibmaterialien vorhanden waren, schrieb der Doctor das Recept mit Kreide an die Thüre. Der Bauer lud dann die Thüre auf den Wagen und fuhr damit zur Apotheke, wo man nicht wenig lachte, als er das unbändige Recept ablud.

Recept. Am Krankenbette eines dreißigjährigen Fräuleins saß ein junger, hübscher Arzt und lieh geduldig ihren Klagen ein williges Ohr. — Nachdem die Patientin sich gehörig erpectorirt hatte, sagte der Arzt: „Aus der Schilderung Ihrer Krankheit ersehe ich, daß Ihr Unwohlsein nur die Folge eines unbehaglichen Zustandes ist, der aus der Natur selbst entspringt. Arzneien können hier nicht hülfreich sein. Heirathen Sie, und diese Migräne, diese Vapeurs, diese Hysterie werden wie der Nebel vor der Sonne verschwinden.“ — Das Fräulein schien von diesem Vorschlage wie überrascht, endlich sagte sie: „Sie können recht haben; und Ich will Ihrem Rathe folgen — wohlan — so heirathen Sie mich!“ Der kluge Arzt schüttelte aber den Kopf und versetzte: „Mein Fräulein, wir Aerzte verschreiben zwar die Arzneien, nehmen sie aber nicht selbst ein.“

Kurzes **Recept.** Ein Kranker hatte einmal zum Doctor geschickt, er solle auf der Stelle zu ihm kommen. Wie der Doctor gekommen ist, sagte der Kranke zu ihm: „Herr Doctor! ich bin gestern an einem Ort gewesen, und weiß nimmer wo, und da ist mir auf einmal

worden, ich weiß nicht wie, und jetzt thut's mir so weh, ich weiß nicht wo." — „Lieber Freund!" sagte der Doctor, „so schickt in die Apotheke, und kaufet Euch, ich weiß nicht was, und nehmt es ein, so werdet Ihr gesund, ich weiß nicht wann."

Ein Polizei-**Recept.** Ein Arzt in Königsberg wurde, als er spät zu einem Kranken ging, von einem starken Manne überfallen, der ihm seinen Mantel rauben wollte. Der Angegriffene aber setzte sich zur Wehre, und es gelingt ihm, dem Diebe mit dem metallenen Knopfe seines Stockes einen kräftigen Hieb auf die Hand zu versetzen, wodurch dieser zum ferneren Angriffe unfähig gemacht, von seinem Vorhaben abläßt; der Angefallene entkommt glücklich. Am andern Morgen erscheint bei demselben Arzte ein Mann mit verbundener Hand und bittet, ihm Etwas für dieselbe, an die er sich am vorigen Abend gestoßen haben will, zu verordnen. Der Arzt untersucht die Hand, sieht sich den Mann genau an, und erkennt seinen gestrigen Angreifer. Er verordnete ihm sogleich — einen Polizeibeamten, der denn auch bald den durch die zutreffenden Umstände überraschten Dieb zum Geständnisse bringt.

Rechnen. Der jetzige Weltton hat unseren Jünglingen die vier Rechnungsarten auf folgende Art in Anwendung zu bringen gelehrt: Schulden addiren sie gewöhnlich, die Liebe theilen sie — unter mehrere Mädchen, den Geist ziehen sie ab — von den Wissenschaften, und aus Tag und Nacht machen sie ein Product (das ist die Multiplication). Doch, wenn die Lebensrechnung abgeschlossen ist, sehen sie erst ein, wie sehr sie sich geirrt und die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Rechnung. Ein Apotheker sandte einer Dame, die eben Wittwe geworden war, die Rechnung über gelieferte Medicinen, in welcher stand: „Um Ihren Mann kurirt zu haben, bis er gestorben."

Die geschickte **Rechenmeisterin.** Auf einer Ferienreise in Nieder-Ungarn kehrte ein Student bei einer Gastwirthin ein, die, nachdem sie mit einem schlechten Mahle bedient hatte, nach ihrer Weise die Rechnung machte; er merkte anfangs nicht auf, als er aber unter Anderem hörte: 2 Mal 7 ist 11, und die bald eintretende Ebbe seines Säckels nichts gegen diese Arithmetik einzuwenden hatte, so fragte er sie bloß, wo sie denn so gut rechnen gelernt habe; „ja," antwortete sie, „wenn ich nicht so gut rechnen könnte, wäre mein Mann schon längst am Bettelstabe!" — „Hat Sie keine Kinder?" fragte er ferner. — „Nein, es ist bei uns schon ein Familienfehler; meine Mutter hat auch keine."

Rechnung. Während der Regierung Heinrich's III., Königs von

England, erhielt jeder, der dem Könige ein Lachen abgewann, einen Kronthaler. Als Eduard II. in jenem Lande regierte, wurde diese Prämie gar auf 4 Kronen erhöht. In einer Hofhaltungsrechnung aus jener Zeit findet sich Folgendes aufgeführt: „Während des Aufenthaltes des Königs zu Wolmir an den Jägerburschen Mocris, welcher während der Jagd vor dem Könige ritt und öfter vom Pferd herunterpurzelte, worüber der König herzlich lachte, zwanzig Schillinge verabreicht."

Rechnung. So eben hat folgendes, für Rechnungsführer unentbehrliches Werkchen, die Presse verlassen: „Neueste Anleitung sich auf die sicherste Art zu verrechnen, oder: die Kunst seine Rechnung zu finden."

Rechnungsbetrug. Eine der gröbsten Betrügereien war wohl die, wie jüngst ein Fabrikant seine Rechnung in nachstehender Form aufstellte:

„H . . . . ., den 30. Dec. 1826

Den 2. Febr. geliefert an Tücher, laut Specification . . . . . Rthlr. 1644

Den 16. März geliefert an Cachemir, laut Specification . . . . . Rthlr. 559 16 ggr.

und so fuhr er fort, die ganze Seite hinab die Hauptposten, wie diese aufzuführen und addirte dann die obenanstehende Jahreszahl 1826 mit zu den einzelnen Summen, so daß der Debitor, dies nicht beachtend, lange Zeit nicht hinter die zu seinem Nachtheile so bedeutende Differenz kommen konnte.

In die **Rechnung** kommt Alles. Ein reicher Mann, der sein Haus ausbessern ließ, sah bisweilen nach. Eines Tages bemerkte er eine Anzahl Nägel auf der Erde umher gestreut und sagte daher zu einem in der Nähe arbeitenden Zimmermann: „Warum hebt Ihr aber diese Nägel nicht auf, sie werden gewiß verloren gehen." „Ach nein," — erwiederte der Angeredete: „Sie werden dieselben alle auf der Rechnung finden."

Eine schöne **Rechnung.** Der Reisemarschall eines reisenden Herzogs beauftragte bei der Durchreise durch das Städtchen N. einen Schmied und einen Stellmacher, die Haltbarkeit sämmtlicher Wagen zu untersuchen. Da diese nicht das mindeste Schadhafte entdecken konnten, und dennoch eine Rechnung verlangt wurde, so brachten sie folgende zu Stande:

Rechnung für die Untersuchung der drei Wagen:

Unter die Wagen gekrochen	4	Gr.
Von rückwärts wieder zurück	8	„
Dabei zweimal an den Kopf gestoßen . . .	2	„
Einen Nagel angeschlagen	4	„
Dabei einmal auf die Finger geklopft . . .	2	„
Für Branntwein	4	„
Trinkgeld à Person 8 Gr.	16	Gr.
	1 Thlr. 16	Gr.

Eine solche Rechnung war dem Herzoge noch nicht vorgekommen, und er befahl den Leuten das Doppelte zu geben.

Kaiserlich-russische Rechnungen. Der Kaiser reiste mit Extrapost und nach seiner Gewohnheit incognito. Er hatte nur einen General bei sich, welcher ihn gewöhnlich zu begleiten pflegte. Als man an eine gewisse Stelle kam, bemerkte der Postillon, daß der Weg bis zur Station nunmehr so äußerst schlecht werde, daß zu Wagen vor anderthalb Stunden nicht dahinzukommen sei, es ginge jedoch ein fester und angenehmer Weg durch den Wald, welchen die Reisenden gewöhnlich einschlügen, und welchen zu benutzen er den Passagieren ebenfalls rathe. Der große Kaiser war es zufrieden, der General nicht minder. So wurde denn unter den Buchen fortspaziert, bis man an ein Gewässer kam, über welchem die Brücke fehlte. Das Wasser schien sumpfig, falsch, gefährlich, gleichwohl mußte zu einem Uebergange Rath werden. Da kam ein Bauer des Weges, der Kaiser beklagte das Fehlen der Brücke, der Bauer auch. „Ob man denn gar nicht hinüberkommen könne?" — „Nein." „Ob er nicht zuweilen hinüber käme?" — „O ja, er ginge durch's Wasser." — „Auch wohl beladen?" — „Wie's kommt." — „Zehn Rubel denn, wenn er ihn hinübertragen wollte." — Der Bauer schlug ein. Man arrangirte die Partie Huckepack, und der Kaiser befand sich bald am andern Ufer. „Nun holst Du auch meinen Kameraden, ebenfalls für zehn Rubel." — Der Bauer war folgsam. Er belud sich auch mit dem General, hatte jedoch das Wasser nicht bis zur Hälfte durchschritten, als der Kaiser „50 Rubel, und Du läßt ihn fallen!" ihm zurief. Der Bauer stand, lüftete den Arm, — „100 Rubel, und Du trägst mich weiter!" der Bauer that einige Schritte und von jenseits sprach die Stimme: „200 Rubel, und Du wirfst ihn ab!" — Neue Bedenklichkeiten des Bauern, „500 Rubel und Du bringst mich hinüber!" — „800 Rubel!" erscholl es von drüben, „und Du trägst ihn nicht weiter!" — Der Bauer ließ beide Arme fallen, — der General umklammerte ihm Hals und Hüfte, „1000 Rubel, und weiter keine Umstände? Fort an's Ufer!" Der General war denn nun auch hinüber; der Bauer begleitete die Herr-

schaften bis zur Station und empfing seine Belohnung. Als man den Kaffee genommen hatte, notirte der General in's kaiserliche Ausgabebuch, wie folgt: Für zwei Portionen Kaffee 100 Rubel; für Sr. Majestät Ueberschaffung über ein Waldgewässer 10 Rubel; für dito des Generals F. unter allerhöchst scherzhaft vertheuerten Umständen — 1000 Rubel.

Rechnung eigener Art. Ein Pfifficus kam zu einem Goldschmied und feilschte um eine goldene Dose. Der Goldschmied zeigte ihm zwei — eine für 100, die andere für 200 fl. Er nahm jene für 100 fl. und bezahlte sie baar. — Am andern Tage kam er wieder und sagte, er habe sich eines Bessern besonnen, und wolle lieber jene für 200 fl. nehmen. Als ihm der Goldschmied diese übergab, leistete er die Zahlung folgender Maßen: „Gestern," sagte er, „habe ich Ihnen 100 fl. gegeben, und hier gebe ich Ihnen die Dose wieder, welche 100 fl. werth ist, also habe ich Ihnen in Allem 200 fl. gegeben." Und der Goldschmied meinte, es wäre somit Alles in Richtigkeit.

Die **Rechnung.** Ein schwäbischer Bauer bemerkte zu verschiedenen Malen, daß in seiner Vorrathskammer Victualien von Mäusen angefressen seien, und befahl daher eines Tages seinem Söhnlein, sich zu einem eben entdeckten Mausloche hinzusetzen, und in der Stille zu lauern, bis eine derselben zum Vorschein kommen werde, damit er sie todtschlagen könne. „Söhnle," fragte nach einer geraumen Weile der Alte, „wie viel hascht Du schon gefange?" — „Vatterle!" erwiederte dieser pfiffig, „wenn ich jetzt eine erwische, und dann noch zwei, so werde ich gleich dreie habe."

Unentdeckbarer **Rechnungsbetrug.** Eine Magd, welche im zweiten Stocke eines Hauses wohnte, sah öfters die Magd im ersten Stocke sehr schön angekleidet und beneidete sie darum nicht wenig. Sie kamen einst auf dem Markte zusammen, und die Erste fragte die Zweite, wie sie es denn anfange, daß sie sich so schöne Kleider anschaffen könne. — „Das kannst Du auch," sagte die andere, „Du darfst nur in dem Küchenbuche bei jeder Rubrik um ein paar Kreuzer mehr aufschreiben, das merkt die Frau gar nicht." Am andern Tage schrieb die Köchin in ihr Küchenbuch:

Zwei Groschenlaibe gekauft . . . . . 8 kr.

Agenten-**Rechnung.** Ein Landedelmann kam nach London, um mit seinem Geschäftsführer die Rechnung abzuschließen. Zu seiner großen Verwunderung fand er die Forderung des Agenten dreimal höher als er vermuthete. Dennoch behauptete der Letztere, daß Alles mit der strengsten Redlichkeit abgefaßt sei. „Aber da sehe ich ja gleich

einen Posten, der unrichtig sein muß," rief der Landedelmann, „da stehen drei und einen halben Schilling für einen Gang nach Southwark (Vorstadt von London an der Themse), und ich weiß, daß in der Gegend für mich nichts zu thun war!" — „Ich bitte um Vergebung," antwortete der Geschäftsführer: „Der Fuhrmann wohnt da, von dem ich die Rebhühner und den Truthahn mußte abholen lassen, die Sie mir in die Küche geschickt haben."

Die **Rechnungs-Probe.** Ein Bauerssohn kam von der Universität zu seinem Vater zurück, als dieser eben sein Abendbrod aß, und drei Eier für sich und sein Weib angerichtet hatte. Bei dieser Gelegenheit wollte der Herr Sohn gleich seine Gelehrsamkeit zeigen und sagte: „Lieber Vater! Ihr sollt gleich sehen, daß Ihr Euer Geld nicht umsonst weggegeben habt. Ihr seht hier 3 Eier, nicht wahr? wo 3 sind, da sind auch 2, das ist richtig — 2 und 3 macht 5." „Was Du da sagst, Bube, ei, ei!" „Noch nicht genug; wo 2 sind, da ist auch eins. 2 und 1 sind 3; folglich sind hier 8 Eier." „Laß Dich küssen, Du Herzensjunge; Du bist ja abscheulich gelehrt. Was das für eine Freude ist! Jetzt kannst Du mit uns essen, wir haben Alle genug! Mutter! dieses Ei nimmst Du, die zwei da nehm ich, und die andern fünfe laß Du Dir schmecken, mein Sohn, wir haben genug an dreien!"

Der **rechnende** Schusterjunge. Ein Schuhmacher-Lehrling saß bei seiner Arbeit und zählte für sich: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7. Da er dies mehrere Male wiederholte, so fragte der Meister endlich unwillig, was dies Zählen bedeuten solle? „Ach," antwortete der Junge, „ich zähle nur, wie viele böse Frauen es hier im Hause gibt." „Nun, wie viele sind es denn?" „Mit der Frau Meisterin sieben." „Infamer Junge," sagte der Meister und gab ihm eine Ohrfeige. „Nee, nee!" schrie der Junge heulend, „ohne die Frau Meisterin sind es sechse, wollte ich sagen."

Rechte der Ehe. In der Ehe werden drei Rechte prakticirt. Von Mann und Frau zusammen das Kriegsrecht; von der Frau und dem Hausfreunde das Privatrecht und von dem Manne mit dem ganzen weiblichen Volke das Völkerrecht. S.

Die **Rechtfertigung.** Der Vicomte von Segur redete einmal Herrn von Saines mit der Frage an: „Ist es wahr, mein Herr, daß Sie in einem Hause, wo man die Güte hat, Geist an mir zu finden, gesagt haben, ich besäße keinen?" „Mein Herr!" erhielt er zur Antwort, „an der Sache ist kein wahres Wort. Ich bin nie in einem

Hause gewesen, wo man Geist an Ihnen gefunden hätte, und habe nie gesagt, daß Sie keinen besäßen."

Rechtfertigung. Eine sehr häßliche Mademoiselle von Sargiere bat den Cardinal du Ferron, eine Vorrede zu den Werken Ronsard's zu machen, und sie darin gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, als ob sie die Maitresse dieses Dichters gewesen wäre. „Das ist nicht nöthig," erwiederte der Cardinal, „um Sie zu rechtfertigen, dürfen wir nur anstatt der Vorrede Ihr Porträt vorne in Kupfer stechen lassen."

Rechtgeberei. Jemand reiste mit einem dummen Bedienten durch ein Dorf. „Sieh Hans," sagte er, „was ich noch für gute Augen habe, da sitzt auf dem Zifferblatte der Thurmuhr, zwischen drei und vier, eine Fliege." Der Bediente, welcher dem Herrn nicht widersprechen wollte, antwortete: „Die Fliege seh ich auch, aber den Thurm nicht."

Der **Rechtscandidat.** Ein schon verheiratheter Mann wurde von dem Examinator einer Justizbehörde geprüft; die Prüfung fiel aber nicht nach Wunsch des Examinators aus, welcher durch Kopfschütteln sein Mißvergnügen öfters zu erkennen gab. Der Candidat fühlte seine Schwäche nur zu gut und bat den Examinator, einige Nachsicht zu haben, indem er Gatte und Vater sei. „Kann eine Frau," fuhr der Examinator fort, „nach dem Senatusconsultum Vellejanum für ihren Mann antworten?" „Ja," antwortete der Gefragte. „Nun, so holen Sie Ihre Frau, damit diese für Sie antworte."

Rechtsgelehrsamkeit heißt mit anderen Worten: die Kunst, zu wissen was Recht ist — aber die Kunst, zu thun was Recht ist, lassen die Rechtsgelehrten den Unstudirten zur Ausübung über.

Rechtschreibung. Unsere deutsche Rechtschreibung ist jetzt ein Spielwerk der gelehrten Kinder geworden. Und damit ja alles recht kindisch herauskomme, so hat jeder Scribler seine eigene Rechtschreibung.

Eine **Rechtsfrage.** Lord Deanforth besaß ein Pferd, welches so wildmuthig und unbändig war, daß er es mit Recht Bucephalus nennen konnte. „Was gilt die Wette," sprach er eines Tages zu Lord Forwall, „Ihr reitet das Thier nicht fünf Minuten, so hat es Euch zur Erde geschüttelt." Lord Forwall bot ihm 1000 Pfund, bestieg den Gaul, lenkte ihn herum, und siehe, kaum verflossen die fünf Minuten, so flog der Reiter dergestalt in die Luft, daß er wie ein Seiltänzer auf die Aeste einer Linde fiel, die am Platze stand. Er

ward also buchstäblich nicht auf die Erde geschüttelt, und dennoch verlangte Deanforth die tausend Pfund, und engagirte bereits den zehnten Advokaten, daß er sie ihm gewinnen helfe. J. A. Moshammer.

Rechtsverhandlung. „Stille! Stille doch im Gerichtshofe!" sagte eines Tages verdrießlich ein Richter zu einem Schwarm von Schwätzern, „warum wollen Sie durchaus nicht schweigen? Da haben wir denn diesen Morgen ein Dutzend Rechtshändel geschlichtet und von Allen noch kein Wort gehört."

Musterbild eines **Redacteurs.** Der Redacteur einer Zeitschrift muß ein guter Acteur sein, denn er hat eine schwere Rolle zu spielen; er muß viele Ohren haben, weil er bald Diesem, bald Jenem eins leihen muß; er muß einen großen Sack besitzen, um manche Grobheiten einzustecken, eine weite Kehle und einen gesunden Magen, um so manche bittere Pille hinunterwürgen und verdauen zu können; er muß die Schwimmkunst verstehen, um bald mit dem Strome, bald gegen den Strom der Meinungen und Ansichten zu schwimmen; er muß ein Wegweiser sein, um die Richtungen der Zeit und die Kreuz- und Querwege der Politik anzugeben; ein rüstiger Fußgänger, um mit der Zeit fortzuschreiten; ein Telegraph, um jedes Ereigniß auf's Schnellste zu signalisiren; er sollte statt der Füße Hufe haben, weil er gut beschlagen sein muß, d. h. in Kunst und Wissenschaft; er muß ein gewandter Fechtmeister sein, um alle Angriffe zu pariren oder zurückzuschlagen; ein scharfer Schütze, um sein Ziel nicht zu fehlen; ein geschickter Jäger, um auf alle Neuigkeiten Jagd zu machen; aber auch ein schnellfüßiges Wild, weil er oft mit allen Hunden gehetzt wird; er muß ferner ein Fischer sein, um die Gunst des Publikums durch lockende Köder zu erangeln; ein Barbier, um keck lügen zu können; aber auch wieder ein Wahrsager und Zeichendeuter; ein Nagelschmied, um stets den Nagel auf den Kopf zu treffen; ein Schneider, um die Gedanken in ein hübsches Gewand zu kleiden; ein Maler, um Sittengemälde, Reisebilder ꝛc. zu liefern, ja sogar ein bloßer Anstreicher, um die Artikel in anderen Zeitschriften für sein Blatt anzustreichen. Item muß er ein Wirth sein, um schmackhafte Geistesnahrung aufzutischen; ein Weinhändler, also ein geistreicher Mann; ein Gärtner, um poetische Blumen zu hegen; ein Säemann, um auch Samen des Guten auszustreuen; er muß aber auch ein Nachtwächter sein, um zu verkünden, was die Glocke der Zeit geschlagen habe; und sogar ein Scharfrichter, um alles Schlechte scharf zu richten ꝛc., kurz, ein Redacteur muß fast alles Mögliche sein, vor Allem aber ein Lamm an Geduld, denn die Welt läßt gewöhnlich kein gutes Haar an ihm, sondern nimmt ihn selbst unter das kritische Messer, wo sie nur kann.

Redacteurs-Sorgen. Journal-Redacteurs an ihre Leser. Eine englische, in Deutschland wenig gekannte, aber gut redigirte Zeitschrift: „Waterford Chronicle", enthält folgendes Nota bene des Herausgebers: „Ueber die Leiden und Wehen, Sorgen und Trübsale der Journal-Redacteurs ist so viel geschrieben worden, daß der Gegenstand einigermaßen abgedroschen ist. Wir haben deshalb auch über den Inhalt solcher Jeremiaden bisher absichtlich geschwiegen. Allein diese Woche können wir doch nicht umhin, gewissen Leuten, die sich in ihrer Erwartung getäuscht sehen, daß jeder Aufsatz in jeder Nummer nach dem Geschmacke jedes Lesers sein solle, ein Wort des Vertrauens in's Ohr zu flüstern. Was würde z. B. ein Schuhmacher antworten, wenn ihn Jemand tadelte, weil nicht jedes vorräthige Paar Stiefeln Jedermanns Füßen paßte und sich darob unterfinge, ihn einen Pfuscher zu nennen? Oder gesetzt, jener Jemand wäre minder unvernünftig und erklärte bloß die Stiefeln für complet untauglich und schlecht, die ihm nicht passen, würde der Schuhmacher Unrecht haben, ihn für einen completen Esel zu halten? Nun, was jener Jemand thäte, genau dasselbe thun diejenigen, die jeden Journalaufsatz nach ihrem Geschmacke bemessen und sich einbilden, ihr Geschmack sei aller Welt Geschmack. Mit nichten. Kund und zu wissen sei jenen superklugen Menschen, daß ein Journal-Redacteur darauf bedacht sein muß, nicht Woche für Woche gerade sie zu befriedigen. Schlüge ein Schuhmacher seine sämmtlichen unbestellten Stiefeln über die Leisten seiner Kunden, würde er bald erfahren, daß seine Kunden die Minorität des Stiefel tragenden Publikums sind. Nein, das Geschick des Redacteurs besteht darin, Woche für Woche eine so abwechselnde Melange zu geben, daß jeder nicht überkritische Gaumen Gelegenheit hat, etwas für seinen eigenthümlichen Geschmack zu finden. Außerdem existiren Menschen, die vom Redacteur Untrüglichkeit erwarten. Sie verlangen, daß er Alles wisse, sich nie täusche oder täuschen lasse und frei sei von allen Mängeln und Gebrechen, die des Fleisches Erbtheil sind. Sie verlangen, daß Alles, was sein Journal bringt, ihnen neu und zuverlässig wahr, daß er jedes interessante Gerücht mittheile und für jedes bürge. Kein Umstand soll vergessen werden und kein Verzug wird gestattet, sich nach dem Näheren zu erkundigen. Mit einem Worte, alle diese guten Menschen erwarten und begehren, was sie sich schönstens bedanken würden, selbst leisten zu sollen."

Redlichkeit. Ein Pariser Wechselfensal, Namens D***, war mit B***, einem reichen Capitalisten, eine Wette eingegangen. Bald darauf starb Herr D***. — Zwei Monate nach seinem Tode kommt B*** zur Wittwe des Verstorbenen, sagt ihr, daß er mit ihrem Gatten 16000 Frcs. gewettet, und der letztere die Wette verloren habe, und fragt sie, ob sie Willens sei, diese Summe trotzdem, daß er nichts

Schriftliches über diesen Vertrag vorweisen könne, auszuzahlen. Madame D*** zieht ohne Zaudern ein Portefeuille aus ihrem Schreibtische und beginnt die Summe aufzuzählen, als Herr B*** sie mit den Worten unterbricht: „Nun wohlan, Madame! da Sie der Meinung sind, daß die Wette gültig sei, so zahle ich Ihnen die 16000 Frcs., denn ich bin's, der die Wette verlor."

Reden. Blumichte und elegant geschriebene Reden sind nicht selten wie neu geprägte Münzen, die zwar glänzen, allein von weit geringerem Gehalte sind als die alten Münzen. Zeno.

Redner. Goulu hatte sich der Rechtsgelahrtheit gewidmet; er wurde Advokat. Bei der ersten Rede vor Gericht blieb er stecken, das brachte ihn so außer Fassung, daß er auf seinen Stand Verzicht leistete und den geistlichen wählte. Er wurde Pater, und als solcher sollte er nun auch predigen. Auf der Kanzel hatte er das gleiche Loos, auch dort verließ ihn Gedächtniß und Gegenwart des Geistes; er verstummte plötzlich. Goulu hatte sich durch sein Steckenbleiben eine Art von Celebrität erworben, wie Andere durch ihre ausgezeichnete Beredtsamkeit. Ein berühmter Porträtmaler in Paris machte daher sein Bildniß, und man konnte es in seinem Atelier in Augenschein nehmen. Es fehlte nicht an Besuchern. Wer Goulu persönlich kannte, bewunderte die Aehnlichkeit, und einer der Zuschauer äußerte einst: „Das Bild ist so ähnlich, daß ihm nichts fehlt, als die Sprache." „Wünschen Sie das nicht," sagte ein Anderer, „dann würde es eine Aehnlichkeit mit dem Original verlieren."

— Wie ein Schnellschreiber berechnet hat, kann ein schnell sprechender Redner in einer Stunde ungefähr 7000, in der Minute 120 und in einer Secunde 2 Wörter sprechen.

Redensart. Vater und Sohn. Vater: Hans wu bist enn? Hans: Uf en Bume! Vater: Kumm nor eweger. Hans: Warhalbe? Vater: 's dunnert rächt stehre. Hans: Ich kann's uben ooch hiere!

Redensarten. Ein Herr war mit seinem Bedienten über Land geritten. Der Rückweg führte über eine kleine Weile durch einen Bach, der zuweilen viel Wasser führte. Der genossene Wein machte den Herrn schläfrig, und seinem sicheren Pferde vertrauend, durfte er es schon wagen, ein wenig zu schlafen. Doch befahl er, bevor er sich dem Gott des Schlafes in die Arme warf, dem Bedienten, ihn ja zu wecken, wenn sie an die Fluth kämen. Beide ritten fort, der Herr schlief ein, und der Bediente hatte ungestörte Muße, in Gedanken die

Unterhaltungen zu wiederholen, die ihm auf dem eben verlassenen Gute geworden waren. Er vergaß Fluth und Auftrag. Nach geraumer Zeit, als die gefährliche Stelle längst passirt war, erwachte der Herr und fragte besorgt: „Sind wir bald bei dem Bache, Johann?" „Ach, gnädiger Herr," antwortete dieser, „da sind wir schon vor einer Stunde hinüber." „Schurke," rief der Herr, „warum hast Du mich nicht vorher geweckt, wie ich Dir aufgetragen habe? Wäre ich in's Wasser gefallen und ertrunken, ich hätte Dich auf der Stelle erschossen." „O," fiel Johann ein, „hätten Sie sich so an Ihrem treuen Diener vergriffen, ich wäre, bei meiner Seele, keinen Augenblick länger in Ihrem Dienste geblieben."

Redensarten. Anekdote von der Heiterkeit, mit der General Drouot, trotz der schweren Leiden, die ihn seit zwanzig Jahren quälten, seinem Ende entgegensah. Sein alter, treuer Diener Joseph unterhielt sich mit ihm. „Ein Bekannter von mir, Herr General, hat mich gebeten, ihn gleich zu benachrichtigen, wenn Sie sterben, damit er zu dem prächtigen Leichenbegängniß nach Nancy kommen kann!" „Dein Bekannter schießt fehl; ich habe in meinem Testament verordnet, daß ich ganz einfach begraben werde!" „O, was das anlangt, General, man wird Ihnen nicht gehorchen!" „So? Glaubst Du, daß die ganze Welt Dir gleicht, der Du meine Befehle nur dann ausführst, wenn sie Dir behagen?" „Nun, General, Sie werden einmal sehen!" „Narr! Sehen! Ich bin ja todt!"

Redensart. Bei einer Wachtparade saß ein junger Volontär, welcher Adjutantendienste verrichten mußte, so schlecht zu Pferde, daß ihm sein Hauptmann zurief: „Steigen Sie nur vom Pferde hinunter, und schauen Sie sich an, wie elend Sie oben sitzen!"

Der **Redner.** „Meine Herren," sagte ein junger Mann, der bei einer öffentlichen Versammlung aufgefordert wurde eine Rede zu halten, „ich — ich — ich bin nicht gewohnt — ich habe nie die Fähigkeit gehabt — ich — entschuldigen Sie — wenn aber Jemand die Güte haben würde, für mich zu reden, so — so wollte ich seinen Hut halten."

Ein **Redner** gab den Aufsatz einer Rede, die er öffentlich halten sollte, einem seiner Freunde zu lesen, um dessen Meinung darüber zu vernehmen. Wie er sie wieder abholte, sagte sein Freund zu ihm, er habe sie dreimal gelesen, und das erste Mal gut, das andere Mal mittelmäßig und das dritte Mal sehr schlecht gefunden. „Wenn das ist," antwortete der Redner, „so ist sie gut, denn ich soll sie nur ein Mal halten."

Redner. Herr A..., ein Mitglied der Nationalversammlung, bestieg die Rednerbühne nur ein einziges Mal. Er begann seine Rede mit den Worten: „Der Mensch ist ein Thier — —" blieb aber dann plötzlich stecken, bestürzt ob des Anblicks der zahlreichen Versammlung. „Ich trage darauf an," rief schnell ein anderes Mitglied, „daß diese Rede gedruckt und das Porträt des Redners beigefügt werde."

— Bei einem politischen Meeting donnerte ein Redner folgende hochherzige Stelle hervor: „Wäre ich ein siamesischer Zwilling, und mein Bruder säße auf der anderen Seite, ich würde den Schurken von mir abschneiden." (Ungeheurer Beifall.)

Unsinnige **Redensarten.** Ein junger Taugenichts beklagte sich gegen einen Bekannten über das lange Leben eines Verwandten, und schloß mit den Worten: „Ich glaube bei meiner armen Seele, der alte Kerl stirbt sein Lebtage nicht."

Rednertalent. Kürzlich, erzählt ein Blatt von Neu-Orleans, wetteten ein Franzose und ein Kentuckier, welcher von Beiden am längsten zu sprechen vermöchte. Es sammelten sich viele Neugierige bei diesem eigenthümlichen Wettkampfe, der dreizehn Stunden dauerte. Alle Anwesenden, auch die neugierigsten und selbst die Kampfrichter, waren eingeschlafen, und als sie früh erwachten, lag der Franzose — todt am Boden, der Kentuckier aber kniete neben ihm und — schrie ihm in's Ohr.

Keine **Regel** ohne Ausnahme. Rabbi Eliezar, der eben so verständig an Geist, als groß und ansehnlich von Körper war, besuchte einst den Rabbi Simon. Es empfing ihn dieser gar freundlich und reichte ihm einen Becher mit Wein. Eliezar trank ihn auf einen Zug aus. Er wurde schnell wieder gefüllt und noch schneller geleert. „Bruder Eliezar," sagte Simon scherzhaft, „erinnerst Du Dich, was die Weisen über das Trinken sagen?" „Wohl erinnere ich mich," antwortete der gut genährte Eliezar, „der Vorschriften unserer Lehrer, daß Niemand einen Becher auf ein Mal austrinken soll; allein die Weisen kennen keine Regel ohne Ausnahme, und ich, Freund Simon, habe in diesem Falle Grund zu dreien: der Becher ist klein, der Trinker groß und stark und Dein Wein köstlich."

Halte Dich an die **Regel.** Ein junger Seiltänzer verlachte seinen Meister, daß er ihm die kraftlähmende Balancirstange aufzwinge. „Geht, tanzt, springt man nicht leichter und anständiger ohne dieses widrige lächerliche Querding?" Er warf's zu Boden, wagte einen Sprung, verlor das Gleichgewicht und lag ächzend im Sande. —

Das Schicksal der modernen Kraftgenies, welche den Regeln Hohn sprechen.

Regen. Mein Verfolger. Unter dieser Ueberschrift lasen wir in der „Europa" folgenden Scherz: „Ich bin vor drei Wochen aus Norddeutschland abgereist, um nach dem schönen Süden zu gehen. Ich war noch nicht lange gefahren, so war mir ein Gast zur Seite, der nicht weichen wollte. Auf jeder Station begegnete ich ihm, und wie schnell auch der Postillon fahren mochte, wo ich ankam, da war er auch schon. Er verfolgte mich auf Schritt und Tritt; und doch ist er nicht mein Gläubiger, ich stehe in gar keiner Verbindung mit ihm, ich habe niemals ein Wort zu ihm geredet. — Weil er von einer hohen und erhabenen Herkunft ist, glaubt er mir eine Gunst zu erzeigen, wenn er zu mir herniedersteigt. Ich danke für die Gnade! — Ich kam nach Heidelberg; auch in Heidelberg war er, ich fand ihn überall, wohin ich mich wenden mochte. Zu rechter Zeit fiel mir noch ein, daß er Heidelberg vorzugsweise zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählt hat, daß ihn sogar das Volkslied:

Heidelberg, du schöne Stadt . . .

deßhalb besingt. Ich reiste also ab und kam nach Karlsruhe; des Morgens fand ich ihn vor meiner Thür, und des Abends hatte er sie noch nicht verlassen; sogar alle Angst mußte ich haben, daß er unverschämt genug sein und bis in mein Schlafzimmer dringen werde; denn das Haus, in welchem ich wohnte, war von schwächlicher Construction und nicht sehr solid gebaut. —

Gleichwohl ist er nicht mein Freund, er ist kalt gegen mich, eiskalt. Was will er nur bei mir thun? Ich habe ihm entrinnen wollen auf alle Art, vergebens! Wo ich mich hinwende, klammert er sich an meinen Arm, klebt sich an meine Fußsohlen, quält mich, durchschauert mich. Ich kann nichts thun, als zu Hause bleiben, wohin der Unselige noch nicht gedrungen ist. Ich vernachlässige die Gegend, meine Freunde, meine Verbindungen, ich sitze einsam in meinem Zimmer und wünsche ihn aus vollster Seele zum Henker — diesen verfluchten Regen!"

Vom **Regen** in die Traufe. Ein junges schönes und gesittetes Mädchen kam bei einem Auflaufe, den ein wild gewordener Ochse veranlaßte, ins Gedränge, und suchte dem wilden Thiere ängstlich auszuweichen. Ein junger Mensch, bekannt in der Stadt durch sein ausschweifendes Leben, bemerkte ihre Verlegenheit, breitete deßhalb dem Mädchen seine Arme entgegen und sagte laut, daß Jeder es hören konnte: Hier, mein Engel, ist Schutz für Sie! „Um Verzeihung," erwiederte sie, „ich wünsche nicht aus dem Regen in die Traufe zu

kommen;" und lief lieber dem Ochsen zu, vor dem sie aber glücklich vorbeikam.

Anhaltender Regen. Im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts hatte es fast den ganzen Sommer über im Salzburgischen geregnet. Ein Fremder, der sich damals dort aufgehalten, fand zufällig in einer Gesellschaft seines Wohnortes nach zwölf Jahren einen Salzburger. „A propos," fragte er ihn: „Regnet es in Salzburg noch?"

Regenschirme. Regenschirme waren noch vor fünfzig Jahren nicht sehr im Brauche, nur die Marcaronis jener Tage, oder die Dandies, wie man jetzt die Stutzer heißt, konnten den Muth haben, öffentlich damit zu erscheinen. Lange Zeit durfte man sich nicht mit einem Regenschirm sehen lassen, ohne für einen höchst weibischen Menschen oder für einen französischen Gecken gehalten zu werden, gegen den der Pöbel einen ganz eigenen Haß hegte. Anfangs gab es nur in Kaffeehäusern einen einzigen Regenschirm, den man bei plötzlichem Regen einem Gaste lieh; gewöhnlich aber trug man keine Schirme bei sich. Ein gewisser John Macdonald, der eine Lebensbeschreibung von sich hinterließ, erwähnt, daß er sich im Jahre 1778 eines schönen seidenen Regenschirms, den er aus Spanien mitgebracht, bediente, und daß, so oft er sich damit zeigte, das Volk ihm zurief: „Franzose, warum nehmt Ihr keine Kutsche?" Vorzüglich schrieen auch die Kutscher und Sänftenträger gegen diese Neuerung, von der sie große Beeinträchtigung fürchteten. „Damals (1778) (bemerkt Macdonald) waren in London die Regenschirme noch nicht im Brauche; nur ein großes Parapluie hing in den Vorzimmern des Adels und wurde bei Regenwetter zwischen der Thüre und Kutsche über den Herrn und die Dame, welche ein- und ausstiegen, gehalten." Macdonalds Schwester sah sich eines Tages genöthigt, seinen Arm fahren zu lassen, so sehr wurde ihm von dem Pöbel wegen seines Regenschirmes zugesetzt. „Allein, fügt er hinzu, „ich trieb es drei Monate fort, bis man endlich der Sache gewohnt wurde und nicht mehr darauf achtete. Nun fingen auch die Fremden an, sich der ihrigen zu bedienen und endlich die Engländer, und gegenwärtig wird in London damit ein großer Handel getrieben."

Der **Regenschirm** für schönes Wetter. Ein Mann kaufte sich einen Regenschirm; sein Diener ließ darauf den alten ausbessern und legte ihm den wiederhergestellten Schirm sammt der Rechnung vor. — „Aber," zankte der Herr, „wer hat Dir denn geheißen, den Parapluie repariren zu lassen? ich brauche ihn ja nicht mehr, da ich den neuen habe." — „Nun," antwortete der Diener, „ich dächte doch, Sie könn-

ten recht gut zwei Parapluies brauchen, den neuen nehmen Sie bei gutem und den alten bei schlechtem Wetter."

Eine Bekanntschaft durch den **Regenschirm.** Es war herrliches Wetter, kein Wölkchen trübte den heitern Himmel, ich zog mich rasch an, um in E. einen fröhlichen Tag zu genießen. Noch war ich aber nicht aus der Stadt hinaus, als mich plötzlich ein heftiger Platzregen überfiel. Es blieb mir nichts übrig, als unter einen Thorweg zu treten und den Himmel anzuschauen, ob er nicht bald sich wieder klären wolle. Während dieser Beobachtung sah ich drüben am Fenster ein allerliebstes Mädchengesicht. Ich vergaß mein Mißgeschick, die Kirchweih und Alles. Ich sah hinauf zu ihr, sie herab zu mir. Wir sahen uns, es war richtig, wir liebten uns auch. Sie öffnete das Fenster, sah zum Himmel empor, und schloß es dann wieder. Ich dachte über dieses Ereigniß nach, und blickte wieder nach dem Fenster. Sie sah wieder herab. Wir verstanden uns also. Nun sprang Sie auf, eilte vom Fenster fort, war aber nach einigen Minuten wieder da und lächelte. — Das galt nur mir, ich Ueberglücklicher. In dem Augenblick kam ihr Stubenmädchen über die Straße gehüpft, überreichte mir einen Regenschirm und sagte: „Das gnädige Fräulein übersendet Ihnen hier einen Schirm." Damit eilte sie fort; ich rief ihr nach: „Ich werde die Ehre haben, ihn mit meinem Dank dem Fräulein selbst zurückzubringen." Ich war außer mir und konnte nicht genug den feinen Anstand rühmen, mit dem sie mir Gelegenheit gab, eine Bekanntschaft zu machen. Wie liebenswürdig! Tags darauf, es war wieder das herrlichste Wetter, ging ich zu ihr. „Herein," rief eine flötenreiche Stimme. — Sie saß am Fenster. „Holdes Fräulein," sagte ich, „im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz und die Frauen den Männern Schirm." Ich wartete die Wirkung dieser brillanten Rede ab. Sie machte keinen Effect. Aha, dachte ich, zieh' den witzigen Bremegel ein, und pflanze den sentimentalen Fockmast auf! Ich begann also wieder und sagte ihr etwas sehr Empfindsames. Aber die Schöne blieb kalt, schroff und unzugänglich. Das verdroß mich. Mir den Regenschirm zu schicken und dadurch gleichsam anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!" und nun die Spröde zu spielen. Ich versuchte noch ein paar Anläufe. Alles war vergebens. Sie sagte: „Ich bitte Sie sehr, mich zu verschonen!" — Nein, das war zu arg! Ich entschuldigte meine Kühnheit und wagte ihr zu sagen: „Die Güte, mit der Sie mir den Regenschirm schickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann selbst bei Ihnen vorzustellen!" Sie sprang auf und sprach: „O, ihr eiteln Männer! So erfahren Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberstehen war mir so zuwider, so unleidlich, daß ich, um Sie nur recht bald aus den Augen los zu werden, Ihnen den Schirm sandte."

Das dumme Gesicht, was ich dabei machte, kann sich der geehrte Leser wohl leicht vorstellen. — Ich legte den Regenschirm auf den Tisch und schob ab, da sich das Fräulein lachend und mit einem Knix bereits entfernt hatte. S.

Der uneigennützigste **Regent**. Der Kaiser von Hindostan, Mahmud II., zu seiner Zeit einer der reichsten und mächtigsten Monarchen, hatte, gegen die Sitte seines Landes, nur Eine Gemahlin, die zugleich alle häuslichen Geschäfte besorgte. Sie klagte ihm, wie sie beim Brodbacken sich die Finger verbrannt habe, und bat ihn, ihr dazu eine Magd zu miethen." „Ich bin bloß ein Bevollmächtigter des Staats," erwiederte er, „und nicht gesonnen, ihn mit unnützen Auslagen zu belästigen."

Im **Regieren** ist mehr Last als Lust. Ovinius Camillus, ein römischer Senator, hegte große Lust, Kaiser zu werden. Er war ein Weichling der ersten Classe, aber reich, und aus einer der ersten Familien; dieß schaffte ihm Muth. Kaum erfuhr der Kaiser Alexander Severus, daß der junge Ovinius mit Verschwörung und Thronanmaßung umgehe, so ließ er ihn zu sich in den kaiserlichen Palast kommen. Er dankte ihm auf das verbindlichste, daß er sich entschlossen habe, die schwere Bürde der Regierung freiwillig zu übernehmen, wozu man sonst nur rechtschaffene Männer nicht ohne zwangvolle und triftige Bewegründe gebracht habe; ging darauf mit ihm in den Senat, und erklärte ihn dort ohne Weiteres zu seinem Reichs- und Throngenossen. — Ovinius, anfangs voll Todesangst, fand den Ausgang der Geschichte recht artig, ließ sich das Wohnen im Palaste, den kaiserlichen Schmuck und die äußern Ehren recht wohl gefallen. Aber Kaiser Alexander überhäufte ihn bald so mit Geschäften, daß der neue Reichsgehülfe kaum mehr Athem schöpfen konnte. Das Leben gefiel ihm schlecht, und weder Essen noch Trinken schlug an. — Plötzlich brach ein Krieg aus. Ovinius dachte frische Luft zu schöpfen und sich der Regierungssorgen zu entschlagen, wenn er mit seinem Proviantwagen die Armee begleitete. „Auch das," rief Alexander: „es ziemt einem Kaiser, sein Reich zu vertheidigen." Alexander, der meistens zu Fuß ging, bat ihn, als guter Soldat, Allen zum Beispiel, diese kleine Unbequemlichkeit mitzumachen. Ovinius hätte gern Einwendungen gefunden; allein er wollte dem Mitregenten nicht nachstehen; denn der römische Soldat hielt auf dergleichen sehr viel. Er zog also in's Feld; aber nach fünf Meilen gings nicht mehr fort. Alexander ließ ihn zu Pferde steigen. — Zwei Märsche, und es war nicht zum Aushalten. Also nahm man zum Wagen Zuflucht. Aber das war ein Fahren, Tag und Nacht; Berichte von allen Gegenden, Befehle nach allen Seiten! Der Feind war in der Nähe. Ovinius und Alexander immer voran; der arme

Ovinius ertrug es nicht länger. Die Furcht vor dem Tode war peinlicher, als der Tod selbst. Und dann die Mühe ohne Ende; — lieber einen Bettelsack in der bequemen Sicherheit, als eine Kaiserkrone, und Mord und Todtschlag nebenbei, dachte Ovinius, erklärend, er wolle lieber sterben, als länger auf dem Throne bleiben. Alexander gewährte seinen Wunsch. Ovinius kehrte nach Rom zurück, — vergaß, als Privatmann auf seinen Landgütern ausruhend, die Fürstennoth, und empfand nur noch in schweren Träumen das überstandene Uebel der höchsten Würde. Hell.

Vortreffliche **Regierung.** Valesco, ein spanischer Edelmann, hatte dem Könige Philipp V. ein Supplik überreicht, und erhielt von diesem gar keine Antwort. Er überreichte die zweite dem Cardinal Portocarrero, der ihn gar nicht einmal anhörte. Er wendete sich an den Präsidenten von Castilien, der ihm sagte: er könne nichts für ihn thun; und endlich an den französischen Gesandten, welcher erklärte: er wolle sich nicht in die Sache mischen. „Eine vortreffliche Regierung, meine Herren," sagte hierauf Valesco zu seinen Freunden, „ein König, der nicht redet; ein Cardinal, der nicht hört; ein Präsident von Castilien, der nicht kann, und ein französischer Ambassadeur, der nicht will!"

Die **Regierung** bei Lichtern. Bei der Thronbesteigung Königs Jacob I. von England, überreichte ihm die Stadt Shrewsbury eine Glückwünschungsadresse, in welcher sie sagte: „Sie wünsche, daß er so lange regieren möchte, als die Sonne, der Mond und die Sterne scheinen." „Wenn das eintrifft," sagte der König zu dem Ueberbringer der Adresse: „so wird mein Sohn bei Lichtern regieren müssen."

Regimentsarzt. Ein Officier. Lieber Bruder, kannst Du mir denn nicht sagen, wer denn dieser kleine schwarze Mann ist, der so hämisch auf uns herabblinzelt? Ich hätte große Lust mir einen Spaß zu machen, und ihn deßhalb auf die Klinge zu fordern.

Der zweite Officier. Freundchen! lasse den Spaß bleiben, dieser Mann ist der fürchterlichste Duellant!

Der erste Officier. Ei nicht möglich? dieser kleine schwächliche Herr?

Der zweite Officier. Ja, ja, dieser nämliche, in jedem Zweikampf, in den er sich einläßt, kommt sein Gegner unter die Erde.

Der erste Officier. Unglaublich! zum Teufel, wer ist er denn?

Der zweite Officier (Leise in's Ohr). Unser neuer Regimentsarzt.

Regisseur. Regisseure machen, was sie wollen,
Herrschen unumschränkt im Schauspielhaus,
Sie allein besetzen all die Rollen,
Suchen für sich selbst die besten aus. H. Adami.

Don Antonio Garcia **Regnosa**, ein spanischer Maler, der 1623 geboren war und 1677 starb, malte einst die Susanna im Bade. Als er dies Bild im Hofe aufgestellt hatte um es zu trocknen, sahen junge Sperlinge das täuschend dargestellte Wasser, flogen herab und versuchten, zur größten Verwunderung der Zuschauer, darin zu baden.

Wer ist reich? Reich! Reich! — Ein Wort, das sich leichter aussprechen, als verstehen läßt. Wer ist denn reich? Derjenige, der viel besitzt, oder der, der wenig begehrt? Wer nach Nichts ein Verlangen hat, der leidet an keinem Dinge Noth? und wer an Nichts Noth leidet, der ist reich. So seltsam dieser Schluß auch scheinen mag, so haben ihn doch die Weisen aller Jahrhunderte bestätigt. Krates, ein griechischer Philosoph, fühlte sich dem Tode nahe, und machte daher sein Testament, in welchem Folgendes zu lesen war: „Mein ganzes Geld soll auf Zinsen angelegt werden, bis meine unmündigen Söhne ihr männliches Alter erreicht haben. Sind sie dann thöricht und lasterhaft, so werde Jedem sein Erbe zu Theil; sind sie aber weise und tugendhaft, so gebe man das Geld den Armen." Weisheit und Tugend, wollte der weise Krates sagen, machen den größten Reichthum des Menschen aus, und wer diese besitzt, bedarf keines andern Schatzes. Adamizh.

Reich. Ein gefürchteter Eroberer sah es nicht gerne, wenn man ein bedeutendes, seinem Einflusse unabhängiges Vermögen besaß. Die Gattin eines sehr reichen Kaufmanns befand sich in diesem Falle. Sie war auf einem Hofballe gegenwärtig, als der Despot auf sie zutrat und sie rasch fragte: „Sie sind Madame K. — Ja, Sie — Sie sind sehr reich?" „Ja, Sire, ich habe zehn Kinder." — Diese treffende Antwort verscheuchte den kategorischen Frager.

Der **Reichste.** Drei Studenten, denen immer vom vielem Geld träumte, gingen mitsammen eine Wette ein, welcher von ihnen das meiste Geld diese Nacht im Traume besäße. Am nächsten Morgen erzählten sie sich ihre Träume. Der Erste sagte: „Ich habe eine ganze Wiese voll Nähnadeln gesehen, und da stand ein Mann dabei und sagte: Alle diese Nadeln wirst Du brauchen, um die Geldsäcke zusammen zu nähen." Der Zweite erzählte: „Mir träumte, das ganze Meer sei voll Tinte und ich hätte es doch mit der Feder ausgetunkt, um die Zahl in einer Reihe zu schreiben, welche mein Geld beträgt." „Und mir träumte," sagte der Dritte, „Ihr seid beide gestorben und habt mich zum Universalerben eingesetzt."

Ungeheure **Reichthümer.** Welcher arme Teufel hat sich nicht in betrübten Stunden damit unterhalten, sich unermeßliche Schätze

einzubilden, und mit der Phantasie in kolossalen Goldhaufen herumzuwühlen? Und selbst wir soliden Leute von mäßigem Einkommen, erlustigen wir uns nicht oft mit derlei eitlen Gaukelbildern und ungemessenen Plänen? Und warum nicht? Es ist in der That etwas Schönes und Großes um die Art von irdischer Allmacht, die das Gold verleiht. An der Anbetung, die diesem Götzen wird, sein Theil zu haben, Glück auszuschütten ohne Berechnung und Dank zu ernten ohne Maß: es ist wirklich ein erhebender Gedanke. — In wieweit die Wirklichkeit diesen Träumen nachkommt, mögen folgende Angaben zeigen. Einer der reichsten Männer neuerer Zeit war Cardinal Wolsey, der Liebling Heinrich's VIII. von England. Dieser moderne Crösus hatte ein Gefolge, fünfhundert Mann stark, darunter zehn Lords, fünfzehn Ritter und vierzig Edelleute. Sein jährliches Einkommen war so groß, wenn nicht größer, als das der Krone. Der spanische Minister Ximenes, die französischen Richelieu, Mazarin, de Retz sammelten ungeheure Schätze; Mazarin z. B. hinterließ achtzig Millionen fl. C.-M. — Vor Kurzem starb der reichste Grundbesitzer von Lithauen, Herr Tiskiewicz. Seine drei Söhne erbten nach den Berichten Petersburger Blätter 47 Herrschaften mit 2000 Dörfern und mehr als 60,000 männliche Leibeigene, dazu 10 Mill. Kronthaler baares Geld. Seine Tochter heirathete einen Fürsten Sapieha und erhielt zwei Mill. Kronthaler Mitgift. — In ganz Spanien ist kaum eine Stadt oder ein Flecken, worin der Marquese Medina Celi nicht ein Schloß hätte, so daß er eine Reise durch ganz Spanien unternehmen könnte (so wie der Fürst Butera durch ganz Sicilien) und dabei immer zu Hause schlafen. — Unter den großen Besitzern dürfen die Fürsten Esterhazy nicht unerwähnt bleiben. Bekannt ist der Vorfall, wie der Fürst Esterhazy, als er bei dem Besitzer der größten Schafheerde in England zu Besuche war, versicherte, er habe mehr Schäfer, als sein Wirth Schafe. Eine Nachzählung wurde veranstaltet, und die Sache wirklich so befunden. Bei Gelegenheit der Krönung der Königin Victoria trug der Fürst einen Anzug im Werthe von einer halben Million Gulden. — Nicht minder bekannt ist der unermeßliche Besitz der russischen Familie Demidoff an Grundstücken und Bergwerken. — In den asiatischen Hauptstädten sind ebenfalls ungeheure Schätze aufgehäuft. Wir wollen der fabelhaften Reichthümer der Chalifen nicht erwähnen; in neueren Zeiten erbeutete Nadir Schach bei der Plünderung von Delhi im vorigen Jahrhundert 780 Mill. fl. C.-M. und im vorigen Jahre vertheilte ein indischer Radschah bei der Vermählung seiner Tochter (wie im Panorama des Universums zu lesen war) als Almosen an bettelnde Braminen eine halbe Million! — Oefters wurde bereits des Amerikaners Astor erwähnt, der ein Vermögen von 20 Mill. Dollars (zu 2 fl. C.-M.) hinterließ. Ueberhaupt ist die Race der ungeheuer reichen amerikanischen Onkel noch nicht ausgestorben, aber die Groß-

muth, mit der sie als Maschinengötter ihr Gold über verhungernde europäische Liebespaare ausschütteten, ist zum fabelhaften Mythus geworden. — Wir wollen, um uns nicht zu lüstern zu machen, mit einigen classischen Beispielen schließen. Crösus, dessen Namen zum Appellativum für alle maßlos Reichen wurde, besaß nach damaligem Geldwerthe 17 Mill. an Ländereien und eben so viel an Mobilien und Sklaven. — Der Philosoph Seneca hatte mit seinen 35 Millionen leicht philosophiren; eben so viel besaß der Wahrsager Lentulus. Tiberius hinterließ bei seinem Tode 236 Millionen. Es war gewiß eine Kunst, so viel Geld zu ersparen, aber eine noch größere Kunst von seinem Neffen Caligula, die Erbschaft in zwölf Monaten rein durchzubringen. Antonius verschwendete von den öffentlichen Geldern 1470 Millionen, Apicius jagte 5 Millionen durch die Gurgel und als ihm nicht ganz eine Million übrig blieb, vergiftete er sich, weil er von einem solchen Lumpengelde nicht leben konnte. Caligula hielt eine Mahlzeit, die 800,000 fl. kostete, und Lucullus täglicher Tisch kostete im Durchschnitte 200,000 fl. C.-M. — Mir wird von solchen Summen fast schwindlig; ich schließe daher und wünsche mir zum Schlusse nur die Schulden des berüchtigten Milo, 60 Millionen. Meinen Gläubigern brauchte gar nicht bange zu sein, daß ich sie jemals bezahle. Modicus.

Reichthums. „Sie können sich keinen Begriff von dem Werthe des Reichthums machen;" sagte ein reicher Lieferant zu seinem genügsamen Nachbar. „O ja," erwiederte dieser, „er gibt gar manchem Taugenichts ein großes Uebergewicht über manchen ehrlichen Mann."

Reim. Ich habe einen Freund, der ein Erzpoet ist. Vergangenen Frühling schrieb er aus dem Stegreif diese vier Verse in seine Schreibtafel:

„Säuselnde Winde!
Lispelt gelinde!
Hier unter der Linde,
Schlummert Philinde."

Ich führte ihn näher, und zeigte ihm, daß sein Mädchen unter einem Nußbaum schlief. So wollen wir's ändern, sagte er:

„Hier unter dem Nußbaum
Schlummert Philinde.
Säuselnde Winde!
Lispelt gelinde!
Stört sie nicht im süßen Traum!"

„Aber woher wissen Sie denn, daß sie träumt," fragte ich, —

weil — weil — ha! „Sie sind ein Kriticus," schrie er, und lief quer Feld davon. — Aber meinen Lesern darf ich es entdecken, daß Linde nur wegen Philinde, und der Traum nur wegen dem Nußbaum da stand.

Die **Reimmacher.** „Zum Spaß, Herr Gevatter, laßt uns einmal Reime machen," sagte der Förster zum Müller, als sie eines Tages in fröhlicher Laune beim Glas Wein beisammen saßen. „Reime?" versetzte der Müller erstaunt, „verstehe mich nicht darauf." „Ich auch nicht," war die Antwort, „aber wollen es probiren." — „Nun gut, so fangt denn an." — „Aber," setzte der Förster hinzu, — „Wahrheit muß der Reim enthalten, sonst gilt er nicht." „Auch recht," erwiederte der Müller. Jetzt ließ sich der Förster folgendermaßen vernehmen:

„Wo bleibt die brüderliche Liebe?
Die ganze Welt ist voller — Müller."

„Gilt dieser Reim, Gevatter?" fragte der Förster den Müller. „Jetzt kommt's," rief dieser aus, und gab nun seinen Reim zum Besten.

„Ihr seid ein braver Mann, das sag' ich unverholen —
Habt unserm gnädigen Herrn schon manchen Baum — — gezogen."

„Laßt gut sein," sagte der Förster, „es kommt beim Reimmachen nichts Kluges heraus."

Reim der Ehe. In der Ehe hat der Mann nur einen dreispitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau einen Dito männlichen Seufzer-Reim:

Ihm ist nur Werth,
Cigarre oder Pferd
Und — — was ihm nicht gehört! S.

Reinbeck. An der Tafel geschah es einst, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen den Probst Dr. Johann Gustav Reinbeck in jovialer Laune aufforderte, die Gesundheit auf ein hübsches Mädchen in Reimen auszubringen. Alle waren gespannt, als Reinbeck sein Glas ruhig füllte und anhob:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet,
Das Gott mit Anmuth hat gesegnet,
So fallen mir Gedanken ein:"

Er hob das Glas nippend an den Mund und Jeder war begie-

rig, was das für Gedanken sein möchten, die dem geistlichen Herrn einfielen, und er fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen,
Wie schön muß dieser Gott nicht sein!"

Alle bewunderten die Besonnenheit des würdigen Mannes, der in einem sehr kitzlichen Augenblicke, ohne die muntere Unterhaltung zu stören, die geistliche Würde zu behaupten wußte.

Reinheit. Ein Advocat war wegen seiner Freimüthigkeit einem Gerichtspräsidenten verhaßt. Einst erschien er sehr nachlässig gekleidet vor Gericht. Der Präsident sagte daher zu ihm: „Mein Herr, ich finde es sehr unanständig, daß Sie nicht einmal reine Wäsche anhaben." Der Advocat erwiederte: „Wenigstens habe ich reine Hände, Herr, Präsident."

Reinlichkeit. Zur gefälligen Beachtung. Eine Gesellschaft unbeschäftigter Herren debattirte unlängst über die Wahl einer Inschrift für ein umgebautes Schauspielhaus, in welchem früher größtentheils schmutzige Possen gegeben worden waren. „Schweigt doch, mit Eurem hochtrabenden Lapidarstyl," rief endlich ein Spaßvogel — „ich schlage vor: „Hier wird um Reinlichkeit ersucht."

Ecko von **Reischach**, Commandant von 6000 Mann Infanterie, mit welcher er 1529 die Stadt Wien auf's tapferste gegen die Türken vertheidigen half, focht später (1541) in Ungarn gegen dieselben und hatte seinen Sohn als Begleiter mit. In einem Scharmützel bemerkte er auf einmal einen Officier, der sich tapfer gegen eine Uebermacht von zehn Mann vertheidigte und auch beinahe alle niedergemacht hatte, bis ihm unglücklicherweise ein von hinten geführter Säbelhieb den Kopf spaltete, ehe man ihm noch zu Hülfe eilen konnte. Reischach sagte: „Dieser brave Gesell verdient wohl ein ehrliches Begräbniß." Als er aber den Leichnam besah und seinen Sohn erkannte, wurde er so schmerzlich ergriffen, daß er in eine heftige Krankheit fiel und bald darauf starb.

Wohlfeile **Reise.** A. Ich bin durch ganz Europa gereiset, und zwar ohne Geld, oder sonstige Unterstützung. — B. Das ist beinahe unglaublich! — Wie sind Sie denn fortgekommen? — A. Hm! — bloß mit Hülfe meines Witzes und Verstandes! — B. Na! — da sind Sie freilich sehr wohlfeil gereiset!

Reise-Abenteuer. Ein Gutsbesitzer war vor einigen Monaten

schafts- oder Stellwagen, worin sich auch ein paar Juden eingefunden hatten, fuhr nun einst an einen andern, dem er vorfahren wollte, dergestalt an, daß an beiden ein Rad entzwei ging. Darob erbost sprangen die Kutscher vom Bocksitze unter lautem Schimpfen und Fluchen, und machten Miene, mit den geschwungenen Peitschenstielen ein blutiges Treffen zu liefern. — „Abraham!" rief der eine Jude dem andern im Wagen zu, „jach glaub, de Kutscher werden eppes de Geschicht vün de Postknecht aufführen wollen, as werd güt sein, wenn mer uns aus dem Staube machen," und mit diesen Worten flogen beide blitzschnell aus dem Wagen, und nahmen Reißaus.

Reise-Abenteuer. Ein wandernder Schornsteinfegergesell besuchte die Wilhelmshöhe in Cassel. Im Begriff, bis zum Hercules zu dringen, fesselt ihn auf dem Wege dorthin eins der größten Bassins. Sein Auge mißt neugierig und erstaunt den ganzen innern Umfang desselben. Unglücklicher Weise beugte er den Kopf zu weit hinunter. Sein Hut, welcher im Futter sämmtliche Reisepapiere des Inhabers enthält, fällt in die Tiefe. Der arme Teufel, am ganzen Körper bebend, kann ohne diese Papiere seine Reise nicht fortsetzen. Er fürchtet, durch Herbeirufen des Aufsehers Lärm zu veranlassen und beschließt rasch, in die Tiefe zu steigen, Hut und Papiere an das Tageslicht zu fördern. In wenigen Augenblicken hat sich der ehrsame Schornsteinfegergesell jeglicher Kleider entledigt. Eine lange Leiter, welche er in einer Ecke des Gewölbes lehnen sieht, soll ihm treffliche Dienste leisten. Er holt sie herbei und befestigt sie vermittelst seines Hemdes an einem eisernen Ringe des Bassins. Schon ist die Mitte der Leiter erreicht, die Entfernung vom Wasserspiegel jedoch noch sehr bedeutend, als das schwache Hemde, wahrscheinlich schon ziemlich lange im activen Dienste, der doppelten Last nachgibt. Es reißt morsch mitten auseinander und Schornsteinfegergesell und Leiter stürzen in die Tiefe. Entsetzliche Situation! In diese Tiefe dringt nie ein erwärmender Sonnenstrahl — das Wasser, in welchem der Hinuntergestürzte umherplätschert, ist eisig kalt. Dennoch aber gelingt es ihm durch unermüdete Anstrengungen den Hut zu erfassen. Aber seine Glieder beginnen zu erstarren, seine Zähne klappern, Todesangst durchschauert ihn und er erhebt ein Geschrei, dessen Echo in den fernsten Hallen des Schlosses wiedertönt. Der Wärter, eben eine Partie Herren und Damen hinunterbegleitend, ahnt ein Unglück. Er stürzt nach dem Bassin und traut kaum seinen Augen, als er einen völlig nackten Menschen mit einem wachstuchüberzogenen Hute in der einen Hand, und mit der andern sich mühsam auf der Oberfläche haltend, entdeckt. Herren und Damen, Alles eilt herbei, Alles ist erstaunt über ein so seltsames Schauspiel. Auf den Ruf des Wächters werden starke Taue herbeigebracht. Man wirft sie dem bereits Halbentseelten um den Leib und

nach unglaublichen Mühen gelingt es, ihn nebst Hut und Wanderungspapieren wieder auf die Oberwelt zu bringen.

Reise-Abenteuer. Als neulich ein Postwagen auf der ersten Station von Dublin aus anhielt, ritt zu gleicher Zeit ein englischer Officier in den Hof. Die Passagiere stiegen aus, und auf den Officier machte ein junges Mädchen sogleich einen tiefen Eindruck. Er kam in das Frühstückzimmer, behandelte die junge Dame mit der größten Aufmerksamkeit, und langweilte sie und ihre Begleiterin auf auffallende Art. Endlich fuhr die Post weiter, die junge Dame glaubte, nun von ihrem zudringlichen Verehrer befreit zu sein; aber sie irrte sich. In wenigen Minuten kam der Officier in vollem Galopp dem Postwagen nach, und holte denselben in kurzer Zeit ein. Er trat an das Fenster des Wagens, redete die Dame von Neuem an, und sagte ihr, er habe nur so lange gezögert, um ein frisches Pferd zu nehmen, und sei entschlossen, ihr zu folgen, um zu erfahren, wo sie wohne, da sie es ihm durchaus nicht sagen wolle. Diese Zudringlichkeit war der jungen Dame sehr unangenehm; da sie die Sache aber nicht ändern konnte, so saß sie schweigend da, und antwortete dem Officier nicht weiter. Trotzdem redete dieser fortwährend in sie hinein, was bei der Lebhaftigkeit seines feurigen Pferdes keine kleine Aufgabe war. Es kam so weit, daß das Pferd sich bäumte und Alles versuchte, seinen Reiter abzuwerfen. Da der Officier trotzdem seinen Platz an dem Wagenfenster behaupten wollte, so bemerkte einer der Passagiere, der bis dahin ganz ruhig dagesessen hatte, wenn der Officier wünsche, in den Wagen zu kommen, so wolle er ihm seinen Sitz ablassen, und sein Pferd unterdeß reiten. Der Officier war über diesen Vorschlag entzückt, und die Plätze wurden sogleich gewechselt; der tapfere Soldat empfahl seinem Stellvertreter, recht sorgfältig zu reiten. Der Wagen rollte weiter, und der Reiter ritt schüchtern nach; das Pferd schien ihn ganz in seiner Gewalt zu haben, denn es galoppirte bald vor, bald zurück, und der Reiter saß so ängstlich darauf, daß Alle um ihn besorgt wurden, der Officier aber laut darüber lachte. Endlich kam man in eine ziemlich weite Ebene, das Pferd fing an, zu schnauben, prallte mit einem Male herum, und schoß quer über das Thal. Der Officier und die andern Passagiere sahen ihm nach, und erwarteten jeden Augenblick, den ungeschickten Reiter herunterfallen zu sehen. Dies geschah jedoch keineswegs, der Reiter saß jetzt ganz fest, ja, er schien das Pferd nun völlig in seiner Gewalt zu haben, und als er eine Anhöhe erreicht hatte, drehete er sich nach dem Wagen um, nahm seine Mütze mit vielen Verneigungen ab, und jagte dann davon. So ergab es sich klar, daß der Fremde mit dem Pferde durchging. Der Officier hatte allen Geschmack an fernerem Courmachen verloren, und kehrte beschämt von der nächsten Station aus zurück.

Reise-Abenteuer. Folgende Familienscene ereignete sich auf dem Pariser Posthofe. Ein hübsches, junges Mädchen, die Tochter einer armen Frau, war mit einer alten Verwandten, welcher sie die Mutter zur Aufsicht übergeben, nach Fontainebleau und zurück gereist, und hatte auf dem Postwagen einen reichen Herrn kennen gelernt, welcher, ergriffen von der Liebenswürdigkeit der Kleinen und noch mehr durch die Aehnlichkeit derselben mit einer Tochter, die ihm vor einigen Jahren gestorben war, der Mutter 10,000 Frcs. bot, wenn sie ihm das Mädchen abtreten wollte, das er zur Erbin seines ganzen Vermögens zu machen versprach. Die Mutter, welche ihre Tochter von der Post abholen wollte, weinte, und wußte nicht, was sie thun sollte, ungeachtet die Verwandte und alle Personen, welche zugegen waren, ihr riethen, den Vorschlag anzunehmen; sie könne ja nicht besser für das Glück ihrer Tochter sorgen. Zuletzt entschied die arme Kleine den Auftritt: sie warf sich der Mutter in die Arme und erklärte, sie würde sie nie verlassen. Der reiche Herr, wie es schien, ein sehr gebildeter Mann, trat nun zuerst, obwohl wehmüthig, zurück, nahm eine Banknote von 1000 Frcs. aus seiner Brieftasche, schenkte sie der Kleinen und entfernte sich.

Reise-Abenteuer. In der Nacht des Faschingdienstags gegen ein Uhr Morgens wurde der Wagen, welcher den Postdienst von Cavour nach Saint-Sulpice versieht, auf der Hauptstraße in geringer Entfernung von der Stadt, von einem Uebelthäter neuer Art angehalten. In dem Wagen befanden sich nur zwei Männer, der Conducteur und ein Reisender. Plötzlich bleiben die Rosse stehen, und weder das Zurufen noch die Peitschenhiebe des Conducteurs vermögen sie zum Weitergehen, als ein vorwärts geworfener Blick die Ursache ihres Schreckens kund gibt. Ein großer Mann, mit einem ungeheuren Stocke bewaffnet, steht in drohender Stellung inmitten der Straße. Schnell theilt sich das Entsetzen auch den Reisenden mit, welche schon aus dem Munde des Straßenräubers die Worte zu hören meinen: Die Börse oder das Leben! Allein der Mann bleibt still und unbeweglich. Endlich faßt der Conducteur wieder Muth, und er schreit so stark, als es die noch vorwaltende Angst gestattet: Wer da? Keine Antwort erfolgt. „Der Mann muß taub, blind oder betrunken sein, wenn er kein Dieb ist," sagt nach einiger Ueberlegung der Reisende zum Conducteur; „worauf wartet er denn, um den gewöhnlichen Gruß solcher Herren uns zuzurufen?" „Muth, vorwärts! — Aufgeschaut!" schreit jetzt der Conducteur, „weicht aus, oder der Wagen überfährt Euch." Der Mann rührt sich nicht. Während dem hat sich Muth bei dem Reisenden wieder völlig eingestellt, und der Conducteur steigt ab, nähert sich dem vermeinten Räuber, und sieht auf einem Pfahl einen Mann von Stroh, welcher den jungen Leuten des Ortes zur jährlichen

Carnevalspromenade gedient hatte, und von ihnen in der Mitte der Straße in einer Stellung zurückgelassen wurde, die sie so drohend und fürchterlich als möglich zu machen suchten. —r.

Reise-Abenteuer. Während der heftigen Stürme, welche eines Abends herrschten, wurde in einem Prager Gasthause ein Reisender durch das Klappern und Zuschlagen der Ofenthüre am Einschlafen gehindert. Alle Mittel, die er versuchte, um den Schlaf herbeizurufen, blieben vergebens, bis er auf den Einfall kam, das Uebel an der Wurzel zu packen. So kalt die Nacht war, verließ er doch das Bett und trat auf den Gang hinaus, wo er bald die lärmmachende Ofenthüre fand und fest zumachte. Darauf tappte er in's Zimmer zurück und warf sich mit aller Wucht seines Leibes in's Bett. Wie erschrak er, als er einen lebenswarmen Körper unter sich fühlte, der — anfangs von der Last, die auf ihn fiel, vielleicht betäubt — regungslos liegen blieb, aber bald sich aufraffte, in französischer Sprache: „Mörder! Diebe! Hülfe!" u. s. w. schrie und den unerwarteten Gast an der Kehle packte. Beide Männer rangen mit einander, bis es dem Eindringling — der nun erst gewahrte, daß er in ein fremdes Zimmer und Bett sich verirrt hatte — gelang, sich loszumachen und auf den Gang hinaus zu eilen, wo er sich bald orientirte und sein Zimmer gewann. Der Franzose aber, nicht anders wähnend, als daß er es wirklich mit einem Räuber zu thun gehabt habe, stürzt gleichfalls auf den Gang, reißt aus Leibeskräften an der Glocke und läutet so lange, bis er Wirth, Wirthin, Dienerschaft, Fremde, Alles, was im Hause lebte und schlief, zusammengeläutet hatte. Die aus dem Schlafe Geläuteten, denen er nun die schauderhafte Mähr von dem Ueberfalle erzählte, waren natürlich nicht minder erschrocken, als er selbst; man suchte, durchstöberte jeden Winkel, aber vergebens, bis sich der eigentliche Sachverhalt endlich zum allgemeinen Troste aufklärte. Den Ofenthürzumacher hätte aber sein Irrthum leicht theuer zu stehen kommen können, da der Franzose zwei geladene Pistolen auf dem Tische liegen hatte. Bohemia.

Reise-Abenteuer. Ein komischer Vorfall fand in Teplitz statt. Ein Badegast, Graf V*, reist in der Nacht mit Extrapost nach Dresden ab. Auf einer kleinen Anhöhe, eine Viertelstunde von Teplitz, steigt er, während der Postillon den Hemmschuh anlegt, aus dem Wagen, um gemächlich zu Fuße herab zu gehen. Indessen hat jener einen kleinen Vorsprung erreicht, bald hört er den Wagen halten, der Hemmschuh wird gelöst, und — kaum traut er seinen Ohren — gleich geht es im scharfen Trabe weiter. Der Bediente, auf seinem Sitze außerhalb des Wagens, war nämlich unmittelbar nach der Abfahrt dem mohnbekränzten Gotte in die Arme gefallen, und er so we-

nig, als der mit dem Anlegen des Hemmschuhes beschäftigte Postillon, hatte das Aussteigen seines Herrn bemerkt. Vergebens war des Letzteren Rufen, es wurde von dem Geraſſel des Wagens übertönt. Unangenehme Alternative: entweder hinter seinem Wagen herzulaufen, oder nach Teplitz zurückzugehen. Graf V* entscheidet sich für das Letztere. Obgleich ohne Geld, erhielt er doch bald Postpferde und Wagen. Mit Ungeduld kommt er in Arbesau (der ersten Poststation) an. Aber bereits vor einer halben Stunde ist sein Wagen weiter gefahren; sein Diener hatte das Postgeld erlegt, um nicht den Schlaf seines guten Herrn zu stören. An der Gränze, oder gar erst in Dresden wird endlich der Irrthum an den Tag gekommen sein. Aber man denke sich die Verlegenheit des Bedienten, als er den Kutschenschlag öffnet, und den Wagen leer findet!

Reise-Anecdote. Jüngst fuhr ein junger Mann mit dem Eilwagen von Berlin nach Königsberg. Des Morgens auf der Frühstück-Station angekommen, wurde vor dem Kaffee Waschbecken und Handtücher zurechtgesetzt. Als die Passagiere nachher fragten, was sie zu bezahlen hätten, antwortete die Kellnerin: „Die Gewaschenen zwanzig, die Ungewaschenen achtzehn Kreuzer."

Reise-Anecdote. Ein Frauenzimmer, welche mit dem Omnibus von Stuttgart nach Ulm gereist war, gerieth mit dem Kutscher, als sie hier ausstieg, irgend einer Ursache wegen, in Streit, den sie endlich mit den Worten: „Was brauch' ich mir da lange von Ihnen Grobheiten machen zu lassen," abschnitt, indem sie fortging. „Ha!" rief der Kutscher ihr nach, „wenn Sie koine Grobheita ertraga könnet, so fahret Sie a andersmaul mit 'm Eilwaga, und nett mit 'm Omnibus."

Zimmer-Reise. Die letzte Reise des allgewaltigen Cardinals Richelieu geschah in einem förmlichen Zimmer, das sich mit dem Kranken ruhig fortbewegte, indeß er und seine Leute darin ihrem pflegenden Geschäfte oblagen. Das bewundern die französischen Geschichtsschreiber jener Zeit, und Aufsehen würde so eine Vorrichtung auch in unsern, viel ungewöhnlichere Kunstbehelfe auf Reisen, hervorbringenden Tagen erregen. — Ein Aehnliches jedoch geschah ein Jahrhundert vor ihm bei uns, denn es fuhren König Wladislaw's II. Kinder nach Breslau, zur Huldigung für seinen fünfjährigen Thronfolger Ludwig, auf einem Schlitten, auf dem eine Art Zimmer angebracht war, mit einem Ofen, der von einem hinten sitzenden Bedienten stets mit frisch nachgelegtem Holze warm erhalten ward. Also noch mehr als in Frankreich war da zu sehen, da der Kardinal in einem leichten, zeltartigen, der böhmische Prinz aber mit seiner Schwe-

ster, der nachmaligen Kaiserin Anna, in einem sogar mit den Bedürfnissen des Winters versehenen Zimmer reiste.

Das **Reisen**: Was früher ein Geschäft, eine Nothwendigkeit war, ist jetzt zum Vergnügen geworden. Es gibt Niemanden, der nicht kleine Reisen gemacht, Viele, die Europa, Manche, welche die ganze Welt gesehen. Angenehm reist man allein, unangenehm mit Damen. Wer reisen will, um zu sehen, reise zu Fuß, wer gesehen werden will, mit der Post.

In England bedienen sich zwei **Reisende** eines einzigen Pferdes. Der Eine reitet z. B. eine Meile, bindet hier das Pferd im Wirthshause an, und geht zu Fuß eine Meile weiter. Indessen kommt der andere Reisende zu Fuß an, bindet das Pferd los, und reitet eine Meile, bis er seinen Gefährten wieder einholt. So wechseln sie untereinander ab.

Reisenden zur Warnung. 1845 ward in Pesth ein besonderes Gaunerstückchen verübt. Ein Handlungsreisender aus Frankfurt miethete sich in dem zweiten Stocke eines Hauses ein Monatzimmer. Bereits war er acht Tage daselbst, als zwei Weiber, jede mit einer Butte auf dem Rücken, zu ihm kamen, vorgebend, sie seien Wäscherinnen und die Hausmeisterin schicke sie herauf, um die Wäsche des jungen Herrn zu übernehmen. Dem Reisenden, obwohl er sich nicht erinnerte, der Hausmeisterin einen solchen Auftrag gegeben zu haben, war dieser Antrag willkommen, da er reine Wäsche bedurfte, und er übergab den angeblichen Wäscherinnen 26 Stück Wäsche mit dem Bedeuten, sie in längstens drei Tagen wieder zu bringen. Allein es vergingen drei, vier, sechs Tage und von der Wäsche war nichts zu sehen. Da wandte sich der Fremde an die Hausmeisterin, sie möge zu der Wäscherin gehen und seine Wäsche holen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er erfuhr, daß die Hausmeisterin gar keine Wäscherin kenne und von der Sache nichts wisse. Er ist nun um seine Wäsche ärmer, aber um eine Erfahrung reicher.

Das **Reiten**. Manchem ist es eine Arbeit, dem Elegant ein Vergnügen, dem Kaufmannsdiener und andern Sonntagsreitern mitunter eine Qual. Ein tüchtiger Reiter ist immer ein muthiger Mann, ein furchtsamer Tropf kann es nie zu großer Fertigkeit bringen. Der Reiter par excellence hat Weltmanier auch zu Pferde; der Reiter der Sonn- und gebotenen Festtage, Stallmanieren auch zu Fuß.

Der **Reiter** in der Registratur. Ein junger Referendar besuchte das Oberlandesgericht mit klirrenden Sporen. Der alte Präsident des

Collegiums war ein trockener Mann, der nur eine passende Gelegenheit suchte, um dem jungen Manne seine untere Garderobe zu vereinfachen. Diese fand sich bald, denn da man im Laufe des Vortrages eine Akte begehrte, rief er aus: „Herr Referendar, reiten Sie doch einmal in die Registratur, und holen Sie mir die Akte.“ Der Referendar trägt seit jener Zeit Schuhe in den Sessionen; der Witzblitz hat also richtig eingeschlagen.

Reclamation. Aus verschiedenen „humoristischen Aufsätzen“ eines Humoristen haben reclamirt:

Erstens: „Die griechische Mythologie“ folgende Effecten: Argus-Augen, Midas-Ohren, Atalantis-Füße, Briareus-Arme, Fama's-Zungen, Aurora's-Purpurlippe, Thetis-Rosenschooß, Aglaja's-Wange, das Kinn der Nereïden, Jupiter's Donner, Apollo's Köcher, Amor's Pfeil, Dianen's Bogen, Hymen's Altar, Pandora's Büchse, Ixion's Rad, Sysiphus Stein, Vulkan's Netz, Herkules Keule, Omphalen's Spinnrocken, Paris Apfel, Venus Tauben, Prometheus Geier, Minerva's Eule, Ganymed's Adler, die Schimmel der Dioskuren, Leda's Schwan, Europa's Stier, Aeskulap's Schlange, Silen's Esel, Bacchus Tiger, Aktäon's Hunde u. s. w. Dann die Keuschheit der Diana, das Erröthen der Grazien, die Thränen Niobe's, das Gelächter des Momus, die Finsterniß des Erebus, die Süßigkeit des Nektars, den Gesang der Sirenen, die Eitelkeit des Narzissus, den Durst des Tantalus, den Hunger der Harpien, den Schlaf des Morpheus, die Wachsamkeit der Furien, die Sense des Todes, und die Scheere der Parzen, und so ins Unendliche!

Zweitens: Die Griechen und Römer forderten folgende Möbel zurück: Die Berge von Ossa und Helios, das Thal Tempe, und die Meierei Arkadien. Hektor's Kraft, Nestor's Weisheit, Stentor's Stimme, Solon's letztes Wort, Aristides Gerechtigkeit, Aristarch's Kritik, Tyrtäus Lieder, das Attische Salz, die Böotische Dummheit, das Delphische Orakel, den Rubikon, die römische Mutter, die Nymphe Egeria, den mäandrischen Weg, die Gänse vom Capitol, den Märzen Idus, die Charybde, mehrere Myrmidonen, den gordischen Knoten, die Spartische Epistel, Sokrates Gift[illegible]becher, Diogenes Laterne, den Geist bei Philipp, Plato's Blut, das trojanische Pferd, Marius auf den Ruinen von Karthago, Helena's Schönheit, und mehrere geniale Ausdrücke und Ausrufe, als z. B.: „Auch Du mein Sohn Brutus?“ — „incidet in scyllam u. s. w.“ — „O tempora o mores!“ — „Infantum Regina!“ — „Das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter!“ — „Komm mit oder auf dem Schild zurück!“ — „Geh mir aus der Sonne, Alexander!“ — „Eulen nach Athen tragen.“ — „Es schmerzt nicht, Brutus!!“ — „Auch Patroklus mußte sterben!“ — „Homer hat auch geschlafen!“ — und so in's Unendliche

Drittens endlich die neuere und neueste Zeit und Literatur forderten auch ihre Utensilien, z. B.:

König Schescheian's Spiegel, Strauß Walzer, den Schwan von Weimar, Lanner's Composition, Halley's Komet, Dommayer's Casino, Jean Paul's Geist, der Wurstelprater, Green's Luftballon, die Homöopathie, die Eisenbahnen, die Dampfkessel, Runkel-Rüben-Zucker, Shakespearomanie, Sterne's Onkel Toby, Lafontaine's Wolf, Laura's Katze, u. s. w., dann die schon gebrauchten und zugerichteten Redensarten: „Man sieht den Wald vor Bäumen nicht." — — „Warum lachen sie nicht, Marinelli?" — „Tonlos nach Hause!" — „Auch ich war in Arkadien geboren!" — „Kennst Du das Land?" — „Moors Geliebte soll nur durch Moor sterben!" — „is was so is nix!" — „Soyons ami Cinna!" — „O, daß sie ewig grünen bliebe!" — „Anch' io sono Pittore!" und viele ähnliche Dinge in's Unendliche! Man sagt, daß nach dieser Reclamation aus allen jenen humoristischen Aufsätzen das Papier gänzlich leer blieb, bis auf das Wort in dem Titel: Humoristisch. S.

Ein junger **Rekrut** wurde bei einer Kanone Schildwache zu stehen commandirt. Allein, da er Langeweile zu fühlen anfing, ging er in's nächste Wirthshaus und ließ sich einen Krug Bier einschenken. Ein junger Offizier, der von ungefähr auch dahin kam, verwies dem Rekruten die Ungeschicklichkeit seines Benehmens und machte ihm zugleich die Strafe, die auf solche Vergehungen gesetzt ist, bekannt. Der Rekrut sagte: „Herr Lieutenant! glauben Sie nicht, daß ich unbesonnen gehandelt habe; ich bin einer der stärksten Kerls, aber zehn Mal habe ich vergeblich an der Kanone gehoben; ich schwöre es Ihnen, ein Feind allein trägt sie nicht weg, und wenn mehrere kommen, kann ich allein doch nicht widerstehen."

Rekrut. François und Marie waren das unglücklichste Paar im ganzen Departement der Marne; wenigstens mußte es Jeder glauben, der sie am Abende des 19. Decembers im Jahre 1812 in der Trinkstube des Hotels zur Stadt Paris in der St. Vincentstraße von Chalons sitzen sah. François, der Aufwärter des Hotels, zog ein Gesicht, als ob er nur noch wenige Stunden übrig hätte, um sich zum Tode vorzubereiten, und aus den schönen Augen der Tochter des Hotelbesitzers strömten zahllose Thränen; nicht anders, als wollte sie sämmtliche Jugend Frankreichs, die in den Eisfeldern Rußlands erstarrt lag, zu Grabe bringen. Es war aber auch kein geringer Kummer, welcher an diesem Tage über die trefflichen Herzen Beider kam. Noch in der Frühe desselben Tages gingen François und Marie als das schönste Brautpaar von ganz Chalons auf die Municipalität, um von dort mit Einwilligung der Eltern als das schönste

Ehepaar zurückzukehren, allein der Beamte des Civilstandes hatte ihnen die Celebration versagt. Als Grund dazu las er den Verlobten einen kaiserlichen Befehl vor, nach welchem kein zum Felddienste tauglicher junger Mann vor Verlauf einer bestimmten Frist sich verehlichen dürfe, nachdem die unglücklichen Schicksale der Armee in Rußland eine neue große Truppenaushebung nöthig machten. Es müsse daher jeder ehrliebende Mann sogleich bereit sein, die Waffen für den Ruhm des Vaterlandes zu ergreifen. — François war nun so sicher der unglücklichste Rekrut in der großen Armee, als er ehedem der verliebteste Aufwärter in ganz Frankreich gewesen, und wir müssen ihm daher das desperate Gesicht zu Anfang dieser Skizze verzeihen. — Schon durch längere Zeit hatte das unglückliche Paar allein in der Gaststube gesessen; da rollte plötzlich ein Wagen in das Thor, und gleich darauf wurde ganz mächtig an der Klingel gezogen. François war ein zu tüchtiger Kellner, als daß er nicht aus seinem tiefsten Schmerze empor und alsogleich an die Stubenschwelle gesprungen wäre, und Marie hingegen zu sehr weiblichen Geschlechtes, als daß sie ihr thränendes Gesicht nicht in ein paar Augenblicken zu einer interessant schwermüthigen Physiognomie zu umstalten gewußt hätte. — Bald nachher trat ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, in einen langen Reitermantel gehüllt, durch die Stubenthüre herein. Wenn man ihn so recht in das Auge faßte, so mußte man gewahr werden, daß er ganz gut als Dritter zu dieser Gesellschaft paßte. Das Haar rollte verwildert über seine kräftige Stirne, der trübe Blick starrte gedankenschwer vor sich hin, und um den Mund lag ein Lächeln voll des unendlichsten Schmerzes. Nachdem man ihm den begehrten Wein gebracht hatte, unterbrach der Fremde das Schweigen: „Nun, was zieht Ihr für traurige Gesichter," begann er, „als ob Ihr einen Todten zu beklagen hättet in den Schneefeldern Rußlands oder den Eisfluthen der Berezina?" — „Ach nein, mein bester Herr," nahm Marie das Wort, „es ist nicht also. Wir klagen nicht über fremdes Schicksal, wo uns das eigene Unglück so nahe liegt. Heute Morgens sollten wir uns heirathen; nun aber hat es der Kaiser verboten, und mein François muß hinausziehen in den wilden, blutigen Krieg, von wo immer nur so Wenige wieder heimkehren." — „Und Ihr, François!" fragte der Fremde weiter, „was sagt Ihr dazu?" — „Ich wollte mein Geschick muthig ertragen," entgegnete der Aufwärter, „wenn nur die da drüben nicht so weinen möchte. Ich bin Franzose, und kenne die heiligen Pflichten gegen das Vaterland, und liebe den Kaiser zu sehr, als daß ich es für ein Unglück erachten könnte, unter seinen Fahnen zu kämpfen und zu siegen." — „Ich denke auch, braver Freund, es muß so kommen. Doch wie, kennt Ihr Euren Kaiser?" — „Nie wurde mir das Glück, in sein Antlitz zu schauen. Als der Kaiser im letzten Frühjahre die große Armee

nach dem Norden führte, lag ich an einer schweren Krankheit zu Bette, und meine treue Pflegerin Marie kam mir nicht von der Seite." — „Wie, Ihr kennet den Kaiser nicht, und es ist dennoch möglich, daß Ihr ihn liebt? ihn, der Eure Brüder hinausgeführt nach den Steppen des Ostens, und tief gebettet in den eisigen Schneegräbern?" — „Herr," erwiederte François, „Herr! habt Ihr den lieben Gott schon je gesehen? und Ihr liebt ihn dennoch — und was den Untergang der großen Armee anbelangt, lag es nicht in des Kaisers Willen, sie zum Sieg und Ruhm zu führen? — Der Mensch denkt, und Gott lenkt. — Tröstet erst die da drüben, und dann will ich willig hinaus an den strömenden Rhein." — Der Fremde schien durch die Wahrheit des Gefühls, mit welchem François diese Worte sprach, gerührt, er begehrte nach Feder und Tinte, schrieb eilig einige Zeilen auf ein Blättchen Papier, welches er aus seinem Portefeuille gerissen, und nachdem er selbes zu einem Billete gefaltet, übergab er es an Marie, indem er sprach: „Morgen mit dem Frühesten gehst Du sammt François auf die Municipalität, übergibst diesen Zettel an den Beamten des Civilstandes, und harrst mit Geduld auf das, was weiter geschieht. — Ich höre meinen Wagen, lebt wohl, Kinder!" — Damit trat ein Officier in die Stube, meldete, daß die Pferde angespannt, und gleich darauf rollte die Chaise zum Thore hinaus. — François und Marie horchten noch so lange, bis das Rädergerassel in der nächtlichen Stille verklang, schlossen dann das Thor, zogen sich gedankenvoll auf ihre Stuben zurück, und bald hatte die Mitternacht all' ihre Sorgen in eben so viele schöne Träume eingewiegt. — Es war noch kaum heller Tag geworden, da standen François und Marie schon vor dem Hause der Municipalität. Der Beamte, erst aus den Federn gekrochen, kam ihnen unwillig entgegen, und riß das Billet aus den Händen der erschrockenen jungen Leute. Nachdem er jedoch einen Blick auf das Papier geworfen, rieb er sich erschrocken die Augen, riß voll Ehrfurcht die Schlafmütze vom Kopfe und las: „Municipal! Es ist mein Wille, daß noch zu dieser Stunde François, der Aufwärter im Hotel zur Stadt Paris, mit Marie, der Tochter des Hotelbesitzers, getraut werde. François geht nicht zur Armee, sondern bleibt in der Heimath und sorgt dafür, daß seine Kinder Bürger werden, die für Frankreich und den Kaiser ebenso denken, wie er. Napoleon."

Eine Stunde später waren François und Marie das glücklichste Paar im ganzen Departement der Marne.

Ein **Rekrut** mußte auch Versuche im Zielschießen machen. Der Officier sagte ihm: „er solle nach einem Scheunthor zielen." — Der Rekrut schoß, verfehlte aber das Ziel. — „Wie ungeschickt!" rief der Officier, „nicht einmal ein Scheunthor zu treffen!" — „Das thut

ja nichts," antwortete der Rekrut. „Der Feind wird ja nicht immer aus den Thoren kommen, sondern auch nebenbei laufen."

Ein Werb-Corporal brachte seinem Officier sechs **Rekruten**, die alle voll Narben waren, und er bemerkte, sie würden gewiß tapfere Soldaten werden, indem sie sich schon brav herum gehauen hätten. „Lieber wäre es mir doch gewesen, versetzte der Officer, „wenn Sie die angeworben hätten, welche ihnen diese Andenken beigebracht haben."

Rekruten. Bei den letzten Rekrutenaushebungen in Frankreich kam ein Militärpflichtiger mit quittengelbem Gesicht vor die Assentcommission, behauptend, daß er vom gelben Fieber geplagt sei. Der Stabschirurg aber, dem's nicht gelb vor den Augen war, nahm ganz sachte einen Schwamm und wischte ihm das gelbe Fieber ab, so daß nur noch etwas Safran am Schwamm hängen blieb.

Der gelehrige **Rekrut.** Corporal. Wenn der Soldat im Wirthshause Streit bekommt, so hält er sich zurück, trinkt ruhig sein Bier aus und geht. Hast Du's gehört? Was thust Du, wenn Du einen Streit bekommst? — „Ich trinke ruhig sein Bier aus und gehe."

Rekrut. Im Erbfolgekriege wurde ein Studiosus der Rechtsgelahrtheit als militärpflichtig in ein Regiment eingestellt. Er reichte bei dem Fürsten eine Bittschrift um seine Entlassung ein, und hatte unter Anderem zur Begründung seines Gesuches angeführt: „Ich habe mich mit Eifer der Rechtsgelahrtheit gewidmet, und nach den anliegenden Zeugnissen bereits so viele Kenntnisse erworben, daß ich bei fortgesetztem Fleiße in meinem Studium Ew. Durchlaucht mehr nützliche Dienste zu leisten hoffen darf, als wenn ich in einem Regimente als gemeiner Soldat dienen muß." Der Fürst antwortete ihm: „Es scheint, daß Ihr vergessen habt, wie ich einen wichtigen Prozeß mit dem Könige von . . . zu schlichten habe; ich allein kann ihn nicht durchfechten, daher brauche ich gerade Leute dazu wie Ihr, die mir dazu Beistand leisten. Ich sende Euch 12 Dukaten als ein Geschenk. Führt Euch gut auf, und ich gebe Euch mein Wort, Ihr sollt avanciren."

Eines **Rekruten** pünktlicher Gehorsam. Einem Hauptmanne, der mit seiner Compagnie in einem Dorfe lag, mußte zu einer bestimmten Stunde von der abgelösten Schildwache Rapport abgestattet werden, wobei sie mit Ober- und Untergewehr erschien, und nach geendigter Meldung das Gewehr präsentirte. Eines Tages traf die Reihe einen Rekruten. Der Hauptmann war mit seinem Präsentiren nicht zufrie-

den, und rief: „Nichts nutz! noch einmal hinaus!“ Der Soldat ging, kam zurück, und präsentirte wieder; aber der Hauptmann rief abermals: „Nichts nutz! noch einmal hinaus!“ Der Mann versuchte es noch einmal, und der Hauptmann, der abermals unzufrieden war, stand von seinem Canapee auf, und sagte zum Rekruten: „Jetzt setzt Ihr Euch auf meinen Platz, ich werde Euch's zeigen. Gebt Acht, und macht es dann gerade so, wie ich es gemacht habe.“ Der Rekrut setzte sich auf's Canapee, der Hauptmann trat herein, machte die Meldung, und präsentirte dann. Der Rekrut aber machte es gerade so, wie es vorhin der Hauptmann gemacht hatte, und rief: „Nichts nutz! noch einmal hinaus!“ Der Hauptmann mußte lachen und entließ ihn.

Bei einer **Rekrutenaushebung** stellte ein böhmischer, wohlhabender Bürger für seinen Sohn, den er vom Militärdienste zu befreien wünschte, einen Supplenten, der aber bei der ärztlichen Untersuchung, wegen Kurzsichtigkeit, für untauglich erklärt wurde, weshalb der Werbofficier den Bürger barsch anfuhr: „Wie können Sie es wagen, einen blinden Menschen als Ersatzmann vorzuschlagen?“ „Weil ich gehört hab',“ entgegnete jener, „daß es die Herren Officiers gerne sehn, wenn die Soldaten blind in's Feuer gehn.“

Religionsspötter. „Was fürchten Sie?“ fragte ein Religionsspötter einen Geistlichen. Dieser antwortete: „Ich fürchte Gott und nach ihm diejenigen, die ihn nicht fürchten.“

Reliquien. Shakespeare's Krug. Diese Reliquie des unsterblichen Shakespeare kam unlängst bei einer Versteigerung zu London unter den Hammer. Es ist ein irdenes Gefäß von blasser Farbe, ungefähr neun Zoll hoch, der Länge nach in acht Abtheilungen getheilt, welche wieder durch Horizontallinien in verschiedene Felder zerfallen, auf welchen die Hauptgottheiten der griechischen Mythologie in ziemlich kühnen Umrissen dargestellt sind. Shakespeare hinterließ ihn nebst anderen Geräthschaften seiner Schwester Johanna, welche sich mit William Hart zu Stratford am Avon vermählte. Die Familie Hart wohnte später zu Tewkesbury und bewahrte den Krug mehrere Geschlechter hindurch mit gewissenhafter Sorgfalt; vor wenigen Jahren jedoch kam er aus ihren Händen. Jetzt hat ihn Mrs. Fletcher, die Gattin eines Büchsenschmieds zu Gloucester, welche aus der Familie Hart stammt, für 19 Guineen erstanden, um dieses Familienstück für die Zukunft wieder in dem Besitz ihres Hauses zu erhalten.

Reliquien. Die letzte Kugel Nelson's. Die Kugel, welche dem Admiral Nelson die Todeswunde beibrachte und von dem verstorbenen

Sir William Beatty, dem zur Zeit jenes Unfalls auf dem Admiralschiffe Victoria Dienst thuenden Oberarzte, aufbewahrt worden ist, hat Capitän Beatty, der älteste überlebende Bruder Sir William's, als eine denkwürdige Nationalreliquie der Königin zum Geschenk gemacht, auf deren Befehl sie im Windsorschloß niedergelegt werden soll. Die Kugel sammt den Theilen des Rocks und den Epauletten, welche durch sie in den Körper Nelson's hineingetrieben worden waren, sind in ein Krystallgehäuse niedergelegt, welches mit einem doppelten Ankertau von Gold eingefaßt ist und sich wie eine Taschenuhr öffnen läßt.

Bei einem **Reliquien**-Verkaufe bot man auch eine von Napoleon gebrauchte Seifenkugel aus. Ein Kauflustiger machte die Bemerkung, daß sie schon sehr abgenützt sei. — „Das ist kein Wunder," erwiederte der Verkäufer, „da er mit ihr die ganze Welt barbiert hat."

Das ofte Vorkommen einer **Reliquie.** Dem lustigen Abt Marolles zeigte man zu Amiens das Haupt des heil. Johannes des Täufers als die seltenste Reliquie. Er küßte es mit den Worten: „Wohl mir! das ist schon das sechste, welches ich zu küssen die Ehre habe."

Rembrandt nahm nur die Natur zur Lehrerin. Die Mühle seines Vaters war seine Werkstätte; hier studirte er die groteske Gestalt eines Bauers oder einer dicken Magd, wie Italiens große Meister den Apollo von Belvedere oder die Venus von Medicis. — Ein Gemälde umgab ihn bald mit der Glorie des Ruhms. Einer seiner Freunde rieth ihm, es nach dem Haag zu tragen, wo er einen Liebhaber dafür finden werde. Dieser nahm ihn sehr gut auf und zahlte ihm für das Bild 100 Gulden. Die Summe verdrehte dem jungen Künstler den Kopf. Er hatte die Reise zu Fuß gemacht, allein, um schneller nach Hause zu kommen und seinem Vater das große Glück mitzutheilen, setzte er sich in den Postwagen und vermied so das Schicksal des Correggio. Alle stiegen aus, als der Wagen an der Mittagsstation ankam, nur Rembrandt nicht. Durch seinen Schatz beunruhigt, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, ihn zu verlieren. Als der Stalljunge die Krippe wegzog, worin er den Pferden Hafer gab, die er weder ausspannte noch anband, so gingen diese durch, ohne daß man sie aufhalten konnte und führten den Wagen geradewegs nach Leyden, wo sie in ihrem gewöhnlichen Gasthause einkehrten. Der Maler sprang unversehrt aus der Kutsche, und trug schnell das Geld in die Mühle seines Vaters. — Jetzt begann die Epoche von Rembrandt's großen Erfolgen. Der Köder des Gewinns ließ ihn mit noch mehr Emsigkeit und Eifer arbeiten. Er machte mehrere Porträts, die ihn nöthigten, mehrmals nach Amsterdam zu gehen. Diese reiche Stadt als den Schauplatz seines Ruhmes und Glückes ansehend, ließ er sich daselbst

im Jahre 1630 in einem Alter von 24 Jahren häuslich nieder. Bald wollte Jedermann von seinen Werken haben, und seine Schule vermehrte sich täglich. Rembrandt, auf die Quellen seines Talents mit Sicherheit bauend, heirathete nun aus Liebe eine hübsche Bäuerin aus dem Dorfe Rarep oder Ransdorp in Waterland, deren Porträt er mehreremale in Kupfer stach. Man erzählt von seiner Gattin folgende List, die Werke ihres Mannes sehr theuer an Mann zu bringen, wozu Rembrandt's unersättliche Geldgier willig die Hände bot. Sie brachte ihn nämlich dahin, heimlich Amsterdam zu verlassen und einige Zeit lang abwesend zu bleiben, während welcher sie das Gerücht verbreitete, er sei gestorben, und Trauer trug. Die Wirkung, die sie sich von diesem Strategem versprach, traf ein. Alle Kunstliebhaber kamen herbei und kauften Rembrandt's Werke um jeden Preis. Als das schlaue Weib alle Gemälde abgesetzt hatte, deren sie los werden wollte, ließ sie ihren Gatten wieder erscheinen. Viele verneinen diese Thatsache und sagen, es sei eine, auf den Ruf dieser Frau, der ihr ein ganz besonderes Verkaufstalent zuschrieb, gemünzte Fabel. — Rembrandt's Geiz verführte ihn oft zu niedrigen Mitteln, um Geld zu sammeln. Er zog einen bedeutenden Vortheil aus seinen Schülern, die er den Unterricht, den er ihnen ertheilte, sehr theuer bezahlen ließ, und an deren Copien er nur die letzte Hand anlegte, um sie für eigene Werke zu verkaufen. — Man versichert, der Handel allein habe ihm jährlich 2500 Gulden getragen. Für die damalige Zeit enorm viel Geld. Er kannte selbst seinen Fehler, ohne ihn zu verbessern, so wie er geduldig litt, wenn man ihn damit aufzog. Mehr als ein Mal malten seine Schüler, um seine Gierde zu täuschen, Geldstücke auf Papier und Rembrandt griff danach, ohne, wenn er sich genarrt sah, darüber zu zürnen. Er war überhaupt ein Sonderling in vielen Punkten. Wenn er zuweilen ein Gemälde machte, vollendete er mit der größten Sorgfalt die gleichgültigsten Theile desselben, und vernachlässigte die Hauptsachen, die er kaum mit einigen Pinselstrichen bezeichnete. Jenen, die ihm darüber Vorwürfe machten, antwortete er, daß das Bild vollendet sei, wenn der Maler den Zweck erreichte, den er sich vorsetzte. Als er eines Tages beschäftigt war, eine ganze Familie auf einem Gemälde zu malen, welches beinahe schon vollendet war, kündigte man ihm den Tod seines Affen an. Rembrandt schmerzte der Verlust bitter, er ließ ihn bringen und machte, ohne Rücksicht auf die Personen, die er so eben malte, auf derselben Leinwand das Porträt des Affen. Diese Gestalt mißfiel natürlich denen, für welche das Bild bestimmt war, allein er wollte es nicht auslöschen und behielt lieber das Gemälde. — De Piles und mehrere Schriftsteller nach ihm berichten, Rembrandt sei in Venedig gewesen, allein mit Unrecht. Sie ließen sich durch das Wort „Venetus“ täuschen, das dieser Maler an den Rand von einigen seiner Kupferstiche setzte, allein nur, um sie theurer zu

verkaufen. Aus demselben Grunde drohte er oft den Holländern, sie zu verlassen, und nach England zu gehen, doch er verließ Amsterdam, wo er sich im Jahre 1630 festsetzte, niemals, und starb auch daselbst im Jahre 1674 in einem Alter von 68 Jahren. Rembrandt war eines jener Genies, welche nur ihrem eigenen Kopfe folgen und sich keiner fremden Leitung unterwerfen. Die Leidenschaft für die Kunst und sein zurückgezogenes Leben auf der Mühle gaben ihm eine Liebe für die Arbeit, die zur Gewohnheit wurde, und die er bis an seines Lebens Ende beibehielt. — Seine Lebensart war nicht weniger sonderbar als seine Denkweise. Seine gemeine Physiognomie, sein grobes unreinliches Aussehen entsprachen der Bizarrerie seiner lächerlichen Kleidung. Er gefiel sich nur in Gesellschaft mit der Hefe des Volkes, mit Leuten tief unter ihm. Um diese Vorliebe zu rechtfertigen, sagte er oft: „Wenn ich mich aufheitern will, so hüte ich mich wohl, die Großen zu besuchen, die mich geniren; ich trachte nur nach Freiheit.“ — Rembrandt's angestrengter Fleiß und der ausgebreitete Ruf seines seltenen Talents, die zahlreichen Bestellungen, die man bei ihm machte, und der theure Verkauf seiner Werke verhalfen ihm zu einem bedeutenden Vermögen, um so mehr, als er seinen Haushalt mit geringen Kosten bestritt. Nach Houbraken soll sein Mittagsmahl stets nur aus einem Häringe und einem Stück Käse bestanden haben.

Rembrandt war — bis auf die letzte Periode seines Lebens, wo er unsinnig in den Tag hinein lebte — außerordentlich habsüchtig. Er vermochte z. B. seinen Sohn, seine Kupferstiche unter der Hand zu verkaufen und vorzugeben, er habe sie seinem Vater gestohlen, weil er wußte, daß man, in der Voraussetzung, der Dieb mache ungewöhnlich niedere Preise, begierig gestohlenes Gut zu kaufen pflegt.

Was heißt ein **Renommee** in Paris? Vor Kurzem heirathete zu Paris ein junger, sehr beliebter Schriftsteller, und hatte als Beistände die Herren Ingres, berühmten Maler, Victor Hugo und Alex. Dumas. Die Unterschrift dieser Zeugen verschaffte dem Ehevertrage ein eigenes Lustre, und die Hochzeit erregte großes Aufsehen. Als das Brautpaar seinen Namen unterzeichnete, wendete sich der mit der Action beschäftigte Municipalbeamte an die Zeugen. Victor Hugo kam zuerst daran. Als dieser seinen Namen sagte, fragte der Beamte: „Wie wird er geschrieben?“ Hugo dictirte. — „Was ist Ihre Profession?“ — „Schreiben Sie — ohne Profession,“ erwiederte V. Hugo lächelnd. Dieselben Fragen wurden auch an die Herren Ingres und A. Dumas gestellt. Herr Ingres antwortete ganz einfach, er wäre Maler, was einen sehr lauen Eindruck hervorbrachte; hätte er „Ochsenhändler,“ „Actionär,“ u. dergl. gesagt, wäre er dreifach begrüßt worden. Als A. Dumas um seine Profession befragt wurde, ant-

wortete er sehr geistreich, er wäre Rentier, was ihm in der That die höchste Ehrenbezeigung erwarb." — Derlei geschah im Jahre des Heils 1847 zu Paris, dem Centralpunkte der Bildung und Intelligenz! Was wundert man sich noch, wenn in kleinen deutschen Provinzial-Nestern abgeschmackte Krähwinkeleien vorfallen.

Einige Landleute hatten beim König Audienz. Als ihren Wünschen augenblickliche Gewährung zugesagt war, riefen sie: „Unser König ist halt brav, das haben wir gleich g'sagt, aber noch was hätten wir halt auf dem Herzen!" — König: Nun, was denn? — Ein Bauer: Ja, eine **Republik** hätten wir halt gar so gern! — König: Republik? dann müßt Ihr mich ja fortschicken! — Die Bauern: Warum net gar. Unsern König b'halten wir, wir geb'n ihn um's Leben nicht her; aber daneben möchten wir eine Republik, nur daß die Steuern wegfall'n!

Der Fürst **Repnin** schickte einst einen, ihm ergebenen und sehr gewandten Major zu Suwaroff, um ihm bei einer feierlichen Gelegenheit Glück wünschen zu lassen. Suwaroff empfing den Major sehr höflich und suchte auf alle Weise ihn im Nichtwissen zu ertappen; dieses wollte ihm durchaus nicht gelingen. Auf die Fragen: wie viel am Himmel Sterne, wie viel im Flusse Fische seien? warf dieser mit Millionen um sich. Endlich that der Graf die Frage: „Welcher Unterschied ist zwischen dem Fürsten Repnin und mir?" — Die Antwort war schwer; doch der Major, ohne die Gegenwart des Geistes zu verlieren, antwortete: „Der Unterschied besteht darin, daß der Fürst Repnin mich gern zum Obristlieutenant machen möchte, und es nicht kann; Euer Erlaucht es aber bloß zu wollen brauchen, und es geschieht." Diese Antwort gefiel dem Feldmarschall so sehr, daß er, in Folge der ihm gegebenen Macht, ihm sogleich zu diesem Range Glück wünschte.

Resolution. Auf die Beschwerde der Metzger, daß keine Ochsen mehr auf den Markt kämen, ertheilte ein schwäbischer Stadtschulz die Resolution: Man beruhige sich bis zum nächsten Markttag, wo ich mich in Person auf den Markt begeben werde.

Respect. Bei der Belagerung der Festung N. fiel eine Bombe gerade vor die Füße eines Stabs-Officiers der Belagerten. „Ich sehe," sagte der Officier, „daß die Bombe Respect versteht, sonst würde sie mich sicher vor den Kopf gestoßen haben."

Rest. Zwischen einem Rest in einem Stück Waare, und dem Rest einer ausstehenden Schuld ist der Unterschied, daß der erste oft

liegen bleibt, und der andere oft gar nicht eingeht. Man sagt auch: Einem den Rest geben. Diese Redensart gehört aber nur in das medicinische Fach.

Restauration. Ein Engländer las in einer Londoner Zeitung, daß Palmarolli der größte Restaurateur in Rom sei. „Gott verdamme mich," sagte er, „bin ich nicht acht Tage in Rom gewesen, und habe kein einziges Mal bei dem Palmarolli gegessen, das muß ich nachholen!" Er reist Tag und Nacht nach Rom, sucht den berühmten Restaurateur auf, und findet zu seinem größten Verdruß, daß der Mann bloß alte Bilder, aber keinen britischen Magen restaurirt.

Rettung. „Was macht Patrik?" fragte ein Irländer einen Bekannten. „Ach," versetzte dieser, „der arme Teufel war zum Galgen verurtheilt, aber zum größten Glück rettete er sich dadurch, daß er im Gefängnisse starb."

Rettung durch einen Bären. Ein polnischer Bauer fand in einem hohlen Baume einen Bienenstock. Er erstieg denselben, um die Bienen durch den Rauch angesteckten faulen Holzes zu vertreiben, und sich des Honigs und des Wachses zu bemächtigen. Da er aber von Bienen plötzlich so überfallen und jämmerlich zerstochen wurde, daß er die Augen nicht öffnen konnte, trat er daneben, rutschte aus und fiel in die Höhlung des Baumes, wo er, ehe er sich hätte herausarbeiten können, von den Bienen gewiß ums Leben gebracht worden wäre. In dieser fatalen Lage hatte er eine Weile, ohne daß sein Hülferufen gehört wurde, zugebracht, als plötzlich die Höhle oben durch einen dunklen Gegenstand verschlossen wurde, und er mit Schrecken bemerkte, daß ein naschhafter Bär in derselben Absicht den Baum erklettert hatte und den Hintertheil seines Körpers in die Höhle steckte. — In dieser kritischen Lage packte er mit aller Kraft und Geistesgegenwart, die ihm zu Gebote stand, in die Haare des Bären. — Dieser über einen solchen unerwarteten Angriff bestürzt, verließ schnell den hohlen Baum und riß mit einem Rucke den Bauer aus seinem Gefängnisse heraus, worauf er brummend davonlief.

Der Cardinal von **Retz** war lange Zeit bei dem Könige von Frankreich in Ungnade gewesen, endlich bekam er die Erlaubniß, vor dem Könige wieder erscheinen zu dürfen. — Als der Letztere ihn sah, wunderte er sich über seine grauen Haare. — „Sire," sagte der Cardinal, „Euer Majestät Ungnade würde einem weit Jüngern, als ich bin, graue Haare gemacht haben."

Reue. Zwei junge Officiere hatten bei einem Trinkgelage sich

über ihren Chef lustig gemacht und von ihm sehr nachtheilige Dinge gesprochen. Er ließ sie rufen und fragte sie, ob alles, was man ihm über ihre gestrigen Reden berichtete, gegründet sei? „Ach Gott," sagte der Eine, „wir hätten noch weit mehr gesagt, wenn uns nicht der Wein ausgegangen wäre."

Revolution. Ein großer Staatsmann wurde gefragt, was er von der französischen Revolution halte. Er gab zur Antwort: „Von einer Revolution haben die Menschen dieselben Vortheile, als wenn sie einen Pulverthurm in die Luft sprengen, um — sich daran die Hände zu wärmen."

Die **Revolutionsregierung**, welche durch ganz Frankreich Schafote errichtete, glaubte allenthalben Verrätherei zu erblicken. Eines der seltsamsten Beispiele ist folgendes: Herr Duquesnoy, ein Arzt zu Valenciennes, hatte sich lange Zeit mit den medicinischen Eigenschaften des ausländischen Sumach beschäftigt, der in der Sprache des Systems den Namen Rhus führt. Weil ihm die Pflanze ausgegangen war, schrieb er an einen seiner Freunde nach Cambray, daß er ihm eine andere Rhus schicken möchte. Sein Brief wurde aufgefangen und die Mitglieder des Ausschusses, die keine naturhistorischen Kenntnisse besaßen, erkannten darin einen Aufruf an die russische Armee. Der unglückliche Naturforscher wurde in den Kerker geworfen. Joseph Lebon, eben so unwissend als seine Agenten, sah es als ein großes Verbrechen an, von Rhus gesprochen zu haben und hatte den Botaniker schon auf die Henkersliste gesetzt; ohne die Revolution vom 9. Thermidor wäre er verloren gewesen.

Reynolds (spr. rennolds), Sir Joshua, sehr geschätzter, namentlich im Porträt ausgezeichneter englischer Maler, geb. 1723 †1792, war wegen seiner weisen Wohlthätigkeit weit und breit bekannt und beliebt. Seine Bescheidenheit glich seiner Menschenliebe. Als er einst einer Frau eine beträchtliche Unterstützung für eine Waise anwies, rief diese: „Sobald das Kind alt genug ist, will ich es Ihren Namen lispeln und für Ihre Wohlthaten danken lehren." „Nicht so!" erwiederte der Menschenfreund; „wir danken nicht den Wolken, wenn sie uns den Regen spenden; lehrt es höher blicken, und dem danken, der beides gibt: Wolken und Regen."

Becker's **Rheinlied.** Aus dem Werke Firmenich's: „Germanien's Völkerstimmen" ergibt sich, daß das „Rheinlied": „Sie sollen ihn nicht haben," von Becker, die freie Uebersetzung eines Volksliedes ist, das schon längst in Westphalen bekannt war! Warum gab Hr. Becker die Quelle nicht an? Er dachte: „Sie sollen sie nicht haben!"

Rhodus, Johann, Professor der Medicin zu Marburg in Oberhessen, hatte sein Haus mit allerlei Gaukeleien und Narren bemalt; als nun ein ansehnlicher Mann einst vorüberging und lachend sagte: „An dem Haus stehen wohl trefflich viel Narren," antwortete Rhodus vom Fenster herab: „Es gehen ihrer noch viel mehr vorüber."

Rich, der berühmte Arlequin der Londoner Pantomime, ließ sich eines Abends durch einen Fiaker aus dem Theater in seine Wohnung führen. Im Augenblicke, als der Kutscher im Begriffe war, still zu halten, bemerkte Rich ein offenes Fenster in seiner Wohnung, und mit einem Satze war er aus der Lohnkutsche in seinem Zimmer. Der Kutscher steigt ab, öffnet die Thür des Wagens und erstaunt nicht wenig, Niemand zu finden. Er hält dies für die List eines Gauners, der ihn um seine Bezahlung prellen wollte, stößt ein paar derbe Flüche aus, kehrt mit dem Wagen um, um wieder zum Theater zu fahren, dort eine andere Kundschaft zu finden. Rich lauerte den Augenblick ab, wo der Wagen vorbei fährt, und schwingt sich aus demselben wieder in die Kutsche. So kömmt er vom Kutscher abermals ungesehen zum Theater. Bei demselben angelangt, steckt er den Kopf aus dem Fenster und sagt: „Aber ich hab' Dir ja befohlen, in das Wirthshaus zur Sonne zu fahren." Mit weit aufgerissenen Augen starrte ihn nun der Fiaker an, besteigt zitternd den Bock und wiederholt seine Fahrt. Doch kaum hat er das Wirthshaus erreicht, läßt er schnell den Arlequin aus der Kutsche, und ohne die Bezahlung abzuwarten, fährt er im schnellsten Galopp davon, fest überzeugt, er habe den Teufel gefahren.

Richard I., König von England, wegen seiner Tapferkeit Löwenherz genannt. Richard Löwenherz nahm in einem Treffen den völlig geharnischten Bischof von Beauvais gefangen. Um ihn für sein unbefugtes Kriegführen zu bestrafen, ließ er ihn im Gefängniß Tag und Nacht die schwere Rüstung nicht ablegen. Die Sache kam an den Papst, und dieser ermahnte Richard, doch etwas gelinder mit seinem „Sohne" zu verfahren. Der König schickte ihm die Rüstung des Bischofs und schrieb statt aller Antwort nichts Anderes als die Worte, welche Jacob's Söhne zu ihrem Vater sagten, als sie ihm Joseph's blutige Kleidung brachten: „Ist dies Deines Sohnes Rock?"

Als der Cardinal **Richelieu** den Herzog von Epernon bat, er möchte sich doch den gascognischen Dialekt abgewöhnen, antwortete dieser: „Ja wohl, der Hofnarr hat mir's auch schon oft gesagt!"

Der tanzende Cardinal-Minister. Cardinal **Richelieu** wagte, als

er durch Ränke zum ersten Minister Ludwig's XIII. sich emporgeschwungen hatte, sein Auge auf die Königin Anna von Oesterreich selbst zu werfen und um Gegenliebe zu werben. Um ihn von dieser Leidenschaft zu heilen, beschloß die Königin auf das Anrathen ihrer Vertrauten, der Frau von Chevreuse, ihm als Prüfung aufzuerlegen, daß er als spanischer Possenreißer verkleidet in ihrer Gegenwart einen spanischen Volkstanz aufführe. Der Cardinal nahm das ihm durch die Vertraute der Königin gemachte Anerbieten an und bedang sich nur aus, daß bei diesem Auftritte Niemand außer der Königin zugegen sein sollte als Boccau, ein Musiker in seinen Diensten, auf dessen Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. Anna von Oesterreich, noch halb ungläubig, daß der Cardinal sein Versprechen erfüllen werde, bemerkte jedoch, daß das Zugeständniß desselben nicht weit genug gehe, um seinen Zweck zu erfüllen, indem jedenfalls noch andere Zuschauer Zeugen der offenbaren Thorheit des Staatsmannes sein müßten. In Folge dessen verbargen sich außer der Vertrauten der Königin zwei Edelleute aus der Umgebung der Königin, Vanthier und Beringen, hinter einem Schirme in dem Gemache der Königin, obwohl Letztere auch diese Vorsicht nicht für nöthig hielt, da sie immer noch glaubte, der Cardinal werde sich entschuldigen lassen. Aber sie hatte sich darin verrechnet, denn zur fest bestimmten Zeit meldete Boccau, die Geige unter dem Arme, Se. Eminenz an. Zehn Minuten später erschien eine vermummte Gestalt auf der Schwelle, trat mit tiefer Verbeugung vorwärts, schlug den ungeheuren Mantel, in den sie gehüllt war, auseinander und der Premierminister Frankreichs, Cardinal Richelieu, stand vor der Gattin des Monarchen in enganliegendem Wams und grünsammtnen Beinkleidern mit silbernen Glöckchen an den Knien und Castagnetten in den Händen. Die Königin mußte alle Kräfte aufbieten, um bei dieser Erscheinung ihrer Herrin zu bleiben und nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Es gelang ihr, die gehörige Fassung und den nöthigen Ernst zu behaupten, um den seltsamen Liebhaber mit anmuthigem Kopfnicken zu empfangen und ihn in höflichen und angemessenen Redensarten zu ersuchen, daß er seiner Aufgabe genüge. Er gehorchte und sie sah eine Zeit lang neugierig und vergnügt den Bewegungen und Gliederverrenkungen des Cardinals zu; aber der tiefe Ernst, den er dabei fortwährend bewahrte, machte den Auftritt zuletzt so grotesk, daß sie ihre Fassung nicht länger zu behaupten vermochte, sondern in ein heftiges Lachen ausbrach. Dies Gelächter fand aber in demselben Augenblicke einen noch lautern Wiederhall hinter dem Schirme und Richelieu, der schnell einsah, daß er verrathen worden, eilte wüthend aus dem Zimmer, in das nun das verborgen gewesene Trio trat, um gemeinschaftlich mit der Königin sich über den Vorgang lustig zu machen. Sie ließen es sich wenig in den Sinn kommen, daß sie eine schlafende Schlange geweckt, deren Stich sicher

und unheilvoll war. Sie dachten nicht, daß der Cardinal, als er wuthschäumend das Zimmer verließ, der Königin und ihren Vertrauten tödtlichen Haß schwur, dessen Folgen weder die eine, noch die andere zu entrinnen vermochten.

Die Stücke des Cardinals **Richelieu.** Es ist nicht so bekannt, als es wohl verdient, daß der berühmte Staatsmann Cardinal Richelieu auch Dichter und zwar dramatischer Dichter war. Man hat noch mehrere Stücke von ihm, die ihrer Zeit mit großem Beifalle gespielt wurden. Indessen er behandelte die Poesie etwas sehr ministriell. Er ersann, so gut es eben gehen wollte, den Plan eines Stückes im Allgemeinen und überließ dann seinen Mitarbeitern, den bedeutendsten Dichtern seiner Zeit, die Ausführung desselben, und zwar in der Art, daß Jeder einen Act desselben schrieb. So entstand denn unter andern ein Lustspiel: „les thuileries," dessen Intrigue eine sehr gewöhnliche ist, die später von Corneille zu seinem berühmten „Menteur" benutzt wurde. Ein junger Mensch aus der Provinz nämlich kommt nach Paris, um sich zu verheirathen, sieht dort gleich ein Mädchen, in welches er sich verliebt, und zum Schlusse erfährt, es sei dieselbe Person, mit der ihn seine Eltern vermählen wollten. Die Handlung begibt sich im Tuileriengarten selbst, und dem Stücke ging ein Prolog voran, den Colletet verfaßt, und welcher den Cardinal so entzückt hatte, daß er für sechs Verse dem Dichter sechshundert Livres auszahlen ließ, wofür sich dieser in einem artigen Impromptu bedankte, welches sagte: „Wenn Armand mir für sechs Verse sechshundert Livres gibt, so wünschte ich für solchen Preis ihm alle meine Werke zu verkaufen." „O!" sagte der Cardinal darauf, „der König würde nicht reich genug sein, um sie ihrem Werthe nach zu bezahlen." Doch hatte der Cardinaldichter auch seine poetischen Leiden. Um ein Wort stritt Colletet mit ihm hartnäckig. Als der Cardinal Colletet's Schreiben empfing, worin dieser nach Auseinandersetzung der Gründe und Gegengründe, auf seiner Meinung rücksichtlich des gebrauchten Ausdrucks bestand, waren gerade mehrere Personen hohen Adels bei ihm, welche ihm zu den neuesten Siegen des Königs gratulirten und meinten: „dem Cardinal vermöge Keiner zu widerstehen." „O doch," antwortete dieser, „ich finde in Paris selbst Leute, die mir widerstehen." Man fragte, wer denn diese verwegenen Menschen seien, und er nannte Colletet, der sich nach langem Streite über ein Wort doch nicht fügen wolle. Doch setzte endlich der Dichter seine Meinung durch. Die „thuileries" wurden am 16. April 1635 mit vielem Beifall auf dem Theater Richelieu gegeben, und zwar von einer auserlesenen Gesellschaft. Der Cardinal schrieb übrigens noch mehrere Stücke mit Hülfe seiner Mitarbeiter, unter denen Mirame, eine Tragödie trotz aller Schwächen in der Ausführung, das Beste dem Plane nach ist.

Hätte es Cardinal **Richelieu** gewollt, 120 Jahre früher wäre der Dampf eine Macht geworden. Rührend ist zu lesen, was die schöne Marion de Lorme von Cinq-Mars schreibt. Eines Tages kommt ein bejahrter Mann zu Richelieu, und zeigt der Eminenz zitternd, wie er das Geheimniß gefunden, mit ein wenig siedendem Wasser die Erde zu bewegen; der Cardinal heißt ihn einen Verrückten; der Alte bleibt bei seiner Grille; Richelieu läßt ihn in's Irrenhaus bringen. — Ja, der erste Erfinder der Dampfkraft ist in Bicêtre gestorben!

Richelieu. Mißgelaunt sagte einst Ludwig XIII., als sie an eine Thüre kamen, zum Cardinal Richelieu: „Gehen Sie nur voran, Sie sind ja doch hier der Herr!" — Sogleich nahm Richelieu einem Diener die Fackel ab und antwortete: „Sire, ich kann nun vorangehen, indem ich die Geschäfte Ihres geringsten Dieners übernehme."

Der Kopf des Cardinals **Richelieu.** Der Cardinal Richelieu, Mitgründer der Sorbonne, drückte bei seinem Absterben den Wunsch aus, in der Capelle begraben zu sein, die er daselbst gründete. Noch zeigt man darin sein Grabmal, das seine sterbliche Hülle einschließt. Sein Körper wurde einbalsamirt, doch fehlte ihm seit länger als fünfzig Jahren der Kopf, über dessen Verschwinden das „Siècle" heute folgenden Aufschluß gibt: In einem der schrecklichsten Ausbrüche der Volkswuth während der großen Revolution stürzte ein Haufe in jene Capelle, brach Grabmal und Sarg auf, schnitt den Kopf des Aristokraten Richelieu vom Rumpf, steckte ihn auf eine Pike und trug ihn als Zeichen des Triumphs durch die Straßen. Wohl wissend, wem dieser Kopf angehöre, und welche geschichtliche Bedeutung er habe, folgte zufällig der Vater des jetzigen Deputirten Armez diesem Zuge und suchte sich dieses Kopfes zu bemächtigen. Es gelang ihm, und so kam der Kopf des großen Staatsmannes in den Besitz des Sohnes Armez, der ihn bereits mehreren Personen zeigte, die alle erstaunt waren über die Aehnlichkeit, welche dieser Kopf mit allen vorhandenen Porträts Richelieu's biete. Das „Siècle" fordert nun Hrn. Armez auf, diesen Kopf der Sorbonne zurückzuerstatten.

Richelieu. Der Sänger Chassé, ein Edelmann aus der Bretagne, machte viel Glück bei den Damen und hatte Abenteuer jeglicher Art. Eine vornehme Französin und eine Polin hatten sogar seinetwegen einen Zweikampf im Boulogner-Hölzchen; sie mußten dafür im Kloster und durch Verbannung büßen. Der König Ludwig XV. ließ dem Sänger durch den Marschall von Richelieu befehlen, seine Verführungskünste einzustellen. „Was kann ich dafür," erwiederte der aufgeblasene Geck, „daß ich der liebenswürdigste Mann im Königreich bin!" „Schuft," wüthete Richelieu darein, „wie kannst Du Dich

solcher Rede erfrechen? Erst kommt der König, dann ich, Du bist erst der Dritte in der Reihe."

Richter. Jean Paul fuhr einst auf einer Reise in das Thor einer kleinen Stadt. Der Corporal der Thorwache trat heraus, eine Schreibtafel in der Hand. „Ihren Namen, mein Herr!" „Ich heiße Richter." „Ihren Stand?" „Ich bin Autor." „Autor — Autor?" fragte der Corporal verblüfft, „was heißt das? Was verstehen Sie darunter?" „Nun das heißt, ich mache Bücher." „Ja so," schmunzelte der Corporal, „das ist mir verständlich. Heutzutage gibt man sich allerlei fremde unbekannte Titel. Hier zu Lande nennt man einen Mann der Bücher macht einen — Buchbinder und nicht Autor! Passirt!"

— Jean Paul und Marie. Aus Pipitz' und Fink's Bibliothek ausgewählter Memoiren erfahren wir den wahren Zusammenhang zwischen Jean Paul und jener Marie, deren Leidenschaft zu dem hochgefeierten Dichter eine so tragische Katastrophe überstand und so idyllisch endete. Marie war die Tochter jenes Adam Lux, der in der Begeisterung für Charlotte Corday den Tod dieses Mädchens, den Tod durch die Guillotine, ersehnte und fand. Der entzückte Nachruf Jean Paul's auf Charlotte Corday rief in Marie eine Leidenschaft für dessen originellen Verfasser hervor, welche sie zuerst den Tod im Rhein suchen ließ, und nach ihrer Rettung sie antrieb, ihm wie ein zweites Käthchen von Heilbronn als treu ergebene Magd zu dienen. Man kennt die Briefe, welche sie an Jean Paul schrieb.

Jean Paul **Richter.** Eine junge Dame, glühende Verehrerin Jean Paul's, befand sich, ohne ihr Glück zu ahnen, in einer Gesellschaft an dessen Seite. Der übel gelaunte Dichter war nichts weniger als galant gegen seine Tischgenossen, und eben so kärglich als kurz in seinen Worten. Man brachte seine Gesundheit aus, und lebhaft ergriffen wandte sich die Dame mit der Frage an ihn: „Wie, Sie sind der Dichter, dessen Werken ich die erhabensten Stunden verdanke?" Beschämt küßte Jean Paul ihre Hand, indem er sagte: „Ich bin der Verfasser der „Flegeljahre," aus denen ich Ihnen so eben einige Züge gab."

Wie soll ein **Richter** sitzen? In einer alten Gerichtsbestallung heißt es: Der Richter soll sitzen auf dem Richterstuhle als ein griesgramiger Kater, und soll den rechten Fuß schlagen über den linken.

Richter-List. Ein polnischer Kaufmann, der in Geschäften eine Reise nach Constantinopel machte, wurde von seinem Knecht, so wie

sie auf türkischem Gebiete waren, mit dem Tode bedroht, wenn er nicht seine Kleidung mit ihm verwechseln und ihm als Knecht dienen würde. Der Herr mußte es sich gefallen lassen, weil ihm der Knecht an Kräften weit überlegen war; sobald sie aber in dem ersten türkischen Orte ankamen, ging der Kaufmann zum Kadi (Richter) und brachte seine Klage vor. Dieser ließ den eigentlichen Knecht kommen, welcher aber behauptete, daß er der Herr und der Kläger sein Knecht sei, der sich durch diese Lüge seines bei sich habenden Geldes bemächtigen wolle. Der Kadi, welcher nicht wußte, wem er Recht sprechen sollte, hieß sie abtreten und sagte: er wolle der Sache nachdenken. Wie sie im Hinausgehen begriffen waren, rief der Kadi: „Kutscher!" Auf diesen Ruf kehrte der Knecht sich um. „So," sagte der Kadi, „nun kenne ich Dich; Du bist der Knecht und jener der Herr, Deine Strafe wird sich finden."

Richter-Scharfsinn. Ein Dieb wurde angehalten, beschuldigt eine goldene Repetiruhr gestohlen und verschluckt zu haben, damit man sie nicht bei ihm finde. Der Polizeicommissar war nicht von heute; er drückte dem Dieb zwar keinen Daumen auf's Auge, wohl aber auf den Magen. Die Uhr repetirte, und man wußte nun wie viel es geschlagen hatte.

Richtschnur. Schon das Wort Schnur zeigt an, daß eine Richtschnur gerade führen müsse. Auf diese Wahrheit halten die Türken viel. Denn wem der Sultan eine Richtschnur zuschickt, der ist sicher, daß sie ihn geraden Weges in die andre Welt führt.

Ein Baron von **Riedesel**, der durch seinen Witz bekannt war, wurde einst von einem fremden Cavalier in einer großen Gesellschaft gefragt, ob er nicht der Baron von Steinesel sei? Der Baron, der die Absicht dieser Frage nur zu wohl merkte, erwiederte auf der Stelle: „Ein Esel ist dabei — mein Name aber ist Riedesel."

Rien. Dr. Bernhard Christian d'Arien, ein zwar sehr kleines Männchen von Körper, aber von desto größerem Geiste critisirte einst Dlle. Minna Brandes, eine der damaligen größten Schauspielerinnen, wegen einer Vorstellung in Leipzig, worauf diese folgendes Impromptu erwiederte:

„Der kleinste Doctor unsrer Stadt
Heißt B. C. D. Arien:
Nimmt man A. B. C. D. hinweg
Was bleibt alsdann? rien!"

Rieſe. In Polen lebte einmal ein Rieſe, Namens Kolokonsky, der ſolche Kraft beſaß, daß er mit einem Arm einen Windmühlenflügel hemmte. Auch zerbrach er vier über einander gelegte Piaſter. Dabei war er ſo gutmüthig, daß er ſich von allen Kindern naſenſtübern ließ, und gegen ſeine Frau ſo nachgebend, daß ſie Alles von ihm erlangte. Die Natur, von ſeiner Kraft beſorgt, ſchien ihm ein deſto weicheres Herz gegeben zu haben.

Rieſen. Man ſagt, es gibt keine Rieſen mehr, es iſt nicht wahr, man gehe nur in manche Geſellſchaft, da findet man Maulrieſen, die mit einer Kinnbacke zehntauſend Mann todtſchlagen. S.

Rieſenteleſcop. Um anzugeben, wie groß das bekannte Rieſenteleſcop iſt, welches Lord Roſſe hat herſtellen laſſen, erzählen jetzt die engliſchen Zeitungen, daß kürzlich ein Geiſtlicher von Ely mit dem ausgeſpannten Regenſchirme durch daſſelbe gegangen ſei.

Rieß. Zu dem Rechenmeiſter Adam Rieß (demſelben, den man heut zu Tage ſprüchwörtlich noch citirt, wenn von einer klaren Rechnung die Rede iſt) kam ein Schöffer, ſprechend: „Ich hab' achtzig Gulden jährlich, davon halt' ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen; nun, Lieber, macht mir die Rechnung, wie ich ſo am Beſten auskommen möchte.“ Adam Rieß antwortete ihm hierauf: „Multiplicirt's mit dem Knecht, dividirt's mit dem Henker, ſo werdet Ihr's richtige Facit haben.“ Gemeldeter Schöffer iſt auch ein paar Jahre darnach gehängt worden.

Der berühmte **Rigoud** ſah, daß eine Dame, die er malte, ſich alle Mühe gab, durch Zuſammenziehung der Lippen ſich einen kleinen Mund zu bilden. Endlich wurde er der Grimaſſen überdrüſſig und ſprach: „Thun Sie Ihrem Munde nicht ſo viele Gewalt an, gnädige Frau, denn wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweiſen kann, ſo mache ich Ihnen gar keinen.“

Rigaud. Hyacinth Rigaud von Perpignan (geb. 1659, geſtorben zu Paris 1745) malte nur ungern ein weibliches Weſen; „denn,“ pflegte er zu ſagen, „mal' ich ſie ganz ähnlich, ſo finden ſie ſich nicht reizend genug, und ſchmeichle ich zu viel, ſo geht die Aehnlichkeit verloren.“

Rindvieh. „Erzählet mir die Naturgeſchichte des Rindviehes!“ ſagte ein Magiſter zu ſeinen Schülern. Dieſe ſchwiegen. „Laßt mich nicht lange auf eine Antwort warten,“ ſagte er, die drohend geballte Fauſt erhebend, „Ihr kennt ja meine Natur.“

Rindvieh. Zwei lustige Herren gingen im September auf dem Felde spazieren, und fanden am Wege einen Bauer sitzen, welcher ganz weiße Haare hatte. Sie fragten ihn spottend: ob auf dem Berge schon Schnee läge? „Freilich muß es dort schon Schnee geben," sagte der Bauer, „weil sich das Rindvieh bereits schon auf die Ebene heruntergezogen hat."

Der rührende **Ring.** Ein Bauer hatte in seinem Dorfe ein Mädchen, das er lieb hatte. Er wurde zum Rekruten ausgehoben, und als er seinen Dienst antreten sollte, begehrte seine Suse ein Andenken von ihm. Er ging zu einem Goldschmied in die Stadt, und verlangte, daß ihm dieser einen Ring verfertigen sollte, worin die Worte geschnitten wären: „Lebe wohl, liebe Suse!" aber ja recht herzlich und beweglich. Der Goldschmied machte den Ring fertig, und da der Bauer kam, ihn abzuholen, las er ihm die verlangten Worte deutlich vor. „Das ist nichts," sagte der Bauer; „ich habe Euch ja gesagt, Ihr sollt diese Worte fein, tröstlich und rührend machen, sonst kann mir der ganze Ring nichts helfen. Ich gebe Euch noch einen Thaler, ändert mir aber den Vers, wie ich ihn nöthig habe." Der Goldschmied sah nun wohl, mit wem er es zu thun habe, und bestellte seinen Kundmann auf den andern Tag wieder. Als er kam, und die Worte wollte lesen hören, nahm der Goldschmied den Kopf zwischen beide Hände, und las in einem kläglichen Tone: „Lebe wohl, liebe Suse." — „So ist's recht," sagte der Bauer, zahlte den Ring, und ging seiner Wege.

Der Esser-**Ring.** Dieser Ring besteht aus einem einzigen Demant, in der Form eines Herzens geschnitten, und hat noch dadurch ein besonderes Interesse, daß er von der unglücklichen Königin Maria Stuart herrührt, welche ihn zur Zeit ihrer Verheirathung mit Lord Darnley, im Jahre 1564, der Königin Elisabeth mit folgenden Zeilen sendete:

„Tis gem behold, the emblem of my heart,
From which my cousin's image never shall part,
Clear in its lustre, spotless does is shine,
As clear, as spotless, as this heart of mine,
What though the stone a greater hardness wears
Superior firmness still the figure bears!"

(Sieh diesen Edelstein, er ist das Symbol meines Herzens, aus dem das Bild meiner Cousine niemals weichen wird! Klar ist sein Glanz, makellos sein Schein, so klar, so makellos wie mein Herz; hat auch der Stein mehr Härte, so hat das Bild mehr Festigkeit). — Die Geschichte, daß die verrätherische Nottingham, den, ihr vom Gra-

sen Esser anvertrauten Ring, um mittelst dessen sein Leben von der Königin zu bewirken, verheimlicht, und daß das Herzleid, welches die Königin empfand, als dies ihr von der sterbenden Nottingham gestanden wurde, ihr eigenes Ende beschleunigte, ist zu bekannt, um sie hier zu wiederholen. Der Ring kam dann in den Besitz Jacob's I., welcher ihn dem Hauptmann Warner mit andern Geschenken gab, als Belohnung für seine Entdeckungen in West-Indien. Im Jahre 1691 wurde Warner von König Karl I. in den Ritterstand erhoben.

Ring. Braut und Bräutigam geben sich Ringe, zum Zeichen, daß sie so wenig als an diesen, an ihrer ehelichen Treue ein Ende finden würden. Allein hat man denn seit zwei tausend Jahren noch nicht die Bemerkung gemacht, daß, wenn man am Ringe kein Ende sieht, man auch keinen Anfang daran finde?

Rio Grande. Ein Correspondent aus Matamoras schildert in einer Indianazeitung den Fluß Rio Grande so: „Man stelle sich vier der krümmsten Dinge in der Welt vor, dann denke man sich vier noch zweimal so krumme, und dann stelle man sich einen großen Fluß vor, der dreimal so krumm ist, als jene zusammengenommen, so hat man eine schwache Idee von dem schrecklich krummen Lauf dieses schrecklich krummen Flusses. Von Flößen kann da wohl nicht die Rede sein. Es gibt nur wenig Schlangen darin, weil die Krümme sie am Schwimmen hindert, und die Fische befinden sich alle in den Wirbeln der Krümmungen, aus denen sie den Ausweg nicht finden. Oft versuchen Vögel über den Fluß zu fliegen und kommen auf dasselbe Ufer, von welchem sie sich erhoben, weil sie sich durch die verschiedenen Krümmungen täuschen ließen."

Rippe. Die Rippe dient beim Menschen hauptsächlich zum Schutz der Lunge, und darum ist bei den Frauen, deren erste ganz aus der Rippe gemacht wurde, die Lunge der gesundeste Theil. S.

— Lady Jekyll, eine Dame, welche mehr verstehen zu müssen glaubte, als irgend ein anderes Weib, plagte oft sich und Andere mit den subtilsten Speculationen. Eines Tages nach Tische sagte sie zu Mr. Whiston: „Aber eine Schwierigkeit bietet mir die mosaische Schöpfungsgeschichte doch, die Sie mir vielleicht erklären können. Da es Gott schon gefiel, das Weib aus des Mannes Leib zu schaffen, warum schuf er sie aus der Rippe und nicht aus einem andern Theile seines Leibes?" — Whiston sah verlegen vor sich hin und antwortete nach einer Weile: „Wahrhaftig, ich weiß nicht; es wäre denn, weil die Rippe der verschrobenste Theil des Körpers ist." — Die Dame war nicht wenig verblüfft ob dieser Antwort, aber ihr Gemahl war ganz entzückt dar-

über und rief ein- über das anderemal: „Recht so, recht so, warum frägt sie auch solche Sachen!“

Wer nichts **riscirt**, gewinnt nichts. In den Pariser Cirkeln wird jetzt außerordentlich hoch gespielt, und in manchen Soiréen sind Verluste von 50,000 Franken gar keine Seltenheit. In einigen angesehenen Häusern werden jedoch die Einsätze in gewisse Gränzen gewiesen. In einem solchen Hause befand sich unlängst ein reicher Banquier, der sein Vermögen vorzüglich zwei glänzenden Banquerotten zu verdanken hat. Der Banquier setzte sich zum Whist, und eine Dame sagte zu ihm: „Sie wissen, mein Herr, wir spielen hier bloß um die Ehre.“ — „Dann bitte ich um Entschuldigung, Madame,“ erwiederte der Banquier aufstehend; um nichts zu spielen, macht mir kein Vergnügen.“ — „Sie haben Recht,“ erwiederte die Dame, „wer nichts riscirt, gewinnt nichts.“

Wohlfeiles **Risico**. Ein Soldat wurde beim Marodiren ertappt und verurtheilt, aufgeknüpft zu werden. Der Werth des Geraubten betrug nicht mehr als vier Thaler. Als er zum Tode geführt werden sollte, sagte sein Oberst zu ihm: „Du bist aber doch ein verwegener Kerl, wegen vier Thaler sein Leben auf's Spiel zu setzen.“ — „Ei zum Henker, Herr Oberst,“ sagte der Verurtheilte, „ich habe es ja schon lange täglich für vier Groschen gethan!“ Diese dreiste Antwort gefiel dem Obersten und der Soldat erhielt Gnade.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo die **Ritterromane** begierig von der Lesewelt verschlungen wurden, handelte ein Buchhändler mit einem Schriftsteller um einen solchen Roman, und Beide wurden über das Honorar nach folgender Taxe einig: Für jeden Ritter 2 Groschen, für einen Knappen 1 Gr., für Flamberge, Lanzen und Donnerwetter 1 Gr., für Flüche per Dutzend 6 Pfennige, für einen Schurken 2 Gr., für einen in's Verließ geworfenen Ritter oder Räuber 4 Gr., hört man ihn winseln, noch 4 Gr., u. s. w.

Außer dem Kriege und der Schlacht wählte man zu **Ritterschlägen** gewöhnlich hohe Feste, namentlich Pfingsten, dann die Geburt- oder Vermählungsfeier der Großen, Friedensfeste und Kaiserkrönungen. In Krieg und Schlacht machte man natürlich weniger Ceremonien, als im Frieden, und Kaiser Karl V. († 1558) rief nach dem Siege über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen: „Todos Caballeros!“ (Alle Ritter!) Kaiser Maximilian I. († 1519) schlug bei seiner Krönung 200 Ritter mit dem Schwerte Karl's des Großen, und diese Gewohnheit erhielt sich bis auf die letzte Kaiserkrönung, wo die Dalberge das erste Recht zu dieser Würde hatten. Sicher war es in al-

teren Zeiten die höchste Ehre, wenn vor Kaiser und Reich der Herold ausrief: Ist kein Dalberg da? Ein Dalberg empfing sodann vom deutschen Kaiser den ersten Ritterschlag.

Ein neuer Ritter der Ehrenlegion, ein vornehmer französischer Dichter, befand sich im Ministerium des Innern, um decorirt zu werden und sein Brevet zu empfangen. Das Ceremoniell des **Ritterschlags** hat unter dem Einflusse der Zeit und Umstände viel von seiner Feierlichkeit verloren. Am Tage der Aufnahme, erzählen die Geschichtsschreiber, führten Eltern, Verwandte, Freunde und alle Ritter des Gebiets den Aufzunehmenden nach der Kirche. Er war in ein weißes Gewand gehüllt, der Schild hing ihm am Halse. Die Damen legten ihm die goldenen Sporen, das Panzerhemd und alle Waffenstücke an; der älteste Ritter gürtete ihm das Schwert um, das auf dem Altare lag, gab ihm mit dem seinigen einen leichten Schlag auf die Schulter und umarmte ihn dann mit den Worten: „Im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und des heiligen Dionys schlage ich Dich zum Ritter!“ Dann führte ihm der Knappe ein Streitroß vor, es wurde eine Lanze gebrochen und die Festlichkeiten dauerten noch mehrere Tage. Von diesem Ceremoniell ist nichts übrig geblieben, als die Sitte, daß der zu Decorirende vor einem alten Ritter niederkniet, und von diesem den Schlag mit dem Schwerte erhält, von den Worten begleitet: „Ich nehme Dich auf als Ritter der Ehrenlegion.“ Dies geschieht in kleiner Versammlung, vor oder ohne Zeugen, im Frack oder im Paletot, in einem Salon, in einem Speisezimmer oder in einem Cabinete. Als der oben bezeichnete Dichter aufgenommen wurde, befand er sich im Arbeitszimmer eines bei dem Ministerium angestellten Herrn. Ein alter Ritter der Ehrenlegion bat sich die Ehre aus, ihn aufzunehmen, mehrere zufällig anwesende Beamte sollten Zeugen sein. Aber es fehlte an der Hauptsache, an einem Degen. Die Anwesenden waren nur mit Federn bewaffnet. Man suchte, klopfte an allen Thüren, lief nach allen Richtungen, umsonst — in dem Hause des Friedens war keine blanke Waffe zu finden. Die Ceremonie sollte schon auf den folgenden Tag ausgesetzt werden, als ein aus dem Fenster sehender Supernumerarius unten auf der Straße einen Municipalgardisten bemerkte, der sich eben anschickte, sein Pferd zu besteigen, um eine officielle Depesche oder ein Theaterbillet nach der Stadt zu bringen. Der junge Beamte eilte schnell hinab, und kam zurück mit dem Säbel des Gardisten. Schwert oder Säbel gilt gleich! Die heutige Zeit nimmt es nicht so genau. Der Aufzunehmende kniete also nieder, und der Pathe zog mit ernster, würdiger Miene, mit ritterlichem Anstand den Säbel, aber — der Säbel war in der Scheide eingerostet. Sechs kräftige Hände waren nöthig, die Waffe aus ihren Fesseln zu befreien; sie fiel mit einigem Ungeschick auf die Schulter

des Dichters, und der Ritterschlag war vollendet. Sic transit gloria mundi!

Recept zu einem **Ritter-Roman.**

Ein Fräulein hinter Schloß und Gitter,
Ein junger schöner liebender Ritter,
Ein Lied, der Mond und eine Zither,
Begleitet von einem furchtbaren Gewitter, —
Ein Held, der nie ruht,
Viel Muth und viel Blut,
Viel mörd'rische Schlachten,
Zwei Aeuglein, die schmachten;
Schier Rheinwein im Humpen,
Einige Wirthe, die pumpen
Ein treuer, derber Rittersmann,
Der liebt, flucht, ficht, nicht schreiben kann,
Ein kalter, schwarzer Bösewicht,
Der todt sich mit dem Dolche sticht;
Bemalte, trübe, gothische Fenster,
Ein finst'rer Gang voll grauser Gespenster,
Ein Kloster, Angst und Nonnengeschrei,
Ein Teich voll gesammelter Thränen dabei,
Dies Alles wohl zusammen gethan,
Gibt einen schönen Ritter-Roman.

Rivarol. Der bekannte französische Minister Calonne († 1802) hatte die Eitelkeit, auch als Schriftsteller glänzen zu wollen. Der Dichter Lebrun lieh ihm dazu seine Talente, und aus Erkenntlichkeit ward er auf den Pensions-Etat gesetzt. Einst zeigte Calonne ein angeblich von ihm verfertigtes Gedicht dem Rivarol, und fragte ihn dann: „Wie finden Sie diese Verse? Nicht wahr, sie tragen noch etwas von dem Zwange der Schule an sich?" „Das eben nicht," versetzte Rivarol, „wohl aber etwas von dem der Pension."

König **Robert** Bruce, der Wiederhersteller der schottischen Monarchie, schlief einst bei einer Recognoscirung des ihm gegenüberstehenden feindlichen Heeres in einer Scheune, welche einem ihm zugethanen Landmanne gehörte. Als er früh das Haupt von seinem Strohlager erhob, bemerkte er eine Spinne, die an einem Balken der Decke hinanklimmte. Das Insect fiel herab, machte aber augenblicklich einen zweiten Versuch, um hinaufzukommen. Dies zog die Aufmerksamkeit des Helden immer mehr auf sich, der mit Bedauern zusah, wie die Spinne auch das zweite Mal von derselben Höhe herabfiel. Auch ein dritter Versuch fruchtete nicht. So sah der Monarch das

Insect zwölf Mal vergebens dasselbe wiederholen; aber die dreizehnte Anstrengung belohnte endlich den Erfolg. Die Spinne erklimmte die Spitze des Balkens und der König rief, von seinem Lager aufspringend, aus: „Dieses verachtete Insect hat mich ausdauern gelehrt, ich will seinem Beispiele folgen. Unterlag ich nicht auch zwölf Mal der Uebermacht meiner Feinde? Auf einem Gefechte vielleicht noch beruht die Unabhängigkeit des Vaterlandes.“ Und wenige Tage darauf ward diese Voraussagung durch den für Schottland glorreichen Ausgang der Schlacht von Bennorouen bestätigt.

Die getheilte Oper: **Robert** der Teufel. Als man in Berlin allgemein davon sprach, daß die Oper: „Robert der Teufel“ von Meyerbeer, zu lang wäre und die Zuschauer ermüdete, standen zwei Eckensteher vor dem Opernhause, und unterhielten sich. „Du,“ sagte der Eine, „hast De schonst jehört, die neie Oper solle ville zu lang sind, nu nu wollen se an eenen Abend den Roberten jeben un an andern den Deibel.“ — „I Jott bewahre! Det jeht nicht!“ antwortete der Andere, „denn müßten de Leute noch bloß an eenen Abend den Meyern ausrufen, un an andern den Bären.“

Robespierre's Galanterie. Robespierre war sehr galant gegen die Damen; doch trieb er seine Galanterie bisweilen etwas zu weit. Als er einst mit einer Dame auf den Boulevards spazieren ging, bewunderte dieselbe ein Haus, das ihr ungemein gefiel. „Möchten Sie dies Haus besitzen?“ fragte Robespierre. „Allerdings,“ antwortete die Dame. „Sie sollen es haben,“ entgegnete er, und er trieb seine Artigkeit so weit, den Besitzer jenes Hauses als Feind der Republik anklagen zu lassen, worauf derselbe sogleich guillotinirt und sein Vermögen confiscirt wurde, wodurch Robespierre leicht in Besitz des Hauses kam, und dies so jener Dame schenken konnte. Es geht doch nichts über die französische Artigkeit!

Man äußerte gegen den Bischof de la **Rochelle** sein Bedauern, daß er keine Verwandten hätte, und sein Geschlecht mit ihm aussterbe. „O, es ist alt genug,“ sagte er: „um einmal aufzuhören.“

„Um frohe genußvolle Tage zu haben,“ pflegte Lord **Rochester** zu sagen: „muß man entweder etwas *thun*, das würdig ist, aufgeschrieben zu werden, oder etwas *schreiben*, das des Lesens werth ist.“

Graf **Rochester**, der eben so witzig und lebenslustig als boshaft war, fand eines Tages den Mathematiker Barrow auf einem einsamen Spaziergange, und rief ihm neckend zu: „Guten Tag, Herr Doctor! Ich bin ihr Diener bis in den Schwerpunkt der Erde!“ — „Und ich

der Ihrige," antwortete Barrow, „bis zu den Antipoden." „Sie sollen mich nicht überbieten," rief Rochester. „Ich bin der Ihrige bis in die Hölle." — „Dort freilich kann ich nicht umhin, Ew. Herrlichkeit stehn zu lassen," sagte Barrow ernsthaft, und setzte seine Promenade weiter fort.

Da der Ursprung des seit einigen Jahren von Frankreich herüber gewanderten Wortes **„Rococo"** Vielen unbekannt sein dürfte, so wollen wir jenen in Kürze berichten. Es lebte im Anfange des 17. Jahrhunderts bei Poitiers eine alte Gräfin von Chatelleirand, welche in ihrem nach den damaligen Sitten mit schweren Stoffen und grellen Farben eingerichteten Schlosse ganz isolirt war, und nur einen alten Papagei zu ihrer Zerstreuung besaß, nämlich den alten mürrischen Rococo. Dieses Thier hatte die seltsame Gewohnheit, über jedes neu angeschaffte Hausgeräth mit Wuth herzufallen und es mit Schnabel und Krallen anzufassen, während er das alte Mobiliar mit der auffallendsten Schonung behandelte. Nie traf es sich, daß Rococo seine matten Glieder auf einen andern, als einen im Hause gealterten Gegenstand gelegt hätte, so daß zuletzt die um ihren Liebling besorgte Gräfin sich genöthigt sah, in dem von ihr und von dem letztern bewohnten Appartement ausschließlich altes Hausgeräth anzubringen, welches sie daher schlechtweg Rococo nannte. Die sonderbare Laune des Vogels ward bald unter der ansehnlichsten Verwandtschaft der Gräfin bekannt, und nicht lange darnach hatte das Wort Rococo, sowohl zur Bezeichnung des Schwerfälligen, Alterthümlichen und Grellgefärbten, als auch des dazu sich neigenden Geschmackes in ganz Frankreich das Bürgerrecht erlangt.

Bei der Belagerung eines Platzes, auf der Insel Diru, von den Indianern, nahm ein Portugiese, Namens **Rodriguez**, ein Faß Pulver unter den Arm, und rief seinen Kameraden zu: „Vorgesehen! ich trage meinen und Anderer Tod!" Er warf sich dann mitten unter die Feinde mit einer angezündeten Lunte, welche das Faß ansteckte, daß mehr als hundert Indianer in die Luft flogen und zerschmettert wurden, ohne die, die sonst davon beschädigt waren. Das Sonderbarste war, daß Rodriguez selbst der Gefahr entging, und fortfuhr, sich durch mehrere so außerordentliche Thaten hervorzuthun.

Die alten **Römer** fürchteten die Zahl XVII wie man heut zu Tage die Dreizehn scheut. Sie glaubten, von Siebenzehn, die eine Gesellschaft bilden, müsse deshalb einer bald sterben, weil XVII, anagrammatisch geändert, vixi (ich habe gelebt) heiße.

Rollen. Ein Schauspieler, welcher im Begriffe war, seine Rolle

Inſect zwölf Mal vergebens daſſelbe wiederholen; aber die dreizehnte Anſtrengung belohnte endlich den Erfolg. Die Spinne erklimmte die Spitze des Balkens und der König rief, von ſeinem Lager aufſpringend, aus: „Dieſes verachtete Inſect hat mich ausdauern gelehrt, ich will ſeinem Beiſpiele folgen. Unterlag ich nicht auch zwölf Mal der Uebermacht meiner Feinde? Auf einem Gefechte vielleicht noch beruht die Unabhängigkeit des Vaterlandes.“ Und wenige Tage darauf ward dieſe Vorausſagung durch den für Schottland glorreichen Ausgang der Schlacht von Bennorouen beſtätigt.

Die getheilte Oper: **Robert** der Teufel. Als man in Berlin allgemein davon ſprach, daß die Oper: „Robert der Teufel“ von Meyerbeer, zu lang wäre und die Zuſchauer ermüdete, ſtanden zwei Eckenſteher vor dem Opernhauſe, und unterhielten ſich. „Du,“ ſagte der Eine, „haſt De ſchonſt jehört, die neie Oper ſolle ville zu lang ſind, nu nu wollen ſe an eenen Abend den Roberten jeben un an andern den Deibel.“ — „I Jott bewahre! Det jeht nicht!“ antwortete der Andere, „denn müßten de Leute noch bloß an eenen Abend den Meyern ausrufen, un an andern den Bären.“

Robespierre's Galanterie. Robespierre war ſehr galant gegen die Damen; doch trieb er ſeine Galanterie bisweilen etwas zu weit. Als er einſt mit einer Dame auf den Boulevards ſpazieren ging, bewunderte dieſelbe ein Haus, das ihr ungemein gefiel. „Möchten Sie dies Haus beſitzen?“ fragte Robespierre. „Allerdings,“ antwortete die Dame. „Sie ſollen es haben,“ entgegnete er, und er trieb ſeine Artigkeit ſo weit, den Beſitzer jenes Hauſes als Feind der Republik anklagen zu laſſen, worauf derſelbe ſogleich guillotinirt und ſein Vermögen confiscirt wurde, wodurch Robespierre leicht in Beſitz des Hauſes kam, und dies ſo jener Dame ſchenken konnte. Es geht doch nichts über die franzöſiſche Artigkeit!

Man äußerte gegen den Biſchof de la **Rochelle** ſein Bedauern, daß er keine Verwandten hätte, und ſein Geſchlecht mit ihm ausſterbe. „O, es iſt alt genug,“ ſagte er: „um einmal aufzuhören.“

„Um frohe genußvolle Tage zu haben,“ pflegte Lord **Rocheſter** zu ſagen: „muß man entweder etwas *thun*, das würdig iſt, aufgeſchrieben zu werden, oder etwas *ſchreiben*, das des Leſens werth iſt.“

Graf **Rocheſter**, der eben ſo witzig und lebensluſtig als boshaft war, fand eines Tages den Mathematiker Barrow auf einem einſamen Spaziergange, und rief ihm neckend zu: „Guten Tag, Herr Doctor! Ich bin ihr Diener bis in den Schwerpunkt der Erde!“ — „Und ich

der Ihrige," antwortete Barrow, „bis zu den Antipoden." „Sie sollen mich nicht überbieten," rief Rochester. „Ich bin der Ihrige bis in die Hölle." — „Dort freilich kann ich nicht umhin, Ew. Herrlichkeit stehn zu lassen," sagte Barrow ernsthaft, und setzte seine Promenade weiter fort.

Da der Ursprung des seit einigen Jahren von Frankreich herüber gewanderten Wortes **„Rococo"** Vielen unbekannt sein dürfte, so wollen wir jenen in Kürze berichten. Es lebte im Anfange des 17. Jahrhunderts bei Poitiers eine alte Gräfin von Chatelleirand, welche in ihrem nach den damaligen Sitten mit schweren Stoffen und grellen Farben eingerichteten Schlosse ganz isolirt war, und nur einen alten Papagei zu ihrer Zerstreuung besaß, nämlich den alten mürrischen Rococo. Dieses Thier hatte die seltsame Gewohnheit, über jedes neu angeschaffte Hausgeräth mit Wuth herzufallen und es mit Schnabel und Krallen anzufassen, während er das alte Mobiliar mit der auffallendsten Schonung behandelte. Nie traf es sich, daß Rococo seine matten Glieder auf einen andern, als einen im Hause gealterten Gegenstand gelegt hätte, so daß zuletzt die um ihren Liebling besorgte Gräfin sich genöthigt sah, in dem von ihr und von dem letztern bewohnten Appartement ausschließlich altes Hausgeräth anzubringen, welches sie daher schlechtweg Rococo nannte. Die sonderbare Laune des Vogels ward bald unter der ansehnlichsten Verwandtschaft der Gräfin bekannt, und nicht lange darnach hatte das Wort Rococo, sowohl zur Bezeichnung des Schwerfälligen, Alterthümlichen und Grellgefärbten, als auch des dazu sich neigenden Geschmackes in ganz Frankreich das Bürgerrecht erlangt.

Bei der Belagerung eines Platzes, auf der Insel Diru, von den Indianern, nahm ein Portugiese, Namens **Rodriguez**, ein Faß Pulver unter den Arm, und rief seinen Kameraden zu: „Vorgesehen! ich trage meinen und Anderer Tod!" Er warf sich dann mitten unter die Feinde mit einer angezündeten Lunte, welche das Faß ansteckte, daß mehr als hundert Indianer in die Luft flogen und zerschmettert wurden, ohne die, die sonst davon beschädigt waren. Das Sonderbarste war, daß Rodriguez selbst der Gefahr entging, und fortfuhr, sich durch mehrere so außerordentliche Thaten hervorzuthun.

Die alten **Römer** fürchteten die Zahl XVII wie man heut zu Tage die Dreizehn scheut. Sie glaubten, von Siebenzehn, die eine Gesellschaft bilden, müsse deshalb einer bald sterben, weil XVII, anagrammatisch geändert, vixi (ich habe gelebt) heiße.

Rollen. Ein Schauspieler, welcher im Begriffe war, seine Rolle

zu lernen, wünſchte ungeſtört zu ſein, und ruft deßhalb ſeiner Dienſtmagd zu: „Laß Niemand zu mir herein: ich habe mit meiner Rolle zu thun.“ Bald darauf kam Jemand, der durchaus den Herrn ſprechen wollte. Das Dienſtmädchen aber ſagte: „Ach! beſter Herr, kommen Sie doch gefälligſt ein anderes Mal wieder, mein Herr hat jetzt nicht Zeit — er rollt.“

Was iſt das Leſen eines **Romans.** Ein Freund beſuchte Daubenton. Er fand ihn beim Leſen eines neuen Romans, und auf dem Tiſche lagen noch mehrere. „Mein Gott!“ fragte er Daubenton, „wie kommen Sie zu einer ſolchen Lectüre?“ „Ich habe meinem Geiſte eine Hungercur verordnet,“ erhielt er zur Antwort.

Romanleſen iſt gefährlich. Ein junger blühend geſunder Mann hatte eines Abends bis tief in die Nacht hinein an einem Romane geleſen. Als er des Morgens aufſtand, fand er ſein Haupt ergraut. Er glaubte 40 Jahre geleſen zu haben.

Die eifrige **Romanleſerin.** Eine Berliner Amme, welche ſich bei Erfüllung ihrer Pflicht gern mit den Werken der Literatur bekannt machte, las emſig den „Rinaldo Rinaldini,“ als der ihr anvertraute junge Sprößling mehrere Male ſeinen Appetit laut kund gab. Sie warf endlich wüthend das Buch weg und rief: „Aber Wirthſchafts-Rath-Jöre: kannſt de nich warten, bis Rinaldo dod is?“

Romanentitel. Man hat über die ehemaligen Titel der Ritter- und Räuberromane gelacht und gloſſirt, und man ſollte glauben, unſere Zeit habe endlich jenen Unſinn vertrieben. Ein ſolcher Glaube aber wird widerlegt durch folgenden Titel in dem Bücherverzeichniſſe der Leipziger Michaelismeſſe 1834: „Die Schauerruinen der Unkenburg und der Haarzopf der Hölle, oder: Geiſterrache und Menſchenhaß. Der Spuk-, Geiſter- und Räuberhiſtorien allerfurchtbarſte, von Ludwig Scoper.“

Romanus. Der griechiſche Kaiſer Conſtantin der Achte lag auf dem Sterbebette. Die Krone bei ſeiner Familie zu erhalten, ſann er darauf, die Prinzeſſin Zoe, ſein einziges Kind, mit einem angeſehenen und mächtigen Manne zu vermählen. Zu dieſem Zweck ſchien ihm der ruhmwürdige Romanus, aus einem der erſten Geſchlechter Conſtantinopels, ganz vorzüglich geeignet. Conſtantin ließ den Romanus zu ſich einladen, und als man ihn vor das Sterbebett des Kaiſers geführt hatte, redete dieſer ihn alſo an: „Ich habe Dir ein glänzendes Glück zugedacht, Romanus! Du ſollſt nach meinem Tode Kaiſer werden. So entſage nun der Verbindung, die Dich an Deine Gattin

knüpft, und vermähle Dich mit meiner Tochter Zoe! Solltest Du aber Bedenken tragen, meinen ehrenvollen Antrag anzunehmen, so habe ich schon befohlen, daß Dir beide Augen ausgestochen werden sollen." — Romanus liebte seine Gemahlin über Alles. Lange dauerte es, ehe er sich entschließen konnte, das ihm angebotene Glück anzunehmen, und vielleicht dürfte die Liebe zu seiner Gattin endlich den Sieg davon getragen haben, wenn nicht ein Bote, abgesandt von seiner Helena, ihm ihr abgeschnittenes Haar mit der Nachricht überbracht hätte, daß sie sich in ein Kloster begeben würde. — Und so geschah des Kaisers Wille. — Aber Zoe, ihrem Gemahl in der Folge nicht getreu, verliebte sich in einen Kronbeamten, Namens Paphagon. Romanus erfuhr dies. Rache fürchtend beschloß Zoe nun den Tod ihres Gemahls, und als ein ihm beigebrachtes Gift nicht zu diesem Zwecke führte, stürzte die Schändliche nebst ihrem Buhlen in das Badezimmer des Kaisers, wo sie ihn eigenhändig erwürgte.

Romanzoff. Vom berühmten Grafen Romanzoff, einem Manne von vielem natürlichen Geist, aber wenig gebildet, der in seinen Meinungen äußerst hartnäckig, dabei jedoch sehr eifersüchtig war, und um sich nicht bloszugeben, nur sehr schwankende und unbestimmte Befehle gab, sagte sein Secretär: „Er hat mich so sehr daran gewöhnt, doppelsinnig und zweideutig zu schreiben, daß meine Eltern aus meinen Briefen nicht klug werden können, ob ich krank oder gesund bin."

Romeo und Julie. Als man kürzlich in Hildburghausen die Oper „Romeo und Julie" gegeben, wurde ein junger Kaufmann von einem seiner Bekannten gefragt, wie ihm die Vorstellung gefallen habe. „'S ist nichts!" antwortete der Jünger des Merkur, „die Leute haben nicht einmal einen Tenoristen; den Romeo hat ein Frauenzimmer singen müssen."

Romeo und Julie. Auf der Hofbühne zu D. wurde einst die Bellinische Oper „Romeo und Julie" gegeben. Die beiden Sängerinnen, welche die Titelrollen spielten, waren seit Jahren die erbittersten Feindinnen und suchten bei jeder Gelegenheit einander zu schaden. In dem letzten Acte jener Oper, wo die scheintodte Julie in dem Sarge liegt und Romeo vor Schmerz außer sich über die Leiche der Geliebten stürzt, wußte die Sängerin, welche den Romeo spielte, während der rührendsten Klagen, ihre verhaßte Rivalin, ohne daß es das Publikum merkte, mit einer Nähnadel so lange und so empfindlich zu kitzeln, bis Julie lebendig wurde und dem boshaften Romeo einen derben Faustschlag in's Gesicht versetzte. Augenblicks darauf war sie dann wieder todt. Man kann sich die Ueberraschung und den Schrecken des Publikums denken!

Romeo und Julie. In einem Theater einer kleinen italienischen Stadt wurde die Oper: „Romeo e Giulietta" mit dem dritten Acte von Vaccaj gegeben. Als Romeo gekommen, seine Klagen über Giulietta's Grab auszutönen, war das Publikum still und in aufmerksamer Rührung. Romeo nähert sich dem Sarge, hebt den Deckel herab, und vergießt Thränen über die verlorene Geliebte. Er war mit seinem Gesang zu Ende und Guilietta sollte erwachen. Aber Giulietta rührt sich nicht, und liegt starr, wie ein wirklicher Leichnam. Der arme Romeo schlägt sich die Stirne in Verzweiflung und ruft, sich dem Sarge nähernd, mit halblauter Stimme: „Nun Signora C...." aber es erfolgt keine Antwort. Der Jüngling erblaßt, ist einer Ohnmacht nahe, die Zuschauer sind in der neugierigsten Erwartung, was da kommen werde. Endlich hört man ein leises Geräusch, wie von einer Person, welche schläft. Alles lauscht; was ist's? Giulietta war in dem Sarge eingeschlafen und schnarchte sehr behaglich. Es blieb Romeo nichts übrig, als sie aus ihrem Schlummer zu rütteln.

Romeo und Julie. Bei einer Aufführung des Shakespeareschen „Romeo und Julie" wurde der Schauspieler, welcher die Rolle des Romeo spielte, plötzlich krank, und sein Platz mußte, gerade vor der Balcon-Scene, durch einen Andern ausgefüllt werden. Der Regisseur kam deshalb heraus und meldete dies dem Publicum. Als aber gleich darauf Julie vom Balcon herunter frug: „Romeo! Romeo! wo bist Du, Romeo?" rief eine keineswegs sanfte Stimme aus dem Parterre herauf: „Haben Sie's denn nicht eben erst gehört, daß er krank geworden ist?"

Der Herzog von **Roquelaure**, ein Günstling Ludwigs XIV., hatte unangenehme Gesichtszüge. Eines Tages stieß er auf einen häßlichen Auvergnaten, der eine Gnade beim König nachzusuchen kam. Roquelaure sprach für ihn und sagte zu dem Könige, daß er diesem Manne viele Verbindlichkeiten schuldig sei. Die Bitte wurde gewährt. Später fragte der König den Herzog, welche Verbindlichkeiten er gegen jenen Auvergnaten hätte. „Ach Sire," erwiederte er, „ohne diesen Pavian wäre ich der Häßlichste in ganz Frankreich."

Rosas. In einem Privatschreiben aus Rio Janeiro vom 12. October finden sich über die tyrannischen Handlungen des Dictators Rosas, Präsidenten der argentinischen Republik, folgende Details, die größtentheils ein Auszug aus dem „Commercio" sind: „Rosas setzte sich in einen Triumphwagen und ließ sich von Damen der Stadt ziehen. Unter Letzteren war auch die Gattin des Generals Alevar. Nach den Damen spannten sich die Behörden wie Saumthiere an; ihnen folgten die Generale. Einen seiner Neffen rief er als Prinzen

aus. Einmal berief er den englischen Consul, Herrn Mandeville, zu sich. Rosas empfing ihn in einem Zimmer, wo seine Tochter mit Mahlen von türkischem Korn für das Mittagsessen ihres Vaters beschäftigt war; als der Gesandte sich anbot, die junge Person abzulösen, trat sie ihm sogleich ihren Platz ab, und Herr Mandeville setzte die Arbeit fort. Alles dieß war aber angelegt, um mit dem Gesandten sein Spiel zu treiben; noch am Abend lud Rosas mehrere seiner Freunde ein, um bei ihm ein von der Hand des Repräsentanten der englischen Nation zubereitetes Guizado zu speisen. Rosas schickte den Damen, die ihn gezogen hatten, zur Danksagung eine Schachtel mit der Aufschrift: „Für das Vieh (les bêtes), das sich an meinen Wagen gespannt hat." Ebenso bizarr als blutgierig befahl er durch ein Decret allen seinen Beamten, Schnurrbärte zu tragen. Er ließ gegen hundert Personen in der Umgegend von Buenos-Ayres, hauptsächlich reiche, enthaupten und erschießen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen.

Rosamunde Clifford, die Geliebte König Heinrich's II. von England, die wegen ihrer Liebenswürdigkeit von ganz England angebetet wurde, liegt in einer Kirche bei Oxford begraben. Auf dem Grabstein heißt es: Hic jacet Rosa mundi, non Rosamunda.

Rose. Die Türken glauben, daß der Duft der Rose der Athem ihres Propheten Mahomed sei. Ein Mahomedaner wird darum nie eine Rose auf die Erde werfen, und wo er Rosenblätter liegen sieht, wird er sie aufheben.

Rose. Ein eingebildeter Zierbengel machte einem schönen und liebenswürdigen jungen Mädchen den Hof; er fand eine sehr kalte Aufnahme. Aus Verdruß darüber, spielte er nun den Anbeter bei einem von der Natur verwahrlosten Mädchen. Ihm erging es auch dort nicht besser. Als man ihn darüber aufzog, sagte er: „Keine Rose ohne Dornen." — „Richtig," erhielt er zur Antwort, „aber Sie werden doch auch die Erfahrung gemacht haben, daß es den Disteln nicht an Dornen fehlt?"

Mädchen und Frauen mit **Rosen** vergleichen, ist ein alter verbrauchter Einfall, in welchem aber doch einige Wahrheit liegt. Denn wenn sie auch nicht immer Mairöschen oder Centifolien gleichen, verdienen sie doch sehr oft Klatschrosen genannt zu werden.

Rosenfest wird zu Salency in Frankreich jährlich einmal gefeiert, und das Mädchen, das nach dem allgemeinen Zeugnisse das Jahr schuldlos durchlebt hat, bekommt — eine Rose. Das soll für die

französischen Mädchen vermuthlich eine Aufforderung zur Tugend sein. Da nun aber nur Eine die Rose bekommt, so reut es die übrigen, die leer ausgehen, gemeiniglich, daß sie ein ganzes Jahr umsonst und um nichts tugendhaft gewesen sind.

Geschichte der **Rose**. Die Rose verdankt ihrem angenehmen Geruch dem griechischen Namen Rhodon. Die Araber nennen sie Nard oder Nardon, die Römer, Spanier und Italiener Rosa, die Portugiesen Roza, die Engländer und Deutschen Rosen, die Holländer Roozen, die Schweden Ros, die Polen Róza, die Böhmen Ruzé, die Russen Roça. — Anakreon erzählt, die Rose sei entstanden, als Venus dem Meere entstieg, indem etwas Meerschaum auf der Landungsstelle kleben geblieben sei, und den Keim zu einem Rosenstock enthalten habe. Dieser habe sogleich Wurzeln getrieben und sei hoch aufgeschossen, um den ewig denkwürdigen Ort mit seinen Blüthen zu schmücken, und die erste Luft, welche Venus einathmen sollte, mit süßem Duft zu füllen. — Sanct Basilius erzählt: Die Rosen seien zu Anfang der Welt völlig dornenlos gewesen, und hätten allmählig mehr und mehr Dornen bekommen, weil die Menschheit ihre Schönheit nicht beachtete. — Harpokrates, der Gott des Schweigens, erhielt von Cupido die erste Rose unter der Bedingung, daß er die Liebeshändel der Cypris nicht verrathen sollte. Daher wurde auch die (weiße) Rose als Symbol des Schweigens betrachtet, woher das Sprichwort „sub rosa" seinen Ursprung hat. — Die Thessalischen Zauberinnen verbrauchten jährlich zahllose Rosen zu Bereitung ihrer Liebestränke. Der Glaube daran ist in südlichen Ländern noch heut zu Tage nicht ganz ausgestorben: „Trage drei Rosen, eine dunkelrothe, eine blaßrothe und eine weiße, drei Tage, drei Nächte und drei Stunden hindurch in einer Flasche Wein, und laß diesen Wein den Gegenstand Deiner Liebe trinken, ohne daß er wisse, was darin war, und er wird Dich lieben mit ganzer Seele und Dir treu bleiben Dein ganzes Leben lang." Das Mittel ist wenigstens sehr unschuldig. — Als sich Antonius ganz den Lüsten hingab, schlief er, auch im Winter, unter Zelten von Gold und Seide, nur auf Rosen. — Die berühmte Prinzessin Nurmahal ließ einen ganzen Kana mit Rosenwasser füllen. Die Sonnenhitze sonderte das im Rosenwasser enthaltene Oel, und trieb es zu Tausenden von Perlen auf die Oberfläche. Auf diese Weise entdeckte man das köstliche Rosenöl. — Kaiser Heliogabalus ließ einen ganzen Fischteich mit Rosenwasser füllen. — Sultan Saladin wollte 1188 nach der Eroberung von Jerusalem nicht in den in eine Moschee verwandelten Tempel einziehen, bevor nicht alle Wände mit Rosenwasser abgewaschen waren. Sanul erzählt, 500 Kamele seien kaum im Stande gewesen, alles dazu erforderliche Rosenwasser herbeizuschaffen. — In England erhielt die Rose

eine traurige Berühmtheit. Wer kennt nicht die Zwistigkeiten des Hauses York mit dem Hause Lancaster. Unter der Regierung Heinrich's VI. lebte im Jahre 1453 ein Abkömmling von Eduard III. in England, dessen Rechte auf den Thron auf eine nähere Verwandtschaft mit den Vorfahren, als die des regierenden Zweiges, sich gründeten. Dieser Prinz war der Herzog von York. Er trug eine weiße Rose im Wappen, und König Heinrich VI., aus dem Hause Lancaster, eine rothe Rose, und nach diesen beiden Rosen erhielt der verderbliche Streit den Namen des Kriegs der weißen nnd der rothen Rose. Die Schlacht von Bosworth, worin Richard III. blieb, machte 1485 den blutigen Gräueln ein Ende. — Clemence Isaure bestimmte beträchtliche Legate zur Bepflanzung und Bestreuung ihres Grabes mit Rosen; alle Freunde der schönen Wissenschaften sollten dabei gegenwärtig sein und an die ausgezeichnetsten Dichter Preise ausgetheilt werden; unter diesen Preisen, welche die Academie des jeux floraux zu Toulouse ertheilte, befand sich auch eine Rose, die Rose églantine, die rothe Weinrose. — König Jakob II. von Schottland verlieh dem Sir Walter Scott die Baronie von Brankſome gegen die Pflicht der jährlichen Abgabe einer rothen Rose. — Der heilige Medardus, Bischof von Noyon und Herr von Salency, stifteten das bekannte Rosenfest, bei dem das unbescholtenste Mädchen des Ortes den Preis der Tugend erhielt, der aus einer Rose und 25 Livres bestand. — Als König Karl I. von England auf's Schaffot geführt wurde, drängte sich plötzlich durch die Masse der Zuschauer ein junges Mädchen, das, nicht wissend, auf welche Weise sie dem unglücklichen Könige einen Beweis ihrer Theilnahme geben sollte, eine Rose von ihrem Busen riß, und, ohne ein Wort zu sagen, sie ihm überreichte. — Martin Luther ließ eine Rose auf sein Siegel stechen. — Die Tunguſen bereiten aus Rosenblättern eines ihrer Lieblingsgetränke. — Zu Provins ernannten früher die Gärtner alljährlich einen König, einen Roi des Rosiers. Seine Herrschaft dauerte ein Jahr. Während der Vesper wurde er beim Magnificat auf den Thron erhoben. Sobald die Worte: „Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles“ erklangen, verschwanden alle Fackeln, alle Rosenkronen und Guirlanden, alle Insignien der Macht und Herrlichkeit des abgesetzten Monarchen und wurden sogleich dem neuen Herrscher zu Füßen gelegt. Eine lustige Revolution. — Die Rose prangt auf den Münzen von Rhodos, von Roda in Spanien und auf den von Eduard III. von 1347 bis 1377 geprägten Rosenobles. — Dom Petro, Kaiser von Brasilien, stiftete zur Feier seiner Vermählung mit der Prinzessin von Leuchtenberg einen Rosenorden für Herren und Damen.

Rosenkranz, Erich. Der dänische Hof sandte Erich Rosenkranz

im Jahre 1562 als außerordentlichen Gesandten nach England, das er in einer früheren Reise genau kennen gelernt hatte, zum kurz vorher erstandenen Protector Cromwell. Rosenkranz war noch ein sehr junger Mann, und Cromwell, der ihm keine Erfahrnng und gehörige Gewandtheit für den schwierigen Posten eines Gesandten zutraute, fragte ihn einmal spöttisch, ob es in Dänemark viele solcher frühreifen Genies gäbe, die sich herausnähmen, wichtige Staatsgeschäfte zu betreiben, ehe ihnen noch der Bart gewachsen wäre. — Rosenkranz verlor nicht die Geistesgegenwart, und die sehr natürliche Aufwallung des Zornes über eine so beleidigende Rede unterdrückend, erwiederte er: „Gnädiger Herr, mein Bart ist freilich noch nicht sehr gewachsen, aber er ist doch viel älter als Ihre Republik." — Der Erfolg dieser Antwort war, daß ihn von der Zeit an Cromwell mit ausgezeichneter Achtung behandelte.

Die **Rosine** als Weintraube. Einer noch sehr hübschen, aber im Alter schon etwas vorgerückten Frau, Namens Rosine, sagte Jemand aus Schmeichelei: „O gnädige Frau, ich möchte Sie als Weintraube gekannt haben."

Rossini's Othello. Rossini kam in Neapel an, wo ihm ein bedeutender Ruf vorausging; der bekannte Impressario (Theaterdirector) Barbaja nahm ihn sogleich in Beschlag, bot ihm sein Haus an, offerirte ihm seine Tafel für sich und seine Freunde, und forderte ihn auf, eine neue Oper zu schreiben. Rossini nahm die beiden ersten Anträge bereitwillig an, die Aufforderung aber wies er lange zurück, willigte aber endlich ein, nach sechs Monaten eine neue Oper zu liefern. Fünf Monate lang lebte nun Rossini auf Barbaja's Kosten herrlich und in Freuden, aß und trank vortrefflich und lud sich alle Tage Freunde zu Tische. Mit Anfang des sechsten Monats aber sah er sich plötzlich in seinem Zimmer eingeschlossen: er fluchte und tobte, bis ihn Barbaja an den Contract erinnerte, und er nach langem Sträuben endlich versprach, an die Arbeit zu gehen. Am Abend des ersten Tages erhielt Barbaja die Ouverture, die sogleich am Piano des Impressario versucht wurde, und das größte Entzücken verbreitete. Am folgenden Tage schickte Rossini ein zweites Heft, den ersten Act des „Othello," nach drei Tagen war die ganze Oper componirt. Der Impressario war außer sich vor Freuden. Acht Tage darauf ward die Oper aufgeführt; Barbaja wollte den Meister an sein Herz drücken, aber Rossini hatte sich dem Beifallssturme entzogen. Am andern Tage war er auf und davon nach Bologna und mit ihm die Primadonna Barbaja's, die Calbran. Der Impressario war außer sich vor Zorn, als er dies erfuhr, und beruhigte sich erst, als man sagte, die Cal-

bran sei des Maestro's Frau. „Dann bin ich gerächt," rief Barbaja aus.

— Bei Gelegenheit der Wiederaufführung von Rossini's gazza ladra (diebischer Elster) in Paris erzählte man sich folgende Anekdote von dem Componisten: Als die Oper zum ersten Male (1817) in Mailand gegeben wurde, sang der berühmte Baß Galli darin, mit dem Rossini sehr gespannt war, weil Galli durch seine schöne Stimme ihm eine Sängerin abspenstig gemacht hatte, der Rossini sehr zugethan war. Galli hatte indeß, bei allem Klange seiner Stimme, zwei oder drei Töne darin, die er rein sang, sobald sie nur als Durchgangsnoten behandelt waren, die aber sehr unrein klangen, sobald er darauf verweilen mußte. Rossini säumte nicht, diesen Umstand zu benutzen. Er schrieb ein sehr schweres Recitativ für Galli, das, worin der Vater der Ninetta seinen Streit mit dem Capitän erzählt. Galli mußte in diesem Recitativ gerade die Noten aushalten, die ihm am gefährlichsten waren, da, wo es im Texte heißt:

— sciagurato!
Ei grida, e colla sqada
Gia, già, m'è sopra.

Als Galli an diese Noten kam, versuchte er es, sie mit seiner gewohnten Kraft zu singen, sie klangen indessen so gewagt und unbestimmt, daß das Publicum ganz in Erstauuen gerieth, und die kunstgerechte Sängerin von dem Augenblick an sich von Galli zurückzog, dem sie einen solchen Verstoß gegen die Kunst nicht verzeihen konnte. So hatte Rossini's List den Sieg davongetragen.

— Die „Gazette musicale" in Paris, theilt in Bezug auf Rossini's berühmte Cavatine di tanti palpiti aus der Oper Tancredi folgende Anecdote mit. — Barrow war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein sehr geschätzter Componist in Florenz; doch hatte er das Unglück, gleich dem großen Beethoven, das Gehör zu verlieren. Alle ärztliche Hülfe war vergebens. Da wallfahrtet er nach Loretto, und sein Uebel wird gehoben. Aus Dankbarkeit componirt er einen Chor zum Lobe der heiligsten Jungfrau, der am 15. August 1737 zum ersten Mal unter dem Namen Litania della santa casa zu Loretto aufgeführt, und seitdem jährlich am Mariä-Himmelfahrt wiederholt wurde. Rossini reiste gerade an diesem Feiertage durch Loretto, und wurde von der Schönheit dieser Gesangsweise so ergriffen, daß er, wie einst Molière ausrief: „Ich nehme das Gute, wo ich es finde!" Er hat hierauf die geistliche Melodie seiner Oper Tancredi einverleibt, und so wüßten wir denn, woher das sehr berühmte di tanti palpiti seinen Ursprung hat.

Einige Anecdoten von Rossini. Der Unternehmer des Theaters St. Benedetto in Venedig hatte Rossini mit 400 Zechinen, einem außerordentlichen Preise für Italien, verschrieben und sandte ihm 1819 den Text: „Odoardo e Cristina.“ R., der damals in Dem. Ch..... unsinnig verliebt war, entschloß sich erst 14 Tage nach Eröffnung des Theaters St. Benedetto von Neapel abzureisen, und um den Unternehmer zu beruhigen, sandte er ihm von Zeit zu Zeit eine Anzahl schöner Musikstücke. Die Worte waren ein wenig von denen verschieden, die man ihm von Venedig aus sandte. Aber wer frug in Venedig, besonders in einer Opera seria nach den Worten? In Venedig liest Niemand, nicht einmal der Impressario, den Operntext. Endlich, erst neun Tage vor der Vorstellung, erschien R. Die Oper wird im Anfange beklatscht, doch zum Unglücke ist ein neapolitanischer Kaufmann im Parterre, der das Thema aller Singstücke noch vor den Schauspielern singt. Die staunenden Nachbarn fragen ihn, wo er diese neue Oper schon gehört. „Ei,“ sprach er, „was man Euch hier vorspielt, ist aus „Zoraide und Ermione,“ die wir in Neapel schon vor 6 Monaten beklatschten. Ich möchte nur wissen, warum Ihr den Text verändert habt?“ Aus der schönsten Melodie des Duettes in Ricciardo hatte R. eine Cavatine gemacht und nicht einmal die Worte dazu verändert. Im Zwischenacte verbreitete sich diese unangenehme Nachricht schnell; in Mailand würde sich die Nationaleitelkeit wüthend gerächt haben, in Venedig lachte man über diesen Streich. — Unterdessen sucht der Impressario, den das fatale Gerücht zu ruiniren drohte, wüthend R. auf und findet ihn. Dieser antwortet ihm: „Wie, habe ich Dir nicht eine Musik versprochen, die gefallen soll? Sie hat gefallen und damit gut. Uebrigens würdest Du bei gesundem Menschenverstande schon an den alten Papieren und den vergelbten Rändern der Notenhefte gemerkt haben, daß ich Dir alte Musik geschickt; geh Deiner Wege, für einen Impressario, der ein halber Spitzbube sein muß, bist Du zu dumm und einfältig.“ Jeder Andere würde ihm mit einem Dolchstich geantwortet haben, doch der Impressario liebte die Musik, und noch ganz entzückt von der, die er eben zum ersten Male gehört, verzieh' er dem Manne von Genie die Schwächen der Liebe.

Aus einem Briefe Rossini's. An G. P** zu Mailand. „Herr Hiller hat seine Oper „Romilda,“ von der ich Ihnen im verflossenen Winter sprach, nun vollendet; ich habe sie sorgfältig geprüft, nicht hinsichtlich musikalischen Wissens, denn ihr Verfasser ist darin Meister, sondern in Bezug auf Melodie und italienischen Geschmack. Ich muß Ihnen erklären, daß dies Werk mich vollkommen befriedigte. Einige Abänderungen, zu denen ich rieth, sind von Hiller mit einer Willfährigkeit vorgenommen worden, die seinem Talente und seiner Bescheiden-

heit gleiche Ehre bringt. Ich empfehle Ihnen den Maestro dringend. Nicht Bürgschaft kann ich leisten für den Erfolg, den „Romilda" bei der Aufführung finden wird; leider hängt dieser nur zu oft von der guten oder übeln Tafelverdauung der Zuhörer ab, aber daß die Musik höchst gelungen ist, und daß Kenner sie als solche schätzen müssen, das kann ich Sie versichern. Glauben Sie meinen Worten und werden Sie diesem ausgezeichneten Talente gütiger Beschützer."

Rossini. Eine Serenade. Zwei sich einander unbekannte Reisende befanden sich an einem schönen Herbsttage in dem Hintersitze der Diligence von Caen. Sie schienen Beide von gleichem Alter, ungefähr fünf und dreißig bis vierzig Jahre, Beider Gesichter waren frisch und heiter, und ihr sich bildendes Embonpoint deutete auf gleiche Gesundheit, und doch hatten die beiden Männer, welche sich zum ersten Male sahen, gar nichts Gemeinschaftliches in Geschmack, Temperament, Charakter. Die schwerfällige Diligence war schon zwei Meilen von Paris, woher sie abgefahren, und unsere beiden Reisenden hatten noch kein Sterbenswörtchen mit einander gewechselt. Endlich wurde Einer des langen Schweigens überdrüssig, und beschloß, es zu brechen. Er fädelte ein Gespräch ein, die Vertraulichkeit steigerte sich immer mehr, und Einer der Reisenden theilte dem Andern das Geheimniß mit, daß eine Serenade ihn ganz sicher zu der Wahl verhelfen könnte, der er sich in Caen unterziehen wollte. „Wenns nichts sonst als das ist," antwortete der Andere, welcher es vorzog, anonym zu bleiben, „so verspreche ich Ihnen eine, jedoch müssen Sie dafür erkenntlich sein." Der künftige Deputirte kam in Caen an, und zweifelte sehr an seiner Nachtmusik; aber welche Ueberraschung! Hundert Musiker vereinigten sich, und ein prächtiges Concert wurde ausgeführt! — Der Ouverture aus „Wilhelm Tell" folgte jene aus „Graf Ory" u. s. w. — Der Deputirte warf sich an den Hals seines Retters: „Was kann ich für Sie thun?" — „Sobald Sie wiedergewählt sind, werde ich es Ihnen schreiben. Gute Nacht." — Der Deputirte wurde wieder gewählt. Alles war erstaunt über diese Nachtmusik. Man lief zu dem Musikchef, um sich zu erkundigen. Dieser antwortete, daß er dem Deputirten keine Nachtmusik gebracht habe, sondern einer andern hochstehenden Person, deren Namen er jedoch nicht verrathen dürfe. Wer war also dieser Fremde, welcher in einer Stadt, wo man ihn nicht kannte, also befehlen konnte? Ein Brief, welchen der Deputirte nach einigen Tagen erhielt, klärte Alles auf. Er lautete: „Mein Herr! Sie brauchten eine Nachtmusik; ich habe sie Ihnen verschafft, ich cedirte Ihnen nämlich diejenige, welche mir bestimmt war. Der Capellmeister von Caen wollte mir die Ehre dieser Auszeichnung erweisen, ich machte zur Bedingung, daß Niemand außer ihm wissen dürfe, wem sie bestimmt sei. Er schwieg, und Sie wurden gewählt. Sie haben

mir versprochen, zu thun, was ich wünsche, wenn Sie wieder gewählt würden; ich verlange Nichts, als daß Sie im Departement Calvados eine gute Singschule errichten. Wenigstens wird die Kunst etwas durch unser electorales Manöver gewonnen haben. Leben Sie wohl, ich wünsche Frankreich Glück, Sie zum Repräsentanten zu haben, denn ich habe in Ihnen einen ehrlichen und ordnungsliebenden Mann erkannt, mich freut es aber besonders, Ihnen in etwas dienen gekonnt zu haben. Rossini."

Rossini erschien während der ersten drei Productionen seiner neuen Opern im Orchester mit dem Tactirstabe, empfing seine 70 Zechinen, nahm dann an einem großen Abschiedsmahle Theil, das ihm von seinen neuen Freunden gegeben wurde, und reiste mit einem vetturino (Lohnkutscher) und einem Mantelsack voll Notenpapiere ab, um in einer vierzig Meilen entlegenen Stadt seine Opern auf die Bühne zu bringen oder zu dirigiren. Mit 8 oder 10 Zechinen in der Tasche reist er lustig ab und unterläßt es nicht, unterwegs einen Narren zu foppen, den ihm der Zufall glücklich entgegenführte. So gab er sich, als er einst von Ancona nach Reggio fuhr, für einen Musikmeister und Todfeind Rossini's aus; er sang die ganze Zeit der Reise die abscheulichste Musik, die er auf den bekannten Text seiner berühmtesten Arien im Augenblicke componirte und schimpfte auf diese vorgeblichen Meisterwerke des Unthiers Rossini, welche seine Reisegefährten, Leute von schlechtem Geschmack, so einfältig waren, bis in die Wolken zu erheben.

Rossini. Als ihm die Rigoristen von Bologna grammatische grelle Fehler in seinen Compositionen vorwarfen, entschuldigte er sich: „Ich würde mir nicht so viel Fehler vorzuwerfen haben, wenn ich Zeit hätte, meine Manuscripte zweimal durchzublicken, doch ich habe kaum sechs Wochen Frist zur Composition einer neuen Oper. Den ersten Monat amüsire ich mich; soll ich etwa warten bis ich alt und mürrisch werde? Endlich kommen die letzten 14 Tage heran, ich schreibe alle Morgen ein Duett oder eine Arie, die gleich denselben Abend einstudirt wird. Wie soll ich nun einen grammatischen Fehler gleich bemerken?" In seinen Original-Partituren hat er die Fehler stets mit †† bezeichnet und an die Seite geschrieben: per soddisfazione de' pedanti (zur Genugthuung der Pedanten).

Rossini schrieb in seinem ganzen Leben bloß an eine Person, an seine Mutter, und adressirte sie ohne alle Umstände folgendermaßen: „Der hochgeehrten Signora Rossini, Mutter des berühmten angestaunten Meisters in Pesaro." Denn das war so seine Art, halb scherzhaft, halb im Ernst. Er nahm den Ruhm an, den man ihm

gab und kümmerte sich nicht um die geringe Bescheidenheit einer Academie. Glücklich durch sein Genie in der Mitte des empfindungsreichsten Volkes, von Kindheit an mit Ehrenbezeigungen überhäuft, glaubte er an seinen Ruhm. Als er einst aus Caprice die Gesellschaft des Prinzen Ghigi auf sich warten ließ, sprach er: „Er zog ein großes Loos in der Lotterie des Ehrgeizes, ich aber zog ein noch größeres in der Lotterie der Natur."

Rossini wollte den dramatischen Dichtern so zu sagen auf die Beine helfen, denn im Jahre 1837 machte er in einer italienischen Zeitschrift folgenden Aufruf: „Da ich mich überzeugt, daß ein interessanter Text, gehaltene Charactere, viel Handlung und überraschende Situationen auch in der Oper wesentlich zum Gelingen eines Bühnenproducts beitragen, so widme ich für ein vorzügliches Textbuch fünftausend Franken." So viel ward noch nie für einen Operntext bezahlt.

Ein Bewunderer **Rossini's.** Man erzählt sich in Paris folgende Anecdote, die ein Seitenstück zu der Geschichte von dem geheimnißvollen Menschen bildet, der Mozart die Composition seines berühmten Requiems befahl. Den 8. Juni kam ein junger, blasser, hagerer Mann mit ernstem, linkischen Benehmen zu Rossini und sprach zu ihm: „Sie kennen mich wahrscheinlich nicht; doch sollen Sie mich bald näher kennen. Der Zweck meines Besuches ist folgender: Gott hat Sie mit Schätzen des Genies überhäuft, die Sie ungenützt und ungenossen lassen, und dies ist eine häßliche Sünde. Wenn Ihr unverzeihliches Schweigen noch länger dauert, so erkennen Sie in mir ein Werkzeug der göttlichen Strafe. Hören Sie ruhig weiter. — Seit einiger Zeit ist mir das Leben eine Bürde, selbst die Musik, meine einzige Leidenschaft, mein Leben — selbst die Musik war mir nichts mehr, als ein eitles Gemenge von Tönen. Doch verfolgte mich ein verhängnißvoller Gedanke; ich glaubte minder unglücklich zu sterben, wenn ich zuvor ein neues Werk Ihres Genies gehört hätte. Dann hatte ich meinen Tod bestimmt. Ich hoffte zu viel! Meine Geduld ist nun ermüdet!" — Bei diesen Worten wurde Rossini unruhig. „Fürchten Sie nichts," fuhr Jener fort, „ich verschiebe meinen Entschluß, und gebe Ihnen ein Jahr Zeit, um die verlangte Partitur zu componiren und aufführen zu lassen. Aber binnen eines Jahres — merken Sie wohl — wenn Sie in Ihrem ruchlosen Schweigen verharren, sterben wir Beide. Sie können aus Italien fliehen, Sie können Europa verlassen, ich werde Sie treffen." — Darauf stürzte dieser sonderbare Bewunderer aus dem Zimmer. Seit diesem Besuche soll der große Künstler in düstere Schwermuth verfallen sein.

Die Kunst **roth** zu werden. Ein Frauenzimmer befand sich mit ihren Schwestern in Gesellschaft, wo ein lustiger Kopf ein Liebesabenteuer erzählte; er brachte es aber so hervor, daß ein Mädchen ohne Erfahrung es nicht so leicht verstehen konnte. Je dunkler die Erzählung ward, desto aufmerksamer hörte das jüngste der Mädchen zu. Die ältere Schwester, die schamhafter gehalten werden wollte, sagte zu ihr: „Pfui, meine Schwester, wie kannst Du das hören, was dieser Herr hier erzählt, ohne roth zu werden?“ — „Ei, liebe Schwester,“ entgegnete diese, „ich weiß halt noch nicht, wenn man roth werden muß!“

Der **Rothhaarige.** Zwei junge Herrchen gingen spazieren, und als sie vor sich einen Mann sahen, der rothe Haare hatte, ging einer derselben, um seinen Witz geltend zu machen, mit den Worten zu ihm hin: „Sagen Sie mir doch, wo der Wechsler Rothmann wohnt?“ — Ohne sich zu besinnen, gab ihm der Befragte eine Ohrfeige, und sagte dazu: „Bei der blauen Flasche.“

Der Dichter **Rotrou** (geb. 1609, gest. 1650) war ein leidenschaftlicher Spieler und deshalb sehr oft nicht Herr eines Sous. — Als er einst eben seine Tragödie Vinceslas vollendet hatte, wurde er wegen einer Schuld verhaftet. Die Schuld war nicht groß, aber Rotrou konnte sie nicht tilgen. Er bot dieses Stück den Schauspielern an, und verlangte zwanzig Pistolen Honorar. Der Handel wurde abgeschlossen, der Dichter verließ das Gefängniß, die Tragödie erhielt bei der Darstellung so vielen Beifall, daß die Schauspieler sich für verpflichtet fühlten, ihm noch ein ansehnliches Geschenk zu machen. — Rotrou, um nicht mehr in so drückende Geldverlegenheit zu kommen, ersann dafür ein originelles Mittel. Wenn er für eines seiner Theaterstücke das Honorar empfing, so warf er davon einen großen Theil in ein Bund Stroh, das er verschlossen hielt. Fehlte es ihm an Geld, so nahm er seine Zuflucht zu diesem Stroh; er schüttelte es, bis von dem Gelde etwas herausfiel, und da ihm dies Mühe machte, so blieb gewöhnlich noch manches Stück Geld zurück.

Der kürzlich in Paris verstorbene Vaudevillist **Rougemont** war sehr heiteren Humors und man erzählt von ihm viele Anecdoten in dieser Hinsicht. Darunter ist auch folgende: Eines Tages kam er mit einem langen Spagat zum Thore St. Denis und begann mit ernster Miene dessen Breite auszumessen. Einer der Vorübergehenden bleibt stehen und schaut ihm zu. Rougemont sieht seinem Zuschauer sogleich die Leichtgläubigkeit am Gesichte an, und sagt: „Ach mein Herr, wollen Sie vielleicht die Güte haben, das Ende des Strickes ein Weilchen zu halten.“ Der Zuschauer gehorcht und Rougemont

stellt ihn an die linke Ecke des Thores an. Gleich darauf erblickt er einen Zweiten, aus dessen Gesicht gleichfalls die ehrlichste Leichtgläubigkeit hervorschaute. Diesem gab er das zweite Strickende in die Hand und stellt ihn an die rechte Thorecke an. Jedem der beiden hat er bereits in's Ohr gezischelt, daß er der Inspector der Brücken und Thore, und beauftragt sei, zu untersuchen, ob man nicht am Thore St. Denis zwei Thorflügel anbringen könne, indem sich die Einwohner schon lange über die Zugluft beklagten. Die Beiden halten den Strick über die ganze Breite des Thores gespannt, und während alle Durchgehenden, alle Kutscher, Fiaker, Cabrioletführer u. s. w. dadurch aufgehalten, über die beiden Einfaltspinsel schimpfen, fluchen und schreien, hat sich Rougemont bereits unter den Haufen der Zuschauer gemischt und lacht aus vollem Halse über die drollige Scene.

Die **Roulade** (Läufer) einer Sängerin. In einer Gesellschaft trug eine Sängerin, die mehr Ansprüche als Talent besaß, und die Alles wagte, weil sie nichts mehr zu verlieren hatte, mit großer Kühnheit eine Piece mit vielen Coloraturen vor, wobei sie sich in der Wahl der Töne zuweilen vergriff. „Die Roulade scheint ihre Stärke nicht zu sein," äußerte ein Anwesender. — „Gewiß nicht," gab sein Nachbar zur Antwort, aber ihre Schwäche."

Rousseau. Joseph der Zweite besuchte in Paris den bekannten Philosophen Rousseau, und fand ihn beim Notenschreiben. „Wie?" sagte Joseph, „ein Mann, der so vortrefflich schreibt, und der Welt in seinen Schriften Unterricht gibt, ein solcher Mann gibt sich mit einer solchen Beschäftigung ab?" Rousseau antwortete: „Ich habe lange genug den Franzosen Gelegenheit gegeben, zu denken, aber umsonst, sie dachten nicht. Jetzt gebe ich Ihnen Gelegenheit zu singen, und — sie singen."

— Grosset besuchte einst J. J. Rousseau und gab sich viele Mühe, auf eine feine Weise ihm einige Geständnisse über sein Unglück zu entlocken; Rousseau sagte ihm aber: „Sie haben zwar einen Papagei (vert-vert) reden lassen, aber einen Bären sollen Sie doch nicht dazu bringen."

— Dussaul besuchte einst Rousseau, als dieser eben beim Essen war; nach einer Unterredung, die von beiden Seiten nicht sehr lebhaft geführt wurde, begab er sich fort. Rousseau folgte ihm die Treppe hinunter, und redete ihn folgendermaßen an: „Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie nicht gebeten habe, mit mir zu essen. Ich bin beim Publikum so verhaßt, daß, wenn Sie zufällig an mei-

nem Tisch krank geworden wären, man unfehlbar gesagt haben würde, Rousseau hat ihn vergiftet."

Rousseau's Grabschrift zu Ermenonville.

Ici repose l'homme de la nature et de la verité.
(Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit.)

— Man nannte in einer Gesellschaft den berühmten Jean Jacques Rousseau, weil er die Einsamkeit liebte und menschenscheu war, eine Eule. „Ja," sagte Jemand, „er ist eine Eule; aber die Eule der Minerva.

J. J. Rousseau ist das Erlernen der Musik nach seinem eigenen Geständniß sehr schwer gefallen, und er hat es niemals darin zu einer solchen Fertigkeit gebracht, um vollkommen sicher vom Blatte herunterspielen zu können. Er erklärt dies für befremdlich bei einer Kunst, für die er sich für geboren hielt. Man wird in Letzterm gern mit ihm übereinstimmen, den Grund zu jener Erscheinung aber wohl darin zu finden haben, daß J. Jacques überhaupt keine Natur für das eigentliche Lernen, und zwar darum nicht besaß, weil er wesentlich productiv war. Hierüber legt er selbst an einer Stelle seiner „Confessions" Zeugniß ab, wo er auch darauf hinaus kommt: er müsse für das Studiren keine natürliche Anlage gehabt haben, ein längeres Verweilen ermüde ihn in solchen Grade, daß es ihm unmöglich sei, sich eine halbe Stunde lang anhaltend und mit Nachdruck mit demselben Gegenstand zu beschäftigen, namentlich wenn es sich darum handle, den Ideen eines Andern zu folgen; da sei es ihm öfters vorgekommen, daß er sich zuletzt längere Zeit seinen eigenen Gedanken überlassen habe, und selbst mit rechtem Erfolge, wie er in seiner großartigen Naivetät hinzusetzt. — Ebenso wie Napoleon, war Rousseau ein schlechter Schüler in der Tanz- und Fechtkunst. Nach drei Monaten Unterricht, erzählt Letzterer, war er unfähig, ein Assout zu stoßen, und die Menuett war ihm nicht beizubringen, nicht wegen einer natürlichen Unbehülflichkeit, da Jean Jacques im Gegentheil einen sehr gewandten und geschmeidigen Körper besaß, sondern weil er sich der Gewohnheit, auf dem Absatz zu gehen, nicht entäußern konnte, und zwar — wegen seiner Hühneraugen. Gegen seinen Fechtmeister hatte Rousseau dieselbe Abneigung, wie Napoleon gegen den seinigen, doch war hierbei wohl nicht die Pedanterie, mit welcher der Mann sein Metier betrieb, der einzige Grund; schon als Jüngling empfand J. Jacques einen Widerwillen gegen einen Menschen, dessen Stolz sich auf die Kunst gründete, einen Menschen zu tödten.

Routine. Was nicht ein T. macht. „Ein in der Landwirth-

schaft ruinirter Mann wird unter vortheilhaften Bedingungen sofort aufgenommen." — Ist zu lesen in den Ankündigungen einer weit verbreiteten Zeitung. — Wer sollte wohl glauben, daß man es im Ernste nahm, und sich die Ruinirten ordentlich drängten? — Uebrigens Routine in der Wirthschaft (ein hübscher Ausdruck) wäre vielleicht gar manchem wohl routinirten Schauspieler zu empfehlen.

Rubens und der Stein der Weisen. Ein Freund des großen Malers Rubens war ein Alchymist, Zacharias Brendel. Der junge Mann, ein Fanatiker wie alle, die sich mit der sogenannten Goldmacherkunst beschäftigten, erschöpfte sich an seinen Retorten u. s. w. ganz und gar im eifrigen Bestreben, den Stein der Weisen zu finden. Eines Tages nun sagte er zu Rubens: „Ich bin ganz nahe daran, die bekannte Entdeckung zu machen; wenn ein so gewandter und kluger Mann, wie Ihr, mir beistehen wollte, würden wir ohne Zweifel sehr bald jene Schätze finden, die mir immer in dem Augenblicke entgangen sind, als ich sie erfassen zu können glaubte." — „Das glaube ich wohl," antwortete Rubens, „ich bin nun seit zwanzig Jahren im Besitze dieser Wissenschaft und habe den Stein der Weisen bereits gefunden." — „Wirklich?" — „Wahrhaftig." Bei diesen Worten öffnete er die Thüre seines Arbeitszimmers und zeigte dem Freunde seine Pinsel u. s. w. „Das," setzte er hinzu, „sind die Werkzeuge, durch die ich den Stein der Weisen gefunden habe."

Die mit so vielem Gepränge errichtete **Rubensstatue** in Antwerpen hat ein eigenthümliches Schicksal erlebt. Da Herr Butkens, der das Standbild gegossen, von dem Comite seine Bezahlung nicht erhielt, hat er die Bildsäule gerichtlich in Beschlag nehmen lassen, und der große Maler Rubens mag nun sehen, wie er sich aus dem Executionsverfahren herauswindet.

Die **Rubinen.** Ein junger Schauspieler war vor Kurzem in einer Gesellschaft von renommirten Säufern mit glühendrothen Nasen. Die einzige schöne Tochter des Gastwirths servirte. „Wie gefällt Ihnen Amalie?" fragte der Letztere, zu ihm sich wendend, und er antwortete: „In diesem Augenblicke ist sie ein Diamant unter den Rubinen."

Rubini. Vor dreißig Jahren war in Bergamo das Sängerpersonal des Theaters merkwürdig schlecht, während sich der Chor ganz besonders auszeichnete. Die meisten der Choristen aus jener Zeit sind sogar später berühmte Sänger, große Componisten, ausgezeichnete Musiker geworden. Donizetti, Crivelli, Leodoro Bianchini, Mari Doldi sangen sämmtlich zuerst im Chore zu Bergamo. In

demſelben befand ſich damals auch ein ſehr armer, ſehr beſcheidener junger Mann, den alle ſeine Cameraden vorzugsweiſe liebten. In Italien werden die Mitglieder des Orcheſters und des Chors noch ſchlechter bezahlt als bei uns, wenn das möglich iſt. Man kommt vielleicht zu einem Schuhmacher; der Meiſter ſpielt die erſte Violine, während die Geſellen und Lehrjungen Abends, um ihre Tagesarbeit zu vergeſſen, im Theater die Clarinette oder Oboe blaſen oder Pauken ſchlagen. Unſer junger Mann nun war, um ſeine arme Mutter beſſer unterſtützen zu können, gleichzeitig Schneidergeſelle und Choriſt. Als er eines Tages Nozari Pantalons anverſucht hatte, ſah ihn der berühmte Sänger unverwandt an und ſagte zu ihm: „Es iſt mir, als hätte ich Dich ſchon irgendwo geſehen.“ „Wohl möglich, Sie werden mich auf der Bühne geſehen haben, weil ich da im Chor mitſinge.“ „Haſt Du eine gute Stimme?“ „Sie iſt nicht beſonders, ich bringe mit Mühe das G heraus.“ „Laß hören,“ ſagte Nozari, indem er an das Piano trat. „Fang an.“ Der Choriſt begann und brachte richtig das G mit Mühe heraus. „Nun das A.“ „Herr, das geht nicht.“ „Gib das A an, Unglücklicher.“ Mit großer Anſtrengung gelang es dem Choriſten.“ „Nun das H.“ „Das bin ich nicht im Stande.“ „Das H ſage ich Dir, oder bei meiner Seele, ich ..“ „Erzürnen Sie ſich nicht; ich will's verſuchen. A.. H.. A.. H..“ „Siehſt Du!“ rief Nozari aus . . „Und nun ſage ich Dir ein Wort, mein Sohn; wenn Du Dich fleißig üben willſt, wirſt Du der erſte Tenoriſt Italiens werden.“ — Nozari hat ſich nicht geirrt. Der arme Choriſt, welcher, um ſein Leben zu friſten, ſchneiderte und alte Kleidungsſtücke ausbeſſerte, beſitzt jetzt ein Vermögen von zwei Millionen Francs und heißt Rubini.

Rubini's erſte Liebe. Arm und noch wenig bekannt, erhielt Rubini eines Tages einen Brief vom Impreſſario von Palermo, in welchem ihm dieſer den Antrag machte, auf ſeinem Theater die erſten Partien zu ſingen. Der junge Mann war außer ſich vor Freude; denn wenn auch der angebotene Gehalt eben nicht ſehr beträchtlich war, ſo überſtieg er doch bei weitem die Hoffnungen des werdenden Tenors. Bald ſaß er auf dem Reiſewagen, kam in Palermo an, und hielt gleich am Tage ſeiner Ankunft Probe in einer neuen Oper. Er ſang eine Arie, welche der Maeſtro eigens für ihn geſchrieben hatte; und Maeſtro und Impreſſario wechſelten Blicke des Staunens und der Freude, als plötzlich ein junges Frauenzimmer auf die Bühne trat, wo die Probe abgehalten wurde. — Bei ihrem Anblick verſagte Rubini die Stimme, ſeine Lippen ſtammelten nur Mißlaute, und alle Anweſenden fingen an zu lachen, indem ſie ſich leicht die Bewegung des naiven und eindrucksfähigen jungen Menſchen erklären konnten. Es gab in der That keine verführeriſchere Schönheit als die Fabre,

Primadonna des Theaters in Palermo. Groß, schlank, voll Ebenmaß in ihren Proportionen, mit schwarzem, glänzendem Haare, das in breiten Flechten um ihre gewölbte Stirne gelegt war, entfaltete sie eine ungewöhnliche Anmuth in ihrem ganzen Wesen. Man konnte ohne Zweifel ihren Mund etwas kleiner, ihren Lippen mehr Feinheit wünschen; aber der schöne Schnitt ihres Gesichtes, die runde Form ihrer Wangen, hie und da mit sammtartigen Fläumchen bedeckt, ihre großen Augen mit langen Wimpern überwölbt, ließen auch diese kleinen Mängel vergessen. Die Fabre lachte wie die Anderen über die Bewegung Rubini's. Endlich faßte sich der Tenor wieder, trug seine Arie vor, und nach deren Beendigung nahte er sich der schönen Künstlerin, welche ihn sehr freundlich aufnahm. Kurz, sie sahen sich oft, und liebten sich bald, und zwar mit solcher Liebe, deren man nur zweimal in seinem Leben fähig ist, wenn man das Erstemal, und wenn man das Letztemal liebt. Wenn man sich so liebt, kann man nicht begreifen, wie eine solche Liebe aufhören, oder nur schwächer werden kann. Die Liebenden beschlossen nun, sich zu heirathen, und hätten es auch gleich gethan, wenn nicht ein Engagement, welches sie nicht auflösen konnte, die Fabre nach Neapel berufen hätte, während Rubini's Vertrag mit dem Impressario von Palermo ihn noch eine Saison an diese Stadt band. Die Verlobten trennten sich also nicht ohne Thränen, und nicht ohne das Versprechen, sich bald wieder zu sehen. — Rubini sang alle Abend in Palermo, und die Fabre in Neapel. Eine große Entfernung trennte sie; in Italien wird übrigens bei den schlechten Communicationsmitteln auch eine kleine Entfernung groß. Drei Monate verflossen also für die Liebenden. Durch einen unverhofften Zufall wurde es Rubini möglich, acht Tage Urlaub zu erhalten. Geschwind, Postpferde! Postillon treibe deine Pferde an! Da ist er schon in Neapel, schon bei dem Hause der Geliebten — seiner Verlobten, die in Kurzem seine Gattin werden sollte! — Ach! das Haus ist ganz mit Schwarz überzogen! Priester stimmen Trauergebete an! Man schluchzt um einen Sarg! Es ist sie! Mein Gott! Es ist sie! Er wirft sich auf den Leichnam, umfaßt mit seinen Armen Alles, was ihm von der theuren Verlobten geblieben — ein lebloser Körper, unbewegliche Augen, eine eiskalte Hand! Besinnungslos sinkt er endlich an der Bahre nieder; als man ihn wieder zum Bewußtsein brachte, wollte er den Namen der Angebeteten aussprechen, aber er vermochte nur unartikulirte Töne hervorzubringen, und zwei Monate verstrichen, während welcher man an dem Zustande des unglücklichen Liebenden verzweifelte. — Endlich kehrte seine Kraft und seine Gesundheit wieder, aber noch konnte er weder sprechen, noch singen. Die geschicktesten Aerzte konnten keinen Aufschluß über diese Aphonie geben. Da hörte er eines Abends, als er durch die Straßen Neapels ging, eine frische und naive Stimme eine der Lieblings-

demſelben befand ſich damals auch ein ſehr armer, ſehr beſcheidener junger Mann, den alle ſeine Cameraden vorzugsweiſe liebten. In Italien werden die Mitglieder des Orcheſters und des Chors noch ſchlechter bezahlt als bei uns, wenn das möglich iſt. Man kommt vielleicht zu einem Schuhmacher; der Meiſter ſpielt die erſte Violine, während die Geſellen und Lehrjungen Abends, um ihre Tagesarbeit zu vergeſſen, im Theater die Clarinette oder Oboe blaſen oder Pauken ſchlagen. Unſer junger Mann nun war, um ſeine arme Mutter beſſer unterſtützen zu können, gleichzeitig Schneidergeſelle und Choriſt. Als er eines Tages Nozari Pantalons anverſucht hatte, ſah ihn der berühmte Sänger unverwandt an und ſagte zu ihm: „Es iſt mir, als hätte ich Dich ſchon irgendwo geſehen.“ „Wohl möglich, Sie werden mich auf der Bühne geſehen haben, weil ich da im Chor mitſinge.“ „Haſt Du eine gute Stimme?“ „Sie iſt nicht beſonders, ich bringe mit Mühe das G heraus.“ „Laß hören,“ ſagte Nozari, indem er an das Piano trat. „Fang an.“ Der Choriſt begann und brachte richtig das G mit Mühe heraus. „Nun das A.“ „Herr, das geht nicht.“ „Gib das A an, Unglücklicher.“ Mit großer Anſtrengung gelang es dem Choriſten.“ „Nun das H.“ „Das bin ich nicht im Stande.“ „Das H ſage ich Dir, oder bei meiner Seele, ich ..“ „Erzürnen Sie ſich nicht; ich will's verſuchen. A.. H.. A.. H..“ „Siehſt Du!“ rief Nozari aus . . „Und nun ſage ich Dir ein Wort, mein Sohn; wenn Du Dich fleißig üben willſt, wirſt Du der erſte Tenoriſt Italiens werden.“ — Nozari hat ſich nicht geirrt. Der arme Choriſt, welcher, um ſein Leben zu friſten, ſchneiderte und alte Kleidungsſtücke ausbeſſerte, beſitzt jetzt ein Vermögen von zwei Millionen Francs und heißt Rubini.

Rubini's erſte Liebe. Arm und noch wenig bekannt, erhielt Rubini eines Tages einen Brief vom Impreſſario von Palermo, in welchem ihm dieſer den Antrag machte, auf ſeinem Theater die erſten Partien zu ſingen. Der junge Mann war außer ſich vor Freude; denn wenn auch der angebotene Gehalt eben nicht ſehr beträchtlich war, ſo überſtieg er doch bei weitem die Hoffnungen des werdenden Tenors. Bald ſaß er auf dem Reiſewagen, kam in Palermo an, und hielt gleich am Tage ſeiner Ankunft Probe in einer neuen Oper. Er ſang eine Arie, welche der Maeſtro eigens für ihn geſchrieben hatte; und Maeſtro und Impreſſario wechſelten Blicke des Staunens und der Freude, als plötzlich ein junges Frauenzimmer auf die Bühne trat, wo die Probe abgehalten wurde. — Bei ihrem Anblick verſagte Rubini die Stimme, ſeine Lippen ſtammelten nur Mißlaute, und alle Anweſenden fingen an zu lachen, indem ſie ſich leicht die Bewegung des naiven und eindrucksfähigen jungen Menſchen erklären konnten. Es gab in der That keine verführeriſchere Schönheit als die **Fabre**,

Primadonna des Theaters in Palermo. Groß, schlank, voll Ebenmaß in ihren Proportionen, mit schwarzem, glänzendem Haare, das in breiten Flechten um ihre gewölbte Stirne gelegt war, entfaltete sie eine ungewöhnliche Anmuth in ihrem ganzen Wesen. Man konnte ohne Zweifel ihren Mund etwas kleiner, ihren Lippen mehr Feinheit wünschen; aber der schöne Schnitt ihres Gesichtes, die runde Form ihrer Wangen, hie und da mit sammtartigen Fläumchen bedeckt, ihre großen Augen mit langen Wimpern überwölbt, ließen auch diese kleinen Mängel vergessen. Die Fabre lachte wie die Anderen über die Bewegung Rubini's. Endlich faßte sich der Tenor wieder, trug seine Arie vor, und nach deren Beendigung nahte er sich der schönen Künstlerin, welche ihn sehr freundlich aufnahm. Kurz, sie sahen sich oft, und liebten sich bald, und zwar mit solcher Liebe, deren man nur zweimal in seinem Leben fähig ist, wenn man das Erstemal, und wenn man das Letztemal liebt. Wenn man sich so liebt, kann man nicht begreifen, wie eine solche Liebe aufhören, oder nur schwächer werden kann. Die Liebenden beschlossen nun, sich zu heirathen, und hätten es auch gleich gethan, wenn nicht ein Engagement, welches sie nicht auflösen konnte, die Fabre nach Neapel berufen hätte, während Rubini's Vertrag mit dem Impressario von Palermo ihn noch eine Saison an diese Stadt band. Die Verlobten trennten sich also nicht ohne Thränen, und nicht ohne das Versprechen, sich bald wieder zu sehen. — Rubini sang alle Abend in Palermo, und die Fabre in Neapel. Eine große Entfernung trennte sie; in Italien wird übrigens bei den schlechten Communicationsmitteln auch eine kleine Entfernung groß. Drei Monate verflossen also für die Liebenden. Durch einen unverhofften Zufall wurde es Rubini möglich, acht Tage Urlaub zu erhalten. Geschwind, Postpferde! Postillon treibe deine Pferde an! Da ist er schon in Neapel, schon bei dem Hause der Geliebten — seiner Verlobten, die in Kurzem seine Gattin werden sollte! — Ach! das Haus ist ganz mit Schwarz überzogen! Priester stimmen Trauergebete an! Man schluchzt um einen Sarg! Es ist sie! Mein Gott! Es ist sie! Er wirft sich auf den Leichnam, umfaßt mit seinen Armen Alles, was ihm von der theuren Verlobten geblieben — ein lebloser Körper, unbewegliche Augen, eine eiskalte Hand! Besinnungslos sinkt er endlich an der Bahre nieder; als man ihn wieder zum Bewußtsein brachte, wollte er den Namen der Angebeteten aussprechen, aber er vermochte nur unartikulirte Töne hervorzubringen, und zwei Monate verstrichen, während welcher man an dem Zustande des unglücklichen Liebenden verzweifelte. — Endlich kehrte seine Kraft und seine Gesundheit wieder, aber noch konnte er weder sprechen, noch singen. Die geschicktesten Aerzte konnten keinen Aufschluß über diese Aphonie geben. Da hörte er eines Abends, als er durch die Straßen Neapels ging, eine frische und naive Stimme eine der Lieblings-

arien der Fabré singen. Es fuhr elektrisch dem Künstler durch den ganzen Körper, er blieb stehen, streckte die Arme nach dem Fenster aus, woher die Stimme kam, stammelte den Namen derjenigen, die er verloren hatte, und endigte damit, daß er seine Laute mit denjenigen der unbekannten Sängerin mischte. — Von dieser Stunde an erhielt er seine Stimme wieder und wurde bald darauf der vollendetste Tenor der Welt. Humor.

Schöner Zug **Rubini's.** In Betreff des großen Sängers Rubini, welcher, trotz seiner hohen Fähigkeiten, seines großen Reichthums, „gar keine Feinde" zählt, meldet die „France musicale" nachfolgende Anecdote: „Der bekannte italienische Sänger im sogenannten komischen Genre (Buffo) Hr. Ruggiero hatte kürzlich in Paris ein Concert veranstaltet, worin Rubini, aus Gefälligkeit für den Landsmann, nicht nur bereitwillig seine Mitwirkung zusagte, sondern auch noch am Vorabende der Production jene der Dlle. E. Grisi und anderer beliebten Künstler bewirkte. Einige Minuten vor dem Beginne tritt Rubini, wie gewöhnlich heiterer Miene, in das Vorzimmer des Concertsaales und erkundigt sich bei Ruggiero über den Zuspruch des Publikums. — „Schlecht, Freund!" erwiederte dieser, indem er die Saalthüre zur Hälfte öffnete und den Künstler auf die vielen leeren Stühle hinblicken ließ. — „Wohlan!" rief Rubini, „so nehme ich das Uebrige; und dabei fing er an, eine Menge Zettel mit dem Worte „Loué" (gemiethet) zu bezeichnen, welche ein Billeteur an den erübrigten Plätzen einzeln befestigen mußte. Dlle. Grisi endigte eben ihre große Arie unter dem Applaus der Zuhörer, als zwei ernst aussehende Engländer, jeder ein Doppel-Perspectiv fest unter dem Stirnbein, eintretend und sich überall um einen gesperrten Sitz umsehend, nichts als „Loué" und wieder „Loué" darauf erblickten. Als Hr. Ruggiero in diesem Augenblick durch den Saal ging, wurde er von einem der Engländer um zwei Sitze angeredet. „Ich will Sie zu dem reichen und berühmten Herrn führen, der sie alle bestellt hat," antwortete Hr. Ruggiero, und dabei führte er sie in's Foyer zu Rubini. — „Meine Herren," sprach Rubini zu denselben, „ich habe um 1000 Frcs. Sitze gekauft, um dem Benefizianten zu Hülfe zu kommen; wollen Sie die zwei Plätze um die 1000 Frcs. haben, so stehen sie zu Diensten. — Der etwas lächelnde Ton pikirte die ehrgeizigen Britten; der Eine davon zog demnach ganz ruhig einen Bon über diesen Betrag aus der Brieftasche, und nachdem er ihn dem Künstler übergeben, nahm er mit seinem Begleiter auf den ersten Sitzen im Salon Platz. Sie kannten Rubini nicht; als er aber bald darnach auftrat und in der berühmten Arie Cimarosa's „Pria che spunti" Alles zur Begeisterung hinriß, stimmten auch die zwei Fremden ju-

beind in den Applaus ein und erklärten, daß sie das Vergnügen, Rubini zu sprechen und zu hören, keineswegs zu theuer erkauft hätten!

Rubini. In keinem Lande ist so viel Pikantes und Seltsames mit den ersten Debüts eines Künstlers verbunden, als in Italien. Man höre die Geschichte Rubini's, wie er sie selbst seinen Collegen erzählte.

„Es mögen ungefähr dreißig Jahre sein, daß eine arme Familie in Italien zu Fuß von Stadt zu Stadt zog, und sich durch Serenaden, die sie bald da dort in freier Luft ausführte, ihren Unterhalt erwarb. Nach der Serenade machte ein kleiner Knabe, ein hölzernes Schüsselchen in der Hand, die Runde, und brachte dann das gesammelte Geld seiner Mutter: sodann legte man den Contrebaß auf einen magern, alten Esel; der Vater hing mit Tragbändern die Violinen und Violas um, die jüngeren Kinder trugen die Clarinette und die Flöte, und der kleine, zwölfjährige Sammler steckte sich in die Rundung eines Waldhornes, das so groß wie er war; man wußte nicht recht, ob das Waldhorn an den Gürtel des Knaben, oder der Knabe an die gebogenen Röhren des Instrumentes angebunden sei. Man ging höchstens zehn Schritte und begann ein neues Concert, das Schüsselchen circulirte wieder unter den Zuhöreren. Die Einnahmen fielen sehr mager aus; man bezahlte nicht immer die Ständchen dieser musikalischen Karavane, ja, einmal stahl man ihnen sogar ein Concert; ja, man stahl es ihnen. Ein Räuber machte sich den Spaß, von diesen armen Teufeln ein Concert oder das Leben zu fordern. Wenn es für die Troubadours schlechte Tage gab, so kamen auch wieder gute; und zu der Zahl dieser gehörte der Tag, an welchem es Gian Batista gestattet wurde, in dem Chor einer ziemlich miserablen Truppe zu singen, welche auf dem Theater von Romano Vorstellungen gab. Den Tag vor der letzten Vorstellung, welche diese Truppe geben sollte, verschwand auf einmal die Prima-Donna, und ließ ihre Kameraden in keiner kleinen Verlegenheit. Dieses leidenschaftlich liebende Geschöpf konnte es nicht über sich bringen, einen französischen Handelsreisenden abreisen zu lassen, ohne mit ihm zu gehen, er spielte ihr aber in wenigen Tagen denselben Streich, den sie der lyrischen Gesellschaft gespielt. Was war zu thun? Was nun anfangen? Gian Batista's Vater brachte eine ganze Nacht zu, seinem Sohne den Part der Prima-Donna einzustudiren, und den andern Tag sang Gian, als Frauenzimmer gekleidet, die Partie, machte Furore und hörte zum ersten Male die Beifallsausrufungen, an welche er später sich etwas mehr gewöhnen sollte. — Der junge Knabe gefiel so als Prima-Donna, daß, ungeachtet der Schluß der Vorstellungen schon angekündigt war, noch drei stattfanden. Bei der letzten setzte man ihn, in der Vorhalle des Theaters, in den Frauen-

kleidern, an einen Tisch, zwischen zwei Fackeln, und in einer zinnernen Schüssel brachte ihm jeder Zuschauer ein Geschenk dar; diese Gaben erhoben sich auf funfzehn Lire. — Das Metier einer Prima-Donna war ein gutes Metier für Gian; aber zum Unglücke mußte er es aufgeben, um während der Zwischenacte mit seinem Vater im Orchester Violine zu spielen und sodann im Chore mitzuwirken. Zu dieser Zeit ließ Lamberti in Bergamo eine neue Composition in die Scene gehen; es mangelte ihm ein Tenor zur Ausführung einer zweiten Partie. Gian's Vater sprach ihm von dem Erfolge seines Sohnes in Romano, und erwirkte es, daß man mit der Ex-Prima-Donna einen Versuch machte. Die Sache fiel ungemein gut aus. Eine Cavatine von Lamberti wurde gut gesungen, und der Maestro bezeugte seine Zufriedenheit dadurch, daß er dem jungen Künstler einen Thaler schenkte. Durch diese Großmuth ward es dem Tenor möglich, sich ein Paar neue Schuhe zu kaufen. — Der erste Schritt war also gethan. Nachdem Gian Bergamo verlassen, hatte er noch einige schlechte Tage, aber es kamen endlich die guten, um nicht wieder aufzuhören. Obschon ihm von dem Impressario des Mailänder-Theaters die Aufnahme als Chorist verweigert wurde, weil er nicht genug Stimme bei dem jungen Manne zu finden glaubte, erhielt er doch bald ein Engagement als zweiter Tenor in Palazzuolo. Er bekam sechshundert Francs, das ist schon etwas Anderes, als der Thaler des Maestro Lamberti. Mit sechshundert Francs kann man sich nicht nur Schuhe, sondern auch einen Mantel kaufen, eine kostbare Bekleidung, nach welcher Gian von Kindheit an sehnsüchtig schmachtete. Auf diese sechshundert folgten bald tausend von dem Theaterunternehmer in Brescia, zweitausend in Venedig, kurz, der arme Teufel wurde eine wichtige Person. Fioravanti schrieb für ihn „Adelson e salveni“ und noch zwei andere Opern; Rossini bat den Tenor à la mode, die Hauptpartie in seiner „Gazza ladra“ zu übernehmen; endlich stritten Wien und Paris um Gian; aber die Ouverture beginnt, man erwartet Gian Batista, um in der „Sonnambula“ zu singen.“ — „Und Gian Batista,“ sagte Severini, „hat jetzt nicht weniger als funfzigtausend Francs Einkünfte.“ — „Nicht zu erwähnen, daß er der erste Sänger der Welt ist,“ sprach Lablache. — „Und daß Niemand besser Whist spielt als er,“ fügte Tamburini hinzu. — „Mich ausgenommen,“ erwiederte Lablache. Humor.

Rubrica. Eine Gemeinde sollte die Kosten der Regulirung von den Ufern des Waldflusses Schassa bezahlen; es kam in dieser Angelegenheit zur Wiederaufnahme der Verhandlung, wozu die Gemeindeglieder eine Abschrift des dießfälligen Commissions-Protocolles benöthigten. Da sie mit der Berichtigung der Gebühren säumig waren, wurden dieselben urgirt. Dagegen machten jene Gemeindemitglieder

eine Eingabe, welche folgendes Rubrum trug: „Schaffa-Waldfluß-Regulirungs-Reassumirungs-Commissions-Protocoll-Abschriftsgebühren-Urgirungs-Abstehungsbittgesuch."

Rubrum. Bei dem ***schen Kreisgericht berichtete ein Dorfschulze den in Folge eines Wolkenbruchs entstandenen Schaden und zwar hatte er über sein Protocoll gesetzt: „In Sachen einer Wetterwolke gegen die Gemeinde N."

— In einem kleinen Städtchen hatte der Hund eines Bürgers das Kind eines andern Bürgers in den Fuß gebissen. Der Vater des gebissenen Kindes führte nun Klage gegen den Eigenthümer des Hundes, und auf der Klagschrift stand folgendes Rubrum: „Johann N—d, Bürger und Handelsmann contra Daniel H—l, ebenfalls detto in Hundsbeißerischen Fußangelegenheiten.

— Ein Justizrath hatte die Eigenheit, im Anfange seiner Protocolle den Gegenstand seines Processes möglichst genau mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, und so fing das Instructions-Protocoll also an: „In Sachen N. N. wider N. N. wegen Mistgrubendungerausräumungs-Verbindlichkeitserfüllungs-Mangel u. s. w."

— Ein Beamter, welcher in eine fremde Provinz versetzt worden, kam öfters um Vergütung der Uebersiedlungskosten ein. Endlich setzte er folgendes Rubrum auf seine wiederholte Bittschrift: „Uebersiedlungskosten beitrags aus bezahlungs decretursbeschleunigungs bitterinnerungswiederholungsgesuch."

— Als unlängst zwei Bäcker wegen einer hölzernen Pfefferkuchenform, die einen Husaren vorstellte, processirten, betitelte der Advocat des Einen Acten also: „Acta privata in reitenden Husaren-Pfefferkuchen-Form-Sachen."

Kaiser **Rudolph's** Lebensart war mäßig und einfach. Einst fehlte es seinem Heere an Lebensmitteln, und es fing schon an darüber zu murren. Der Kaiser litt gleichen Mangel. Da zog er Angesichts des Heeres eine Rübe aus dem Acker, und sättigte sich mit derselben. Alle Soldaten, durch sein Beispiel ermuntert, thaten ein Gleiches, und keiner murrte mehr über Mangel an Nahrung, den der Kaiser mit ihnen theilte. Eben so zufrieden flickte er, wie ein gemeiner Soldat, einst im Felde seinen blauen Rock.

Kaiser **Rudolph** von Habsburg rief einst einem Gerber, welcher seine übelriechenden Felle ausspannte, scherzend zu: „Hundert Mark Silber jährliches Einkommen und ein hübsches Weib würden Euch wohl auch lieber sein, als dieser Geruch.“ Der Gerber aber erwiederte: „Eure Majestät, ich besitze beides.“ Rudolph kehrte in die Wohnung des Gerbers ein, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, und wurde nicht wenig überrascht, als bald darauf die freundliche, sehr schöne Hausfrau in köstlichen Kleidern und der Gerber in einem feinen, netten Anzuge den Kaiser an seine Tafel führten, auf welcher edle Weine und vortreffliche Speisen in silbernen und goldenen Gefäßen zubereitet standen. Der Kaiser konnte seine Verwunderung nicht bergen, daß ein so reicher Mann ein solches Gewerbe treibe; da erwiederte der Gerber: „Eure Majestät, diese kostbaren Sachen habe ich durch meine übelriechende Arbeit erworben; aber sie würden wieder verschwinden, wenn ich meine Felle nicht mehr riechen könnte.“

Kaiser **Rudolph** I. fragte einen Gesandten, „was die Ursache wäre, daß sein Bart schwarz und das Haupt grau sei?“ „Weil,“ antwortete der Gesandte, das Haupthaar um 24 Jahre älter ist als der Bart.“ „Aber,“ erlauben Ew. Majestät, „wie kommt es, daß bei Ihnen umgekehrt das Haupthaar schwarz, der Bart aber grau ist.“ „Weil,“ sagte der Kaiser lachend, „ich mich mein Lebtag um nichts so sehr bekümmert habe, als was mein Mund zu essen hat.“

Der gute **Ruf.** Eine Frau, allbekannt wegen ihrer schlechten Lebensart, wollte eine am Fenster vorübergehende Freundin zu sich rufen. „Laß mich rufen,“ bat ihr kleines Söhnchen unschuldig, „denn Du hast keinen guten Ruf.“

Rückert. Ein Fremder, der durch Coburg reiste, machte von dort einen Abstecher auf das Landgut, welches dem Dichter Rückert gehört, um den berühmten Schriftsteller zu besuchen. Er traf den Verwalter des Grundstücks und drückte diesem den Wunsch aus, zu Herrn Rückert geführt zu werden. „Er ist nicht mehr hier,“ versetzte der Hüter des Hauses verdrießlich, „seit drei Wochen befindet er sich auf dem Zobelfange.“ „Auf dem Zobelfange?“ versetzte der Fremde betroffen. „Ja,“ sagte der Vorige, „im Winter muß mein armer Herr nach Berlin.“

Andreas **Rüdiger** zu Leipzig kam auf den Einfall, ein lateinisches Anagramm in seinem Namen zu suchen, und fand in dem Namen Andreas Ruidigerius die Worte arare rus Dei dignus (würdig, das Feld Gottes anzubauen). Er glaubte hierin einen Ruf zum

geistlichen Stande zu entdecken. Kurz darauf ward er Lehrer bei den Kindern des berühmten Thomasius. Dieser rieth ihm einmal, sich lieber der Medicin zu widmen. Rüdiger gestand, daß er zwar eine natürliche Neigung zu dieser Wissenschaft gefühlt habe, durch das erwähnte Anagramm aber zur Theologie sei bewogen worden, da er es für einen göttlichen Wink angesehen. „Wie schwach Sie sind!" sagte Thomasius; „gerade dieses Anagramm beruft Sie zur Heilkunde. Ist nicht Rus Dei (das Feld Gottes) der Gottesacker, und wer baut diesen besser an, als die Aerzte?" Rüdiger konnte diesem Argumente nicht widerstehen, und widmete sich also der Medicin.

Rüge. Die „Aachener Zeitung" enthielt folgendes Inserat: „An N. — Du Dummer Jan, glaubst Du, der nicht einmal richtig schreiben kann, es wäre ein gebildetes Mädchen wie mich etwas an Dich gelegen? Th. V."

Einer Gunst **rühmen.** Eine Dame zweideutigen Rufs sagte zu einem jungen Manne: „Ist's wahr, daß Sie sich meiner Gunst rühmen?" „Madame," antwortete er ihr, „gesprochen habe ich davon, allein gerühmt habe ich mich Ihrer Gunst nicht."

Rührung. Auf einer Provinzialbühne hatte einst ein Theaterstück, so wie es öfter zu gehen pflegt, das Unglück, so zu mißfallen, daß es ausgepocht wurde. Der Verfasser desselben beklagte sich daher gegen einige seiner Freunde über diese ungünstige Aufnahme. — „Wous will noch mehr der Mann," sagte ein Jude, welcher der Unterredung zugehört hatte, „as er sich doch hot überzeugt, doß es ö allgemeine Rührung erregt hot."

Die **Rührung.** Ein hartherziger Wucherer wurde auf die Nachricht eines bedeutenden Verlustes vom Schlage gerührt. Auf die Mittheilung dieser Nachricht in einer Gesellschaft, rief ein Glied derselben aus: „Gottlob! daß ihn doch noch Etwas rühren konnte!"

Ruhe. Ruhe ist der Lohn der Arbeit, ob es gleich Leute gibt, die, ohne jemals was gethan zu haben, sich in die Ruhe setzen.

Ruhe — ist die erste Bürgerpflicht! darum verzichten die Frauen auf das Bürgerrecht.

Ruhe. Der auszeichnende Zug in dem Betragen eines wohlerzogenen Menschen besteht darin, daß er Alles mit Leichtigkeit, Ruhe und Anstand thut und sagt. Er ist für jede Sache unzugänglich, die

seine Fassung oder seine Ruhe aus ihrem Geleise bringen könnte. Er tritt ruhig, keineswegs verstohlen in ein Zimmer, er setzt sich ruhig nieder, und steht ruhig auf, spricht gelassen und artig, und beträgt sich in jeder Beziehung auf eine zum Gefallen berechnete Weise. Der hier beachtungswürdige Punkt ist das Geräuschlose, die Ruhe, der Anstand, welche mit dem Benehmen einer wohlerzogenen Person innigst verwebt sind. Man kann immer das Entgegengesetzte bei jenen Individuen wahrnehmen, welche sorglos um die Regeln sind, die in einer gebildeten Gesellschaft beobachtet werden. Betrachten wir einmal das Benehmen eines ungezogenen Menschen. Er tritt mit Geräusch in's Zimmer, setzt sich mit Geräusch, und alles was er thut, geschieht mit Geräusch. Setzt er sich auf einen Stuhl, so rutscht er damit auf dem Boden; setzt er sich zu Tische, so macht er ein Geräusch mit Messer und Gabel; bläst er seine Nase aus, so ist es von Geräusch begleitet; geht er, so ist jeder Fußtritt mit Geräusch verbunden. Geräusch ist also das Charakteristische des ungezogenen, wie Ruhe das Auszeichnende des wohlerzogenen Menschen. Humor.

Ruhe gebieten. Jedermann weiß, daß in Theatern und anderen Orten durch das sogenannte Ruhegebieten mittelst St! St! Ruhe! Ruhe! Still! Still! in der Regel mehr Lärm entsteht, als vorher war. Also thue man wie in einigen Gerichtshöfen Irlands, namentlich in Cork. Dort steht in großen Buchstaben auf einem Brette: Silence; das Brett ist an die Spitze einer langen weißen Stange befestigt und ein Gerichtsdiener hält sie. Sobald nun Jemand mehr als flüstert, schwenkt der Gerichtsdiener ihm das Brett vor die Augen, und „zieht" das nicht, so gibt er ihm mit der Ecke des Brettes eins auf den Kopf.

Ruhestörer. Vor der Thüre eines Berliner Hauses saß einmal spät in der Nacht ein Nachtwächter im festen Schlaf. Ein Vorübergehender erlaubt sich, denselben durch starkes Rütteln und Schütteln in einen wachenden Zustand zu bringen, wofür er von dem Gestörten folgenden derben Verweis erhält: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, die öffentliche Ruhe gewaltsam zu stören? Wissen Sie nicht, daß darauf Strafe steht?"

Es ist mit dem **Ruhmdurst** wie mit dem Feuer, welches sich ebenso gut mit den gemeinsten, als mit den kostbarsten Materialien nährt. Schulz.

Maler von **Ruinen.** Die alte Fürstin Lieven wollte ihrem Numa, dem Minister Guizot, ihr Porträt zum Geschenk machen,

und da sie das Talent Leon Coignet's hatte rühmen hören, so schrieb sie einen Brief an diesen und ersuchte ihn, zu ihr zu kommen; da es aber zwei gleichberühmte Maler dieses Namens gibt, einen Historien- und einen Landschaftsmaler, so gelangte der Brief gerade an den, für den er nicht bestimmt war. Dieser stellte sich auch bei der Fürstin ein und wurde vorgelassen. Der Maler wurde nach den ersten Worten der Fürstin das Mißverständniß gewahr. „Madame," sagte er bescheiden, „ich bin nicht Porträtmaler." „Ah!" erwiederte sie, „Sie sind nicht Herr Leon Coignet der Historienmaler; Sie machen nur Landschaften," fügte sie mit einem verächtlichen Lächeln hinzu. „Verzeihen Sie," entgegnete der Maler etwas piquirt, „ich male auch Ruinen."

Rumkriechen. Ein Franzose kam in ein Wiener Kaffeehaus und fragte: „Kann man hier rumkriechen?" „O ja, und wälzen können Sie sich auch," erwiederte der Marqueur, bis nach öfterer Wiederholung der Erstere zu verstehen gab, daß er das Getränk Rum haben wolle.

Rund. Auf diesem ganzen Erdenrund, was ist das Schönste und Reizendste? Das Runde. Mir ist es schon lange im Kopfe rund herum gegangen, wie das zu beweisen, und wahrlich, wenn ich so rund um mich her sehe, kann ich nicht begreifen, wie mir der Verstand so eckig sein konnte, nicht schon früher diese handgreifliche Wahrheit gefunden zu haben. — Was wir Tellussöhne bewohnen: die Erde, rund hat sie der Herr geschaffen, und was ist schöner, als unsere Erde, die uns trägt und auch den Weinstock trägt mit seinen runden Trauben? Rund ist die Sonne, und was ist erquickender, als der wärmende Strahl dieses Weltenlichts? Rund ist der Mond, und was gibt's Reizenderes für das stille Liebessehnen, als diesen stillen Liebeszeugen? Rund sind die Milliarden Sterne, scheinen sie doch mindestens so, und welche reichhaltigere Lectüre gibt's, als einen gestirnten Himmel — was lesen unsere Astrologen und Astronomen nicht Alles aus diesen runden Sternen? Woraus lasen die Alten ihre Orakel? Aus den Sternen. — Hat die Natur etwas Schöneres, als den runden Arm einer Schönen? Hat sie etwas Erquickenderes, als den runden Tropfen Thaues, die runde Thräne der Freude? Auch die runde Schmerzensthräne, wie erleichtert sie die gepreßte Brust! Was wir gleichsam vergöttern und wofür wir Alles wagen: der Ducaten, der harte Thaler, sie sind rund. Was im fröhlichen Kreise, im Reiche der Töne unsere Lust erhöhet: ist der Rundgesang. Das Zeichen innigster Liebe und ewiger Treue, der goldene Ring am Traualtar, ist rund. Der kreisende Pokal an der Hochzeits- und Freudentafel ist

rund. Rund kann auch eine vortreffliche Eigenschaft sein. Gibt es ein größeres Lob, als das: in diesem Bilde ist Rundung? Diese Vorstellung war rund. Der brave Mann, in allen seinen Geschäften ist er rund; hat sich auch ein hübsches, rundes Sümmchen erworben. — Mehr braucht's wohl nicht, um die Größe, Schönheit und alle Vorzüge des Runden zu beweisen. Wer übrigens bei diesem Scherz das runde Näschen rümpfen, oder gar zu spötteln sich bewogen finden sollte, dem sage ich's rund heraus — das Runde ist nicht für ihn, er ist mir gar zu eckig.

Rund wie eine Bretzel. Vor der Toilette stehend, sagte eine eitle Dame zu ihrem Gänschen von Zofe: „Sieh' mich nur einmal, Netti, wie ich gewachsen bin, gar kein Eck, Alles rund und in einander verschlungen!" „Ja, das ist wahr," erwiederte das Mädchen, „ganz wie eine Bretzel."

Runzeln. Ninon de l'Enclos sagte einst, daß, wenn der liebe Gott bei Erschaffung seiner schönen Welt sie um Rath gefragt hätte, sie ihm gewiß den Rath gegeben haben würde, die Runzeln unter die Fußsohlen zu verbannen.

Gleichmuth im Tode. Als Lord **Russel** unter der Regierung König Karl's II. von England enthauptet wurde, gab er auf dem Blutgerüste seine Uhr dem Doctor Burnet, nachmaligen Bischof von Salisbury, mit den Worten: „Nehmen Sie dies hier hin, es zeigt die Zeit an, ich gehe in die Ewigkeit und kann es nicht mehr brauchen."

Der Admiral **Russel**, Sieger von la Hogue, wollte die Mannschaft seiner Flotte bewirthen, und ließ deßhalb in einem großen Marmorbassin eines Gartens, zwischen vier Reihen Orangenbäumen, einen Punsch machen. In jeder dieser Alleen stand eine mit Speisen reich beladene Tafel. In das Bassin kamen folgende Dosen: Sechs Tonnen feiner Branntwein, acht Tonnen reines Wasser, fünf und zwanzig Tausend Citronen, achtzig Pinten Citronensaft, zwanzig Centner Zucker, fünf Pfund Muscatennuß, fünf Hundert Stück Zwieback, und zwei Tonnen Malagawein. Ueber dem Bassin war ein Zelt ausgespannt, damit kein Sand und Regen hineinkomme, und in einem Kahne aus Rosenholz ruderte ein Schiffsjunge von der Flotte des Admirals auf diesem Punschsee herum und füllte die Gläser der Gesellschaft, welche aus mehr als sechs Tausend Personen bestand.

Russen. Einem bekannten leichtgläubigen und bornirten Menschen band ein Spaßvogel die Mähre auf, die Russen seien in An-

marsch. „Hab' ich's nicht gesagt," rief dieser ganz ernsthaft aus, „daß's nit umsonst seit ein paar Tagen so kalt ist."

Ein Professor der **Ruthenhiebe.** Ein polnischer Gelehrter hat vor Kurzem in einer kleinen Schrift die Nothwendigkeit der körperlichen Züchtigung den Eltern und Lehrern dringend an's Herz gelegt, auch das nöthige Längenmaß und den Durchmesser der Ruthen (die er für den Hauptthebel einer guten Erziehung hält) angegeben; die Dauer, während welcher sie zur Erlangung einer größeren Schwingkraft im Wasser liegen müssen, und die Zahl der Ruthenstreiche nach der Größe des Vergehens u. s. w. bestimmt.

S.

Der neunzehnte Buchſtabe im deutſchen ABC. Um dieſen Laut hervorzubringen, muß man mit der Zunge anſtoßen, und zwar an die Zähne, wodurch ein ziſchender Ton entſteht.

Die Deutſchen haben auch deßhalb ſo vielerlei S, gelinde und harte, einfache und doppelte, gedehnte und geſchärfte ſſ und ß, weil die Deutſchen, wie ſie nur ſprechen wollen, gleich auf irgend einer Seite anſtoßen, wo man ihnen die Zähne weiſt. Am meiſten ſtößt die deutſche Zunge an, und ſtößt einen ziſchenden Laut aus, wenn dieſes ſ am Anfange von Wörtern, vor einem harten Mitlauter ſteht, z. B.:

Steuer — Stempel — Sportel —
Spürhund — Stockprügel — Strafzeit —
Status-quo: (ein umgekehrtes Wort und heißt eigentlich nur: Warte, und ſei ſtat—usque!)

Bei allen ähnlichen Wörtern ſind ſchon wieder die Schwaben die klügſten, auch wenn ſie noch nicht 40 Jahre alt ſind, ſie ſprechen alle dieſe ſ wie ſch aus und moquiren ſich über die Weſtphäler, welche dieſe Worte wie ſ ausſprechen, z. B.:

S—teuer — S—tempel u. ſ. w.

und da im weſtphäliſchen Frieden über die Ausſprache weder etwas „ſ—tipulirt," noch „ſch—tipulirt" wurde, ſo kann jeder Deutſche ohne S—tandes- oder Sch—tandesunterſchied mit der Zunge anſtoßen, wie er will.

Bei dem wichtigsten Worte der Deutschen theilen sie sich auch in zwei Sprecharten, nämlich bei dem Worte: Durst, — während nämlich die Niederdeutschen ihren „Durst" mit einem einfachen s löschen, löschen die Obern und Mittlern Deutschen diesen „Durscht" mit dem vollen Maße sch, wobei die Zunge freilich mehr in Thätigkeit gesetzt werden muß.

Im gemeinen Leben dient das s auch dazu, Jemanden was anzuhängen, z. B. „die Kerls," „die Jungens".

Großen Männern erlaubt man sich oft auch etwas Unrechtes anzuhängen, und so macht man es auch mit ihren Namen. Man hängt ihnen mit Unrecht ein s an, z. B. „die Lessing's," „die Wieland's," wo es doch eigentlich heißen sollte: „die Lessinge," „die Wielande." Besonders wird das s den Wörtern angehängt, bei welchen „Liebe" im Spiele ist, z. B. „Liebesglück," „Liebeshandel," „Liebesbrief," „Liebesgeständniß," — da es doch eigentlich heißen sollte: Brief der Liebe — Glück der Liebe — da bei der Liebe gleich auf den „zweiten Fall" und „genitivus" zu denken ist.

M. G. Saphir.

Die fünf S. Der Archidiaconus M. Faber in Anspach fand bei einem schwer Kranken fünf S. an die Stubenthür geschrieben; er fragte, was das bedeute? Der Kranke erklärte ihm hierauf: „Das ist meine Geduldstafel, die mich oft getröstet hat; die Worte bedeuten: Soll's sein, so schickt sich's."

Sachsen. General. Ich kann die Truppen nicht erkennen, die da unten liegen, wo der Rauch aufsteigt! Wollen Sie sich überzeugen, Herr Adjutant, was es für ein Armeecorps ist! Adjutant. Herr General! ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, wage ich mit Bestimmtheit zu behaupten, daß es Sachsen sind; ich rieche bereits den Kaffee.

Sack. In einem Bade hatte ein Engländer an einer Pharoobank sein Geld bis auf den letzten Groschen verloren. Er legte seine Spielkarten ruhig vor sich hin, winkte einem Marqueur und sagte zu ihm: „Thu' Er mir den Gefallen, in meine Wohnung zu gehen und meinem Bedienten zu sagen, er solle mir sogleich meinen großen Sack bringen. Als dies der Banquier hörte, fragte er sehr freundlich, warum der Engländer nicht mehr pointire. „Weil ich kein Geld mehr bei mir habe!" „O, das thut nichts, ich bitte, Sie können auf Marken spielen!" Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, pointirte und gewann in Kurzem mehr, als er verloren hatte. Da kam sein Diener und brachte einen großen Fußsack, in welchen der Engländer, vorgeblich am Podagra leidend, seine Füße steckte.

Sads. Nach einem Bericht aus Delhi haben auch die Hindus unter sich eine religiöse Secte, die unsern englischen Quäkern gleich und neulich, als sie von ihren Geistesbrüdern in England vernommen, eine Adresse an dieselben gerichtet hat, welche man in Europa erwartet. Die Glieder dieser Secte, welche sich alle weiß kleiden, nennen sich Sads. Die Guten, glauben sie, kommen nach dem Tode zur ewigen Seligkeit, die Bösen fahren in Thiere; eine Hölle kennen sie nicht. Sie verehren nur den einen Schöpfer aller Dinge, dessen Willen sie in einem heiligen, von einem begeisterten (inspirirten) Manne ihnen überbrachten Buche zu besitzen glauben. In der Ehe herrscht strenge Monogamie, welche auch Strafen hat für Treubrüchige. Alle Menschen gelten ihnen gleich; von Kasten und Rang wissen sie nichts. Sie dienen nicht als Soldaten, schwören keinen Eid, erwerben ehrlich ihren Unterhalt, unterstützen die Herabgekommenen und berauschen sich nicht, noch rauchen sie Tabak oder essen etwas, was gelebt hat. Jährlich halten sie eine Generalversammlung.

Sängerin. Eine Sängerin von höherer Bedeutung gibt sich dadurch kund, daß sie eine wenigstens leidliche Stimme, viel Gehalt und — entsetzliche Launen hat; daß sie ferner ein großes Haus, im Publikum viel Furore und aus allen Zierbengeln ihres Umkreises vollendete Narren macht.

Manche italienische **Sängerinnen** können nicht lesen, nicht schreiben, nicht eine Note, und singen doch wie Nachtigallen, um nicht zu sagen wie Engel. Ein feines Gehör, das jeden Ton gleich auffaßt, ein glückliches Gedächtniß, das ihn fest und sicher behält, ersetzt ihnen allen Mangel an Unterricht. Als die Lady Craven einst bei einer solchen Natursängerin des St. Carlo-Theaters war, und diese nach vielen Bitten sich zum Singen einer Arie bequemte, legte sie das Notenheft so auf, daß die letzte Seite zur ersten wurde, und die Worte Fine dell' aria verkehrt obenauf standen. Die Lady legte die Noten zurecht, aber die Dame wollte nicht den Schein der Unwissenheit haben. „Sie müssen wissen," sagte sie, und drehte das Heft wieder um, „daß dies eine hebräische Arie aus der jüdischen Synagoge hier ist, welche mit dem Ende anfängt." Eine Andere sang die Arie des Pargoletto: Il tuo destin non sai! In der Hand aber hielt sie die Stimme von einer ganz anderen Arie, um doch den Schein zu haben, als könne sie vom Blatte lesen.

Sänger. Ein Opernacteur war eben vor dem Anfange der Oper krank geworden, und man mußte einen schlechtern Sänger statt seiner auf die Bühne schicken. Kaum erschien dieser, so zischte man ihn aus. Er ließ sich aber so wenig irre machen, daß er mit dreistem Blicke in's Parterre sah und sagte: „Ich kann aus Ihnen nicht klug werden, meine Herren. Können Sie denn glauben, daß ich für die 600 Livres, die man mir jährlich bezahlt, Ihnen eine Stimme zu 1000 Thalern werde hören lassen?" Die Zuschauer hatten von nun an Geduld mit dem geringen Talente des Sängers.

Die **Sängerlungen-Suppe** für die Armen. Als in einer Stadt in kurzer Zeit eine Menge Concerte für die Armen gegeben wurden, und Musici und Sänger dadurch sehr geplagt wurden, sagte ein Opernsänger: „Gott sei's geklagt, wenn das so fortgeht, so nehmen sie zuletzt unsre Lungen zu Armensuppen."

Sängerinnen in Rußland. Moskau besaß von jeher Zigeunerinnen, die in der Musik für Künstlerinnen gelten konnten. Eine dafür berühmte wurde 1812 vor Napoleon berufen, um zu singen. — Von einer anderen war die Catalani bei ihrer Anwesenheit in Moskau so entzückt, daß sie in der ihr eigenen lebhaften Aufwallung des En-

thusiasmus ihren kostbaren Shawl von der Schulter weg der Sängerin mit den Worten gab: „Diesen Shawl hat mir der Papst als der ersten Sängerin geschenkt, nun sehe ich aber, daß ich nur die zweite bin.“ — Für ruhigere Zeiten als die gegenwärtigen machen wir den Vorschlag, die Sängerinnen künftig aus Rußland statt aus Italien zu verschreiben.

Sängerin. Zum Capellmeister G— in K. trat eines Tages ein junges Mädchen, um sich prüfen zu lassen, ob sie für den Chor tauglich wäre. Nachdem er sie hatte Scala singen lassen, fragte er sie auch unter Anderem, ob sie vom Blatte singe, worauf sie erwiederte: „O ja, was ich auswendig kann.“ „Sind Sie denn musikalisch?“ „Ach nein, ich bin katholisch!“

Der größte **Säufer.** Im spanischen Kriege, wo mehrere englische und irländische Regimenter zusammen lagerten, wetteten einst zwei von den Officieren mit einander, wer den größten Säufer auftreiben könnte. Der Irländer behauptete dabei, sein Bursche könne eine solche Bowle, wie vor ihnen auf dem Tisch stand, und die etwa sechs Flaschen halten mochte, auf einen Zug austrinken. Der Engländer läugnete es, und der Mann wurde gerufen, um zu hören, was er darüber sagen würde. Dieser besah sich aber die Bowle mit sehr bedenklichen Blicken, und bat endlich, ihm zu erlauben, dieselbe einen Augenblick mit hinauszunehmen. Das wurde ihm gestattet; nach einer Viertelstunde kehrte er zurück und zeigte sich bereit, die Wette zu vertreten. Der Wein wurde eingeschenkt und der Sohn der „Emerald-Insel“ leerte die Bowle, wie es ausgemacht war, auf einen Zug. Der Engländer stand starr vor Erstaunen, frug aber doch den scheinbar keineswegs Angegriffenen, warum er die Bowle erst mit vor die Thür genommen hätte, da er so lchein Trinker sei. „Plase your Honour,“ antwortete der Mann in seinem breiten Dialect, „ich war meiner Sache doch nicht so gewiß — da hab' ich's erst mit Branntwein versucht; aber es ging.“ — Der Engländer bezahlte.

Le Sage. Als im Jahre 1767 Le Sage's „hinkender Teufel“ erschien, fand er einen so außerordentlichen Beifall, daß der Buchhändler innerhalb acht Tagen zwei Auflagen davon besorgen mußte. Am letzten dieser acht Tage kamen zwei vornehme Herren, den Degen an der Seite, in das Verkaufsgewölbe des Buchhändlers, um diesen neuen Roman zu kaufen. Aber nur ein einziges Exemplar war noch vorhanden. Der eine dieser Edelleute will es durchaus haben, der andere aber auch. Da kommt's zum Streit, beide ziehen den Degen, und der erste Blutverlust mußte entscheiden, wer den letzten „hinkenden Teufel“ besitzen sollte.

Sagen kann man Alles, es kommt nur darauf an, wie man es sagt. Sultan Bimbambum hatte geträumt, er verliere alle Zähne aus dem Munde. Er ließ einen Traumdeuter holen und befragte diesen, was von dem Traume zu halten sei. „Ach, welch ein Unglück, Herr!“ rief der, „jeder verlorene Zahn bedeutet den Verlust eines Deiner Angehörigen!“ „Wie, Du Hund!“ schrie wüthend der Sultan, „und das wagst Du mir zu sagen? Fort mit ihm! hundert Stockprügel sollen der Lohn für seine Deutung sein!“ — Und der arme Narr erhielt hundert Stockprügel. — Darauf wurde ein Anderer gerufen und befragt. „O welch ein Glück!“ rief der, „Heil ist unserem Herrn beschieden: alle seine Angehörigen wird er überleben!“ — Da schmunzelte der Sultan ganz vergnügt und sprach mit vieler Güte: „Ich danke Dir, Freund; gehe sogleich zu meinem Schatzmeister und laß Dir von ihm hundert Goldstücke zahlen; Du hast sie wohl verdient.“ — Als nun die Herren vom Hofe ganz erstaunt dem Traumdeuter heimlich sagten: „Du hast ja dasselbe gesprochen, wie der Erste,“ da erwiederte er mit schlauem Lächeln: „Sagen kann man Alles: es kommt nur darauf an, *wie* man es sagt.“

Saiten. Zu einem Violoncellisten kam kürzlich ein junger Mann mit den Worten: „Sie spielen sehr gut Violoncell, nicht wahr?“ Der Violoncellist fürchtete zu einer musikalischen Soiree gebeten zu werden und erwiederte: „O ja, ich spiele Violoncell, habe aber jetzt leider Schmerzen im rechten Arm und kann nicht spielen.“ „Das thut nichts,“ erwiederte Jener, „ich wollte Sie nur um eine gute, feste Saite bitten, da mir eine an meinem Hosenträger gesprungen ist.“

Wie viel sind **Sacramente?** Ein Knabe wurde gefragt, wie viele Sacramente seien. „Tausend!“ „Und warum?“ „Nun, mein Vater spricht immer Tausendsakerment.“

Salat. Im Jahre 1627 kam bei Moganza in Venedig ein Werkchen von Massino unter dem Titel heraus: L'Insalata, worin der Verfasser seinen Gegenstand in 68 Capiteln behandelt. Er untersucht die wichtigen Fragen: 1. Worin besteht das eigentliche Wesen des Salates? 2. Haben die Alten Salat gegessen? (die Alten waren sonst das obligate Thema, das so wenig fehlen durfte als Pfeffer und Salz bei Tische; es war Salat zu jedem Braten.) 3. Was ist der letzte Zweck des Salatessens? und woraus besteht derselbe? 4. Was gehört zum Salate? — Darauf geht der Verfasser die Art der Bereitung durch, läßt sich weitläufig über den Essig aus, über das Oel, das Salz, den gekochten Most, die Citronen, Orangen und den Knoblauch. Dann weist er dem Salat seinen schicklichsten Platz bei Tische an und verwirft den Gebrauch gänzlich, ihn zum Schluß der Tafel

gesagt: man müsse das Opium cum grano salis geben. Der Decan und die übrigen Examinatoren lachten nun hell auf, da sie jetzt merkten, der Professor habe, um seine Zuhörer vor dem Mißbrauch des Opiums, als eines Giftes, zu warnen, gesagt: man müsse es cum grano salis, das ist mit Bedacht oder Vorsicht, geben, was der Barbiergesell wörtlich verstand. Dr. Rumy.

Salm. Abbé Prinz von Salm war sehr mißgestaltet und häßlich. Als er eines Tages am Hofe Ludwig's XV. durch das Vorzimmer des Königs ging, sagten die Hofleute, die am Kamin standen, so laut, daß es der Prinz hören konnte: „Aesop am Hofe." — Ohne außer Fassung zu kommen, entgegnete der Prinz: „Meine Herren! die Vergleichung ist sehr schmeichelhaft für mich, denn Aesop ließ die Thiere reden."

Salniter. Im Magen kühlt er; aber in einer Kanone kann er einem warm machen.

Salomons. Classification der Violinspieler. Der Violinspieler Salomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem gesalbten Schüler: „Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Classen; zur ersten gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Classe gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe gehören endlich die, welche gut spielen. Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweiten Classe emporgeschwungen."

Salomon, der Weise, sagt: Unter drei Dingen erbebt die Erde, unter einem Sklaven, der zur Herrschaft kommt; unter einer Magd, die an die Stelle ihrer Gebieterin tritt, und unter einer Häßlichen, wenn sie geliebt wird.

Salz. An einem Samstag kochte Jemandem seine Frau einen Welschkornbrei, das seine Lieblingsspeise war. Seine Tochter beklagte sich aber, daß die Mama zu viel Salz daran gethan habe. „Das thut nichts, liebes Kind, wir haben's ja geschenkt erhalten," sagte er.

Sammlungen. Man sammelt: 1) Alterthümer, ägyptische, griechische, römische Alterthümer (mit sehr viel Grünspan); moderne Antiquitäten ohne Grünspan (worunter weibliche Wesen nicht zu verstehen mit Weißspan und Rothspan). — Münzen und Medaillen (nicht schlecht! Man behält den innern Werth, wie ein Gerücht sagt, das sei auch beim Menschen das Höchste). — 3) Malereien (sämmtlich mit den Monogrammen von Raphael, Guido, Dürer ꝛc., an deren Gleichzeitigkeit und Aechtheit natürlich kein Mensch zweifelt). — 4)

zu genießen. Er untersucht, ob man gleich darauf trinken soll; ob eine Pause zwischen ihm und den folgenden Gerichten einzutreten habe; ob er des Mittags eben so gut sei als des Abends. Sehr beherzigenswerthe Bemerkungen für die Salatesser beschließen das Ganze. Wer wünschte nicht sehnlich, daß ein so umfassendes Werk mit einer bis auf unsere Zeiten fortgehenden Geschichte des Salates und seiner Bereitung wieder ans Licht träte? da bisher große Verwirrung in diesem Zweige der culinarischen Kunst herrscht, den die Kochbücher auffallend vernachlässigen, so daß er fast ganz der Empirie überlassen blieb.

Ein **Salat**, der ganz aus der Mode gekommen ist. König Philipp II. (1608) von Spanien schickte in einer Anwandlung von Laune seiner Gemahlin in einer goldenen Schüssel einen italienischen Salat nebst folgendem Brieflein: „Mein herzallerliebstes Gespons! Mitfolgend sende ich Dir einen Salat, der hoffentlich munden wird. Ich habe ihn selbst bereitet, möchte er Dir Freude machen! Du siehst, ich habe zu Allem Geschick, sogar zum Koch." Der königliche Salat bestand aber in nichts als kostbaren Edelsteinen. Die Topase sollten das Oel bedeuten, die Rubine den Essig, die Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde den grünen Salat.

Als einst der verstorbene Capellmeister Kleinheinz mit dem alten berühmten **Salieri** in's Theater ging, um der damals neuen Oper Beethoven's: „Fidelio," beizuwohnen, bemerkte Salieri im gebrochenen Deutsch: „Beethoven sind ein miraculoso Compositore, er spasir auf die Scala in erste, sweite, dritte, vierte Stock, dann spasiren er auf die Boden, und springen bei kleine Fenestre von Boden erunter; ick begreifen nit, diese Maniera?" „Ich begreife es auch nicht," erwiederte Kleinheinz, „aber so viel ist mir klar, daß wir, wenn wir uns einmal bis zum Boden versteigen, unseren Rückweg ganz ruhig auf der Scala suchen müssen, denn würden wir gleich Beethoven einen solchen Sprung wagen, so brächen wir uns das Genick."

Cum grano **salis**. (Mit Ueberlegung). An der Göttinger Universität wurde ein Barbiergesell, der an der Universität die chirurgischen Collegien frequentirt hatte, examinirt, um ein Diplom zu erhalten. Nachdem er einige andere leichte Fragen prompt beantwortet hatte, fragte man ihn, wie er die Krämpfe curiren würde. Er gab die Heilmittel ziemlich gut an, fügte aber bei wiederholter Erwähnung des Opiums hinzu, es müsse cum grano salis gegeben werden. Die Examinatoren erinnerten ihn, Salz sei bei dieser Cur überflüssig und ein Gran davon würde gar keine Wirkung äußern. Er berief sich aber darauf, der Herr Professor ** habe in den Vorlesungen stets

gesagt: man müsse das Opium cum grano salis geben. Der Decan und die übrigen Examinatoren lachten nun hell auf, da sie jetzt merkten, der Professor habe, um seine Zuhörer vor dem Mißbrauch des Opiums, als eines Giftes, zu warnen, gesagt: man müsse es cum grano salis, das ist mit Bedacht oder Vorsicht, geben, was der Barbiergesell wörtlich verstand. Dr. Rumy.

Salm. Abbé Prinz von Salm war sehr mißgestaltet und häßlich. Als er eines Tages am Hofe Ludwig's XV. durch das Vorzimmer des Königs ging, sagten die Hofleute, die am Kamin standen, so laut, daß es der Prinz hören konnte: „Aesop am Hofe." — Ohne außer Fassung zu kommen, entgegnete der Prinz: „Meine Herren! die Vergleichung ist sehr schmeichelhaft für mich, denn Aesop ließ die Thiere reden."

Salniter. Im Magen kühlt er; aber in einer Kanone kann er einem warm machen.

Salomons. Classification der Violinspieler. Der Violinspieler Salomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem gesalbten Schüler: „Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Classen; zur ersten gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Classe gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe gehören endlich die, welche gut spielen. Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweiten Classe emporgeschwungen."

Salomon, der Weise, sagt: Unter drei Dingen erbebt die Erde, unter einem Sklaven, der zur Herrschaft kommt; unter einer Magd, die an die Stelle ihrer Gebieterin tritt, und unter einer Häßlichen, wenn sie geliebt wird.

Salz. An einem Samstag kochte Jemandem seine Frau einen Welschkornbrei, das seine Lieblingsspeise war. Seine Tochter beklagte sich aber, daß die Mama zu viel Salz daran gethan habe. „Das thut nichts, liebes Kind, wir haben's ja geschenkt erhalten," sagte er.

Sammlungen. Man sammelt: 1) Alterthümer, ägyptische, griechische, römische Alterthümer (mit sehr viel Grünspan); moderne Antiquitäten ohne Grünspan (worunter weibliche Wesen nicht zu verstehen mit Weißspan und Rothspan). — Münzen und Medaillen (nicht schlecht! Man behält den innern Werth, wie ein Gerücht sagt, das sei auch beim Menschen das Höchste). — 3) Malereien (sämmtlich mit den Monogrammen von Raphael, Guido, Dürer ꝛc., an deren Gleichzeitigkeit und Aechtheit natürlich kein Mensch zweifelt). — 4)

zu genießen. Er untersucht, ob man gleich darauf trinken soll; ob eine Pause zwischen ihm und den folgenden Gerichten einzutreten habe; ob er des Mittags eben so gut sei als des Abends. Sehr beherzigenswerthe Bemerkungen für die Salatesser beschließen das Ganze. Wer wünschte nicht sehnlich, daß ein so umfassendes Werk mit einer bis auf unsere Zeiten fortgehenden Geschichte des Salates und seiner Bereitung wieder ans Licht träte? da bisher große Verwirrung in diesem Zweige der culinarischen Kunst herrscht, den die Kochbücher auffallend vernachlässigen, so daß er fast ganz der Empirie überlassen blieb.

Ein **Salat**, der ganz aus der Mode gekommen ist. König Philipp II. (1608) von Spanien schickte in einer Anwandlung von Laune seiner Gemahlin in einer goldenen Schüssel einen italienischen Salat nebst folgendem Brieflein: „Mein herzallerliebstes Gespons! Mitfolgend sende ich Dir einen Salat, der hoffentlich munden wird. Ich habe ihn selbst bereitet, möchte er Dir Freude machen! Du siehst, ich habe zu Allem Geschick, sogar zum Koch." Der königliche Salat bestand aber in nichts als kostbaren Edelsteinen. Die Topase sollten das Oel bedeuten, die Rubine den Essig, die Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde den grünen Salat.

Als einst der verstorbene Capellmeister Kleinheinz mit dem alten berühmten **Salieri** in's Theater ging, um der damals neuen Oper Beethoven's: „Fidelio," beizuwohnen, bemerkte Salieri im gebrochenen Deutsch: „Beethoven sind ein miraculoso Compositore, er spasir auf die Scala in erste, sweite, dritte, vierte Stock, dann spasiren er auf die Boden, und springen bei kleine Fenestre von Boden erunter; ick begreifen nit, diese Maniera?" „Ich begreife es auch nicht," erwiederte Kleinheinz, „aber so viel ist mir klar, daß wir, wenn wir uns einmal bis zum Boden versteigen, unseren Rückweg ganz ruhig auf der Scala suchen müssen, denn würden wir gleich Beethoven einen solchen Sprung wagen, so brächen wir uns das Genick."

Cum grano **salis**. (Mit Ueberlegung). An der Göttinger Universität wurde ein Barbiergesell, der an der Universität die chirurgischen Collegien frequentirt hatte, examinirt, um ein Diplom zu erhalten. Nachdem er einige andere leichte Fragen prompt beantwortet hatte, fragte man ihn, wie er die Krämpfe curiren würde. Er gab die Heilmittel ziemlich gut an, fügte aber bei wiederholter Erwähnung des Opiums hinzu, es müsse cum grano salis gegeben werden. Die Examinatoren erinnerten ihn, Salz sei bei dieser Cur überflüssig und ein Gran davon würde gar keine Wirkung äußern. Er berief sich aber darauf, der Herr Professor ** habe in den Vorlesungen stets

gesagt: man müsse das Opium cum grano salis geben. Der Decan und die übrigen Examinatoren lachten nun hell auf, da sie jetzt merkten, der Professor habe, um seine Zuhörer vor dem Mißbrauch des Opiums, als eines Giftes, zu warnen, gesagt: man müsse es cum grano salis, das ist mit Bedacht oder Vorsicht, geben, was der Barbiergesell wörtlich verstand. Dr. Rumy.

Salm. Abbé Prinz von Salm war sehr mißgestaltet und häßlich. Als er eines Tages am Hofe Ludwig's XV. durch das Vorzimmer des Königs ging, sagten die Hofleute, die am Kamin standen, so laut, daß es der Prinz hören konnte: „Aesop am Hofe." — Ohne außer Fassung zu kommen, entgegnete der Prinz: „Meine Herren! die Vergleichung ist sehr schmeichelhaft für mich, denn Aesop ließ die Thiere reden."

Salniter. Im Magen kühlt er; aber in einer Kanone kann er einem warm machen.

Salomons. Classification der Violinspieler. Der Violinspieler Salomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem gesalbten Schüler: „Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Classen; zur ersten gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Classe gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe gehören endlich die, welche gut spielen. Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweiten Classe emporgeschwungen."

Salomon, der Weise, sagt: Unter drei Dingen erbebt die Erde, unter einem Sklaven, der zur Herrschaft kommt; unter einer Magd, die an die Stelle ihrer Gebieterin tritt, und unter einer Häßlichen, wenn sie geliebt wird.

Salz. An einem Samstag kochte Jemandem seine Frau einen Welschkornbrei, das seine Lieblingsspeise war. Seine Tochter beklagte sich aber, daß die Mama zu viel Salz daran gethan habe. „Das thut nichts, liebes Kind, wir haben's ja geschenkt erhalten," sagte er.

Sammlungen. Man sammelt: 1) Alterthümer, ägyptische, griechische, römische Alterthümer (mit sehr viel Grünspan); moderne Antiquitäten ohne Grünspan (worunter weibliche Wesen nicht zu verstehen mit Weißspan und Rothspan). — Münzen und Medaillen (nicht schlecht! Man behält den innern Werth, wie ein Gerücht sagt, das sei auch beim Menschen das Höchste). — 3) Malereien (sämmtlich mit den Monogrammen von Raphael, Guido, Dürer ꝛc., an deren Gleichzeitigkeit und Aechtheit natürlich kein Mensch zweifelt). — 4)

Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen (läßt sich hören, weil es sich bequem sehen, aufbewahren, genießen läßt. Tausend Mal vernünftiger als Bücher). — 5) Musikalien (großer Spaß! Wie Meibom der Christina die Sachen der alten Griechen vorspielt!) — 6) Instrumente allerlei Art (allen Respekt!). — 7) Curiosa allerlei Art; verschiedene Technika: Dosen, Tabakspfeifen (von Dosen und Pfeifen ein Museum! Sehr Mode). — 8) Porträte, also auch Autographe, denn ein Autograph ist ein Porträt. — 9) Bücher und Manuscripte. — Wie Erstere gesammelt, ist meist ein interessanter Scandal. Kommen Schätzleute an einen Ort: einige Bände von Guthrie und Gray (aber Troppauer Ausgabe); fast complet die 34bändige (also die unbändige) Sammlung der (nächsten) besten Reisebeschreibung; ein halber kleiner Schiller; ein überganzer großer Göthe; ein verjährter Schematismus; einige Jahrgänge von Jurendes Pilger; ein (aber sehr stark gelesenes patriotisches, d. h. Wiener- oder Linzer- ꝛc. Kochbuch; ein nett gedrucktes Waschbuch (doch auch ein Buch). Ecce bibliotheca!) — Was sammelt man noch? Man sammelt 10) Naturalien, todte und lebendige: Schmetterlinge, Ausgestopftes (warum nicht gar Eingemachtes!) getrocknete Pflanzen; liebe Pferde, liebe Hunde, liebe Vögel, liebe Kinder (letztere größtentheils lebendig, nur zuweilen in Spiritus). Sie sind die allerpretiosesten Sammlungs-Objecte. Man sammelt sie zwar häufig nur, um sie wieder wegzugeben (wiewohl nicht gerade so hindan oder hintan); aber das kostet wieder viel Geld, man muß drauf zahlen, und hat keine Ruhe bis zum letzten Lebenshauch oder Heller, was synonym ist) N. B. Diese Dinge, nämlich die lieben Kinder werden am liebsten von unsern Liebsten, d. i. von Frauen gesammelt, diese Liebsten legen am liebsten solche Sammlungen an; so auch 11) auf Leinwäsche und Silberzeug, wie auf andere Realitäten von bleibendem Werth als auf Hüte, Roben ꝛc. — Was sammelt man noch? Nun a) Geld und Gut; (Verzeihlicher Unfug). — b) Verdienst und Verdienste; (detto detto.) c) Verdienste für Jenseits, Almosen; d) Kenntnisse; (Wie gemein!) — e) Erfahrungen; (Wie entbehrlich! Der hatte schon recht, so da sagt, daß Erfahrungen Dinge sind, welche man lieber nicht gemacht hätte. Und doch war dies der erfahrene Göthe!) — f) Geliebte; und in diesem gewiß sehr unmoralisch und dummen Falle: — g) zuweilen sich selbst, um diese Sammlungen aufzugeben, Andern abzutreten, besonders wenn man schon gesammelt hat; — h) Jahre, Jahre, nolens volens. — Was sammelt man noch? Man sammelt noch Geduld, um solche einfältige Texte zu lesen, wie dieser. Doch man sammelt ja noch: Materialien für Zeitschriften, was übrigens am meisten uud leichtesten thut — der „Sammler." — Man sammle noch: 1) Domestiken von Uhren; Beide faul, die Alle aufgezogen werden müssen (uns oft selbst aufziehen), und Alle anders gehen, Alle oft

stehen bleiben. — 2) Liebespfänder. In Gottes Namen, wenn sie nur nicht schreien! — 3) Häuser; vom Besitze des 4. oder 5. an ist es keine Kunst. — 4) Subscribenten, lieber jedoch Pränumeranten: die lieben contanten, die guten charmanten! — 5) Angenehme Eindrücke. Gehören zu Nr. 4, und regen zu angenehmen Ausdrücken an. (Sich zu bedanken, hat jeder Redacteur großes Talent.) 6) Blumen und Kräuter. — Lieber Kraut und Früchte, wenn auch saure. — 7) Dedications-Präsente. Sind sehr antiquarisch geworden, weil jene allzumodern. — 8) Für Abgebrannte und Ueberschwemmte, für welche Alles gut. — 9) Anekdoten, mehr für Andere als für sich selbst. — 10) Feurige Kohlen auf die Kürbisse von allerhand Leuten. 11) Kleider, ungeschickter als 12) Quittungen. — 13) Erdäpfel, Sauerkraut und Schinken und allerhand zum Trinken; Geschäft der Herren Hausfrauen. — 14) Bijouterien, Pretiosen, ebenfalls für diese Herrn Frauen. — 15) Ist man Doctor: Parteien und Klienten; stabile Parteien. — 16) Augenwasser (gutes, himmlisches Gewässer).

Als Don **Sancho**, zweiter Sohn des Königs von Castilien, Alphons, zu Rom war, wurde er von Papste zum Könige von Aegypten ernannt. Die Versammlung der Kardinäle und Bischöfe war mit dieser Wahl ungemein zufrieden. Der Prinz, der ein großes Freudengeschrei hörte, und nicht wußte, was es zu bedeuten hatte, fragte seinen Dolmetscher, was es gäbe: „Sire," antwortete ihm dieser, „der Papst hat Ew. Hoheit zum Könige von Aegypten ernannt." — „Ei, dafür muß ich mich bedanken," sagte der Prinz, „gehe sogleich und ernenne den heiligen Vater zum Kalifen von Bagdad."

Die Wohnung Georges **Sand's** im Schlosse Nohant. Ueber der Thüre des Zimmers befindet sich die Inschrift: „La fumée de la gloire ne vaut pas la fumée de ma pipe." Inmitten des Zimmers steht das Bett der Urgroßmutter, ein ehrwürdiges, mehr breites, als langes Bett auf Säulen. Dem Bette gegenüber steht ein Spiegel, welcher Diana von Poitiers angehört hat, rund herum hängen Pfeifen, Dolche, Rosenkränze und Sandalen. Auf dem Ofen steht ein Christus aus Bronce. Einige Renaissance-Stühle, einige Madonnen von Raphael, eine Wanduhr, die einem Könige von Polen die Stunden gezählt hat, Thee- und Kaffeeservices, chinesische Vasen, ein altes Portefeuille auf einem kleinen Arbeitstische liegend, vervollständigen das Ameublement, das hin und her, ohne Symmetrie herum gestellt ist, das Merkwürdigste unter allen Möbeln ist jedoch ein Ofenschirm, auf welchem die Dichterin alle nur etwas lächerlichen Briefe, welche ihr berühmte Männer geschrieben haben, hingeklebt hat. Georges Sand liebt Wohlgerüche so sehr wie Musik. Ihr Zimmer ist immer ge-

des Fenchels, ein Anderer den beständigen Anblick der grünen Farbe anrieth, sagte Sannazar: „Ich, meinerseits, glaube, daß nichts das Gesicht mehr schärft, als Neid; denn ein Neidischer sieht in der Regel alle Dinge größer, als sie wirklich sind." — Unter Sannazar's Epigrammen befinden sich drei Distichen, die er auf Venedig machte, und deren jedes ihm die Venetianer mit 1000 Ducaten bezahlten.

Ein feiner **Satiriker** gleicht einem geübten Silhouetteur; man fühlt sich durch ihn selbst in der Schattenseite getroffen!

Die **Sardelle.** Ein kleines Männchen machte sich lange Zeit über einen baumstarken und großen Bauer lustig. Dieser verlor endlich die Geduld und rief zornig: „Herr, wenn Sie nicht bald schweigen, so lege ich Sie zwischen zwei Butterbrode und verzehre Sie wie eine Sardelle."

Sardellen. Es erhob sich in einer Gesellschaft der Streit, wie man die Einwohner von Sardinien: Sardinier oder Sarden, benennen solle? — „Gfehlt!" rief ein zuhörender Ungar, „sie haaßens Sardellen."

Eine Kriegslist des Generals **Saß.** Saß, der bekannte Heerführer der Russen im Tscherkessenkriege, ward von den Bergvölkern seiner List, Kühnheit und Tapferkeit wegen ungemein gefürchtet. Eines Tages verbreitet sich plötzlich im russischen Lager die Nachricht, der General sei gefährlich erkrankt, ja nicht lange darauf erfährt man, er sei gestorben. Diese Nachricht flog in's Gebirge und verbreitete Jubel unter den Bergvölkern. Hunderte von Tscherkessen kamen auf das russische Gebiet, um Zeugen des Leichenbegängnisses ihres gefürchteten Feindes zu sein. Ein prächtiger Sarg mit dem Hute und den Orden des Generals geschmückt, ward unter Kanonensalven und Trauermusik in die Erde gesenkt. Die Tscherkessen kehrten voll Freude in die Berge zurück, um zu erzählen, was sie gesehen. Alles jubelte, daß man nun Ruhe haben würde vor den verheerenden Ueberfällen der Kosaken. Saß hatte sich inzwischen in seinem Hause versteckt gehalten, und in aller Stille eine Expedition vorbereitet, nur seine nächsten Vertrauten wußten um das Geheimniß. In der darauf folgenden Nacht wurden mehre Auls der Tscherkessen überfallen, die nicht wenig erstaunt waren, den Todtgeglaubten plötzlich wieder mitten unter sich zu sehen.

Satin (atlasartiger Seidenzeug). Ein französischer Sprachlehrer in Oxford ging eines Tages zu dem Händler Wikham, um einen Westenzeug zu kaufen, den Stoff konnte er nicht nennen. Endlich sagte er: er glaube, es wäre das Englische für diable. Wikham gab

schwängert von orientalischen Düften. Sie beschäftigt sich sehr gern mit Blumen, und sagt, es sei schwerer, einen nur halbwegs gefälligen Blumenstrauß zusammenzustellen, als den gelungensten Roman zu schreiben. An ihr großes Zimmer stößt ein kleines Cabinet, wo Mineralien, Insecten, Reise-Erinnerungen, einiges Moos und Rosmarin, auf Bergen gepflückt, pêle-mêle herum liegen; an der Wand schwebt eine Hängematte; neben einer zerbrochenen Guitarre liegt ein Todtenschädel. Das ganze Cabinet ist sehr düster, und da mußte wahrscheinlich „Lelia" mit ihren Lamentationen entstanden sein.

Sandor. Eines Abends kam zu Wien ein Mann in dem liederlichen Anzuge eines sogenannten Kappelbuben (Wiener Lazzaroni) in ein Kaffeehaus und verlangte Punsch. Als der Kellner Zahlung verlangte, suchte er mühsam Kupfergeld zusammen, welches aber nicht ausreichte. Da holte er aus dem Stiefel eine tausendguldige Banknote hervor, die der Kellner übernahm, zugleich aber auch dem Caffetier den verdächtigen Gast bezeichnete. Dieser äußerte, als man mit dem Wechseln der Note zögerte, er wolle morgen den Betrag abholen, wenn man gerade nicht bei Casse sei. Dies bestärkte den Verdacht; die mittlerweile herbeigerufene Polizei nahm den Mann fest und brachte ihn, als er einen Wagen verlangte, in einem solchen zur Behörde. Hier wurde er schon in der Hausflur von einigen Cavalieren erwartet, mit denen er gewettet hatte, daß er, ohne etwas zu begehen, von der Polizei verhaftet werden würde. Nun ergab es sich, der vermeintliche Kappelbube sei der durch seine Reiterkünste bekannte ungarische Graf Sandor.

Sandrart, Joachim von (geb. zu Frankfurt am Main 1605, † 1688 als Director der Academie zu Nürnberg), war ein ausgezeichneter Maler, Kupferstecher und Kunstgelehrter. Von seinen Gemälden sieht man große Compositionen in verschiedenen Kirchen und Klöstern Deutschlands, und seine deutsche Academie der edlen Bau-, Bild- und Malerkünste, ist noch immer ein schätzbares Werk. Einst malte Sandrart den Pfalzgrafen Karl Gustav, nachmaligen König von Schweden, in Lebensgröße zu Pferd. Er und das Pferd waren so gut getroffen, daß Karl's wirkliches Pferd bei Erblickung des gemalten zu wiehern anfing. Der Pfalzgraf sagte daher denjenigen, welchen das Gemälde nicht recht gefiel: „Man sieht wohl, daß mein Pferd die Kunst besser versteht, als Ihr."

Sannazar, Jacob (geb. 1458 † 1529 in Neapel). Als der berühmte Dichter Sannazar in Gegenwart des Königs Friedrich von Neapel, eine Unterredung mehrerer Aerzte mit anhörte, wodurch man wohl das Gesicht am besten erhalten könnte, und Einer den Geruch

des Fenchels, ein Anderer den beständigen Anblick der grünen Farbe anrieth, sagte Sannazar: „Ich, meinerseits, glaube, daß nichts das Gesicht mehr schärft, als Neid; denn ein Neidischer sieht in der Regel alle Dinge größer, als sie wirklich sind." — Unter Sannazar's Epigrammen befinden sich drei Distichen, die er auf Venedig machte, und deren jedes ihm die Venetianer mit 1000 Ducaten bezahlten.

Ein feiner **Satiriker** gleicht einem geübten Silhouetteur; man fühlt sich durch ihn selbst in der Schattenseite getroffen!

Die **Sardelle.** Ein kleines Männchen machte sich lange Zeit über einen baumstarken und großen Bauer lustig. Dieser verlor endlich die Geduld und rief zornig: „Herr, wenn Sie nicht bald schweigen, so lege ich Sie zwischen zwei Butterbrode und verzehre Sie wie eine Sardelle."

Sardellen. Es erhob sich in einer Gesellschaft der Streit, wie man die Einwohner von Sardinien: Sardinier oder Sarden, benennen solle? — „Gfehlt!" rief ein zuhörender Ungar, „sie haaßens Sardellen."

Eine Kriegslist des Generals **Saß.** Saß, der bekannte Heerführer der Russen im Tscherkessenkriege, ward von den Bergvölkern seiner List, Kühnheit und Tapferkeit wegen ungemein gefürchtet. Eines Tages verbreitet sich plötzlich im russischen Lager die Nachricht, der General sei gefährlich erkrankt, ja nicht lange darauf erfährt man, er sei gestorben. Diese Nachricht flog in's Gebirge und verbreitete Jubel unter den Bergvölkern. Hunderte von Tscherkessen kamen auf das russische Gebiet, um Zeugen des Leichenbegängnisses ihres gefürchteten Feindes zu sein. Ein prächtiger Sarg mit dem Hute und den Orden des Generals geschmückt, ward unter Kanonensalven und Trauermusik in die Erde gesenkt. Die Tscherkessen kehrten voll Freude in die Berge zurück, um zu erzählen, was sie gesehen. Alles jubelte, daß man nun Ruhe haben würde vor den verheerenden Ueberfällen der Kosaken. Saß hatte sich inzwischen in seinem Hause versteckt gehalten, und in aller Stille eine Expedition vorbereitet, nur seine nächsten Vertrauten wußten um das Geheimniß. In der darauf folgenden Nacht wurden mehre Auls der Tscherkessen überfallen, die nicht wenig erstaunt waren, den Todtgeglaubten plötzlich wieder mitten unter sich zu sehen.

Satin (atlasartiger Seidenzeug). Ein französischer Sprachlehrer in Oxford ging eines Tages zu dem Händler Wikham, um einen Westenzeug zu kaufen, den Stoff konnte er nicht nennen. Endlich sagte er: er glaube, es wäre das Englische für diable. Wikham gab

verschiedene Benennungen für Teufel, z. B. Beelzebub, Gott sei bei uns u. s. w. „Nein, nein, so nicht!" sagte der Franzose. — „Vielleicht Satan?" meinte Wikham. — „Ja, ja, dies ist's," sagte der Franzose, „ich brauche eine Satanswestе." Er meinte Satin, Atlaß.

Satirenschreiber. Vor Alters ließ man sie verhungern; Peter Aretin, der nur über Könige und Fürsten schrieb, bekam Jahrgehalte, und goldene Ketten, daß er's nicht ärger machen sollte. Eine schickte ihm Karl V., nach der Fatalität in Africa. Aretin wog sie mit der Hand. — „Ziemlich gering für einen so dummen Streich!" — Unsere Satiriker würden vielleicht vollwichtigere bekommen; allein sie fürchten, diese möchten nur von Eisen sein.

Satisfaction. In Bern lebt ein munterer Metzger Namens Bruder. Dieser hatte aus irgend einem Grunde auf einen Substituten, Namens Peretten, einen Haß geworfen, kaufte sich deßhalb einen Metzgerhund und nannte ihn Peretten. Traf nun Bruder irgendwo mit Peretten zusammen, so rief er seinen Hund Peretten und zum großen Gelächter der Anwesenden sahen sich dann allemal der Hund und der Substitut zugleich um. Peretten war begreiflicherweise über die Sache sehr ärgerlich und sagte deshalb dem Metzger, er möchte das sein lassen, und seinem Hund einen andern Namen geben. „Gott bewahre," entgegnete Bruder, „Sie können das Nämliche gegen mich thun, schaffen Sie sich auch einen Hund an und nennen Sie ihn Bruder."

Ursache des **Sattwerdens.** Der Theaterdirector X. ging in eine Conditorei und aß sechs Pfannkuchen. Er ging weg; da er jedoch noch Appetit verspürte, so trat er in einen andern Conditorladen, und aß noch drei. „Ihre Pfannkuchen werde ich loben," sagte der Director, „sie sind wirklich excellent; bei dem Conditor S. habe ich vorhin sechs Stück gegessen und bin nicht satt geworden, bei Ihnen habe ich nur drei verzehrt, und ich bin so voll, daß mir der Bauch springen möchte."

Der erste **Satz.** Mit Staunen sah man einen Geizhals einem Concerte beiwohnen, wozu der Eintritt fünf Gulden kostete. „Weißt Du," sprach ein Spaßvogel zu seinem Freunde, „warum der Mann so viel Geld ausgegeben hat? Weil er hoffte, ein gutes Geschäft zu machen, und einen ersten Satz zu erhalten." Es stand nämlich auf dem Anschlagzettel, der erste Satz eines Concertes, und mit dem Ausdruck erster Satz, wird im Canzelleistyle auch die erste grundbücherliche Versicherung auf eine Realität ausgedrückt.

Die **Sau.** In einem Kaffeehause führten zwei ältliche Herren

ein sehr interessantes, politisches Gespräch, welchem mehrere der Anwesenden mit gespanntem Interesse zuhörten. Ein junger Stutzer aber spazierte mit einer noblen Effronterie mehrere Male zwischen den beiden Herren hindurch, welche so weit auseinander saßen, daß dieses sich allenfalls thun ließ. Die Zuhörer bemerkten murrend seine Ungezogenheit, nur die beiden Herren schienen es nicht zu sehen. „Ja, ja, wie ich Ihnen sage, Herr Doctor, (fuhr der eine von ihnen fort), wo Sie sitzen, liegt Belgrad, wo ich sitze, liegt Semlin, und mitten durch läuft die Sau.“ — Ein allgemeines Gelächter erscholl, und der Naseweis wiederholte seine Promenade nicht mehr.

Sauber. Ein Herr gab einer hübschen Dame folgende Charade auf:

Das Erste ist ein Vieh
das Zweite ist wieder ein Vieh
das Ganze sind Sie.

Der gute Mann wollte sagen: Sie sind sauber (Saubär). — Die geistreiche Dame antwortete ihm mit einer äußerst pikanten Charade, deren Schluß war: „Das Ganze ist ein Lümmel.“

Saul findet den Esel. Drei Witzlinge begegneten einem alten Juden. — „Guten Morgen, Vater Abraham!“ rief der Erste. — „Guten Morgen, Vater Isaak!“ der Zweite. — „Guten Morgen, Vater Jacob!“ der Dritte. — „Sie irren sich, meine Herren,“ versetzte der Jude, „bin ich weder Abraham, noch Isaak noch Jacob, bin ach Saul, welcher ist gegangen zu suchen seines Vaters Esel, und iach hob'n gefunden, hob'n gefunden!“

Doctor **Saunderson**, ein berühmter Professor der Mathematik in Cambridge, war bekanntlich stockblind, und befand sich einstens in einer sehr großen Gesellschaft. Als nun eine fremde Dame sich von der Gesellschaft entfernt hatte, sagte der Doctor: „Diese Dame hat doch wirklich sehr schöne Zähne.“ Ueber diese vollkommen gegründete Bemerkung erstaunten alle Anwesenden, und der blinde Professor wurde gefragt, wie er wissen könne, daß diese Dame schöne Zähne habe? — „Ei,“ antwortete er, „es kann sich's ja Jedermann leicht einbilden, daß ein Frauenzimmer Ursache haben muß, wenn es eine ganze Stunde lacht.“

Scaggon, welcher unter dem Namen des berühmten Lustigmachers der Königin Elisabeth bekannt war, hatte von derselben ein Darlehn von 500 Pfd. Nachdem der Termin der versprochenen Zahlung schon längst verflossen war, bestand die Königin unerbittlich auf der

möglichſt baldigen Zahlung. Zum Glück hörte der Hofnarr, daß der Weg der Königin ſie an einem der folgenden Tage vor ſeiner Wohnung vorbeiführen würde. Schnell kam er auf den Einfall, ſich einen Sarg machen zu laſſen. In dieſen auf ſeinen eigenen noch lebendigen Leib gefertigten Sarg wollte ſich der Narr legen und ſich in demſelben von ſeinen Freunden ſcheinbar zu Grabe tragen laſſen. Alles war ſo vorbereitet, daß in eben dem Zeitpunkte, als die Königin vor Scaggon's Wohnung vorbei kam, der Sarg mit ſeiner Inlage von einigen Freunden des Eingeſargten aufgeſchultert ward. „Wen trägt man zu Grabe?" fragt Eliſabeth und vernimmt zur Antwort: „Ihrer Majeſtät unterthänigſten Diener Scaggon." „Ach," fragte ſie, „iſt der Spaßvogel todt? Habe ich doch nicht einmal gehört, daß er krank ſei. Er war ein Erzwicht und mir 500 Pfd. ſchuldig. Doch ich ſchenke ſie ihm von ganzem Herzen." Bei dieſen Worten erhob der vermeinte Todte ſich plötzlich im Sarge und ſprach mit der Stimme eines Lebenden: „Ich danke Ihnen, gnädigſte Königin, unterthänigſt; dieſe Gnade, die Sie mir erzeigt haben, iſt ſo groß, daß ſie mich wieder lebendig gemacht hat."

Nach dem Tode des Grafen von **Scarborough** wurde mehrere Tage vergebens nach ſeinem Teſtament geſucht; ein alter Diener zeigte endlich den geheimen Ort an, wo es verborgen war, mit dem Bemerken, daß Se. Herrlichkeit ihm vor einiger Zeit mitgetheilt, wo es zu finden ſei, aber zugleich anbefohlen, er ſolle, wenn er ihn überlebe, nicht eher als drei Tage nach ſeinem Tode davon Nachricht geben und die Leute ſo lange auf der Hatz laſſen. Dieſer Auftrag wurde von dem Alten buchſtäblich erfüllt. In dem Teſtament fand man 1000 Pfund Sterling eingeſchloſſen. Ein alter Mantelſack wurde von den Perſonen, welche das Inventarium der Papiere und Koſtbarkeiten aufnahmen, als nicht mehr zu brauchen fortgeworfen; der Bediente aber meinte, man würde doch beſſer thun, ihn zu öffnen, und ſiehe da, es fand ſich, daß er ein Packet Obligationen zum Werthe von 18,000 Pfund enthielt.

Als Rainaldus **Scarlichius**, Biſchof zu Laibach, welcher das r nicht ausſprechen konnte, vor dem Kaiſer eine Rede halten ſollte, ſo verfaßte er dieſelbe ſo, daß nirgends ein r vorkam.

Scarpa und Bonaparte. Scarpa, der ſich nicht dazu verſtehen wollte, Bonaparte den Eid zu leiſten, war genöthigt, ſeine Profeſſur niederzulegen. Bei Bonaparte's Anweſenheit in Mailand wurden ihm die ſämmtlichen Profeſſoren von Pavia vorgeſtellt. Da er unter ihnen den Dr. Scarpa vermißte, wunderte er ſich und verfügte ſogleich, daß der Name dieſes berühmten Gelehrten unter denen der übrigen Pro-

fessoren wieder aufgeführt würde. „Was kommt darauf an," sagte der erste Consul „daß Dr. Scarpa den Eid verweigert hat? Scarpa bedarf der Facultät von Pavia nicht, diese aber seiner. Er wird später zu unsern Freunden gehören." Und so geschah es wirklich: Scarpa war in der Folge einer der treuesten Anhänger Napoleon's unter den Italienern. Diese Anecdote ist wieder ein Beleg, daß der General und erste Consul Bonaparte wo nicht edler und besser dachte, mindestens politisch klüger verfuhr, als der allgebietende Kaiser Napoleon.

Die Königin von Frankreich Anna von Oesterreich hatte so schöne Hände, daß der Dichter **Scarron** in einem Gedichte wünschte, Ohrfeigen von ihr zu bekommen.

Scarron's Tod. Der berühmte komische Schriftsteller Scarron, der zu Ludwig's des XIV. Zeiten die Welt mit seiner Person und seinen Schriften unterhielt, sah seinen elenden Körper täglich an Kräften abnehmen. Einem seiner Freunde, der eine Reise nach Guinea vorhatte, sagte er: „Ich werde bald sterben. Ich fühle mich bekümmert bei dem Gedanken, die Welt verlassen zu müssen, nicht etwa meiner elenden Person wegen, nein, sondern weil ich ein Weib hinterlasse, ohne Rath und Trost, ohne Geld und Gut, ein Weib, das zu lieben ich so viele Ursache habe. Ich empfehle sie Ihnen und allen meinen Bekannten!" Kurze Zeit vor seinem Tode nahm er Abschied von seiner Gattin; allein er konnte seiner Rührung nicht Meister werden, und seine Thränen flossen. Nachdem er ihr für alle ihm erwiesene Liebe, Zärtlichkeit und Sorgfalt gedankt hatte, empfahl er sie angelegentlich dem Herrn von Elbine, den er zum Vollstrecker seines Testamentes ernannt hatte; dann nahm er seine letzten Kräfte zusammen, reichte seiner Gattin die Hand und sprach: „Gedenke mein zuweilen. Ich lasse Dich ohne Reichthümer zurück; und obgleich die Tugend nicht immer Reichthümer mit sich bringt, so bin ich doch überzeugt, Du wirst stets tugendhaft bleiben." Hierauf verschied er ohne Seufzer, nachdem er noch geäußert hatte: „Niemals hätte ich geglaubt, daß man dem Tode mit solcher Gleichgültigkeit entgegensehen kann." Madame Scarron verlor sich aber in der Welt nicht; sie, welche später die Verbindung mit einem schönen, angesehenen und reichen Manne ausgeschlagen hatte, wohl aber dem elenden, gichtbrüchigen, doch geistreichen Scarron die Hand gegeben, ward in der Folge Erzieherin der königlichen Prinzen, ja Gemahlin des Königs selbst, und wird noch jetzt, als Gründerin der Mädchenschule von Saint-Cyr, unter dem Namen der Madame de Maintenon bekannter, in ganz Frankreich mit Achtung genannt.

Das Wort **Schabernack** ist morgenländischen Ursprungs. Der

Baumeister Senamar, der dem König Monder den berühmten Palast Chavernak erbaut, ward zum Lohn seiner Arbeit von den Zinnen dieses Palastes herabgestürzt. Chavernak war nun im Morgenlande ein Sprichwort, das den Undank bezeichnete.

Die **Schachspielerin.** Madame P. war sehr verliebter Natur und war mit der Wahl ihrer Anbeter gar nicht genau. Ein Witzling sagte, er wollte wetten, daß Madame P. eine gute Schachspielerin sei. „Wie so?" fragte man. „Nun," war die Antwort, „sie macht es ja wie die geübten Schachspieler: sie hat ihre Augen auf alle gerichtet. Auf den König, den Ritter, den Läufer und den Bauer."

Die zwei und dreißig Steine des **Schachspiels** bilden 1121 Quatuordecillionen Stellungen, eine Zahl, die man mit 88 Nullen schreibt. Um sich einen Begriff von der unendlichen Zahl dieser Gänge zu machen, denke man sich jedes Sandkorn der Erde ebenfalls als einen Weltkörper, von der Schöpfung mit einer ähnlichen Zahl von Menschen bevölkert, als deren die Erde hat. Wenn alle diese Menschen seit 5590 Jahren nichts anders gethan hätten, als zu zwei und zwei Schach gespielt und in jeder Stunde eine Partie beendigt, wären noch nicht alle möglichen Gänge erschöpft worden.

Schach. Im Jahre 1205 verbot Eudes von Sully, Bischof von Paris, allen Geistlichen seiner Diöcese das Schachspiel. Im 13. Jahrhundert war die Wuth, Schach zu spielen, so groß, daß Ludwig IX. eine Verordnung gegen dieses Spiel erließ, welches darin als ein zu ernster Zeitvertreib erklärt war.

Schach-Anecdoten. Vor der französischen Revolution bemerkten die gewöhnlichen Gäste des Café de la Régence einen Mann, der seit zehn Jahren täglich regelmäßig sechs bis sieben Stunden bei den Tischen verbrachte, an welchen Schach gespielt wurde, und immer beschäftigt war, die Partien, die man vor seinen Augen spielte, zu studiren, aber sich stets weigerte, selbst zu spielen, und nie den Mund aufthat. Einmal entstand in seiner Gegenwart ein Streit über einen Zug; es waren nicht viele Personen zugegen, und alle Anwesenden ersuchten einstimmig den schweigenden Veteranen, er möge über die vorliegende Streitfrage entscheiden. Es entstand eine tiefe Stille und Jedermann erwartete mit ungeduldiger Neugierde die Antwort des Orakels. Endlich sprach der Mann mit feierlicher Stimme und ohne im Mindesten Verlegenheit zu verrathen, die denkwürdigen Worte: „Ich verstehe von dem Schachspiele durchaus nichts." Da entstand ein Gemurmel der Ueberraschung und des Unwillens. „Warum," fragte man von allen Seiten, „haben Sie aber zehn Jahre Ihres Lebens

darangewendet, um spielen zu sehen?" „Weil ich verheirathet bin," antwortete der Mann, „und ich nicht in der Nähe meiner Frau sein mag." — Robespierre liebte das Schachspiel mit Leidenschaft. Eines Tages, sagt man, bewilligte er die Begnadigung eines jungen Officiers einem schönen, jungen Mädchen, das in Herrenkleidung zu ihm gekommen war, um dem Tyrannen die Bittschrift zu überbringen. Nachdem sie mit Robespierre Schach gespielt und ihn „matt" gemacht hatte, entdeckte sie ihm ihr Geschlecht, und bat ihn um das Leben ihres Geliebten. Ihre Bitte wurde erfüllt, und zwei Tage darauf vergaß das glückliche Paar auf fremdem Boden alle Schmerzen einer Trennung, die beinahe eine ewige geworden wäre.

Nach einer morgenländischen Erzählung verlangte bekanntlich Nassir, der Erfinder des **Schachspiels**, von Behuv, dem Könige von Indien, zur Belohnung, auf das erste der 64 Felder des Schachbrettes ein Weizenkorn, und auf jedes folgende doppelt so viel, wie auf dem vorhergehenden; was eine nicht zu liefern mögliche Getreidemasse ergibt. Nun hat sich aber Jemand die Mühe gegeben, auszurechnen, wie viel die Forderung ausmacht. Sie beträgt 18 Trillionen, 73,709 Millionen, 551,650 Weizenkörner. Ein Haufen Weizen, zu dessen jährlicher Erzeugung die ganze Erde, frei von allen Wegen, Wüsten, Seen und Flüssen, wenn sie der beste Weizenboden wäre, beinahe 76 Mal so groß sein müßte. Zur Fortschaffung desselben wären 625,499 Millionen, 948,245 vierspännige Wagen nöthig, die dicht an einander, 231,666 Mal rund um die Erde reichten. Die Wispel Weizen zu 50 Thaler gerechnet, bedürfte ein Staat von 39 Millionen jährlicher Einkünfte 2,085,000 Jahre zur Anfertigung des Werthes jener Forderung.

Erklärung des **Schachspiels**. Ursprünglich ist dieses Spiel, das man im Deutschen auch Königsspiel nennt, so wie sein Name, in Indien zu Hause, von wo dasselbe unter Nuschirwan dem Großen nach Persien gekommen ist. Der Erfinder Ledschladsch soll dieses Spiel zum Andenken des blutigen Krieges der beiden Brüder Thalhand und Gaw erfunden haben, um der Mutter beider Prinzen, welche den Tod des einen und den Sieg des andern überlebte, in ihrem Grame Trost zu gewähren. (!) Es ist also ein rein kriegerisches Spiel, und alle darin gebrauchten Figuren finden ihre Stelle wirklich in der Feldschlacht; die Namen einiger derselben, welche, wie der Thurm, die Königin und der Läufer, nicht dahin zu gehören scheinen, sind, wie sich sogleich zeigen wird, bloß europäische Verstümmelungen, und haben ursprünglich eine ganz andere Bedeutung und Bestimmung. Der indische Name des Spiels ist Tschaturanga, d. i. die vier Streitkräfte, worunter die vier Waffengattungen, aus denen ein indisches Heer zu-

sammengesetzt ist, nämlich: Elephanten, Pferde, Streitwagen und Fußsoldaten, verstanden werden. Diesen Namen veränderten die Perser in Schatrandsch, welches Wort ganz dasselbe bedeutet, indem es aus den Sanskritwörtern: tschatur (vier) und Anga (das Glied) zusammengesetzt ist. Diese vier Bestandtheile, wovon die drei ersten: Pferde, Wagen und Elephanten (bei uns Reiter, Thürme und Läufer), jedes durch zwei, die Fußgänger aber durch acht gleiche Figuren vorgestellt sind, werden durch den König (Schah) und seinen Feldfürsten (Fers), bei uns fehlerhaft die Königin, befehligt. Aus dem ursprünglichen Namen Fers, sehr ähnlich unserm Fürst, haben die Franzosen eine Vierge und die andern europäischen Nationen aus der Vierge eine Königin gemacht. Die Araber und Türken nennen diese befehlende Figur der Schlacht, diese Seele des ganzen Spiels, den Wessir, sehr treffend, weil der Wessir in allen morgenländischen Reichen die höchste ausübende Gewalt, sowohl im Frieden als im Kriege, in sich vereint, und im Cabinet und auf dem Schlachtfelde eigentlich herrscht, während der Schah nur im Hintergrunde, in majestätischer Ruhe, nie selbstthätig erscheint. Den Namen des Elephanten, Fil, haben die Franzosen als fol übernommen, und durch die bloße Verwechslung eines Vocals ist der indische Elephant zum französischen Narren und dieser Narr bei den Deutschen zum Läufer, bei den Engländern gar zum bishop geworden. Nur bei den Italienern hat sich der Name und die Verrichtung des Elephanten in dem Worte Alfino oder Alfiere fast unverändert erhalten; dem Worte Fil ist bloß der arabische Artikel Al vorgesetzt, und das Geschäft des Elephanten, der die Fahne auf seinem Rücken trägt, damit dieselbe dem Heere desto sehbarer sei, ist in der Bedeutung des Wortes Alfiere als Fähnrich berücksichtigt worden. Die Thürme (Roc) bedeuten die Streitwagen; Roc ist aus dem indischen Roth verstümmelt, das einen Streitwagen bezeichnet, dem ein Thurm aufgesetzt war. Die Rosse und die Bauern, oder eigentlich die Reiterei und das Fußvolk, haben sich unverändert und sogar mit ihrem morgenländischen Namen erhalten; denn unser Pferd ist stammverwandt mit Feres, und der Name Pion ist aus dem persischen Piade (piéton), Fußgänger, abgeleitet. Das Wort Schachmatt heißt soviel, als: der König ist todt. Das heutige indische Schachspiel hat nicht die Einfachheit des in Europa gebräuchlichen, und unterscheidet sich dadurch, daß die Stelle der Königin durch einen Elephanten und die Stelle des Läufers (des eigentlichen Elephanten) durch ein Boot ersetzt wird, und daß die Bewegungen nicht durch die freie Wahl der Spieler, sondern durch Würfel entschieden werden. Diese Einmischung des Schiffes und der Würfel geschah vermuthlich in der Absicht, dieses Spiel als Sinnbild des Krieges zu vervollkommnen, weil Truppen auch über Flüsse zu setzen haben, und der Zufall entscheidend einwirkt; obgleich anderseits das Spiel dadurch ungemein an Einfachheit und

Interesse verliert, indem es so ein Mittelding zwischen dem reinen Schachspiel und dem gemeinen Würfelbrette wird.

Schachspiel-Virtuosen. Philidor war der erste, welcher es unternahm, Partien zu spielen, ohne das Schachbrett zu sehen; der kürzlich verstorbene Labourdonnais in Paris wiederholte dieses Wunder, das man bis dahin nicht für möglich halten wollte. Es ist dies aber auch wirklich ein Kraftstück, das man kaum glauben kann, wenn man es auch sieht. Was kann unglaublicher sein als die Fähigkeit, ohne sich zu verwirren, 32 Figuren auf 64 Feldern bewegen zu lassen, die man nicht vor Augen hat. Und Philidor soll auf diese Weise in London drei Partien zugleich gespielt haben. Labourdonnais spielte zwei Partien so, ohne das Schachbrett zu sehen, gegen sehr gute Spieler, und gewann sie. Schon Diderot schrieb in Bezug auf diese Partien, er halte es nicht für möglich, daß das Gehirn eines Menschen solche riesenhafte Anstrengung zu ertragen vermöge. An Labourdonnais ging seine Voraussagung in Erfüllung. Man machte ihn voraus darauf aufmerksam, aber er glaubte nicht daran. Indeß trafen ihn bald nach seiner Wunderthat drei Blutschläge. Dann stellte sich Wassersucht ein; aber ob er gleich für alles Uebrige vollkommen abgestorben und abgestumpft war, behielt er doch alle seine Geisteskraft für das Schachspiel bis zum letzten Augenblicke.

Schachspiel-Luxus. Im „Canton Register" liest man: Es ist bekannt, daß in den Provinzen Shense und Shanse die reichsten Leute in China leben; die Eingebornen sagen, dieselben hätten das Geld wie Berge aufgehäuft; auch sind die ersten Capitalisten in Canton alle aus jenen Provinzen. Nun lebte in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Keaking in dem genannten Lande des Reichthums eine außerordentlich begüterte Wittwe, Namens Chun, die einen einzigen Sohn hatte, welcher Tag und Nacht darauf bedacht war, wie er sein ungeheures Vermögen auf eine, nach seinen Begriffen würdige Weise an den Mann bringen könne. Unter andern Vergnügungen liebte der junge Chun, wie beinahe alle Orientalen, das Schach leidenschaftlich, und sann sich daher eine eigene Art aus, dieses Spiel so glänzend als möglich zu spielen. Zu diesem Ende ließ er einen großen Saal mit den 64 Feldern des Schachs pflastern, für sich und seinen Gegner zwei einander gegenüberstehende Tribünen darin errichten, und statt der gewöhnlichen Figuren kaufte er sehr schöne Sclavinnen, die er in zwei Hauptfarben kleidete, und ihnen im Uebrigen das Costum des Königs, der Königin, der Springer, Läufer u. s. w. gab. Diese wurden nun gegen einander aufgestellt, und mußten unverrückt auf ihrem Platze bleiben, bis einer der Spieler ihnen einen Wink gab, sich da oder dorthin zu bewegen. Die Kunde von dieser eigenen Art, Schach

zu spielen, gelangte bis zu den Ohren des Kaisers, der es höchst übel vermerkte, daß einer seiner Unterthanen ihn an Aufwand zu überbieten wagte, und deshalb den jungen Verschwender mit einer Geldbuße von drei Millionen Taels, nebst lebenslänglicher Verbannung nach den Ufern des Flußes vom schwarzen Drachen bestrafte, wobei er ihm gnädigst vermelden ließ, er dürfe sich glücklich schätzen, daß ihm die Huld des Kaisers den Kopf zwischen den Schultern habe stehen lassen.

Berühmter **Schachspieler.** André Danican Philidor, geboren zu Dreux 1726, ist als einer der größten Schachspieler bekannt. Seine Geschicklichkeit im Schachspielen bewog ihn 1745, eine Reise nach England, Holland und einem Theil von Deutschland zu machen. In Berlin spielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister, mit verbundenen Augen, und gewann sie in kurzer Zeit. Als Schachspieler hatte er einen entschiedenen Ruf. Er reiste jährlich nach London auf Kosten des dortigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war, und wählte diese Stadt endlich zu seinem beständigen Aufenthalte. Bis an das Ende seines Lebens behielt er sein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann sie beide. Er starb zu London den 31. August 1795. Was hat die Nachwelt von seiner Kunstfertigkeit im Spielen? Welchen Nutzen gewährte er der Mitwelt? Eine weisere Richtung seines Geistes war es, daß er sich auch mit der Tonkunst beschäftigte, und Motetten, Arien und Opern componirte.

Schachspiel. Schach ist für den Verstand zu viel Spiel, und als Spiel fordert es zu viel Verstand. Moses Mendelsohn.

Napoleon und Kempelen's **Schachmaschine.** Nachdem Hr. von Kempelen in den Jahren 1784 und 1785 Frankreich und England mit seinem weltberühmt gewordenen, geheimnißvollen Schachspieler bereiset und sich dadurch große Summen erworben hatte, berief ihn Friedrich II., der ein besonderer Liebhaber des Schachspiels war, und es mit Voltaire durch Briefwechsel spielte, zu sich nach Potsdam, wo der König mit dem Automaten spielte und — besiegt wurde. — Friedrichs Niederlage vermehrte seine Bewunderung für das erfinderische Genie Kempelen's und erzeugte in ihm den hochsinnigen Entschluß, das Geheimniß des spielenden Türken zum Besten der Wissenschaft von dem Erfinder um jeden Preis zu erkaufen. — Kempelen ließ sich dazu gegen Empfang einer hohen Summe herbei. Der König war aber mit der Entdeckung sehr unzufrieden und zu großherzig, die langjährige Mystification der Welt fortzusetzen, verbannte er den geheimnißvollen Spieler in einen Winkel des Schlosses Sans-Souci, wo

er zwanzig Jahre unbeachtet und unbenutzt stand und beinahe ganz in Vergessenheit gerieth. — Zufällig erinnerte sich Napoleon im J. 1806 während seines Aufenthalts in Berlin an den Schachspieler, den er zu sehen verlangte. Er wurde aus seinem Verstecke hervorgezogen, abgestäubt und begann seine Functionen zum großen Erstaunen Aller, welche ihn sahen, wieder. — Napoleon verlangte, mit der wunderbaren Maschine selbst zu spielen. Kempelen lebte nicht mehr; aber ein von ihm gebildeter Schüler hatte sein Geheimniß geerbt und dieser übernahm die Leitung des Automaten. — Die von Napoleon gespielte Partie war einzig in ihrer Art und liefert einen Beweis von seinem wahrhaft ungewöhnlichen Scharfsinn. — Nach etwa sechs Zügen macht der Kaiser, um von der Unterscheidungskraft seines Gegners sich zu überzeugen, einen falschen Zug. Der Automat neigte den Kopf, und stellte die von Napoleon gezogene Figur auf das rechte Feld des Schachbretts. — Napoleon ließ sich hierdurch nicht abhalten, abermals einen falschen Zug zu thun. — Der Türke nahm nun ohne Zögerung die Figur seines Gegners weg und spielte seine Partie weiter. Napoleon lachte und versuchte bald darauf zum dritten Male ein unrichtiges Manöver, gleichsam als wollte er die Geduld des Automaten auf die Probe setzen. Und er erreichte in der That seinen Zweck. Denn der Türke erhob den Arm, fuhr mit der Hand über das Schachbrett hin und warf alle Figuren über den Haufen. Er blieb hierauf unbeweglich und fing keine neue Partie an. — Der eigentliche Stand der Sache ward dadurch verrathen; denn es leuchtete jedermann ein, daß eine Maschine unmöglich Leidenschaften haben und in Zorn gerathen könne. — Napoleon war auch Willens, die Maschine zerbrechen zu lassen, um zu sehen, was darin sei. Er stand jedoch davon ab, wahrscheinlich weil der Leiter des Automaten ihm das Geheimniß mitgetheilt hatte, das zu verrathen, der Kaiser nicht der Mühe werth achtete. — Ueber die weiteren Schicksale dieser Maschine glauben wir noch eine Notiz mittheilen zu dürfen. — Mit der Zeit wurde der Schachspieler das Eigenthum Mälzels, bei welchem ihn in München der Herzog Eugen von Leuchtenberg, gewesener Vicekönig von Italien, der ebenfalls ein guter Schachspieler war, zu sehen bekam. Der Herzog fand so viel Gefallen an der Maschine, daß er sie sammt dem geheimen Schlüssel ihres Wirkens um 30,000 Franken erkaufte, sich aber eben so unangenehm enttäuscht sah, wie Friedrich der Zweite. Er behandelte sie daher auch bald darauf wie jener, und warf sie in eine Rumpelkammer. Mälzel erbat sich daher den Automaten zurück und erhielt ihn gegen dem, daß er dem Herzog die Zinsen des dafür erhaltenen Capitals zahlte. — Mälzel begab sich damit im Jahre 1819 nach London und im Jahre 1820 nach den nordamerikanischen Freistaaten, wo er viel Geld damit erwarb. Uebrigens hatte sich der Türke unter Mälzel mehr und mehr

vervollkommnet. Er spielte endlich auch Whist und zwar so lange, bis er in Neu-Orleans in ein Magazin begraben wurde, wo er noch in Frieden ruhet und wahrscheinlich ewig ruhen wird, nachdem das so lange und mit so großer Discretion verborgen gehaltene Geheimniß seiner innern Einrichtung bekannt geworden ist, wozu Robert Wills in Oxford den ersten Impuls gegeben, und worüber wir kurz bemerken wollen, daß das Innere der Kiste aus zwei Abtheilungen oder kleinen Cabinetten bestand, in deren einem ein Mensch unsichtbar blieb, wenn man das andere öffnete, um es dem Publikum zu zeigen. Um in seinem engen und dunkeln Behälter zu sehen, hatte er ein Licht und ein Reise-Schachbrett, dessen Felder numerirt waren, ein anderes ebenfalls numerirtes Schachbrett befand sich als Decke über seinem Kopfe. Dieses war mit dem Schachbrette des Automaten zusammenhängend, und da die Figuren, womit man spielte, mit einem Magnet bestrichen waren, wurden dadurch kleine Eisenplättchen in Bewegung gesetzt, die auf dem als Decke dienenden Schachbrett angebracht waren. Das eingesperrte Individuum erkannte auf diese Art die von seinem Gegner gespielten Figuren, wonach er mit Hülfe einer Winde den Arm des Automaten hob, durch eine elastische Sprungfeder dessen Figur in Bewegung setzte, und überhaupt die ganze Maschine mit eben so viel Leichtigkeit als Präcision handeln ließ.

Ein so simples Ende fand eine Maschine, die auf jeden Fall so sinnreich erdacht und künstlich gemacht war, daß aller Nachforschungen der Gelehrten ungeachtet, ihre innere Einrichtung mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch ein wundervolles Geheimniß blieb.

Realis.

Schachtel. Zwei vorne, ein paar rückwärts, eine oben aufgepackt, dann sechs im innern Kutschenraume, da hast Du elf Schachteln, alle mit Spitzen, Häubchen, Hüten, Bändern, Blonden, Schminken u. s. w. vollgepfropft — und doch ist jene, die mit all diesen Schachteln sich beladet — selbst oft eine alte Schachtel, und zwar ein solche, wie man sie in Apotheken findet — von außen mit Goldpapier überzogen — im Innern asa foetida enthaltend.

Eine dankbare Schülerin des vor ungefähr 20 Jahren in Gotha verstorbenen Cantors **Schade**, schrieb in das Stammbuch dieses ihres Musiklehrers: „Durch Schade'n wird man klug!"

Ein alter **Schaden.** Ein Dienstmädchen fiel gegen einen glühenden Ofen, und zwar so, daß sich ihrem Arme die am Ofen befindliche Jahrszahl 1809 einbrannte. Man schickte zum Chirurgus, der

aber abwesend war, an dessen Stelle ein Gehülfe kam. Als dieser die Jahrszahl erblickte, meinte er kopfschüttelnd: „Hier wird wohl nicht zu helfen sein, es ist ein alter Schaden."

Beruhigung eines Schadenfrohen. Bei der jüngst stattgehabten Fallissementsperiode wußte ein hämischer Wucherer durch kluge Vorsicht sich aus dem Strudel zu reißen und vor Gefahr zu schützen. Im Stillen freute er sich jedesmal, wenn er das Unglück des einen oder andern Handelshauses erfuhr. Von einem sehr reichen Biedermann verlautete es, auch er habe einen bedeutenden Verlust erlitten; jedoch war dies Gerücht nicht allgemein bekannt geworden. Jener tückische Speculant hatte indeß nicht eher Ruhe, bis er sich darüber Gewißheit zu verschaffen wußte. — Mit scheinbarer Theilnahme fragte er den redlichen Banquier: „Was hör ich? mein Theuerster! Sie hätten bei dem Fall des N. N.schen Hauses bedeutend verloren?" — „Wackerer Freund!" entgegnete der ihn durchschauende Befragte, „zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen: ich verliere wirklich an dieses Haus vierzig Tausend Gulden."

Zwischen zwei Schächern. Ein sehr lustiger Edelmann lag auf dem Todtenbette. Es waren eben zwei Advocaten bei ihm; diese bat er, sich rechts und links neben seinem Bette niederzusetzen. „Warum wünschen Sie das?" fragten sie ihn. — „Damit ich wie unser Heiland sterbe," erwiederte er.

Schädel. Die irische Sage von dem Lachen erregenden Schädel hat etwas schauderhaft Drolliges. Ein Komiker oder Minstrel, Namens Clepsanus, soll vor Zeiten außerordentliches Aufsehen in Irland gemacht haben; sein Gesicht war an und für sich selbst schon eine solche Carricatur, daß Jeder, der ihn auch nur ansah, sich unmöglich des Lachens enthalten konnte. Nachdem er seine Rolle auf der Schaubühne des Lebens ausgespielt hatte, bestattete man ihn auf dem Kirchhofe, wo, dem Laufe der Natur zu Folge, bald nichts mehr von seinen irdischen Resten übrig blieb als sein Schädel. Der Todtengräber, der einst zufällig an derselben Stelle, wo der Minstrel lag, ein Grab für einen neuen Bewohner seines Gebietes bereitete, schaufelte den Schädel des Minstrels mit der Erde heraus, und ohne zu wissen, wem derselbe einst gehört habe, stellte er ihn auf einen am Boden liegenden Stein. Einige Spaziergänger, die eben in den Kirchhof traten und den Schädel erblickten, brachen in ein so unbändiges Gelächter aus, daß der Todtengräber nicht wußte, was er denken solle. Er blickte nach einer Ursache dieser unerwarteten Lustigkeit umher, und kaum fielen seine Augen auf den Schädel, so mußte auch

der ernste Mann lachen, bis er nicht mehr konnte. Der Leichenzug, auf dessen Ankunft er seine Vorbereitungen getroffen hatte, stellte sich jetzt ein, und erfüllte die Luft mit jenem Geheul, das man auch jetzt noch in einigen Gegenden Irlands bei solchen Gelegenheiten anstimmt; allein kaum hatten die Leidtragenden den Schädel des Minstrel erblickt, so verwandelten sich die Klagetöne in ein unaufhörliches Gelächter. Wie die Sage berichtet, so zeigte man diese seltsame Reliquie noch vor etwa einem Jahrhundert.

Die **Schädellehre.** Eine amerikanische Zeitung erzählt Nachfolgendes von einem berühmten Doctor der Phrenologie, der sich gegenwärtig in Philadelphia aufhält: „Der Doctor hat die Sonderbarkeit, daß er von dem Kopfe, den er untersucht, genau Alles sagt, was er von demselben denkt, selbst in Gegenwart zahlreicher Zuhörer. So forderte er am Schlusse einer Vorlesung, welche er hielt, Jedermann, der über seine phrenologischen Anlagen etwas zu wissen wünschte, auf, sich untersuchen zu lassen. Ein fester, fauststarker Bursche trat herbei; der Doctor fuhr ihm mit der Hand über die Haare, maß die Erhabenheiten, und sagte: „Ihre phrenologischen Anlagen deuten auf einen infamen Schurken, auf enorme Streitsucht, auf wenig Gewissenhaftigkeit und auf verächtliche moralische und geistige Beschaffenheit. Sie bedürfen bloß einer Gelegenheit, um ein vollkommener Spitzbube zu werden.“ Ohne etwas zu sagen, sprang der Mann von seinem Sitze auf, und schleuderte mit einem gutgerichtetem Faustschlage den Doctor zu Boden. Der Phrenolog raffte sich mühevoll auf, und richtete folgende Worte an die Versammlung: „Meine Herren und Damen! Hier ist der schlagendste Beweis von der Wahrheit der Phrenologie, der mir noch jemals vorgekommen. Der Schurke bestätigte jedes Wort, das ich von ihm ausgesagt habe.“

Gall's **Schädellehre**, in Europa ziemlich aus der Mode gekommen, ist in Amerika sehr in Aufnahme. Besonders interessiren sich die Damen dafür, und betrachten Tag und Nacht die Köpfe ihrer Eheherren, ob sich keine Erhöhungen daran zeigen.

Schädellehre. Dem Arzte Herrn Coigny dankt man die phrenologische Untersuchung des Schädels des ehemaligen Bischofs von Autun (Talleyrand). Folgendes ist in der beliebten Ausdrucksweise der Gall'schen Schule das Ergebniß dieser Betastung: „Schlauheit und Umsicht mit hoher Intelligenz gepaart, gestützt auf streitlustigen Sarcasmus und gemildert durch Familien-Sympathien, aber ohne Neigung zum gesellschaftlichen Triebe mittelst der heiligen Pflichten der Hingebung.“

Gall's Schädellehre. Als die Schädellehre des Doctor Gall in Paris an die Tagesordnung kam, erzählte man mancherlei abenteuerliche Anecdoten. In einer Gesellschaft, wo man dergleichen bis zum Ueberdrusse vorgetragen hatte, fing endlich ein witziger Kopf an: „Das Merkwürdigste bleibt immer Doctor Gall's Besuch im Irrenhause. Einer der Narren führte ihn herum, und sprach fortwährend sehr verständig. Gall befühlte ihm daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn, wie kommen Sie in's Tollhaus? Sie haben weder das Organ der Narrheit, noch sprechen oder thun Sie etwas Närrisches." „Das will ich gern glauben," versetzte der Narr, „daß Sie auf dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können. Sie müssen aber wissen, es ist nicht mein eigener, sondern er wurde mir nur aufgesetzt, da ich während der Revolution guillotinirt wurde."

Der pfiffige Schäfer. Zur Kriegszeit weidete eben ein Bauernknabe eine Heerde Schafe, als ein Soldat dazu kam und sich ohne Umstände eines Hammels bemächtigte, mit dem er davon eilte, ohne auf das Geschrei des Knaben zu achten; dieser klagte es seinem Bauern, der alsbald mit ihm zu dem Hauptmanne des Regimentes eilte, zu dem der Soldat gehörte. Als dieser die Sache vernommen, ließ er alle Soldaten in Reih und Glied aufmarschiren, damit der Thäter entdeckt und bestraft würde, denn er hielt auf strenge Mannszucht. Er gebot dem Knaben, durch die Reihen zu gehen und sich den Mann herauszusuchen. Dieser ging alle Reihen durch, sah aber Alle nur von hinten an, und fand in der hintersten Reihe den Hammelräuber. Der Hauptmann fragte ihn verwundert: „Weißt Du denn gewiß, daß es dieser ist, wie kannst Du ihn denn von hinten erkennen?" — „Ei, ja wohl," sagte der Knabe, „ich habe ihm mit Röthel ein Kreuz auf den Rücken gemacht, als er mir den Hammel stahl, wie ich den Schafen zu thun pflege."

Schämen. Wenn ein Mann in einer Gesellschaft von Frauenzimmern zweideutige Reden führt, so halten sie den Fächer vor das Gesicht, zum Zeichen, daß sie die Zweideutigkeit verstanden haben.

Schätzen. In einer Gesellschaft kam das Gespräch auf große Kapitalisten. Ein Glückspilz, sich in die Brust werfend, fragte Herrn P.... „Wie hoch schätzen Sie mich?" „Ich kann Sie gar nicht schätzen," war die lakonische Antwort.

Schafe. Man hatte einem Landmanne von Juffey ein Mutter-

schaf gestohlen, und zu diesem Zwecke den Moment benützt, wo die Gemeindeheerde von der Weide zurückkam. Mehrere Tage verflossen, ohne daß man, trotz aller genauen Nachsuchungen, auf die Spur des Schafdiebes kommen konnte. Da bekam man endlich auf eine unverhoffte Art Licht in der Sache. Man bemerkte nämlich, daß ein zartes Lämmlein, so oft die Heerde durch die Gassen zog, bei einem Hause stehen blieb, an die Thüre kratzte, und große Begier äußerte, hineinzugehen. Es fiel auf, man durchsuchte das Haus, fand das gestohlene Schaf und führte es mit dem Lamm zusammen. Die Aeußerung der Freude, des Wiedersehens zwischen Mutter und Kind mag der Leser sich selbst schildern.

Das Schaf. In einer Gesellschaft erzählte Jemand, es habe einst ein Schwärzer die List gebraucht, einem Hunde Spitzen um den Leib zu wickeln, über dieselben ein zweites Hundsfell machen zu lassen, und so die Contrebandwaare über die Gränze gebracht. Ein Anderer behauptete, das Thier sei nicht ein Hund, sondern ein Schaf gewesen, indem er ganz naiv sagte: „Dieselbe Geschichte habe ich als Schaf gelesen."

Schafkopf. „Begleiten Sie mich zu den beiden Mädchen mit der Schafwolle auf dem Kopfe," sagte Herr B. zu Herrn N. in der Neujahrsmesse, wo man zwei Damen mit Wolle statt der Haare auf dem Kopfe als Naturwunder zeigte. „Ach," sagte Herr N., „lassen Sie mich, ich komme schon von einem Naturwunder, ich habe eben einen Schafskopf gesehen, mit Menschenhaaren!"

Der Schullehrer ein **Schafkopf.** Ein Tischlermeister in Berlin erhielt einen Besuch von dem Schullehrer, dem er die Erziehung seines achtjährigen Knaben anvertraut hatte. Der Schüler war über das plötzliche Erscheinen seines Präceptors ganz verdutzt und unterließ in der Befangenheit, seine Mütze abzunehmen, so daß der ehrliche Tischlermeister sie ihm mit den Worten vom Kopfe riß: „Kannste vor'n Herrn Schulmeister nicht de Mütze abnehmen und sagen: „Schön juden Tag, Du Schafskopp!"

Schafsköpfe. Ein Fleischer schlachtete an einem Wintertage eine Menge Schöpse. Er nahm das Gehirn (den Brägen) aus den Köpfen, ließ diese wieder zufrieren und schickte sie auf den Markt, wo sie billig verkauft wurden. Doch bald liefen die Klagen der Käuferinnen ein, es sei kein Gehirn in den Köpfen gewesen. „Ei," sagte der Fleischer, „nennt man doch die Menschen, die kein Gehirn haben, Schafsköpfe, wie sollten Schafsköpfe Gehirn haben!"

Schah. Schah, bemerkt Hammer-Purgstall, ist das arabische Wort, nicht Schach, was eben so irrig ist, als Almanach statt Almanah.

Titel des **Schah** von Persien. Von seinen Unterthanen wird Persiens Monarch auf folgende pomphafte Weise angeredet: Erhabenster unter den Lebendigen, Quell der Majestät, der Größe, der Macht und des Ruhms, Ebenbild der Sonne, Bruder des Mondes und der Sterne, Oberhaupt großer Könige, dessen Thron der Gürtel des Himmels ist, Abgesandter des Himmels, Gegenstand der Wünsche aller Sterblichen, Ausspender der Güter und großen Namen, Haupt der trefflichen Secte des Weltalls, sitzend auf dem Stuhle des ersten zeitlichen Wesens, der größte und strahlende Fürst der Gläubigen, geboren und ausgegangen von dem Throne, welcher der einzige Thron auf Erden ist, König vom ersten Range, Monarch der Sultane und der Herrscher des Weltalls, Schatten Gottes, erster Edler und vom ältesten Adel, König, Sohn des Königs, Sprößling der edelsten Könige, Kaiser aller körperlichen Wesen, Herr der Zeiten und Wesen, Zuflucht der Nationen, Vater der Siege u. s. w.

Der **Schall.** In den arktischen Gegenden können Personen in einer Entfernung von mehr denn einer englischen Meile mit einander reden, wenn der Thermometer unter Null steht. Der Schall macht in der Luft gewöhnlich 1130 bis 1142 Fuß in der Secunde, im Wasser hingegen 4708 Fuß. Bei jedem Pulsschlag eines gesunden Menschen, 75 auf die Minute gerechnet, geht der Schall durch einen Raum von 900 Fuß in der Luft. Eine unter Wasser bewegte Schelle kann man 1200 Fuß weit hören. Alle Töne werden auf dem Wasser zweimal so weit gehört, als in der Luft. In einem Luftballon kann man das Bellen der Hunde in einer Höhe von 3 bis 4 Meilen hören. Auf dem Tafelberge, eine Meile über der Capstadt, kann man jedes Geräusch in derselben, ja jedes laut gesprochene Wort deutlich vernehmen. Das Feuer der englischen Schiffe bei ihrer Landung in Aegypten wurde 130 Meilen weit in der See gehört. Wasser ist immer ein besserer Leiter des Schalls, als Luft. Ein ebenso guter Leiter ist Holz, Flanell und Leinenband.

Die **Schallprobe.** Als der berühmte Gelehrte Steele einen großen Saal bauen ließ, der zu öffentlichen Reden bestimmt war, kam er einstmals dahin, um zu sehen, ob die Arbeit gut von Statten ginge, und wie bald durch die Vollendung derselben seine Wünsche in Erfüllung kommen würden. Zugleich wollte er auch wissen, wie weit und wie stark der Schall der Stimme sich hören ließ; er befahl also einem von den Arbeitern hinauf zu steigen und eine kleine Rede

daselbst zu halten. Der Mensch, dem dies befohlen wurde, entschuldigte sich damit, daß er kein Redner wäre, und also nicht wisse, was er vorbringen solle. „O," sagte der Bauherr, „das hat keine Noth! Ich verlange keine bündige Rede, sagt das Erste, das Euch in die Gedanken kommt." — „Wenn's so ist," erwiederte der Taglöhner, „so will ich Ihnen gehorsamen." Darauf stieg er auf die erhöhte, zur Kanzel bestimmte Stelle und perorirte Folgendes: „Mein Herr! Wir haben bereits sechs ganze Wochen hier gearbeitet, und keinen Pfennig von Ihnen erhalten, wann wird es Ihnen daher gefällig sein, uns zu bezahlen?" — „Genug! Genug!" rief Steele, „steigt herunter; ich muß gestehen, daß Alles, was Ihr gesagt habt, sehr gut und deutlich gesprochen worden ist, aber der Stoff der Rede hat mir nicht gefallen."

Schaltjahre waren einst sehr gefährlich. In einem alten angelsächsischen Gesetze, welches noch immer in Kraft ist, findet sich folgende Bestimmung: „So oft ein Schaltjahr eintritt, behaupten die Frauen den Vorrang vor den Männern, im Punkte der Liebe, des Freiens und Heirathens, so daß, wenn die Dame vorschlägt und Erklärungen macht, den Männern durchaus nicht erlaubt ist, nein zu sagen, sondern sie müssen die Liebesanträge mit aller Artigkeit aufnehmen."

Scham. Die Scham ist an dem Sterbetage der Unschuld auf die Welt gekommen.

Falsche **Scham.** Ein Adjutant des Feldmarschalls von .... lag des Morgens noch im Bette und schlief. Eilig trat der Bediente in's Zimmer, zog die Gardine zurück, und meldete, daß der Marschall schon zu Pferde gestiegen sei! „Zum Henker!" rief der Officier, „ich bin noch im Bette und der Marschall schon zu Pferde? Geschwinde, zieh' die Gardine zurück, ich bin nicht werth, das Tageslicht zu sehen!" Bei diesen Worten kehrte er sich wieder um und entschlief von Neuem.

Schande. Brissac behandelte seine Gattin, die eben kein Muster der Tugend war, sehr strenge. Ludwig XV. machte ihm deßhalb Vorwürfe. „Sire," antwortete er, „mir fehlt gänzlich der Muth der Schande."

Der **Scharfrichter** als Bettgenosse. Ein Reisender, der in einem überfüllten Gasthofe das Bett mit einem Fremden theilen sollte, sann auf ein Mittel, diesem die Lust, mit ihm in einem Bette zu liegen, schnell zu vertreiben. Zu diesem Zwecke hing er seinen Rock

über den Stuhl und setzte den Hut darauf. Den letzteren schlug er mit einem Stock, den er mit beiden Händen faßte, mehrere Mal von der Seite herab. „Was soll das bedeuten?" fragte ihn der Andere. „Ich übe mich nur ein wenig," versetzte jener, „denn ich bin der Scharfrichter und soll morgen Einen hinrichten." Kaum hatte der Reisende diese Worte gesprochen, so war der Fremde schon aus dem Zimmer verschwunden.

Die **Scharfrichterinnen.** In den kleineren Staaten des innern Afrika darf bekanntlich kein Mann an irgend eine Person weiblichen Geschlechtes Hand anlegen; daher muß es dort eine Scharfrichterin geben, und diese wird sonderbarer Weise Ahrisa genannt, d. h. die Nachsichtige, ungefähr so, wie bei den Griechen die Furien Eumeniden, die Wohlwollenden, genannt wurden. Die afrikanische Eumenide bringt die Weiber in Verhaft, geißelt sie, köpft sie, schneidet ihnen die Ohren ab, und je älter und je häßlicher sie ist, desto lieber martert sie die Jugend und vernichtet die Schönheit; doch werden die am weiblichen Geschlechte vorkommenden Executionen im Geheimen vollzogen.

Schauspieler — ein Mensch, der lebt um zu gefallen, und gefallen muß, um zu leben.

Schauspiel und Schachspiel haben ungeheure Aehnlichkeit; denn bei beiden wird immer ein Theil matt? nur mit dem Unterschiede, daß beim Schachspiel immer ein Spielender matt wird, bei unsern Schauspielen werden aber gewöhnlich nur die Zuschauer matt.

A. Sternau.

Schauspieler. Der als Dichter und k. k. Hofschauspieler hinlänglich bekannte und beliebte Waidmann gab den Bettelstudenten. Als er bei der Geisterbeschwörungs-Scene theils um sich selbst, theils um die Umstehenden einen Kreis zu ziehen hatte, zog er auch einen um den Souffleurkasten mit den Worten: „Wenn diesen der Teufel holt, so wären wir alle verloren."

Schauspieler. In einer großen Stadt, wo es zwei Theater gibt, aber jedes unter einer besondern Verwaltung, erhielten die beiden Directoren Briefe eines auswärtigen Schauspielers mit dem Gesuche um Bewilligung von Gastrollen. Dem Director A. schrieb er: „Eigentlich bin ich von dem Director B. zu Gastrollen eingeladen, es versteht sich aber, daß ein Künstler von meiner Stellung nicht gern bei einem Manne spielt, der aus der Kunst ein Handwerk macht, und ich bin daher so frei, bei Ew. — anzufragen u. s. w." — An

den Director B. schrieb er: „Eigentlich schon von Herrn Director A. zu Gastrollen auf seinem Theater eingeladen, könnte ich mich nicht füglich wohl an Ew. — wenden, wenn nicht die Art, wie Director A. sein dem Kunst-Interesse gewidmetes Institut herabwürdigt, mir einen solchen Widerwillen eingeflößt hätte, daß ich mich unmöglich entschließen kann, seinen Bitten zu folgen, und deshalb mich an einen Mann wende, von dem ich weiß u. s. w." Beide Briefe wurden zugleich abgeschickt. Unglücklicher Weise verwechselt indeß der Briefsteller die Adressen, und der Brief für B. kommt an A., und der an A. bestimmte an B. — Beide Directoren senden sich die verwechselten Briefe zu, und jeder will für den andern antworten. Beide wünschen den Mann zu engagiren, nicht als Schauspieler, aber als Lustspieldichter. Die Sache klänge gewöhnlich und komödienhaft, wenn sie nicht wirklich wäre.

— Im ersten Finale der Oper: „Der Barbier von Sevilla" spricht der Graf Almaviva bei der Stelle: „In's Gefängniß? keinen Schritt!" dem Anführer der Wache etwas in's Ohr. Der Chorist, welchem bei dem Theater zu ** diese Rolle zufiel, trat gewöhnlich, ohne irgend eine Aeußerung von Ueberraschung oder Befremden ganz ruhig zurück, bis dies eines Tages ein Theaterfreund rügte, und zu ihm sagte: „Sie müssen doch denken, der Graf sage Ihnen, wer er sei, und ihre Geberden darnach einrichten." — „Ja," entgegnete der Chorist, „wenn er das thäte, er sagt mir aber nichts!"

— In Rom führte man am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Schauspiel auf, welches im Mittelalter spielte, und welches den Titel: „der Tyrann der Abruzzen" hatte. Der Tyrann hat die Liebe seines Sohnes erster Ehe für die schöne Cornelia, welche er eben erst geheirathet hat, entdeckt. Er zweifelt nicht daran, daß diese Liebe erwiedert werde, und hat sich entschlossen, sich auf eine schreckliche Weise wegen der Untreue seiner zweiten Gattin zu rächen. Er läßt seinen Sohn kommen und gibt ihm einen Dolch in die Hand mit den Worten: „Ich habe so eben Cornelia mit einem meiner Haushofmeister überrascht; Du weißt, daß bei solchen Gelegenheiten das Gesetz den Sohn zum Rächer des Vaters bestimmt; nimm also diesen Dolch und tödte die Treulose." Der Sohn in seiner Verwirrung nimmt den Dolch. Da erhebt sich wie auf ein Zeichen das Parterre, und: — Glaube es nicht, sie ist nicht schuldig! riefen die Einen; — er ist ein alter Schurke, ein Infamer, er will dich betrügen! die Andern — und — keinen Dolch, den Dolch zurück! wiederholte einstimmig das ganze Publikum. Wie nun der Sohn sich bedachte, und den Dolch in der Hand behielt, so fingen die Aufgebrachtesten an, ihn zu beschimpfen, und da Drohungen den Schimpfreden folgten, so mußte der Schau-

spieler schon gehorchen, was von dem Publikum mit dem lärmendsten Beifall aufgenommen wurde. Unglücklicher Weise konnte, wenn der Dolch einmal dem Vater zurückgegeben war, das Stück, dessen Intrigue unterbrochen war, nicht fortgespielt werden. Der Sohn des Tyrannen sah sich also genöthigt, bis an den Rand des Orchesters vorzutreten, und, indem er sich mit zitternder und flehender Stimme an das Parterre wandte, sagte er: „Ich glaube kein Wort von der Geschichte, welche mir mein Vater da vormacht; ich weiß bestimmt, daß er mich hintergeht, und ich versichere Sie, daß ich gewiß Cornelia nicht tödten werde, — erlauben Sie mir also, den Dolch wieder anzunehmen." — Aber erst, als er sein Ehrenwort dem Publikum gegeben hatte, daß er, weit entfernt, Cornelia ein Leides zuzufügen, sie im Gegentheil retten werde, daß man, ehe zehn Minuten vergangen sein würden, von seinen guten Gesinnungen überzeugt sein, und daß zuletzt Alles zum Besten auslaufen werde, erlaubte man ihm, seine Waffe wieder zu nehmen und fortzuspielen! — Noch heut' zu Tage fallen solche Scenen auf den römischen Bühnen vor, und es gibt gehässige Rollen, welche die Schauspieler nie übernehmen, ohne sich gut eingepackt zu haben, um sich gegen die aufgeregte Menge im Nothfall gehörig geschützt zu sehen. Da mag der Kuckuk Schauspieler sein!

Schauspieler. Reuterholm als Kluck. Der Bassist eines Provinzialtheaters, der zwar talentirt, aber, wie es nicht selten der Fall ist, mehr Sinn für häusliche Angelegenheiten, als für seinen Musentempel hatte, war in Abhaltung der üblichen Proben eben nicht sehr rigoros. Einst, als er die Partie des Reuterholm zu singen hatte, wartete man wie gewöhnlich vergebens in der Probe auf den erhabenen Musensohn. Dem Regisseur des Theaters riß endlich die Geduld, er eilte in dessen Wohnung und fand ihn eben mit der Ausbesserung seines Hauses im schlichten Rocke, Kappe und Schurzfelle, und die Rolle in der Hand haltend, beschäftigt. Alsogleich schleppte er ihn, ohne sich viel in ein Gespräch einzulassen, oder ihn zur Umkleidung Zeit zu lassen, mit sich fort. Reuterholm betrat das Podium und sang wie immer seinen Part bezaubernd schön! Ein eben nicht starker Opernbesucher, der zufällig bei der Probe anwesend war, drückte Reuterholm nach Absingung seiner großen Arie entzückt die Hand mit den Worten: „Hätt' ich doch nicht gedacht, daß im „Fest der Handwerker" so schöne Arien vorkommen."

— Ein junger Schauspieler, der bei einer aufgelösten Schauspielergesellschaft gestanden, kam nach ***, um ein anderes Engagement zu suchen. Hier fand er zufällig einen ehemaligen Schulgenossen, der dort ein Amt bekleidete. Diesen machte er mit seiner Lage und Absicht bekannt, mit der Bitte, ihn dem Director des dortigen

Uebrige herabsehen könnte. Denn nirgends vielleicht ist das Leben der Komödianten so überaus unordentlich, so komisch und so originell als in Ungarn. Ich hatte in einem kleinen Städtchen dieses Landes Gelegenheit, eine dort weilende Schauspielertruppe zu beobachten. Was mir zunächst auffiel, war die Persönlichkeit des Directors, der seinen früheren Stand, den eines Handlungsdieners, aufgegeben, um als Diener und Priester der Thalia, als Chorege einer herumziehenden Komödiantenbande, einem anderen und besseren Gestirne zu folgen. Und wahrlich, er hatte sich nicht getäuscht. „Der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!" Bei sehr geringem mimischen Talent und noch viel geringerer Ausbildung ersetzte er, was ihm in diesen beiden abging, durch eine Frechheit und Unverschämtheit, die ihm bei der Gesellschaft Respect verschaffte und das Publikum eben wegen ihrer Beispiellosigkeit oft zum Lachen brachte. Er war ein kleiner, untersetzter, fast dicker Kerl, dem der häufige Genuß von Wein und Schnaps den Gebrauch der Schminke auf Nase und Wangen ersparte. Sein Haar begann schon etwas zu bleichen, und durch eine kleine Erhöhung auf dem Rücken schien die Natur einen Versuch gemacht zu haben, die Symmetrie und das Gleichgewicht gegen seinen Hängebauch herzustellen. Dabei spielte und sang er Rollen in den verschiedensten Fächern und Stimmlagen; er spielte jugendliche Helden und reiche Hagestolze, feurige Liebhaber und hypochondrische Vormünder, schlaue Intriguanten und dumme Bauerbengel. In der Oper, welche sie durchaus nicht unverschont ließen, girrte er ersten Tenor und brüllte als Basso buffo. Wie der Director, so waren auch die anderen Mitglieder der Bühne. Um sicher zu gehen, und nicht etwa durch Anstellung talentloser und ungeübter Neulinge seiner Bühne zu schaden, engagirte er stets nur solche Schauspieler und Schauspielerinnen, welche sich durch ein fünfundzwanzig- bis dreißigjähriges Wirken in ihrem Fache eine gewisse Routine erworben hatten und dadurch einige Bürgschaft für die Tüchtigkeit ihrer Leistungen zu gewähren im Stande waren. So war die erste jugendliche Liebhaberin zweiundzwanzig Jahre als solche auf den Brettern gewesen, und hatte diese ihre Rolle zuletzt so wahr und natürlich gespielt, daß der Herr Director hingerissen vom Zauber der Liebe, sie zur Frau Directorin machte, sie von der Welt der Bretter empornahm, und ihr eine Sinecure im Olymp der Theaterkasse gab. Denn die Kasse war in der That der Himmel und das Elysium, in welchem das ganze Leben auf jener leinenen und hölzernen Welt sich gipfelte und concentrirte, das Jenseits, in welchem alle Thränen, die unter dem ölpapiernen Mond geflossen waren, getrocknet wurden. Und wie bei unseren Altvorderen der Glaube war, daß die im Kampfe gefallenen Recken in Walhalla wieder erständen, um von Neuem zu kämpfen, so ging auch hier, sobald der Vorhang gefallen und das Schauspiel

zu Ende war, an der Kasse ein neues Schauspiel an, in welchem die Charaktere lebenskräftiger und wahrer durchgeführt wurden, und worin ein Humor, aber auch ein Jammer und oft ein wahrhaft tragisches Elend sich dem Blicke darbot, wie man es auf der Bühne nie größer sehen kann. Der Director stand mit seiner Gesellschaft auf halbe Theilung der Einnahme. Von Mißtrauen, von gemeiner Habsucht und schmutzigem Geize getrieben, eilte er, noch ehe das Stück beendigt war, auf seinen Posten, zählte die Einnahme und vertheilte sie oft nicht mit der größten Redlichkeit. Gleich darauf wurde er von dem ganzen Schauspielerpersonal und Allen, die irgend auf einen Theil der Einnahme Anspruch machten, umringt; jeder war in gespannter Erwartung, und man konnte nach der Auszahlung auf jedem Gesichte sehr deutlich lesen, ob seine Hoffnungen von dem Abende erfüllt oder getäuscht worden waren. Kam es so weit, daß die ersten Fächer mit einem Zwanziger honorirt wurden, so war die Einnahme überreich gewesen, und man konnte vor Jubel und Lärmen kein Wort verstehen. — War dieser Act vorüber, so veränderte sich die Scene. Man ging in den Saal zurück, welcher die doppelte Bestimmung hatte, ein Tempel der Kunst und eine Wohnung ihrer Priester zu sein. Man kann im vollsten und strengsten Sinne des Wortes sagen, daß diese Künstler auf ihren Brettern leben. Man macht Raum, und alle setzen sich an einer großen Tafel zum gemeinsamen Mahle nieder, dessen Fülle oder Dürftigkeit je nach der Scala der Einnahme variirt. Tafeltuch, Gedeck, Servietten und dgl. sind als beschwerlicher Ballast pedantischer Convenienz verbannt und verachtet. — Nach dem Abendbrode wird in demselben Saale ein Strohlager ausgebreitet, welches etwa für achtzehn bis zwanzig Personen berechnet ist, und hierauf nimmt die ganze Gesellschaft zur Nachtruhe Platz. An der Spitze liegt der Director bedeckt mit dem Hermelin, der vor zwei Stunden in Wallenstein oder König Lear geprangt; neben ihm schnarcht in der größten Ruhe und Gemüthlichkeit die erste Liebhaberin unter dem Ueberwurf, in welchem sie als Julia sich ermordet hatte; und dann folgen die übrigen Glieder der Truppe nach dem Range, welchen sie bei der Bühne einnehmen, gekleidet und bedeckt mit denjenigen Lappen und Resten aus der Garderobe, welche ihnen ihre kunstaristokratischen Genossen übrig gelassen. Pelze, Pilgerröcke, Mönchskutten, Tricots, Mieder, Perrücken — Alles muß herhalten, um den schlafenden Künstlern eine Decke und eine Staffage zu liefern, so barock und phantastisch, wie sie nur der Traumgott in genialen Künstlerträumen aufführen kann.

Abenteuer eines **Schauspielers** mit den Leipziger Stadtsoldaten. (Humoreske von Theodor Drobisch.) Eben zur Zeit, als man hier und da von der Ankunft der französischen Soldaten in Leipzig munkelte,

Theaters zu empfehlen. Sein Freund lehnte es aber ab, meinte auch, er würde sich eine vergebliche Mühe machen, denn für eine so geringe Gage, wie die, für welche die Schauspieler und Schauspielerinnen dort engagirt wären, würde er sich schwerlich entschließen können, eine Stelle anzunehmen. Der junge Schauspieler ging jedoch zu dem Director; seines Freundes Vorhersagung traf pünktlich ein, und mißgestimmt erzählte er diesem, wie es ihm ergangen sei. „Hab' ich Ihnen das nicht prophezeit," sprach sein Freund, „zu welchen Rollenfächern erboten Sie sich denn?" „Zu den Intriguanten und Einfaltspinseln." Da erklärt sich mir die Sache sehr natürlich. Die Intriguanten spielt er selbst, und die Einfaltspinsel die ganze Gesellschaft."

Schauspieler. Der Komiker Steudel in Reval ließ einmal bei seinem Benefiz folgende Worte auf den Anschlagzettel zusetzen: „Heute kostet der Eintrittspreis auf allen Plätzen das Doppelte, doch erhält Jedermann sein Geld nach der Vorstellung zurück, wenn er ein am Schlusse vom Komiker aufgegebenes Räthsel richtig löst, und dem Kassirer, auf einen Zettel geschrieben, die wahre Lösung übergibt." Das Räthsel war sehr lang und sehr verworren, doch kamen fast alle überein, es sei Chaos, oder Wirrwarr, oder Unding, oder Galimathias. Da das Theater ungemein überfüllt war, so war das Gedränge bei der Kasse, um das Geld zurück zu erhalten, enorm. Doch Niemand errieth das wahre Wort. Da erschien endlich ein Transparent, mit den Worten: Es ist: Nichts.

— Wo kommen die alten Schauspieler hin? ist eine Frage, die man häufig aufwerfen hört. Wie selten hört man, daß einer in die dunkle Versenkung hinabgestiegen, aus welcher ihn selbst der geschickteste Maschinenmeister nicht wieder heraufbringen kann. Aber wenn so wenige sterben, wo bleibt denn die Anzahl? Seit die lebenslänglichen Engagements fast alle aufgehört haben, sieht sich jeder Mime oder jede Mimin in den Jahren, wo es keine Lorbeerkränze und Blumen mehr regnet, nach einem Hinterpförtchen um, wodurch er aus dem Tempel der Kunst wieder in's Privatleben schlüpft. Da trifft man hier und dort Tenoristen und Bassisten als Gesanglehrer, Wirthe, Orgeldreher, ja gar als Nachtwächter wieder an. Frühere Intriguanten reisen im Lande umher und vertilgen Ratten und Mäuse; zärtliche Väter operiren Hühneraugen; zärtliche Mütter werden Lehrerinnen, Hebammen ꝛc.; erste Helden und Liebhaber silhouettiren und daguerreotypiren; Liebhaberinnen und Sängerinnen fabriciren Blumen; Charakterspieler stopfen Vögel aus; Komiker richten Kanarienvögel oder gelehrige Flöhe zu Kunststücken ab. Kurz jeder, dem Alter oder Krankheit die Fähigkeit geraubt, dem undankbaren Publikum zu gefallen, sucht sich auf irgend eine honette Weise durchzubringen. Daß wir

hier nicht von den Koryphäen der Künstler reden, sondern nur von denen, welchen Fortuna frühzeitig den Rücken gekehrt, versteht sich von selbst.

Der berühmte **Schauspieler** Hagen. Vor Jahren war in Berlin die Schlächtermeisterin Hagen durch ihren Sohn Wilhelm berühmt, der Bedientenrollen ꝛc. auf dem königlichen Theater spielte, und von seiner Mutter immer dabei auf's Herrlichste ausstaffirt wurde. Einst saß sie neben einer anderen Frau im Theater, pries ihr Wilhelmken sehr, und sagte zur Nachbarin, er werde gleich aus der Coulisse treten. Devrient tritt auf. „Is er det, Frau Hagen?" „Ne, det is er noch nicht, passen Se man uf!" Wilhelmken erscheint, einen Brief in der Hand. „Is er det?" „Det is er!" — „Jotte doch, was is det vor'n schöner Mensch! Aber er spricht jo gar nischt?" „Stillen Se man, er wird gleich sprechen!" Wilhelmken geht wieder ab. „Nu, er hat jo doch nicht gesprochen?" — „Ja, sehen Se, Madamken, det sind meine Leidenschaften, wenn der Bengel mopsig is, bringt kein Mensch en Wort aus ihm raußer!"

— Der häßliche Schauspieler. Ein Schauspieler gab in Leipzig seine Antrittsrolle. Da er von Gesicht sehr häßlich war, so fing das Publikum an zu murren, und es ließen sich Worte von schlechter Visage u. s. w. hören. Als der Spectakel endlich einen ernsten Charakter annahm, brach der Schauspieler plötzlich in seiner Rolle ab, und sagte: „Meine Herren! Ihnen gefällt mein Gesicht nicht, mir noch weniger!" Alles fing zu lachen an, er wurde applaudirt und später sogar der Liebling des Publikums.

— Das Schauspielerleben in Ungarn*). Von manchen Seiten her ist — mit wie vielem Rechte, lassen wir dahin gestellt sein — die Behauptung aufgestellt worden, der Verfall der deutschen Bühne und der auffallende Mangel an wahrhaft genialen und originellen dramatischen Künstlern in der neueren Zeit habe seinen Grund wenigstens zum Theil in der festen socialen Stellung und den geordneten, fein bürgerlichen Lebensverhältnissen unserer Schauspieler. Wäre diese Behauptung gegründet, und wollte man wirklich die Unregelmäßigkeit, die vage Unordnung und die lockere, von allen bürgerlichen Banden gelöste, nur vom Augenblick abhängige und ihm geweihte Stellung der Bühnenkünstler als Maßstab für die künstlerische Höhe der Bühne gelten lassen, nun, dann stünde die dramatische Kunst in Ungarn auf einem Gipfel der Vollkommenheit, von welchem sie stolz auf alles

*) Aus den Reise-Erinnerungen der Schauspielerin Minna Wohlgeboren-Wohlbrück.

Uebrige herabsehen könnte. Denn nirgends vielleicht ist das Leben der Komödianten so überaus unordentlich, so komisch und so originell als in Ungarn. Ich hatte in einem kleinen Städtchen dieses Landes Gelegenheit, eine dort weilende Schauspielertruppe zu beobachten. Was mir zunächst auffiel, war die Persönlichkeit des Directors, der seinen früheren Stand, den eines Handlungsdieners, aufgegeben, um als Diener und Priester der Thalia, als Chorege einer herumziehenden Komödiantenbande, einem anderen und besseren Gestirne zu folgen. Und wahrlich, er hatte sich nicht getäuscht. „Der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!" Bei sehr geringem mimischen Talent und noch viel geringerer Ausbildung ersetzte er, was ihm in diesen beiden abging, durch eine Frechheit und Unverschämtheit, die ihm bei der Gesellschaft Respect verschaffte und das Publikum eben wegen ihrer Beispiellosigkeit oft zum Lachen brachte. Er war ein kleiner, untersetzter, fast dicker Kerl, dem der häufige Genuß von Wein und Schnaps den Gebrauch der Schminke auf Nase und Wangen ersparte. Sein Haar begann schon etwas zu bleichen, und durch eine kleine Erhöhung auf dem Rücken schien die Natur einen Versuch gemacht zu haben, die Symmetrie und das Gleichgewicht gegen seinen Hängebauch herzustellen. Dabei spielte und sang er Rollen in den verschiedensten Fächern und Stimmlagen; er spielte jugendliche Helden und reiche Hagestolze, feurige Liebhaber und hypochondrische Vormünder, schlaue Intriguanten und dumme Bauerbengel. In der Oper, welche sie durchaus nicht unverschont ließen, girrte er ersten Tenor und brüllte als Basso buffo. Wie der Director, so waren auch die anderen Mitglieder der Bühne. Um sicher zu gehen, und nicht etwa durch Anstellung talentloser und ungeübter Neulinge seiner Bühne zu schaden, engagirte er stets nur solche Schauspieler und Schauspielerinnen, welche sich durch ein fünfundzwanzig- bis dreißigjähriges Wirken in ihrem Fache eine gewisse Routine erworben hatten und dadurch einige Bürgschaft für die Tüchtigkeit ihrer Leistungen zu gewähren im Stande waren. So war die erste jugendliche Liebhaberin zweiundzwanzig Jahre als solche auf den Brettern gewesen, und hatte diese ihre Rolle zuletzt so wahr und natürlich gespielt, daß der Herr Director hingerissen vom Zauber der Liebe, sie zur Frau Directorin machte, sie von der Welt der Bretter empornahm, und ihr eine Sinecure im Olymp der Theaterkasse gab. Denn die Kasse war in der That der Himmel und das Elysium, in welchem das ganze Leben auf jener leinenen und hölzernen Welt sich gipfelte und concentrirte, das Jenseits, in welchem alle Thränen, die unter dem ölpapiernen Mond geflossen waren, getrocknet wurden. Und wie bei unseren Altvorderen der Glaube war, daß die im Kampfe gefallenen Recken in Walhalla wieder erständen, um von Neuem zu kämpfen, so ging auch hier, sobald der Vorhang gefallen und das Schauspiel

zu Ende war, an der Kasse ein neues Schauspiel an, in welchem die Charaktere lebenskräftiger und wahrer durchgeführt wurden, und worin ein Humor, aber auch ein Jammer und oft ein wahrhaft tragisches Elend sich dem Blicke darbot, wie man es auf der Bühne nie größer sehen kann. Der Director stand mit seiner Gesellschaft auf halbe Theilung der Einnahme. Von Mißtrauen, von gemeiner Habsucht und schmutzigem Geize getrieben, eilte er, noch ehe das Stück beendigt war, auf seinen Posten, zählte die Einnahme und vertheilte sie oft nicht mit der größten Redlichkeit. Gleich darauf wurde er von dem ganzen Schauspielerpersonal und Allen, die irgend auf einen Theil der Einnahme Anspruch machten, umringt; jeder war in gespannter Erwartung, und man konnte nach der Auszahlung auf jedem Gesichte sehr deutlich lesen, ob seine Hoffnungen von dem Abende erfüllt oder getäuscht worden waren. Kam es so weit, daß die ersten Fächer mit einem Zwanziger honorirt wurden, so war die Einnahme überreich gewesen, und man konnte vor Jubel und Lärmen kein Wort verstehen. — War dieser Act vorüber, so veränderte sich die Scene. Man ging in den Saal zurück, welcher die doppelte Bestimmung hatte, ein Tempel der Kunst und eine Wohnung ihrer Priester zu sein. Man kann im vollsten und strengsten Sinne des Wortes sagen, daß diese Künstler auf ihren Brettern leben. Man macht Raum, und alle setzen sich an einer großen Tafel zum gemeinsamen Mahle nieder, dessen Fülle oder Dürftigkeit je nach der Scala der Einnahme variirt. Tafeltuch, Gedeck, Servietten und dgl. sind als beschwerlicher Ballast pedantischer Convenienz verbannt und verachtet. — Nach dem Abendbrode wird in demselben Saale ein Strohlager ausgebreitet, welches etwa für achtzehn bis zwanzig Personen berechnet ist, und hierauf nimmt die ganze Gesellschaft zur Nachtruhe Platz. An der Spitze liegt der Director bedeckt mit dem Hermelin, der vor zwei Stunden in Wallenstein oder König Lear geprangt; neben ihm schnarcht in der größten Ruhe und Gemüthlichkeit die erste Liebhaberin unter dem Ueberwurf, in welchem sie als Julia sich ermordet hatte; und dann folgen die übrigen Glieder der Truppe nach dem Range, welchen sie bei der Bühne einnehmen, gekleidet und bedeckt mit denjenigen Lappen und Resten aus der Garderobe, welche ihnen ihre kunstaristokratischen Genossen übrig gelassen. Pelze, Pilgerröcke, Mönchskutten, Tricots, Mieder, Perrücken — Alles muß herhalten, um den schlafenden Künstlern eine Decke und eine Staffage zu liefern, so barock und phantastisch, wie sie nur der Traumgott in genialen Künstlerträumen aufführen kann.

Abenteuer eines **Schauspielers** mit den Leipziger Stadtsoldaten. (Humoreske von Theodor Drobisch.) Eben zur Zeit, als man hier und da von der Ankunft der französischen Soldaten in Leipzig munkelte,

saß an einem trüben Herbstabende die Wache der Stadtsoldaten gemüthlich am Ranstädter Thor zusammen und war guter Dinge, denn es war der Tag der Löhnung, wo sie Geld und folglich — auch etwas Courage hatten. Gerade nebenan war das Theater, welches zu jener Zeit der Director Seconda von Dresden inne hatte. Man gab an jenem Abende ein militairisches Singspiel, worin ein Schauspieler — Müller — in eine französische Uniform gesteckt war, in der er heute viel Unruhe empfand, da seine Frau Tags vorher eines Knäbleins genesen war. — Unser Mime war ein höchst zärtlicher Vater und Gatte. Die Unruhe, was daheim Weib und Kind mache, ließ ihn fast seine Rolle vergessen. Im dritten Act hatte er nichts zu thun, dieser währte ein halbes Stündchen, und bis zu Anfang des vierten Aufzuges ließ sich recht gut ein kleiner Besuch abstatten. Sein Entschluß war gefaßt. Der Gedanke an die lieben Seinigen gab ihm Flügel, er eilte davon, in blanker Uniform, ohne Mantel, ohne Ueberrock. Schnellen Fußes flog er zum Schauspielhaus heraus und durch das Thor dem Ranstädter Steinweg zu. Der wachthabende Stadtsoldat, der zwar auf einem Auge den Staar hatte, sah ihn kommen. „Ein Franzose! ein Franzose!" stotterte er für sich und versteckte seine Flinte hinter seinem Rücken. Der Schreck fuhr ihm herunter bis an die Kamaschen. Auf dem Posten auszuharren, wäre jetzt ein Wagestück sonder Gleichen gewesen. Er erwog, ob er ausreißen oder in die Wache gehen sollte, um dort Meldung zu machen, was er gehört und gesehen. Seine Kameraden, die theils auf der Pritsche lagen, theils sich um den Tisch gruppirt hatten, sangen eben ein Lied, das noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges herstammte, als der Wachtposten hereinstürzte und stammelnd meldete, daß ein Franzose, ein Infanterist, sich habe sehen lassen. Zwei der Helden fielen gleich vor Schreck von der Pritsche, und die am Tisch spitzten die Ohren, daß die Haarzöpfe Stehmännchen machten. „Bomben und Granaten," rief der alte Feldwebel, „wer weiß, was Er gesehen hat." Als aber der Wachtposten die Uniform beschrieb, da bekam die Hälfte der Stadtvertheidiger Gänsehaut. — „Zwei Mann auf den Posten!" commandirte der Feldwebel, indem er sich in die Brust warf. Eine Todtenstille herrschte im Zimmer, denn Keiner wollte so mir nichts, dir nichts für zwanzig Groschen die Woche sein Leben in die Schanze schlagen. Da erklang es abermals und mit noch stärkerer Stimme: „Freiwillige vor!" Wer aber nicht kam, das waren die Freiwilligen, nein, solche Wagehälse unter den Stadtsoldaten, das wäre Luxus gewesen. — „Feige Memmen!" brüllte der Feldwebel, daß der steinerne Bierkrug das Zittern bekam. — „Ehre und Vaterland ruft, wer ein braver Kerl ist, folge mir nach!" — Somit stürmte er mit gezogenem Säbel zur Thüre hinaus. Die Anderen zogen Alle im Gänsemarsch hinterdrein, wahrscheinlich Viele aus Furcht, daß sie allein in der

Wache bleiben müßten. — „Kann einer von Euch französisch?" befragte Falstaff-Feldwebel die Schaar seiner Getreuen. Abermals Todtenstille. — „Nun so paßt auf, es ist möglich, daß der Kerl wiederkommt und hier recognoscirt; wahrscheinlich ein Spion, ich kenne das. Gibt er keine Antwort, wenn ich ihn anrufe, so stecht zu, wohin es kommt. Keine Gnade, keinen Pardon." „Keinen Pardon!" murmelten Etliche in der Fronte und preßten ihre Schießprügel fester an sich. Der Feldwebel wollte so eben nach Verhaltungsbefehlen gehen, als der erste Stadtsoldat schrie: „Er kommt, er kommt!" Zwei fuhren wie der Blitz in die Hauptwache, drei krochen in's Schilderhaus und fünf bis sechs zerstreuten sich wie die Juden in alle Welt. Aufgelöst waren alle Bande des Gehorsams; nur der Feldwebel hatte noch Muth und brüllte dem Ankommenden ein „Qui vi?" entgegen, daß er augenblicklich feststand. Als weiter Niemand antwortete, indem das Französische zu Ende war, wollte unser Mime so seitwärts entschlüpfen. Da kam er aber schön an! „Halt Hallunke, Monsieur Franzos, voulez-vous! Steh! oder ich schieß! Saker nun dit je!" und — Rips! hatte er ihn am Kragen. — „Er hat ihn, er hat ihn!" erklang es in der Armee, und jetzt legten wohl noch Zehn bis Zwölf mit Hand an. Das Schilderhaus gab ebenfalls seine Ungeheuer wieder von sich, und der Geist der Rache kam auch über die Flüchtigen im Wachtlokal, welche jetzt Armeen in ihrer Faust fühlten. — Das arme gefangene Mitglied der Seconda'schen Gesellschaft, der Komiker und zärtliche Vater, zappelte mit Händen und Beinen, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen ob solcher Behandlung. „Ich ein Spion?" rief er verzweifelt, „ich ein Franzose? wo denkt Ihr hin?" „Nicht gemuckst!" rief die Schaar, „Er ist ein Spion! mach' Er uns keine Wippchen vor." — „Ich muß fort, in's Theater!" — „Hinten in's Schloß muß er!" — „Ich muß ja Komödie spielen!" „Ja, das sehen wir; das Komödienspielen wollen wir ihm aber schon austreiben!" — „Ich gehe nicht! ich bin ja nur Lieutenant heute Abend, engagirt bei Seconda." „Und wenn Er auch Seconda-Lieutenant ist, das hilft Alles nichts. Er kann sich nicht legitimiren und damit Basta. Kreuz Element, das Maul gehalten und nicht verdefentirt!" Jetzt riß dem Komiker der Faden der Geduld. — „Zurück! oder ich verlange Genugthuung!" rief er mit Pathos, indem er zwei Stadtsoldaten von sich streifte, die sich wie Kletten an ihn gehängt hatten. Jetzt rannten zwei von der alten Garde nach den Spießen, welche an der Wand hingen, und drangen abermals auf den dramatischen Künstler ein. Selbiger warf sich aber in die Brust und rief: „Glaubt Ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte, ich würde mich vor Euren Spießen fürchten?! — Haltet ein, kein französisches Blut soll fließen! — Streckt die Waffen, Genueser, oder ich räche mich fürchterlich, denn — es wär' das Schlechtste nicht, was ich gethan!" — Ein Ruck,

saß an einem trüben Herbstabende die Wache der Stadtsoldaten gemüthlich am Ranstädter Thor zusammen und war guter Dinge, denn es war der Tag der Löhnung, wo sie Geld und folglich — auch etwas Courage hatten. Gerade nebenan war das Theater, welches zu jener Zeit der Director Seconda von Dresden inne hatte. Man gab an jenem Abende ein militairisches Singspiel, worin ein Schauspieler — Müller — in eine französische Uniform gesteckt war, in der er heute viel Unruhe empfand, da seine Frau Tags vorher eines Knäbleins genesen war. — Unser Mime war ein höchst zärtlicher Vater und Gatte. Die Unruhe, was daheim Weib und Kind mache, ließ ihn fast seine Rolle vergessen. Im dritten Act hatte er nichts zu thun, dieser währte ein halbes Stündchen, und bis zu Anfang des vierten Aufzuges ließ sich recht gut ein kleiner Besuch abstatten. Sein Entschluß war gefaßt. Der Gedanke an die lieben Seinigen gab ihm Flügel, er eilte davon, in blanker Uniform, ohne Mantel, ohne Ueberrock. Schnellen Fußes flog er zum Schauspielhaus heraus und durch das Thor dem Ranstädter Steinweg zu. Der wachthabende Stadtsoldat, der zwar auf einem Auge den Staar hatte, sah ihn kommen. „Ein Franzose! ein Franzose!" stotterte er für sich und versteckte seine Flinte hinter seinem Rücken. Der Schreck fuhr ihm herunter bis an die Kamaschen. Auf dem Posten auszuharren, wäre jetzt ein Wagestück sonder Gleichen gewesen. Er erwog, ob er ausreißen oder in die Wache gehen sollte, um dort Meldung zu machen, was er gehört und gesehen. Seine Kameraden, die theils auf der Pritsche lagen, theils sich um den Tisch gruppirt hatten, sangen eben ein Lied, das noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges herstammte, als der Wachtposten hereinstürzte und stammelnd meldete, daß ein Franzose, ein Infanterist, sich habe sehen lassen. Zwei der Helden fielen gleich vor Schreck von der Pritsche, und die am Tisch spitzten die Ohren, daß die Haarzöpfe Stehmännchen machten. „Bomben und Granaten," rief der alte Feldwebel, „wer weiß, was Er gesehen hat." Als aber der Wachtposten die Uniform beschrieb, da bekam die Hälfte der Stadtvertheidiger Gänsehaut. — „Zwei Mann auf den Posten!" commandirte der Feldwebel, indem er sich in die Brust warf. Eine Todtenstille herrschte im Zimmer, denn Keiner wollte so mir nichts, dir nichts für zwanzig Groschen die Woche sein Leben in die Schanze schlagen. Da erklang es abermals und mit noch stärkerer Stimme: „Freiwillige vor!" Wer aber nicht kam, das waren die Freiwilligen, nein, solche Wagehälse unter den Stadtsoldaten, das wäre Luxus gewesen. — „Feige Memmen!" brüllte der Feldwebel, daß der steinerne Bierkrug das Zittern bekam. — „Ehre und Vaterland ruft, wer ein braver Kerl ist, folge mir nach!" — Somit stürmte er mit gezogenem Säbel zur Thüre hinaus. Die Anderen zogen Alle im Gänsemarsch hinterdrein, wahrscheinlich Viele aus Furcht, daß sie allein in der

Wache bleiben müßten. — „Kann einer von Euch französisch?" befragte Falstaff-Feldwebel die Schaar seiner Getreuen. Abermals Todtenstille. — „Nun so paßt auf, es ist möglich, daß der Kerl wiederkommt und hier recognoscirt; wahrscheinlich ein Spion, ich kenne das. Gibt er keine Antwort, wenn ich ihn anrufe, so stecht zu, wohin es kommt. Keine Gnade, keinen Pardon." „Keinen Pardon!" murmelten Etliche in der Fronte und preßten ihre Schießprügel fester an sich. Der Feldwebel wollte so eben nach Verhaltungsbefehlen gehen, als der erste Stadtsoldat schrie: „Er kommt, er kommt!" Zwei fuhren wie der Blitz in die Hauptwache, drei krochen in's Schilderhaus und fünf bis sechs zerstreuten sich wie die Juden in alle Welt. Aufgelöst waren alle Bande des Gehorsams; nur der Feldwebel hatte noch Muth und brüllte dem Ankommenden ein „Qui vi?" entgegen, daß er augenblicklich feststand. Als weiter Niemand antwortete, indem das Französische zu Ende war, wollte unser Mime so seitwärts entschlüpfen. Da kam er aber schön an! „Halt Hallunke, Monsieur Franzos, voulez-vous! Steh! oder ich schieß! Saker nun dit je!" und — Rips! hatte er ihn am Kragen. — „Er hat ihn, er hat ihn!" erklang es in der Armee, und jetzt legten wohl noch Zehn bis Zwölf mit Hand an. Das Schilderhaus gab ebenfalls seine Ungeheuer wieder von sich, und der Geist der Rache kam auch über die Flüchtigen im Wachtlokal, welche jetzt Armeen in ihrer Faust fühlten. — Das arme gefangene Mitglied der Seconda'schen Gesellschaft, der Komiker und zärtliche Vater, zappelte mit Händen und Beinen, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen ob solcher Behandlung. „Ich ein Spion?" rief er verzweifelt, „ich ein Franzose? wo denkt Ihr hin?" „Nicht gemuckst!" rief die Schaar, „Er ist ein Spion! mach' Er uns keine Wippchen vor." — „Ich muß fort, in's Theater!" — „Hinten in's Schloß muß er!" — „Ich muß ja Komödie spielen!" „Ja, das sehen wir; das Komödienspielen wollen wir ihm aber schon austreiben!" — „Ich gehe nicht! ich bin ja nur Lieutenant heute Abend, engagirt bei Seconda." „Und wenn Er auch Seconda-Lieutenant ist, das hilft Alles nichts. Er kann sich nicht legitimiren und damit Basta. Kreuz Element, das Maul gehalten und nicht verdefentirt!" Jetzt riß dem Komiker der Faden der Geduld. — „Zurück! oder ich verlange Genugthuung!" rief er mit Pathos, indem er zwei Stadtsoldaten von sich streifte, die sich wie Kletten an ihn gehängt hatten. Jetzt rannten zwei von der alten Garde nach den Spießen, welche an der Wand hingen, und drangen abermals auf den dramatischen Künstler ein. Selbiger warf sich aber in die Brust und rief: „Glaubt Ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte, ich würde mich vor Euren Spießen fürchten?! — Haltet ein, kein französisches Blut soll fließen! — Streckt die Waffen, Genueser, oder ich räche mich fürchterlich, denn — es wär' das Schlechtste nicht, was ich gethan!" — Ein Ruck,

ein Sprung und — der Komiker ging frei aus, wie die weite Luft. Er eilte hinweg durch die kleine Schlippe, jene klassische Stelle, wo die Leipziger Macht der Waffen mit den Studenten oft gekämpft, wie die Spartaner bei den Thermopylen. — Im Theater angelangt, kam dem Komiker der Inspicient ganz erhitzt entgegen und rief: „Gerechter Himmel! wo bleiben Sie denn? Der vierte Act soll angehen, das Parterre pocht und tobt schon seit zehn Minuten, ich muß Sie strafen." — „Herr! wo kommen Sie denn her?" rief der Director. — „Aus der Gefangenschaft, aus dem Kampfe, und da auch noch Strafe zahlen? Der Geier hole alle Stadtsoldaten!" — „Anfangen, anfangen," schrie der Director, und der Inspicient gab das Zeichen mit der Klingel. — War unser Mime schon früher zerstreut gewesen, so war er es jetzt noch weit mehr. — Die Geschichte blieb natürlich nicht verschwiegen, und am anderen Tage lachte das Publikum noch weit mehr über das kleine Intermezzo außer der Bühne, als über das Singspiel selbst. Das Abenteuer des Menschendarstellers, so wie die bewiesene Liebe und Zärtlichkeit zu seiner Gattin und dem kleinen Sprößling lenkte ihm die volle Gunst des Publikums zu. Mehrere junge Kaufleute boten sich selbst als Pathen zu dem Kinde an, und bei der äußerst fidelen Kindtaufe, wo der Wein eine Heldenrolle spielte und vielfach über das Abenteuer gescherzt wurde, ließ ein fröhlicher Gast unter andern folgenden Toast los:

Es leben Mutter, Kind und Pathen
Und auch — die Leipziger Stadtsoldaten!

Ein **Schauspieler** ist das Sprachrohr von Fleisch und Knochen, durch welches der Dichter zum Publikum spricht.

Schauspieler-Ehe. „Ich habe vier Frauen gehabt," erzählte ein Schauspieler, — „doch nur mit der letzten habe ich Ursache zufrieden zu sein. Die erste war eine Sängerin — mein Gott! die wollte nur immer Solopartien und Bravourarien in E, nur wenn sie Duette sang außer E — so hatte ich gewiß nicht die zweite Stimme. Lange Zeit ließ ich mir das gefallen, ohne selbst aus dem Tacte zu kommen, allein als ich sie wieder einmal bei einem solchen Duett erwischte, zeigte ich ihr die Bravour meiner Stimme in einer Arie in A (Ah!), aus der ich capriccioso plötzlich in G (Geh!) übersprang. — Meine zweite Frau war eine Tänzerin, gewohnt, auf einem leichten Fuß zu leben, und Sprünge zu machen. Ich — etwas schwerfällig — war nicht im Stande, in dem pas de deux der Ehe mit ihr fortzukommen, und konnte daher recht froh sein, als sie den gescheidten Einfall hatte, und mich sitzen ließ. — Meine dritte war eine Heldin, die alle Woche dreimal in Ohnmacht fiel, wenn ich mich weigerte, ihr ein neues Costüm zu schaffen. Bei Tage monologisirte sie mir zu

viel, und des Abends fiel sie zu oft aus der Rolle. Mit dem Souffleur stand sie in Wahlverwandtschaft; doch als sich auch mit dem Schnürmeister und dem Lampenputzer ein gewisses Verhältniß entwickelte, da wurde mir's zu enge um die Brust; auf einmal ging mir ein Licht auf — ich war es müde, länger Nebenrollen zu spielen, und jagte meine Heldin aus dem Hause. — Jetzt habe ich eine Choristin geheirathet, die nicht eigensinnig ist, überall mitsingt und nie eine eigene Stimme verlangt. Das Tonangeben kennt sie kaum dem Namen nach, und will sie einmal zu hoch hinauf, so hat sie doch ein so richtiges Gehör, daß sie sich bald herabstimmen läßt, ohne dabei verstimmt zu werden. Und so leben wir Beide in der besten Harmonie."

Schauspieler-List. Ein herumziehender Schauspieler hatte von einem Bekannten sich einen Frack geborgt und ihn nicht zurückgebracht. Später wollt' er auch ein Paar Stiefel haben und bekam sie nicht, hatte sich jedoch die Stelle gemerkt, wo die Stiefel standen, und wußte sie, als Jener ausgegangen war, dem Dienstmädchen abzuschwatzen, unter dem Vorwande, der Herr habe seine Einwilligung gegeben und ihm den Ort bezeichnet, wo sie ständen. Ehe er mit seiner Acquisition sich davon machte, händigte er dem Dienstmädchen einen Zettel für den Herrn ein, auf welchem stand:

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,
Mit deinem Freunde hab're nicht!
Des Frackes bist du ledig,
Mach's mit den Stiefeln gnädig.

Schauspieler-Witz. Ein Landedelmann fragte einen Schauspieler, warum er den Narren spiele? „Aus eben der Ursache," antwortete er, „warum Sie es thun, nämlich aus Mangel. — Sie thun es aus Mangel der Klugheit, ich aber aus Mangel des Geldes."

Schauspieler-Einfall. In früheren Zeiten hatten die Individuen der sogenannten Haustruppen des Königs von Frankreich freien Eintritt in das Schauspielhaus. Auf Molière's Vorstellung hob Ludwig XIV. diese Begünstigung auf. Dies veranlaßte einen Tumult. Die ihres Vorrechtes Beraubten drangen mit Gewalt in das Schauspielhaus und mißhandelten die an der Kasse Sitzenden. Ein gleiches Schicksal stand dem Schauspielerpersonale bevor. Ein junger Schauspieler, mit Namen Bejart, der die Rolle eines Greises zu spielen hatte, und darnach bereits gekleidet war, besann sich nicht lange, er erschien auf der Bühne und sagte mit kläglicher Stimme: „Ach meine Herren, verschonen Sie doch wenigstens einen Greis von 75 Jahren, der nur noch wenig Tage zu leben hat." Dieser Einfall hatte den

glücklichsten Erfolg, man lachte und die Ruhe wurde wieder hergestellt.

Schauspieler. Schiller's Räuber. Ein angehender Schauspieler, der bisher nur stumme Rollen gespielt hatte, machte in einer Vorstellung der „Räuber" den Razmann. In der Stelle, wo er zu Moor sagen sollte: „Komm, wir wollen uns in die böhmischen Wälder niederlassen und dort eine Räuberbande errichten," fuhr ihn Moor hart an mit den Worten: „Kerl, welcher blies Dir dies Wort ein ꝛc." war der Spieler ganz erschrocken, er deutete auf den Souffleur und antwortete zaghaft: „Der da unten!"

Schauspieler und Natur. Dem Schauspieler K. mußte immer seine Frau, nach der Vorstellung, beim Umkleiden in der Garderobe Hülfe leisten, und gewöhnlich benutzte er diese Gelegenheit, sich von ihr loben zu lassen. „Nun Margaretha?" fragte er einst diese, „wie hab' ich Dir heute gefallen?" — „Ach Mann! prächtig! Die reine Natur hast Du heute gegeben." „Dumme Gans!" sagte er verdrießlich, „da ist Natur — ein Quark dagegen."

Maler und Schauspieler. Im Jahre 1839 standen in der Theaterchronik folgende Parallelen zwischen Malern und Schauspielern:

Rubens — Ludwig Devrient.	Raphael Mengs — Lud. Löwe.
Raphael Sanzio — Garrick.	Guido Reni — Emil Devrient.
Michel Angelo — Anschütz.	David — Seydelmann.
Albrecht Dürer — Schröder.	Schadow — P. A. Wolf.
Titian — Talma.	Teniers — Spitzeder.
Correggio — Eßlair.	Thorwaldsen (Bildhauer) — Genast.
Leonardo da Vinci — Iffland.	Bendemann — Porth.
Claude Lorrain — Eckhoff.	Matthäi — Baudius.
Lucas Cranach — Brockmann.	Hogarth — Beckmann.
Rembrand — Rott.	Wouwermann — Wurm.

Lebensalter mancher **Schauspieler.** Der älteste Schauspieler war wohl Jean Noel, der am 13. Januar 1829 in Paris 118 Jahr alt starb, und noch im hundertsten Jahre auftrat. Vom 8. Jahre an hatte er die Bühne betreten, 92 Jahre lang auf derselben nicht mit großem Ruhme, doch mit steter Brauchbarkeit gewirkt und 2760 Rollen gespielt; 28,010 Mal war er aufgetreten, 1040 Mal gestorben, 130 Mal König, 920 Mal ein ehrlicher Mann und 23,500 Mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren. Bei den Römern findet sich ein Seitenstück hierzu in der Schauspielerin Luceja, welche noch in ihrem 112. Jahre, und der Tänzerin Galenia Copiala, welche noch 90 Jahre nach ihrem ersten

Auftreten die Bühne betrat, um den Pompejus zu begrüßen. Sie erschien sogar noch einmal unter Augustus. — Bei manchen unserer deutschen Bühnen sieht es aus, als setzten die einzelnen Mitglieder auch nur in möglichst langes Auftreten ihren höchsten Ruhm.

Schauspieler wissen sich zu helfen. „Verflucht sei Deine Liebe, verflucht der Name Obizzo in Venedig," spricht der erzürnte Doge zu Abällino. Ein Schauspieler, der die Rolle des Dogen gab, konnte sich, da er diese Rede in höchster Entrüstung sprach, auf den Namen Obizzo nicht besinnen. Um aber in den Fluß seiner Rede keine Pause zu machen, setzte er schnell einen andern Namen an die Stelle des Obizzo und sprach: „Verflucht sei Deine Liebe, verflucht der Name Fitzliputzli in Venedig."

Grabschrift eines **Schauspielers.**

Hier lieg' ich nun, das Stück ist aus,
O Publikum, ruf mich heraus.

Dankreden beim Hervorrufen der **Schauspieler.**

In wiefern es angemessen sei, daß der Schauspieler, wenn ihm die Ehre des Hervorrufs zu Theil wird, sich mit dem Publikum gleichsam in eine Conversation einläßt, darüber hat schon Lessing entscheidend abgesprochen. Für meinen Theil glaube ich, daß der dramatische Künstler, wenn er hervorgerufen wird, diese Huldigung nicht herzlicher und anständiger, als durch eine, mit dem Ausdruck der Dankbarkeit begleitete Verbeugung aussprechen könne. — Es ist nicht zu vermeiden, daß solche Gefeierte, gleich nach dem Herabsinken der Courtine, am Ende der Vorstellung gerufen, in ihrem vollen Costüm der Rolle hervortreten. Wenn wir nun einen „Hippolyt," einen „Tamino," oder gar eine kurz vorher in den Fluthen versunkene „Ariadne," einen erdolchten „Otto von Wittelsbach," einen zur Hölle gefahrenen „Don Juan" und eine verklärte „Johanna d'Arc" oder einen entschlafenen „Antonio Allegri" geschmückt, gepanzert u. s. w. gleichsam wie Geister aus der Unterwelt citirt vor uns hintreten lassen, diese Helden des Tages nun ihre heroischen, classischen Reden gegen Alltags-Complimente vertauschen, und sich in einen hofmännischen Complimenten-Discours mit uns einlassen, — wie störend muß solch eine Metamorphose dem Zuschauer sein? — Jede Täuschung, noch in so frischem Andenken — weg ist sie, und mit ihr schwindet der eben noch frische Eindruck, den das vor uns stehende Ideal unserer Seele eingeprägt hatte. Dieser Mißbrauch ist aber zur Mode geworden, und wenn auch das „Cousuetudo altera natura est" hier schwerlich sein Recht behaupten möchte, so würde doch ein Drittheil des Parterres unzufrieden sein, wenn der Hervorgerufene

nicht seine Bedankmichsrede halten wollte. — Dem Komiker gestatten wir ein solches Extemporiren, was diese Danksagung doch eigentlich sein soll, es aber selten ist; denn nur zu leicht merkt man es dem Hervorgerufenen an, daß er stillschweigend auf diese Ehre pränumerirt hat, und seine Rede wie seine Rolle in der Tasche führt. Dem Lustigmacher ist jeder anständige Schwank erlaubt, und da er selbst auf der Bühne sich einen Sprung aus der Ideen- in die Alltagswelt erlauben darf, mag er immerhin, wenn er nochmals vor unser Forum gefordert wird, seinen Jokusstab rütteln; — genug von diesem Gegenstande, den zu besprechen ich gar nicht beabsichtigte, sondern nur etliche Danksagungsreden hier mittheilen wollte, die einige Schauspieler bei Gelegenheit des Hervorrufens gehalten haben. Hier gebe ich sie ohne weitere Zusätze und mit diplomatischer Genauigkeit: — Ein ärmlicher Histrione wurde in R** vor mehreren Jahren hervorgerufen, nicht um beklatscht, sondern um ausgepfiffen zu werden. — Die herzzerschneidenden Töne gellten ihm entgegen, als er kaum hervorgetreten war. Ohne sich abschrecken zu lassen, betrat er festen Schrittes das Proscenium und sagte: „Gestrenge Herren! die Ihr dort unten den Stab über mich brechet, wisset, das Fleisch war willig, aber der Geist war schwach." — Mit minder bescheidenem Gefühle sagte ein hervorgerufener, wackerer Musenjünger: „Meine Herren! Salomo's Urtheil war gerecht, doch das Ihrige ist noch weit gerechter!" — Eine Sängerin, welche so eben von einer schweren Krankheit genesen, sagte, als sie zum ersten Male wieder aufgetreten war, und am Schlusse der Vorstellung stürmisch herausgerufen wurde: „Danken Sie, Verehrteste, den heutigen Genuß Gott und dem lieben Doctor Schilling, denen Beiden ich meine Genesung zu verdanken habe." — Eine junge Künstlerin trat bei einer ähnlichen Gelegenheit mit hochpochendem Herzen hervor, und wußte in der Bestürzung nichts weiter als die verworrenen Worte hervorzubringen: „O wie gütig bin ich Ihnen — das höchste Vergnügen ist, Andern ein Vergnügen zu machen. Gewiß, wenn es Ihnen lieb war, — wird es mir angenehm sein!" — Der Theatermeister eilte ihr zu Hülfe, und ließ die Courtine herabfallen. Humor.

Ein blinder **Schauspieler.** In Staffordshire (einer englischen Grafschaft) spielte vor einiger Zeit der Director einer kleinen Schauspielertruppe, Namens Briscoe, ungeachtet er stockblind war, die ersten Helden- und Liebhaberrollen. Das Publikum bemerkte diesen Umstand nicht eher, als bis Briscoe einmal sich in der Stellung der Mitspielenden irrte, so zwar, daß er den Vater des Fräuleins, welches er im Stücke heirathen sollte, für das Fräulein selbst nahm, und auf die Wange des Vaters einen Kuß drückte, der für die Tochter bestimmt war.

Schauspieler. Ein Schauspieler in einem kleinem Städtchen hatte eine freie Einnahme. Er wandte ein Zwangsmittel an, das Publikum in's Theater zu bringen. Er ließ nämlich auf den Anschlagzettel eine Pistole malen, und darunter schreiben: „Wahrhafte Abbildung des entsetzlichen Mordgewehres, womit ich mir morgen das Leben nehmen werde, wenn ich mich nicht heute einer sehr guten Einnahme erfreuen kann."

— Schauspieler, in barbarischen Zeiten Komödiant, jetzt aber auch Mime oder Künstler genannt; daher kommt es, daß man oft nicht weiß, wo der Komödiant anfängt und der Schauspieler aufhört, oder wo der Künstler aufhört und der Mime anfängt. Da indessen der Schauspieler Spitzbuben und Heuchler agirt, so kann er, ohne sich der Schminke zu bedienen, nicht leicht schamroth werden. Der Schauspieler besitzt die Eigenschaft, daß ihm Eigenlob besser behagt, als fremder Tadel, und daß er aus Mangel an Schüchternheit nie zu Grunde geht. Oft fliegen ihm Kränze, oft aber auch hesperische Aepfel im Zustande der organischen Auflösung zu. Er bricht lieber Contracte, als Hals und Bein, und wenn seine Gläubiger in Feuer gerathen, brennt er durch. Kalisch.

— Ein reisender Schauspieler bat einen Theaterdirector um Erlaubniß, eine Gastrolle zu geben, und wählte sich den Odoardo in Emilie Galotti. Der Mensch war ein erbärmlicher Stümper, und kaum vermochte es der Director über sich, die ersten Scenen bei der Probe anzusehen. Als aber unser Odoardo, in allen Taschen nach einem Mordwerkzeuge suchend, die Worte sagt: „Hier nichts, und hier nichts," griff der Principal schnell in den Sack, sprechend: „Da kann ich helfen, Glück auf die Reise," und drückte ihm fünf Gulden in die Hand.

— In einem Wiener-Vorstadt-Theater stand das Debut eines Schauspielers bevor, den der Himmel mit wenig Talent, aber einer sehr zahlreichen Familie gesegnet hatte. Um aus diesem fressenden Capitale für seine neue Stellung doch einigen Nutzen zu schöpfen, beschloß er, seine Kinder dazu zu verwenden, sich einen freundlichen Empfang zu verschaffen. Des Abends werden also die Kleinen, vier an der Zahl, in die oberste Gallerie commandirt, mit der Weisung, das Erscheinen des Vaters müsse das Signal sein, mit ihren Pfötchen recht wacker darein zu klopfen, und nach Leibeskräften Bravo zu rufen. Nicht ohne die tröstliche Zuversicht, doch von Einigen bewillkommt zu werden, trat der neue Schauspieler aus der Coulisse, als es von Oben aus vier gesunden Gurgeln jubelnd ertönte: „Bravo Vater! Bravo Vater!" und alsbald ein allgemeines Gelächter diese gewiß vom Herzen

kommende freundliche Begrüßung begleitete. Auf einen solchen Lärm war der Debutant sicher nicht gefaßt.

Schauspieler. Der Principal einer kleinen Gesellschaft spielte in dem biblischen Drama „Samson" von Weiskern die Hauptrolle. Aus dem Rachen des Löwen quillt Wasser hervor, mit welchem Samson seinen Durst stillt. Der Theatermeister sollte dies Wunder dirigiren und stand unter dem Theater bei der Versenkung mit einer Wasserspritze. Samson legte sich auf den Löwen, aber — das Wasser blieb aus. Samson gab das verabredete Zeichen, Samson rief laut hinunter, Samson fluchte, — das Wasser blieb aus. Der Theatermeister stand kaltblütig mit der Spritze in der Hand und schwur, keinen Tropfen von sich zu geben, bis er seine rückständige Gage erhalten habe. Der geängstigte Principal sah sich genöthigt, dem hartherzigen Wundermann laut zu versichern, daß er seine Bezahlung von der Einnahme des Tages gleich nach der Vorstellung haben sollte. Der vorsichtige Theatermeister hatte zwei Zeugen mitgenommen: Samson mußte auch diesen die Versicherung wiederholen und sogleich floß aus dem Rachen des Löwen Wasser die Fülle.

Schauspielerinnen. Die Sängerinnen Moreschi und Galli waren Nebenbuhlerinnen und haßten einander aus Herzensgrunde. Einmal kam man auf die Idee, in einem Stücke von ihnen zwei Frauen darstellen zu lassen, welche auf einander eifersüchtig sind. Es war eine alte Oper von Cimarosa: „die Weiberlist." Besonders gespannt war man auf das Duett, in welchem die beiden Nebenbuhlerinnen einander mit Schmähworten überschütten. Die Moreschi begann ihr Solo, während die Galli ihr leise alle Schimpfworte zurief, die ihr auf die Zunge kamen. Dann kam die Reihe an die Galli; sie sang mit eben so großer Kühnheit als Gewandtheit, während die Nebenbuhlerin ihr Schmähworte leise zurief. Das Publikum klatschte Beifall, als aber das Duett beginnen sollte, verloren die beiden eifersüchtigen Sängerinnen den Kopf, vergaßen das Publikum, ihre Rolle und das Theater und wurden handgemein. Die Moreschi riß der Galli das Tuch ab, weil sie wußte, daß diese sehr hager sei, und ließ sie vor dem Publikum stehen; die Galli dagegen erinnerte sich, daß die Moreschi eine Perrücke trug, und riß ihr dieselbe mit einem Griffe ab. Man bewunderte den dürren Hals der Galli und den kahlen Kopf der Moreschi, bis der erste Buffo, Casaccielle, der keine Gelegenheit versäumte, das Publikum zum Lachen zu bringen, mit zwei Schwertern aus den Coulissen trat, sich in der Haltung eines Eroberers zwischen die Amazonen stellte, und sie unter dem Jubel der Zuschauer trennte. Die Moreschi erschien von dem Tage an nicht wieder auf der Bühne.

Schauspielerin. Treffende Abbitte. Eines Abends warfen im Theater zu Brügge (Belgien) einige Herren aus dem Parterre mit Aepfeln nach einer Schauspielerin. Diese hob einen derselben auf, und warf ihn zurück. Die Herren verlangten Genugthuung für die angebliche Beleidigung. Während der Unterhandlung blieb das Theater mehrere Tang lang geschlossen, bis die Schauspielerin, um den Director nicht in größten Schaden zu bringen, sich zu folgender Abbitte bequemte: „Meine Herren, ich bitte Sie um Verzeihung für die Aepfel, die Sie nach mir geworfen haben." Der stillschweigende Vorwurf wurde verstanden, und die Schauspielerin mit rauschenden Beifallsbezeigungen begrüßt.

—Zwei Schauspielerinnen eines Boulevard-Theaters hatten vor dem Thore zu Paris ein förmliches Duell angesetzt, und zwar wegen eines weggenommenen Liebhabers; zum Glück ward die Sache durch die Entscheidung zweier Seniorinnen derselben Bühne beigelegt, welche erklärten, „daß der Verlust eines Liebhabers solcher Schlägerei nicht werth sei!"

— Zwei Schauspielerinnen geriethen in der Theatergarderobe in einen sehr heftigen Streit, weil beide auf die nämliche Rolle in einem neuen Theaterstück Anspruch gemacht hatten. „Sie nehmen mir ja alle guten Rollen weg," schrie die Eine, was soll ich denn zuletzt noch spielen?" „Die zänkischen Weiber!" versetzte die Andere mit schneidender Kälte.

— Eine Schauspielerin, die als keine besondere Tugendheldin bekannt war, spielte eine Männerrolle. Einer ihrer Verehrer rief begeistert aus: „Die Hälfte des Publikums glaubt gewiß, sie sei wirklich ein Mann!" „Ja," sagte ein Nebenmann, „aber die andere Hälfte weiß es aus Erfahrung besser."

— Geheimnisse aus der Schreibtafel einer Primadonna. Ausgegeben am 15. d. M. Dem Zahnarzt für 6 Zähne 18 Thaler. Für die Recension an X. 3 Thaler. Für Watte zum Ausstopfen 13 Thlr. An Y. für das Fenstereinschlagen des Recensenten, der mich getadelt hat, 10 Thaler. An den Claqueur U. für die Heilung seiner wundgeschlagenen Hände 3 Thaler. Für das Ausbessern meiner zwei Hemden 1 Thaler. Einem Armen — drei Pfennige.

Schauspieler-Angst. Der Tänzer X. mußte manchmal zur Aushülfe kleine Rollen geben — solche nämlich, wo bloß einige Worte zu sprechen waren. Aber auch diese versetzten ihn immer in eine wahre Höllenpein. Einmal sollte er in „Wallenstein" als Kammerdiener

kommende freundliche Begrüßung begleitete. Auf einen solchen Lärm war der Debutant sicher nicht gefaßt.

Schauspieler. Der Principal einer kleinen Gesellschaft spielte in dem biblischen Drama „Samson" von Weiskern die Hauptrolle. Aus dem Rachen des Löwen quillt Wasser hervor, mit welchem Samson seinen Durst stillt. Der Theatermeister sollte dies Wunder dirigiren und stand unter dem Theater bei der Versenkung mit einer Wasserspritze. Samson legte sich auf den Löwen, aber — das Wasser blieb aus. Samson gab das verabredete Zeichen, Samson rief laut hinunter, Samson fluchte, — das Wasser blieb aus. Der Theatermeister stand kaltblütig mit der Spritze in der Hand und schwur, keinen Tropfen von sich zu geben, bis er seine rückständige Gage erhalten habe. Der geängstigte Principal sah sich genöthigt, dem hartherzigen Wundermann laut zu versichern, daß er seine Bezahlung von der Einnahme des Tages gleich nach der Vorstellung haben sollte. Der vorsichtige Theatermeister hatte zwei Zeugen mitgenommen; Samson mußte auch diesen die Versicherung wiederholen und sogleich floß aus dem Rachen des Löwen Wasser die Fülle.

Schauspielerinnen. Die Sängerinnen Moreschi und Galli waren Nebenbuhlerinnen und haßten einander aus Herzensgrunde. Einmal kam man auf die Idee, in einem Stücke von ihnen zwei Frauen darstellen zu lassen, welche auf einander eifersüchtig sind. Es war eine alte Oper von Cimarosa: „die Weiberlist." Besonders gespannt war man auf das Duett, in welchem die beiden Nebenbuhlerinnen einander mit Schmähworten überschütten. Die Moreschi begann ihr Solo, während die Galli ihr leise alle Schimpfworte zurief, die ihr auf die Zunge kamen. Dann kam die Reihe an die Galli; sie sang mit eben so großer Kühnheit als Gewandtheit, während die Nebenbuhlerin ihr Schmähworte leise zurief. Das Publikum klatschte Beifall, als aber das Duett beginnen sollte, verloren die beiden eifersüchtigen Sängerinnen den Kopf, vergaßen das Publikum, ihre Rolle und das Theater und wurden handgemein. Die Moreschi riß der Galli das Tuch ab, weil sie wußte, daß diese sehr hager sei, und ließ sie vor dem Publikum stehen; die Galli dagegen erinnerte sich, daß die Moreschi eine Perrücke trug, und riß ihr dieselbe mit einem Griffe ab. Man bewunderte den dürren Hals der Galli und den kahlen Kopf der Moreschi, bis der erste Buffo, Casacciello, der keine Gelegenheit versäumte, das Publikum zum Lachen zu bringen, mit zwei Schwertern aus den Coulissen trat, sich in der Haltung eines Eroberers zwischen die Amazonen stellte, und sie unter dem Jubel der Zuschauer trennte. Die Moreschi erschien von dem Tage an nicht wieder auf der Bühne.

Schauspielerin. Treffende Abbitte. Eines Abends warfen im Theater zu Brügge (Belgien) einige Herren aus dem Parterre mit Aepfeln nach einer Schauspielerin. Diese hob einen derselben auf, und warf ihn zurück. Die Herren verlangten Genugthuung für die angebliche Beleidigung. Während der Unterhandlung blieb das Theater mehrere Tang lang geschlossen, bis die Schauspielerin, um den Director nicht in größten Schaden zu bringen, sich zu folgender Abbitte bequemte: „Meine Herren, ich bitte Sie um Verzeihung für die Aepfel, die Sie nach mir geworfen haben." Der stillschweigende Vorwurf wurde verstanden, und die Schauspielerin mit rauschenden Beifallsbezeigungen begrüßt.

—Zwei Schauspielerinnen eines Boulevard-Theaters hatten vor dem Thore zu Paris ein förmliches Duell angesetzt, und zwar wegen eines weggenommenen Liebhabers; zum Glück ward die Sache durch die Entscheidung zweier Seniorinnen derselben Bühne beigelegt, welche erklärten, „daß der Verlust eines Liebhabers solcher Schlägerei nicht werth sei!"

— Zwei Schauspielerinnen geriethen in der Theatergarderobe in einen sehr heftigen Streit, weil beide auf die nämliche Rolle in einem neuen Theaterstück Anspruch gemacht hatten. „Sie nehmen mir ja alle guten Rollen weg," schrie die Eine, was soll ich denn zuletzt noch spielen?" „Die zänkischen Weiber!" versetzte die Andere mit schneidender Kälte.

— Eine Schauspielerin, die als keine besondere Tugendheldin bekannt war, spielte eine Männerrolle. Einer ihrer Verehrer rief begeistert aus: „Die Hälfte des Publikums glaubt gewiß, sie sei wirklich ein Mann!" „Ja," sagte ein Nebenmann, „aber die andere Hälfte weiß es aus Erfahrung besser."

— Geheimnisse aus der Schreibtafel einer Primadonna. Ausgegeben am 15. d. M. Dem Zahnarzt für 6 Zähne 18 Thaler. Für die Recension an X. 3 Thaler. Für Watte zum Ausstopfen 13 Thlr. An Y. für das Fenstereinschlagen des Recensenten, der mich getadelt hat, 10 Thaler. An den Claqueur U. für die Heilung seiner wundgeschlagenen Hände 3 Thaler. Für das Ausbessern meiner zwei Hemden 1 Thaler. Einem Armen — drei Pfennige.

Schauspieler-Angst. Der Tänzer X. mußte manchmal zur Aushülfe kleine Rollen geben — solche nämlich, wo bloß einige Worte zu sprechen waren. Aber auch diese versetzten ihn immer in eine wahre Höllenpein. Einmal sollte er in „Wallenstein" als Kammerdiener

die Worte zu sagen: „Der Oberst Piccolomini.“ Herr Y., der den Wallenstein gab, sah vor der Aufführung den X. in den Coulissen ängstlich herumgehen, ein Papier in der Hand, aus dem er beständig etwas hermurmelte. „Was machen Sie denn da,“ fragte ihn barsch der Heldenspieler. „Ich lerne meine Rolle,“ erwiederte X., und wiederholte fortwährend: Der Oberst Piccolomini, der Oberst Piccolomini, „ich bitte Sie Herr Y.,“ sagte er plötzlich, „sehen Sie mich nicht mit einem so strengen Blicke an, sonst vergesse ich meine Rolle.“ Der entscheidende Augenblick kam. X., an allen Gliedern zitternd, hätte ihn bald versäumt; er wird auf die Bühne geschoben. Dort angekommen, kann er vor Angst kein Wort hervorbringen, und hat seine Rolle ganz vergessen. Da fährt ihn Wallenstein an: „Was gibts?“ X. ermannt sich und stottert: „Herr von Piccolomini läßt sich empfehlen.“ Wallenstein wirft einen vernichtenden Blick auf ihn, und X. läuft von der Bühne, als wäre die Hölle an seinen Fersen.

Schauspieler-Auslegung. Im Fiesco, in der Scene, wo Leonore dem Fiesco die von ihm empfangenen Briefe und Geschenke zurück gibt, ließ sich eine Schauspielerin auch einen schön polirten Dolch in das Kästchen legen, und um ihre Worte recht anschaulich zu machen, hob sie diesen (nach dem Sinne des Dichters sollte sie einen Brief zeigen) hoch empor bei den Worten: „Nimm auch diesen Dolch, der mein Herz durchfuhr.“

—-Auslegung. Ein Dilettant bekam in „Emilie Galotti“ die Rolle des Camillo Rota. Er fand in seiner Rolle die Stelle: „Ein Todesurtheil! Und recht gern?“ — Unglücklicher Weise hielt er das Ausrufungszeichen für Eins, und das Fragezeichen für Zwei, und declamirte daher diese Stelle folgendermaßen: „Ein Todesurtheil — eins — und recht gerne — zwei.“

—-Auslegung. Bei der Leseprobe des Trauerspiels: die Katacomben, las ein Schauspieler die Worte: „Was öffnet sich meinen Blicken? — weiter Ocean! folgendermaßen. Er sprach nämlich frageweise: „Was öffnet sich meinen Blicken?“ dann sagte er zu dem Schauspieler, der mit ihm zu sprechen hatte, und von dem er glaubte, er nenne sich im Stücke Ocean: „Weiter, Ocean!“

—-Auslegung. Ein Schauspieler hatte in einem Stücke zu sagen: Hier hast Du 200 Pistolen, verwende sie gut. Als er Abends in die Garderobe kam, trat der Requisiteur in vollem Schweiß zu ihm, und sagte, er habe nicht mehr als 19 Pistolen (Schießgewehre) im ganzen Städtchen aufbringen können, welche er ihm überreichte.

Schauspieler-Auslegung. Ein angehender Schauspieler gastirte auf dem Theater zu R. als Abällino. Als er zu der Scene kam, wo er sagt: „Ich trage die Schlüssel von ganz Venedig in meiner Tasche," zog er zum allgemeinen Gelächter einen ungeheuren Bund Schlüssel aus seinem Sack, und producirte ihn triumphirend.

— -Auslegung. In der Scene in Abällino, in welcher sich die fünf Verschwornen besprechen, und die Rede von Flodoardo ist, hat einer derselben zu sagen: „er kam als Verbannter, floh nach Venedig" u. s. w. Der Rollenabschreiber hatte wahrscheinlich das Comma vergessen, und der nichtdenkende Künstler sprach die Stelle so: „er kam als verbannter Floh nach Venedig."

— -Auslegung. In einem alten Stücke hatte ein Schauspieler eine Vaterrolle, und in einer Scene mit seinem Sohne war ihm Folgendes vorgeschrieben: Vater (kopfschüttelnd): Sohn, das ist nicht gut gethan! — Das executirte der Darsteller so, daß er den Sohn bei den Haaren faßte und ihm tüchtig den Kopf schüttelte.

Schauspieler-Extemporirung. In einem kleinen Städtchen wurde auf einem Liebhabertheater von den kunstliebenden Bürgerssöhnen „Iphigenia" aufgeführt. In der schönen Scene des vierten Actes erschien Achilles ganz grimmig mit einem Paar Pistolen im Gürt[illegible] und dem Helme eines Sappeur-Pompiers. Während er voll M[illegible] seine Rede hielt, nimmt Agamemnon eine gemüthliche Prise aus [illegible] Dose, und nies't gerade, wo er seine Gegenrede beginnen [illegible] gleich greift der tapfere Alcide ehrfurchtsvoll an sein Casaun[illegible] zu dem grausamen Sohne des Atreus leise: „Zum We[illegible]

Schauspieler-Extemporirung. Bei der Darstellung langweiligen Stückes, hatte in einer Scene ein Sch[illegible] dern etwas in's Ohr zu sagen: „Sprechen Sie [illegible] dieser zu, „es hört ja Niemand auf uns."

— -Extemporiren. Bei einer gewis[illegible] gegeben. Ein Acteur, der seine Rolle [illegible] morirte, als darstellte, machte den Al[illegible] Wort. Darüber wurde derjenige, d[illegible] sagte in seinem Unwillen: „Ich [illegible] erstechen, Sie verderben uns [illegible]

Schauspieler-Geister[illegible] mertheater „die schlimme [illegible] sagt: „Da kömmt [illegible]

[illegible]ie
[illegible]ten,
denn
[illegible]hrte,
[illegible]n die
[illegible]wesen.

die Worte zu sagen: „Der Oberst Piccolomini.“ Herr Y., der den Wallenstein gab, sah vor der Aufführung den X. in den Coulissen ängstlich herumgehen, ein Papier in der Hand, aus dem er beständig etwas hermurmelte. „Was machen Sie denn da,“ fragte ihn barsch der Heldenspieler. „Ich lerne meine Rolle,“ erwiederte X., und wiederholte fortwährend: Der Oberst Piccolomini, der Oberst Piccolomini, „ich bitte Sie Herr Y.,“ sagte er plötzlich, „sehen Sie mich nicht mit einem so strengen Blicke an, sonst vergesse ich meine Rolle.“ Der entscheidende Augenblick kam. X., an allen Gliedern zitternd, hätte ihn bald versäumt; er wird auf die Bühne geschoben. Dort angekommen, kann er vor Angst kein Wort hervorbringen, und hat seine Rolle ganz vergessen. Da fährt ihn Wallenstein an: „Was gibts?“ X. ermannt sich und stottert: „Herr von Piccolomini läßt sich empfehlen.“ Wallenstein wirft einen vernichtenden Blick auf ihn, und X. läuft von der Bühne, als wäre die Hölle an seinen Fersen.

Schauspieler-Auslegung. Im Fiesco, in der Scene, wo Leonore dem Fiesco die von ihm empfangenen Briefe und Geschenke zurück gibt, ließ sich eine Schauspielerin auch einen schön polirten Dolch in das Kästchen legen, und um ihre Worte recht anschaulich zu machen, hob sie diesen (nach dem Sinne des Dichters sollte sie einen Brief zeigen) hoch empor bei den Worten: „Nimm auch diesen Dolch, der mein Herz durchfuhr.“

—=Auslegung. Ein Dilettant bekam in „Emilie Galotti“ die Rolle des Camillo Rota. Er fand in seiner Rolle die Stelle: „Ein Todesurtheil! Und recht gern?“ — Unglücklicher Weise hielt er das Ausrufungszeichen für Eins, und das Fragezeichen für Zwei, und declamirte daher diese Stelle folgendermaßen: „Ein Todesurtheil — eins — und recht gerne — zwei.“

—=Auslegung. Bei der Leseprobe des Trauerspiels: die Katacomben, las ein Schauspieler die Worte: „Was öffnet sich meinen Blicken? — weiter Ocean! folgendermaßen. Er sprach nämlich fragweise: „Was öffnet sich meinen Blicken?“ dann sagte er zu dem Schauspieler, der mit ihm zu sprechen hatte, und von dem er glaubte, er nenne sich im Stücke Ocean: „Weiter, Ocean!“

—=Auslegung. Ein Schauspieler hatte in einem Stücke zu sagen: Hier hast Du 200 Pistolen, verwende sie gut. Als er Abends in die Garderobe kam, trat der Requisiteur in vollem Schweiß zu ihm, und sagte, er habe nicht mehr als 19 Pistolen (Schießgewehre) im ganzen Städtchen aufbringen können, welche er ihm überreichte.

Schauspieler-Auslegung. Ein angehender Schauspieler gastirte auf dem Theater zu R. als Abällino. Als er zu der Scene kam, wo er sagt: „Ich trage die Schlüssel von ganz Venedig in meiner Tasche," zog er zum allgemeinen Gelächter einen ungeheuren Bund Schlüssel aus seinem Sack, und producirte ihn triumphirend.

— **-Auslegung.** In der Scene in Abällino, in welcher sich die fünf Verschwornen besprechen, und die Rede von Flodoardo ist, hat einer derselben zu sagen: „er kam als Verbannter, floh nach Venedig" u. s. w. Der Rollenabschreiber hatte wahrscheinlich das Comma vergessen, und der nichtdenkende Künstler sprach die Stelle so: „er kam als verbannter Floh nach Venedig."

— **-Auslegung.** In einem alten Stücke hatte ein Schauspieler eine Vaterrolle, und in einer Scene mit seinem Sohne war ihm Folgendes vorgeschrieben: Vater (kopfschüttelnd): Sohn, das ist nicht gut gethan! — Das executirte der Darsteller so, daß er den Sohn bei den Haaren faßte und ihm tüchtig den Kopf schüttelte.

Schauspieler-Extemporirung. In einem kleinen Städtchen wurde auf einem Liebhabertheater von den kunstliebenden Bürgerssöhnen „Iphigenia" aufgeführt. In der schönen Scene des vierten Actes erschien Achilles ganz grimmig mit einem Paar Pistolen im Gürtel und dem Helme eines Sappeur-Pompiers. Während er voll Majestät seine Rede hielt, nimmt Agamemnon eine gemüthliche Prise aus seiner Dose, und nies't gerade, wo er seine Gegenrede beginnen soll. Sogleich greift der tapfere Alcide ehrfurchtsvoll an sein Casquet, und sagt zu dem grausamen Sohne des Atreus leise: „Zum Wohlsein!"

Schauspieler-Extemporirung. Bei der Darstellung eines recht langweiligen Stückes, hatte in einer Scene ein Schauspieler dem andern etwas in's Ohr zu sagen: „Sprechen Sie doch laut," rief ihm dieser zu, „es hört ja Niemand auf uns."

— **-Extemporiren.** Bei einer gewissen Bühne wurde „Hamlet" gegeben. Ein Acteur, der seine Rolle gewöhnlich eben so schlecht memorirte, als darstellte, machte den Aldenholm, und wußte wieder kein Wort. Darüber wurde derjenige, der den Hamlet gab, ärgerlich, und sagte in seinem Unwillen: „Ich muß Sie nur gleich im ersten Act erstechen, Sie verderben uns sonst das ganze Stück!"

Schauspieler-Geistesgegenwart. Es ward im Pesther Sommertheater „die schlimme Lisel" gegeben. Runzelmann hatte eben gesagt: „Da kömmt meine Schwester, die böse Lisel!" als eine Katze

spornstreichs über die Bühne lief. Runzelmann ward gar nicht verlegen, sondern setzte sogleich ex improviso hinzu: „Nein, sie ist es nicht, es ist nur ihr — Geist!" — Das war doch Geistesgegenwart!

Schauspieler-Gedächtniß. Nur natürlich. Ein Schauspieler machte im „Julius von Tarent" den Fürsten, konnte aber kein Wort von seiner Rolle. Ein Kaufmann im Parterre sagt zu einem seiner Nachbarn: „Der Mann spielt den Vater mit ungemein viel Natur." „Den Henker auch," versetzte dieser, „hören Sie nicht den Souffleur schreien? er kann ja kein Wort." „Eben deswegen," erwiederte jener, „denn alte Leute verlieren das Gedächtniß."

Schauspieler-Gewissen. Es scheint, daß die Krankheitsausreden der Bühnenprinzessinnen sich abgenützt haben und neue Auswege gesucht werden müssen. Madame Fischer-Achten, Sängerin in Braunschweig, ist auf ein noch nie gebrauchtes Mittel verfallen. Um die dritte Aufführung der Oper: „Maria Dolores, oder der Meineid," von Köhler, zu hintertreiben, hat diese Sängerin, nachdem sie in den zwei ersten Vorstellungen ohne Widerrede aufgetreten war, plötzlich erklärt, ihr Gewissen verhindere sie, ferner die ihr zugewiesene Rolle zu spielen — weil sie in derselben einen Meineid zu singen habe.

Schauspieler-Herausrufen. Der erste Bühnendichter, welcher gerufen wurde, war Voltaire. Ihm widerfuhr diese Ehre nach der Vorstellung seiner „Merope" auf dem Theatre Français im Jahre 1743. Das Publikum ging so weit, von der Herzogin von Villars, in deren Loge sich Voltaire gerade befand, zu verlangen, daß sie den Dichter durch eine Umarmung öffentlich ehren solle, und sie weigerte sich auch keineswegs, der Kunst diese Huldigung zu bringen. — Wir wissen nun, wer der erste Dichter war, der gerufen wurde, wer war jedoch der Schauspieler, dem nach beendigten Stücke diese Ehre zuerst widerfuhr? Es war der bekannte, unvergeßliche Schröder in der Rolle des Albrecht in „Agnes Bernauer." Es geschah in Hamburg am 28. Februar im Jahre 1781. Das Publikum war so entzückt von dem Spiele dieses Heroen seiner Kunst, daß es bei seinem Erscheinen auf den ehrenvollen Ruf in den höchsten Jubel ausbrach. Seit der Zeit sollen schon Künstler gerufen worden sein, die etwas weniger groß waren, wie F. L. Schröder.

Schauspieler-Herausrufen. In Elberfeld spielte ein Herr Röder den Hamlet. Er wurde gerufen und sagte: „Ich danke Ihnen, anwesende Theaterfreunde, daß sie mich begriffen haben!" — Uns ist eine solche Arroganz unbegreiflich. Derselbe Schauspieler spielte vor

einigen Jahren in Posen den Said („Herr und Sklave"). Er ward nicht gerufen, ließ jedoch den Vorhang aufziehn, trat vor und sprach: „Wenn Sie mir auch Ihren Beifall nicht schenken, so versagen Sie mir wenigstens Ihr Mitleid nicht, mit solchen Stümpern spielen zu müssen."

Schauspieler-Herausrufen. Eßlair hatte (in München) den Lear vortrefflich gespielt und ward herausgerufen. „Seit so langen Jahren," sagte er da, „habe ich auf allen Bühnen Deutschland's Anerkennung meines Strebens gefunden. Doch die warme Theilnahme, welche Sie mir heute zu Theil werden ließen, ist mir der sicherste Beweis, daß der gute Geschmack und der Sinn für echte, wahre Kunst aus München noch nicht verschwunden ist." Dagegen wurde der berühmte Devrient auch einmal, nachdem er den Franz Moor gespielt hatte, herausgerufen, und was sagte er? „Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte; jetzt aber fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann!"

—-Herausrufen. Ein Fremder sagte im Theater zu seinem Nachbar, ob es hier auch Mode sei, die Schauspieler herauszurufen; „O ja," erwiederte derselbe, „oft thut es aber Noth, daß man Leute hierzu hereinrufen möchte."

Einer **Schauspielerin** Schamhaftigkeit! Bei einer neulich in Paris stattgefundenen Aufführung von Haydn's „Schöpfung" im Theater, ward die Partie der „Eva" einer jungen Sängerin zugetheilt, welche dieselbe indeß zurücksandte, weil sie wähnte, das Werk solle im Costüm ausgeführt werden!

Verunglücktes **Schauspieler**-Talent. Ein französischer Officier, Namens Banieres, hatte so viel Talent und Lust zur Schauspielkunst, daß er, gleich jenem Jünger des athenienſischen Philosophen, selbst die Gefahr des Todes verachtete. In seiner Garnisonsstadt als ein Talent erster Größe bewundert, trieb ihn der Ehrgeiz nach Paris, wo er im Theatre Français Gastrollen gab, ohne daß nur auch ein Mensch von seinem Charakter wußte. Plötzlich riß die Tücke des Schicksals den seligen Kunstjünger aus seinen goldenen Zukunftsträumen, und stürzte ihn in die kalten Arme des Todes. Sobald nämlich sein Oberst erfuhr, der Lieutenant Banieres spiele in Paris Theater, anstatt die Rekruten in Lemonge zu exercieren, ließ er ihn in Paris verhaften, und vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tode verurtheilte, denn er war desertirt. Am Tage, wo man ihn auf den Richtplatz führte, sprach er noch: „Mithridates wird mit Muth sterben," denn die Rolle des Mithridates war seine letzte und glänzendste Rolle gewesen.

Da man ihm das Tuch um die Augen band, recitirte er noch die schöne Stelle aus dem Trauerspiel „Mithridates“:

„C'en est fait, Madame, et j'ai vécu.“

Er vollendete nicht, ein Musketengekrach ließ sich vernehmen, und der Leichnam des Mithridates-Banieres lag in der Grube.

Schauspieler-Versprechen. Ein Neuling in der Schauspielkunst sollte in einem Trauerspiele die Eilbotschaft sprechen: Er ritt zum hintern offenen Thore hinaus. Statt dessen brachte er vor: „Er ritt zum hintern Ofenthor hinaus.“

—-Versprechen. In Zieglers Parteiwuth soll eine der Wachen der Dienerschaft Johanna's, welche in der Thüre auf die Erlaubniß warten, von ihrer Frau Abschied zu nehmen, zurufen: „Herein, heulendes Gesindel!“ Einem der Statisten wurde in der Eile die Rolle dieser Wache zugetheilt, dieser vergaß die einzelnen Worte und sprach statt derselben: „Geht's eini, heilloses Lumpengesindel!“

—-Versprechen. Fräulein Afanasja kommt zu Fuß und ganz allein. Diese Worte soll Wasili dem Grafen Benjovsky in Kotzebue's Schauspiel gleichen Namens sagen. Herr S. in P. stürzte aber athemlos herein, und rief dem staunenden Benjovsky zu: „Fräulein Afanasja kommt auf einem Fuß.“

Schauspieler-Versprechen. In „Cabale und Liebe“ von Schiller versprach sich der Darsteller des Ferdinand bei den Worten: „Umgürte Dich mit allem Stolze Deines Englands, ich verwerfe Dich, ein deutscher Jüngling,“ auf folgende Weise: „Umengle Dich mit allem Gurte Deines Stolzlandes, ich ich verjüngle Dich, ein deutscher Werfling.“

—-Versprechen. In dem Schauspiele: „Graf Wipprecht von Groitsch“ hat Ritter Bederich von Tauchern zu seinen Kampfgenossen zu sagen: „Sitzt ab, ihr Ritter und Mannen, wir wollen hier rasten; — die Rosse mögen indessen grasen.“ — Bei Aufführung des Stückes hatte aber der Schauspieler seine Rolle schlecht memorirt, und da er den Souffleur nur halb und halb verstand, so declamirte er obige Stelle auf folgende Art abgekürzt: „Sitzt ab ihr Ritter und Mannen, — hier wollen wir grasen.“

—-Versprechen. Man gab auf einer Provinzialbühne ein großes Ritterstück. Im letzten Acte hat ein Knappe einem Ritter, der sich um einen verwundeten Freund erkundigt, zu antworten: „Er ward verwundet vor Nicäa.“ Der Chorist aber hatte das Wort Nicäa vergeß-

sen, und sprach, da er den Souffleur unrecht verstanden hatte: „Er ward verwundet vorn an der Zehe."

Schauspieler-Versprechen. In einem Stücke hatte ein Schauspieler die Worte zu sagen: „Sprühende Blitze," versprach sich aber und rief: „Blühende Spritze!"

—-Versprechen. Eine Schauspielerin gab die Oberförsterin in Iffland's „Jägern." — „Da sitze ich nun freilich in meinem Sorgenstuhl, und gucke stundenlang den Goliath auf unserm großen Ofen an," — erzählte die redselige Oberförsterin der Tochter des Oberamtmannes. Allein durch Veränderung eines einzigen Buchstabens ging diese Rede auf folgende Weise hervor: „Da sitze ich nun freilich in meinem Sorgenstuhle, und *spucke* stundenlang den Goliath auf unserm großen Ofen an."

—-Versprechen. Ein englischer Schauspieler, Namens Bland, der es nicht weiter gebracht hatte, als zum Ueberbringen kurzer Meldungen, stieß gleichwohl auch hiermit in neuen Stücken sehr an. Einst hatte er die Worte zu sprechen: „Mein Lord, der Graf Bellino ist entflohen!" Statt dessen rief er, auf die Bühne stürzend: „Mein Lord, der Graf Bellino ist gefangen worden!" — „Nicht doch!" rief der Souffleur. — „Nicht doch!" sprach Bland ihm nach und setzte hinzu: „Er ist enthauptet worden!" — „Entflohen! entflohen!" schrie der Souffleur. — „Und so ist er entflohen," schloß Bland seine Meldung.

—-Versprechen. Ein Schauspieler hatte zu sagen: „Braucht die Liebe mehr als ein Strohdach?" er versprach sich, und sagte: „Braucht die Liebe mehr als einen Strohsack?"

—-Versprechen. Ein Schauspieler flehte knieend um Gegenliebe; mit den rührendsten Geberden bat er seine Herzenskönigin, und sprach mit einem erschütternden Seufzer: „O jage sa!"

Schauspielerin-Versprechen. Eine Schauspielerin hatte in ihrer Rolle zu sagen: „Gott im Himmel, gib mir Kraft zum Tragen!" In ihrem Pathos und feierlichen Ausdrucke versprach sie sich aber und sagte: „Gott im Himmel, gib mir Tafft zum Kragen!"

Schauspieler. Es war einem Herzoge von Parma einmal gelungen seine zwistige Hofschauspielergesellschaft untereinander zu versöhnen, wovon er sagte: „Ich werde mich so lange für den größten

Staatsmann in Europa halten, bis irgend ein Fürst mir beweist, daß er unter einer Schauspielergesellschaft Frieden zu erhalten versteht."

Schauspieler. Ein Schauspieler hatte in Kotzebue's „kleinem Declamator" den „Lonuiden" darzustellen, der bekanntlich bei seinem Auftreten die Thore seiner Vaterstadt anredet. Statt sich mit seiner Anrede gegen die Thorflügel, die groß und breit vor ihm standen, zu wenden, machte der gute Mann Front gegen das Publikum und sprach mit halbbegrüßender Handbewegung: „So steh' ich wieder vor diesen Thoren!"

— *Versprechen.* Der Zigeunerhauptmann in „Preciosa" hat zu sagen: „Was wir brauchen, das haben wir!" Er versprach sich aber neulich und sagte ganz gravitätisch: „Was wir haben, das brauchen wir auch!" — „Das glaube ich!" rief lachend eine Stimme im Parterre.

— *Schauspieler sollten oft ein Taubstummeninstitut besuchen; sie würden da lernen, wie viel sich ausdrücken läßt — ohne Worte.*

— Ein Schauspieler, welcher eine Gastrolle schlecht spielte, beklagte sich über die Kälte des Publikums und wunderte sich, daß man nicht klatschte. Ihn zu trösten, sagte einer seiner Collegen, daß es zu voll sei und daher an Raum gebreche. „Dem wäre zu begegnen," erwiederte spöttisch eine nahe stehende Actrice, „sie könnten ja die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

Schauspielerin. Die Directrice einer in P..... reisenden Gesellschaft spielte die „Griseldis" und trank in den Pausen und Zwischenacten notorisch siebzehn Glas Grog. Wer hatte nun einen höhern geistischen Genuß: das Publikum oder die Darstellerin? Macht dieselbe gute Geschäfte, so trinkt sie bei jeder Rolle drei Flaschen Portwein oder Madeira. In kümmerlichen Tagen begnügt sie sich mit Grog, verschmäht auch den Kümmel nicht.

Was ist ein **Schauspieler?** — Diese Frage beantwortete eine Berliner Hökerin folgendermaßen: „Jott, son Schauspieler ist en herrlicher Mensch! Wie dralle die schlanke Mannsperschon anjezogen is, und wie scheen ihm Alles steht; seht mal, mit jedem Tritt hat er ne andere Stellung, und eene is immer scheener als de andre. Un wat führt son Jingling nicht vorn Leben! Der lebt, wie Jott in Paris! Det Morjens jeht er int Weinhaus, det Mittags ißt er sich an de Tabeldodt halb dot, det Abends jeht er uf de Bretter rum,

un redt, was ihm vorgeschrieben is, un zappelt mit Händen und Füßen: heite is et en Hofmann, morjen en Stiebelputzer, übermorjen en Advocate, und dann en Spitzbube; en andermal stellt er en Dichter vor un dann wieder en Wasserträger, un so immer zu! Alle Dage is er etwas anderſch, und eijentlich ist er gar nischt."

An der Leiche eines **Schauspielers.** Todt!!! — War es denn nun für Dich der Mühe werth, gelebt zu haben? — Wollen es annehmen! Deine Augenlider sind geschlossen. Dieser Vorhang Deines Seelentheaters wird sich nie wieder heben. Das Stück ist aus. Der Lüstre Deines Blickes, der oft so hell und begeistert flammte, ist erloschen. Deine edlen Züge, in welchen des Dichters Gedanken oft im schnell erzeugten Doppel-Leben wiederstrahlten, sind starr und kalt, Dein siedendes Blut wurde Eis. Das will sagen: einem herrlichen Spiegelglase war der Queckſilber-Rücken genommen und es ist unfähig zum armseligen Resler. — Du hast in Deinem Leben sehr viele Rollen gespielt: bunt durcheinander Könige und Bettler, Schurken und Biedermänner, Pfaffen und Bauern, Heuchler und ehrliche Leute, Brauseköpfe und Phlegmatische, ernste, lachende, weinende, schelmische, und im Allgemeinen sehr närrische Rollen. Jetzt wirst Du endlich in dem angenommenen Charakter bleiben. Auch viele dankbare Abgänge hattest Du in Deinem Wirken; aber erst der letzte führte Dich in Wahrheit fort vom Theater. Du aber wirst Dich endlich weder um Applaudiren noch Zischen kümmern. In manche Versenkungen bist Du muthig hinabgefahren. Wirst Du nicht schaudern bei der, welche Dich in eine schwarze Tiefe führt, aus der Dich nur am jüngsten Abend der unbekannte Theatermeister des Universums wieder heraufschaffen kann? — Muthig hinab in die Versenkung des Grabes! — Wie viele Costüme hast Du getragen!? Wir erblickten Dich im Purpur und in Lumpen, in der Römer-Toga und im modernsten Frack, im griechischen Gewand und im deutschen Rock, in der feierlichen Amtstracht des Richters und im Kittel des Galeerensträflings; wir erblickten Dich mit Krone, Helm, Bischofsmütze und mit dem Hut in allen Formen. — Wie genügsam wurdest Du — ein Todtenhemd Dein ganzes Costüm! — Und Du wirst es nimmer mehr wechseln. — Du warst ein Talent und die Glocke des Ruhmes läutet an Deiner Leiche. Deine Kollegen sogar preisen Dich jetzt — denn Deine Schöpfungen ärgern sie nicht mehr. Das Gewesene ist für Niemand gefährlich. Feierlich wird man an Deinem Grabe reden, singen und sogar mehrere Dutzend Theaterthränen weinen. Du bist ja Keinem mehr ein Dorn im Auge! Wie blaß und fahl ist Dein Gesicht! — Wo ist die Pariser Schminke für diese Züge? — Theaterfriseur, entwirre und kräusele doch diese Locken, noch feucht vom kalten Todesschweiße. Verstorbener, mache Dir

selbst die letzte Maske, schaffe volle Illusion dem Publikum der Würmer. Ach, ich vergaß, die Verwesung wird es thun. Aber wann? — Nach Shakespeare liegen die gewöhnlichen Menschen sechs Jahre und die Lohgerber neun Jahre in der Erde, eh' sie verfaulen. Wie lange wohl ein Schauspieler? Wenn dieser wieder herausgerufen sein wird, will ich ihn fragen! —

Schauspieler-Versprechen. Der bekannte Komiker Lesenberg gab den Liebemund in der „klugen Frau im Walde." — Als er am Schlusse des Stückes hervorgerufen ward, stolperte er über seine etwas langen Sporen, und fiel zu Boden. Doch schnell war er wieder auf den Beinen, trat vor und sprach: „Wenn ich so gefallen habe, als ich gefallen bin, so sind meine Wünsche erfüllt, und ich bringe Ihnen, Verehrungswürdigste, für das Erste meinen Dank!"

—-Streiche. Ein Schauspieler, der in Budweis engagirt war, spielte in „Karl II. auf Rügen" den Hauptmann Reichel. Nach der Vorstellung ging er durch und zwar nach Iglau, wo er am nächsten Tage gastiren sollte. Er schrieb dem Director: „Ich habe die Ehre zu melden, Hauptmann Reichel ist zum Feinde übergegangen!"

—-Versprechen. „Nährt den Brand durch Schwefel und Pech!" hatte der Held in einem Ritterschauspiele auf einem Liebhabertheater in einem böhmischen Städtchen zu sagen, und mit einer Stentorstimme hob er an: „Nährt den Brand mit Pesel und Schwech! Nein mit Schwech und Pesel! Sacramente nix nutz! mit Wesel und Schwesel! Jeschisch Marie mit Schech und Schwech! Pesel! Schwech! Schwech! Pesel! — Hul der Teufel ganzes Welt!" und wie ein Wahnsinniger stürzte er von der Bühne.

—-Versprechen. Ein Schauspieler sollte die nächste Vorstellung: „Aurora, oder das Kind der Hölle," vom Herrn Reichsgrafen von Soden — ankündigen. Er entledigte sich seines Auftrages folgendermaßen: „Morgen werden wir die Ehre haben, aufzuführen: „Aurora in der Hölle, oder das Kind vom Herrn Reichsgrafen von Soden."

Schauspielerin. Als sich die Nachricht in X.. von der schweren Verletzung eines Schauspielers durch einen Dolchstoß von einem feurigen Verehrer der Talente seiner Gattin, einer beliebten Schauspielerin, verbreitet hatte, rief ein hochbejahrter Schauspieler, früher der Gatte einer sehr gefeierten und längst verstorbenen Schauspielerin, aus: „Gottlob! daß so etwas zu meiner Zeit noch nicht Mode war; ich wäre gewiß jetzt so durchlöchert, wie ein Sieb!"

Der **Schauspieler** Hahn in Würzburg hatte bei seinem Benefiz 2 Gulden über die Kosten eingenommen; gerufen wird er aber und sprach:

„Die Kasse geht in einen hohlen Zahn —
Zwei Gulden nur, danach kräht wohl kein Hahn!
Doch bring' ich auch kein Geld nach Haus,
Ihr Beifall gleicht mir Alles aus!"

Gespräch zweier **Schauspieldichter.** Zwei Schauspieldichter, A und B, sprachen in einer Gesellschaft über ihr Fach und ihre Werke. — „Ich habe," sagte A, „jetzt ein Drama unter der Feder, von dem ich mir sehr viel verspreche, weil die Handlung den Zuschauer auf das Höchste spannt, und die Entwickelung erst in der allerletzten Rede liegt." — „Das ist gut," entgegnete der ironische B, „aber ich leiste in meinem neuesten Schauspiele noch mehr; es entwickelt sich gar nicht!"

Scheeren. Ein durch mehrere mißlungene Speculationen verunglückter Kaufmann war unter andern auch einem Juden eine bedeutende Summe schuldig, und wurde von diesem fast täglich auf's drückendste gemahnt, ungeachtet er kaum noch so viel hatte, daß er die nöthigsten Lebensbedürfnisse für sich und seine Familie anschaffen konnte. Einst sagte er daher dem Juden höchst aufgebracht: „Herr, lassen Sie mich ungeschoren, oder ich werfe Sie zur Thür hinaus." — „Nu," antwortete der Jude, „was is da noch viel zu scheeren, wo ka Wolle mehr is, man sieht ja mit unner blos mal nach, ob wieder a Härchen hervorwachst!"

Scheidewasser. Wie soll man die Thränen, welche bei einer Trennung geweint werden, eigentlich heißen? „Scheidewasser."

Die **Scheidung** vor der Hochzeit. Unlängst wurde in einer Gesellschaft von der merkwürdigen Erscheinung der beiden zusammengewachsenen Siamesen gesprochen. Im Laufe des Gespräches fragte eine Dame einen Advocaten, was da zu thun wäre, wenn einem von den beiden Siamesen die Lust zu heirathen anwandeln würde. Nach einigem Achselzucken entgegnete dieser: „Gnädige Frau, da müßte schon vor der Hochzeit eine Scheidung vor sich gehen."

Bestrafung der **Scheinheiligkeit.** Ein alter Schuft sucht sich durch Scheinheiligkeit bei einer kranken reichen Wittwe einzuschmeicheln; und da er glaubte, dies sei ihm gelungen, so rückte er mit seinem Plane näher, und bat sie, ihn in ihrem letzten Willen zu bedenken. — Der Erbschleicher ärgerte sich aber nicht wenig, als sich bei der Eröffnung des Testaments folgende Stelle vorfand: „Dem frommen Herrn N*

wird mein eigenthümlicher Betschemel in der F* Kirche das wünschenswertheste von allen meinen Schätzen sein! — er möge ihn daher lebenslänglich benützen!"

Scheintodt. Als man im Jahre 1838 den ehemaligen Kirchhof von Staunton in England aufgrub, stieß man auf einen halbzerstörten Sarg. Das Gerippe, welches in demselben war, lag auf der Seite, die eine Hand krampfhaft an eine der Bretterwände geklammert, die andere über dem Kopfe ausgestreckt. Aus dieser Stellung glaubte man zu entnehmen, daß der Unglückliche lebendig begraben worden war, aus seiner Betäubung erwachend, verzweifelt gegen das entsetzlichste aller Geschicke gerungen habe.

Scheintodte. Im Jahre 1839 fand in Braunschweig ein nur wenig bekannt gewordenes Ereigniß Statt, das auf's Neue wieder dringend an die Nothwendigkeit der Errichtung von Leichenhäusern erinnert. Eine Frau fiel, in Folge der Entbindung, in einen todtenähnlichen Zustand, und wurde, weil der Arzt den wirklichen Tod bezeugte, als Leiche auf eine kalte Kammer gebracht. Den Gatten, welchen sein Verlust auf's Tiefste erschütterte, suchte man von dem Anblick der Verstorbenen zurückzuhalten, doch nicht lange gelang dieses, er entriß sich seinen Freunden, eilte nach Hause, öffnete mit Gewalt die Leichenkammer, und warf sich im heftigsten Ausdrucke seines Schmerzes vor der Gestorbenen nieder. Man verfolgte ihn hierher, suchte ihn von der Leiche zu trennen, und bemerkte mit freudigem Schrecken Spuren des zurückkehrenden Lebens in dem für todt gehaltenen Körper. Schleunige Hülfe stärkte den schwachen Lebensfunken, und an der völligen Genesung der Scheintodten war bald kein Zweifel mehr.

— In Pesth war ein Pflasterer gestorben. Das intime Verhältniß seiner Frau mit einem Arzte, geheimnißvolle Aeußerungen eines schon halb erwachsenen Kindes und das in aller Eile vollzogene Begräbniß erregten Verdacht gegen die Frau. Dies und noch andere Umstände veranlaßten die Ausgrabung der Leiche. In der Nacht vor der Untersuchung eilte aber die Frau zum Grabe ihres Gatten und wechselte dessen Kreuz mit dem eines benachbarten Grabes. Als man nun, auf diese Weise irregeleitet, ein Grab, das nach des Kreuzes Aufschrift die Leiche des Pflasterers bergen sollte, öffnen ließ, fand man eine zur Seite gekehrte weibliche Leiche, deren Schulter ganz zerbissen war. Endlich gelang es auch, die Leiche des Pflasterers zu finden, in dessen Eingeweiden man eine gute Dosis Gift entdeckte. Das Weib ist im Gefängniß.

Scheintodt. Untrügliches Kennzeichen des Todes. In der Bai-

reuther Zeitung wurde unlängst folgendes untrügliche Mittel zur Erkennung des wirklich erfolgten Todes empfohlen: „Wenn man einer Leiche nach etwa zwei Tagen die Augen öffnet und den Augapfel verschwommen findet, so daß nichts mehr davon zu sehen, das ganze Auge aber in eine molkige Masse aufgelöst ist, so ist der wahre Tod wirklich vorhanden; wo dieses Zeichen aber fehlt, ist der Tod unsicher."

Vorsicht wegen **Scheintodten.** Man fand das alte Leichenhaus, in welches die Särge bis zur Beerdigung eingesetzt wurden, für die Bevölkerung eines Städtchens zu klein, und es wurde ein neues gebaut. Dieses neue aber lag so weit von der Wohnung des Todtengräbers entfernt, daß man die Vorsicht, welche in Hinsicht auf die Scheintodten vorgeschrieben ist, hier nicht erfüllen konnte. — Der Bürgermeister des Städtchens aber wußte schnell Rath, und befahl, daß man in dem alten Leichenhause, welches hart an der Wohnung des Todtengräbers stand, die Scheintodten, in dem neuen Leichenhause aber die wirklich Todten beisetzen sollte.

Wahre Anekdote **Scheintodter.** Zu P** hatten zwei Reiche in Folge eines fast verjährten Familienhasses sich ewige Feindschaft geschworen. Da fügte es der Zufall einst, daß der Diener des Einen plötzlich starb. Der Todte wurde, nach dasiger Sitte, nach Verlauf von 24 Stunden beerdigt. Der Andere gerieth, nachdem er dies erfahren, auf den böslichen Einfall, diesen Umstand zum Verderben seines Feindes zu benutzen und diesen als heimlichen Mörder seines Dieners der Gerechtigkeit zu überliefern. Um dieser Anklage den Schein der Wahrheit zu verschaffen, beschloß der Unheilstifter im Bunde mit einigen andern Vertrauten, den kaum begrabenen Leichnam des verstorbenen Bedienten im Dunkel stiller Nacht wieder auszugraben, und ihn durch Schläge solchermaßen zuzurichten, daß man die Merkmale eines gewaltsamen Todes daran erkenne. Wie dieses Bubenstück beschlossen worden, so ward es ungesäumt auch ausgeführt. Der aus seinem Grabe geholte Leichnam wurde aufrecht gestellt, und schon hatte man begonnen, ihn unbarmherzig mit Prügeln durchzugerben, als plötzlich der Todte sich zum Entsetzen seiner Henker bewegte, stöhnte, Zeichen des Lebens von sich gab und endlich die, welche ihn prügelten, flehentlich bat, ihn doch nicht todt zu schlagen. Die Thäter aus Furcht die Flucht ergreifend, eilten vom Schauplatz einer Unthat, welche eben so feindselige Anschläge gegen den Körper des armen Bedienten, als gegen die Ehre seines Herrn zum Zweck gehabt hatte, und überließen den Ersteren seinem komisch-traurigen Schicksale. Durch eine so unwillkürliche Erschütterung in's Leben zurück geprügelt, suchte der arme Teufel die nöthigen Kräfte zu sammeln, um, eingehüllt in sein Leichentuch, wo möglich die Wohnung seines Herrn zu erreichen. Seine

plötzliche Erscheinung verbreitete keinen geringen Schrecken im Hause, wo alles, was da lebte, in der Erscheinung des Verstorbenen ein leibhaftes Gespenst zu erblicken glaubte. Nicht ohne Mühe gelang es dem Auferstandenen, die vor ihm Fliehenden zu überzeugen, daß er kein Gespenst, sondern ein Lebender sei, und dem schrecklichen Unglück lebendig begraben zu bleiben, nur durch das Ereigniß entgangen sei, welches er seinem erstaunten Herrn mittheilte, und als Beweise ihm die blauen Flecken und die Beulen zeigte, die an seinem Körper deutlich zu sehen waren. Der scheinbare Tod des auf eine so seltsame Weise in's Leben Zurückgerufenen, war eine Art Starrsinn gewesen, der ihn zwar aller Kräfte beraubt, jedoch nicht gehindert habe, Alles zu sehen und zu hören, was man mit ihm vorgenommen, als man, ihn todt glaubend, begraben hatte, ohne daß es ihm, obwohl noch lebend, möglich gewesen, ein Lebenszeichen von sich zu geben. So habe er mit Schaudern hinab sich senken fühlen in die Gruft, woselbst er luft- und hülflos eines wirklichen schrecklichen Todes hätte sterben müssen, wenn man nicht aus dem Grabe ihn geholt, um ihn wieder lebendig zu prügeln. Solchermaßen entdeckte man das heillose, gegen seinen Herrn geschmiedete Complott, und dieser verdankte seine eigene Rettung einzig nur der gewaltsamen Wiederbelebung seines Dieners, den er übrigens für die unangenehme Art entschädigte, mit welcher seine Auferstehung bewirkt worden war.

Scheintodte. Die Corsen haben eine eigene Methode, die Scheintodten wieder in's Leben zurückzurufen. Man läßt nämlich einige Acclamationen aus Trompetenschall auf den Todten los, und erfolgt darauf keine Antwort, so wird der Todte auf dem Betttuche geprellt, wie ein Fuchs oder Sancho Pansa; und schon mancher Scheintodte soll nach dieser Operation gefragt haben: „Um Gotteswillen, was macht Ihr mit mir?"

Ein merkwürdiges Beispiel des **Scheintodes** bei den Römern. Der Leichenbrand des Acilus Ariola — erzählt Valerius Maximus — versetzte unsere Bürger in kein geringes Erstaunen. Derselbe war sowohl von den Aerzten als von den Hausgenossen als todt anerkannt worden. Man legte seinen Leichnam zur Erde nieder, und erhob ihn sodann auf den Scheiterhaufen. Kaum hatte das Feuer seinen Körper ergriffen, so schrie er, er lebe, und rief seinen Kinderwärter an (dieser war die einzige, noch gegenwärtige Person) ihm zu helfen. Indeß schlugen die Flammen schon von allen Seiten an ihm hinauf, und so konnte er dem Tode nicht mehr entrissen werden!

Die **Schellentracht.** Die Schellen machten vom 11. bis 14. Jahrhundert einen beträchtlichen Theil des Anzuges großer Herren

und Damen aus. Die Herzogin Anna von Braunschweig trug einen Gürtel mit Schellen um den Leib. Von den Damen, welche den Festen und Ritterspielen beiwohnten, die Herzog Otto in den Jahren 1370 und 1376 zu Göttingen gab, heißt es in einem geschriebenen Tagebuche, dat olde Bock genannt: „Sie waren alle wunderschön und mit purpurnen Kleidern angethan, hatten hinten dicke Wülste und um sich klingende Gürtel und Borten mit Schellen, die schur, schur, kling, kling machten.“ Bei der Krönung Karl's V. hatten die vornehmsten Bedienten goldene und silberne Schellen um sich. Auch die Schnäbel, welche man vor Zeiten an den Schuhen trug, waren mit Schellen geschmückt. Das Merkwürdigste dabei war, daß ein so lächerlicher und geräuschvoller Putz sich 300 Jahre lang halten konnte, während sich jetzt eine Mode oft nicht so viele Tage hält.

Ein **Scherz** und seine Folgen. Wilhelm, der Eroberer, Herzog von der Normandie, und nachher König von England, war sehr beleibt und wollte sich von dieser, seinem regen, thätigen Geiste so unangenehmen Last heilen lassen. Zu diesem Ende mußte er mehrere Wochen im Bette zubringen. König Philipp I. von Frankreich ließ ihn im Scherze fragen, ob er bald das Wochenbett verlassen werde? Wilhelm jedoch nahm den Scherz so, als nenne er ihn ein Weib und schelte ihn auf diese Weise feig. Er antwortete ihm also: „Sobald Alles glücklich vor sich gegangen sein werde, wolle er sich bei ihm einführen lassen, wozu ihm 30,000 Lanzenträger mit blanken Schwertern und Lanzen leuchten würden.“ — Wilhelm hielt Wort, und es entstand zwischen ihm und dem Könige von Frankreich ein fürchterlicher Krieg.

Der in Ernst verwandelte **Scherz**. Zwei Freunde spielten in einem Gasthofe Billard. Der Eine hatte vor Kurzem eine Summe von 2000 Gulden Papiergeld erhalten und trug sie in einer Brieftasche auf der Brust bei sich. Da dieselbe ihm beim Spiele hinderlich war, zog er sie heraus und steckte sie in die hintere Rocktasche. Sein Freund wollte sich einen Scherz machen, zieht leise die Brieftasche aus dem Rock und steckt sie in seine Tasche. Als die Partie beendigt ist, will Ersterer bezahlen und vermißt mit Schrecken seine Brieftasche. Sein Freund beruhigt ihn mit der Versicherung, daß er sich einen Scherz gemacht habe, und will ihm das Seinige wieder zustellen. Aber wer mißt das Erstaunen und Erschrecken des Zweiten, als auch er die Brieftasche in seinem Rocke nicht findet. Ein Dritter hat es wahrscheinlich mit dem Zweiten so gemacht, wie dieser mit dem Erstern, und ist gleich darauf spurlos verschwunden.

Traurige Folgen eines **Scherzes**. Dlle. van O... war in dem

Haag als eine junge Person von männlicher Entschlossenheit bekannt, die vor keinen Leibesübungen, welche jungen Männern vorbehalten sind, zurückschreckte. Sie saß zu Pferde wie der kühnste Reiter, übertraf im Schusse die anerkanntesten, geschicktesten Schützen, sie war ei wahrhaftige Amazone. Diese Auszeichnung der Dlle. van O... he manchen Spaß, manche Neckerei bei ihren Freundinnen herbeigefü die bei dem kleinsten Geräusche zusammenfuhren, und die sich vor eine ungeladenen Pistole fürchteten, so daß diese Mädchen den Entschluß faßten, sich an der Amazone, wegen ihrer Auszeichnung, die ihr von der jungen Männerwelt ward, zu rächen. — Es bot sich bald eine Gelegenheit dazu dar. Dlle. van O... sollte einen jungen Rechtsgelehrten aus Amsterdam heirathen. Jetzt dachten die Mädchen ihre muthwillige Rache auszuführen, indem sie sich zu gleicher Zeit überzeugen wollten, ob die Heldin wirklich so viel Muth besitze. — Der Bruder eines dieser Mädchen war Arzt. Er hatte ein superbes Skelett, welches er den Mädchen zu ihrem Schelmstreiche überließ. Diese legten das Skelett mit einem Nachtkleide umhüllt heimlich in das Bett der Braut, deren Bräutigam den andern Tag aus Amsterdam kommen sollte, um sie sogleich zum Altar zu führen. Man trennte sich des Abends, und die böswilligen Freundinnen wünschten ihrer tapfern Gefährtin eine ruhige Nacht. — Man versammelte sich des andern Morgens: Ist sie schon heruntergekommen? — hat man sie gesehen? — weiß man ob sie sich gefürchtet hat? — hat sie nach Hülfe gerufen? — Was ist vorgegangen? — Niemand weiß es! — lasset uns hinaufgehen, sagen die Mädchen, und nachschauen — ihr Stolz gab es nicht zu, zu rufen — — sie wird es nicht eingestehen wollen, daß sie sich gefürchtet hat, — — man nähert sich auf den Fußspitzen der Thüre, eines der Mädchen guckt durch das Schlüsselloch. Dlle. van O... ist schon auf, aber sie ist noch nicht angekleidet, die Faullenzerin! ihr langes schwarzes Haar ist in Unordnung. — Was macht sie? sie scheint mit Jemandem zu sprechen — — mit wem ist sie? — ah! sie ergreift ihren Brautkranz; was thut sie damit? — sie hält auch den Brautschleier in der Hand — jetzt nimmt sie ihren Schmuck aus dem Kästchen! — Ah! siehst du das Skelett! sie setzt es auf einen Stuhl — sie hat sich also wahrscheinlich nicht davor gefürchtet, sie setzt ihren weißen Kranz, und ihr Perl-Diadem dem Todtenschädel auf. Mein Gott! — sie schlingt ihre Bracelets um den Arm des Gerippes — sie spricht mit ihm. O! welche Blicke — sie läßt wieder seine Hand fahren. — Sie hat den Verstand verloren! Susanne! Suschen! — sie hört nicht — Himmel, was haben wir gethan! Suschen erkennt unsere Stimme nicht mehr. — Man drängte die Thür ein, stürzt sich auf das junge Mädchen — bestürmte sie mit Fragen, aber vergebens, sie blickte ihre Freundinnen, ihre Eltern mit gleichgültiger Miene an,

sie umarm… …nder. Ein geistreicher Mann weigerte sich letzthin, …felt an ihren … … operiren lassen, und sagte: „In zwanzig Jah… …ist selten sein, und ich will mir also die … eine Merkwürdigkeit zu werden."

Seinem Sch… … zwei Lehrjungen, die … beide in einem Bette … andere am Rand der … Letztern bei den Ohren, … schrei den andern aufweckte. Eines Abends sagte der zum … Schlafkameraden: „Schau, ich … einmal an meine Stelle, und ich will … ich doch einmal von dem Beuteln … füllt seinen Wunsch. — Früh Morgens … der Meister und wie er so zur Bettstelle … beutle ich nur den Einen, heute soll er … mal den an der Wand Liegenden schütteln." … Der Arme schrickt auf, und zur Besinnung kommend, … Schicksal kann Niemand entgehen!"

Der Hauptmann von *** … Wechselgeschäft abgemacht. …platze, und sah die Re… …erkte ihn und fragte: … ja," versetzte dieser, … eben stand, und das … nte, sagte lächelnd: … " setzte der Jude … …ufig eine Hin… … sie spricht, … …er, gleich… … habend, … …ziehung …) das … …ord, … und … …es … p,

Schicksal. In einem Würzburger Gasthause befindet sich … Kellner, Namens Schicksal. Man hört dort fortwährend … scherzen: „Schicksal! ich will Rindfleisch!" — „Schicksal! … Braten!" u. s. w. Als der Kellner einst einer Dame die … das Kleid goß, sagte ein Gast zu derselben: „Entschuldigen … Das war Schicksals-Tücke!"

Nur nichts was sich nicht schickt. Johann kam nicht, Herr v. … S. schellte mehrmals, endlich trat sein Bedienter in's Zimmer. — Aufgebracht über dessen Saumseligkeit, ergriff er einen Stock, und wollte ihm damit einige Hiebe geben. — „Halt!" rief Johann und griff nach dem Stocke. — Das Kleiderausklopfen, gnädiger Herr, schickt sich nicht für Sie, das ist mein Geschäft."

Erfahrene Aerzte haben kürzlich die Bemerkung gemacht, daß das so verbreitete Uebel des **Schielens** und der Kurzsichtigkeit auch bedeutend dadurch gefördert wird, daß man sich in neuerer Zeit aus Oeconomie gewöhnt hat, Bücher, um sie dem Buchhändler zurückschicken zu können, nur von der Seite aufzuschneiden, und dann in dieser unbequemen Lage zu lesen. Die schiefe Richtung der Pupille bei dieser unnatürlichen Lesemethode wirkt, wie sich leicht begreifen läßt, auf die Gesundheit der Augen sehr nachtheilig ein.

Folgen einer Operation des **Schielens.** Einer der berühmtesten

Haag als eine junge Person von männlicher Entschlossenheit bekannt, die vor keinen Leibesübungen, welche jungen Männern vorbehalten sind, zurückschreckte. Sie saß zu Pferde wie der kühnste Reiter, übertraf im Schusse die anerkanntesten, geschicktesten Schützen, sie war eine wahrhaftige Amazone. Diese Auszeichnung der Dlle. van O... hatte manchen Spaß, manche Neckerei bei ihren Freundinnen herbeigeführt, die bei dem kleinsten Geräusche zusammenfuhren, und die sich vor einer ungeladenen Pistole fürchteten, so daß diese Mädchen den Entschluß faßten, sich an der Amazone, wegen ihrer Auszeichnung, die ihr von der jungen Männerwelt ward, zu rächen. — Es bot sich bald eine Gelegenheit dazu dar. Dlle. van O... sollte einen jungen Rechtsgelehrten aus Amsterdam heirathen. Jetzt dachten die Mädchen ihre muthwillige Rache auszuführen, indem sie sich zu gleicher Zeit überzeugen wollten, ob die Heldin wirklich so viel Muth besitze. — Der Bruder eines dieser Mädchen war Arzt. Er hatte ein superbes Skelett, welches er den Mädchen zu ihrem Schelmstreiche überließ. Diese legten das Skelett mit einem Nachtkleide umhüllt heimlich in das Bett der Braut, deren Bräutigam den andern Tag aus Amsterdam kommen sollte, um sie sogleich zum Altar zu führen. Man trennte sich des Abends, und die böswilligen Freundinnen wünschten ihrer tapfern Gefährtin eine ruhige Nacht. — Man versammelte sich des andern Morgens: Ist sie schon heruntergekommen? — hat man sie gesehen? — weiß man ob sie sich gefürchtet hat? — hat sie nach Hülfe gerufen? — Was ist vorgegangen? — Niemand weiß es! — lasset uns hinaufgehen, sagen die Mädchen, und nachschauen — ihr Stolz gab es nicht zu, zu rufen — — sie wird es nicht eingestehen wollen, daß sie sich gefürchtet hat, — — man nähert sich auf den Fußspitzen der Thüre, eines der Mädchen guckt durch das Schlüsselloch. Dlle. van O... ist schon auf, aber sie ist noch nicht angekleidet, die Faullenzerin! ihr langes schwarzes Haar ist in Unordnung. — Was macht sie? sie scheint mit Jemandem zu sprechen — — mit wem ist sie? — ah! sie ergreift ihren Brautkranz; was thut sie damit? — sie hält auch den Brautschleier in der Hand — jetzt nimmt sie ihren Schmuck aus dem Kästchen! — Ah! siehst du das Skelett! sie setzt es auf einen Stuhl — sie hat sich also wahrscheinlich nicht davor gefürchtet, sie setzt ihren weißen Kranz, und ihr Perl-Diadem dem Todtenschädel auf. Mein Gott! — sie schlingt ihre Bracelets um den Arm des Gerippes — sie spricht mit ihm. O! welche Blicke — sie läßt wieder seine Hand fahren. — Sie hat den Verstand verloren! Susanne! Suschen! — sie hört nicht — Himmel, was haben wir gethan! Suschen erkennt unsere Stimme nicht mehr. — Man drängte die Thür ein, stürzt sich auf das junge Mädchen — bestürmte sie mit Fragen, aber vergebens, sie blickte ihre Freundinnen, ihre Eltern mit gleichgültiger Miene an,

sie umarmte das Skelett, und drückte es an ihre Brust! Man verzweifelt an ihrer Rettung. Humorist.

Seinem **Schicksale** kann Niemand entgehen. Ein Schuster hatte zwei Lehrjungen, die er täglich früh Morgens wecken mußte. Da sie beide in einem Bette schliefen, der eine regelmäßig an der Wand, der andere am Rand der Bettstelle, so ergriff der Meister immer nur den Letztern bei den Ohren, sie gewaltig schüttelnd, bis er durch sein Geschrei den andern aufweckte. Dies ging so durch ein halbes Jahr. Eines Abends sagte der zum Frühstück stets Geschüttelte zu seinem Schlafkameraden: „Schau, ich bin immer der Gepeinigte, leg Du dich einmal an meine Stelle, und ich will mich an die Wand legen, damit ich doch einmal von dem Beuteln verschont bleibe.“ Der Andere erfüllt seinen Wunsch. — Früh Morgens mit der Dämmerung kommt der Meister und wie er so zur Bettstelle tritt, denkt er sich: „Immer beutle ich nur den Einen, heute soll er verschont bleiben; ich will einmal den an der Wand Liegenden schütteln.“ — Gedacht, gethan. — Der Arme schrickt auf, und zur Besinnung kommend, ruft er: „Seinem Schicksal kann Niemand entgehen!“

Schicksal. In einem Würzburger Gasthause befindet sich ein Kellner, Namens Schicksal. Man hört dort fortwährend die Gäste scherzen: „Schicksal! ich will Rindfleisch!“ — Schicksal! ich will Braten!“ u. s. w. Als der Kellner einst einer Dame die Sauce über das Kleid goß, sagte ein Gast zu derselben: „Entschuldigen Sie! Das war Schicksals-Tücke!“

Nur nichts was sich nicht **schickt.** Johann kam nicht, Herr v. S. schellte mehrmals, endlich trat sein Bedienter in's Zimmer. — Aufgebracht über dessen Saumseligkeit, ergriff er einen Stock, und wollte ihm damit einige Hiebe geben. — „Halt!“ rief Johann und griff nach dem Stocke. — Das Kleiderausklopfen, gnädiger Herr, schickt sich nicht für Sie, das ist mein Geschäft.“

Erfahrene Aerzte haben kürzlich die Bemerkung gemacht, daß das so verbreitete Uebel des **Schielens** und der Kurzsichtigkeit auch bedeutend dadurch gefördert wird, daß man sich in neuerer Zeit aus Oeconomie gewöhnt hat, Bücher, um sie dem Buchhändler zurückschicken zu können, nur von der Seite aufzuschneiden, und dann in dieser unbequemen Lage zu lesen. Die schiefe Richtung der Pupille bei dieser unnatürlichen Lesemethode wirkt, wie sich leicht begreifen läßt, auf die Gesundheit der Augen sehr nachtheilig ein.

Folgen einer Operation des **Schielens.** Einer der berühmtesten

Aerzte von Paris, der mit dem glücklichsten Erfolge die Operationen an schielenden Augen vollzieht, saß kürzlich in seinem Kabinette und studirte, als er einen Herrn ganz erhitzt und zornig eintreten sieht. — „Ich heiße D.," sagt dieser im Eintreten. — „Ach sehr schön," ruft der Doctor, „wie befindet sich Madame?" — Zum Verwundern gut und eben deshalb komme ich." — „Sie wollen von Honorar sprechen? O das hat keine Eile, deßhalb hätten Sie sich nicht zu bemühen gebraucht." — „Als ob sich's um Honorar handelte! Ein schönes Meisterstück gemacht!" — „Wie? sind die Augen ihrer Frau nicht von untadeliger Geradheit?" — „Allerdings, gerade deßwegen bin ich außer mir." — „Ich begreife Sie nicht! Ihre Frau ist nun eine der schönsten in Paris; jeder andere Mann würde sich glücklich schätzen." — „Man sieht, Sie sind nicht verheirathet. Gerade der Fehler an meiner Frau machte mich glücklich." — „Das braucht einer Erklärung." — „Nichts ist einfacher. Als meine Frau noch schielte, fand sie mich liebenswürdig; indem Sie ihren Blick richteten, haben Sie ihre Ansichten geändert. Sonst gefiel sie sich nur in meiner Nähe, wir brachten unsere Abende zusammen ruhig am Kamine zu. Sie lebte zurückgezogen von der Welt und nahm keine Einladung an. Soireen, Concerte, Bälle waren ohne Reiz für sie. Dem Glanze und Lärmen der herrlichsten Feste zog sie den Frieden des Hauswesens, unsere bescheidene Wohnung, unsere innigen Gespräche vor. Damals schielte sie: — — Nun ist das Alles anders. Seit ihr Blick regelmäßig ist, gewann die Welt für sie ein anderes Aussehen; für ihre verbesserten Augen hat das heimische Plätzchen am Kamine alle Reize verloren. Meine Gesellschaft genügt ihr nicht mehr, sie braucht das Gedränge der Welt, der großen Welt mit all' ihren glänzenden Zerstreuungen. Jeden Abend schleppt sie mich in's Theater, in's Concert, auf den Ball, wo sie die ganze Nacht hindurch tanzt, um die verlorene Zeit einzubringen. — Sie sprechen von Honorar! Aber wissen Sie, mein Herr, daß Sie mich an den Rand des vollständigen Verderbens gestellt haben? Meine Frau war bescheiden in ihrem Geschmack, einfach in ihrem Anzuge; jetzt ist sie vernarrt in die Toilette, in alle neuen Moden. Kein Stoff, keine Federn, keine Spitzen, keine Juwelen sind für sie zu theuer. Und das ist noch nicht Alles! Meine Ruhe ist nicht weniger auf das Spiel gesetzt, als mein Glück. Sonst war ich ruhig. Wer sie sah, sagte: „die Frau ist hübsch; schade, daß sie schielt!" und die Galane gingen ohne Aufenthalt vorüber. Jetzt bleiben sie stehen, bewundern meine Frau, bedrohen meinen Frieden, denn, wie Sie so eben sagten, ich bin heute der Mann einer der schönsten Frauen in Paris. Begreifen sie nun, welchen schlechten Dienst Sie mir erwiesen haben, indem Sie meine Frau vom Schielen heilten?"

Ein Schielender. Ein geistreicher Mann weigerte sich letzthin, sich auf die neue Art operiren lassen, und sagte: „In zwanzig Jahren werden Schielende höchst selten sein, und ich will mir also die Hoffnung nicht rauben lassen, einst eine Merkwürdigkeit zu werden."

Vorschießen — aber nicht schießen. Der Hauptmann von *** hatte mit einem jüdischen Negocianten ein Wechselgeschäft abgemacht. Bald darauf war der Jude auf dem Exercierplatze, und sah die Rekruten manövriren. Der Hauptmann bemerkte ihn und fragte: „Kannst Du auch schießen, Jude?" — „O ja," versetzte dieser, „aber vor." — Ein anderer Officier, der daneben stand, und das Verhältniß des Capitäns zu dem Israeliten kannte, sagte lächelnd: „Das war gut geschossen." — „Und getroffen!" setzte der Jude schnell hinzu.

Schiffe. Wenn sich in irgend einer Sprache häufig eine Hindeutung auf das Element findet, in dem das Volk, das sie spricht, sich bewegt, so ist es in der englischen; denn der Engländer, gleichsam das mit seinen Schiffen bedeckte Meer immer vor Augen habend, führt nicht nur bei vielen, mit der Marine in gar keiner Beziehung stehenden Wörtern, z. B. in dem Worte worship (Verehrung) das Wort: ship (Schiff) im Munde, sondern erlaubt sich auch den Lord, die Lady, den Freund (Friend) um die Herrlichkeit der Ersteren und die Freundschaft des Letzteren auszudrücken, mit dem Anhängen eines Schiffes — wie die Wörter Lordship, Ladyship, Friendship, kund geben — zu belästigen.

Schiffbruchs-Scenen. Die portugiesischen Truppen, die im J. 1585 nach Indien fuhren, erlitten Schiffbruch. Ein Theil kam bei den Kaffern ans Land; der andere begab sich auf einer Barke in's Meer, die sie aus den Trümmern des Schiffes zusammengebaut hatten. Der Steuermann, der das kleine Schiff zu schwer beladen sah, meldete dem Capitän desselben, daß es untersinken würde, wenn man nicht ein Dutzend Menschen in's Wasser würfe. Das Loos traf unter andern einen Portugiesen, der einen jüngern Bruder mit auf dem Schiffe hatte. Dieser Letztere fiel dem Capitän zu Füßen und bat, daß man ihn an der Stelle seines Bruders nehmen möchte: „Mein Bruder," sagte er, „ist eher im Stande, meinen Vater, meine Mutter und meine Geschwister zu ernähren, als ich; sie werden alle im äußersten Elende sein, wenn sie ihn verlieren. Erhalten Sie sein Leben und mit ihm zugleich das meiner Eltern; lassen Sie mich in's Meer werfen, da ich denselben mit nichts helfen kann." Der Capitän war es zufrieden und ließ ihn in's Meer werfen. Der junge Mensch schwamm sechs ganze Stunden hinter der Barke her, bis er sie endlich

einholte. Man drohete ihn todt zu stechen, wenn er wieder in dieselbe käme; die Liebe zu seiner Erhaltung aber siegte über die Drohung; er hielt sich an die Barke an. Man stieß mit einem Degen nach ihm; er faßte ihn aber und klammerte sich so fest an, bis er wieder in's Schiff war. Jedermann wurde von seiner Standhaftigkeit gerührt; man erlaubte ihm da zu bleiben, und auf diese Weise rettete er sich und seinem Bruder das Leben.

Schiffbrüche. Die Gefahr der Seereisen ist eine bei Weitem größere, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Das beweiset die wirklich fast an's Unglaubliche gränzende Zahl der Schiffbrüche. Man hat eine Berechnung angestellt, die auf officielle Quellen sich gründet, nach welcher durchschnittlich in jedem Jahre 611 Schiffe — größere oder kleinere — von etwa 130,000 Tonnen Gehalt untergehen. 1560 Menschenleben werden mit ihnen des unerbittlichen Elementes Raub.

Schiffbrüche. Amerikanische Blätter enthalten folgende Details eines Augenzeugen vom Strandungsplatze des Schiffes Merico, das mit 116 Auswanderern von Liverpool nach Neuyork bestimmt, Anfangs dieses Jahres auf der Sandy-Hook bei Neuyork sammt allen am Bord befindlichen Menschen, wovon nur acht gerettet wurden, verloren ging: „Ich kam am Strandungsplatze an und begab mich in eine unfern des Ufers gelegene Scheune, in welcher man die Leichen, welche die See angespült, einstweilen aufbewahrt hatte. Nie werde ich den Anblick vergessen können, der hier sich mir darbot; eine Scene des Entsetzens und der tiefsten Rührung zugleich. Vierzig bis fünfzig Leichen, von jedem Alter und Geschlecht, hart wie Marmor gefroren, lagen vor mir auf dem Boden ausgebreitet. Einige mit übereinander gelegten Händen, gleichsam in der Stellung, wo man sich durch Reiben dieselben erwärmen will; die meisten mit ausgestrecktem gebogenen Arm, wie, wenn man in die Takelage des Schiffes hinaufklimmen will. Vier bis fünf ausgezeichnet schöne Mädchen, von sechs bis sechszehn Jahren, deren Lippen sich rosenroth erhalten, blickten mich mit ihren offenen blauen Augen an, als wenn sie sprechen wollten. Ich konnte es mir kaum denken, daß sie todt wären; ich berührte ihre Wangen, sie waren hart wie Stein und der Druck meiner Hand ließ keine Spur zurück. Deutlich erkannte ich die Familien-Aehnlichkeit unter ihnen, und vermuthlich waren es die Töchter des Hrn. Pepper, der sammt seiner Frau und Familie sich am Bord des Merico befunden. Ein armer Neger lag da, mit zurückgebogenem Kopf, offenen Lippen, zum Himmel gerichteten Augen, über der Brust gekreuzten Armen und mußte in dieser betenden Stellung erfroren sein. Ein kleiner Knabe mußte dasselbe Schicksal gehabt haben, während

er geweint hatte, seine Gesichtszüge drückten dies deutlich aus. Zwei Leichen, Bruder und Schwester, waren, einander fest umschlungen haltend, an die Küste getrieben, hier hatte man sie getrennt. Ein kleines Mädchen mußte auf den Fußspitzen sich in die Höhe gehoben haben, und in dieser Stelluug erfroren sein, ihre Füße deuteten auf eine solche Lage. Ich vermochte den herzzerreißenden Anblick nicht lange zu ertragen, und wollte mich eben entfernen, als meine Aufmerksamkeit auf einen neuen Gegenstand des Jammers gerichtet ward. Ein junges Mädchen kam nämlich von der Stadt (Neuyork), um ihre Schwester zu empfangen, die sie mit dem „Mexico" von England erwartete; wer beschreibt ihren Schmerz beim Anblick des gescheiterten Schiffes! Sie eilt in die Scheune, und die zweite Leiche, welche sie sieht, war ihre Schwester!"

Schifffahrts-Anecdote. Ein Schiffsjunge, mit welchem der Patron unzufrieden war, weigerte sich in den Schiffskeller hinab zu steigen und Wein zu holen, aus Furcht, man möchte davonsegeln, und ihn allein im Keller zurücklassen.

Die **Schifferin.** In Pillau lebt eine alte hochgeachtete Frau, die ihr Leben in einem gebrechlichen Boote verbringt und die stürmischen Wogen der Ostsee und des Hafens nach allen Richtungen durchschneidet. Sie gilt für den Schutzengel des Hafens. Die Fischerkinder küssen ihr den Saum des groben Kleides, wenn sie am Strande erscheint, und in der Stadt nehmen die Männer vor ihr den Hut ab und alte Seeleute drücken ihr freundlich die Hand. Wenn das Dunkel der Nacht sich auf die Fluthen senkt und alle Boote an das Ufer zurückkehren, gleitet noch ihre Barke über die Wogen, in welchen die Alte sich umschaut, ob nicht irgendwo ein Unglücklicher noch zu retten ist. Sie ist eine Frau von männlich kräftigem Aeußern, in grober Kleidung, hat durchaus nichts Poetisches an sich, aber aus ihren Augen spricht eine tiefe Menschenliebe. Die ganze Strandgegend des Samlandes erzählt wetteifernd die zahllosen Beispiele, in denen sie mit unglaublichem Muthe Verunglückte den Wogen entrissen und gerettet hat. Sie selbst entzieht sich aber jedem Danke und scheint keine andere Freude zu kennen, als bei Sturm und Nacht in ihrem gebrechlichen Kahne über die schäumenden Wogen zu rudern und nach Verunglückten sich umzusehen.

In Laun in Böhmen sieht man ein **Schild**, worauf die Werkstatt eines Hutmachers abgebildet ist, mit der Unterschrift:

Ich lobe meinen Gott,
Laß' ihm Alles walten,
Und mache neue Hut',
Färb' auch die alten.

Das Schilderhaus als Mantel. Ein Rekrut beklagte sich über den starken Luftzug im Schilderhause, und wollte die Seitenlöcher zustopfen. „Ha," sagte der Unterofficier, „das darf nicht sein, im Winter kommen Aermel daran, das gibt dann einen Mantel, und im Sommer ist's ein Camisol." „Das ist was anders," erwiederte der Rekrut. Und als er wieder auf den Posten kam, steckte er rechts und links die Arme heraus.

Schilder. Hier wird Mittags und Abends soupirt, kündigte ein Gastwirth bei Eröffnung seiner Gastwirthschaft durch das Aushängen einer Tafel an. — Auch chirurgische Instrumentenmacher gibt's in der Welt; man liest diese Aufschriften hier und dort.

Schilderschau. In Leipzig gewahrte man noch unlängst auf der Dresdener Straße vier hinter einander hängende Firmen. Destillateur Bruder, Glaser Waibel, Branntweinbrenner Kratze und Bäckermeister Müg. Der Volkswitz stellte sie zusammen und es hieß nun: Bruder Waibel kratze mich.

— Auf den Schildern der Bier- und Branntweinschenken in England las man unter der Regierung des Königs Georg II. oft nachstehende Bekanntmachung. „Man benachrichtigt hierdurch das Publikum, daß man ein Mittel ausfindig gemacht hat, einen Menschen für zwei Pence völlig betrunken zu machen. Zugleich bemerkt man, daß in den Kellern frisches Stroh vorräthig ist."

— In München sieht man ein Schild, auf welchem die Inschrift: „Bürgerlicher Geflügel-Händler" steht, und dabei ein Spanferkel abgebildet.

— In Paris hat ein Schuhmacher auf seinem Schilde einen großen, grimmigen Löwen abgebildet, der mit den Zähnen einen Stiefel zerreißt. Darunter steht: „On peut me déchirer mais jamais me découdre." (Man kann mich zerreißen, aber nie auftrennen.)

— In B..... besteht eine auf Actien errichtete Waschanstalt, in der außer dem Reinigen der Wäsche, auch die feinern Arbeiten, z. B. Kniffen, Rollen und Tollen der Halskrausen, Jabots ꝛc. besorgt wird. Das Gebäude führt die Inschrift: „Wasch-Kniff-Roll- und Toll-Haus!" M....r.

— In H. zeigt ein Tabakhändler öffentlich an, daß er sein Gewölbe „zum Kranz" des leichteren Auffindens wegen zum „amerikanischen Affen" genannt habe.

Schilderschau. In einem Dorfgasthause auf dem Wege nach Leipzig sieht man ein Schild, das einen grauen Wolf vorstellt. Darunter steht:

Ich bin der graue Wolf, Ihr Gäste kehrt hier ein;
Es wird der Wirth kein Wolf, er wird ein Lämmlein sein.

— In Harbke, einem Dorfe bei Helmstedt, berühmt durch die großartigen Gartenanlagen des Grafen von Veltheim, hat der Gastwirth Schnabel, bei dem man beiläufig sehr gut logirt, folgendes närrische Schild:

Im goldnen
Bey Carl
Ist's gut fü'rn
} Schnabel.

Das Letzte ist nicht gelogen.

— Zur Harmonie in Neu-Ulm stand noch vor etwa 21 Jahren an dem kleinen Wirthshäuschen:

Hier gibt's gut cerevisia,
Wer nicht hat pecunia,
Der trinke — aqua.

— Hier ist ein Malör (Maler) zu erfragen.

— An einem Laden in Berlin befindet sich eine Tafel, mit der Anzeige: „An Sonntagen ist das Gewölbe im 2. Stock."

— In Linz befindet sich auf einem Hause der Landstraße die Aufschrift:
„Comptoir und Schreibkanzlei des N. N. Holzhändler."

— Ueber einem Gewölbe hing eine Tafel mit der Aufschrift: „V. S., Selbsterzeuger des gesottenen Roßhaars."

— Auf einem Hause in einer Vorstadt fand ich die Aufschrift:

Ein Haus, sei's auch ein kleines,
Ist besser doch als keines,
Drum baut' ich mir hier eines.

— Ein Buchbinder, welcher mehrere Gattungen gebundener Bücher verkaufte, ließ über seinen Laden folgende Aufschrift setzen: „Gebundene Buchhandlung."

— In G* steht auf einer schwarz lackirten Tafel, mit goldenen Buchstaben: „B* W*, weißer und farbiger Baumwollen-Fabrikant."

Schilderschau. In Paris hat ein Schneider (Kleidermacher) als Schild eine Parze (NB. mit der Scheere in der Hand) malen lassen, und darunter liest man:

„Wenn Atropos die Scheere hält,
Dann Jeden Schauer überfällt;
Allein wenn meine Hand sie führt,
Wird die Gestalt dadurch geziert."

Schild eines Wirthes. Ein Irländer hatte eine kleine Schenkwirthschaft in der Nachbarschaft von Wapping eröffnet. Er ließ sich dazu ein Schild malen mit den Worten: „Gut für jeden Sonntag, aber auch in den Werkeltagen nicht zu verachten."

Bescheidene **Schildaufschrift** eines Wirthes:

„Auch Einer ist mir lieb und werth,
Wenn er so viel als Drei verzehrt."

Schilderunsinn. In einem Städtchen steht mit großen goldenen Buchstaben über dem Posthause: „Dieses ist das k. reitende und fahrende Posthaus."

Die beiden **Schilder.** In Paris erschienen vor kurzem zwei Männer, ein Coiffeur und ein Perruquier, vor dem Friedensrichter. Der Perruquier beklagte sich über seinen Nachbar, den Coiffeur, daß er ihm die Kunden abwendig mache und sein Schild verhöhnt und verspottet habe. Der Perruquier hatte sich schon vor längerer Zeit ein schönes Schild malen lassen, auf dem man Absalon sieht, wie er am Haar an einem Baumaste hängt. Unter diesem Bilde liest man die schönen Verse:

„Hier sieht man, schwebend in großer Gefahr,
Absalon hängen an seinem Haar.
Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen eine Perrücke."

Der junge Coiffeur nun, klagte der Perruquier, habe ihn an diesem seinem Schilde verwundet, er habe sich nämlich auch eines malen lassen, auf dem man einen Mann im Wasser sehe, der dem Ertrinken nahe sei. Ein menschenfreundlicher Mann bemühe sich den Unglücklichen zu retten, und habe denselben bereits am Haare gefaßt; aber der Mann im Wasser trage eine Perrücke, der Retter behalte diese in der Hand, und der Unglückliche versinke in der Fluth. Darunter lese man denn:

„Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen keine Perrücke."

Das zahlreich anwesende Publikum brach in ein lautes langanhaltendes Gelächter aus, der Friedensrichter aber konnte keine Beleidigung in dem Schilde des Coiffeurs gegen das Schild des Perrückenmachers finden, und sprach den Beklagten frei.

Schilderverwechslung. Ein lustiger Mann machte sich in einer kleinen Landstadt den Spaß, in einer Nacht alle Aushängschilder zu verwechseln, so z. B. hing er auf das Häuschen eines Kleinfuhrwerks-Inhabers, dessen ganzer Stall nur ein und das zwar ein lahmes Pferd hatte, das Schild der „k. k. Post." Statt des Schildes einer „Frau Anne Schwarz, Mädchenerzieherin," das der „Madame Schwarz, geprüfte Hebamme;" das Gasthausschild: „Zum blauen Bock" hing an der Stelle des Schildes eines Schneiders, das Schneidersschild am Gasthofe, mit der Bemerkung: „Hier wird den Passagieren tüchtig aufgeschnitten."

Ein **Schildaer** Stückchen. In einer Stadt an der Theiß riß kürzlich das Tau, an welchem die fliegende Brücke befestigt war. Es wurde ein ganz neues für 200 fl. C. M. gekauft und damit es recht biegsam und schmiegsam sei, tüchtig mit Leinöl eingeschmiert. Aber zufällig halten sich in der Gegend viele Raben und Krähen auf, und da die rauhe Jahreszeit ihnen auf den Feldern keine Nahrung bot, so glaubten sie, man habe mitleidvoll den Strick für sie eingeölt und flogen schaarenweise darauf zu und pickten so eifrig daran, daß selbst Schreien und Steinewerfen sie nicht verscheuchen konnte. Da fürchtete die Gemeinde, sie würden durch ihr Picken den theuren Strick verderben, und beschloß daher einen allgemeinen Kreuzzug gegen diese Oelräuber. An einem schönen Tage machte sich Jedermann, der nur ein Gewehr besaß und damit umgehen konnte, auf den Weg, der Anführer wies jedem Schützen seinen Posten an, und commandirte, als alles in Ordnung war: „Feuer!" Hunderte von Gewehren blitzten und krachten, Hunderte der naschhaften Vögel stürzten todt nieder, aber mit dem Feinde war auch der Sitz des Feindes zerschossen: das theure Seil, zu dessen Rettung der ganze Feldzug unternommen worden. Von zahlreichen Kugeln zerrissen, fiel das arme Tau in mehrere Stücke auseinander.

Schildwache. Spät des Abends ging ein Prager Galanthomme an einer Schildwache vorüber und ersuchte dieselbe, ihm zu sagen, wie viel Uhr es sei? „Halber zwölf!" antwortete die Wache. Der Böhme dankte und setzte hinzu: „I wünsch' i wohl zu ruh'n!"

Die unerschrockene **Schildwache.** Ein Soldat stand an dem Stadtthore einer Festung Wache. Es war bereits Mitternacht und

die Mühen des Tages hatten den braven Krieger in süßen Schlummer gewiegt. Das Gewehr im Arm, den Körper an das Thor zurückgelehnt, setzte er auch im Schlafe durch lautes Schnarchen seine umsichtige Wacht fort. Da kamen ein paar junge Burschen, die von einem benachbarten Dorfe etwas bekneipt heimkehrten, an das Thor, fanden aber dasselbe verschlossen und die Schildwache davor schlafend. Vergebens bemühten sie sich, den Helden durch Rütteln, Püffe und Rippenstöße aus den Armen des Schlafgottes zu befreien, die wackere Wache schlummert fort. „Halt, warte, ich will dich schon kriegen," rief einer der lustigen Kameraden aus, schlug Feuer und legte dem Soldaten den brennenden Zündschwamm auf die Hand. Diese Operation verfehlte ihre Wirkung nicht; die Schildwache nickte, taumelte und fuhr endlich mit einem lauten Schmerzensrufe auf; die muthwilligen Jungen aber verlachten und verhöhnten den Gepeinigten. Da nahm der unerschrockene Krieger all seinen Muth zusammen und herrschte, seinen Schmerz verbeißend und den brennenden Zündschwamm auf der Hand liegen lassend, die neckischen Bursche mit der Frage an: „I frog: wer hot des thon?" Ein schallendes Gelächter antwortete dem feuerfesten Vaterlandsvertheidiger. Dieser aber fuhr, dadurch und durch die sich vermehrenden Schmerzen nur noch mehr erbittert, im höchsten Grimme fort: „I frog nochmals: woll'n's mer net sog'n, wer des thon hot?" und als auch hierauf nur ein höhnisches Lachen die einzige Erwiederung war, sagte der moderne Mucius Scävola, mit ruhiger Gelassenheit auf den auf seiner Hand immer noch liegenden brennenden Schwamm deutend: „So wart'n's. Ich will Euch schon 'ne Suppe einbrock'n, dös bleibt lieg'n bis der Corporal kommt."

Schildwache. In einer Stadt, wo eine Bürgergarde mit recht geschmackvoller Uniform errichtet wurde, nahm man nicht nur Bürger aus allen Classen, sondern auch Juden auf. Es passirten dabei manche lächerliche Vorfälle. Die Wachen im Schlosse wurden besetzt, der Capitän führte sein Commando selbst. Ein Posten, der auf einem langen, finstern Gange stand, traf zufällig einen Juden. — „'S is doch eps schauerlich, Herr Capitän," sagte Schmul, und trat zitternd auf seinen Posten. Der Capitän marschirte weiter; kaum aber war er zwanzig Schritt mit dem Commando fort, so schrie der Jude: „Herr Capitän! Herr Capitän!" „Was gibt's?" fragte dieser. — „Alls soll ich hier bleibe, bitt ich mer noch ein Salv'gard aus!"

— In dem Kriege, welcher im Jahre 1814 für die heiligsten Interessen der Menschheit gefochten worden, stand ein Soldat zu Chateau-Dieu Schildwache. Es war schon nach zehn Uhr Abends, als ein altes Mütterchen bei ihm vorbeiging. Er rief die Matrone in einem etwas platten Dialecte an, statt „Wer da!" — „Wer do!"

(Verre d'eau). „Attendez un peu, Monsieur!“ erwiederte die Alte und kehrte um. Nach einer Weile brachte sie dem Soldaten ein Glas Wasser. Dieser nahm es, sich wundernd, daß man ihm ein Glas Branntwein bringe, setzte es an den Mund und that einen herzhaften Schluck. Zu seinem größten Aerger fand er sich in seiner Erwartung betrogen, und nichts von dem Mißverständnisse ahnend, glaubte er, die Alte habe ihn zum Besten gehabt. Er warf das Glas unter einem derben Fluche zu Boden. Die alte Frau, die sich den Zorn des Soldaten eben so wenig erklären konnte, lief bestürzt davon.

Schildwache. In einer preußischen Festung trug sich Folgendes zu: Eine auf dem Wall postirte Schildwache hatte die Ordre erhalten, „nur hübsche Leute“ auf den Wall zu lassen. Nicht lange stand sie da, als eine alte Generalin mit ihrer hübschen Kammerzofe dahergetrippelt kam. „Halt!“ rief der Soldat der Erstern entgegen, „Sie darf nicht hinauf, nur die hier.“ Damit zeigte er auf die Zofe. „Mein Gott, weshalb denn mein Kammermädchen und nicht ich?“ fragte die alte Dame entrüstet. Der Soldat antwortete: „Hab' Ordre, nur hübsche Leute hinauf zu lassen!“

Schildwache-Anecdote. Der Premier-Lieutenant ** stand auf der Cürassierhauptwache, sah ein Infanterie-Piket die lange Straße herauf kommen, bemerkte an dessen Spitze den Fähnrich **, ein Kind von dreizehn Jahren, sagte zur Schildwache, die vor dem Gewehre stand, „Du brauchst nicht herauszurufen“ und ging in seine Wachtstube. — Der kleine Fähnrich kam näher, der Cürassier vor dem Gewehr schien ihn und sein Piket nicht zu bemerken, ging ruhig auf und ab, und drehte ihm am Ende den Rücken. — Der junge ** hatte in der Ferne den Officier mit dem Gemeinen sprechen gesehen. Er setzte sich daher bald zusammen, daß dies Nichtachten seines Pikets absichtlich sei. — Er war jetzt dicht an der Hauptwache, commandirte auf Einmal „Halt! — Links um! — Gewehre weg!“ — Seine dreißig Mann wußten nicht recht, was sie aus dem Commandowort machen sollten. „Nun vorwärts, hier diese Gewehre weg,“ sagte der Kleine unwillig, griff nach einem der vor der Hauptwache stehenden Gewehre, und gab es einem Burschen zum Mitnehmen. — Der Cürassier, der dies sah, rief jetzt in der Angst seines Herzens: „Heraus!“ — Der Offizier mit der ganzen Wache stürzte heraus und erstaunte, als alle Gewehre bereits weggenommen waren. — „Was soll das, Herr Fähnrich? sehen Sie nicht, daß hier eine Hauptwache ist? was wollen Sie mit unsern Gewehren?“ — „Hier eine Hauptwache? Nein, das seh' ich nicht. Wo eine Hauptwache ist, muß ein Officier sein, und der muß den Dienst verstehen, und muß wissen, daß, wenn ein Piket vorbeipassirt, herausgerufen werden muß.“ — „Sie sind ein

Kind! Nun, und die Gewehre?" — „Bringe ich meinem Chef." — Mit diesen Worten commandirte der Kleine: „Marsch!" und das Infanterie-Piket defilirte mit seiner Beute vor der Wache vorüber. Der Cürassier-Lieutenant fühlte sein Unrecht, eilte nun nach und legte sich auf's Bitten. — „O, sobald Sie bitten," hob der Kleine freundlich an, „diene ich gern. Aber nur Ihnen zu Gefallen." — Er commandirte sein Piket! „Rechtsum kehrt euch!" und ließ die Gewehre wieder hinstellen, und die Cürassierwache machte die schuldigen Honneurs. Der Fürst erfuhr den folgenden Tag den Vorfall. Der Lieutenant erhielt einen derben Verweis, und der Fähnrich das Patent als Premier-Lieutenant im Leibhusaren-Regiment.

Schildwache. Ein Rekrut stand zum ersten Male Schildwache. Als ihm jeder Vorübergehende auf sein „Wer da!" — „Gut Freund!" antwortete, sagte er: „Nun, wenn Alles hier gut Freund ist, zu was brauche ich hier Wache zu stehen?" und ging nach Hause.

Die unabgelöste **Schildwache.** Beim Einrücken französischer Truppen in's Preußische, nach den Schlachten vom 14. October 1806, kam auch in den ersten Tagen des Monats November des gedachten Jahrs, ein Detachement französischer Infanterie in einem kleinen Städtchen der Curmark an. Der commandirende Officier hielt es für nöthig, unter den damaligen Umständen, mehrere Posten außerhalb des Thores aufzustellen. Nachdem dies Detachement dort einige Tage gestanden hatte, erhielt der commandirende Officier einst in der Nacht den Befehl, sogleich weiter zu marschiren. Das Commando brach also unverzüglich auf; in der Eile hatte man aber vergessen, einen am entgegengesetzten Ende des Thors, aus welchem man abmarschirte, Wache stehenden Soldaten abzulösen. Dieser stand daher die ganze Nacht über auf seinem Posten, äußerst verwundert, daß er dort so lange bleiben mußte. Am andern Morgen endlich kam ein Bürger des Städtchens vor dem Schildwachstehenden vorbei, und sagte diesem, zu seinem größten Erstaunen, daß alle seine Cameraden schon in der Nacht abmarschirt wären. Der Zurückgebliebene kehrte nun zu seinem Wirthe zurück, abgehungert und erfroren, und wurde dort mit Speise und Trank erquickt. Er wollte nun zwar seinen Cameraden nach, aber Niemand wußte genau, wohin sie ihren Marsch genommen; auch war im Voraus zu sehen, daß er sie nun schwerlich wieder einholen würde. Da er die Tage über, wo er bei dem Bürger im Quartier gelegen, sich sehr gut betragen, ihm auch in seiner Ackerwirthschaft hülfreiche Hand geleistet hatte, so machte ihm dieser den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, um ihm ferner zur Hand zu gehen. Der Soldat nahm dies Anerbieten an, und nach einigen Monaten erwarb er sich die Liebe des Bürgers durch seinen Fleiß und sein or-

deutliches Betragen so sehr, daß dieser kein Bedenken trug, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Die Ehe wurde geschlossen, und das junge Paar erzielte zwei Kinder. Alles ging nach Wunsch, als bei den Durchmärschen französischer Truppen nach dem Herzogthum Warschau zufällig das nämliche Regiment durch das Städtchen gehen sollte, bei welchem dieser Soldat, ein Gascogner von Geburt, gestanden hatte. Nichts war wahrscheinlicher, als daß er verrathen oder erkannt, und dann, als Deserteur, bestraft werden würde. Der Schwiegervater und dessen Tochter waren darüber in tausend Aengsten, nur der Soldat verlor die Gegenwart des Geistes nicht. Kaum hatte er die Trommeln der heranrückenden Truppen gehört, so zog er seine sorgfältig aufbewahrte Montirung an, schnallte den Säbel um, nahm das Gewehr auf die Schulter, und stellte sich vor dem Thore auf den nämlichen Platz, wo er im Jahre 1806 postirt worden war. Das Regiment marschirte vorbei, und war sehr erstaunt, dort einen seiner Soldaten schon Schildwache stehen zu sehen. Der Anführer nahte sich ihm, und erkannte sogleich in ihm den vor so vielen Jahren Vermißten. „Was machst du hier?" fragte er ihn. „Ich stehe Schildwache!" versetzte der Gascogner. „Wie hängt das zusammen?" „Als ich im November des Jahres 1806 hier mit einem Detachement des Regiments eingerückt war, wurde ich hier postirt. Das Detachement marschirte weiter, ohne mich abzulösen, und da ein Soldat seinen Posten nicht verlassen darf, so bin ich auch bis jetzt hier stehen geblieben." Der Officier lachte, nahm den Schildwachstehenden mit sich, und erkundigte sich in dem Städtchen nach den nähern Umständen. Da er diese erfahren, und der Magistrat dem Soldaten ein vortheilhaftes Zeugniß über seine Aufführung gab, so erhielt er den Abschied, vorzüglich wegen seiner sinnreichen Entschuldigung, zumal es wohl keinem Zweifel unterworfen war, daß er nicht die Absicht gehabt habe, zurück zu bleiben, und er gewiß weiter marschirt wäre, wenn man ihn von seinem Posten abgelöst hätte.

Die raisonnirende **Schildwache.** Ein Rekrut, dem schon in den ersten vierzehn Tagen das Schildwachstehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, von vorn und von hinten, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt. Endlich sagte er: „Ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten haben, daß den ganzen Tag Einer da stehen muß;" denn er meinte, er stehe da wegen des Schilderhauses, nicht das Schilderhaus seinetwegen.

Die **Schildwache** in der Kutsche. Der Advocat Karl Ledru in Paris, Grenadier bei der ersten Legion der Nationalgarde, war am 21. April commandirt, die Wache vor dem Quartier des Generalstabs

zu beziehen. Da er sich nicht übereilte, so traf er erst nach der Parade auf seinem Posten ein und wurde um zwei Uhr früh zu seinem Dienste abgeführt. In den Morgenstunden von 4 bis 6 Uhr sollte er an der rue de l'Echelle Schildwache stehen; aber als der Corporal um 5 Uhr zusah, war der Herr Advocat vom Posten verschwunden. Seinem Schilderhaus gegenüber hatte er sich in eine Kutsche verkrochen, die Füße in seine warme Pelzmütze eingewickelt, und sich einem süßen Schlummer überlassen. Der Corporal holte eine neue Schildwache und zeigte den Vorfall bei dem Disciplinargericht der ersten Legion an. Lebru gestand seine Sünde und vertheidigte sich mit folgenden Worten: „Ich wurde auf dem Posten von einem unbezwinglichen Schlaf befallen; um aber kein öffentliches Aergerniß zu geben, ließ ich mir von einem braven Mann, der gerade in der Nähe war, einen Wagen holen. Er brachte zuerst ein Cabriolet; da ich indessen fürchtete, die Würde einer Uniform zu compromittiren, wenn ich mich in einen offenen Wagen setzte, so ließ ich mir einen kleinen vierräderigen Einspänner kommen und zog die Vorhänge vor, indem ich glaubte, auf diese Weise zugleich meiner Pflicht und dem gebieterischen Bedürfnisse zu genügen." Ohngeachtet dieser Vertheidigung wurde Lebru zu achttägiger Gefängnißstrafe verurtheilt, und in Paris gibt es jetzt drei Nationalgarden: zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen.

Schildwache. In Z. war die Garnison zur Revue ausgerückt und deshalb ward die Wache von der Bürgergarde versehen. Zufällig reitet der Commandant vorbei. Der Posten präsentirt, ruft aber nicht: „Heraus!" — Aergerlich fragt der Commandant, warum der Herausruf unterbleibe, allein der Posten antwortete gutmüthig: „Heeren Se, Exellenz, das nützt Se gar nischt; denn es is Keener nich drinne!"

Der bekannte Major von **Schill** hatte in dem Feldzuge 1806 und 1807 mit seinem Freicorps vier schöne Pferde erbeutet, welche für Napoleon bestimmt waren. Da dieser den Verlust seiner Pferde erfuhr, schrieb er an Schill und bat sich seine vier Pferde wieder aus, mit der Versicherung, daß ihm für jedes Pferd 1000 Thaler in Golde ausgezahlt werden sollten. Allein dieser Brief enthielt die Aufschrift: An den Räuberhauptmann Schill. In Erwiederung desselben antwortete Schill folgendermaßen: „Mein Herr Bruder! daß ich Ihnen vier Pferde genommen habe, freut mich um so mehr, da ich aus Ihrem Schreiben ersehe, daß Sie einen großen Werth auf dieselben setzen. Jedoch kann ich sie nicht für die angebotenen 1000 Thaler für jedes Pferd zurückgeben, da es mich nicht nach Ihrem Gelde gelüstet, denn ich habe dessen so viel, als ich bedarf, überdies begehre ich keines Fremden Eigenthum. Wollen Sie indeß gegen diese jene vier von

dem Brandenburger Thore in Berlin geraubten Pferde wieder an ihre Stelle setzen, so stehen Ihnen die vier Pferde, welche ich Ihnen genommen habe, ohne weitere Bezahlung wieder zu Dienst."

In Schiller's Hause wurde immer nur halblaut gesprochen; er, wie seine Frau, haßten nichts mehr, als lautes oder gar heftiges Sprechen, und Alle, die mit Schiller in näherer Berührung standen, wußten dies und richteten sich darnach. Nun erhielt aber Schiller einst einen Besuch von dem durch Weimar reisenden Schlosser. Schlosser, wie in Allem colossal, besaß auch ein colossales Sprachorgan, womit er besonders dann, wenn er Anekdoten erzählte, loslegte. Zum Unglück war ihm dicht vor Weimar mit einem Bauer eine höchst drollige Geschichte passirt, und gleich nach den ersten Begrüßungsreden begann er sie Schillern und seiner Frau mitzutheilen, wobei er besonders dann furchtbar schrie, wenn er den Bauer, wie er gesprochen, nachahmte. Dem armen Schiller trat der Angstschweiß auf die Stirn, doch bemühte er sich, ein Lächeln zu erzwingen. Schiller's Frau aber starrte den Erzähler mit staunenden, entsetzten Blicken an — das kam nun den anwesenden Freunden Schiller's so komisch vor, daß es ihnen unmöglich war, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Schlosser, der nicht anders glaubte, als das Gelächter gelte seiner Anekdote und vorzüglich seiner Nachahmung des Bauern — begann sie nochmals, und hatte er erst schon überlaut gesprochen, so brüllte er jetzt förmlich, daß die Fensterscheiben bebten, bis Schiller endlich außer sich aufsprang und unter dem Vorwande, Nasenbluten bekommen zu haben, aus dem Zimmer stürzte. Noch nach vielen Jahren pflegte Schiller's Gattin von diesem „entsetzlichen" Besuch zu erzählen, und was sie und Schiller während des übrigen Theils des Tages ausgestanden haben; denn Schlosser blieb den ganzen Tag und erzählte noch mehr — da seine erste Anekdote so gefallen hatte.

Schiller als Vorleser. Schiller gehörte auch zu jenen Dichtern, die als Vorleser nicht anzuhören waren, ja er war nicht einmal im Stande, verständlich seine Arbeit vorzutragen. Dies war bei der seines „Fiesco" in Mannheim der Fall. Hier, wo sein Erstlingsproduct „Die Räuber" allgemeinen Beifall gefunden, hier sollte auch sein „Fiesco" zur Aufführung gelangen, und die leere Dichterbörse füllen. Schiller begab sich deshalb mit seinem Jugendfreunde Streicher nach Mannheim. Der Tag zur Vorlesung des neuen Stückes erschien, und gegen vier Uhr stellten sich, außer Iffland, Beil, Beck und dem Regisseur Meier, noch mehrere Schauspieler ein, die nicht genug Worte finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, so wie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Product eines so erhabenen Geistes hegten. Nachdem sich Alle um einen run-

den Tisch gesetzt hatten, schickte Schiller erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing. Der erste Act wurde zwar bei der größten Stille, aber ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen. Nach dem zweiten Acte erhoben sich sämmtliche Zuhörer, langten nach Erfrischungen, plauderten von Tagsneuigkeiten, und endlich verlor sich einer nach dem andern; Iffland aber blieb zurück, schüttelte den genialen Kopf. Nach vollendeter Vorlesung wurde Streicher von Meier in ein Nebenzimmer gerufen. „Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig," begann der Letztere, „wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der „Die Räuber" geschrieben?" „Zuverlässig," antwortete Jener, „wie können Sie daran zweifeln?" „Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm Jemand daran geholfen?" „Ich kenne Schiller schon im zweiten Jahre, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er „Die Räuber" ganz allein geschrieben, und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dies Alles?" „Weil der „Fiesco" das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der „Die Räuber" geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben." Als Schiller sich empfahl, ersuchte Meier, das Manuscript über die Nacht behalten zu dürfen. Streicher und Schiller brachten eine unruhige Nacht zu. „Wird mein Trauerspiel hier aus Cabale nicht angenommen," sprach Schiller, „so will ich auf einer andern Bühne selbst darin auftreten, indem eigentlich doch Niemand so gut declamiren kann, wie ich." Den andern Morgen zeitig früh kam Meier, als er das Stück selbst gelesen, zu Streicher und rief: „Sie hatten Recht, „Fiesco" ist ein Meisterstück, nur Schiller's schwäbische Aussprache und sein erbärmliches Vorlesen waren Schuld, daß Jeder das Stück für ein Machwerk gehalten." Es wurde dem Ausschusse übergeben, und sogleich zur Aufführung angenommen.

Schiller liebte einfache, aber gewählte Kleider; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohlgeordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Ein philosophisches Gespräch mit gleichgesinnten Freunden zog ihn von allen Sorgen ab und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Er sagte einst in einer schwermüthigen Stimmung: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den drei und zwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Dasein beschweren." Vielleicht sagt ein Dichter dasselbe nach Jahrhunderten von einem *seiner* Werke.

Als es sich vor vier Jahren darum handelte, das Haus in Gohlis zu ermitteln, worin **Schiller** während der ersten Sommermonate

1785 wohnte, wurden einige Personen veranlaßt, ihre Aussagen vor Gericht niederzulegen. Von dem entscheidendsten Gewichte dabei waren die Angaben eines Leipziger Bürgers, Schneider mit Namen, der sich recht wohl erinnerte, als zwölfjähriger Knabe Schiller'n in Gohlis bedient zu haben. „Schiller," erzählte der Mann, „stand damals sehr frühzeitig auf, schon um 3 oder 4 Uhr, und pflegte dann in das Freie, weit hinaus in die Felder zu gehen; dabei mußte ich ihm mit der Wasserflasche und dem Glase folgen. Um 5 oder 6 Uhr kehrte er gewöhnlich nach Hause zurück und theilte oft seine Ideen dem Buchhändler Göschen mit, worüber sie dann zuweilen Beide stritten. Bei diesen frühen Spaziergängen war Schiller leicht angezogen, mit dem Schlafrocke bekleidet, mit unbedecktem Halse. Sein Weg führte ihn gewöhnlich in die Felder nach der Halle'schen Straße zu, in denen er kreuz und quer umherirrte. Schiller war stets freundlich und human. Er sah blaß von Gesicht, hatte viele Sommersprossen, röthliches Haar und war sehr lang." Das kleine Zimmer, das der Dichter bewohnte, enthielt wenig Geräthe und war nur weiß bekalkt. Nach den Beobachtungen Schneider's warf Schiller vielerlei Papiere darin umher, die oft den Fußboden ganz bedeckten. Er rauchte nicht, aber schnupfte stark. Wein habe er zu Hause nie getrunken, wohl aber will Schneider gehört haben, daß er bei Gastmählern mit dem Bechern hinter Andern nicht zurückgeblieben sei. Eine Frau erinnerte sich, als sechszehnjährige Nachbarin den Dichter an schönen Tagen in der Laube, den Kopf auf die Hand gestützt und die Feder hinter dem Ohre, gesehen zu haben, doch ist ihr von seiner Persönlichkeit nur das Haar und die feine Wäsche, namentlich der schöne Halskragen, in der Erinnerung geblieben.

In dem **Schiller**-Album finden wir folgende merkwürdige Notiz vom Ober-Medicinalrath v. Froriep zu Weimar: „Im Jahre 1805 befand ich, damals Professor zu Halle, mich gerade in Weimar zum Besuch, als Schiller so unvermuthet starb, und als die Hülle des großen Geistes in der Mitternachtsstunde vom 11. auf den 12. Mai, von einigen jungen Gelehrten, unter denen Stephan Schütze und Heinrich Voß, Künstlern und Staatsdienern getragen, beigesetzt wurde, waren — ich begreife noch nicht, wie das so kommen konnte — ich und ein mir Unbekannter, der, wie ich nachher hörte, Schiller's Schwager, Herr v. Wollzogen, war, die Einzigen, welche dem Sarge folgten."

Eine Ahnung **Schiller's**. Das Dörfchen Bauerbach, in der Nähe von Meiningen, diente Schiller bekanntlich als Asyl nach seiner Flucht von Stuttgart. Dort verlebte er den Winter von 1782—1783. Dort vollendete er die Louise Millerin, deren Plan er im Arrest zu

Stuttgart entworfen, und die Iffland in Mannheim „Kabale und Liebe“ taufte. In Bauerbach war es auch, wo Schiller die poetische Empfängniß seines „Don Carlos“ hatte, von dem der Dichter selbst damals an seinen Freund Reinwald schrieb: „Carlos hat von Shakespeare's „Hamlet“ die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's „Julius,“ und den Puls von mir.“ Während Schiller nun dort, nur im Umgange mit seinen Dichtungen und mit der Natur, das Leben eines poetischen Einsiedlers führte, hatte er auf einer seiner Wanderungen durch die Wälder eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Nämlich auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Einige Monate nachher fing der Verwalter des Ortes, Schiller's Begleiter auf diesem Ausfluge, die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmanne verübt wurde, dessen Leichnam hier eingescharrt sei.

In Huber's „Janus“ werden merkwürdige Mittheilungen über die sterblichen Ueberreste Schiller's in dem „Kassengewölbe“ zu Weimar gemacht. Anfangs hatte bei seinem Begräbnisse alles auf die einfachste und wohlfeilste Weise vor sich gehen sollen. Die Schneiderzunft, die billigste, hatte — so wird dort berichtet — den tannenen Sarg, der des Dichters Hülle barg, zu Grabe tragen sollen. Erst den wiederholten Bemühungen eines jungen Gelehrten gelang es, nachdem er sich erboten, alle auf den schon getroffenen Anordnungen lastenden Kosten zu tragen, eine würdigere Leichenbestattung zu erwirken. Zugleich erbat sich ein junger Bildhauer die Erlaubniß bei der Familie, eine Maske für sich abgießen zu dürfen; dies wurde ihm gestattet, und diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung von den Ueberresten des Dichters. — Als nämlich 21 Jahre nachher König Ludwig von Bayern bei einem Besuche in Weimar Schiller's Grab zu sehen verlangte, gab's einen gewaltigen Schrecken unter den Weimaranern: Niemand kannte es. Der Bürgermeister Schwabe, der Schiller'n einst mit zu Grabe getragen, unternahm es, Untersuchungen hierüber anzustellen. Das Kassengewölbe, worin Schiller beigesetzt worden, war dumpf und feucht; jede bemittelte Familie hatte das Recht, sich einzukaufen, und so schichtete man da Sarg auf Sarg, die folgenden zerdrückten stets mit ihrer Last die modernden alten, und der Sarg Schiller's stand schon 21 Jahre da! — Der schlechte tannene Sarg war längst vermodert, die Messingschildchen mit Schiller's Namen darauf längst verrostet. Doch Schwabe machte wenigstens alle möglichen Versuche zur Auffindung der Gebeine. In einer Nacht gegen 11 Uhr stieg er in das Kassengewölbe hinab in Begleitung des Schreiners, der den Sarg gefertigt, und des alten 87jährigen Todtengräbers, und be-

gann seine Nachforschungen. Neun Särge wurden herausgeschafft; dann packte man dreiundzwanzig Schädel in einen Sack und trug diese zur Wohnung des Bürgermeisters. Mehrere Anatomen und andere Mediciner wurden zu Rathe gezogen; auch die Maske ward herbeigeholt, und als man einen in allen Theilen und Formen genau mit dieser übereinstimmenden Schädel gefunden, hielt man sich auf's Festeste überzeugt, dieser und kein anderer müsse Schiller'n angehört haben. In der folgenden Nacht wurden die übrigen Schädel und Särge wieder in die Gruft getragen. Schiller's Schädel ward in der Bibliothek unter Trauermusik feierlich aufgestellt: man hielt Reden über das Verdienst und den Ruhm des großen Todten, kurz man that Alles, was man ehedem bei der Bestattung von Schiller hätte thun sollen. Längere Zeit nachher fiel Göthe ein, man müsse doch auch das übrige Skelett noch zusammenfinden können, da Schiller ungewöhnlich lange Arme gehabt und auch der Schädel schon zu ferneren Nachforschungen behülflich sein könne. Man öffnete also die Gruft zum zweiten Male und brachte mit vieler Mühe endlich ein Skelett zusammen, von dem die Anatomen versicherten, daß es in allen seinen Theilen genau ineinander passe. König Ludwig hatte auch den Großherzog bestimmt, den Schädel wieder von der Bibliothek wegnehmen zu lassen; man legte denselben zu den übrigen Gebeinen in köstliche Särge und diese wurden in der alten Fürstengruft beigesetzt.

Als Schiller 1782 von dem Herzoge von Würtemberg die Weisung erhielt, „er solle alles Publiciren seiner Schriften, wenn es nicht medicinische wären, unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Auslande enthalten," mochten manche seiner Freunde trauern, manche aber, in dem Gedanken, daß ein so hochstrebender Geist, der in frühen Jahren sich schon so entfaltet, seine Bahn brechen werde, mochten sagen: „Wartet nur die rechte Zeit ab." Die Zeit ist gekommen, und zur Freude des ganzen deutschen Landes ist nun des großen Mannes Bild in eben der Stadt aufgestellt, die er, um unerträglichem Drucke sich zu entziehen, als Flüchtling verließ. In der interessanten Schrift: „Schiller's Flucht von Stuttgart," heißt es: „Diese angenehmen Beschäftigungen (mit der Poesie) wurden auf eine sehr niederschlagende Art durch etwas gestört, was wohl als die erste Veranlassung zu dem unregelmäßigen Austritt Schiller's aus des Herzogs Diensten angesehen werden kann. Die Sache war folgende. In den beiden ersten Ausgaben der „Räuber" befindet sich eine Rede des Spiegelberg, welche einen Bezug auf Graubündten hat, und die einen Bündtner so aufreizte, daß er eine Vertheidigung seines Vaterlandes in den „Hamburger Correspondenten" einrücken ließ. Wahrscheinlich wäre diese Protestation ohne alle Folgen geblieben, wenn nicht die Zeitung als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor Augen gelegt wäre.

Dieser war um so mehr über diese öffentliche Rüge aufgebracht, indem derjenige, gegen den sie gerichtet worden, nicht nur in seinen Diensten stand, sondern auch einer der ausgezeichnetsten Zöglinge seiner mit so vieler Mühe und Aufmerksamkeit gepflegten Akademie war. Er erließ daher sogleich an Schiller die Weisung: u. s. w. Schiller beantwortete die Klage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört."

Zu Schiller's „Räubern." Die grauenerregende, entsetzliche, himmelschreiende Scene beim Waldthurme, in Schiller's „Räubern," beruht leider auf einer Thatsache. Der nachmalige Fürst-Primas Freiherr v. Dalberg war Augen- und Ohrenzeuge davon. Schillern, seinem Freund, erzählte er das gräßliche Abenteuer einige Zeit vor der Bearbeitung der „Räuber." Die Descendenten des unglücklichen Greises machten sich auf nach der Capitale du monde, trieben sich da in Saus und Braus herum. Mit mehreren Nebenumständen wird das in einem neuen Memoiren-Werk erzählt.

Der wahre Ursprung von Schiller's „Räubern." Hierüber berichten die Mainzer Unterhaltungsblätter: „Wir sind im Stande aus dem Munde einer Person, welche mit der Freifrau von Dalberg bekannt war, Nachrichten anzuführen, die im vorigen Jahrhundert während des Mittagsmahles in Herrnsheim erzählt wurden. Der Freiherr von Dalberg, Schwager jener Dame, später Fürst Primas, erging sich einmal in den Ruinen in der Nähe der Stammburg seines Hauses, Dalberg, zwischen Wallhausen und Kreuznach, und fixirte einen verdächtig aussehenden Mann, der ihm entgegen kam. Er redete ihn barsch an, was er hier thue, und als er des Mannes Erzittern erblickte, ergriff er ihn, der Mann fiel ihm zu Füßen, bat um Verzeihung und führte ihn an ein Gewölbe im Dickicht, das er öffnete, und worin ein alter Mann angeschlossen lag. Dieser Alte war der Oheim eines schlechten Neffen aus hoher Familie, die damals in Mainz sich aufhielt, aber jetzt ausgestorben ist. Der Freiherr von Dalberg zeigte diesen Vorfall in Mainz an, wo jedoch die Sache nicht veröffentlicht wurde. Der Neffe bekam mehrjährige Haft, der Alte wurde in sein Vermögen wieder eingesetzt. Da nun beide Freiherren von Dalberg, sowohl der ältere Bruder, Vater des Herzogs von Dalberg, so wie der Fürst Primas mit Schiller bekannt waren, Ersterer durch seine Intendanz über das Mannheimer Theater, Letzterer durch seine Theilnahme an der deutschen Literatur, so theilten sie ihm jenen Vorfall mit. Schiller hat natürlich Namen und Sache verändert. Er kam,

wie bekannt, dem Fürsten Primas später noch näher. Die Urschrift seines „Wilhelm Tell" ist hübsch geschrieben, mit der Widmung an den Fürsten Primas, von Schiller's eigener Hand in der Bibliothek zu Aschaffenburg.

Schiller hatte in Mannheim vielen Umgang mit dem nachmaligen Hofschauspieler Müller in Wien, und brachte dort manchen Abend in der Gesellschaft der Mannheimer Schauspieler und der Gattin Müller's zu; wenn die Andern sich aber entfernten, forderte er mehrmals noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier, und schrieb die Nacht hindurch mehrere Scenen zu seiner Tragödie: „Kabale und Liebe." Müller fand ihn dann gewöhnlich des Morgens in seinem Zimmer auf einem Lehnsessel, in einer Art von Starrkrampf, so daß er ihn einmal wirklich für todt hielt. Die Gattin des Schauspielers Beck fragte ihn einst: ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht dichte? „Das ischt nit anders," antwortete Schiller, der damals noch ganz den breiten schwäbischen Dialekt sprach; „aber schaun's, wenn die Gedanken ausgehn, da mal' ich Rössel." In seinen Manuscripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gekritzelt hat. Wenn Madame Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schiller's Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend: „Da haben Sie wohl Rössel gemalt?"

Schiller. Eine Frau wußte nicht, wo Schiller geboren sei. „Um Gotteswillen sei still, daß Dich Niemand hört," sagte die Andere, „hast Du das Lied nicht gelesen: „Auch ich bin in Arkadien geboren?"

— In Schiller kann man sich nicht nur Begeisterung lesen, sondern auch trinken. Schiller heißt nämlich der halbrothe Wein, welcher um Carlowitz in Slavonien wächst.

— Noch vor Kurzem lebte in Mannheim eine alte pensionirte Schauspielerin, die Wittwe des Capellmeisters Ritter, welche die Louise in „Kabale und Liebe" zum ersten Male spielte. Dieselbe erinnerte sich stets mit kindlicher Freude, wie Schiller ihr den Hof gemacht. Schiller fühlte sich angezogen von seiner ersten Louise, und als er sie Abends nach der ersten Vorstellung nach Hause führte, da faßte er sich als blöder Schwabenjüngling ganz plötzlich ein Herz und drückte ihr etwas in die Hand. Was war es? Ein ganz kleines Porträt von Friedrich Schiller, was die alte Dame ihr Leben lang wie ein Heiligthum bewahrte. Damals aber hat sie es unschlüssig betrachtet und den Bühnendichter etwas wunderlich gefragt: „Was soll ich denn da-

mit?" Der kühne Dichter aber, wie billig von einer so naiven Frage ein wenig außer Fassung gebracht, hat bald auf gut schwäbisch erwiedert: „Ja, sehnt Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne nit sage."

Schiller's Ballade „der Gang nach dem Eisenhammer" hat geringe historische Basis. Bei der Stadt Saverne existirt allerdings seit langen Jahren ein Eisenhammer, aber die Chronik weiß weder etwas von einem Grafen, der dort gehaust, noch von einem Edelknecht, Namens „Fridolin." Die Lokalität ist jedoch ganz, wie Schiller sie beschrieben. Nur so viel findet sich aufgezeichnet, daß einmal ein Edelmann seinen Jäger in den Ofen werfen ließ.

Goethe schillert. Bei dem Anstreichen des Göthe-Denkmals verschüttete man einen Topf mit Beize. Der Fleck davon nahm die Farbe nicht ordentlich an, und die Beize schillerte durch. Ein Witzbold, der dies bemerkte, schrieb am andern Morgen folgende Worte auf den Fleck: „Seht, wie jetzt Göthe schillert!"

Schiller der Zweite. Eine Köchin (bringt ein Buch in die Leihbibliothek zurück). Ich mechte jerne en anders Buch haben! Leihbibliothekar. Na man schnell, was denn vor eens? Da kommen noch mehr Leite! Wollen Se wieder en Räuberroman? Hier, da haben Se'n recht jraulichen! Köchin. Ne, den will ich nich. Ich mechte jern mal was Ornbtliches haben, was Würdijes. Haben Se nich ein Buch von Schillern? Leihbibl. Des is nich zu Hause, aber des schadt nichts! (Er langt ein Buch.) Da haben Sie eins von Leibrock, des is eben so jut, des is Schillern sein Schwager! Köchin. Scheen! (Sie geht mit dem Buche ab.)

Schiller und Goethe. Der blinde Heinrich Weiße beschenkte die Lesewelt mit nachstehendem artigen Distichon (siehe dessen Gedichte, Berlin 1843):

„Schiller — berauschender Wein — begeisternd, dem Leben entrückend;
Goethe — ein redender Kuß — zwiefach belebend den Puls."

Schimmelig. Bei einem unlängst abgehaltenen Schuleramen über die sieben Bitten stellte der Lehrer bei der vierten Bitte die Frage: „Warum bitten wir aber um's tägliche Brod, nicht um's wöchentliche, nicht um's monatliche, oder gar um's ganze Jahr?" Ein kleines Mädchen antwortete schelmisch lächelnd: „Es würde sonst schimmelig werden."

Schimmelpfeng, Joh., Pfarrer zu Eschwege, sah bei einer Hochzeit einen vornehm gekleideten Mann, der sich dabei gewaltig brüstete, und hörte auf seine Erkundigung, daß er ein Sattler wäre. „Ist der Kerl so stolz," sagte er, „daß er Sättel machen kann, was würde er dann erst thun, wenn er Gäule machen könnte?"

Schimpf und Beweis. Zwei Dienstmädchen hatten sich am Brunnen weidlich gezankt und das eine dem andern alle mögliche Schimpfnamen angehangen. Dieses ging daher endlich an das andere heran und sagte: „Warten Sie, das sollen Sie mich beweisen, ob ich die Titels verdiene, und deß Sie mir so uffbieten!" „J, mein Jott, reden Sie doch nich so dämlich," erwiederte das andere, „wie kann ich Sie denn deß beweisen, ick kenne Sie ja jar nich!!"

Schinder. Ein Bauer, der seinen Dienstleuten nicht immer die humanste Behandlungsweise angedeihen ließ, schimpfte unter andern einen seiner Knechte mit den Worten: „Du bist ein Schinderknecht!" „Nur so lange ich bei Euch in Diensten stehe, Ihr Knecht-Schinder," erwiederte dieser ganz trocken.

Denksprüche auf — **Schinken.** In Hamburg hat kürzlich ein sogenannter Delicatessenhändler auf alle Schinken, welche er vor seinem Laden aushing, mit kunstreicher Hand allerlei Denksprüche gemeißelt. Sie lauteten: „Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth!" — „Appetit wird schon kommen, wenn Sie Probe davon genommen!" — „Frisch gekocht und gebraten, ist Alles gut gerathen!" u. s. w. — Wenn erst einmal die Schinken mit Impromptus in gereimten Alexandrinern geziert werden, dann wird die deutsche Industrie ihren Höhepunkt erreicht haben; lange kann es unter solchen Auspicien nicht mehr dauern!

Die hölzernen **Schinken.** In Amerika werden die Schinken, wegen der bessern Erhaltung zur See, in Leinwand eingenähet, und dick mit Kalk überstrichen, in den Handel gebracht. Ein verschlagener Amerikaner machte sich dies zu Nutzen, um den Schelmstreich auszuführen, den er mit naiver Offenherzigkeit in einer Pittsburger Zeitung vom vorigen Winter auf nachstehende Weise selbst erzählt: Als ich vorigen Herbst nach Westen reiste, um verschiedene Forderungen für verkaufte Palmstrohhüte einzutreiben, war ich so glücklich, etliche 20,000 Dollars à Conto zu erhalten. Dies versetzte mich in muntere Laune, und ich beschloß, auf der Heimreise nicht müssig zu sein. Ich verweilte daher in Cincinnati einige Tage, um mir die Redensarten und Manieren der Schweinschlächter eigen zu machen; darauf begab ich mich auf eine Ansiedelung von Deutschen, und kaufte ihnen Holz ab,

mit dem Beding, daß es mir, in Gestalt von Schinkenkeulen zugeschnitten, geliefert werde. Die guten Deutschen, die sich schon einige Jahre abgemühet hatten, ohne je einen Liard Geld zu erblicken, ließen sich keine Mühe verdrießen, und so brachte ich bald die Ladung einer Barke zusammen. Meine Klötze wurden eingenähet und eingekalkt, und nun ging's den Ohio glücklich hinauf bis Pittsburg. Hier kamen die Käufer, und je dummer ich mich machte, je zudringlicher wurden sie. Alle hätten geschworen, ich sei außer der Schlachtbank und der Rauchkammer nie irgendwo gewesen. Auf diese Weise gelang es mir, meine Klötze ganz leidlich an den Mann zu bringen. Sah sich der Käufer betrogen, so konnte er doch nicht sagen, ich habe ihn betrogen, nein, da sei Gott für! Man höre und urtheile. Ein Provisionskäufer von Newyork trat auf mein Schiff, als ich allein da saß und trefflich Schinken frühstückte. „Wie hoch haltet Ihr Eure Schinken, Freund?" — „Ich verkaufe keine Schinken, wenn Ihr aber mit mir frühstücken wollt, so seid Ihr willkommen." — „Recht gern; laßt kosten! Aber was verkauft Ihr denn?" — „Die ganze Ladung ist mir feil: da, die 1200 Keulen." „Ihr wollt also doch die Schinken verkaufen?" — „Ich meine nicht, Herr; nur die ganze Ladung." — „Armer Junge, Ihr seid wohl das erste Mal hier?" — Ich glaube so, Herr." — „Ihr meint etwa, Eure Schinken wären zu viel für mich?" — „Das glaube ich nicht, aber doch die ganze Ladung." — „Mit einem Worte: was kostet die Ladung, Tölpel?" — „Sechshundert Dollars, meine ich, und nicht anders, Herr!" — „Topp!" — Der Handel war geschlossen. Mit der nächsten Miethkutsche fuhr ich meiner Wege. Der Großhändler kann sich den Winter über sein Comptoir in Newyork heizen. Ich bin mit größter Hochachtung, Herr Redacteur, Ihr gehorsamster E. R., Esquire.

Die **Schlacht** der Thiere. Die alten Zeitbücher gedenken einiger merkwürdigen förmlichen Schlachten verschiedener Thiergattungen. Zwischen einer ungeheuren Menge von Geiern und Raben hatte sich im Jahre 1438 in der Nähe von Lüttich ein Kampf erhoben, bei welchem beide Theile großen Verlust hatten, die ersteren aber dessenungeachtet die Oberhand gewannen. — Ein ähnliches Gefecht zwischen beiden Parteien entspann sich im Jahre 1460 bei Benevento im Kirchenstaate und währte beinahe zwei Tage, bei welcher Gelegenheit die Raben den beinahe ihrerseits schon verlornen Sieg an sich rissen. — 1587 im Beginne des Christmonats versammelten sich an der kroatischen Grenze, nicht weit von der Veste Bihac, in der dazumal aus ihren Ufern ausgetretenen Unna mehr als eine Million Gänse und Enten; sie rückten in einer förmlichen Schlachtordnung gegen einander an, erhoben sich in die Luft und kämpften wüthend durch mehrere Stunden. Wer diesmal siegte, sagt die Chronik nicht, indeß

zeigte die ungeheure Menge der Todten und Verwundeten, die den Einwohnern von Bihac eine willkommene Beute waren, daß dieser Sieg den Ueberwindern viel gekostet haben mußte. — Bei Danzig kämpften im Jahre 1656 und bei Magdeburg im Jahre 1662 die Adler wider einander. Der persische Gesandte, welcher im Jahre 1666 in Wien eintraf, erzählt von einem schrecklichen Kampf der Drachen und Schlangen in der Luft, den er auf seiner Abreise von Adrianopel wollte gesehen haben. Seltener waren förmliche Feldschlachten zwischen den vierfüßigen Thieren. Eine alte Handschrift in französischer Sprache erzählt, ohne jedoch den Ort näher zu bestimmen, daß sich im Jahre 1580 auf einer Ebene Frankreichs eine ungeheure Menge Schweine eingefunden und, gleich den aus gesäeten Drachenzähnen emporgeschossenen Kriegern des Kadmus, so lange wider einander kämpften, bis alle (?) todt auf dem Platze blieben. Diese unerhörte Begebenheit verursachte bei den Einwohnern der nächsten Stadt ein gewaltiges Entsetzen. Unter den mancherlei Gedanken, die hierüber gehegt wurden, gewann jener an Zauberei das Uebergewicht, und bald wollte man den Urheber dieses sonderbaren Gefechtes in einem Juden von Avignon, Ben Rabbi Daniel, entdeckt haben. Die Folter erzwang dem Unglücklichen das Geständniß, daß er auf jenem Felde, wo die Schlacht stattgefunden, unter teuflischen Zauber-Ceremonien ein „Schweinsherz" eingegraben hätte, welches ihm aber statt dem Herzen eines hingerichteten Menschen, das er von dem Freimann gefordert hatte, gegeben worden sei! Hätte er ein solches bekommen, so hätten sich, nach seinem Bekenntnisse, alle Einwohner der Umgebung auf jenem Orte eingefunden und einander erwürgt.

Wanderer.

Schlachtmusik. In einem Concerte, welches in einer Provinzialstadt gegeben wurde, und die Schlacht von Winter aufführte, hieb der die große Trommel handhabende Virtuos dergestalt auf das Kalbfell ein, daß die Zuhörer vor Schrecken das Bewußtsein verloren. Als man sich wieder erholt hatte, und die Häupter seiner Lieben zählte, und keines derselben verloren gegangen war, brach die Gesellschaft in einen allgemeinen Jubel aus, daß man so glücklich aller Gefahr entronnen. Der Virtuos meinte, unter dem Kanonendonner einer Schlacht müsse es so zugehen.

Schlaf. Ein Wiener Fiaker, der einen ungeheuer festen Schlaf zu haben behauptete, erbot sich zur Wette, daß er in drei Stunden mehr schlafen wolle, als ein Anderer die ganze Nacht.

Der **Schlaf.** Die Dauer des Schlafes ist sehr verschieden. Junge und eben erwachsene Leute schlafen gewöhnlich fest und unun-

terbrochen acht bis neun Stunden. Bei Kindern und alten Leuten dauert der Schlaf nicht so lange. Auch die Constitution des Körpers trägt dazu bei, daß Einige lange und fest, Andere nur kurze Zeit und leise schlafen. Kinder schlafen in vierundzwanzig Stunden weit mehr als Erwachsene; wenn sie erst auf die Welt gekommen, sind sie nur eine kurze Zeit über wach; mehrere Monate lang müssen sie den Tag mehrmals schlafen und in den ersten zwei und drei Jahren mehr als einmal. Alte Leute schlafen leise und oft. Der berühmte englische Kutschenfabrikant Barter erklärte, in der thätigsten Zeit seines Lebens nie mehr als drei Stunden täglich geschlafen zu haben: Der berühmte General Elliot schlief nie mehr als vier Stunden täglich, und seine Lebensmittel bestanden nur in Wasser, Brod und Gemüse. In einer englischen Stadt starb 1797 in einem Alter von fast hundert Jahren ein Mann, der immer gesund und rüstig gewesen war und im Durchschnitte nicht mehr als vier Stunden täglich geschlafen hatte. Friedrich der Große und der Arzt John Hunter schliefen nur fünf Stunden des Tages. General Pichegru konnte während seiner Feldzüge ein ganzes Jahr lang täglich nicht mehr als eine Stunde schlafen. Dagegen hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die von den 24 Stunden des Tages 20 verschliefen.

Schlaf. Ein Herr war höchst langweilig und langweilte sich auch in jeder Gesellschaft selbst, so daß er in der Regel, wenn er gegessen und getrunken hatte, sich in einen Winkel setzte und einschlief. „Wenn sich doch der Herr," sagte Jemand, „den häßlichen Fehler abgewöhnen wollte, immer in Gesellschaft zu schlafen." — „Das ist nicht das Unangenehmste an ihm," versetzte eine Dame, „aber sein verwünschtes Wiederaufwachen!"

— Ein hoher Herr hatte bei einem seiner Günstlinge zu Mittag gegessen. Nach dem Dessert schäkerte er in einer Ecke des Salons mit der schönen Gemahlin desselben, während der Hausherr zu schlummern schien. Ein Diener wollte den Augenblick benutzen, um ein neben dem Schlafenden liegendes Besteck zu entwenden; allein dieser ergriff es schnell und sagte: „Schurke, ich schlafe nicht für Alle!"

Schlaf. Woher kommen die krummen Buckel, die Runzeln und Falten in den schönen Menschengesichtern? Woher der schwindsüchtig kurze Athem, die vielen eingesargten, weiblichen weißen Rosen, die im Kriege mit der rothen, unterlegen haben im achtzehnten, im zwanzigsten Jahre? Antwort: Weil sie die Kunst des Schlafens nicht verstehen. Die kunstwidrige Lage im Bette bei der Ausübung der Kunst des Schlafens allein ist die Schuld, wie wir in einer in Nürnberg erschienenen Schrift des Dr. Rosch: „Das Bett, der Schlaf und

der Traum" näher auseinander gesetzt finden. Die eigentliche Kunst des Schlafens wollen wir nicht verrathen, aber das Hauptsächlichste, das Populäre ist: „Leg' Dich nur in's Bett, um zu schlafen, nicht mit Nebenabsichten, wälze Dich früh nicht im Bett herum, nachdem Du ausgeschlafen, führe kein Nachtleben, sondern geh' mit den Hühnern zu Bett und stehe mit dem Hahne wieder auf; wickle Dich im Schlafe nicht zusammen wie ein Igel oder wie ein griechisches Σ, mache keinen krummen Buckel wie eine Katze, wenn der Hund auf sie zukommt, stecke den Kopf nicht in die Federn, wie eine Gans, sondern nimm eine Lage an, wie ein preußischer Krieger bei der Parade steht. Wie der vertical stehen muß, mußt Du horizontal liegen. Aber vor allen Dingen — schlaf wohl!"

Schlaf. Sollte man es denn für möglich halten, daß, nachdem es bereits so viele Jahrtausende Rinder und Schafe gibt, noch nicht ausgemacht ist, ob sie schlafen! Eine Berliner Zeitung fragt an, ob je einer ein wiederkäuendes Thier habe schlafen gesehen, und mehrere Oeconomen versichern: Nein.

Der Tod im Schlafe. Der berühmte Arzt Bordeu starb während er schlief, ohne zuvor krank gewesen zu sein. Jemand sagte darauf: „Der Tod fürchtete ihn, darum überfiel er ihn im Schlafe."

Schlafrock. Unsere Bildhauer geben die Statuen berühmter Männer aus der Neuzeit am liebsten im Schlafrock; — sie haben im Schlafrocke nämlich ein Aequivalent für die klassische Gewandung gefunden.

Zeit genug zum Schlafen. Fürst Azzolino hatte einen Hofnarren, der ihm in langen Winterabenden allerlei erzählen mußte. Der Narr hatte nun eines Abends große Lust zu schlafen, und da ihn der Fürst zum Erzählen aufforderte, gab er ein Mährchen von einem Bauer zum Besten, der auf einem Viehmarkt 500 Schafe eingekauft hatte. Als er nun seine Heerde zu Hause trieb, war der Fluß, über welchen er mußte, von einem Platzregen stark angeschwollen, und da war nur ein armer Fischer mit einem Nachen, der so klein war, daß er auf Einmal nur Ein Schaf neben sich hinüberbringen konnte. Erst nach einer langen Weile, denn der Fluß war breit, kam er zurück, ein zweites Schaf zu holen, zu dessen Ueberfahrt er ebenfalls wenigstens eine halbe Stunde braucht. — Hier hielt der Narr inne und blieb stumm. „Was machst Du?" fragte nach einer Weile der Herr. „Fahre fort!" und der Narr antwortete: „Laßt nur erst die Schafe alle drüben sein, dann sollt Ihr das Ende hören, vor 10 Tagen sind die Schafe nicht

alle übergeschifft und bis dahin haben wir Zeit gemächlich auszuschlafen," — fing zu nicken an und schlief schnarchend fort.

Entschuldigung eines Lang-**Schläfers**. „Wie, Faullenzer!" rief ein Vater seinem Sohne zu, „du schläfst noch und die Sonne ist schon vor zwei Stunden aufgegangen." „Ach," rief der Kleine sich emporhebend, was kann ich dafür, daß die Sonne vor Tagesanbruch aufgeht."

Für den **Schlaf**. Ein junger Mode-Literat schickte seine neuesten humoristischen Gedichte, unter dem Titel: „Pillen gegen den Schlaf," an seinen früheren Lehrer, den seligen Professor Stein, zur Beurtheilung. Bald darauf erhielt unser Poet ein Urtheil über sein Werk, das ungefähr lautete: „Junger Freund! Nicht sobald habe ich ein Buch gelesen, an welchem ich so wenig Fehlerhaftes fand, wie an dem Ihrigen. Bedenken Sie, nur ein Wort ist an dem ganzen Werke zu ändern, nämlich es sollte heißen, statt: „Pillen gegen den Schlaf" „Pillen für den Schlaf."

Schlafähnlich. In der berühmten Seelenlehre von Schubert ist das Kapitel „Ueber schlafähnliche Zustände der Seele" aus Versehen mit „Ueber schafähnliche Zustände der Seele" überschrieben. Es wäre gewiß interessant, über diesen höchst fruchtbaren Gegenstand eine Abhandlung zu lesen.

Ursache des **Schlafens**. „Wie es doch kommt," fragte Jemand, „daß meine Beine täglich einschlafen?" „Wie können Sie sich darüber wundern," sagte eine Dame, „befinden sich Ihre Beine doch stets in Ihrer Gesellschaft."

Schlafstelle. Als die Landstände irgend einer Provinz kürzlich versammelt waren, standen zwei Eckensteher vor dem landschaftlichen Gebäude. Der eine fragte seinen Collegen: „Ick sehe jeden Morgen 60 bis 70 erwachsene Menschen da raus kommen, wat sin'n das egentlich für Geschöpfe?" „Det sin de Landstänber!" antwortete der Gefragte. „Na, wat Deubel logiren die denn alle da drinnen?" — „Ne Lude, Du irrst dir, die logiren alle in die Gasthöfe; bei Dage haben sie nur ihre Schlafstelle hier!"

Der **Schlaf** nährt. Als in Prag kürzlich der „Freischütz" gegeben wurde, watschelte auch ein geistesarmer, aber fettreicher Fleischermeister in dasselbe und betrachtete seinen gesperrten Sitz. Kaum war der erste Act geendet, als unser Dicker schon im festen Schlaf begraben schnarchte. Sein Nachbar, der sich über das Gefühllose in die-

sem Fleischklumpen ärgerte, stieß ihn an und sagte: „Aber ich bitt' Sie, wie kann man bei solch' einem herrlichen Genuß schlafen?" — „Na zatraceny!" grunzte der Schlächter, „is e Schlof nit herrliches Genuß?"

Die im **Schlafe** gestörten Bäume. Der Botaniker Chaubert behauptet im vollen Ernste: Die Bäume auf den Boulevards in Paris stürben deshalb ab, weil sie des Schlafes bedürften, zu dem sie wegen des Lichtes der Gaslaternen nicht kommen könnten!

Schlaftrunken. Bin ich's oder bin ich's nicht? Während ein Kärrner auf seinem Karren eingeschlafen war, stahlen ihm einige Spitzbuben sein Gespann. Als der Kärrner endlich aufwachte, sagte er, sich die Augen reibend: „Guter Gott, was sehe ich da. Bin ich denn Hieronymus Brichard, oder bin ich's nicht. Bin ich's, so habe ich mein Gespann verloren, bin ich's aber nicht, so habe ich meiner Treu einen Karren gefunden."

Schlagende Gründe. Ein Autor hatte seinen Recensenten durchgeprügelt und beide standen vor Gericht. „Ich habe den Herrn nicht beleidigt," sagte der Recensent, „sondern bloß mit schlagendem Witz angefochten." — Der Autor erwiederte: „Ich habe den Herrn auch nicht beleidigt, sondern bloß mit schlagenden Gründen widerlegt; der Unterschied besteht bloß darin, daß bei ihm die Schläge figürlich waren, bei mir aber die Gründe."

Schlagbaum und Mensch. Was ist für ein Unterschied zwischen dem Schlagbaume und den Menschen? Der Mensch bückt sich vor dem Gelde, der Schlagbaum hingegen hebt sich in die Höhe.

Schlagen. Bekanntlich sind die Wiener Schusterlehrjungen im höchsten Grade muthwillig. Als nun ein solcher Bursche die Aeußerung eines Fremden, der dem lieblichen Schlage einer Nachtigall zuhörte, in folgenden Worten vernahm: „Für den Besitz eines solchen Thierchens würde ich 25 Gulden geben!" antwortete der lose Schalk: „Warum nit gar so viel Geld! Schaun's Herr! in unsrer Werkstatt is so a Vieh, das schlagt, so oft man's anschaut; i gib 's um 25 Groschen her!" — „Wo ist es? führe mich hin," sagte der Fremde. „Ja, jetzt schlaft's" — entgegnete der Schusterjunge — „aber kommen's Morgen früh zu uns, und frogen's nur um die Meisterin."

Schlagen. Das Nachtwächternest. Ein Betrunkener sah beim Nachhausetaumeln auf einer Haustreppe vier Nachtwächter zusammengekauert liegen, stellte sich vor sie hin und rief: „Na, nu seh' ein

Mensch an, wat ich gefunden habe. Ein Nest mit junge Nachtwächter; drei können schon tuten!" In demselben Augenblick stand einer von den Pelzvögeln auf, zog dem Betrunkenen mit dem Spieße eins derb über den Rücken und sagte: „Drei können schon tuten und der Vierte schlägt schon recht hübsch."

Schlagend und Geschlagen. Mancher wird durch seinen schlagenden Witz ein bekannter Mann, und mancher wird durch sein bekanntes Weib ein geschlagener Mann.

Napoleon, der den **Schlagfluß** fürchtete, erbat sich einst von seinem Leibarzte Corvisart eine genaue Bezeichnung dieses Uebels. — „Sire," sprach der Arzt, „der Schlagfluß ist stets gefährlich, allein er hat Symptome, die ihm vorangehen; denn es ist selten, daß die Natur ohne vorgängige Warnung den Tod bringt. Ein erster, fast jederzeit leichter, Anfall ist eine Vorladung ohne Kosten; ein zweiter, weit stärkerer, ist eine Vorladung mit Kosten, und ein dritter ist eine Vollstreckung!" Corvisart lieferte selbst einen traurigen Beweis der Wahrheit seiner Behauptung.

Das **Schlangenfangen** in Hindostan. Es ist interessant, den Schlangenfängern zuzusehen, wenn sie des giftigen Wurmes sich bemeistern. Sie überfallen das Thier unversehens, fassen mit der linken Hand den Schwanz und fahren mit der rechten am Rücken hinauf bis zum Halse. Sobald sie die Kehle gepackt haben, lassen sie den Schwanz los. Die gewürgte Schlange windet sich um den Arm und, wenn sie lang genug ist, auch um den Körper des Mannes; dabei streckt sie ihre gespaltene Zunge heraus und zischt fürchterlich. Jetzt wird ihr Giftzahn vermittelst einer langen Kneipzange ausgebrochen, und dann ist sie unschädlich, wenigstens so lange, bis ihr der Zahn wieder gewachsen ist. Die ganze Operation ist sehr gefährlich, denn wenn die rechte Hand des Schlangenfängers über den Hals hinweg gleitet, so daß er die Kehle nicht packen kann, so vermag nichts, den armen Teufel zu retten, der um einige Pence sein Leben wagt. — Es ist eine ebenso merkwürdige als unbestreitbare Thatsache, daß die Cobra Capella durch Musik angelockt wird; daher begleitet den Schlangenfänger gewöhnlich ein Knabe, der auf eine Art von Flöte spielt. Die Schlange folgt dem Knaben — erzählt eine Reisende — gern nach und scheint sehr befriedigt; sobald er aber mit Pfeifen aufhört, erhebt sie den Kopf, als wäre sie über die plötzliche Pause ungehalten. Einst saß ich auf einem offenen Balkon, der nur um ein Paar Stufen über den Garten erhöht war, und spielte auf mei[illegible] [illegible]end meines Spiels hatte sich eine Schlange eingef[illegible] [illegible] zweite Stufe kroch und daselbst eine Zeitlang

unbemerkt liegen blieb. Ein Herr, der zu Pferde in den Garten kam, bemerkte das Thier, und winkte mir, ich möchte fortspielen, weil er die Schlange gern beobachten wollte. Ich klimperte noch einige Minuten, binnen welcher Zeit die Schlange vollkommen ruhig blieb; dann brach ich plötzlich ab: sogleich reckte sie den Kopf in die Höhe, schnellte sich eine Weile auf den Stufen hin und her, und kroch dann in ein benachbartes Gebüsch. Der Herr war unterdeß abgestiegen, kam zu mir, und bat mich, die Harfe wieder vorzunehmen, um den tödtlichen Feind in sein eigenes Verderben zu locken. Ich that ihm den Gefallen; die Musik hatte dieselbe Wirkung wie zuvor, und das arme Geschöpf wurde bald darauf getödtet.

Der **Schlangenschlucker.** Meine Erinnerungen aus Indien sind sehr wenige; es blieben mir nur einige unbestimmte an Elephanten und Tiger, welche letztere sich in der Gegend von Hyderabad fanden und meinem Vater, der ein leidenschaftlicher Jäger war, manchen vergnügten Tag machten. Die einzige Person, deren ich mich deutlich genug entsinne, (denn die Zeit hat selbst das Bild meines Colonels in mir verwischt), war ein alter Diener, Namens Pootee Glum, dessen Sorge ich ganz besonders anvertraut war. Er übte eine seltene Art von Bezauberung auf die Schlangen, eine Wurmart, welche, nach der Meinung des Volkes, mehr geeignet ist, zu bezaubern, als zauberischen Einfluß an sich selbst zu erfahren. Es lag indessen außer der Macht auch der bezauberndsten Schlangenrace, den Diener Pootee zu bezaubern. In dem Augenblicke, daß seine Augen, die klein, roth und durchdringend waren, auf den Wurm blitzten, so schien derselbe, statt nach seiner Gewohnheit zu entfliehen, zu dem Menschen, wie von einer unsichtbaren dämonischen Macht hingezogen. Er näherte sich nicht mit aufgerichtetem Kopfe und drohendem Kamm, sondern langsam und kriechend, als ob er sich fürchte, und Pootee faßte ihn, sobald er ihm nahe kam, bei dem Nacken, brachte dessen Schwanz zwischen seine Zähne mit seltenem Geschick und schluckte ihn im eigentlichen Sinne hinunter. Ich kann es mir schon denken, daß diese Erzählung manchen zweifelsüchtigen Lesern eine Erfindung scheinen mag, doch ist sie authentisch wahr und Indien hat mehrere Beispiele von Personen aufzuweisen, die sich einer gleichen Schlangennatur erfreuen, wie Pootee Glum.

August Wilhelm v. Schlegel hielt in Bonn von Zeit zu Zeit Vorlesungen über die neueste deutsche Literatur. Als eines Tages sich unvermuthet unter seinen Zuhörern auch ein Hund bemerklich machte, warf ihn der große Kritiker eigenhändig zur Thür hinaus und fuhr dann in seinem Vortrage fort: „So, meine Herren, wird es einem

Mensch an, wat ich gefunden habe. Ein Nest mit junge Nachtwächter; drei können schon tuten!" In demselben Augenblick stand einer von den Pelzvögeln auf, zog dem Betrunkenen mit dem Spieße eins derb über den Rücken und sagte: „Drei können schon tuten und der Vierte schlägt schon recht hübsch."

Schlagend und Geschlagen. Mancher wird durch seinen schlagenden Witz ein bekannter Mann, und mancher wird durch sein bekanntes Weib ein geschlagener Mann.

Napoleon, der den **Schlagfluß** fürchtete, erbat sich einst von seinem Leibarzte Corvisart eine genaue Bezeichnung dieses Uebels. — „Sire," sprach der Arzt, „der Schlagfluß ist stets gefährlich, allein er hat Symptome, die ihm vorangehen; denn es ist selten, daß die Natur ohne vorgängige Warnung den Tod bringt. Ein erster, fast jederzeit leichter, Anfall ist eine Vorladung ohne Kosten; ein zweiter, weit stärkerer, ist eine Vorladung mit Kosten, und ein dritter ist eine Vollstreckung!" Corvisart lieferte selbst einen traurigen Beweis der Wahrheit seiner Behauptung.

Das **Schlangenfangen** in Hindostan. Es ist interessant, den Schlangenfängern zuzusehen, wenn sie des giftigen Wurmes sich bemeistern. Sie überfallen das Thier unversehens, fassen mit der linken Hand den Schwanz und fahren mit der rechten am Rücken hinauf bis zum Halse. Sobald sie die Kehle gepackt haben, lassen sie den Schwanz los. Die gewürgte Schlange windet sich um den Arm und, wenn sie lang genug ist, auch um den Körper des Mannes; dabei streckt sie ihre gespaltene Zunge heraus und zischt fürchterlich. Jetzt wird ihr Giftzahn vermittelst einer langen Kneipzange ausgebrochen, und dann ist sie unschädlich, wenigstens so lange, bis ihr der Zahn wieder gewachsen ist. Die ganze Operation ist sehr gefährlich, denn wenn die rechte Hand des Schlangenfängers über den Hals hinweg gleitet, so daß er die Kehle nicht packen kann, so vermag nichts, den armen Teufel zu retten, der um einige Pence sein Leben wagt. — Es ist eine ebenso merkwürdige als unbestreitbare Thatsache, daß die Cobra Capella durch Musik angelockt wird; daher begleitet den Schlangenfänger gewöhnlich ein Knabe, der auf eine Art von Flöte spielt. Die Schlange folgt dem Knaben — erzählt eine Reisende — gern nach und scheint sehr befriedigt; sobald er aber mit Pfeifen aufhört, erhebt sie den Kopf, als wäre sie über die plötzliche Pause ungehalten. Einst saß ich auf einem offenen Balkon, der nur um ein Paar Stufen über den Garten erhöht war, und spielte auf meiner Harfe. Während meines Spiels hatte sich eine Schlange eingefunden, die bis auf die zweite Stufe kroch und daselbst eine Zeitlang

unbemerkt liegen blieb. Ein Herr, der zu Pferde in den Garten kam, bemerkte das Thier, und winkte mir, ich möchte fortspielen, weil er die Schlange gern beobachten wollte. Ich klimperte noch einige Minuten, binnen welcher Zeit die Schlange vollkommen ruhig blieb; dann brach ich plötzlich ab: sogleich reckte sie den Kopf in die Höhe, schnellte sich eine Weile auf den Stufen hin und her, und kroch dann in ein benachbartes Gebüsch. Der Herr war unterdeß abgestiegen, kam zu mir, und bat mich, die Harfe wieder vorzunehmen, um den tödtlichen Feind in sein eigenes Verderben zu locken. Ich that ihm den Gefallen; die Musik hatte dieselbe Wirkung wie zuvor, und das arme Geschöpf wurde bald darauf getödtet.

Der **Schlangenschlucker.** Meine Erinnerungen aus Indien sind sehr wenige; es blieben mir nur einige unbestimmte an Elephanten und Tiger, welche letztere sich in der Gegend von Hyderabad fanden und meinem Vater, der ein leidenschaftlicher Jäger war, manchen vergnügten Tag machten. Die einzige Person, deren ich mich deutlich genug entsinne, (denn die Zeit hat selbst das Bild meines Colonels in mir verwischt), war ein alter Diener, Namens Pootee Glum, dessen Sorge ich ganz besonders anvertraut war. Er übte eine seltene Art von Bezauberung auf die Schlangen, eine Wurmart, welche, nach der Meinung des Volkes, mehr geeignet ist, zu bezaubern, als zauberischen Einfluß an sich selbst zu erfahren. Es lag indessen außer der Macht auch der bezauberndsten Schlangenrace, den Diener Pootee zu bezaubern. In dem Augenblicke, daß seine Augen, die klein, roth und durchdringend waren, auf den Wurm blitzten, so schien derselbe, statt nach seiner Gewohnheit zu entfliehen, zu dem Menschen, wie von einer unsichtbaren dämonischen Macht hingezogen. Er näherte sich nicht mit aufgerichtetem Kopfe und drohendem Kamm, sondern langsam und kriechend, als ob er sich fürchte, und Pootee faßte ihn, sobald er ihm nahe kam, bei dem Nacken, brachte dessen Schwanz zwischen seine Zähne mit seltenem Geschick und schluckte ihn im eigentlichen Sinne hinunter. Ich kann es mir schon denken, daß diese Erzählung manchen zweifelsüchtigen Lesern eine Erfindung scheinen mag, doch ist sie authentisch wahr und Indien hat mehrere Beispiele von Personen aufzuweisen, die sich einer gleichen Schlangennatur erfreuen, wie Pootee Glum.

August Wilhelm v. **Schlegel** hielt in Bonn von Zeit zu Zeit Vorlesungen über die neueste deutsche Literatur. Als eines Tages sich unvermuthet unter seinen Zuhörern auch ein Hund bemerklich machte, warf ihn der große Kritiker eigenhändig zur Thür hinaus und fuhr dann in seinem Vortrage fort: „So, meine Herren, wird es einem

jedem durch Euch ergehen, der sich unberufen in die deutsche Literatur einzudrängen wagt."

Schleifer. „Sind Sie auch ein Schleifer?" redete ein Herr Einen von den jungen Leuten an, die an einem heitern Wintertage um einen gefrornen Teich versammelt waren, auf dem emsig geschliffen wurde. „Nein," antwortete dieser beleidigt, „ich bin ein Messerschmied."

Schlimm. „Aber Sie sind schlimm!" sagen die Wiener Grisetten, wenn sie es gerne hätten, daß man — noch schlimmer wäre.

Schlingel. Herr von *** traf in seinem Garten Schweine, welche Alles um und um wühlten. „Welchem Schlingel gehören die Schweine?" rief er seinem Bedienten zu. „Ihnen, gnädiger Herr!" war die Antwort.

Das unaufsperrbare **Schloß.** In eine Eisenhandlung kam ein Ungar und verlangte ein gutes Schloß. Der Kaufmann bot ihm eines der neuesten sogenannten Unaufsperrbaren mit den Worten: „Dieses ist unaufsperrbar." — „Iestem!" rief der Ungar, „kann ich das nit brauchen, wenn's nit ich kann aufmachen."

Der gerufene **Schlosser.** Ein Schlossermeister ward gerufen, daß er in einem Hause ein Schloß öffne, zu dem der Schlüssel verlegt war. Der Meister sandte den Lehrling. Dieser versuchte alle Schließhaken, findet aber keinen recht passenden; da wendet er sich voller Ungeduld gegen die Umstehenden und fragte wehmüthig: „Wo ist denn der Schlüssel?"

Der fatale **Schlüssel.** Jemand, der gewohnt war, des Abends spät nach Hause zu gehen, bezog eine andere Wohnung, und erhielt auf sein Verlangen einen Hausschlüssel vom Hauseigenthümer, welcher die Gewohnheit hatte, mit Schlag 12 Uhr Nachts — keinen nach Hause kommenden mehr vermuthend — das Hausthor von Innen zu verriegeln. Der neue Miethsmann kam den ersten Abend vor 12 Uhr nach Hause, der Schlüssel öffnete ohne weitere Schwierigkeit; den zweiten kam er nach zwölf Uhr, und der Schlüssel wollte durchaus nicht öffnen. — Nachdem sich dies mehrere Male so ergab, ging er zu einem Schlosser, und sagte ihm: „Da hab' ich einen maliziösen Hausschlüssel, der keine Minute später als bis 12 Uhr Nachts öffnet, könnten Sie ihn wohl repariren, damit er auch um zwei Uhr noch aufschließt?"

Schlußfolge. Ein Bauer wollte zwei Streitende auseinander

bringen und bekam ein Loch in den Kopf. Der Wundarzt, der ihn untersuchte, fragte, ob an seinem Gehirn nichts geschehen? Der Bauer rief: „Gott behüte! Hätte ich ein Hirn gehabt, hätte ich mich nicht hineingemischt. Wie kann also meinem Gehirne etwas geschehen sein?" Gute Logik.

Man warf einem **Schmarotzer** vor, daß er so oft bei Anderen zu Tische ginge. — „Das ist nicht meine Schuld," erwiederte er, „ich bin dazu gezwungen." „Freilich," bemerkte jemand, „es gibt kein ärgeres Zwangsmittel als den Hunger."

Schmecken. Zwei Bauern stritten sich, was am besten schmecke? „Nu," sagte Hans, „der Kuß meiner Grete ist das Süßeste auf Erden." — „Oho," rief Töffel, „da hast Du wohl noch nie Speck und Erbsen gegessen."

Oft glaubst Du die **Scheichelei** zu hassen, aber Du hassest nur die Art, wie man Dir schmeichelt.

Schmeichelei. Nach der Rückkehr aus einem glücklichen Feldzuge fragte Ludwig XIV. einen Prinzen seines Hauses, einen Knaben von acht Jahren, wie es mit dem Lernen ginge?" „Ach, Sire," erwiederte der Kleine: „daraus ist nicht viel geworden." — „Wie so?" „So oft Euer Majestät einen Sieg erfochten, hatten wir Ferien; wie hätte ich da viel lernen können?" Die unschuldige, ungekünstelte Antwort war die feinste Schmeichelei, die um so mehr gefallen mußte, da sie ganz absichtslos gesagt wurde.

Schmeichler. „Die Schmeichler finden ihre Rechnung eben so gut bei Großen, wie die Aerzte bei eingebildeten Kranken," pflegte von Montausier zu sagen: „die Letzteren müssen für Krankheiten bezahlen, an denen sie nicht leiden; die Ersteren für die Tugenden, die ihnen fehlen."

Schmerz. Wie der Steinwurf die reine ruhige Fläche des Wassers durchwühlt und stört, so bringt der Schmerz das Gemüth des Menschen aus seiner friedlichen Klarheit; — nur Zeit und Geduld formt beide wieder zum ruhigen Spiegel.

Schmieren.

Aus unser'm Bader Salm ward jüngst ein Handelsmann,
Als Bader schmiert' er auf, als Kaufmann schmiert er an.

Schmieren. Ein vieljähriger Practikant schrieb an seinen Vater:

Wer schmiert der fährt, hat sich nicht bewährt, zehn Jahre schon schmiere ich da und dort, und komme immer noch nicht fort.

Schminke. Dieses vielen Damen nicht unbekannte Mittel, verblichene Reize aufzufrischen, war schon in den ältesten Zeiten bekannt. Die morgenländischen Damen bedienten sich einer Zusammensetzung von Spießglas und Bleiweiß, um damit ihren Augen das Ansehen eines weiten Umfangs zu geben, weil man große Augen für die größte Schönheit hielt. Die Jesabel schminkte sich, nach dem 2. Buche der Könige, 9, 30, ebenfalls. Die damaligen Völker bedienten sich, um die Schönheit des Gesichts zu erhöhen, der Kreide, des Bohnenmehls, des Honigs und Safrans. — Von den athenienſischen Damen lernten die römischen den Gebrauch der rothen und weißen Schminke. Ovid gibt den letztern ein Recept zu diesem Geheimniß. Viele Römerinnen ließen ihr Gesicht durch Brod, das in Eselsmilch geweicht war, aufschwellen. Die schöne Popea gebrauchte eine ölige Schminke, welche eine Art Rinde bildete, die man einige Zeit auf der Haut ließ, und dann mit Milch wieder ablöste. Zu Cäsar's Zeiten schminkten sich die Britannier mit einer himmelblauen Farbe. Katharina von Medicis brachte die Mode, sich zu schminken, aus Italien nach Frankreich. Von da aus wurde sie unter Ludwig's XIV. Regierung an den europäischen Höfen bekannt. Der Bildhauer Joh. Jos. Götzel in Augsburg machte in der Frankfurter Reichszeitung vom Jahre 1790, Nr. 176 bekannt, daß er ein Mittel erfunden habe, das alle Gesichter ohne Spiritus, Schminke oder andere Medicamente, in einigen Minuten um 15 bis 20 Jahre verjüngen könne. Diese Verjüngung bot er damals um einen Conventions-Thaler feil, doch sollte man den Künstler entweder zu sich berufen, oder zu ihm reisen. Wahrscheinlich muß der Erfinder früh gestorben und sein Arcanum mit ihm begraben worden sein, denn lebte er noch jetzt, man würde ganze Caravanen alter Weiber zu ihm wallfahrten sehen, um sich von ihm unter vier Augen verjüngen zu lassen.

— Ein Kaufmann, der mit Galanteriewaaren handelte, hatte von einer vornehmen Dame eine ansehnliche Summe für Schminke zu fordern. Mehrmals hatte er ihr die Rechnung davon zugesandt, aber niemals Zahlung darauf erhalten. Er ging daher selbst zu ihr, wurde vorgelassen und brachte nun sein Anliegen ganz bescheiden vor. Die Dame fühlte sich jedoch dadurch sehr beleidigt, rümpfte vornehm die Nase, und äußerte: sie fände es höchst impertinent, sie um eine solche Lapalie zu mahnen. „Gnädige Frau," versetzte der Galanteriehändler, den dies verdroß, „Sie behandeln mich wie Ihren Bedienten, ich trage aber nicht Ihre Farbe, sondern Sie die Meinige."

Schminke. Neulich fing Magister Iron eine Thräne auf, die über die geschminkte Wange einer jugendlichen Alten von drei Mal sechszehn Jahren geflossen. Die Thräne war ganz rosenroth. „Vergießen Sie nicht zu viel Thränen, mein Fräulein" — sagte der Magister — „durch vieles Weinen wird man blaß."

— Jemand lobte die Rosenwangen der jungen Frau N. „Schade nur, daß sie abfärben," fiel Jemand schnell ein.

— Eine Dame, die sehr viel Roth auflegte, versicherte einst dem Marquis von Bievre in einem Moment zärtlicher Aufwallung, sie sei in ihn bis zum Wahnsinn verliebt. „Gnädige Frau," sagte er hierauf, „sprechen Sie doch ohne Schminke."

Die Schminkende. Eine Dame, die sich sehr zu schminken pflegte, sagte in einer Gesellschaft zu einem bekannten Witzlinge: „Nun, Herr X., Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen! Sie thun beinahe, als kennten Sie mein Gesicht nicht mehr!" „Es wäre leicht möglich," versetzte jener, „ich habe Ihr Gesicht seit langen Jahren nicht mehr gesehen."

Schmollzimmer. Unter den Hindus ist es bei den vornehmern Kasten Sitte, in jedem Hause ein Zimmer, Namens Krodhagara, d. i. Schmollzimmer, zu haben. Dort schließt sich jedes Familienglied, welches mißgelaunt oder ärgerlich ist, so lange ein, bis Einsamkeit seinen Zorn beschwichtigt hat.

Schmollen. In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum schweren Geschütz der 24 Thränen-Pfünder und Ohnmachten, ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den früheren Kriegen Kammergeschütz nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen" genannt wird. Weinen und mit den niedlichen Füßchen stampfen, sind bloß das Ober- und Untergewehr der Frauen. Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. s. w., das ist das kleine Belagerungs-Geschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migräne, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthaunen, aber Schmollen, Schmollen, das ist die Aushungerung des Feindes! Man hat Regenschirme, Lichtschirme, Sonnenschirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerversicherungsanstalten, aber man hat keinen Schmoll-Schirm, keinen Schmoll-Ableiter, keine Schmoll-Versicherungs-Anstalten! Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt. Kurz, Schmollen ist der

schrecklichste der Schrecken. D'rum sage ich: „Laßt sie grollen, laß sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!"

Schmutzig. Der Herzog von Lewis erwähnt in einer Notiz über die Engländer folgenden Zug: Der Präsident der Londoner Gemeinen-Kammer hat das Recht, daß, wenn ein Mitglied der Kammer sich durch seine Rede zu irgend einem ungebührlichen Ausdruck hinreißen läßt, er verlangen kann, daß der Schuldige sich am Fuße des Rednerstuhls niederkniee, und die Kammer fußfällig um Vergebung bitte. Ein solches Mitglied hatte eines Tages in der Hitze der Rede gesagt, die Kammer sei ohne Unterschied der Bestechung zugänglich! — Als er deshalb, wie billig, der obengenannten Strafe unterlag, sagte er, während er sich bei dem Aufstehen, dem Anschein nach, die Knie abklopfte: „Auf Ehre, in meinem Leben ist mir keine so schmutzige Kammer vorgekommen!"

— In Dresden gibt es ein paar Advocaten, die in letzterer Zeit so viele fette Processe an sich gerissen haben, daß sie davon ganz schmutzig geworden sind.

Schnellgedanken einer **Schnecke.** Vorlesung von M. G. Saphir. In meiner frühsten Jugend, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wurden mir nur zwei Bücher zu lesen erlaubt: „Knigge, über die Kunst mit Menschen umzugehen," und: „Raffs Naturgeschichte für Kinder." Ich weiß nicht, wie es kam, aber mein Buchbinder verwechselte die Titelblätter, und ich las Knigges Menschenumgang als eine Naturgeschichte, und aus Raffs Naturgeschichte lernte ich die Kunst, mit Menschen umzugehen. Als ich zum ersten Mal in Gesellschaft ging, sagte mir mein Hofmeister: nun werde ich sehen, ob du mit Nutzen gelesen hast und wie du mir den Menschen reden wirst. Ich war ganz ruhig, denn ich wußte meinen Raff und seinen Styl, wie er mit allen Thieren spricht, beinahe auswendig. Ich nahm mich recht zusammen, und zu dem ersten Manne, der mich anredete, sagte ich ganz in Raffs Styl: „Jetzt, mein lieber Esel! erzähle du mir deine Geschichte!" und zu einem andern: „und du mein gutes Schaf! was weißt du von dir zu sagen?" — Dem Irrthume meines Buchbinders verdanke ich eine große Lebensphilosophie. Wer mit Schafen, Tigern und Pfauen umzugehen weiß, der kann mit allen Menschen gut umgehen. Van Aken hätte eher eine Kunst, mit Menschen umzugehen, schreiben können, als Knigge. Der Mensch opfert sein Glück der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe opfert man für nichts als für den — Hunger. Der Hunger ist's also, der die Thiere und die Menschen zähmt. Die Menschen sagen von vielen Lastern: das ist

ganz thierisch, die Thiere sagen gewiß von vielen Lastern, z. B. vom Spiel, vom Lug, vom Trug, vom Neid, von Verläumdung u. s. w.: das ist recht menschlich! Ich aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ich habe in Raffs Naturgeschichte kein Wesen so lieb gewonnen, als die Schnecke. Das Schaf, der Ochs, der Esel, und dergleichen gemüthliche Wesen haben mich nur auf einige Augenblicke angezogen. Nur die Schnecke hat mich zu fesseln gewußt. Die Schnecke ist so ganz das Symbol eines Deutschen. Diese gründliche Besonnenheit, diese profonde Bedächtigkeit, und dabei diese spießbürgerliche Häuslichkeit. Wenige Menschen, wenn sie einen Adler sehen, würden denken: o daß ich Flügel hätte wie er! aber jeder Mensch denkt, wenn er eine Schnecke sieht: o daß ich ein Haus hätte wie sie! Man weiß, daß Menschen mit den schnellsten Gedanken am langsamsten vorwärts kommen, Menschen aber die ganz langsam denken, machen eine schnelle Carriere; sind also die Schneckengedanken nicht die glücklichsten? — Unsere Naturphilosophie und unser Magen sind beide relativ, ihre Beziehungen gehen alle abwärts. Wenn ein Deutscher Roggenbrod ißt, so denkt er nicht: „Linzertorte ist besser," sondern: „Gerstenbrod ist noch schlechter!" und da höre ich ordentlich den ersten besten Docenten der Naturgeschichte ungefähr Folgendes über die Schnecken lesen: Eine Schnecke, mein würdiges und gelehrtes Auditorium, ist ein sehr reißendes und schnelles Thier. Ihre Geschwindigkeit verhält sich zu der des Faulthiers wie 34 zu $^{7}/_{15}$, und zu der Schnelligkeit des Krebses wie 86 zu $^{3}/_{8}$. Darum, meine theuren Hörer, ist die Schnecke auch im Bereiche der Philosophie ein Symbol des Vorwärtsstrebens des menschlichen Geistes u. s. w. Aber nur die Schnecken ohne Häuser, meine freundlichen Leser und Leserinnen, haben zuweilen schöne, bedächtige Schnellgedanken: die Schnecken mit Häusern haben gar keine Gedanken. Wer ein Haus hat, braucht nichts zu denken. Die Hauseigenthümer haben jährlich nur zwei Gedanken: einen zu Michaeli und einen zu Georgi. Da denken sie nämlich, ob ihnen der Zins eingehen wird. Um diese Zeit steigen die Hauseigenthümer bis ins letzte Stockwerk empor, um den Zins einzucassiren, dann erfüllen sie den Wunsch der Einwohner, und gehen mit dem Zins herunter! Ich habe ein Mal mit einer Schnecke in aller Schnelligkeit über unsre Sprichwörter nachgedacht, denn Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß die meisten unserer Sprichwörter weniger schnackisch, als schneckisch sind. Sie sind alle so abkühlend und zusammenziehend, alle so schneckenthümlich, z. B. „Eile mit Weile" — „Häuslich ist weislich" — „Willst du glücklich sein, zieh' die Hörner ein" — „Geduld bringt Rosen" — „Auch die kleinste Schnecke macht endlich ihre Strecke" — „Heißes Blut thut nicht gut" — „Man muß sich strecken nach der Decken" — „Langsam führt auch zum Ziel" — das sind lauter adstringirende,

calmirende, erweichende Sprichwörter, lauter Schnellgedanken einer Schnecke.

Rath den **Schnee** weg zu bringen. Jemand vom Stadtmagistrate eines kleinen Städtchens beklagte sich, daß in diesem Winter das Schneeführen aus der Stadt und das Aufhauen in den Gossen so große Kosten verursache. Ein witziger Kopf sagte: „Macht's mit dem Schnee so, wie Ihr es mit Euern Actenstücken und Prozessen macht, laßt ihn einige Monate liegen, so geht er von selbst weg und Ihr erspart die Kosten."

Schneider. Ein Pariser Schneider hatte, wie auch viele unserige, die Uebung, von den ihm anvertrauten Stoffen fast die Hälfte für sich zu behalten. Ein von ihm auf diese Art oft bestohlener Herr schickte das Tuch, das er so eben eingekauft hatte, zum Gewürzkrämer, ließ es wägen, und das Gewicht in des Kaufmanns Buch eintragen, dann sandte er den Schneider hin, es abzuholen. Als der Schneider mit den daraus verfertigten Kleidungsstücken zurückkam, wurden diese auch gewogen, und siehe da! es fehlen trotz Futter und Knöpfe, noch 4 Pfund am Gewicht. Der Schneider wurde vor den Richter gefordert, und mußte, da das Buch des Kaufmanns Glauben hatte, das Abgängige ersetzen.

— „Wann werde ich endlich Ruhe finden?" fing eine tragische Schauspielerin die erste Scene eines Trauerspiels an. „Nicht eher," rief ein Schneider vom letzten Stockwerke, „bis Sie mir meine zwei Kleider bezahlt haben."

Mehrere **Schneider** in Paris messen den Leuten nicht mehr die Kleider mit ihrem Papiermaße am Leibe an, sie stellen sich viele Schritte weit von ihnen, setzen ihren Meßtisch vor sich, und nehmen so das Maß. — Diese lassen sich aber auch nicht mehr Schneider nennen, sondern haben auf ihrem Schilde die Ueberschrift: Kleider-Ingenieure.

— Der Dichter Poinsinet befand sich wie viele seiner Brüder in Apollo, in sehr dürftigen Umständen, und Credit hatte er nirgends. Einmal, ganz an Kleidungsstücken abgerissen, ging er zu einem Schneider, den er kannte, und bat ihn um einen Rock auf Borg, mit der Zusicherung, daß er ihm in wenigen Tagen die Schuld dafür abzutragen im Stande sein werde; denn schon diesen Abend würde sein Stück „Tom Jones" aufgeführt, und von dem Antheil an der Einnahme solle er befriedigt werden. — Unter diesen Worten händigte er ihm zwei Freibillets ein, damit er sich selbst von der Wahrheit seiner Angabe

überzeugen könne. — Der Schneider nahm die Einlaßkarten, und bestellte den Dichter auf den folgenden Morgen, ging mit seinem ersten Gesellen ins Schauspielhaus, und sah sehr aufmerksam der Vorstellung zu. In seiner Nähe stand ein Polizeioffiziant, der den Schneider mehrere Male seinem Gesellen ein: „Soll ich zuschneiden?" ins Ohr flüstern hörte. Der Polizeidiener hielt den Frager und seinen Nachbar für ein Paar Beutelschneider, winkte sie ohne Umstände von ihren Sitzen, und befahl ihnen ernst, ihm zu folgen. Zitternd gehorchten sie, und nun erklärte er, daß er sie wegen verdächtiger Aeußerung verhaften müsse. — Der Schneider schöpfte wieder freien Athem, sagte ihm den Zusammenhang, und daß er lediglich an seinen Gesellen die Frage gethan, weil er besser, als er, sich auf Theaterstücke verstände, um sich alsdann in Ansehung des vom Dichter bei ihm bestellten Rockes darnach richten zu können. Der Polizei-Beamte lachte über den Mißgriff, und entließ den Schneider und seinen Trabanten mit der Versicherung: Das Stück gefiele, es sei keine Gefahr beim Zuschneiden.

Das Sprichwort: Neun **Schneider** machen einen Mann, hat einen sehr ehrenvollen Ursprung. Im Jahre 1742 nämlich kam ein Leierknabe in die Werkstätte eines sehr vornehmen Schneiders zu London und bat um ein Almosen. Es saßen hier neun Gesellen; sie wurden durch das Aeußere des Knaben und durch seine Bitten gerührt, schossen Geld zusammen und übergaben ihm neun Schillinge. Für dieses kleine Kapital kaufte sich der Junge Obst, welches er mit einigem Gewinne wieder verkaufte. Von diesem kleinen Anfange schwang er sich zu einem reichen, angesehenen Kaufmann empor, und als er sich endlich sogar Equipage anschaffte, ließ er auf seinen Wagen die Devise schreiben: „Neun Schneider machen einen Mann."

Ein Naturfänger und nebenbei **Schneidermeister** in Eisleben gab neulich seine Gedichte in Halle heraus. Der Schneider verließ sich wegen Entfernung vom Druckorte auf den Setzer, und dieser erlaubte sich folgenden Spaß: In dem Eingangsgedichte heißt es nämlich bei dem Schneider:

Wenn Stürme auch toſen,
Im Lebensgewühl,
Ich pflücke die Roſen,
Und thräne nie viel.

Der Setzer verbesserte:

Wenn Stürme auch toſen,
Im Lebensgewühl,
Ich flicke die Hoſen,
Und trenne nie viel.

Schneider. Ein französischer Rekrut wurde vor Kurzem bei einer Aushebung in Laon aus dem Grunde zurückgewiesen, weil er zu stark und kräftig zum Infanteristen sei, und als Cavallerist jedes Pferd durch sein Gewicht wund drücken würde; auch zum Seedienste wurde er wegen seiner außergewöhnlichen Größe, die bei dem Umhergehen zwischen den Decken hinderlich sei, für untauglich gefunden. Er erhielt daher sogleich seinen Abschied, und kehrte zu seinem Geschäfte, der Schneider-Profession, zurück.

— Sehr häufig werden Leute, die mit der Nadel zu thun haben, und auch die, welche von solchen abstammen, zur Zielscheibe läppischen Witzes gebraucht, indem man ihnen weiß Gott was zumuthet und auf der andern Seite wieder abspricht. Es geschieht dies aber sehr oft mit Unrecht. Kleidermacher und deren Abkömmlinge können mit eben den Talenten und Fähigkeiten begabt sein, wie andere Menschen, und es gibt derselben nicht wenige, die sich entweder durch Gelehrsamkeit, durch Muth oder in Künsten auszeichneten und noch auszeichnen. — Dahin gehören die Mathematiker Gottfried Kirch und Lambert, der Arzt Johann Heinrich Schulze, der Professor der Physik Johann Wilhelm Faber, der Conrector Johann Friedrich Färber, der Prediger Peter Werner, der geheime Hofrath Jung (Stilling), die Dichter Olearius, Gabriel Dayka und Blomfield, der Reisende und Sprachforscher Rask, die Maler Joseph und Kaspar Dorn, die Musiker G. Gebel, Johann Sedlaczek, Wetzke und der Bildhauer Schadow; dahin gehört auch der preußische General Derflinger; so wie auch der Meister Kornberger, der dem in Wien im Jahre 1442 belagerten Kaiser Friedrich IV. unter tausend Gefahren Lebensmittel zubrachte, und der Bruder des Generals Kleber, der im Jahre 1813 bei Leipzig unter dem stärksten Kugelregen mehrere Pulverfässer und Munitionswagen bei Seite schaffte, um eine etwaige Feuersbrunst zu verhüten.

— „Mein Freund!“ sprach der Präsident zu einem Schneider, der als Zeuge vor den Assisen in Paris vorgeladen war, als er diesen mit mehreren Papieren in der Hand erblickte, „von schriftlichen Notizen kann hier kein Gebrauch gemacht werden, denn es kommt hier nur auf mündliche Aussagen, ohne alle Vorbereitungen an.“ — Der Zeuge näherte sich dem Präsidenten, reichte ihm von den in den Händen habenden Blättern eines hin, und sprach zu ihm: „Es sind auch keine Notizen, Herr Präsident, sehen Sie selbst. Es sind nur Adressen von meiner Wohnung, ich bitte diese gefälligst anzunehmen; die übrigen werde ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, unter die Herren Geschwornen vertheilen, um mich ihnen bestens zu empfehlen. Ich bin geschickt und billig.“

Ein Advocat wohnte einem Schneider gegenüber, der ein großer Liebhaber von Singvögeln war, und mehrere derselben beständig vor dem Fenster hatte. Unter diesen befanden sich auch einige Wachteln, die sehr stark schlugen. Dem Advocaten war der Wachtelschlag unausstehlich; er schickte deshalb zu dem Schneider, und ließ ihn höflich bitten, daß er doch seine Wachteln von dem Fenster wegnehmen möge, indem ihr Schlag, den er den ganzen Tag hören müßte, ihn in seinen Arbeiten und Studien störte. Der Schneider, der dieses Compliment übel aufnahm, ließ ihm sagen, daß er es nicht thun würde, denn er halte die Vögel zu seinem Vergnügen; übrigens könne er nicht dafür, daß ihm die Wachteln zuwider wären. — Der Advocat, der wohl wußte, daß er kein strenges Recht habe, diese Forderung an den Schneider zu thun, half sich durch folgende List. Er kaufte auf dem Markte ein junges Ziegenböckchen, ließ sich für dasselbe einen großen Käfig machen, hing ihn vor das Fenster, und gab ihm wenig zu fressen, so daß es den ganzen Tag meckerte. Der Schneider, der wohl wußte, warum dies geschah, ließ den Advocaten darauf höflich ersuchen, daß er doch den jungen Bock von dem Fenster wieder wegthun möchte, er würde es mit seinen Wachteln auch so machen.

— Auf dem Repertoire einer bedeutenden deutschen Bühne stand Gerle's Posse „der letzte April," als zufällig der Schauspieler erkrankte, welchem der Schneider Gottlieb Zwick zugefallen war. Keines der übrigen Bühnenmitglieder des komischen Faches besaß die zierliche Taille, welche der Umstand, daß man jenen für eine Dame hält, zur unerläßlichen Bedingung macht. Endlich erinnerte sich der Darsteller des Doctors, daß sein Kleideringenieur einen sehr fashionablen Gesellen mit all' den erforderlichen Eigenschaften habe, und schlug vor, denselben zu dieser stummen Rolle zu verwenden, der sich auch, gewandt, wie die Söhne dieses Metiers zu sein pflegen, recht geschickt dazu anstellte. Bei der Probe ging alles gut, und der Nadelheld entfernte sich jedesmal, wenn er ausgespielt hatte; bei der Vorstellung aber blieb er in der Coulisse stehen, sich auch das Ende mit anzusehen, und bei den Worten des Gärtners Bonifaz: „Hat Ihnen der Bock etwas gestohlen?" stürzte der Schneider wüthend hervor, und schrie: „Der Bock hat nichts gestohlen, ich bin der Bock! Ich schwieg lange und hörte geduldig an, wenn so respectirlich von unserer Kunst gesprochen wurde, ich habe ganz ruhig und geduldig den Bordendieb, den Ziegenbart, den Seidendieb, den Bügeleisendieb, den Gleckeldieb und den Tuchdieb mit lammherziger Gelassenheit angehört, aber nun wird meine Ehre angegriffen, nun habe ich es satt, und Sie können sich künftig um einen andern Gottlieb Zwick umsehen."

— Der Schneider in der Hölle. Ein Schneidergesell aus

St. Etienne hatte sich betrunken, setzte sich an den Weg und erstarrte. So fanden ihn Steinbrecher Abends bei Outre-Furens. Die wackern Leute, 8 an der Zahl, nahmen den steifgefrornen Körper auf ihre Schultern, trugen ihn in einen der Brüche, zogen ihn aus und rieben ihn mit Schnee, in Folge welcher Behandlung der Schneider wirklich wieder zum Leben kam, aber höchst entsetzt war, sich ganz entkleidet, bei einem kleinen Grubenlichte, in einer Höhle unter den Händen 8 schwarzer Wesen zu befinden. Er glaubte nicht anders, als daß er in Teufelsklauen sei, fiel auf die Knie, bekannte seine Sünden und versprach, nie wieder trinken zu wollen, wenn sie ihn aus der Hölle entließen. Er redete allerdings zu Teufeln, aber nicht zu bösen, sondern zu sogenannten armen Teufeln, die hoch erfreut waren, daß ihre Wiederbelebungsversuche Erfolg gehabt hatten. Sie kleideten ihn wieder an und halfen ihm auf den Weg.

Schneider. „Weshalb fordern Sie mehr Tuch zu meinem Rocke, als Ihr College in der —schen Straße?" fragte Jemand seinen Kleidermacher. „Ja," antwortete er, „das ist sehr natürlich, meine Kinder sind etwas älter, als die seinigen."

— Ein reicher Graf ließ sich bei einem renommirten Schneider einen neuen Anzug anmessen. Nachdem dies geschehen war, begleitete der Schneider seinen vornehmen Kunden an dessen Wagen, welchen er aufmerksam betrachtete. „Aber schauen Sie, Euer Gnaden, ich habe accurat denselben Wagen wie Sie," rief der Kleiderkünstler aus. „Und doch," bemerkte der Edelmann, ärgerlich über die Anmaßung des Schneiders, „weiß ich, ohne den Ihrigen gesehen zu haben, einen Unterschied." „Der wäre, wenn ich bitten darf?" „Der ist," sprach der Edelmann, „daß an meinem Wagen der Bock draußen ist, bei Ihnen aber drinnen."

— Ein Schneider pflegte bei dem Zuschneiden der bei ihm bestellten Kleider gewöhnlich sich sehr reichlich mit Tuchflecken zu bedecken. Einst schnitt er einen Mantel für seinen Schwager zu, und — in einem Nu lag eine halbe Elle Tuch unter dem Tisch. „Mann! was thust du denn?" rief seine Frau, „der Mantel ist ja für meinen Bruder." „Ei was," erwiederte er barsch, — „wer wird erst Ausnahmen machen wollen, ich halte mich schön an die Regel, da fehlt man am wenigsten."

Die Pariser **Schneider.** Ein französischer Deputirter aus der Provinz, bestellte sich in Paris einen modernen Frack. Der Anschlag war 150 Fr.; dem Deputirten erschien, wie billig, die Summe zu hoch und er accordirte mit dem Schneider auf das bloße Macherlohn,

da er selbst das Tuch besorgen wolle. Der Frack gerieth wundervoll. „Wie viel bin ich schuldig?" fragte der Deputirte. „Wie schon gesagt, 150 Fr." antwortete der Kleiderkünstler. „Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?" „Das Tuch, was liegt am Tuch? Wenn ich einen Frack construire, so ist das Tuch völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Fr. an und gebe das Tuch darein."

Schneider-Französisch. Zwei Schneidermeister in Leipzig glauben auf ihren Aushänge-Schildern dem Publikum eine Erklärung ihres Geschäfts in französischer Sprache geben zu müssen, und so liest man denn auf dem einen Schild:

„Taileur d'habuets"

und auf dem andern:

„Coupeur de France."

Während Ersterer nach dieser Orthographie ein Räthsel aufgibt, durchschneidet der Zweite das schöne Frankreich, was jetzt, im tiefen Frieden, ein sehr gewagtes Unternehmen ist.

Schneiderrache. Ein Lion trat vor das ihm wohlbekannte Atelier des Schneidermeisters H...e, klopfte stark an und rief vernehmlich: „Bocksstall, thue dich auf, Bocksstall!" Der wegen seiner Kunstfertigkeit berühmte Meister öffnet die Thür und bittet den Modeherrn, einzutreten. — „Herr H...e, ich wünsche Rock und Weste." — „Sehr wohl; belieben Sie das Oberkleid abzulegen, damit ich genau Maß nehmen kann." — Der Lion entkleidet sich mit vornehmer Nachlässigkeit und es wird ein bereits seit zwei bis drei Tagen getragenes Hemd sichtbar. — „Mein Herr," bittet beim Anblick desselben mit dem Ausdruck einer möglichst höflichen Indignation der Meister: „Ich bin gewohnt, nur auf reiner Leibwäsche mein Maß anzulegen und muß Sie deshalb ersuchen, zuerst das Hemd zu wechseln, worauf ich Ihnen dann mit Vergnügen zu Diensten stehen werde. — Ich empfehle mich!" — Und beschämt schlich der Dandy von dannen.

Das täuschende **Schneien.** Als neulich in Dresden die Oper: „der Maskenball" gegeben wurde, schneite es darin so natürlich von oben herab, daß ein Kutscher, der gerade zur Thür hineinguckte um zu sehen, ob die Comödie bald aus sei, eiligst nach Hause fuhr und zur Abholung seiner Herrschaft den Schlitten anspannte.

Schnelligkeiten. Der Adler scheint alle andern Vögel in der Schnelligkeit des Flugs zu übertreffen; er legt in einer Minute einen Raum von 5626 Fuß oder in einer Stunde etwas mehr als 22 Stunden zurück. Die andern Vögel von der ersten Größe können unge-

fähr 250 Stunden den Tag fliegen. Auf einer Jagd Heinrich's II. von Frankreich entflog einer der Falken und 24 Stunden später fing man ihn in Malta, 270 Stunden weit, wieder. Die Schnelligkeit der Fische läßt sich weder mit der der Vögel noch selbst der der vierfüßigen Thiere vergleichen. Einige Naturforscher haben sogar behauptet, kein Fisch könne drei Stunden weit an einem Tage schwimmen; alle Seefahrer behaupten aber, daß besonders Haifische den Schiffen ganze Tage lang folgen. Die Schnecke legt in fünf Minuten einen Raum von anderthalb Fuß zurück; die Ameise macht diesen Weg in fünf Secunden. Es ist keine Uebertreibung: wenn man von manchen Pferden behauptet, sie seien so geschwind wie der Wind; man hat einige in England 88 englische Fuß in einer Secunde zurücklegen sehen: der Wind, der diese Schnelligkeit besäße, wäre einer der heftigsten. Selbst der Mensch kann durch Uebung eine wunderbare Schnelligkeit erlangen; die Hemerodromen bei den alten Griechen konnten, wie schon ihr Name andeutet, einen ganzen Tag laufen. — Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts lebte in Eisenach ein Mann, der durch seine außerordentliche Schnelligkeit im Laufen sich einen Namen erworben hatte. Er hieß Johann Anton Focke, war aus Böhmen gebürtig, und stand in Diensten der verwittweten Herzogin Amalie von Weimar. Dieser Mann holte einen Hasen im Laufen ein, und als 1767 die Herzogin eine dringende Botschaft an ihren Minister, der sich zu Carlsbad befand, zu bringen hatte, schickte sie ihren Läufer Focke, der um zwei Uhr nach Mittag in Weimar fortging, den andern Tag zu Mittag dem Minister die Depeschen übergab und den dritten Tag um 8 Uhr wieder in Weimar war.

Schnellläufer. In New-York lebt ein Herr, der wegen seiner Corpulenz jedem Fremden auffällt. Wenn nun dieser neugierig nach dem Namen des dicken Herrn mit den kurzen Beinen frägt, so erhält er allgemein zu seinem nicht geringen Erstaunen die sonderbare Antwort: „Das ist der berühmte Schnellläufer, Mr. N...." Mr. N. hatte nämlich an einem regnerischen Novembertage, wie sie in Nordamerika so häufig sind, einige Geschäfte in der Umgebung der Stadt abzuthun; theils um sobald als möglich in seine vier Wände zurückkehren zu können, theils aus Bequemlichkeit, die ihm über Alles ging, suchte er sich einen recht geräumigen Miethwagen aus, und befahl dem Kutscher in scharfem Trabe zu fahren. Doch kaum war Mr. N. einige Schritte gefahren, als in dem Augenblicke, wo er eine bequemere Lage annehmen wollte, der Boden der Kutsche durchbrach, und der Mann durch die Oeffnung sank. Während sein Oberkörper in der Kutsche steckte, mußten sich die armen Beinchen in dem durch mehrtägigen Regen aufgeweichten Boden auf's Aeußerste abmühen, um

den Pferden, die der Kutscher dem erhaltenen Auftrage gemäß in scharfem Gange erhielt, nachzukommen,

und hop, hop, hop,
Ging's fort im sausenden Galopp.

Im Anfange schrie er dem Kutscher zu, zu halten; allein dieser hörte ihn wegen des Geraffels des Wagens und weil die Wagenfenster geschlossen waren, nicht; bald verlor auch Mr. N. den Athem, und wahrscheinlich würde dieser gezwungene Schnelllauf für ihn die nachtheiligsten Folgen gehabt haben, hätten nicht einige Vorübergehende die kurzen Beine des Mr. N. zwischen den Rädern zappeln und springen gesehen, und ihn aus seiner peinlichen Lage befreit. Von der bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegten Schnelligkeit erhielt Mr. N. seinen Beinamen.

Schnittwaaren. Ein Italiener, der noch nicht gar gut deutsch sprach, besuchte den Wiener Markt. „Wie finden Sie den Preis der gewöhnlichen Artikel, nicht wahr, spottwohlfeil?" fragte ihn eine Frau. „Kann's gar nicht genug loben," antwortete der Gefragte; „hauptsächlich die Schnittwaaren. Mein Bedienter hat mir Messer und Gabel nach Haus gebracht, kosten nur 30 Kreuzer."

Schnürbrüste. Joseph II. konnte die der Gesundheit so nachtheilige Mode der Frauenzimmer, Schnürbrüste zu tragen, nicht leiden. Auf einem Spaziergange begegnete ihm einst ein übrigens wohlgebildetes, aber sehr eng geschnürtes Frauenzimmer; sogleich schickte er einen seiner Begleiter zu ihr, und ließ sie fragen: „zu welchem Cüraſſier-Regimente sie gehöre?"

Wohlthat des starken **Schnürens.** Ein Doctor der Philosophie beweist die Wohlthat des starken Schnürens dadurch, daß er sagt: „Es nimmt alle albernen Frauenzimmer von der Erde und läßt nur die Vernünftigen darauf zurück, damit diese gute Frauen werden."

Die **Schnürbrüste** waren in Rußland noch ganz unbekannt, als Peter der Große während der Reise nach Pommern mit einigen hannoverischen Damen tanzte. Betroffen sagte der Monarch nach dem Balle zu seinen Begleitern: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauenspersonen!"

Schnürleib. Der Redacteur des Edinburger medicinischen und chirurgischen Journals, hatte in einem Stücke desselben eine Abhandlung über die Ursachen des schnellen Verlustes der weiblichen Schönheit abdrucken lassen; sie war in einem schneidenden Tone abgefaßt,

und hauptsächlich in solcher wider die Schnürleiber zu Felde gezogen worden. Der Herausgeber erhielt bald darauf einen Brief in Versen von unbekannter weiblicher Hand, worin auf eine feine Weise die Unzartheit dieses Aufsatzes gerügt, und ihm ein parfümirtes Packet übersandt wurde, um es dem Verfasser dieser Abhandlung zuzustellen. Dies Packet enthielt ein Schnürleib von — grober Sackleinwand.

Wer nicht **schnupft**, braucht auch keine Dose. Einst spazierte ein Gelehrter in einem öffentlichen Garten; ein wohl gekleideter Mann näherte sich ihm und schüttelte ihm die Hand. „Kennen Sie mich nicht?" „Nein! mein Herr." „Ich bin ein Kaufmann aus Lille, — wo ich Sie vor sieben Jahren gesehen habe." „Kann wohl sein, ich war vor sieben Jahren dort, — erinnere mich aber nicht." Der Fremde zog eine Tabaksdose aus der Tasche. „Beliebt Ihnen? mich dünkt doch, Sie schnupften vormals." „Ich habe mir's abgewöhnt." „Aber wie können Sie mich so ganz vergessen haben? Wir waren ja zusammen im Collège d'Harcourt, besinnen Sie sich nur, ich verlasse Sie einen Augenblick." Der Unbekannte ging und der Gelehrte setzte seinen Spaziergang fort. Nach einer halben Viertelstunde erschien der Fremde schon wieder, führte dieselben Reden und präsentirte ihm zum zweiten Male Tabak. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht schnupfe." „Verzeihen Sie, ich hatte es vergessen." Der Gelehrte, dem indeß sein Schulfreund immer verdächtiger wurde und der gerade ein paar Damen von seiner Bekanntschaft erblickte, ergriff diese Gelegenheit, um sich von ihm loszumachen. „Ich war kein Narr," sagte er zu den Damen, „daß ich Tabak von einem Menschen angenommen hätte, der wohl gar ein Endormeur sein kann. Ich sagte ihm, ich schnupfe nicht. Hätte er freilich gewußt, daß ich gestern eine Dose für 50 Louisd'or gekauft habe." „Ei, lassen Sie sie doch sehen," rief eine der Damen. Der Gelehrte griff in die Tasche, — die Dose war weg. An ihrer Stelle fand er ein Zettelchen mit folgenden Worten: „Da der Herr Doctor keinen Tabak mehr schnupfen, so brauchen Sie auch keine Dose."

In Portugal ist **Schnupftabak** für alle Stände, für jedes Alter, für beide Geschlechter ein großes Bedürfniß. Einem gemeinen Portugiesen kann man keine größere Gefälligkeit erzeigen, als wenn man ihm eine Prise Tabak gibt. Ein Reisender sah in Lissabon einen Bettler, der immer um Schnupftabak schrie, und ein Bettelweib, das ein Kind auf den Armen trug und das demselben Tabak in die Nase stopfte. Dem nämlichen Reisenden begegnete auf einer botanischen Excursion eine wohlgekleidete Frau, die ihn um eine Prise Tabak ersuchte, weil sie ihre Dose verloren hatte, und als er ihr sagte, daß er nie Tabak bei sich führe, so erwiederte sie mit dem Ausdrucke des

heftigsten Schmerzes: „Ich bin in Verzweiflung!“ — Welchen großen Werth in Portugal der Schnupftabak hat, kann man daraus sehen, daß Alphons IV. nach der Schlacht bei Ameiral, jedem englischen Soldaten, die so tapfer für ihn gefochten hatten, zwei Pfund Schnupftabak anbieten ließ.

Der durch's Warten gewachsene **Schnurrbart.** Ein Student machte einem Professor seine Aufwartung. Viele harrten im Vorzimmer, um vorgestellt zu werden, und kamen auch Alle an die Reihe; nur dieser Student, der ein Schnurrbärtchen trug, mußte bis zuletzt warten, und fühlte sich dadurch gekränkt. Endlich wurde er vorgelassen. Nach den üblichen Empfangsceremonien sagte der Professor zu ihm: „Aber wie können Sie als Theolog einen Bart tragen?“ — „Ich einen Bart?“ rief verwundert der junge Mann, und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht; „wahrhaftig, der muß mir erst gewachsen sein, während ich in Ihrem Vorzimmer warten mußte!“

Erwartungsvolle **Schnurrbärte.** In dem schwedischen „Tintamara“ heißt es an der Stelle, wo die Heldin durch 16 Musketenschüsse getödtet werden soll: „Die ernsten Grenadiere standen da mit Schnurrbärten, in denen sich vor Erwartung die Haare wie Borsten hoben.“

Sonderbarer **Schnurrbart.** Als neulich ein junger Stutzer mit gar keinen Augenbrauen, aber gewaltigem Schnurrbart an zwei Eckenstehern vorüberging, sagte der eine zu dem andern: „Du, kiek mal an, dem sind gewiß de Ojenbraunen unter de Nase gerutscht.“

Die **Schönste** putzt's Licht. Warum sagt man: die Schönste putzt das Licht? Weil sie sich gern sehen läßt, und gewiß Acht gibt, das Licht nicht auszulöschen; oder weil die Schönste gewiß am besten mit dem Putzen umzugehen weiß.

Schönste. Ein französischer Pedant beweist auf folgende Art, daß er die schönste Person auf dem Erdboden sei: „Europa ist der schönste Theil der Welt; Frankreich ist das schönste Land in Europa; Paris ist die schönste Stadt in Frankreich; die Universität ist das schönste Quartier in Paris; das schönste Zimmer der Universität ist das meinige; ich bin das Schönste in meinem Zimmer, folglich bin ich der schönste Mensch in der ganzen Welt.“

Der Schauspieler **Schönemann,** der zu Goldsmith's Zeiten lebte, und in der damals noch üblichen Hanswurst-Rolle großen Beifall einerntete, war daher sehr unzufrieden, als Gottsched gegen diesen Lustig-

macher zu Felde zog, und es auch bewirkte, daß der Hanswurst von der deutschen Bühne verbannt wurde. Schönemann sagte daher einst in einer Rolle auf der Bühne: „Der Hanswurst soll fort, es ist ein Gottschedlicher Einfall und darum zu gar nichts nutz."

Der **Schöngeist.** „Ich bin ein Schöngeist," sagt Kalliste!
Schön ist er, das ist wahr.
Allein, wie alle Geister, ist
Auch seiner — unsichtbar.

Schönheit eines Weibes. Ein sehr häßlicher Mensch beklagte sich über seine Unförmlichkeit. Bièvre gab ihm den Rath, seine Cousine, die sehr schön war, zu heirathen. „Wozu," fragte Jener, „sollte dies nützen?" „Wissen Sie nicht," war die Antwort, „daß ein schönes Weib allem, was sie trägt, Reiz verleiht?"

Entstehung der **Schönpflästerchen.** Wir befinden uns in dem Boudoir der Favorit-Sultanin Fatme; ihr Leibarzt Abdecker steht im Begriffe, die Herrin zu verlassen, da er dem ihm obliegenden künstlichen Verjüngerungsgeschäfte bereits genügte. Er hatte kaum das letzte Wort seiner ehrfurchtsvollen Huldigung ausgesprochen, als sich eine Fliege am äußersten Winkel von Fatme's Auge niederließ. Die Sultanin bemerkte sie im Spiegel: „Sieh!" ruft sie aus, „das vorwitzige Thier! aber — nein! ich will sie nicht bestrafen, mich dünkt sogar, ihre Schwärze hebt das Roth, das Du auf meine Wangen getragen hast." „Ich finde noch mehr," erwiederte der Arzt, „diese Fliege gibt Deinem Auge eine gewisse Glut, ein leidenschaftliches Flammen, daß die Wirkung mir fast wunderbar bedünkt." Fatme, neugierig, diese Wirkung selbst zu sehen, wendet sich, — und das furchtsame Thierchen entflieht! — „Getrost, Herrin," rief der Arzt, Fatme's Verdruß darüber bemerkend, „ich habe da ein Mittelchen, den Verlust zu ersetzen." Dies sagend langt er ein Stück mit Gummi übertünchten Taffet hervor, schneidet ein Fleckchen in Gestalt einer Fliege aus, und bringt es da an, wo das Thierchen saß. Die Eitelkeit ließ Fatmen die von ihrem Arzte in schmeichelhafter Huldigung entdeckte Wirkung gewahren. „Ich werde," sprach sie, „dies Fleckchen dort sitzen lassen, weil es aus Deiner geübten Hand, Theurer, hervorging. Gib mir Deine Scheere, und laß mich gleiche Geschicklichkeit versuchen," und sie schnitt ein halbmondförmiges Stückchen aus dem Taffet, und brachte es an ihre Schläfe. „Dies," sagte sie, „zum Zeichen, daß meine Liebe noch immer zunehmen wird, wie der Halbmond, wenn irgend sie einer Zunahme fähig ist." Und sie schnitt einen ganzen Mond aus und setzte ihn auf die Stirne, flüsternd: „so wie dies Gestirn in der Nacht, herrschest Du in meinem Herzen." — Abdecker war ent-

zückt über dies Geständniß, und versuchte auch seine Empfindungen allegorisch wiederzugeben. Er schnitt einen Stern aus dem Taffet und ließ sich, galant wie ein französischer Ritter aus der Zeit der Minnegerichte, auf ein Knie nieder. „Erlaube, schöne Fatme, daß ich dies Gestirn an Deine Wange lege, denn Du bist ein gleicher Polarstern, um den sich alle meine Gefühle, als ewig huldigende Trabanten drehen.“ Bald aber sah Fatme, daß man nicht zu viele solcher Pflästerchen anbringen müsse, und so gab sie ihnen neue Benennungen, nach der verschiedenen Wirkung, die sie in ihrem Gesichte hervorbrachten. Sie nannte Assassine das Pflästerchen im Augenwinkel, Majestueuse jenes auf der Stirne, Enjoule das im Grübchen der Wange, Coquette jenes an den Lippen, und dann taufte sie noch einige andere mit dem Namen Gracieuse und Friponne. Fatme's neues Verschönerungsmittel überschritt bald die verschwiegenen Mauern des Frauengemachs, erst staunte die schöne Welt das Auffallende der Sache an, bekrittelte es wohl auch, versuchte es dann für's Erste mit der Assassine, dann der Enjoule, die Lust sich gegenseitig im Siegen zu überbieten, steigerte sich in dem Maße, als sich die Wirkungen, welche jedem einzelnen Pflästerchen seinen Namen gaben, bethätigten, bis endlich Fatme's Lexikon der Schönheitspflästerchen erschöpft war, und man sich genöthigt sah, neue Söldner zu werben, um den Rang der Priorität im Kampfe zu behaupten. Die abendländischen Damen hörten von dem Rumor der neuen Erfindung, sie wandten neugierig das Auge nach dem Orient, gewahrten die Einfachheit und Leichtigkeit der Applicirung des Mittels, versuchten erst eben so scheu die Wunderkraft, und sieh! zu den meilenbreiten Reifröcken und thurmhohen Coiffüren gesellte sich eine neue Absurdität: die Schönpflästerchen.

Der **Schöps**. Ein bettlägeriger Podagrist konnte der Versuchung, Tivoli zu besuchen, nicht widerstehen. Da ihm aber das Fahren Schmerzen machte, und das Gehen unmöglich war, so ließ er sich von zwei Sesselträgern in einer Sänfte hinausbringen. Auf dem Wege begegnet dieser Caravane ein Bauer, der zwei Schöpse auf dem Rücken trägt. „Platz da! Platz da!“ riefen die Sesselträger. „Ei, Ihr Schlingel,“ schrie ihnen der Bauer entgegen, „nicht ich, sondern Ihr müßt mir ausweichen, denn Ihr tragt nur Einen, ich aber zwei.“

Scholz, Wenzl. Bei einer Vorstellung im Leopoldstädter Theater machte Scholz einen sehr guten Witz. In dem Stücke wollen Einige einen Jägerburschen bei seiner Herrschaft verläumden, und denken darüber nach, wie man ihn in's schlechteste Licht setzt. Scholz antwortete schnell auf die Frage um einen Rath, die man an ihn richtete: „Wissen Sie was, setzen wir ihn auf die dritte Klasse auf

der Eisenbahn, in einem schlechtern Licht kann man nicht mehr sitzen." Daß das Lachen kein Ende nehmen wollte, versteht sich von selbst!

Ein **Schornsteinfeger** und ein Müller saßen in Berlin beim Glase Bier und politisirten. Nach und nach wurde die Unterhaltung lebhafter, die Köpfe erhitzten sich und es entspann sich ein Streit. Was der Gegenstand ihrer Polemik war, hat die Weltgeschichte nicht aufbewahrt, nur soviel erfährt man, daß die Meinungen sich nicht vereinigen konnten und daß beide Männer auch körperlich in Conflict geriethen und eine heftige Prügelei entstand. Durch Intervention einer dritten Macht wurden die Kämpfenden endlich zu einem Waffenstillstand genöthigt. Beide waren in ihrem Werkeltagscostüm, welches noch mehr als Spuren ihrer Berufsgeschäfte an sich trug, angethan, und so war es denn gekommen, daß sie in dem Ringen sich ausführliche Mittheilungen gemacht hatten, der Müller dem Schornsteinfeger Weiß auf Schwarz, dieser Jenem Schwarz auf Weiß, so daß Beide weiß und schwarz gestreift erschienen. Diesem Anblicke konnten ihre patriotischen Herzen nicht widerstehen, sie umarmten sich schweigend, von ihrer Rührung überwältigt, und sangen endlich einstimmig das Preußenlied: „Ich bin ein Preuße, kennst Du meine Farben."

Schrauben. Ein Pauker war so glücklich gewesen, einen alten reichen Geizhals anzupumpen, was alle seine Freunde in Erstaunen setzte. Kein Wunder, rief einer seiner Collegen, wer Tag für Tag immer Eselsfelle schraubt, der bekommt darin Routine.

Schrecken. Im Begriff, eine Prise Taback zu nehmen, erschrak kürzlich ein Mann so sehr, daß er die Nase nicht finden konnte, und den Schnupftabak in die Westentasche schob.

Schreiben. Ein Bauer fragte einst, was der Zettel, welchen der Missethäter, den er auf dem Pranger stehen sah, auf seiner Brust hängen hatte, bedeute? Ein Nachbar sprach: „Die Tafel zeigt an, daß der Kerl ein Falsarius ist." — „Was ist das, ein Falsarius?" „Das ist ein Mann, der falsche Handschriften nachmacht." „Siehst Du da, Hans," sagte er zu seinem Sohne, „was es um das Schreiben für eine gefährliche Sache ist."

Es schreibt sich. „Wie heißt dieses Schloß?" fragte ein Reisender und sein Führer antwortete: „Es schreibt sich Geyersburg."

Schrecken. Ein Arzt wollte einem Patienten gern ein Arzneimittel geben, das nur wirkt, wenn der Kranke es in heftiger Gemüthsbewegung verschluckt. Vergebens mühte der Diener sich, diese

Gemüths-Aufregnng durch Schreck, durch grobes Ungeschick, Verderben oder Zertrümmern kostbarer Gegenstände u. s. w. hervorzubringen. Der Patient blieb wie ein Lamm. „Ach, mein Herr," begann der Diener plötzlich, „ich sehe eben Ihre Frau Gemahlin kommen, um Ihnen ein Capitel aus dem von ihr geschriebenen Roman vorzulesen." Bei dieser Nachricht veränderte der Patient seine Farbe und verrieth eine nicht zu beschwichtigende Unruhe. Geschwind gab der Diener sein bereit gehaltenes Mittel her, der Kranke nahm es und ward in kurzer Zeit gesund.

Schriftsteller in Deutschland. Den deutschen Schriftstellern ergeht es leider oft wie den Spargeln; man genießt nur die Köpfe davon, das Uebrige beachtet man nicht, und läßt es gewöhnlich umkommen.

Frau von F., eine sehr fruchtbare **Schriftstellerin**, ging auf eine öffentliche Versteigerung, um Mancherlei zu erstehen. Es fehlt bei solchen nicht an Weibern und Männern, die dergleichen, um einen vortheilhaften Handel damit zu treiben, aufkaufen, und daher selten Einem, der nicht zu ihnen gehört, etwas überlassen. Frau v. F., die sich wenig auf den Werth der feilgebotenen Gegenstände verstand, überbot diese Trödler und Trödlerinnen, so daß sie, da die Letztern sich zu wenig Vortheil davon versprachen, immer in Besitz der verauctionirten Sachen kam. Endlich kamen auch einige Bücher, die als Maculatur ausgeboten wurden. Man bot darauf, Frau von F. überbot die Mitbewerber und Mitbewerberinnen; auch diese Bücher wurden ihr zugeschlagen. Da sagte eine der Aufkäuferinnen zu ihrer Nachbarin: „Na, des is doch zu arg! Es is bloßer Neid. Auch nich den kleensten Profit will se enen gönnen. Sie kost ooch die Bücher uns vor de Nase weg, und se kann se selbst sich machen."

Schriftsteller-Eigenheiten. Der gelehrte Mazochi hatte sein Bett im Studirzimmer. Als ihn Jemand glücklich pries, weil er mitten unter den Büchern einschlafen könne, entgegnete er: „Glücklich ist vielmehr der, welcher bei den Büchern wacht, nicht, wer dabei einschläft." — Buffon's Unterhaltung war bekanntlich so platt, als seine Schriften gut geschrieben sind. Er glich einem großen Herrn, der sich gemein macht, um sich zu belustigen. Marmontel war der langweiligste Gesellschafter, er analysirte alles, stritt ewig und wollte immer belehren. Seine Unterhaltung war ein steter Monolog. — Corneille machte in der Unterhaltung bei jedem Satze Fehler. — Lafontaine, der seine Thiere so schön reden läßt, konnte selber kaum ein vernünftiges Wort aufbringen, er vermochte nicht zu erzählen, was er gesehen hatte. — Zu Marmontel sagte eine junge Dame: „Leben Sie

wohl, ich mag Sie nicht mehr hören und werde eine Ihrer Erzählungen lesen, um mich schadlos zu halten."

Schriftsteller-Entlehnungen. Jenen, welche Shakespeare beschuldigten, die eine oder die andere Scene irgend einem anderen Dichter entnommen zu haben, pflegte er zu antworten: „Das sind Kinder, die ich einer schlechten Gesellschaft entziehe, um sie in eine gute einzuführen."

Die Anleihe eines **Schriftstellers**. Ein bekannter Schriftsteller wendete sich einst in Geldverlegenheit an einen reichen Freund mit der Bitte, ihm 100 Thaler zu leihen. Der Freund gab ihm die Summe gern, wollte anfangs nicht einmal einen Schein von dem Schriftsteller darüber annehmen und verlangte endlich, daß derselbe die Schuld von dem Honorar für sein bestes Werk abtragen solle. Der Schriftsteller gab seitdem ein, zwei Werke heraus; sein Gläubiger erwähnte nichts von dem Gelde; endlich, als ein drittes Werk erschien und der reiche Freund des Schriftstellers eben mit dem Ordnen seiner Geldangelegenheiten beschäftigt war, schrieb er an denselben: „Lieber ..., ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, Dir hiermit zu sagen, daß Dein letztes Werk Dein bestes ist." — Der Schriftsteller antwortete sofort: „Lieber Freund! Deine günstige Meinung von meiner Schrift freut und ehrt mich, aber ich hoffe noch Besseres zu leisten."

Der talentlose **Schriftsteller** soll rauchen! Schlechten Schriftstellern, matten Poeten kann man nur den guten Rath geben, sich so oft des Rauchens als möglich zu befleißigen. Er rauche Tabak aus Pfeifen, so hat er doch wenigstens beim Schreiben einen Kopf! Dabei kommen ihm die Gedanken wie aus den Wolken, und dürfen daher schon etwas wässerig sein. Will die Kritik ihm den Mund stopfen, stopft er gelassen seinen Kopf, und macht der Welt einen blauen Dunst vor, und ist er selbst Kritiker, so wird ihm das Tabakrauchen besonders dienlich sein, denn der Tabak ist eine Gift-Pflanze. Schreibt er eine Geistergeschichte, kann er nach Herzenslust dabei spucken; schreibt er einen Roman, so rauche er parfümirten Damentabak; schreibt er eine Satyre, nehme er schwarzen Commißtabak — der beißt. Schreibt er ein Drama, so zeigen ihm die Pfeifen schon sein Schicksal. Schreibt er etwas Wissenschaftliches, so kann er rauchend sagen, er habe die Wissenschaften beräuchert. (!!!) Selbst der arme Poet kann als Raucher doch meist einen gefüllten Beutel haben! Vor dem Schreiben soll jedoch der schlechte Dichter überlegen — ob er den Federkiel nicht besser verwenden würde im Pfeifenrohr; nach dem Schreiben aber muß er wieder über-

legen, ob das beschriebene Papier nicht am verwendbarsten sei zu Fidibus.

Schriftsteller-Eigenheiten. Schriftsteller haben im Momente des Schriftstellerns oft sonderbare Manieren. Voltaire z. B., als er an seiner Tragödie Catilina arbeitete, hüllte sich, um sich recht zu begeistern, in einen Schleier ein und spazierte in diesem Aufzuge in den Alleen seines Landsitzes Ferney umher und declamirte unter gewaltigen Gesticulationen seine Verse. Sein Gärtner konnte sich, als er ihn einst so herumspazieren und agiren sah, nicht enthalten, laut aufzulachen; dafür wurde er auf der Stelle weggejagt, und selbst die dringendsten Fürbitten vermochten nicht, Voltaire zu bewegen, ihn wieder in seine Dienste zu nehmen. — Frau von Staël konnte nie eine Idee finden, wenn sie nicht ein Brodkügelchen zwischen den Fingern rollte, oder mit einem kleinen Baumreis spielte. — Der Geometer Laplace spielte, so oft er arbeitete, mit einem Zwirnknäuel. Fehlte ihm dieser, so war's mit seinem Scharfsinne aus; deßwegen ließ ihm auch sein Kammerdiener, der um den Ruhm seines Herrn sehr besorgt war, alle Morgen den Knäuel zwischen die Finger gleiten. — Wenn Diderot arbeitete, agirte er mit Händen und Füßen, keuchte, rannte im Zimmer auf und ab, warf seine Perrücke in die Luft, fing sie auf, setzte sie auf den Kopf, schleuderte sie wieder in die Luft, und stieß dabei unterdrückte Schreie aus oder gerieth in Zuckungen. Einer seiner Collegen fand ihn eines Tages in Thränen schwimmend. „Mein Gott," rief dieser, „Sie erschrecken mich, was fehlt Ihnen?" — „Ich weine über eine Erzählung, die ich mir ausdenke." — Der Dichter Brault konnte keinen Vers machen, wenn er nicht eine bestimmte, eigens hierzu verfertigte Kleidung an hatte; der Lustspieldichter Picard dagegen schrieb seine Komödien im Bette. Noch weiter trieb die Bizarrerie der Freund des letztern, der dramatische Dichter Etienne. Wenn er die Begeisterung kommen fühlt, eilt er nach Hause, schickt Frau, Kinder, Diener fort, schließt Thüren, Fenster, Läden zu, und herrscht nun das tiefste Schweigen und das tiefste Dunkel rings um ihn, so legt er sich in's Bett und macht Verse. — Die Gedankenfülle Lesage's, des Verfassers des trefflichen Gil-Blas, hing von der Sonne ab. War's dunkel, so schlummerte sein Geist, er erwachte, wenn die Sonne erschien, und je höher sie stieg und je heller sie leuchtete, desto feurigere Funken sprühte er aus. Sank die Sonne, so nahmen auch seine Geistesfähigkeiten an Kraft ab. Ein Gegenstück zu Lesage ist der Historiograph Mezerey. Dieser konnte nicht bei Tageslicht arbeiten, sondern schrieb immer, selbst am Tage, bei Kerzenlicht. In seinen Gemächern herrschte fortwährend das tiefste Dunkel, und wenn Freunde ihn besuchten, so hatte er die Gewohnheit, ihnen selbst am hellen Mittag mit der Lampe

bis zur Thüre zu leuchten. Ihm ähnlich war Girodet, ein guter Maler und Dichter zugleich. Seine Begeisterung erwachte des Nachts, er sprang dann plötzlich auf, ließ die Hängelüster in seinem Atelier anzünden, setzte einen breiten Hut auf, der voll brennender Kerzen stak, und malte nun seine trefflichsten Gemälde. — Jouy dichtete viele seiner Tragödien in einer Allee, an deren beiden Enden sich eine Bank und auf jeder Bank Papier und Bleistift befand. Dieser Dichter, der fast alle französischen Poeten auswendig konnte, hatte für seine eigenen Gedichte so wenig Gedächtniß, daß er oft, wenn man ihm eines derselben vordeclamirte, es gar nicht erkannte.

Schriftsteller. Ein großer Kenner der Menschen und Wissenschaften behauptet, die Menschen seien bei ihrer Doppelzüngigkeit zu Schriftstellern gar nicht geboren, und es wäre weit mehr Unbefangenes und instinctmäßig Characterfestes zu hoffen, wenn sich andere Geschöpfe dazu entschließen könnten; wenn z. B. die Schwalben und Störche Reiseskizzen, die Spatzen Romane, der Kuckuck Charaden, der Laubfrosch Wetterbeobachtungen, der Zitterfisch electrogalvanische Versuche, der Maulwurf ein Bergwerkjournal, das Murmelthier ein Oppositionsblatt, der Krebs Verbesserungspläne, die Nachteule philosophische Systeme, der Colibri Frauentaschenbücher, der Papagei Uebersetzungen, der Gimpel ein Modejournal, der Biber Handbücher über Civil- und Wasserbaukunst, der Borkenkäfer über Forstwesen, der Pudel ein Dienstjournal schrieben und jährliche Abhandlungen darüber lieferten. Fast scheint es, als ob manche Blätter einige bissige Neufundländer als Recensenten engagirt hätten.

— Wie aus einem Fechtmeister schwerlich ein großer Feldherr werden dürfte, so aus einem Sylbenstecher schwerlich ein guter Schriftsteller. Nicht die Marketender des Heeres sind es, die den Feind werfen und die Schlachten gewinnen.

Schriftsteller-Entlehnungen. Man machte de la Mothe le Vayer den Vorwurf, daß er in seinen Schriften so viel aus anderen Schriftstellern entlehne. Er antwortete: „Ist ein Maler darum schlechter, wenn er von andern seine Farben nimmt, und eine Baumeister, daß er sich die Materialien dazu liefern läßt?"

— **Stolz.** Das Pariser Blatt „Satan" enthält folgenden Zug als Beitrag zur Characteristik der französischen Schriftsteller. Einer der ersten Schriftsteller hatte für eine hohe Person für den Preis von 5000 Frcs. ein Buch über einen gewissen Gegenstand geschrieben. — Als es vollendet war, schickte der Autor sein Manuscript mit der Quittung ein. Statt des Honorars erhielt er aber einige Zeit dar-

auf von einem General, einem Vertrauten der betreffenden Person, ein Schreiben, worin er ersucht wurde, gewisse Aenderungen und Verbesserungen vorzunehmen, vor deren Ausführung er sein Honorar nicht empfangen würde, und zu dem Ende den General zu besuchen. Darauf antwortete der Schriftsteller mit folgenden Worten: „Es gibt zwölf Marschälle in Frankreich, und Sie gehören nicht zu diesen zwölfen. Es gibt indessen nur sechs Schriftsteller von Ruf, und darunter gehöre ich. Sie begreifen mithin, daß die Entfernung, welche Ihre Wohnung von der meinigen trennt, bei weitem nicht so groß ist, wie die meiner Wohnung von der Ihrigen."

Schriftsteller. Nicht jeder Mensch kann ein Schriftsteller sein, aber jeder Schriftsteller könnte ein Mensch sein.

Der **Schritt.** Baron Breiner hatte im letzten Kriege durch einen Musketenschuß einen lahmen Fuß bekommen. Ein witziger Kopf sagte einst zu ihm: „Es ist wahr, Herr Baron, Sie können keinen Schritt thun, ohne uns an Ihre Bravour zu erinnern."

F. L. **Schröder** als Romanrecensent. Zu der Zeit, wo Schröder Director des Hamburger Stadttheaters war, kam bei ihrer Durchreise Miß Thurn, eine enragirte Romanschreiberin, in seine Wohnung, und sprach ihn folgendermaßen an: „Lieber Herr Director! waren Sie bereits so gütig, mein jüngstes Kind einer Durchsicht zu würdigen?" „Ja wohl, Miß!" entgegnete Schröder. „Nun, was halten Sie davon?" „Lassen Sie den Roman für Geld sehen, aber nicht lesen, er ist eine Mißgeburt!"

— Schröder als Geiziger. „Der Geizige" von Molière war Schröder's Forcerolle im Komischen. Er spielte sie sehr gern, und sagte einst selbst lächelnd zu seinen Freunden: „Heute war ich den ganzen Tag geizig, habe nichts gegessen, damit nur mein volles Gesicht bis Abend recht mager wird." Alles lachte. „Fürwahr Kinder! Ich bin mehr Fegesack als Schröder." Mit diesen Worten ging er in's Theater und spielte den Geizigen. Alle, die ihn an diesem Abende sahen, konnten sich über die Aenderung seiner ganzen Person nicht genug verwundern. Es schien schon unbegreiflich, wie er sein volles Gesicht in eine solche hagere, an den Augen buschhaarige, an den Backen und Schläfen eingefallene Hungerleidermaske habe umwandeln können. Sein Rückgrat schien von dem beständigen Blicken auf die Erde, ob da vielleicht etwas aufzuheben sei, eine natürliche Krümmung erhalten zu haben. Schröder wußte sich in dieser Rolle so zu schminken und zu kleiden, daß er nicht zum Erkennen war. Seine Waden waren spindelförmig. Seine Finger schienen um vier

gute Zoll verlängert, und waren immer etwas eingekrümmt. Jede Muskel an seinem Körper drückte Gier-, Hab- und Greiffucht aus. Und wie spielte er diesen Geizigen? Mit welchen Nüancen hat er diesen Charakter ausgeschmückt? Er füllt sich unter andern auch ein Dütchen mit Tabak aus der Dose eines Andern, stiehlt der Dame Frosine die Stecknadeln vom Aermel weg, bläst das eine Licht am Tische des Notarius aus u. s. w. Einmal, wo er in Unmuth versunken, mit aufgestütztem Kopfe am Tische sitzt und plötzlich beim Erblicken einer Nadel auf den Boden zufährt, übertraf er sich selbst, so wie in der Scene am Ende des vierten Actes, wo er wie eine Furie herausgesprungen kommt, und das sich selbst Ergreifen ganz in Molière's Geiste darstellte, ohne dabei die Zuschauer anzureden, sondern die Sache als bloße Vision der bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft behandelte.

Schröder. Der berühmte Dramatiker Schröder zu Hamburg wählte bei seinem ersten Auftreten in Wien den König Lear, im Trauerspiel gleichen Namens, zu seiner Rolle. Alle riethen ihm davon ab, selbst der Fürst Kaunitz, indem er bemerkte, daß sich eine Partei gegen ihn gebildet habe, und es schwer sei, über Vorurtheile zu siegen; Brockmann spiele diese Rolle zu allgemeinem Beifall, und dieser sei doch sein Schüler. Da verneigte sich Schröder, und sagte: „Verzeihen Sie, Fürst; der Meister behält sich noch immer etwas bevor." Er trat auf. Im ersten und zweiten Act unterdrückte die Partei den sich regenden Beifall durch Zischen; aber im dritten brach dieser durch, und riß alles mit sich fort, so daß die Gegner jubelten wie die Freunde.

„Aber warum spielten Sie gestern so fürchterlich eigensinnig und brachen mitten im Spielen ab?" sagte einst eine Dame zu **Schubert**, auf die er sehr viel hielt. — Die Antwort war: „Ich sah Haubenstöcke und Glasaugen um mich, statt Menschengesichter, und Sie haben mich ja das Alles schon weit besser vortragen hören." — Denn die zarteste Behutsamkeit mußte angewendet werden, wenn man ihn das Clavier spielen, singen, oder declamiren hören wollte, und selbst dann brach er plötzlich ab, wenn das mindeste Geräusch entstand, oder wenn er kein Gesicht fand, auf dem er ausruhen und den Effect dessen, was er vortrug, erkennen konnte. „Der Conventionsfuß," pflegte er zu sagen, „ist bloß für die Alltagsmenschen — Sonntagskinder zeichnen sich selbst die Bahn!"

Schüchternheit. Ein antikes Wort, eine vierte Grazie, die den drei andern Werth ertheilt.

Eine ausgezeichnete Schülerin. „Ach Mutter! ich bin der Drittvorderste in meiner Klasse.“ „Du gutes Kind, wie wird sich der Papa freuen. Höre, Du Mann, Linchen ist die Drittvorderste in ihrer Klasse.“ — „Nun, das freut mich, mein Schatz; wie Viele sind denn in der Klasse.“ — „Drei, Papachen.“

Der Schürze nachlaufen. Ein junger Soldat schickte durch einen Cameraden, der in dem Orte seiner Heimath auf Urlaub ging, seiner dort wohnenden Schwester eine schöne seidene Schürze zum Andenken und schrieb ihr dabei: „Liebe Schwester! daß ich Dir diese Schürze schicke, sei Dir ein Beweis, daß wir uns bald wieder sehen, denn Du weißt ja, daß ich jeder Schürze nachlaufe.“

Schürzen. Sehr angenehm wäre es, wenn in unsern Lustspielen der letzte Aufzug zuerst käme! Ich will damit nicht sagen, daß die andern Acte dadurch besser würden, sondern, daß sie überhaupt dann gar nicht kämen; denn in einem Lustspiele sollte man in den ersten Acten den Knoten schürzen, und in dem letzten Acte ihn lösen, in unsern Lustspielen aber handelt es sich nie um einen Knoten, sondern nur um Schürzen!

Schütteln als Arzenei. Eine Bauersfrau hatte ihrem kranken Manne ein Recept verschreiben lassen, auf welchem der Arzt besonders bemerkt hatte: zuvor wohl umzuschütteln. Als sie aber die Medicin erhielt, auf welcher es ebenfalls bemerkt war, schüttelte sie nicht diese, sondern den unglücklichen Patienten vor dem Eingeben tüchtig durch, fuhr damit alle zwei Stunden pünktlich fort, und glaubte so der Vorschrift des Arztes genau nachgekommen zu sein. Als nun des andern Tages der Arzt erschien, war der Kranke bereits todt. Der darüber erstaunte Arzt fragte die Bauersfrau, ob denn die Medicin keine gute Wirkung hervorgebracht habe. Da antwortete die gute Frau: „Ach ja, lieber Herr Doctor, die Medicin mochte wohl gut sein, aber er konnte das Schütteln gar nicht vertragen!“

Schützen. Bei einem Besuche, welchen August II., König von Polen und Churfürst von Sachsen, im Jahre 1728, bei dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I. abstattete, und wo die Jagd die Hauptunterhaltung bildete, rühmte sich August, einen Leibschützen zu haben, dem es Niemand gleich thue. Nun kannte Friedrich Wilhelm einen Lieutenant, Namens Brink, als einen unübertrefflichen Schützen. Diesen stellte er dem sächsischen Leibjäger entgegen, dessen Meisterschaft darin bestand, daß er mit der Büchse auf 400 Schritt in einen aufgesteckten Pfahl, drei Kugeln so auf einander schoß, daß keine auch nur um ein Haar breit seitwärts streifte. Brink that ihm dies augen-

blicklich nach; dann stellte er in derselben Entfernung seinen Degen auf und schoß drei Kugeln so gegen dessen Schneide, daß sie sich genau in zwei gleiche Theile spalteten. Diesen Schuß versuchte der Sachse umsonst nachzuthun.

Die merkwürdige **Schützin.** Als in Körner's Drama Hedwig die Heldin am Schlusse den Räuber Rudolph erschießt und dieser fällt, schrie einer der Zuhörer laut auf: „Ach, das ist stark!" — Man fragte ihn, worüber er so erstaunt sei; er antwortete: „Ich verwundre mich, daß das Mädchen so gut schießen kann, jetzt seh' ich das Stück schon sieben Mal und nicht ein einziges Mal hat sie den Kerl noch gefehlt."

Schuh. Woher kommt der Ausdruck: Es weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt? Der römische Senator Paulus Aemilius soll sich desselben zuerst bedient haben, und zwar bei folgender Gelegenheit: Er hatte lange mit seiner Gattin Papyria gelebt, die ihm einen Sohn, den später so gerühmt gewordenen Scipio Aemilianus, gegeben, und endlich verstieß er sie. Seine Freunde versuchten ihn davon abzubringen, er blieb aber fest bei seinem Vorsatz, streckte statt aller Antwort seinen Fuß aus und sagte: „Ist dieser Schuh nicht neu? ist er nicht schön? Und doch weiß Niemand, wo er mich drückt."

Neue **Schuhe** drücken. Ein abgesetzter Amtmann fragte die Bauern, wie sie mit ihrem neuen Amtmann zufrieden seien? „Je nun," sagte ein Bauer, „neue Schuhe drücken." Ein anderer setzte schnell hinzu: „die alten thaten's auch, wenn wir sie nicht schmierten."

Der **Schuhmacher** für die Dauer. Copp war ein berühmter Pariser Schuhmacher; derselbe, der, als ihm eine seiner weiblichen Kunden einen Schuh brachte, und sich beklagte, daß er schon geplatzt sei, obgleich sie ihn erst eine Stunde getragen habe, den Schuh aufmerksam betrachtete, und endlich den Grund des Mißgeschickes auffand, indem er ausrief: „Ja, das glaube ich wohl, da muß ein Schuh wohl reißen, Madame sind damit gegangen!"

Der **Schuh** drückt. Die „Dorfzeitung" sagte: „Die Spanier drückt der Schuh jetzt weniger, denn je. Es mangelt beim Heer an den nothwendigsten Kleidungsstücken, und ganze Regimenter laufen barfuß."

Alte **Schuld.** Im Pariser Schuldgefängnisse sitzt ein Mann von 43 Jahren wegen einer Schuld, die gemacht wurde, als er Säugling war. Seine Eltern waren nämlich seiner Amme an Dienstlohn 300

Frs. schuldig geblieben; als der Säugling großjährig geworden, erkannte er die Forderung für rechtsgültig. Mittlerweile waren aber Zinsen und Zinseszinsen zugewachsen, so daß im Jahre 1828, wo die Forderung an einen Fremden überging, dieselbe bereits auf 2400 Frs. gestiegen war. Zehn Jahre lang begnügte sich der Inhaber dieser Forderung, die Zinsen und Zinseszinsen zuzuschlagen und alle zwei Jahre sich einen neuen Wechsel über die Schuld ausstellen zu lassen, gegenwärtig aber, da dieselbe schon 5700 Frcs. beträgt, ließ er den Säugling in's Gefängniß setzen. Der Schuldner braucht aber bloß 1213 Frs. für gehabte Unkosten dem Gläubiger zu bezahlen, und dieser will ihm dann wieder eine neue mehrjährige Frist gönnen.

Als das Trauerspiel „Die **Schuld**" das erste Mal in B. unter einer neuen Direction aufgeführt wurde, sagte ein Witzling: „Ei, ei, der neue Director fängt gleich mit der Schuld an, Andere hören doch damit auf."

Variationen über das Thema **Schulden**. Wenn Alle, die sich Schulden zu Schulden kommen ließen, wenn alle Schuldbedrückten, Schuldbeladenen verzweifeln wollten, weil sie Schulden haben, würde die gesammte Menschheit nur Eines wollen, eine Einheit der Gesinnungen würde unter allen Völkern, allen Nationen, allen Ständen, ja selbst unter Gläubigern und Schuldnern herrschen, weil auch nicht ein Mensch auf dieser Erde athmet, der sagen könnte: „Ich bin frei von jeder Schuld!" — Wir Menschen sind ja geborne Schuldner und die Schuld uns angeboren. Das Leben selbst ist nichts als eine Schuld, die wir mit dem Tode zahlen. Wir sind mit der Schuld geboren, und die Schuld gab uns das Leben, so erzeugt die Schuld im Laufe der Zeit die Schuld. Wir haben Nichts, wofür wir nicht schuldig wären; nicht die Luft, in der wir leben, ist uns geschenkt, wir sind schuldig dafür zu athmen, so lang wir am Leben sind. Die Mutter zahlt die Liebe, die sie für ihre Kinder fühlt, mit dem Schmerze der Natur; für diese Liebe ist ihr Kind ihr Liebe schuldig. So ist das Kind ein schuldgeborner Schuldner seiner Mutter, und seine Liebe ihm eine heilige Schuld, eine Schuld, von der das Kind umsomehr bedrückt wird, als es nie im Stande ist, diese Schuld an seine Mutter abzutragen. Ist der Mensch als Kind ein Schuldner schon, was ist sein Eigen, wenn er ein Jüngling, ein Mann geworden ist? — Seine Bildung ist er seinen Lehrern, sein Wissen seinen Brüdern, der Tugend seine Achtung, Gehorsam dem Gesetze, Treue seinem Worte und der Wahrheit, sein Leben seinem Vaterlande schuldig. Er ist schuldig sich zu erhalten, und ist so sein eigener Schuldner und Gläubiger zugleich; er ist dem Nächsten Geld und Liebe schuldig, und für dies ihm sein Nächster Humanität und wieder Liebe schuldig. — So

ist der Mensch des andern Schuldner, und die ganze Menschheit so verschuldet und schuldbeladen schon seit Adams Zeiten, daß eine Gottheit aus Erbarmen mit ihrem Leben Bürgschaft für die Menschheit stellte, um sie vor dem gänzlichen Verfalle zu sichern, und nothwendig wäre es, daß eine Gottheit zum zweiten Male herniederstiege, um unsere Schulden zu bezahlen, und uns vor dem Concurse in und wegen Schulden zu bewahren.

Schuld einbringen. In einer Gesellschaft äußerte Jemand, daß er eine Schuld von 400 fl. ausstehen habe, die er fast für verloren halte. Gern wollt' ich — setzte er hinzu — dem die Hälfte geben, der mir die Schuld einbrächte. „Ich bringe sie ein," rief ein junger Mann. Nach einigen Tagen kam der junge Mann wieder, und sagte: „Ich habe die mir versprochene Hälfte Ihrer Schuld glücklich eingebracht, jetzt sehen Sie zu, wie Sie zu Ihrer Hälfte kommen."

Schulden-Einforderung. Kürzlich sah man in Paris eines Morgens — erzählt der „Telegraph" — in der Rue de Seine einen Mann mit einem ungeheuren Anschlagzettel auf dem Rücken vor der Wohnung eines Studenten auf- und abwandern. Auf dem Papier stand: „Herr C. ist mir das Geld für 30 Flaschen Rothwein schuldig; ich warte hier, bis er sie bezahlt haben wird." — Das soll gewirkt haben.

— -Einbringen. Ein Kaufmann in Thames-Street hat ein ganz neues Mittel erfunden, um zu seinen ausstehenden Geldern zu kommen. Er schrieb nämlich die Namen seiner Schuldner sammt den Conto's auf eine große Tafel, die er vor seinem Fenster dem Publikum zur Schau hing. Das Mittel fruchtete, und wenige Namen blieben lange auf der Liste; nur ist zu fürchten, daß die Zahl seiner Kunden sich sehr verringern werde, weil, wer nicht alsogleich baar bezahlen kann, nicht in seine Bude treten wird.

— -Tilgung. Vaugelas, einer der ersten französischen Akademiker, der durch seine Uebersetzung des Curtius bekannt ist, war ein Mann von edlem Charakter und sehr liebenswürdigem Umgange. Obgleich er eine Zeit lang Kanzler bei Gaston, dem Bruder Ludwig des Dreizehnten, war, so hatte er sich doch nicht in diesem Amte bereichert. Sein Testament war nicht weniger merkwürdig. Nachdem er seine ganze Hinterlassenschaft zur Tilgung seiner Schulden angewiesen hatte, fügte er noch hinzu: „Sollten sich aber vielleicht noch Gläubiger finden, die nicht befriedigt werden können, so ist es in dieser Hinsicht mein ausdrücklicher Wille, daß man meinen Leichnam an die Chirurgen verkaufe, so vortheilhaft als möglich, um meine Schul-

den vollends davon zu bezahlen, so daß ich, wenn ich der menschlichen Gesellschaft im Leben nicht nützlich war, ihr doch im Tode nicht beschwerlich falle."

Einziehung in das **Schuldengefängniß.** Ein Herr Eusébe D* in Paris sollte wegen eines unbezahlten Wechsels von 10,000 Fr. eingezogen werden, wußte sich aber mehrere Monate lang der Verfolgung der Handelswache zu entziehen. Meister in der Kunst, bei Tage zu verschwinden (denn nur bei Tage hat der Verhaftbefehl Kraft), erschien er nur des Abends, wo ihn das Gesetz gegen seine grimmigen Verfolger schützte. Kürzlich begibt er sich auch in Gesellschaft seiner Frau auf einen Ball, den ein ihm befreundeter reicher Banquier gab. Es war 3 Uhr Morgens, als Herr D. es für Zeit hielt, nach Hause zu fahren; unten angekommen, bemerkt er zu seinem Aerger, daß sein Bedienter, den er ausgesandt hatte, eine Kutsche zu holen, noch nicht da sei, und schickt sich bereits an, zu Fuß nach Hause zu gehen, als ein Fiaker erscheint. Herr D* steigt mit seiner Frau ein, gibt dem Fiaker seine Adresse und die Kutsche fährt von dannen. — Aber die Zeit vergeht, und der Wagen ist noch nicht an Ort und Stelle; eine halbe Stunde ist verflossen, der Fiaker fährt immer weiter. Herr D* ruft den Kutscher, dieser antwortet ihm nicht, er öffnet das Fenster, und sieht zu seinem Erstaunen, daß der Wagen sich auf den äußeren Boulevards befindet. Herr und Madame D* rufen die Vorübergehenden um Hülfe an, der Wagen hält, und zwei Individuen steigen ein und setzen sich schweigend neben unsere Lustfahrer. Der Fiaker fährt auf das schnellste weiter. Herr D* ist in der heftigsten Aufregung, und vermag erst nach einiger Zeit die Eindringlinge zu fragen, was sie wünschen. „Nichts," antwortet man ihm, „rein nichts; auch Sie Madame beruhigen sich, es widerfährt Ihnen kein Uebel, nur wollen Sie uns erlauben, diese Nacht in Ihrer Gesellschaft zuzubringen." — „Diese Nacht? Der Spaß wird also noch etwas lange dauern, und unsere Fahrt ist noch nicht zu Ende." — „Noch nicht, aber mit Sonnenaufgang sind Sie von unserer Gesellschaft erlöst." So geschah es auch, nach Sonnenaufgang hielt der Wagen mit unsern vier Personen an — vor dem Schuldengefängnisse in der Straße Clichy. Herr Eusébe D* wurde alsogleich als Gefangener einregistrirt.

Der sterbende **Schuldner.** Ein Mann, der tief verschuldet war, lag auf dem Todtenbette. „Ach," seufzte er in Gegenwart seines Arztes, „wenn ich doch nur so lange leben könnte, um meine Schulden zu bezahlen." — „Herr," versetzte der Arzt, „wollen Sie denn ewig leben?"

Als Jemand in **Schumacher's** Journal „die Gegenwart" einen Aufsatz von Lederer gelesen, rief er aus: „Wahrlich, der Lederer konnte keinen passenderen Redacteur als den Schuhmacher, und der Schuhmacher keinen passenderen Mitarbeiter als den Lederer finden."

Schuldenmacher. „Ich muß die Stadt verlassen," sagte ein bekannter Schuldenmacher. „Warum denn," fragte sein Freund. „Die Gastwirthe hier trachten mir nach dem Leben." — „Wie so?" „Sie wollen mir keine Speisen mehr ohne Bezahlung geben, und da muß ich verhungern."

Schuldig bleiben. In B. starben ein mittelmäßiger Schauspieler und ein leichtsinniger Verschwender an demselben Tage: da sagte Jemand: die Stadt verlor heute zwei Künstler sonderbarer Art; der Eine ist uns die Kunst schuldig geblieben, der Andere verstand die Kunst, schuldig zu bleiben.

Schuldner-Manieren. Ein Gläubiger begegnete seinem Schuldner auf der Straße und bat denselben dringend um endliche Befriedigung. Der Schuldner aber fuhr zornig auf und schrie den Andern an: „Lassen Sie mich in Ruhe, Sie impertinenter Mensch! Meinen Sie, ich sei Ihnen allein schuldig?"

Sonderbare **Schulden**-Bezahlung. In London saß ein Bürger Schuldenhalber im Gefängnisse. Er brachte in diesem Zustande schon zwei Jahre zu, ohne Aussicht, seine Gläubiger zu befriedigen. Einst beschied er sie alle zu sich, um, wie er Ihnen sagen ließ, einen Contract mit ihnen zu schließen, den sie gewiß nicht bereuen sollten. Sie erschienen, wenn nicht mit der Hoffnung bezahlt zu werden, doch aus Neugier, seinen Vorschlag zu hören. „Meine Herren," fing er an, „es ist eine dumme Sache mit dem Gefängniß; Sie können mir's glauben, eine erzdumme Sache. Es kostet Ihnen wöchentlich einen Thaler, und Gott weiß, wie viele es Ihnen noch kosten wird. Wissen Sie was? Lassen Sie mich auf freiem Fuß, geben Sie mir wöchentlich einen Gulden, und schreiben Sie die übrigen acht Groschen von meinen Schulden ab, so kommen Sie doch endlich zu Ihrem Gelde und ich zu meiner Freiheit."

Die **Schulden**-Hälfte. Einem Dandy einer deutschen Hauptstadt überbringt der Schneider die Rechnung. Er sieht sie durch, findet sie zu theuer, und will einen bedeutenden Abzug machen. „Ich kann keine billigeren Preise stellen," wendet der Schneider ein, „die eine Hälfte muß mit tragen, was mir die andere schuldig bleibt." „Nun",

entgegnete der Dandy, „dann haben Sie die Güte, mich ebenfalls zur andern zu rechnen.“

Schulden-Zahlung nach dem ABC. Ein junger Officier, der sehr viele Schulden hatte, wurde von einem Kaufmann gemahnt. Der Officier fragte ihn: „Wie heißen Sie, mein Herr?“ — „Zöllner!“ — „Mit dem Z oder C?“ — „Mit dem Z!“ — „So thut es mir leid, daß es noch nicht an Sie kommt, denn ich pflege meine Schulden, der Ordnung wegen, nach dem ABC zu bezahlen.“

Unterthänige und **schuldige** Diener. An einem schwelgerischen Hofe fragte bei einem üppigen Mahle der sybaritische Fürst seinen alten Diener, wie ihm diese prachtvolle Bewirthung gefalle. — „Gnädigster Herr!“ — erwiederte der treue Veteran — „Sie haben bisher nur unterthänige Diener gehabt, künftig werden Sie viele schuldige Diener um sich her sammeln.“

Von dem, was ich **schuldig** bin. Zwei Berliner Dandys stritten sich, wessen Schneider dem Einen oder dem Andern am meisten zu Danke verpflichtet sei. „Denken Sie sich,“ sagte A. zu B., „der meinige hat seine Tochter allein von meinen Rechnungen ausgestattet.“ „Oho,“ erwiederte B., „mein Schneider hat schon drei Häuser von dem gebaut, was ich ihm schuldig bin.“

Was bin ich **schuldig**? Jemand fragte einen Eckensteher, der ihm eine Arbeit verrichtet hatte, „was bin ich schuldig?“ Der Nante antwortete: „Det weß ick nich; ich bekomme zehn Silberjroschen.“

Schuldig. Ein Fürst zog durch eine Stadt, von welcher er gehört hatte, daß besonders große Armuth in derselben herrsche. Gleichwohl hatten ihm die Einwohner einen glänzenden Empfang bereitet. Als der Fürst hierüber Verwunderung zu erkennen gab, sagte Einer: „Ew. Majestät, wir haben Alles gethan, was wir schuldig waren, sind doch aber auch Alles schuldig, was wir gethan haben.“

Schuldigkeit. Als man einen Schuldenmacher in's Gefängniß führte, schrie er: „Hülfe! Hülfe! ich werde meiner Schuldigkeit wegen in Arrest geführt.“

Gleichmuth eines **Schuldners.** Ein Gascogner verlor beständig. Eine Frau, von seinem Unglücke gerührt, konnte nicht umhin, ihn zu beklagen. „Liebe Frau,“ sagte er, „spart Euer Mitleiden, denn ich bin nicht zu bedauern. Ich verliere ja nicht, es verlieren meine Gläubiger.“

Woher rührt der Name Schulfuchs? Justus Ludwig Brismann, vorher Rector zu Naumburg, nachmals Professor der griechischen Sprache zu Jena (gest. 1588), zeigte sich daselbst als einen Rendanten und trug einen mit Fuchspelz gefütterten Mantel. Die Studenten nannten ihn deshalb Schulfuchs, welcher Spottname seitdem den Steifgelehrten geblieben ist.

Aufrichtigkeit eines Schulcandidaten. Ein Candidat sollte in einer Schulanstalt eine Vorlesung halten. Sämmtliche Lehrer der Anstalt waren dabei zugegen. Als der Candidat das Catheder betrat, begann er mit folgenden Worten: „Die Welt besteht aus zweierlei Narren, hochzuehrende Lehrer und werthe Schüler!" Die Lehrer fanden sich dadurch höchlich beleidigt und wurden deshalb klagbar. Bei der Untersuchung legte man ihm die Frage vor: ob er diesen Eingang aus Satyre oder aus Dummheit gewählt habe? „Aus Dummheit," versicherte er sehr naiv.

Ein Lehrer fragte bei einem **Schulexamen** einen Schüler, wie man die Hauptwörter noch anders nennen könne, (er wollte das Wort Nennwörter aus ihm herausbringen), allein der Knabe antwortete nach einigem Besinnen: „Man kann sie auch Kopfwörter heißen."

Schullehrer in Deutschland. Als Stüber, Pfarrer im Rheinthale, unweit Straßburg, bei seiner Ankunft in Waldbach das Schulhaus zu besuchen wünschte, führte man ihn in eine elende Hütte, wo eine Menge Kinder ein furchtbares Getöse machten. Dazwischen lag ein abgezehrter Greis auf einem Lager. „Seid Ihr der Schulmeister?" — „Ja, Herr Prediger!" — „Nun, was lehrt Ihr denn diese Kinder?" — „Nichts, mein ehrwürdiger Herr!" — „Aber warum denn nichts?" — „Weil ich selbst nichts weiß." — „Und man hat Euch zum Schulmeister ernannt?" — „Ja, sehen Sie, mein lieber Herr, ich war viele Jahre lang Schweinehirte und da ich zu diesem Dienste Alters wegen unbrauchbar geworden bin, hat man mich als Schweinehirt abgesetzt und zum Schulmeister bestellt."

Schulprüfung. Ein Geistlicher im Mecklenburgischen besuchte die Dorfschule seines Filials, und wollte eine kleine Prüfung in der Moral und Religion mit den Kindern anstellen. Er fragte daher einen stämmigen Knaben: „Fritz, weißt Du, was Recht und Unrecht ist?" „Nee," antwortet dieser mit einem Schafsgesicht. — Vielleicht fehlt es ihm bloß an der Definition, dachte der Prediger, ich will seine Begriffe zu Tage fördern. „Sieh einmal Fritz," fing er an, „wenn Heinrich dort von seiner Mutter eine Semmel bekömmt, und Du

nimmst sie ihm, was thust Du da?" „Ick frete se up!" war die Antwort.

Schulprüfung. Bei einer Schulprüfung antwortete ein Junge auf die Frage: „wie viel er Finger an den Händen und Zehen an den Füßen habe," nachdem er die ersten gezählt: „An den Händen habe ich zehn Finger, aber die Zehen kann ich heute nicht zählen, weil ich wegen der Prüfung Stiefeln anhabe."

— Auf dem Lande bei einem Schuleramen wurde ein Knabe gefragt: „Was sind die Engel?" Der Gefragte wußte nicht zu antworten. Ein neben ihm sitzender Knabe flüsterte ihm in die Ohren: „Die Engel sind pure Geister." Der Gefragte, welcher die Antwort nur halbrichtig verstanden hatte, gab nun den Bescheid: „Die Engel sind Burgermeister."

— Ein Schulmeister trug seinen Dorfschülern die neutestamentliche Geschichte vor. Um zugleich ihre Urtheilskraft zu prüfen, fragte er einen Knaben: „Junge, wie hieß der Vater der Söhne Zebedäi?" — „Ick wäß't nich." — „Na, wie heißt denn Dein Nachbar?" — „Jähnsch." — „Und dessen Vater?" — „Doch Jähnsch." — „Also hieß der Vater der Söhne Zebedäi?" — „Jähnsch!"

— Lehrer: Was für ein Redetheil ist das Wort Ei. Junge (zaudernd): Nennwort. — Lehrer: Welches ist sein Geschlecht? — Knabe (verblüfft): Kann ich nicht sagen. — Lehrer: Ich meine, ist es Masculinum, Femininum, oder Neutrum. — Knabe: Das kann ich erst sagen, wenn es ausgebrütet ist.

— Ein Schullehrer fragte einen Knaben: „Was ist denn die Schule?" Knabe: Die Schule? — Lehrer: Ja. — Knabe: Die Schule ist — — — ist — Lehrer (ihm nachhelfend): Nun — ist der Ort — Knabe: Die Schule ist der Ort, wo — wo — (sich schnell auf die Definition der Hölle besinnend) wo die Verdammten ewig gepeinigt werden.

— Ein Bauernknabe ward gefragt: „Wie lautet das zweite Gebot?" „Das steht nicht in meinem Katechismus," erwiederte er. „Ist denn etwa ein Blatt herausgerissen?" fragte der Lehrer. „Nein," antwortete der Knabe. „Nun, dann steht es auch darin, denn auf das erste Gebot folgt doch gleich das zweite," fuhr der Lehrer fort. „Nein, bei mir das andere Gebot," entgegnete der Junge.

— „Warum biß einst Adam in den Apfel?" fragte ein Schul-

lehrer einen Bauernknaben. „Je nun," antwortete gründlich genug der Befragte, „weil er kein Messer hatte."

Schulprüfungs-Anecdote. Ein Knabe wurde beim Examen gefragt, was denn jam sei? Nach kurzem Besinnen antwortete er mit großer Selbstzufriedenheit: „es ist der Accusativ von ja!"

— Das sogenannte Einsagen und Einflüstern ist auf Schulen ein eben so häufiger, wie wegen seiner Leisheit schwer zu behebender Mißbrauch; aber eben diese Leisheit ist es auch, die ihn größtentheils unschädlich macht; indem der ohnehin befangene Examinand selten mehr als einen verstümmelten Laut davon erhascht, der ihn im Grunde mehr beirrt, als zurecht führt. Als ein theologischer Professor einst seinen Examinandus fragte, wer der Verfasser der „Vulgata" sei? und als dieser um die Antwort verlegen dastand, flüsterte ihm ein Mitschüler das Wort „unbekannt" zu; er überhörte die leiseren Erstlaute und erwiederte: „Kant."

— Mit wie vielen Dolchstichen wurde Cäsar ermordet? Der Professor der Geschichte C. in L. examinirte einen angehenden Doctor der Philosophie, und fragte ihn unter anderm, mit wie vielen Dolchstichen Cäsar ermordet worden wäre? Der junge Mann wußte nicht zu antworten. Der Examinator ging aber von seiner Frage nicht ab, und sagte endlich: „Nun, wenn Sie es nicht bestimmt wissen, so geben Sie wenigstens eine ungefähre Zahl an." In dieser Verlegenheit dachte unser Doctor an die Jahreszahl und sagte: „1765." „Mein Gott, fuhr der Professor fort, „wie können Sie eine solche Zahl angeben; das würde ja Cäsar nicht ausgehalten haben." — „Deshalb ist er ja auch gestorben," erwiederte der Geängstigte.

Statistik der **Schulstrafen.** Die Zeitschrift: „Eilpost für Moden," erzählt folgendes Curiosum: „Johann Jacob Häuberle, Schulmeister einer kleinen schwäbischen Stadt, hat während der 51 Jahre und 7 Monate seiner treuen Amtsführung, nach seiner eigenen Berechnung, ausgetheilt: 911,537 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Kläpse mit dem Lineal, 126,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 12,736 Notabene's mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik, 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knien lassen, und 613 Mal auf ein dreieckiges Stück Holz, 5001 mußten den Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger, nicht so gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen, im Fall der Noth, aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen." Wie viel Zeit blieb diesem trefflichen Schulmanne wohl eigentlich zum Unterrichten?

Schulprüfungs-Anecdote. In einer Dorfschule, woselbst öffentliches Examen abgehalten wurde, fragte der Geistliche einen Knaben: „Wenn der Scheffel Weizen 5 Thaler kostet, was kostet da die Metze?“ Der Knabe stockte mit der Antwort; der Schulmeister entschuldigte ihn jedoch damit, daß er die Kinder stets nach Erbsen und Kartoffeln, aber nie nach Weizen rechnen gelehrt habe.

Schulprüfung. „Wie viel Inseln liegen im Weltmeere, und wie heißen sie?“ — wurde bei einem öffentlichen Examen ein Schüler gefragt. „Im Weltmeere,“ entgegnete dieser, „liegen sehr viele Inseln, und ich heiße Milmson.“

Strenge **Schulprüfung.** Die polytechnische Schule in Paris hatte zur Zeit der Herrschaft Napoleons zum Vorsteher einen General, der an jeden Aufnahm-Candidaten eine und dieselbe Frage richtete. Ein einziger junger Mann hatte das Unglück, zurückgewiesen zu werden. Der General fragte nämlich wie immer: „Wie viel Winkel sind in einem Dreieck?“ und der Zögling erwiederte: „Vier!“

Weit weg vom **Schuß!** Ein dummer Mensch las den Theaterzettel eines kleinen Städtchens. Man gab das Lustspiel: Fehlgeschossen! Einer seiner Bekannten gesellte sich zu ihm und sagte: „Heute wollen wir ins Theater gehen.“ „Um keinen Preis,“ antwortete der Dummkopf, „und wenn Dir dein Leben lieb ist, so geh' auch nicht hinein.“ Auf die Frage: weßwegen? versetzte er: „Wer zum Henker kann denn wissen, ob der Comödiant wirklich fehlschießt, oder ob er nicht vielleicht trifft.“

Ein Meister-**Schuß.** Vor einigen Jahren that ein holländischer Ansiedler am Cap der guten Hoffnung, von Wyk, einen Schuß, der an den Schuß Tells erinnert. Er selbst erzählte die Sache auf folgende Weise: „Meine Frau saß im Hause nahe an der Thür und die Kinder spielten um sie. Ich war draußen in der Nähe des Hauses mit einem Wagen beschäftigt, als plötzlich, obgleich es Mittag war, ein ungeheurer Löwe erschien und sich ruhig in den Schatten, gerade auf die Schwelle der Thüre legte. Meine Frau blieb entweder aus Furcht, oder weil sie die Gefahr kannte, welche jeder Versuch zu entfliehen mit sich bringen mußte, bewegungslos auf ihrem Platze, während sich die Kinder in ihren Schooß flüchteten. Ihr Geschrei erregte meine Aufmerksamkeit und ich eilte nach der Thüre hin, aber man kann sich mein Entsetzen denken, als ich den Eingang auf eine solche Weise verrammelt sah. Obgleich mich das Thier nicht gesehen hatte, so war doch, da ich keine Waffen bei mir hatte, ein Entkommen unmöglich; ich schlich indeß, fast ohne zu wissen, was ich thun

wollte, an dem Hause nach dem Fenster meiner Schlafkammer hin, wo, wie ich wußte, mein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich dasselbe in eine Ecke dicht an das Fenster gestellt, so daß ich es mit der Hand erreichen konnte. Zum Glück stand auch die Thür der Kammer auf, so daß ich hindurch und auf die Hausflur zu meiner Familie sehen konnte. Der Löwe fing an sich zu bewegen, vielleicht in der Absicht, einen Sprung auf die Meinigen zu thun, es war kein Augenblick mehr zu verlieren, ich rief demnach der Mutter leise zu, sie solle ruhig sein, und schoß. Die Kugel sauste gerade über dem Kopfe meines Knaben hin, drang in die Stirn des Löwen unmittelbar über den Augen ein und streckte ihn nieder, so daß er nicht mehr zuckte."

Schuster bleib bei deinem Leisten. Apelles pflegte das zuletzt vollendete Gemälde jedesmal öffentlich auszustellen, damit Jedermann es beurtheilen und den geringsten Fehler an demselben rügen könnte. Er verbarg sich gewöhnlich in der Nähe oder hinter dem Bilde, um die Urtheile der Vorübergehenden zu hören, und sie, so weit sie gegründet waren, zur Verbesserung des Gemäldes zu benutzen. Einst stand ein Schuster vor dem Gemälde, und betrachtete den Schuh der Figur. Er fand manches an demselben, was er als Schuhkünstler tadeln zu müssen glaubte. Der in der Nähe verborgene Apelles hörte jedes Wort, das der Schuster über den Schuh gesprochen hatte, und mußte sich gestehen, daß der Schuster in seinem Urtheile Recht habe. Apelles nahm das Bild in seine Werkstätte, verbesserte sogleich an dem Schuhe, was der Schuster getadelt hatte, und stellte das Bild wieder zur öffentlichen Beschauung aus. Am andern Tage fand sich der Schuster bei dem Gemälde wieder ein, und sah an dem Schuh abgeändert, was er gestern getadelt hatte. Der Schuhkünstler bildete sich nicht wenig ein, daß der berühmte Apelles seine Kritik benutzt, und den Schuh gerade so gemalt habe, wie er es Tages zuvor angedeutet hatte. Er meinte auch noch andere Mängel an dem Bilde finden zu können, durchsuchte es genau, und fing an, auch noch andere Theile desselben zu meistern. Da ging dem Apelles die Galle über; er trat hervor, und sagte zu ihm: „Schuster bleib bei deinem Leisten." — Diese Rede des Künstlers, mit welcher er den naseweisen Kritiker zurechtwies, ist zum Sprichworte geworden, und hat sich bis auf unsre Zeit erhalten.

Schusterbub. Als der so beliebte Komiker Hasenhut einst an einem Sonntage den Lehrjungen im Schusterfeierabend spielte, und am Schlusse des Stückes vorgerufen wurde, schrie auch ein Schusterjunge, der sich auf der letzten Gallerie befand: „Aussa Camerad! aussa!"

Schusterjunge. Ein Schusterbube, der einen sehr bösen Meister hatte, fiel die Treppe herunter, als er schnell einen Befehl des Meisters ausrichten wollte. Der Meister hörte das Gepolter und schrie: „Verdammter Junge, was machst Du denn für einen Spektakel?" — Der Junge antwortete schluchzend: „Na, ich werd' doch noch die Treppe runter fallen dürfen."

— „Ach Meester, ick habe men Jesichte verloren!" klagte ein Schusterjunge seinem Meister. „Kiek Er mal, ick kann schonst nicht mehr die Butter auf meenem Brode sehen!" Der Meister schalt seine Frau aus, daß sie dem Jungen so wenig Butter gegeben habe, und befahl ihr, ihm noch ein Stück Käse zu geben. „Ach Meester, Meester," rief der Junge jetzt. „Nu, wat is denn wieder?" — „Nu hab' ick men Jesicht widder gekricht, nu kann ick das feenste Jeschriebene durch den Käse lesen."

Schusterbuben-Zeugenschaft. Ein Herr ging mit seinem Hunde über den Marktplatz. Der Hund biß ein Kaninchen todt. Die Verkäuferin schrie Zeter Mordio! Der Herr bot ihr für das getödtete Kaninchen einen Gulden, sie aber schlug ihn aus mit dem Bedeuten: Das Thier sei ihr nicht für fünf Gulden feil. Der Herr wollte fortgehen, da hielt das Weib ihn fest und forderte, er solle, um den Streit zu schlichten, mit ihr zum Polizeiamte gehen. Ein Schusterjunge, der daneben stand und den ganzen Handel mit angesehen hatte, sagte: „Geh der Herr nur immer mit zur Polizei, der Herr wird nicht verlieren, ich gehe auch mit, und lege Zeugniß ab, daß nicht der Hund, sondern das Kaninchen den Streit angefangen hat.

Schuster und Schneider in Einem Schilde. In P. sind ein Schneidermeister, Namens Johann Schuster, und ein Schustermeister mit Namen Johann Schneider, auf den sonderbaren Einfall gekommen, eine Wohnung zu beziehen, und sich ein gemeinschaftliches Aushängeschild anfertigen zu lassen. Vor dem Hause dieser beiden Meister liest man auf dem Schilde:

„Johann Schneider
Schuster Meister."

Ein **Schusterjunge**, der bei allen Raufereien mitmachte, kam öfters mit zerschlagenem und zerkratztem Gesichte nach Hause. Der Meister zankte ihn darüber aus, und drohte ihm, wenn er wieder so erscheine, werde er Prügel bekommen. Am andern Tage sah der Meister wieder eine Stirnwunde bei dem Jungen, und es entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch: Meister: Hast du schon wieder gerauft? Junge: Nein, Meister, nein! Meister: Wie erhielteſt

Ein Gutsbesitzer in der Gegend von Laibach machte den Versuch, einem **Schwan** außer den Schwaneneiern auch sechs Hühnereier unterzulegen, um selbe ausbrüten zu lassen. Die ausgekrochenen Hühnlein lebten mit den jungen Schwänen alsogleich in brüderlicher Eintracht, und wenn sich diese mit der Mutter in's Wasser begaben, so war an ihren Bewegungen das Verlangen sichtbar, mit den Schwänen ebenfalls den krystallenen Tummelplatz zu betreten. Einige Tage lang liefen die Hühnlein mit vieler Unruhe am Ufer herum, endlich wagte eins davon auf den Rücken der Mutter zu hüpfen, und sich auf der Spiegelbahn des Wassers fortschiffen zu lassen. Kühn gemacht durch dieses Beispiel wagten mehrere und endlich alle sechs Hühnchen sich auf den schiffartigen Rücken des Schwans zu schwingen, und mit ihren Stiefgeschwistern eine Lustfahrt auf dem Teiche zu unternehmen. So oft die Mutter die Jungen auf dem Rücken fühlte, tauchte sie, vom Instincte geleitet, niemals unter, sondern fuhr mit ausgespannten Flügeln wie ein Segelschiff ruhig fort, und trug die Kinder wieder unverletzt an das Ufer.

Schwarz. Weleslawina erzählt: Der Erfinder des Pulvers, Berthold, ein Barfüßer, sei auf Befehl Kaisers Wenzel im J. 1389 hingerichtet worden (utratiti dal). Diese sonst durchaus unbekannte, unbekannt aus welchen Quellen? geschöpfte Angabe, hätte das Merkwürdige für sich, daß jener, der, freilich willenlos, so rasches Verderben über die Welt gebracht, selbst zu Grunde gegangen, wiewohl dies noch ausdrücklicher jene Sage andeutet, die da will, es habe ihn dasselbe Pulver, das er erfunden, in die Luft gesprengt, — ein zweiter Perillus, der in dem erzenen Stiere, den er für den sikelischen Tyrannen erfand, selbst zuerst Versuchs halber brüllen und braten mußte.

Schwarz auf weiß. An einer Straßenecke stieß ein Müller sehr unsanft an einen Schornsteinfeger und durch diese Berührung wurde der Erstere schwarz und der Andere weiß. Beide wollten darüber Genugthuung haben und es kam vor Gericht. Der Schornsteinfeger klagte hier, der Müller hätte ihn weiß und der Müller klagte, der Schornsteinfeger hätte ihn schwarz gemacht. Der weise Richter besann sich nicht lange und erklärte, daß der Schornsteinfeger strafbar sei, weil der Müller dessen Unrecht schwarz auf weiß habe.

Schwatzen aus der Schule. „Kinder," sprach ein Schulmeister, „Ihr müßt mir niemals aus der Schule schwatzen." „Nein, Herr Cantor," erwiederte ein munterer Junge ganz unbefangen, „wir schwatzen bloß in der Schule."

Schwatzhaftigkeit. Bei einem großartigen Concerte in Berlin

du denn die Wunde auf der Stirne? Junge: Ich — ich habe mich gebissen. Meister: Wie konntest du dich denn da oben beißen? Junge: Ich bin auf einen Stuhl gestiegen.

Schuster, Ignaz, Schauspieler zu Wien, geb. am 20. Juli 1779. Dessen Grabschrift ist: Hier liegt Ignaz Schuster, der Komiker, der Tausende von Menschen durch mehr als 30 Jahre erheiterte, und nur sie Einmal betrübt hat — als er starb, am 6. November 1835.

Der englische Schauspieler **Schuter** machte einst eine Reise von London in das nördliche Großbritannien. Unterwegs wurde der Postwagen, in welchem sich außer ihm nur noch ein bejahrter Mann befand, von Straßenräubern angefallen. Der alte Mann stellte sich, als schliefe er, um sein Geld zu retten. Schutter besann sich aber nicht lange, als ihm der eine Räuber die Pistole vorhielt und ihm seine Börse abforderte, sagte er mit großer Unbefangenheit: „Meine Börse? — Ach Gott! lieber Herr," sich zu seinem Reisegefährten wendend: „Sie vertrauen mir ja nie Geld an und bezahlen überall für mich." Nun wandte sich der Räuber an seinen Nachbar, und dieser mußte alle seine Baarschaft hergeben, während Schuter unberaubt blieb.

Jemand fragte einen **Schwaben** spöttisch: „Ist es wahr, daß die Schwaben erst im vierzigsten Jahre gescheidt werden?" — „Ei freilich," erwiederte dieser, „aber wir haben doch Hoffnung, im Leben einmal gescheidt zu werden, aber Sie dürfen nicht einmal hoffen."

Schwabeleien. „Ach, sind doch das unchristliche Schmerze in meinem Fuß! es ischt nit zum Aushalte mehr!" seufzte ein Schwabe, und streckte dem angekommenen Arzte sein rechtes Bein entgegen. — Dieser untersuchte den Fuß genau, fühlte ihn mehrmal von oben bis unten an, und äußerte endlich mit Kopfschütteln, daß er an demselben nichts finden könne, was Schmerzen zu verursachen im Stande wäre. „Nischt?" erwiederte dee Schwabe, „nun so werde wir uns nur geirrt habe, so muß es desch linke Bein sein."

— „Do Bua!" sagte ein Bauer in Mundingen zu seinem Sohne, „bring' de Säu amol die Kartoffle do!" Der Junge gehorchte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriff war, die Thüre des Schweinestalls zu öffnen, sah er aus einer Ritze desselben ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, welches sehr verdächtig hin und her züngelte. Entsetzt ließ er seine Erdäpfel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jeses, Herr Jeses!" schrie er seinem Vater entgegen, „im Saustall ischt a wüthig grause Natter!"

Dem Bauer blieb bei dieser Nachricht ein Rädle Stuttgarter Wurst, welches er eben zum Nachtbrod verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Muth, sagte einen gottesfürchtigen Spruch vor sich hin und ging mit einer Heugabel und einem Beil versehen in Gottes Namen auf den Schweinestall los. Richtig, da schwänzelte das wüste Ding immer noch aus der Ritze heraus. — So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Beihülfe umzubringen, verging ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf was de kahnst zum Schmied!" rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag em, er soll tapfer mit a paar Zange komme." Der Junge lief, was er laufen konnte, und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und zehn bis zwölf Nachbarsleuten außer Athem zurück. Jetzt ging das Debattiren los; kein Mensch wagte sich an das gefährliche Ding heran; bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukneifte und mit einem mächtigen Stemmeisen d'rauf loshieb. In diesem Augenblick fing die Sau im Stalle d'rin ein mörderliches Geschrei an. Man riß die Thür auf und sah, wie das Thier unter jämmerlichem Grunzen ein Ringles'rum lief und sich vergeblich an den Schwanz zu lecken suchte. — Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber Niemand sprach ein Wort. „Vater," sagte endlich der Sohn, „das Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, ist glaube der Sauschwanz gwesa und koi Natter!" Und so war's auch!

Ein Ur-**Schwabenstreich.** Kein Mensch im ganzen Schwabenland hat den gefürchteten Franzosen, als sie im vorigen Jahre Schwabens Gränzen zu überschreiten drohten, ein praktischeres Schnippchen geschlagen, als die sigmaringische Oberamtsstadt Haigerloch. Als nämlich dem Gerüchte zufolge der Feind anrückte, eilte Alt und Jung sofort hinaus und riß in einem Umkreis von — wer weiß wie viel — Meilen sämmtliche Wegweiser aus, so, daß der Franzose, der es offenbar ganz besonders auf Haigerloch abgesehen hatte, den Weg dahin schlechterdings nicht hätte auffinden können, wenn er — gekommen wäre.

Schadow. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins in Berlin hielt der Academiedirector Schadow einen Vortrag, in dessen Einleitung er unter anderm sagte: „Es sind nun dreiundsechszig Jahr her, seit ich in die Academie eingetreten bin; damals trugen die Academiker Haarbeutel und Degen, wie aus meiner Matrikel zu ersehen ist, in welcher es heißt: „Der einen Degen zu tragen befugt ist, soll selbigen, so lange er in der Klasse ist, an den ihm angewiesenen Ort ablegen." Das Ablegen der Haarbeutel ist niemals gesetzlich befohlen worden, woher es denn kommen mag, daß

nn die Wunde auf der Stirne? Junge: Ich — ich habe mir
en. Meister: Wie konntest du dich denn da oben beißen? Junge:
bin auf einen Stuhl gestiegen.

Schuster, Ignaz, Schauspieler zu Wien, geb. am 20. Juli
79. Dessen Grabschrift ist: Hier liegt Ignaz Schuster, der Komi-
, der Tausende von Menschen durch mehr als 30 Jahre erheiterte,
nd nur sie Einmal betrübt hat — als er starb, am 6. November
835.

Der englische Schauspieler **Schuter** machte einst eine Reise von Lon-
don in das nördliche Großbritannien. Unterwegs wurde der Postwagen,
in welchem sich außer ihm nur noch ein bejahrter Mann befand, von
Straßenräubern angefallen. Der alte Mann stellte sich, als schliefe
er, um sein Geld zu retten. Schutter besann sich aber nicht lange,
als ihm der eine Räuber die Pistole vorhielt und ihm seine Börse
abforderte, sagte er mit großer Unbefangenheit: „Meine Börse? —
Ach Gott! lieber Herr," sich zu seinem Reisegefährten wendend: „Sie
vertrauen mir ja nie Geld an und bezahlen überall für mich." Nun
wandte sich der Räuber an seinen Nachbar, und dieser mußte alle
seine Baarschaft hergeben, während Schuter unberaubt blieb.

Jemand fragte einen **Schwaben** spöttisch: „Ist es wahr, daß
die Schwaben erst im vierzigsten Jahre geschei dt werden?" — „Ei
freilich," erwiederte dieser, „aber wir haben doch Hoffnung, im Leben
einmal geschei dt zu werden, aber Sie dürfen nicht einmal hoffen."

Schwabeleien. „Ach, sind doch das unchristliche Schmerze in
meinem Fuß! es isch nit zum Aushalte mehr!" seufzte ein Schwabe,
und streckte dem angekommenen Arzte sein rechtes Bein entgegen. —
Dieser untersuchte den Fuß genau, fühlte ihn mehrmal von oben bi
unten an, und äußerte endlich mit Kopfschütteln, daß er an demselb
nichts finden könne, was Schmerzen zu verursachen im Stande wä
„Nisch?" erwiederte dee Schwabe, „nun so werde wir uns nur
irrt habe, so muß es desch linke Bein sein."

— „Do Bua!" sagte ein Bauer in Mundingen zu se
Sohne, „bring' de Säu amol die Kartoffle do!" Der Jung
horchte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriff
die Thüre des Schweinestalls zu öffnen, sah er aus einer Rit
selben ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, welch
verdächtig hin und her züngelte. Entsetzt ließ er seine Erdäpf
und lief zurück in die Stube. „Herr Jeses, Herr Jeses!"
seinem Vater entgegen, „im Saustall isch a wüthig grause

Dem Bauer blieb bei dieser Nachricht ein Rädle Stuttgarter Wurst, welches er eben zum Nachtbrod verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Muth, sagte einen gottesfürchtigen Spruch vor sich hin und ging mit einer Heugabel und einem Beil versehen in Gottes Namen auf den Schweinestall los. Richtig, da schwänzelte das wüste Ding immer noch aus der Ritze heraus. — So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Beihülfe umzubringen, verging ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf was de kahnst zum Schmied!" rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag em, er soll tapfer mit a paar Zange komme." Der Junge lief, was er laufen konnte, und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und zehn bis zwölf Nachbarsleuten außer Athem zurück. Jetzt ging das Debattiren los; kein Mensch wagte sich an das gefährliche Ding heran; bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukneifte und mit einem mächtigen Stemmeisen d'rauf loshieb. In diesem Augenblick fing die Sau im Stalle d'rin ein mörderliches Geschrei an. Man riß die Thür auf und sah, wie das Thier unter jämmerlichem Grunzen ein Ringles'rum lief und sich vergeblich an den Schwanz zu lecken suchte. — Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber Niemand sprach ein Wort. „Vater," sagte endlich der Sohn, „das Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, ist glaube der Sauschwanz gwesa und koi Natter!" Und so war's auch!

Ein Ur-**Schwabenstreich**. Kein Mensch im ganzen Schwabenland hat den gefürchteten Franzosen, als sie im vorigen Jahre Schwabens Gränzen zu überschreiten drohten, ein praktischeres Schnippchen geschlagen, als die sigmaringische Oberamtsstadt Haigerloch. Als nämlich dem Gerüchte zufolge der Feind anrückte, eilte Alt und Jung sofort hinaus und riß in einem Umkreis von — wer weiß wie viel — Meilen sämmtliche Wegweiser aus, so, daß der Franzose, der es offenbar ganz besonders auf Haigerloch abgesehen hatte, den Weg dahin schlechterdings nicht hätte auffinden können, wenn er — gekommen wäre.

Schadow. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins in Berlin hielt der Academiedirector Schadow einen Vortrag, in dessen Einleitung er unter anderm sagte: „Es sind nun dreiundsechszig Jahr her, seit ich in die Academie eingetreten bin; damals trugen die Academiker Haarbeutel und Degen, wie aus meiner Matrikel zu ersehen ist, in welcher es heißt: „Der einen Degen zu tragen befugt ist, soll selbigen, so lange er in der Klasse ist, an den ihm angewiesenen Ort ablegen." Das Ablegen der Haarbeutel ist niemals gesetzlich befohlen worden, woher es denn kommen mag, daß

du denn die Wunde auf der Stirne? Junge: Ich — ich habe mich gebiſſen. Meiſter: Wie konnteſt du dich denn da oben beißen? Junge: Ich bin auf einen Stuhl geſtiegen.

Schuſter, Ignaz, Schauſpieler zu Wien, geb. am 20. Juli 1779. Deſſen Grabſchrift iſt: Hier liegt Ignaz Schuſter, der Komiker, der Tauſende von Menſchen durch mehr als 30 Jahre erheiterte, und nur ſie Einmal betrübt hat — als er ſtarb, am 6. November 1835.

Der engliſche Schauſpieler **Schuter** machte einſt eine Reiſe von London in das nördliche Großbritannien. Unterwegs wurde der Poſtwagen, in welchem ſich außer ihm nur noch ein bejahrter Mann befand, von Straßenräubern angefallen. Der alte Mann ſtellte ſich, als ſchliefe er, um ſein Geld zu retten. Schutter beſann ſich aber nicht lange, als ihm der eine Räuber die Piſtole vorhielt und ihm ſeine Börſe abforderte, ſagte er mit großer Unbefangenheit: „Meine Börſe? — Ach Gott! lieber Herr," ſich zu ſeinem Reiſegefährten wendend: „Sie vertrauen mir ja nie Geld an und bezahlen überall für mich." Nun wandte ſich der Räuber an ſeinen Nachbar, und dieſer mußte alle ſeine Baarſchaft hergeben, während Schuter unberaubt blieb.

Jemand fragte einen **Schwaben** ſpöttiſch: „Iſt es wahr, daß die Schwaben erſt im vierzigſten Jahre geſcheidt werden?" — „Ei freilich," erwiederte dieſer, „aber wir haben doch Hoffnung, im Leben einmal geſcheidt zu werden, aber Sie dürfen nicht einmal hoffen."

Schwabeleien. „Ach, ſind doch das unchriſtliche Schmerze in meinem Fuß! es iſcht nit zum Aushalte mehr!" ſeufzte ein Schwabe, und ſtreckte dem angekommenen Arzte ſein rechtes Bein entgegen. — Dieſer unterſuchte den Fuß genau, fühlte ihn mehrmal von oben bis unten an, und äußerte endlich mit Kopfſchütteln, daß er an demſelben nichts finden könne, was Schmerzen zu verurſachen im Stande wäre. „Niſcht?" erwiederte dee Schwabe, „nun ſo werde wir uns nur geirrt habe, ſo muß es deſch linke Bein ſein."

— „Do Bua!" ſagte ein Bauer in Mundingen zu ſeinem Sohne, „bring' de Säu amol die Kartoffle do!" Der Junge gehorchte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriff war, die Thüre des Schweineſtalls zu öffnen, ſah er aus einer Ritze desſelben ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, welches ſehr verdächtig hin und her züngelte. Entſetzt ließ er ſeine Erdäpfel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jeſes, Herr Jeſes!" ſchrie er ſeinem Vater entgegen, „im Sauſtall iſcht a wüthig grauſe Natter!"

Dem Bauer blieb bei dieser Nachricht ein Rädle Stuttgarter Wurst, welches er eben zum Nachtbrod verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Muth, sagte einen gottesfürchtigen Spruch vor sich hin und ging mit einer Heugabel und einem Beil versehen in Gottes Namen auf den Schweinestall los. Richtig, da schwänzelte das wüste Ding immer noch aus der Ritze heraus. — So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Beihülfe umzubringen, verging ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf was de kahnst zum Schmied!" rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag em, er soll tapfer mit a paar Zange komme." Der Junge lief, was er laufen konnte, und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und zehn bis zwölf Nachbarsleuten außer Athem zurück. Jetzt ging das Debattiren los; kein Mensch wagte sich an das gefährliche Ding heran; bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukneifte und mit einem mächtigen Stemmeisen d'rauf loshieb. In diesem Augenblick fing die Sau im Stalle d'rin ein mörderliches Geschrei an. Man riß die Thür auf und sah, wie das Thier unter jämmerlichem Grunzen ein Ringles'rum lief und sich vergeblich an den Schwanz zu lecken suchte. — Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber Niemand sprach ein Wort. „Vater," sagte endlich der Sohn, „das Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, ist glaube der Sauschwanz gwesa und koi Natter!" Und so war's auch!

Ein Ur-Schwabenstreich. Kein Mensch im ganzen Schwabenland hat den gefürchteten Franzosen, als sie im vorigen Jahre Schwabens Gränzen zu überschreiten drohten, ein praktischeres Schnippchen geschlagen, als die sigmaringische Oberamtsstadt Haigerloch. Als nämlich dem Gerüchte zufolge der Feind anrückte, eilte Alt und Jung sofort hinaus und riß in einem Umkreis von — wer weiß wie viel — Meilen sämmtliche Wegweiser aus, so, daß der Franzose, der es offenbar ganz besonders auf Haigerloch abgesehen hatte, den Weg dahin schlechterdings nicht hätte auffinden können, wenn er — gekommen wäre.

Schadow. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins in Berlin hielt der Academiedirector Schadow einen Vortrag, in dessen Einleitung er unter anderm sagte: „Es sind nun dreiundsechszig Jahr her, seit ich in die Academie eingetreten bin; damals trugen die Academiker Haarbeutel und Degen, wie aus meiner Matrikel zu ersehen ist, in welcher es heißt: „Der einen Degen zu tragen befugt ist, soll selbigen, so lange er in der Klasse ist, an den ihm angewiesenen Ort ablegen." Das Ablegen der Haarbeutel ist niemals gesetzlich befohlen worden, woher es denn kommen mag, daß

ihn, wenn auch nur verstohlener Weise, noch immer so mancher Academiker fort und fort trägt."

Schwadroneur. In einer vor Kurzem erschienenen französischen Uebersetzung eines deutschen Werkchens ist das Wort: „Hauptschwadroneur" ganz gutmüthig durch chef d'escadron übersetzt.

Schwätzer. In einer großen Gesellschaft unterhielt Jemand sämmtliche Anwesende auf eine höchst langweilige Art von seinen Verwandten, vorzüglich aber von seiner verstorbenen Mutter, die er als ein Wunder der Schönheit, Klugheit und Tugend pries. Man fand dies höchst albern, doch keiner wußte, wie er dem Gespräch ein Ende machen sollte; endlich unterbrach einer den Redner plötzlich: „Wissen Sie auch wohl, was Ihre Frau Mutter that, als sie neunzehn Jahre alt war?" Diese Frage überraschte den Prahler sehr und er stammelte erschrocken: „Nein." — „Sie ging ins zwanzigste," versetzte der Frager trocken. Alles lachte, und der Discours nahm eine andere Wendung.

Schwalben. Von einem heftigen Sturmwinde wurde ein Schwalbennest vom Dache geworfen und darin sechs Junge, welche noch nicht fliegen konnten. Fünf wurden in der Straße gefunden und in einer hölzernen Schüssel in eine Dachstube gebracht, deren Fenster man offen ließ. Alsobald hatten die Alten die Schüssel in ein Nest verwandelt, wo sie ihre Brut sorglichst pflegten. Eine Stunde später fand man den sechsten Vogel auf dem Grasplatze hinter dem Hause, umflattert von einem dichten Schwarme von Schwalben, die ihn gegen eine Katze vertheidigten, welche auch vor den Schnäbeln der ergrimmten Vögel die Flucht ergreifen mußte. Als die Katze in die Flucht getrieben war, nahm ein halbes Dutzend den jungen Vogel, und trug ihn, nicht ohne große Mühe, zum Neste in die Dachstube.

Schwalbenpost vom Libanon. Ein Hausbesitzer in Avignon, unter dessen Fenstern die Schwalben seit mehreren Generationen ein Asyl suchen, fand unter dem Flügel eines dieser Vögel ein Zettelchen angebunden. Er machte es auf, und fand folgende Zeilen in französischer Sprache: „Ich wohne auf dem Libanon, heiße Franz Bartholomäus Petit-Jean, aus Olargues im Herault-Departement gebürtig, habe mein Vaterland vor dreißig Jahren verlassen, um an dem Grabe meines Heilandes zu beten, und hoffe, an der heiligen Stätte, die ich mir auserwählt, zu sterben. Wenn dieses Briefchen in die Hände eines Christen geräth, so bitte ich ihn, ein Ave für den Pater Franz zu beten.

Ein Gutsbesitzer in der Gegend von Laibach machte den Versuch, einem **Schwan** außer den Schwaneneiern auch sechs Hühnereier unterzulegen, um selbe ausbrüten zu lassen. Die ausgekrochenen Hühnlein lebten mit den jungen Schwänen alsogleich in brüderlicher Eintracht, und wenn sich diese mit der Mutter in's Wasser begaben, so war an ihren Bewegungen das Verlangen sichtbar, mit den Schwänen ebenfalls den krystallenen Tummelplatz zu betreten. Einige Tage lang liefen die Hühnlein mit vieler Unruhe am Ufer herum, endlich wagte eins davon auf den Rücken der Mutter zu hüpfen, und sich auf der Spiegelbahn des Wassers fortschiffen zu lassen. Kühn gemacht durch dieses Beispiel wagten mehrere und endlich alle sechs Hühnchen sich auf den schiffartigen Rücken des Schwans zu schwingen, und mit ihren Stiefgeschwistern eine Lustfahrt auf dem Teiche zu unternehmen. So oft die Mutter die Jungen auf dem Rücken fühlte, tauchte sie, vom Instincte geleitet, niemals unter, sondern fuhr mit ausgespannten Flügeln wie ein Segelschiff ruhig fort, und trug die Kinder wieder unverletzt an das Ufer.

Schwarz. Weleslawina erzählt: Der Erfinder des Pulvers, Berthold, ein Barfüßer, sei auf Befehl Kaisers Wenzel im J. 1389 hingerichtet worden (utratiti dal). Diese sonst durchaus unbekannte, unbekannt aus welchen Quellen? geschöpfte Angabe, hätte das Merkwürdige für sich, daß jener, der, freilich willenlos, so rasches Verderben über die Welt gebracht, selbst zu Grunde gegangen, wiewohl dies noch ausdrücklicher jene Sage andeutet, die da will, es habe ihn dasselbe Pulver, das er erfunden, in die Luft gesprengt, — ein zweiter Perillus, der in dem erzenen Stiere, den er für den sikelischen Tyrannen erfand, selbst zuerst Versuchs halber brüllen und braten mußte.

Schwarz auf weiß. An einer Straßenecke stieß ein Müller sehr unsanft an einen Schornsteinfeger und durch diese Berührung wurde der Erstere schwarz und der Andere weiß. Beide wollten darüber Genugthuung haben und es kam vor Gericht. Der Schornsteinfeger klagte hier, der Müller hätte ihn weiß und der Müller klagte, der Schornsteinfeger hätte ihn schwarz gemacht. Der weise Richter besann sich nicht lange und erklärte, daß der Schornsteinfeger strafbar sei, weil der Müller dessen Unrecht schwarz auf weiß habe.

Schwatzen aus der Schule. „Kinder," sprach ein Schulmeister, „Ihr müßt mir niemals aus der Schule schwatzen." „Nein, Herr Cantor," erwiederte ein munterer Junge ganz unbefangen, „wir schwatzen bloß in der Schule."

Schwatzhaftigkeit. Bei einem großartigen Concerte in Berlin

hatte sich eine sehr bedeutende Zuhörermenge, besonders weiblichen Geschlechts, eingefunden. Wie nur zu häufig geschieht, unterhielt sich kaum die Hälfte der Zuhörerinnen mit Anhören der Musik, die Mehrzahl war im eifrigen Conversiren begriffen. Besonders eine Gruppe schien Dinge von großer Wichtigkeit abzuhandeln: man sah sie mit den Nachbarinnen die Köpfe zusammenstecken und ihre Worte mit lebhaften Bewegungen begleiten. — Ein Musikstück, dessen rauschender Charakter gewöhnliche Sprachlaute ganz zu übertäuben geeignet war, gab den Damen vollkommene Redefreiheit, und man zögerte auch nicht, davon Gebrauch zu machen. Aber das malitiöse Musikstück hatte in seiner Mitte einen Tact Schweigen, der gerade auf ein Fortissimo eintrat, und eine Hauptschwätzerin ließ sich, wie man sagt, auf der That erwischen. Als plötzlich die Instrumente verstummen, hörte man in der stillen Versammlung bloß ihre Stimme: „Ne, ick koche se immer mit Milch!" Das darauf folgende Gelächter übertönte noch den wieder eintretenden, kräftigen Accord.

Schwätzer. Ein langweiliger Mensch, der alles sagt, was er denkt, alles was er wünscht, alles was er weiß — und wenn ihm das ausgeht, alles was er nicht weiß.

Die **Schweden** haben, ohne Zahnpulver und Bürsten anzuwenden, überaus weiße und gesunde Zähne. Das kommt von ihrem Brode. Der Bauer und das Volk backt des Jahres nur ein Paar Mal seine runden, in der Mitte durchlöcherten Brödchen aus Roggen- und Hafermehl. Der Bauer reiht diese Brödchen an Stangen und hängt sie schockweise an die Stubendecke. Sie sind höchstens fingerdick und werden bald so dürr und trocken, daß man sie zerbrechen kann wie dürres Holzreis. Sie nennen es deshalb Knäckebrod, Knackbrod. Beim Kauen macht es solches Geräusch, daß man es auf der Straße hören kann. Oft nimmt man zerstampfte Birkenrinde dazu, da wird denn das Brod noch härter, als angeblich jener sächsische Bauerkloß, der bei dem Versuche eines hungrigen Knechts, ihn mit einem stumpfen Messer zu durchschneiden, unter dem Messer weg zum Fenster hinaus geschnellt ward, mit einer solchen Gewalt, daß er durch das Fenster des gegenüberwohnenden Nachbars hindurch, und der Hausfrau dermaßen an den Kopf schoß, daß sie in Ohnmacht fiel. Dazu gehören tüchtige Zähne und Magen.

Schwefeläther. Man schreibt dem „Beobachter," daß ein Dorfbarbier an seinen Patienten anstatt des berühmten „Schwefeläthers" Schwefelleber in Anwendung zu bringen versucht habe.

— Die Erfindung des Schwefeläthers ist nicht neu, unsere

Weinwirthe haben ihn schon längst erfunden, um uns schmerzlos unser Geld abzunehmen.

Der **Schwefeläther** gibt auch schon Anlaß zu komischen Vorfällen. In einem Provinzialstädtchen kam jüngst ein an den heftigsten Zahnschmerzen leidender Mann zu einem Chirurgen und bat denselben, ihm den kranken Zahn auszuziehen. Der Chirurg, ein Mann des Fortschrittes, rieth dem Patienten, sich narcotisiren zu lassen. Letzterer erklärte sich hierzu bereit und befand sich alsbald in dem oft beschriebenen Zustande. Jetzt fiel es dem Chirurgen erst ein, daß er seinen Patienten noch gar nicht gefragt habe, welchen Zahn er ausziehen solle. Um also keinen Fehlgriff zu begehen, ließ er seinen Patienten erst zu sich kommen und fragte ihn um den schadhaften Zahn. Hierauf wurde der Patient nochmals narcotisirt, und die Operation ging glücklich von statten.

— „Fräulein, Ihr Gesang ist für mich der vollkommenste Schwefeläther, wenn Sie singen, lasse ich mir mit Wollust alle nur möglichen Zähne ausziehen," sagte ein Berliner Glacéhandschuhmann zu einer falschen Sängerin und sie lächelte. Wahrscheinlich kannte die falsche Sängerin die falschen Zähne des Herrn.

— Ein Wiener Liebesritter hat eine Choristin, die er hoffnungslos liebte, angerufen: „O Sie schwefelätherisches Wesen! Könnte ich Sie ganz einathmen, um meiner Herzenswunde einen schmerzlosen Augenblick zu bereiten.

Gelübde des **Schweigens.** Das Echo de l'Oise erzählt, daß sich in der Nähe Beauvais auf der Mühle Fretry eine Familie, aus Mann, Weib und Tochter bestehend, befindet, welche niemals zu einander ein Wort sprechen. Dieses merkwürdige Uebereinkommen, sich des Gebrauchs der Sprache gänzlich zu enthalten, entstand durch die Prophezeiung eines Dorfgauklers, welcher Ihnen verhieß, daß, wenn sie sich stumm verhielten, sie dereinst einen großen Schatz finden würden. Anfangs ging Alles gut, besonders beobachtete der Mann streng sein Gelübde, aber den Frauen ward es nur zu bald ein Ding der Unmöglichkeit, zu schweigen. Sie suchten den Dorfpropheten von Neuem auf und ihm das Schreckliche ihrer Lage vorstellend, baten sie ihn um Modificationen, so daß er ihnen endlich erlaubte, außerhalb der Gränzen des Departements Oise sprechen zu dürfen. Sie wandern jetzt jeden Dienstag nach Tournay, dem nächstgelegenen Orte des benachbarten Departements, und sprechen sich satt für 8 Tage.

Das **Schweigen.** Eine Dame hatte ihrer Nachbarin ein wichti-

ges Geheimniß anvertraut, und bat sie, es ja nicht weiter zu sagen. — „Seien Sie unbesorgt," versetzte diese, „ich werde schweigen wie Sie."

Schweigen der Frauen. Ein Engländer bestimmte in seinem Testamente 1000 Pfd. für das erste unglückliche Frauenzimmer, das „schweigend" ihr Schicksal trägt. Eine Stumme erhielt den Preis.

Ueber was **schweigt** man? „Ich weiß, was Sie von mir denken," rief Lord H. aus. „Dann verschweigen Sie's gewiß," erwiederte Charlotte Bruce.

Das tanzende **Schwein.** Manche Thiere lassen sich ohne Mühe einigermaßen zähmen, denen man es kaum zutrauen möchte, z. B. der Seehund und die Spinne. Daß man aber ein gewöhnliches Schwein so abrichten kann, daß es tactmäßig nach der Musik einer Geige tanzt, scheint ein sonderbares Kunststück. Ein solches Thier ließ ein Invalide für Geld sehen, und sein Verfahren, es so abzurichten, war sinnreich genug ersonnen. Als das Schwein ganz jung war, hatte er es auf ein Gerüst von Latten angebunden, und darunter eine Pfanne mit glühenden Kohlen gestellt. Die Hitze nöthigte das Thier, bald das eine, bald das andere Bein aufzuheben. Sein Herr spielte nun eine Tanzmusik dazu. Nach langer Uebung wurden die Kohlen weggenommen, und zuletzt auch das Gerüst. Aus Gewohnheit tanzte nachher das Schwein, so oft sein Herr die Geige strich.

— Daß man einem Schweine im strengsten Sinne des Wortes ein Denkmal gesetzt hat, gehört allerdings unter die Seltenheiten. — Ein solches Denkmal findet man auf dem Rathhause zu Lüneburg; dort wird der Schinken eines Schweins in einem kostbaren Glaskasten aufbewahrt, auf demselben steht eine lateinische Inschrift mit goldenen Buchstaben, folgenden Inhalts: Hier siehst Du die Ueberreste des Schweins, welches sich durch die Entdeckung der Lüneburger Salzquellen berühmt gemacht hat.

Das unbesteuerte **Schwein.** Ein Stadtwirth fuhr mit einem Freunde, der sich ganz toll und voll getrunken hatte, und nun elend auf dem Wagensitze lag, Abends zur Linie herein. Der Mauthaufseher, der den Wirth kannte, fragte, ob er nicht Mauthbares mit hereinführe. „Nichts als ein Schwein," sagte der Wirth, der wirklich auf dem Lande ein Schwein gekauft hatte, welches aber hinten unter der Flechte verborgen lag; „das sehe ich," versetzte der Mauthner lachend und auf den Betrunkenen deutend, doch für dieses ist nichts

zu bezahlen, sehen Sie nur zu, daß Sie es glücklich nach Hause bringen."

Das **Schwein.** „Wie kommt es," spöttelte Jemand zu einem Israeliten, der mit ihm auf einem Zimmer wohnte, daß Juden und Schweine so arge Feinde sind?" — „O," versetzte der Andere, dies ist nicht immer der Fall, wir z. B. sind recht gute Freunde."

Auf einer Treibjagd schießt ein Graf A. nach einem Hasen, er glaubt ihn getroffen zu haben, und wendet sich an einen Treiber: „Habt Ihr nicht gesehen, ob der Hase schweißt?" — „Ne!" erwiederte der Treiber, „ne Herr Graf, aber wenn er noch lange so läuft, wird er wohl bald in **Schweiß** kommen."

Schweißtreibende Mittel. Ein Candidat der Medicin wurde im Examen von einem überaus strengen Examinator gefragt: „Welches sind die schweißtreibenden Mittel?" Der Candidat nannte die ihm bekannten nach einander her. „Aber wenn diese alle nicht helfen," fragte der Examinator weiter, „was werden Sie dann anwenden?" „Ich werde den Patienten zu Ihnen in's Examen schicken!" erwiederte der Gefragte.

2,304,000 **Schweißlöcher** sollen sich auf der Hautoberfläche eines wohl proportionirten Menschen befinden. (Jemand hat's ausgezählt, es kann also nicht gefehlt sein). Wie künstlich geht der Mensch da nicht zu Werke, daß er nicht aus seiner Haut fällt.

Schweigen. Als man den Xenocrat von Chalcedonien fragte, warum er in Gesellschaft gar nicht spreche, erwiederte er, es hätte ihn schon oft gereut, gesprochen, aber nie, geschwiegen zu haben.

Das **Schweigen** lernen. Als ein berüchtigter Schwätzer von einem alten Weltweisen die Redekunst zu erlernen begehrte, forderte dieser noch einmal so viel, als ihm Andere zu geben pflegten. Der Schwätzer wollte den Grund davon wissen. „Es geschieht darum," sprach der Weltweise, „weil ich Dich muß reden und auch schweigen lehren."

Schweizer. Der auf dem Schlachtfelde zu Murten gefundene Diamant des Herzogs von Burgund war aus mehreren Händen zuletzt in die des französischen Requetmeisters Sanci gekommen, der sich damals in Angelegenheiten seines Hofes zu Solothurn befand. Sanci wünschte ihn seinem Könige zu überschicken und sandte damit einen seiner treuesten Diener, einen gebornen Schweizer ab, mit der Warnung, daß er sich vor Räubern in Acht nehmen möchte, die leicht

eine Ahnung von der Wichtigkeit seines Auftrags geschöpft haben könnten. Die Antwort des Dieners war: „Sie sollen mir das Leben nehmen und doch den Diamant nicht bekommen." — Mit diesen Worten gab er seinem Herrn zu verstehen, daß er ihn, so groß er war, im Nothfall verschlucken würde. Was Sanci befürchtet hatte, geschah. Der Diener ward in den Wäldern des Jura eine Räuberbande gewahr, die ihm auflauerte; ohne daß man es bemerkte, schluckte er den Diamant hinter und setzte seinen Weg getrost fort. Er wird von den Räubern angehalten, durchsucht und, da sie nichts bei ihm finden, umgebracht. Sanci erwartete vergebens seine Wiederkehr, und da er seine Rechtschaffenheit kannte, wurde ihm der eingetretene Fall wahrscheinlich. Er ließ die genauesten Nachforschungen anstellen, und endlich wird ihm die Nachricht gebracht, daß ein ermordeter Körper in den Wäldern des Jura gefunden und von den Bauern begraben worden. Sanci begiebt sich an den Ort; läßt den Leichnam ausgraben; erkennt seinen Kammerdiener; läßt den Körper öffnen und findet den Diamant. Er beweinte den Verlust eines so treuen Dieners aus aufrichtigem Herzen und bewunderte die Großmuth desselben, deren Opfer er wegen der Größe des Diamants hätte werden müssen, wenn ihm auch selbst die Räuber das Leben gelassen hätten.

Christoph Graf v. **Schwerin** wurde 1684 den 26. October in Schwedisch-Pommern geboren. Er besiegelte den 6. Mai 1757 durch seinen heroischen Tod bei Prag, seinen großen Heldenmuth. Schwerin hielt zu Pferd bei einem Hohlweg, an dessen Ausgang die Truppen von einem so mörderischen Feuer der Oesterreicher empfangen wurden, daß sie in Unordnung geriethen, und zu weichen anfingen. Schwerin ermunterte sie zum Vorrücken, kaum aber wurde er das ungewöhnte Zaudern seines eigenen Regiments gewahr, so riß er einem Fähnrich desselben die Fahne aus der Hand, und führte sie mit dem Zuruf gegen die österreichischen Batterien vor: „Heran meine Kinder! heran! sehet ihr nicht, daß der Feind Euch schon den Rücken kehret?" Alles folgte ihm, aber kaum hatte der zweiundsiebenzig jährige Greis zehn Schritte vorwärts gethan, als er von 4 Kartätschenkugeln getroffen, ohne Laut todt zur Erde fiel. Sein Körper wurde nach der Schlacht in ein nahe gelegenes Kloster gebracht, wohin sich bald darauf Prinzen, Generäle, hohe und niedere Officiere von der preußischen Armee verfügten, um diesem an sich unsterblichen Feldherrn die letzte Aufwartung zu machen. Sie traten in den Saal, wo der entseelte Körper lag, und durch eine geheime, tief eingeprägte Ehrfurcht gezogen, nahmen alle auf einmal den Hut ehrerbietig ab, als wenn der große Mann lebendig noch zugegen wäre, und staunten den Krieger an, als ob sie noch seine Befehle erwarteten. Die Geistlichen des Klosters, dabei weniger gerührt, bewunderten mit stil-

ler Aufmerksamkeit, wie lebhaft der Eindruck sein müsse, den wahre Größe und Verdienste auf edle Seelen machen, da auch der Anblick des todten Körpers noch so viele Ehrerbietung einflöße. — Schwerin war von kleinem Wuchse, aber gut gebildet, liebte alle ritterlichen Uebungen mit Leidenschaft, und übte sie noch im hohen Alter. Er hatte viel gesehen, und gelesen, sprach und schrieb mit gleicher Fertigkeit französisch, italienisch und lateinisch, und war ein feiner, angenehmer, und aufgeweckter Gesellschafter. In frühern Jahren liebte er das Spiel, schränkte sich aber bald, nachdem er beträchtliche Summen verloren hatte, auf das dem Officier angemessene Schachspiel ein. Gleich den Helden der Römer war er eben ein so guter Landwirth, als Feldherr. In dieser Eigenschaft nahm er an der Spitze der Armee stets Rücksicht auf den Landmann, und schützte ihn vor Bedrückungen der Soldaten und Bürger. Die Soldaten waren immer zufrieden mit ihm. 1771 wurde ihm in Berlin von Friedrich II. auf dem Wilhelmsplatz eine marmorne Bildsäule zum Andenken errichtet.

Schwiegermutter. Scherzfrage. Warum lebten Adam und Eva 800 Jahre so friedlich? Weil sie keine Schwiegermutter hatten.

Schwiegermütter. So wie ein Mann in Nubien geheirathet hat, darf seine Schwiegermutter ihr Lebelang kein Wort mehr mit ihm reden. Dieses Gesetz dürfte manchem europäischen Ehemanne ebenfalls zu Statten kommen. Da jedem Gesetze in der Regel eine Wahrheit zum Grunde liegt, so muß man schließen, daß die nubischen Schwiegermütter vor Erlassung des Gesetzes sich mehr als nöthig, in die Angelegenheiten ihrer Schwiegersöhne gemengt haben.

Das **Schwimmen** stromaufwärts. Kürzlich erzählte Jemand in einer Gesellschaft, als er von Regensburg nach Wien auf dem Dampfschiffe gefahren sei, habe er einen todten Menschen nicht weit von Linz schwimmen sehen. „Ist er," fragte einer der Anwesenden, „nach Wien oder nach Regensburg geschwommen?"

Schwimmen. Vor einigen Tagen hielt ein Berliner Gensd'arme am Thore zwei junge Leute an, von denen jeder ein kleines Packetchen unter dem Arme trug. — „Wo kommen Sie her?" „Vom Schwimmen!" „Ach so! das ist etwas anderes." — Als die zwei Berliner Pflanzen einige Schritte von dem Gensd'armen entfernt waren, sagte der Eine zum Andern: „Wie kannst Du aber sagen, wir kämen vom Schwimmen, wir können ja gar nicht schwimmen!" „Chinese," erwiederte der Andere, „er hätte uns ja gar nicht passiren lassen, hätte ich gesagt, wir kämen von Baden."

Der **Schwimmer.** Ein Mann besah die Schwimmanstalt; er fand dieß Institut vortrefflich und fragte, was für das Erlernen des Schwimmens zu bezahlen sei. — „Vierzig Gulden für den ganzen Cursus," — erwiederte der Schwimmmeister; — „und wieviel ist zu bezahlen, wenn ich den Schwimmmeister zu mir auf's Zimmer kommen lasse?"

Der beste **Schwimmer.** Es wollte ein Gascogner einst mit dem Packet-Boote nach England gehen, er kam aber zu spät in Calais an, und mußte sich durch einen Schiffer-Nachen nachfahren lassen. Er holte es in ein paar Stunden ein, und da in der Zeit die Nacht eingebrochen war, so kletterte er am Bord in die Höhe, ohne daß man den Nachen, der sich wieder fort machte, gewahr ward. Es hatte stark geregnet, und der Gascogner war durch und durch naß. Er ging gerade nach der Kajüte, und als man ihn fragte, wo er herkäme und wie er so naß geworden wäre, so antwortete er: „Was Teufel, soll ich nicht naß geworden sein, da ich Euch von Calais habe nachschwimmen müssen!" Die Passagiere sahen einander an. Ein englischer Herr fragte ihn endlich, ob er denn wirklich ein so außerordentlicher Schwimmer sei, und ob es wahr wäre, was er sagte? „Ja freilich, es ist mir sauer genug geworden, um Sie einzuholen," antwortete der Gascogner. Er fragte ihn weiter, ob er wohl, wenn sie nach London kämen, mit einem Mohren, den man in ganz England für den besten Schwimmer hielte, und mit dem sein Herr schon große Summen gewonnen hätte, um die Wette schwimmen wollte? „O ja," sagte der Gascogner, „warum nicht, mir muß keiner gleich kommen." Sie machten darauf ihren Handel mit einander richtig, und als sie nach England kamen, so wurde die Wette verabredet. Der Mohr und der Gascogner erschienen, nebst vielen vornehmen Herren, die auf sie gewettet hatten, am Ufer des Meeres, und sie sollten eben die Kleider ablegen, als der Mohr den Gascogner immer von der Seite ansah, bei welchem er einen Kasten gewahr wurde, und ihn daher fragte, was er denn mit dem Kasten, den er unter dem Arm hätte, machen wollte? „Mein Freund," antwortete der Gascogner, „ich habe Lebensmittel darinnen, und ich wollte Dich eben fragen, ob Du Dich nicht auch damit zur Reise versehen hättest. Denn ich schwimme gerade nach Gibraltar." Als der Mohr das hörte, ging er zu seinem Herrn und sagte ihm, er möchte seine Wette nur verloren geben, denn mit dem Kerl möchte der Teufel um die Wette schwimmen.

Schwitzen. In New-York hat Jemand in der Nacht so stark geschwitzt, daß man ihn des Morgens im Bette ertrunken fand.

Der große **Scipio** Africanus antwortete auf den Vorwurf, daß er kein guter Soldat wäre: „Meine Mutter hat mich zu einem Feldherrn und nicht zu einem Soldaten geboren."

W. Scott's Geburtsstätte. Zeitungen und Touristen haben gemeldet, das Haus, in dem Sir Walter Scott geboren wurde, sei gegenwärtig ein Gasthaus. Dies ist jedoch ein Irrthum: Walter Scott's Geburtshaus wurde vor beiläufig 60 Jahren niedergerissen, um für die Gebäude des neuen Collegiums oder vielmehr zur Erweiterung der Nord-College-Street Raum zu gewinnen. Einst ging Sir Walter mit Mr. R. Chambers dahin, um ihm die Stelle zu zeigen, und erwähnte bei dieser Gelegenheit, sein Vater habe für das alte Gebäude eine hübsche Summe bekommen. Sein Freund machte die Bemerkung, man würde mehr dabei gewonnen und dem Wunsch des Publikums viel mehr entsprochen haben, wenn man das Haus, als die Geburtsstätte eines so beliebten Schriftstellers, hätte stehen lassen. „Ja wohl", erwiederte Sir Walter, „Sie haben vollkommen Recht, doch müßte ich, damit das Haus in Ansehen und Preise steige, nothwendigerweise früher sterben und dies wäre mir, wie Sie einsehen werden, nicht so ganz genehm."

Walter **Scott** war nie heiterer, als wenn er Abends einen kleinen Kreis guter Freunde und Bekannten um sich versammelt hatte. Dann floß ihm ein Strom der geistreichsten Reden von den Lippen, und oft blieb die Gesellschaft bis tief in die Nacht beisammen, besonders wenn der große Unbekannte aus seinem reichen Vorrathe von Sagen, Anekdoten und historischen Zügen, die er ganz vortrefflich zu erzählen wußte, freigebig mittheilte. — „Es war," so erzählte er einst eines Abends, „in einer französischen Stadt eine fröhliche Gesellschaft beisammen, in der besonders eine schöne junge Dame Aller Augen auf sich zog, weil sie mit einem seltenen Anstande tanzte, und zum Entzücken spielte und sang. Nur zwei Dinge konnte man sich bei ihr nicht recht erklären. Es war nämlich erstens bekannt, daß sie weder der häuslichen Andacht beiwohnte, noch in die Kirche ging, und zweitens kannte Niemand die Ursache, weßhalb sie stets einen schmalen Gürtel von schwarzem Sammet als Gürtelband trug. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie über Beides manchmal von Diesem oder Jenem befragt wurde; sie wußte aber stets eine directe Antwort zu vermeiden, und blieb nach wie vor durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit ein Liebling aller ihrer Bekannten. Da nahm eines Abends ihr Tänzer die Gelegenheit wahr, band die Schleife, womit der Gürtel zugebunden war, auf, und dieser fiel zu Boden. Unmittelbar nachher wurde die Dame bleich wie die weiße Wand, schrumpfte immer mehr und mehr zusammen, und nach wenigen Augenblicken sah

man an der Stelle, wo sie gestanden hatte, nichts weiter als einen kleinen Haufen grauer Asche." Ein vortrefflicher Balladenstoff.

Eine Anekdote aus dem Leben **Walter Scott's.** Einige Zeit vor seiner Abreise nach Frankreich ging Walter Scott eines Tages in Edinburgh durch eine der Straßen in der Nähe von Canongate und dachte nach über vergangene Zeiten, nicht jene alten, die er besungen und in Romanen geschildert, sondern die weit näheren seiner Jugend. Er verglich diese schönen Tage mit der Gegenwart, wo er, zwar ein berühmter Mann, aber dabei schon krank und greise, Roman über Roman schreiben und sich gar manche Entbehrung auflegen mußte, nur um sich aus den trübseligen finanziellen Verhältnissen, in welche ihn das Falliment seiner Verlagshandlung, Constable et Ballantyne, gestürzt hatte, herauszutreiben. Und während er so sann, fuhr ein schwerer Frachtwagen heran, der, bespannt mit drei tüchtigen Rossen, fast die ganze Breite der ziemlich engen Gasse einnahm. Walter Scott blieb stehen und drängte sich an die Mauer, um den Wagen vorüberfahren zu lassen, da hielt der Fuhrmann seine Pferde an, und trat, den Hut in der Hand, auf den Baronet zu. — „Gehen Sie nur weiter, Euer Gnaden," sagte er, „ich will für den großen Rappen da nicht stehen, denn er ist eine unruhige Bestie, und so oft ich durch eine schmale Gasse fahre, befürchte ich ein Unglück." — Walter Scott sah den Mann aufmerksam an. Er war ungefähr gleichen Alters mit ihm, hatte graue Haare, einen großen, knochigen echt schottischen Kopf, breite runde Schultern, schwielige Hände und lebhafte Augen, aus denen ein heiterer Sinn und vielleicht auch etwas von der Lustigkeit, welche der Gin (Wachholderbranntwein) verleiht, glänzten. Der große Romandichter trat einen Schritt zurück, betrachtete den Fuhrmann immer schärfer und sagte endlich: „Habt Ihr nicht einen Kameraden wo in der Nähe, dem Ihr Eure Pferde anvertrauen könntet?" — Der Fuhrmann sah den Baronet verwundert an. Großbritannien ist eine Insel der Sonderbarkeiten, und darum dachte der Fuhrmann: Am Ende ist's ein Nabob, der die Grille hat, mich reich zu machen, und that einen tüchtigen Pfiff. — Sogleich lief ein zerlumpter zwölfjähriger Bursche herbei. — „Dick, führ' den Wagen, Du weißt schon wohin, und sage, daß ich längstens in einer Stunde zurückkomme .... Und jetzt stehe ich zu Ihrem Befehle, Euer Gnaden!" sagte der Fuhrmann zu Walter Scott. — „In einer Stunde, John?" fiel ihm der Romandichter in's Wort, „Ihr kommt nicht vor Abend nach Hause." — „Also bis Abend," sagte der Fuhrmann zu dem Burschen. — Und er folgte dem Dichter, voll Verwunderung, daß ein ihm gänzlich unbekannter Mann seinen Namen wisse. Sie schritten durch mehrere Gassen und kamen endlich in die Castle-Street, vor ein Haus, welches mit Nr. 39 bezeichnet war. Walter Scott faßte den kupfernen Thürklopfer und

seufzte. — Den Seufzer konnte sich Jedermann leicht erklären, der wußte, daß Walter Scott im Begriff stand, dieses Nr. 39, das sein Vater und er seit sechszig Jahren besessen hatten, das ihm durch die Gewohnheit so unendlich theuer geworden war, zu verkaufen. Es war heute der letzte Tag, daß er darin wohnte, in wenigen Tagen sollte es in andere Hände übergehen und er aufhören, ein Bürger von Edinburgh zu sein. Zu solchen schmerzhaften Entschlüssen sah sich der Dichter, der für seine Romane so ungeheure Summen, aber leider großentheils in Wechseln erhalten, durch das Falliment des Hauses Constable und Ballantyne gezwungen! — Walter Scott überließ sich diesen trüben Gedanken, bis eine alte Magd auf sein Klopfen öffnete, und Spice (Gewürz), der Lieblingsdachshund Walter Scott's, und zwei andere Hunde, Pepper (Pfeffer) und Mustard (Senf) herausſprangen. Spice war krank, sein Herr hatte ihn deßhalb aus Abbotsford nach Edinburgh genommen, um ihn hier kuriren zu lassen, und damit er ja nicht Langeweile in der Hauptstadt Schottlands fühle, waren ihm Pepper und Mustard als Gesellschafter beigegeben worden. Walter Scott's Liebe zu seinen Hunden ist bekannt, er hat Pepper und Mustard unsterblich gemacht, indem er sie im Guy Mannering zu Gefährten des Pachters Dimmont machte. — Spice bellte leise auf und wedelte mit dem Schweife, die beiden anderen kläfften lustig und thaten die wunderbarsten Sprünge. — „Nieder Pepper! nieder Mustard! . . . hierher Spiece, mein braves Thier, wie geht Dir's heute Morgen?" — Und darauf wandte sich der Romandichter zu der alten Magd und sagte: — „Betty, der Herr frühstückt mit mir." — Sie schritten in den Speisesaal, wo das Frühstück aufgetragen war. Der Fuhrmann mußte sich ihm gegenüber setzen vor einen kalten Rindsbraten, harte Eier und ein treffliches Stück geräucherten Lachses. John griff den Rindsbraten mit dem gigantischen Appetit eines Hochländers an, überging dann zu dem Lachse und wendete sich, mit geringschätzender Uebergehung der Eier, zu einem ganz appetitlich aussehenden Käse von Dunder. — Walter Scott rief nach einer Flasche Claret, füllte zwei Gläser, und reichte eins seinem Gaste und setzte das zweite selbst an die Lippen: „Auf Eure Gesundheit, John Trimmer!" — Auch John hob sein Glas in die Höhe und rief mit der, den Schotten eigenthümlichen mit etwas Bosheit gemischten Bescheidenheit: „Auf Ihre Gesundheit, Master So-und-So!" — Nach dem Frühstück führte Walter Scott John in sein Kabinet, eine wahre Schatzkammer für einen Alterthümler, in welcher aber auch der Fuhrmann Manches fand, was ihn interessirte! Blechhauben, Schilder, Hochlandswaffen — lauter Stücke, welche einst Helden gehört hatten, die John gar wohl aus Balladen kannte. Darauf zeigte der Romandichter dem bewundernden John kostbare Antiquitäten: Ueberreste eines Colliers der Anna Boleyn, ein Missale, das der Maria

Stuart gehört hatte, einen Lehnstuhl, in welchem Cromwell gesessen war. Und wenn man so Walter Scott's Antlitz voll Gutmüthigkeit und jenes John's voll verständiger Aufmerksamkeit neben einander sah, war es einem Fremden schwer zu errathen, welcher von beiden Köpfen, in denen beiden der schottische Typus stark ausgeprägt war, dem großen Romandichter, dem ersten Erzähler seiner Zeit, angehörte. Denn Beide, der Dichter wie sein Gast, hatten in ihren Zügen etwas von einem Landmann, einem Schäfer, oder höchstens einem Pachter. Walter Scott war nichts weiter, als ein Alterthümler, ein schottischer Lowlander (Niederländer) seine Talente entwickelten sich nie in einem Salon, sondern nur am Schreibtische, wenn er die Tinte vor sich und die Feder in der Hand hatte. — Doch dies kümmerte unsern John Trimmer nicht, er betrachtete Alles mit gleicher Neugier, von dem schottischen Dolche bis zur chinesischen Keule, von dem Schachspiel von Delhi, bis zur Medaille Cäsars. Und nachdem sie Alles besichtigt und geprüft hatten, führte Sir Walter seinen Gast zu seinem Arbeitstische, öffnete ein Schubfach und zog aus einer künstlich geschnitzten Schachtel aus Cedernholz, die sicher einem alten Kreuzritter gehört hatte, einen Messingknopf. — „Das ist mein Kostbarstes!" sagte er. — John nahm den Knopf, drehte ihn hin und her und fand nichts Besonderes an ihm, höchstens, daß er um ein bischen älter sein mochte, als andere Messingknöpfe. — „Was ist das für ein Knopf?" fragte er. — „Das ist ein Westenknopf des John Trimmer," erwiederte Walter Scott. — „Mein? — Mein Knopf? — Mein Westenknopf?" — „Ja Freund!" — Walter Scott nahm seine Reliquie, verschloß sie sorgfältig wieder in die Cederschachtel und sagte: „Ihr erkennt mich nicht wieder, lieber Freund, aber ich erkenne Euch noch wohl, denn vielleicht verdanke ich mein Glück, meine Erfolge dem Diebstahle, den ich an Euch beging." — „Euer Gnaden haben mich bestohlen?" — „Ja . . . dieser Knopf, den Ihr so eben gesehen . . . Hört mich an. Es sind jetzt wohl fünfzig Jahre, da waren wir Beide kleine Buben, kaum sechs oder sieben Jahre alt, und lernten lesen, schreiben und rechnen in derselben Schule." — „Bei dem hochwürdigen Herrn Lewis," fiel der Fuhrmann ein, und begann sich zu entsinnen. — „Ja. Ihr waret geschickter als ich, Freund. Ich mochte thun, was ich wollte, die Lectionen gingen mir schwer in den Kopf, Ihr dagegen behauptetet immer den ersten Platz, den ich Euch so gern entrissen hätte. Ach, an wie mancher schlaflosen Nacht waret Ihr Schuld!" — „Ach, warum nicht gar?" — „Ja wohl. Euer unzerstörbares Gedächtniß versagte nie, und ich konnte es Euch trotz aller Mühe nicht ein einziges Mal zuvorthun. Ich ließ Euch aber nicht aus den Augen, belauschte Euch, wo ich konnte, und erspähte endlich eine Gewohnheit an Euch, die mir günstig werden konnte. Wenn Ihr nämlich Eure Lection lerntet, drehten Euer Daumen, Zeige-

und Mittelfinger unermüdlich an Eurem untersten Westenknopfe. Da bildete ich mir ein, der Knopf sei von einer schottischen Hexe oder einer Zigeunerin gefeit, und eines Morgens auf dem Wege zur Schule erspähte ich einen günstigen Augenblick, schnitt Euch, ohne daß Ihr's merktet, den verzauberten Knopf ab, und steckte ihn zu mir. Die Schule beginnt, Ihr werdet aufgerufen, erhebt Euch, Eure Finger suchen den Knopf, er ist nicht da, Ihr stockt, gerathet in Verwirrung, die Lection entfällt Eurem Gedächtniß — die Reihe kommt an mich, leicht trage ich den Sieg über Euch davon, erringe den ersten Platz, und habe ihn seitdem nicht wieder verloren. Eurem Knopfe, John, schrieb ich von da an übernatürliche Kräfte zu, ich bewahrte ihn wie einen Talisman, und gab ihn nicht mehr weg. Später sah ich ein, welche Störung eine einmal angenommene Gewohnheit im Gedächtnisse hervorbringen kann. Ich glaube nicht Euch großen Schaden zugefügt zu haben, aber mir hat Euer Knopf großen Nutzen gebracht. Darum habe ich auch, während Ihr Euren Schulkameraden längst vergessen habet, Euch nie aus den Augen verloren. Ich sah Euch zwar arm, aber doch über jede Noth erhaben . . . heute endlich muß ich Euch Euren Knopf bezahlen, weil ich in wenigen Monden vielleicht hiezu nicht mehr reich genug sein werde . . . Hier habt ihr hundert Guineen." — Die beiden Schulkameraden drückten einander die Hände, und John Trimmer, um seine Dankbarkeit zu beweisen, übernahm die Kur Spice's, des Lieblingsdachshundes Sir Walters, und hatte die Freude, sie glücklich zu vollführen. — Fünf oder sechs Jahre nach dieser Entschädigung, die er schon lange im Sinne gehabt, starb der große Novellist. Man erzählt, daß John Trimmer, sobald er den Tod seines Schulkameraden erfuhr, alsogleich nach Abbotsford lief und den Westenknopf zurückverlangte, aber Walter Scott's Familie wollte sich nie von dieser kostbaren Reliquie trennen, und der Fuhrmann sah seinen zauberkräftigen Westenknopf nicht wieder.

Walter **Scott.** Bei aller Genialität hat Walter Scott doch eine gewisse Einseitigkeit in Bezug auf die Localitäten der Begebenheiten aufzuweisen. Denn alle Helden seiner Romane bewegen sich immer und immer in Schottland, so zwar, wenn der Leser eine Geschichte durchblättert, er gleich sämmtliche Werke im Kleinen genossen hat.

Walter Scott war ein kleiner breitschultriger und ziemlich handfester Mann mit hellfarbigen Haaren, mit ins Blau und Grau spielenden Augen, breiter Nase, rundem Gesichte und einem schläfrigen Aussehen. Er trug einen abgeschabten schwarzen Rock, und verbarg sein lahmes Bein unter dem Tische. Jeder der ihn erblickte, mußte ihn für eine gutmüthige, ehrliche Seele halten, Keiner aber der ihn nicht kannte, wird ihm viel Verstand zugemuthet haben.

Walter Scott stattete mit seinen Romanen seine Töchter aus. Mit der Handschrift seines neuesten Meisterwerkes ging er zu einer noch nicht verheiratheten Tochter und ließ ihr die Wahl zwischen dem neuen Roman und einer Aussteuer von 100,000 Franken. Die Tochter im Wahne, 100,000 Franken seien doch besser als der beste Roman, bat sich dennoch 24 Stunden Bedenkzeit aus, um nicht geradezu die väterliche Eigenliebe zu beleidigen. Unterdessen ging sie zum Verleger Archibald in Edinburgh und fragte, was ein Roman ihres Vaters wohl werth sei. Dieser gestand ihr, ein Roman Walter Scotts gelte unter Brüdern 120,000 Franken so gut als 1 Schilling. Sogleich eilte sie nach Hause und versicherte ihrem Vater, sie könne in ihrer Wahl nicht länger anstehen, denn alles Aussteuern käme mit seinen vortrefflichen Geistesproducten in keinen Vergleich. Der Vater überreichte ihr nun das Manuscript voll Entzücken, daß er eine Tochter von so richtigem Geschmack und Kennerurtheil habe.

Herr **Scribe**, der unerschöpfliche französische Lustspieldichter, hat sich kaum glaubliche Summen mit der Feder erworben. Seit sein erstes Stück auf der Bühne erschien, hält er genau Buch über den Ertrag seiner Arbeiten. Dreißig Jahr ist es her, daß sein erstes Lustspiel (1811) im Theater des Vaudevilles gegeben wurde; dies längst vergessene Stück hieß „der Derwisch". Am 31. December 1840 zeigte Scribe einigen Freunden sein Rechnungsbuch und es ergab sich, daß er im bezeichneten Zeitraume von den französischen Theatern nicht weniger als 2,102,000, sage zwei Millionen, hundert und zweitausend Franken eingestrichen hat!!

Anekdote von **Scribe**. Die Leipziger „Theater-Chronik" theilt sie in Folgenden mit: Es war in der Nacht unmittelbar nach Aufführung des Stückes „Malvina, oder: die Heirath nach Neigung." — Eben hat es zwei Uhr Morgens geschlagen, uud der Verfasser suchte vergebens die Ruhe; ein dumpfer Wiederhall von den Beifallsbezeigungen des Abends trafen sein Ohr und weckten ihn wieder auf, so oft er die Augen schließen wollte, und sich selbst zum Trotz, begann sein Geist einem neuen Erfolge nachzujagen. Plötzlich hört er Tritte in der Rue Olivier-Saint-Georges. Man klopft an die Thür des Hotels. Auf der Treppe und in dem Zimmer entsteht Bewegung und es lassen sich Stimmen vernehmen. Ein Bediente kommt herauf, öffnet, und tritt mit einer Kerze ein. — „Was geht denn vor? Was will man von mir?" „Mein Herr," entgegnete der Bediente, ein großer Bewunderer des Herrn Bordler und seines Amtes: „Mein Herr, hier ist ein Brief, den in Ihre Hände zu geben man mich berief." „Um diese Stunde! Gieb her! Wer hat ihn gebracht? Gieb das Licht her." — Eine dicke Frau, mit rothem Gesicht, unordentlichen Haaren

und ganz außer Athem, aus der wir nicht ein einziges Wort bringen konnten. — Der Brief wird entsiegelt und mit den Augen verschlungen. — Gut; es ist keine Antwort darauf. Zünde die Lampe wieder an." — Und als der Bediente fort ist, wird der Brief wieder gelesen, zugemacht, wieder geöffnet und abermals gelesen. — Ihr glaubt wohl, ein süßes Geheimniß, ein Liebesbrief? Nein, kein Wort von Liebe. Etwas Besseres als das. Der Brief war mit zitternder Hand von einer alten, vielleicht armen Frau geschrieben, von einer Mutter, bloß einige Zeilen, die aber das Herz mit Stolz erfüllen mußten. — „Mein Herr, ich wohnte diesen Abend mit meinen Kindern der ersten Vorstellung von „Malvina" bei. Nach unserer Rückkehr wartete meine älteste Tochter, bis ich allein war, und warf sich mir zu Füßen; sie gestand mir unter Schluchzen, daß sie auf dem Punkte stehe, mit einem jungen Menschen ein Liebesverhältniß einzugehen, der ihrer unwürdig sei; Ihr Stück hat ihr die Augen geöffnet, ihr Gewissen beruhigt und ihre Liebe zerstört; sie fühlt aufrichtige Reue und ist in meinen Armen. Meine ganze Familie schläft. Ich und sie, wir wachen allein, und weinen vor Freude, vor Dankbarkeit. Sie werden uns nie kennen lernen, aber seien Sie überzeugt, daß Ihr Name uns stets heilig bleiben wird. Könnte doch dieser Gedanke einigen Werth für Sie haben; Sie haben uns die Ehre und das Leben gerettet!"

Scribe. Eines der passendsten Wappen führt Scribe: zwei kreuzweis gelegte Federn über einem Tintenzeuge.

Scudery. Ein junger erotischer Dichter, Isarn, hatte einige Verse zum Lobe des Cardinals Mazarin verfertigt. Er las sie dem Fräulein von Scudery vor, die hierauf zu ihm sagte: „Erwarten Sie kein Lob von mir über diese Verse. Man muß von einem großen Manne kein so kleines Bild machen, wie von einer Geliebten. Das letztere ist dazu bestimmt, es für sich zu behalten und zu verbergen, aber das erstere muß so groß sein, daß man es der ganzen Welt zur Schau ausstellen kann."

— Der Graf Büssi-Robulin war sehr geistreich, aber auch sehr zügellos in seinem Lebenswandel. Fräulein von Scudery schrieb einst an ihn: „Ihre Tochter hat so viel Verstand, als wenn sie täglich Ihres Umganges genösse, und dabei ist sie so tugendhaft, als wenn sie nie in ihrem ganzen Leben Sie gesehen hätte!"

Seciren. In einer Gesellschaft wurde von einem berühmten Naturforscher erzählt, daß er seine Tante secirt habe. Eine der anwesenden Damen wunderte sich in den lautesten Ausdrücken des Miß-

fallens über die Gefühllosigkeit des Anatomen. Einer der Anwesenden suchte sie mit der Bemerkung zu beruhigen: „Sie müssen bedenken, die Tante war todt!“

Lebendig **Seciren.** Folgende Anekdote theilt Fürst Pückler mit: Ernst Mensen, der norwegische Schnellläufer, in Deutschland unter dem Namen: Mensen-Ernst bekannt, traf in Göttingen mit dem Anatomen Langenbeck zusammen, der ihn mit Bitten bestürmte, sich den Leib aufschneiden zu lassen, um einige Untersuchungen über die unbegreifliche Beschaffenheit seiner Lunge und Milz anzustellen. Der Arzt versicherte dem Schnellläufer, die Sache sei eine Kleinigkeit und spätestens in einer Woche Alles wieder zugeheilt. Da aber Mensen sich beharrlich weigerte, sich bei lebendigem Leibe seciren zu lassen, gerieth der Anatom in einen heftigen Zorn darüber, daß der Norweger sich nicht zu einem so kleinen Opfer für die Wissenschaften verstehen wolle. Mensen ward angst und bange, und er lief eines Tages heimlich aus Göttingen hinweg — nach Petersburg.

Die lebendig **Secirte.** Ein junger Berliner Taugenichts hatte eine alte, sehr reiche Wittwe geheirathet, und genoß auf ihre Kosten des Lebens im vollen Maße. Mehr noch als die Nichtachtung, mit welcher ihr Mann sie behandelte, beunruhigte die alte Dame der Gedanke, er möchte sich ihrer zu entledigen suchen. Eines Tages, als sie diesen Träumen mehr als gewöhnlich nachhing, und sich nach einer Speise etwas unwohl befand, rief sie aus: „Ich bin vergiftet, ich bin vergiftet!“ — „Vergiftet?!“ fragte ihr leichtsinniger Gatte erstaunt, „wer jlobst Du, der det gewesen sein könnte?“ — „Du,“ rief die Alte mit verstörten Zügen, „Du! Kein Anderer!“ — „Was? ich?“ fuhr der Gemahl entsetzt auf. „Ich ein Mörder! Sogleich gehe ich zum Dokter. Du mußt ogenblicklich jeöffnet werden.“

Michel Jean **Sedaine**, Schauspieler und Dichter, Mitglied der französischen Akademie, und Sekretär der Akademie der Baukunst, war der Sohn eines Baumeisters, und fühlte sich durch den Tod seines Vaters verpflichtet, für seine Mutter und seine jüngern Geschwister zu sorgen. Deßwegen entschloß er sich rasch, und verdingte sich als gemeiner Maurer. Durch rastlosen Fleiß brachte er es endlich bis zum Meister, und als solcher erst glaubte er seiner angebornen Leidenschaft für die Bühne nachhängen zu dürfen. Er verwendete daher seine Mußestunden dazu, daß er mehrere Stücke abfaßte, die entschiedenen Beifall fanden. Im 35. Jahre trat er als Schauspieler auf, und gehörte in kurzer Zeit zu den bekanntesten und beliebtesten Mitgliedern der französischen Bühne. Natürlich, daß er um so eif-

riger für das Theater arbeitete. Er erlebte auch ungemeines Glück mit seinen Stücken, indem mehrere derselben noch bei seinen Lebzeiten über hundert Mal aufgeführt wurden. Dadurch wurde er in eine ganz behagliche Lage versetzt, und starb in einem Alter von 78 Jahren allgemein betrauert. — Wir Deutsche kennen viele seiner Producte aus verschiedenen Uebersetzungen.

Seekranke auf der Eisenbahn. Ein Bote holte kürzlich in Magdeburg einen praktischen Arzt ab, um seine Hülfe zweien fremden Herren angedeihen zu lassen, die eben mit dem Dampfwagen angelangt wären, und sich in einem sehr schlimmen Zustande befänden. Der Arzt erschien, und auf die Frage, was den Fremden wohl fehle, erklärte er, sie seien seekrank! — Diese Diagnose stellte der berühmte Sohn Aeskulaps in Folge eines Mißverständnisses; der Bote hatte nämlich schnell gesprochen und der Arzt statt Dampfwagen — Dampfschiff verstanden, während die Kranken wirklich auf der Leipziger Eisenbahn angelangt waren.

Keine Seele. Herr S... wollte einen Bekannten besuchen; er hatte diesen schon von Weitem im Fenster liegen sehen, solcher aber sich schnell zurückgezogen, und als er in's Haus trat, und vor der Wohnung desjenigen die Schelle zog, den er besuchen wollte, öffnete eine Magd die Thüre, und sagte: „Es ist keine Seele zu Hause." „Sie ausgenommen, meine Tochter," sagte er, „kann das wahr sein. Madame und die Kinder sind vielleicht ausgegangen, was aber den Herrn betrifft, so habe ich ihn zwar aus dem Fenster liegen sehen, aber das beweist nichts, der hat keine Seele."

Recensionen in **Seemannsausdrücken.** In einer Literaturzeitung ist über Coopers Roman „die Wassernixe" oder der Streicher im Meere (Berlin, Dunker und Humblot) ein Urtheil in Seemannsausdrücken gegeben. Nachdem der Recensent den Inhalt im Auszuge mitgetheilt, fährt er fort: Dieß ist der Umriß des Cooperschen Dreideckers oder Dreibänders mit Andeutung der hauptsächlichsten Passagiers, welche sich am Borde desselben befinden. Der Rumpf ist gezeichnet, der Kiel leicht und vollständig getakelt und wird in die Herzen mancher Leserin tief einschneiden; die Masten sind schlank und kräftig genug, um die mannigfaltigen nach dem Gegenstand und nach dem Bau der Zeit geformten und eingerichteten Segel zu tragen, in der oft wildbewegten See hebt und lenkt sich das gut balancirte Gebäude mit Würde und Anmuth, und man erkennt in der Weise, wie die weit ausgestreckten Raaen, die symmetrisch gehaltenen Spieren von vielen dünnen zarten Beinen durchwebt bewegt werden, den geschickten Seemann, welcher das Meer genau kennt, das er beschifft. Es ist

möglich, daß mancher vom Strand aus es für ein Fahrzeug aus Nebel halten wird, das auf den Spitzen der Wellen hintanzt, wie eine flatternde Möve. Andere werden das Logbuch für viel zu weitläufig halten, und Dinge darin finden, die kein echter Matrose erträgt. Andere, welche die Fahrt als Müssiggänger mitmachen, werden einer Anwandlung von Seekrankheit nicht entgehen, vielleicht auch sich des Gähnens nicht enthalten, wenn das Schiff zu lange zwischen Wind und Wasser liegt, mindestens muß man bedenken, daß jede kürzere Seefahrt neben ihren Reizen auch Unbequemlichkeiten hat, und daß sie größtentheils vergessen sind, sobald der Ruf Land! vom Mastkorb ertönt; die gesunde und kräftige Seeluft wirkt übrigens auf alle die wohlthätig nieder, deren Nerven durch die Lectüre unserer Almanachs-Novellen geschwächt sind.

Segel. Frau von B. war die Geliebte des Herrn von A. — Sie verlor ihren Gatten, und die Damen machten darüber ihre Glossen, daß sie nicht, wie es Sitte war, als Wittwe in Trauer ging. „Bedenken Sie doch, meine Damen," sagte ein Graf, „ein Schiff, das vor Anker liegt, zieht keine Segel auf."

Graf **Ségür** las eines Tages sein neuestes Werk, ein Trauerspiel, dem Fürsten Potemkin vor, in dem alle Vorfälle durch Briefe herbeigeführt wurden. „Herr Graf," rief der Fürst aus, „ist denn heute Posttag?"

Wie Sie sehen. „Wie geht es Ihnen?" fragte Jemand einen seiner Freunde. — „Wie Sie sehen!" war die Antwort. „Da bedaure ich Sie," antwortete Jener, „denn ich sehe sehr schlecht."

Vortheile des Schlecht-**Sehens.** Zwei Männer gingen mit einander spazieren, da rief der Eine: Sieh, dort kommt Dein Weib. Der Andere: Wo denn? Der Eine: Dort. Der Andere: Ich sehe sie nicht. Der Eine: Sieh nur dort, dort! Der Andere: Ich sehe sie noch immer nicht, und das ist einer von den guten Diensten, die mir mein schlechtes Auge erweist.

Sehenswürdigkeiten. Ein reisender Professor der Thier-Abrichtungs-Kunde kam jüngst in ein Dorf, wo er unter Trommelschlag kund und zu wissen machte, er würde heute Abend in der eigens dazu vorgerichteten Wirthshaus-Scheune ein entsetzliches — nirgends noch erblicktes Ungeheuer sehen lassen. Halb Fisch — halb Hund — sei dieses Exemplar, seit Anbeginn der Schöpfung das einzige. Weit erstaunenswürdiger wären aber noch die mimischen Künste und plastischen Darstellungen, auf welche er sich mit diesem Thier — gewiß

zur vollen Zufriedenheit eines verehrlichen Publikums — heute Abend gegen ein billiges Entree von fünf Groschen einlassen könne. — Das ganze Dorf versammelt sich zur bestimmten Zeit. Der Principal verfügt sich, nachdem er alle eingegangenen fünf Groschen in Sicherheit gebracht hat, hinter einen Vorhang — nach einer ewigen Pause — da eben der Grimm der schaulustigen Menge keine weitere Steigerung duldete, obwohl zwei barbarische Geiger die entstandene Lücke nach Leibeskräften auszukratzen bemüht waren, tritt er endlich bestürzt und mit kläglichster Miene vor sein strenges Auditorium, und erklärt unter Händeringen: Es wäre für heute an keine Künste zu gedenken. Sein größter Schatz auf Erden — die erste Seltenheit der Welt — sein armes Thier, sei plötzlich erkrankt, und befinde sich trotz aller so eben angewandten Mühe, in so miserablem Zustand, daß er billig Scheu tragen müsse, selbiges an einem öffentlichen Ort zu produciren. Die erzürnten Bauern murrten, und unter ihrem ziemlich lauten Schimpfen und Drohen erschreit sich der Redner nochmaliges Gehör: „Preiswürdiges Publikum! Lassen Sie sich dienen! Jeder, der heute gezahlt hat, hat Morgen freien Eintritt; und die morgenden Salto-mortale meines doppelten Thieres sollen gewiß die heute angekündigten weit übertreffen. Ganz unbefriedigt sollen Sie mich auch jetzo nicht verlassen, nur bitte ich Sie um des Himmels willen, begnügen Sie sich für heute mit der Bekanntschaft der Aeltern meines unsichtbaren Patienten. — „Und wirklich wenig Minuten darauf wagt sich der Schalk in Gesellschaft eines Pudels hervor, deutet auf einen ungeheuren Karpfen, der in einer Schüssel zappelt, und ruft mit erhöhter Stimme: „Schaut hier die Mutter, dort Frippon, den Vater!" Die Bauern erstaunten. Ein Doppel-Tusch der beiden Geiger hob den letzten Zweifel. — Man ging recht zufrieden aus einander. Den andern Tag war der Schelm davon.

Sehenswürdigkeit. In London las man in den Zeitungen, es wäre in der Straße N. Haus-Nr. . . ein Fuhrwerk zu sehen, das ohne Pferde, Esel oder sonst ein Zugvieh in Bewegung gesetzt würde, und daß man es für eine Kleinigkeit in Augenschein nehmen könne. Man war sehr neugierig, solch ein mechanisches Kunststück zu sehen, und es fehlte nicht an Zuspruch. Der Künstler wies einen Schubkarren.

— Ankündigung von einem Flohbändiger. Man liest im Bremer Wochenblatte: Gestern ist Herr Ventotto aus Turin angekommen, welcher jeden Floh zu bändigen versteht. Er bedarf hierzu keiner abgerichteten, sondern nur wildfremder, welcher bisher keinen Begriff von Dressur hatten. Er bittet deshalb die Damen, die unterschiedlichsten Flöhe mitzubringen. Herr Ventotto braucht nicht zu wissen, wie

viel Flöhe unter den anwesenden Damen zugegen sind, er wird sie sogleich entdecken, sie kommen alle zum Vorschein, sobald er auf seiner Flohpfeife die französische Melodie anstimmt: couleur de puce c'est mon plaisir. Eintrittspreis: 6 Silbergroschen. Herren mit Flöhen bezahlen die Hälfte, Hunde sind ganz frei.

Seicht! Sonderbar. Es ist sonderbar, daß viele unserer modernen literarischen Erzeugnisse trotz ihrer außerordentlichen Wässerigkeit dennoch immer *seicht* bleiben.

Vor mehreren Jahren wurde ein junger **Seehund** in der Clew Bay gefangen und in der Küche eines Herrn, dessen Haus an der Seeküste lag, gezähmt. Er wuchs heran und zeigte große Anhänglichkeit an das Haus und dessen Bewohner; er spielte mit den Kindern wie eine junge Katze, und folgte seines Herrn Ruf wie ein Hund. Er ging täglich ins Wasser, und brachte, nachdem er sich selbst gesättigt, immer einen Salm oder andern guten Fisch ins Haus. Sein höchster Genuß war, im Sommer in der Sonne und im Winter vor dem Feuer zu liegen, oder in den großen Ofen zu kriechen, deren sich in jeder irländischen Küche einer befindet. Vier Jahre hatte das gute Thier auf diese Weise gelebt, als eine Krankheit unter des Hausherrn Vieh ausbrach, wogegen alle gewöhnlichen Mittel fehlschlugen. In dieser Noth wandte man sich an ein Weib, das im Rufe der Zauberei stand und die Hexe versicherte dem abergläubischen Mann, die Krankheit komme daher, weil er ein unreines Vieh im Hause halte, und ihre Künste würden nichts helfen, wenn er es nicht wegschaffe. Der Mann ließ den Seehund in ein Boot thun und jenseits der Clareinsel ins Wasser werfen, in der sicheren Erwartung, ihn nie wieder zu sehen. Das Boot kam zurück, die Familie ging zu Bette und am andern Morgen lag der Seehund wieder auf seinem alten Platze am Ofen. Nun übergab man das Thier einem Fischer, welcher versprach, dasselbe nicht eher ins Wasser zu werfen, als bis er mehrere Stunden weit weg wäre. Es geschah. Ein Tag und eine Nacht vergingen; der zweite Abend ging zu Ende und die Magd löschte eben das Feuer für die Nacht aus, als etwas an der Hausthür kratzte. Sie glaubte es sei der Hund, und öffnete; aber wer kam, war der Seehund. Müde von seiner lange Reise, drückte er winselnd seine Freude aus, daß er sich wieder zu Hause fand, legte sich vors Feuer und verfiel in einen festen Schlaf. Dies wurde sogleich der Hexe gemeldet, und da es für unheilbringend gilt, einen Seehund umzubringen, so rieth sie, man solle dem treuen Thiere die Augen ausstechen, uud es geblendet dem Meere übergeben. Der Unmensch ließ sich auch diesen Rath gefallen; vor dem Feuer, das es so oft gewärmt, wurde das arme Geschöpf blutig des Gesichtes beraubt, und ins

Waſſer geworfen. Es verging eine Woche, das Hausvieh wurde immer ſchlimmer und die Hexe wußte keinen Rath mehr. In der Nacht erhob ſich ein fürchterlicher Sturm; zwiſchen dem Heulen des Windes vernahm man dann und wann ein leiſes Winſeln vor dem Hauſe; aber Niemand wagte es, nachzuſehen. Als man am Morgen die Thür öffnete, lag der Seehund vor derſelben, aber todt — der Hunger hatte ihn umgebracht.

Was iſt Dir lieber als eine **Seejungfer?** Nachdem Einer die Abbildung einer ſogenannten Seejungfer betrachtet hatte, ſagte er: „Nein, da ſind mir unſere Landjungfern doch lieber.“

Seide. Gegen die Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts erzählten einige chriſtliche Miſſionäre, nach ihrer Rückkunft aus dem chineſiſchen Reiche, unter andern Wundern einen Stoff geſehen zu haben, welcher, von einer Art von Würmern gewoben, reicher, als alle, die man bisher in Europa kannte, und glänzender, als der Purpur der Könige, nichts deſto weniger in China dem Volke zum gewöhnlichen Anzuge diene. Durch Verſprechungen und Belohnungen ließen ſie ſich endlich zu einer zweiten Reiſe überreden, um jenes werthvolle Inſect zu bringen. Allein nur mit höchſt bedeutenden Schwierigkeiten gelang es ihnen, eine gewiſſe Menge von Seidenwürmern zu erhalten, die ſie in einem Bambusrohre einſchloſſen. Auf dieſe Weiſe wurde die Seide in Europa eingeführt, und ſchnell nach Kleinaſien und Griechenland gebracht, ſich lange Zeit in ſolchem Werthe erhaltend, daß nur die Reichſten ſich damit bekleideten. Man erzählt, daß ein Kaiſer ſeine Gemahlin verſtieß, weil ſie ein Kleid von Seide verlangt hatte, indem er ſagte, daß es ihr nicht gezieme, ein Beiſpiel von ſo großem Luxus zu geben.

Seiden-Locken. In einem geſelligen Cirkel fand ein fremder angekommener Dichter die blonden reichen Locken eines anweſenden Mädchens ſo reizend, daß er in ſeiner poetiſchen Entzückung ein Gedicht darauf machte, unter dem Titel: „die ſeidenen Goldlocken.“ Er ſuchte bei der Mutter Zutritt ins Haus zu erhalten, welches ihm ſehr leicht gelang. Eines Morgens wollte er die Beſungene mit dem Gedichte überraſchen, und zugleich das unnennbar ſüße Entzücken genießen, dem Mädchen aus dem reizenden Morgen-Negligee die ſonſt neidiſch verhüllten üppigen Formen abzulauſchen. Er tritt ein, findet die Schöne vor dem Toiletten-Spiegel, doch wer beſchreibt ſeine Beſtürzung, die ächten **ſeidenen** Wiener-Goldlocken liegen auf dem Tiſchchen, und das Mädchen nickt ihm einen guten Morgen zu mit — brennend rothen Haaren!

Neue Seife. In der Parfümerie-Fabrik von Treu und Ruglisch ist laut einer Anzeige eine vortreffliche Seife erfunden worden, welche nicht allein Schmutz, sondern alsbald auch von dem Verdachte desselben reinigt.

Seifensieder. Warum haben die Seifensieder einen Löwen im Schild? Weil ein Seifensieder, wie die Löwen, keinen Hahn krähen hören kann. Denn wenn der Hahn kräht, wird es Tag, und am Tage braucht man keine Kerzen.

Anton **Seignorets.** Daß unter die wichtigsten Geschenke der neueren Zeit: Buchdruckerei, Kartoffel und Schutzpocken gehören — wer möchte dies läugnen? Haben Jennern seine Zeitgenossen mit Gold und Ehre belohnt, hat Gutenberg's Erfindung die Nachwelt durch Jubelfeste gefeiert, so ziemt's sich wohl, auch des Mannes, der vor etwa 135 Jahren das unterirdische Wurzelbrod zuerst nach Deutschland brachte, in deutschen Blättern mit Ehren zu gedenken. Schon vor dem Ablaufe des sechszehnten Jahrhunderts wurde diese unschätzbare Gabe der neuen Welt in Italien, Irland und England gebaut, aber das übrige Europa entbehrte sie. In Paris kam die Kartoffel im Jahre 1616 als Seltenheit zum ersten Mal auf die königliche Tafel. Durch das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch finden sich von ihrem Vorhandensein in Deutschland nur geringe Spuren, z. B. im Vogtlande, wo sie ein Bauer, der einige Zeit in England gewesen war, zuerst gepflanzt hatte. Endlich lernte der Waldenser Colonist Anton Seignorets von Wurmberg, Maulbronner Oberamts, die segenvolle Frucht auf seinen Reisen in Irland kennen, und brachte sie 1710 ins Würtembergische. Von hier aus verbreitete sie sich in ganz Schwaben und in die Rheingegenden, wurde allmählig fast in ganz Europa einheimisch, fristete in den Mangeljahren 1770 bis 1771 Tausenden das Leben, und verschaffte Würtemberg ungeheure Summen. Dieser Name verdient gewiß unter den Wohlthätern der Menschheit zu glänzen.

Der Seiler. Als das Parlament, welches den König Karl II. seiner Würde entsetzte, Sitzung hielt, kam ein Bürger aus London zufällig in das Haus der Gemeinen. „O," rief er aus, „das sind schöne Herren, ich möchte für sie mein Lebelang umsonst arbeiten!" — „Von welcher Profession seid Ihr denn?" fragte ihn ein Mitglied. — „Ich bin ein Seiler," war die Antwort.

Solcher Lohn gebührt den **Seiltänzer**-Bravouren. Vor etlichen Jahren kam in Agram eine Seiltänzerbande an, die auf einem großen Platz in der Unterstadt, wo sich fortwährend eine Masse Volks aus allen Ländern herumtreibt, ihre Sprünge machten. Ich ging mit mei-

nen Zöglingen auch dahin und sah, wie die Kerls ein hohes Seil aufgespannt hatten, der Eine stolz hinaufstieg, ein Kind von vier bis fünf Jahren frei in der Hand haltend, zuweilen schwenkte er es auch im Kreise herum, daß es einem ganz kalt durch die Adern lief. Als der Akrobat aber wieder mit diesen Manövern herunterging und unten, sich bedeutend in die Brust werfend, den Beifall des Publikums erwartete, machten sich zwei Bauern aus den Zuschauern hervor und prügelten ihn unbarmherzig durch, weil er so grausam gegen das Kind gewesen sei. Das Publikum klatschte und die Bauern entfernten sich ohne Aufenthalt."

Sein oder nicht sein. Einige Studenten fuhren in Gesellschaft eines Engländers den Rhein hinauf, jener wandte sich alle Augenblicke mit Fragen an sie über die Namen der Orte, bei welchen sie vorbeisegelten. Als sie nun die Ruinen und das Dorf Sayn erreicht hatten, und der Engländer wieder fragte, behaupteten Einige, es wäre Sayn, Andere aber bestritten es. „Ach mein Herr," sagte endlich einer zu dem einer Antwort entgegen harrenden Britten, „das ist die berühmte Stelle, von welcher schon Shakespeare sagt: Sein oder Nicht — Sein."

Sein oder nicht sein. Ein Schauspieler sollte bei einem Theaterdirector, der ihn engagiren wollte, zur Probe declamiren. Er fing mit seiner schlechten ohrenzerreißenden Stimme an: „Sein oder nicht sein, das ist die . . ." „Halt!" rief der Director schnell dazwischen, „Nicht sein, nicht sein! auf alle Fälle ist kein Platz für Sie."

Sein oder nicht sein. Ein junger Herr ging als Ritter auf die Maskerade, aber unglücklicher Weise erkannte ein Krämer die goldene Kette, die er ihm vor langer Zeit abgekauft, aber nicht bezahlt hatte; dieser wollte sein Eigenthum zurück haben, und sie geriethen in einen so heftigen Wortwechsel, daß eine große Anzahl von Zuschauern sich versammelte, um selben anzuhören, bis endlich ein Hamlet die Menge theilte, und pathetisch anfing; „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage." „Mein Gott!" unterbrach ihn der Krämer, „ist da auch noch was zu fragen, — sie ist nicht sein."

Vortheilhafte **Seite.** Wenn ein Kaufmann mit irgend Jemand ein gutes Geschäft abgeschlossen hat, so sagt er: „ich habe den oder die von einer sehr vortheilhaften Seite kennen gelernt."

Seite. In der Schlacht bei Carpi 1701, in welcher Prinz Eugen die Franzosen schlug, setzte sich der Marschall Catinat an die Spitze mehrerer Haufen, welche er in Eile gesammelt hatte, um von

neuem einen Angriff auf die siegenden Oesterreicher zu wagen. Einem Offizier, welcher ihm vorstellte, daß Alle einem unvermeidlichen Tode entgegen gingen, antwortete er: „Es ist wahr, der Tod ist vor uns, aber die Schande hinter uns, — was wählen Sie?“ — „Ich,“ erwiederte der Offizier: „ich würde mich dann nach der Seite wenden.“

„Jede Sache in der Welt hat ihre schöne **Seite**“ — sagte ein Gefangenwärter, einen armen Teufel trösten wollend, der schon lange eingesperrt war. „Mag sein,“ versetzte dieser — „aber die schöne Seite des Gefängnisses ist nie inwendig.“

Nach verschiedenen **Seiten.** In einem Ritterstück ward der Regisseur in dem Augenblicke abgerufen, als eine große Menge Ritter, auf dem Theater versammelt, eben abgehen sollten. Es entsteht Verwirrung, und ein dicker Statisten-Ritter, der nicht rechts noch links weiß, fragte voll Verzweiflung in den Souffleurkasten hinab: „Zum Geier, wohin muß ich denn abgehen!“ — „Nach verschiedenen Seiten!“ flüsterte ihm der Befragte zu, nachdem er einen raschen Blick in's Buch geworfen.

Sekretär. Selten verdient ein Sekretär (zu deutsch Geheimnißbewahrer) seinen Titel mit so vollem Rechte, als der, dessen der französische Staatsminister Louvois sich einst bediente. Er hatte eine höchst wichtige Depesche von einem auswärtigen Gesandten erhalten, und diktirte die eben so wichtige Antwort, die folgender Gestalt anhub: Sie werden sich wundern, daß ich mich in dieser Sache einer fremden Hand bediene; allein, Sie sollen wissen, das mein Sekretär so komplet dumm ist, daß er nicht ein Wort von dem versteht, was er schreibt.“

Wenn man nicht alles **selbst** macht. Ein Zimmermeister wurde gehängt und zwar auf einen Galgen, den er selbst durch seine Gesellen hatte zusammenzimmern lassen. Als er nun die Leiter bestieg, schmähte er, daß die Sprossen so weit auseinander seien, und daß der ganze Dreibein nicht fest stehe und endete mit den Worten: „Ja, wenn man nicht Alles selbst macht, und sich auf seine Leute verläßt, so wird nichts ordentlich gemacht.“

Der **Selbstbetrug.** Zwei Gichtkranke befanden sich im Bade und ließen sich von den Badedienern die Füße frottiren. Der Eine schrie dabei ganz erbärmlich, der Andere, ein Böhme, sah phlegmatisch zu und lächelte. — Als die Badediener sich entfernten, sagte der Oesterreicher zum Böhmen: „Herr! ich muß Sie bewundern, Sie können mit Ruhe viel Schmerz ertragen.“ „Ja,“ antwortete der Böhme,

„hat me gar nit weh gethan, hab' ich Krankenwärter suppt, hab ich gesunde Fuß meinige zum Frottiren gegeben."

Selbstgefallen.

Wer sich zu sehr gefällt,
Mißfällt gewiß der Welt. —

Selbstgefälligkeit. Der Baron von W..., ein ausgemachter Harpagon, verlor einst in einer Gesellschaft eine beträchtliche Summe mit vieler anscheinenden Ruhe. — Nach beendigtem Spiel sagte er mit einer Art von Selbstgefälligkeit: „Nicht wahr, bei allem meinem großen Unglück hab' ich doch nicht ein böses Wort gesagt?" „Das glaub ich," versetzte Einer: „denn großer Schmerz ist stumm."

Selbstkenntniß. Eine Dame, die im Wuchs dem Aesop glich, nahm eine ihrer Freundinnen bei Seite, und sagte ihr: „Ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich nicht gar zu gut gewachsen bin."

Der **Selbstmörder.** Ein Bedienter brachte seinem Herrn folgende Neuigkeit nach Hause: „Im Prater sei ein Herr mit seinem Pudel todt gefunden worden." „Haben ihn Mörder angefallen?" fragte der Herr. „Nein," antwortete der Bediente, „der Mann hat sich zuerst selbst und dann seinen Pudel erschossen."

Selbstmord. Während der französischen Revolution stieg das Elend zu einem sehr hohen Grade, und die Selbstmorde nahmen in Paris von Tag zu Tag immer mehr zu. Der National-Convent stellte in seiner Sitzung die Preisfrage auf: wie dem am Besten überhand nehmenden Selbstmorde Einhalt gethan werden könne? — Am folgenden Tage, als der Convent sich wieder versammelt hatte, kam ein versiegelter Brief an den Präsidenten, mit der Aufschrift: Patriotische Lösung der gestern gemachten Preisfrage. — Voll Neugierde öffnete man den Brief, und fand folgende Worte: „Meine werthen Herren! Beweisen Sie unumstößlich dem Volke, daß auch Jenseits ein solcher National-Convent wie in Paris bestehe, und — es wird sicher Niemandem mehr einfallen, sich selbst das Leben zu nehmen."

Selbstmord. Herr A** empfing einen Brief von einem Freunde, der ihm seine Widerwärtigkeiten klagte; er war höchst leidenschaftlich geschrieben, und deutete darauf hin, daß er des Lebens bis zum Selbstmorde überdrüssig sei. — A** antwortete ihm: „Auf Ihren langen Brief, mein theurer Freund, weiß ich Ihnen nichts zu antworten, als die sehr zu beherzigenden Worte des Fräuleins von Scuderi: Das Leben ist zu kurz zum Selbstmorde; Ungeduld ist nicht der Mühe werth."

Speculation im Selbstmorde. Man liest im Journal general des Tribunaux: Seit mehreren Jahren beging ein gewandter Spitzbube zu London, ein vorzüglicher Schwimmer, jeden Monat drei oder vier Selbstmorde an sich. Im Sommer stürzte er sich in die Themse, und wählte sorgfältig einen Platz dazu, der von der vornehmen Welt stark besucht war. Ein Mitgenosse zog ihn in dem Augenblicke aus dem Wasser, als er untersinken wollte, und brachte ihn an's Ufer. Er sagte der Menge, die sich um Beide drängte, daß es ein armer Arbeiter, einer seiner Freunde, und schon lange Zeit in dem erschrecklichsten Elend sei. Alle Zuschauer suchten in ihren Taschen, und gaben diesem Unglücklichen ein oder zwei Schilling. Mehr als einmal betrug diese Einnahme 100 bis 200 Fr. Als aber der Herbst kam, mußte er eine andere Todesart suchen. Das Wasser in der Themse ist im Winter nicht warm. Unsern Patron brachte dies in keine Verlegenheit; er ersäuft sich nicht mehr, er erhenkt sich bei einbrechender Nacht; er befestigt einen Strick an einen Laternenpfahl an einer Straßenecke oder auf den besuchtesten Plätzen, und darauf, indem er das andere Ende des Strickes um seinen Hals schlang, stieg er auf den Pfahl oder auf einen Brunnen in der Nähe und stürzte sich selbst in die Ewigkeit. Der Mitgenosse, der sogleich herbeisprang, schnitt den Strick mit seinem Messer ab und rief um Hülfe. Die Menge sammelt sich, die Equipagen hielten still, man fragt, was vorgefallen, und erfährt zum Erstaunen, daß das Elend einen jungen Arbeiter genöthigt habe, sich zu erhenken, und ein Regen von Schillings, manchmal auch Kronen, füllten die Kappe des Unglücklichen. Vor einigen Tagen jedoch lief der gewöhnliche Mitgenosse nicht schnell genug unserm Patron zu Hülfe, der schon die Zunge zwei Zoll lang herausstreckte, als der Strick abgeschnitten wurde. An diesem Tage schwur er, daß er die glückliche Idee, sich selbst um's Leben zu bringen, um sein Brod zu verdienen, nicht mehr ausüben wolle. Er hat Wort gehalten. — Schon geraume Zeit wußte man nicht, welchem Umstande man das Abnehmen der Selbstmorde, die man früher so häufig in der Hauptstadt gesehen hatte, zuschreiben sollte. Man verlor sich in tausend Vermuthungen; der Mitgenosse hielt nicht saubern Mund, und so kam die Sache an den Tag.

Verschiedene Arten von **Selbstmord.** Lord K . . . . . war der größte Melomane der drei Königreiche; einmal wöchentlich versammelte er Alles, was London an Musikern, Sängern und Componisten Ausgezeichnetes darbot. Im verflossenen Monate kündigte er ein außerordentliches Abend-Concert an, und lud mehr Gäste als gewöhnlich dazu ein. Die Gesellschaft wurde in einem großen, mit schwarzem Sammet (worauf das Wappen des Lords in Silber gestickt war) ausgeschlagenen Saal empfangen; an den vier Ecken brannten Lampen,

welche ein düsteres Licht verbreiteten. Das Orchester war in dem anstoßenden Zimmer nur durch einen Vorhang von der Gesellschaft getrennt. Anfangs wunderte man sich über Mylords Idee; da aber die Damen bald bemerkten, daß die Weiße ihres Teints in solcher Beleuchtung noch gehoben wurde, so erwarteten sie mit Geduld den Anfang der Musik. Das berühmte Stabat mater begann, Lesuar's hehre Todtenmesse folgte; plötzlich ein Knall, die ganze Gesellschaft erhob sich in Tumult, wurde aber sogleich starr und stumm, als der majestätische Gesang des Requiem anhob. Entsetzen bemächtigte sich Aller, als ein Diener mit dem Ruf herbeistürzt: „Mylord ist todt!" Wirklich fand man ihn auch leblos auf dem Sopha in seinem eleganten Boudoir hingestreckt, und ein Schreiben auf dem Kamin des Inhalts: „Ich langweile mich, ich bete die Musik an, ich will, daß Harmonien meinen letzten Seufzer begleiten, so ist es besser, als in Siechheit zu enden. Ich habe den Musikern befohlen, das Requiem anzustimmen, sobald ich durch einen Pistolenschuß das Zeichen gegeben haben werde; sie verkünden meinen Tod; im Fall sie nicht gehorchen, soll ihnen keine Zahlung werden, sie würden die Ruhe meiner Seele entwendet haben. Ich sage meinen Gästen ein letztes Lebewohl."

Selbstmord. Eine Frau faßte mitten im Winter den Entschluß, sich ins Meer zu stürzen. Unterwegs ward ihr zufällig ein Gefäß voll kalten Wassers auf den Kopf gegossen, sogleich vergaß sie für immer ihr Vorhaben, und kehrte zitternd vor Schreck und Kälte zurück. — Im schlesischen Regierungsbezirk Oppeln soll sich eine Frau von hundert Jahren erhenkt haben, weil sie von dem Wahne gequält wurde, Gott habe sie, nachdem sie alle die Ihrigen überlebt hatte, aus dieser Welt abzurufen vergessen. — Ein trockener, unbeholfener Schriftsteller hatte ein weitläuftiges Werk über den Selbstmord geschrieben, worin er sehr streng und umständlich bewies, daß der Selbstmord gegen Gott, gegen die Religion, gegen den Staat und gegen die Vernunft sei. Ihm begegnete einst ein Anderer im völligen Tiefsinn, dem man seine schwermüthigen Entschlüsse im Gesichte ansah. „Wo wollen Sie hin, mein Frennd?" fragte ihn der Schriftsteller. „Ich gehe nach der Themse, um mich zu ersäufen," entgegnete der Andere. „Ei, gehen Sie doch noch einmal nach Hause und lesen Sie mein so gründliches und ausführliches Buch über das Unrecht des Selbstmordes." „Ja wohl," erwiederte der Schwermüthige, „eben das öde Durchlesen Ihres unschmackhaften Buches hat mir eine so verdrüßliche Langeweile verursacht, daß ich mich entschlossen habe, mir das Leben zu nehmen." — Ein Kaufmann von 32 Jahren faßte in Folge des Verlustes seines Vermögens den Entschluß, sich durch Hunger zu tödten. Er begab sich in einen wenig von Menschen besuchten Wald, grub sich ein Grab und fing nun, am 15. September 1819, an,

keine Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, als von Zeit zu Zeit etwas Wasser aus einem benachbarten Brunnen, und am 19. September einen Krug Bier und etwas Branntwein. Am 3. October ward er von einem Wirthe sehr schwach und erschöpft gefunden und mitgenommen. Als man ihm mit vieler Mühe etwas Fleischbrühe mit Eigelb eingeflößt hatte, starb er. Er hatte während der ganzen Zeit seines Hungerns ein Tagebuch über seine Gefühle und sein Befinden geführt. — Eine Dame in Paris setzte sich zweihundert Blutegel auf den Unterleib, um sich dadurch zu tödten. Als aber das Anbeißen derselben ihr Schmerzen verursachte, stand sie von ihrem Vorhaben wieder ab.

Selbstmörder. Zur Zeit des Consulats erschien an den Straßen-Ecken zu Paris ein Anschlag-Zettel, der auf Morgen die Leistungen eines Prestigiateurs ankündigte, und als Schauplatz einen, zu ähnlichen Vorstellungen immer benutzten Saal in der Nähe des Palais royal nannte. In ganz lakonischen Ausdrücken versprach der Künstler das Niegesehene zu leisten, und führte auf diesem Anschlag-Zettel Kunststücke an, die freilich schon in ihrer Ankündigung die Möglichkeit weit überstiegen. Bis zur bestimmten Stunde war der Saal gedrängt voll; man wollte sehen, was ein Künstler der Art den Parisern Neues bieten könne. Kein mystisch behangener Tisch, kein Apparat war sichtbar. — Der Künstler trat vor, und machte eine anständige Verbeugung: ein junger Mann, fein und modern gekleidet; bleich war sein Gesicht, aber fest und stark seine Anrede: „Meine Herren und Damen, wohl weiß ich, daß ein Künstler meiner Art in Paris mit nichts Gewöhnlichem auftreten darf, aber ich schmeichle mir auch leisten zu können, was meines Wissens vor mir noch Keiner geleistet hat, nach mir so leicht Keiner wagen wird. — Hier liegt eine Pistole, hier Pulver und Blei; ich bitte Waffe und Munition genau zu untersuchen und dann die Pistole zu laden; ich werde sie von nun an nicht mehr anrühren." Die Pistole, das Pulver, die Kugeln wurden untersucht, und verdachtlos befunden, ein Officier hohen Ranges, durch diesen, und seinen sonstigen Charakter über jeden Verdacht eines Einverständnisses gestellt, lud die Pistole, und wurde nun vom Künstler ersucht, Feuer auf ihn zu geben, sobald er solches commandiren würde. — Der Officier legte die Pistole nieder, mit der Erklärung, er würde nie schießen; „ich habe — setzte er hinzu, „gefunden, daß das Gewehr, so wie Pulver und Blei unverfälscht sind, und sind sie das, so muß Sie auf diese Distanz (es ist nur die Tischbreite) ein Rekrut todt schießen." Der Künstler hatte wirklich die Pistole sammt Pulver und Blei nicht mehr berührt; eine Escamotage war daher nicht denkbar. Nachdem sich Viele geweigert, das Wagstück zu versuchen, trat endlich ein junger Mann hervor, und erbot sich zum Schuß, ergriff die Pistole, spannte, und schlug auf den

Künstler an, nur der Tisch war zwischen dem Schützen und seinem Ziele. Mit fester, sicherer Stimme commandirte der Künstler Eins, Zwei, Drei! — Die Pistole krachte, und der Getroffene wälzte sich in seinem Blute. Die Kugel war mitten durch das Herz gegangen; Alles schrie auf; die Damen eilten hinaus. Die Polizei ließ die Thüren verschließen, und in Gegenwart mehrerer angesehener Zuschauer wurde der Unglückliche untersucht; anwesende Aerzte erklärten ihn für wirklich todt, was auch beim Anblick der Wunde Jedem begreiflich sein mußte. In der Brieftasche des Erschossenen fand sich ein Zettel dieses Inhalts: „Ich will nicht länger leben, aber auch nicht selbst Hand an mich legen, und wählte daher dieses Mittel!“ — sonst keine Papiere, die über seinen Namen, Stand oder Herkunft Nachricht gegeben hätten. Der Name auf dem Anschlagzettel, so wie der auf der Polizei angegebene, war fingirt. Seine Papiere hatte er wahrscheinlich vorher vernichtet.

Merkwürdige Selbstmorde. In einem französischen Dorfe fing plötzlich die Glocke auf dem Kirchthurme zu ganz ungewöhnlicher Zeit an zu läuten. Es war ein dumpfer, ganz seltsamer Klang. Erstaunt eilen einige Leute auf den Thurm und finden am Klöppel der Glocke — einen Erhenkten. Er wurde sogleich abgeschnitten und wieder in's Leben zurückgerufen. So oft dieser Unglückliche nun das Läuten der Glocke hört, befällt ihn eine Nervenaufregung, daß er am ganzen Leibe zittert.

Selbstmörder. Ein Selbstmörder in Irland hinterließ einen schriftlichen Aufsatz. Er sagte unter Anderm darin: Ich erschieße mich auf meinem Zimmer, weil ich durchaus sterben will. Jedem, der es versuchen würde, mich nach meinem Tode wieder lebendig zu machen, erkläre ich hiermit, daß ich mich ihm aus allen Kräften widersetzen werde, sollte ich ihm auch selbst das Leben nehmen müssen.

Selbstmord. Zu Paris beschloß ein englischer Gentleman, wahrscheinlich vom Spleen getrieben, seinem Leben ein Ende zu machen. Er nahm einen Fiaker, und fuhr nach Neuilly. Während der Fahrt entkleidete er sich. Vor dem Dorfe öffnete der Kutscher den Schlag — da stürzte der Engländer, ganz entkleidet, heraus und eilte, so schnell er laufen konnte, der Seine zu, in welche er sich kopfüber hinabstürzte. Dem Flüchtigen folgen, Rock und Hut abwerfen, und sich in das Wasser stürzen, war für den Kutscher das Werk eines Augenblickes. Er ergriff den Engländer am Genick und brachte ihn auf das Trockene. Nun begann eine neue Scene. Der Engliſhman will sich durchaus ertränken, sträubt sich, und rauft sich die Haare aus, immer schreiend: „I am resolved to die.“ (Ich will nun

einmal sterben.) Endlich, da Zureden nichts half, packt der Kutscher seinen Mann auf, wirft ihn in den Fiaker, und eilt zurück im Galopp nach Paris. Am andern Morgen holte er dann seinen Lohn. Der Gentlemen, von seiner Selbstmords-Manie zurückgekommen, ließ ihm 10,000 Frcs. übergeben.

Ein unheilbarer **Selbstmörder.** Ein Lebenssatter stürzte sich zweimal ins Wasser, und wurde zweimal durch einen in der Nähe arbeitenden Tagelöhner herausgezogen. Zum dritten Male erhenkte er sich vor den Augen des Andern. Auf die Frage des Gutsherrn, warum er diese That nicht verhindert habe, gab der Tagelöhner zur Antwort: „Weiß Gott, ich habe ihn zweimal vom Wassertode errettet, und da er vom Kopfe bis auf die Füße tropfnaß war, so glaubte ich, er habe sich bloß aufgehängt, um wieder trocken zu werden."

Warum ist der **Selbstmord** ein Laster? wurde ein Knabe gefragt. Er erwiederte nach einigem Bedenken: „Weil er der Gesundheit schadet."

Selbstmord. Wir lesen in einem Journale: „Man hat im Flusse eine Leiche gefunden, ganz in Stücke zerhackt und in einen Sack genäht..., Umstände, welche jeden Gedanken an Selbstmord ausschließen."

Der zur Gewohnheit gewordene **Selbstmord.** „Kinderchen, was versteht Ihr unter Laster?" fragte ein Schulmeister bei einer öffentlichen Prüfung die versammelte Schuljugend. — „Die Gewohnheit zu sündigen!" war die Antwort. — „Gut. — Ist denn auch der Selbstmord ein Laster zu nennen?" fragte der Lehrer weiter. — „Ja!" schrie die ganze Klasse, wenn er zur Gewohnheit wird."

Der **Selbstschuß.** Wie merkwürdig oft schon berechnete Pläne zum Gegentheil umschlagen, zeigt ein Vorfall, welcher sich in Nordamerika ereignete. Der Sherif einer Grafschaft in dem nördlichen Theile des Staates Missisippi hatte 15—20,000 Dollars an Staatsgeldern im Hause: eine schöne Summe! Gold lacht, Gold blendet. Der Sherif erklärt seiner Frau, er müsse Geschäfte halber auf einige Tage verreisen, empfiehlt ihr Vorsicht, Wachsamkeit, da das Geld in dem und dem Geldkoffer liege. Die Frau sieht ihren Herrn und Gemahl abreisen; es wird Abend, da pocht ein wohlaussehender Mann an's Haus des Sherif's und bittet um gastliche Aufnahme. Ein Wirthshaus ist nicht da, die Nacht ist stürmisch; die Frau hat sich eigentlich vorgenommen, während ihres Mannes Abwesenheit keinen Fremden aufzunehmen, indeß der Sherif ist eine öffentliche Per-

son, hat vor Allen Gastlichkeit zu üben; der Fremde bittet sehr, die Frau wird umgestimmt, sie läßt ihm eine Schlafkammer anweisen. In der Nacht geschieht, der Himmel weiß wie, ein Einbruch; drei Neger oder Weiße, welche sich in Neger verwandelt haben, treten hin vor das Bett der Frau und fordern die Auslieferung der 20,000 Dollars. Die Arme ruft Hülfe — vergebens; sie muß sich in den Willen der Diebe fügen. In der Kammer, wo der Fremde schlief, lag das Geld wohlverschlossen. Sie macht die Thüre auf, verspricht das Geld sogleich zu bringen; in der Kammer sieht sie, wie der Gast, durch das Geräusch im Hause aufgeschreckt, so eben damit beschäftigt ist, seine Pistolen zu laden. Schnell flüstert er der Frau zu, sie solle nur Muth zeigen, sich ein Herz fassen, so könne noch Alles gut und das Geld gerettet werden. „Sie nehmen in die linke Hand den Geldbeutel," sagte der Fremde, „und schießen mit dem Pistol in der rechten Hand dem Neger, wenn er nach dem Gelde greift, die Kugel vor den Kopf; mit den andern beiden Schwarzen will ich schon fertig werden." Mit kühnem Muthe führt die Frau diesen Rath aus: einer von den Negern fällt; in demselben Moment hat der Fremde den zweiten Neger niedergeschossen und stößt dem dritten, ehe er die Flucht nehmen oder sich zur Wehr setzen kann, sein Jagdmesser in den Leib. Durch die Pistolenschüsse aufgeweckt, kommen die Nachbarn gelaufen und fragen, was vorgefallen. Die Schwarzen werden beleuchtet, untersucht, und es ergibt sich, daß der von der Frau getödtete Schwarze — ihr Gatte, die beiden andern gute Freunde ihres Mannes seien! Der Grund dieses Diebstahls war leicht zu finden; daß der schlaue Sherif sich verrechnet hatte, war rein Schuld des Zufalls oder der Vorsehung. Kein Wort über den Schmerz der betrogenen Gattin! Wo die Achtung, da schwindet auch die Liebe; wo man nicht mehr liebt, kann man immerhin tief bedauern, doch der Schmerz weicht der Verachtung.

Wer ist selbstständig? In St. besteht eine Gesellschaft, in deren Statuten die Bestimmung enthalten ist, daß nur „selbstständige" junge Männer in dieselbe aufgenommen werden können. Als sich nun die Frage über die Definition und nähere Bestimmung des „selbstständig" erhob, soll diese dahin ausgesprochen worden sein: „Selbstständig ist jeder, der einen Hausschlüssel hat." — Jetzt weiß man doch, zu was Hausschlüssel gut sind!

Selbsttitulirung. Ein Theaterdirector klagte sehr über den Verfall des Theaterwesens, und daß jetzt der Prunk so überhand nehme. „Ja," sagte er, „nichts als neue Decorationen soll man malen lassen, und schöne Kleider spendiren, in den Stücken kommen auch so viele Personen vor. — Ach Gott! vor zwanzig Jahren hab' ich und noch

ein Paar dumme Acteurs Alles gespielt, und wir haben Leute genug gehabt."

Deutsche **Seligkeiten.** Die Deutschen sind doch sonderbare Menschen! Oft nennen sie Seligkeit dasjenige, was sie höchst unglücklich macht. Dahin gehört z. B.: Feindseligkeit, die doch mit der Seligkeit gar nichts gemein hat; die Mühseligkeit, die Niemanden erfreuen kann; die Armseligkeit, die noch Keinen glücklich gemacht; die Habseligkeit, deren Zustand die Armuth des Besitzers beurkundet; die Saumseligkeit, die schon unzählige Menschen unglücklich gemacht; die Redseligkeit, die nicht nur lästig, sondern auch gefährlich ist; endlich die Schreibseligkeit unsers Zeitalters, die noch wenig oder gar nichts Gutes bewirkt hat. Ja, ja, die deutschen Seligkeiten sind Unseligkeiten!

Des Confucius **Seligkeiten.** Selig ist der Mann, welcher nichts versteht, denn er wird nie mißverstanden werden. — Selig ist der Mann, welcher nichts gibt, denn man wird ihm nie mit Undank lohnen. — Selig ist der Mann, welcher keinen Advokaten braucht, denn er wird nie betrogen werden. — Selig ist der Mann, welcher wenig zu essen hat, denn er wird nie von Indigestionen geplagt werden. — Selig ist der Mann, welcher auf Jedermann schimpft, denn er wird nie der Parteilichkeit beschuldigt werden.

Eine **Seltenheit,** deren sich die Stadt Basel erfreute, und deren Ursprung sich in das Dunkel des Mittelalters verliert, ist, daß daselbst alle Stadtuhren um eine Stunde früher gingen, als alle übrigen Uhren in Europa, so daß, wenn es in Basel 6 Uhr schlug, in Bern nicht mehr als 5 Uhr war. Unter allen sinnreichen Ursachen, denen die Sage oft ein sehr weit hergeholtes Costüm borgt, gibt es eine einzige, welche die natürlichste und vernünftigste zu sein scheint und die zugleich ein Beispiel von einer solchen männlichen Geistesgegenwart liefert, die man sich nur in einer der größten Verlegenheiten denken kann, und die daher den Gang der Bas'ler Uhren rechtfertigt; sie ist folgende: Man sagt, das eine Verschwörung gegen die Stadt Basel angezettelt worden wäre, mit der Absicht, dieselbe zu plündern und daß sich die Verschworenen außerhalb der Stadt und in derselben an mehreren Orten, als in Gasthäusern, Redouten u. s. w. zerstreut aufgehalten und beschlossen hätten, Schlag 12 Uhr in der Nacht auf die Einwohner einzubrechen. Der Stadtbürgermeister entdeckte diesen Anschlag um eine Viertelstunde früher. — Was zu thun? — Gleichsam von einem Riesengedanken begeistert, beschloß er, sogleich die Stadtuhren um eine Stunde vorzurichten. Beschlossen, gethan. Die Verschworenen warteten auf den kritischen Schlag von 12 Uhr — und zu ihrer

Verwunderung schlagen die Stadtuhren, statt 12 Uhr 1 Uhr. Einige von den Verschworenen glauben die festgesetzte Zeit versäumt zu haben; die besser Acht habenden sind bestürzt; einige, die seltsame Sache nicht begreifend, kommen aus der Fassung, und alle sind verführt, alle in Unordnung gebracht. Unterdessen bringt der Bürgermeister Mannschaft zusammen, und die Verschwörung ist vereitelt worden. — Die Einwohner von Basel haben diesen Gang ihrer Stadtuhren sehr liebgewonnen und beschlossen, die Uhren zum ewigen Andenken an diese Befreiung stets so gehen zu lassen. Im Jahre 1778 suchte man heimlich jeden Tag die Uhr um eine Minute später gehen zu machen, um so allmälig mit den Uhren anderer Länder desselben Mittagskreises gleichzeitig zu sein. Der Betrug wurde entdeckt, wie schon die Stadtuhren um drei Viertelstunden reducirt worden sind. Mit Hast forderten die Einwohner den früheren merkwürdigen Gang der Uhren, der auch in der That mittelst höchsten Raths-Erlasses eingeführt wurde. Endlich wurde neuerdings heimlich daran gemodelt, und gegenwärtig gehen seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Stadtuhren von Basel gleichen Schritts mit allen übrigen Uhren benachbarter Länder.

Senden und schicken. In einem Gespräche eines Gesandten am französischen Hofe mit einem Gelehrten, kam unter Andern auch die Rede auf Synonyme oder sinnverwandte Wörter. Jener behauptete, daß zwischen den Wörtern: schicken und senden kein Unterschied sei. Der Gelehrte widersprach dieser Meinung. Und da Jener Beispiele verlangte, so erwiederte dieser lakonisch: „Ein Beispiel liegt ganz nah: Ew. Excellenz sind ein Gesandter, aber kein Geschickter."

Senf. Papst Clemens VII., welcher ein leidenschaftlicher Verehrer des Senfes war, behauptete ganz ernstlich, daß der Senf unter andern wunderbaren Eigenschaften auch die besitze, daß er das Gedächtniß stärke. Auch Kant war derselben Ansicht. Kurios! wir kennen einen Mann, der an der Table d'hôte täglich eine ganze Senfbüchse leert, und dennoch ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er fast immer vergißt, dem Wirthe die Zeche zu bezahlen. Kurios, kehr kurios!

Service. Eine bekannte Anekdote des Prinzen Ligne ist folgende: Ein sehr berühmter Mann zeigte ihm ein Porcellain-Service, das er von Napoleon znm Geschenk erhalten hatte. Der Prinz besah es und sprach die wenigen, aber centnerschweren Worte: Service pour Service. — Diese Anekdote wollte jüngst eine Frau in einer Gesellschaft erzählen, sie verstand aber nicht Französisch und sagte: Der Prinz habe sehr witzig zu dem Inhaber des Services gesagt: Porcellain für Porcellain.

Sesostris, König von Aegypten, welcher um das Jahr 1300 vor Christi Geburt lebte, pflegte nicht selten gefangene Könige vor seinen Triumphwagen zu spannen, eine herzlose Grausamkeit, die nur das Gemüth eines kalten Eroberers dictiren konnte, und die ihm einst eine schöne Zurechtweisung zuzog. Einer jener Könige, die seinen Wagen ziehen mußten, besah sich beim Fahren immer das Rad, das sich auf- und abdrehte. Sesostris, welchem dies endlich auffiel, fragte ihn neugierig, warum er denn sich immer nach dem Rade umsähe; da antwortete der gefangene König: „In dem Rade erblicke ich ein Sinnbild der Vergänglichkeit irdischer Größe. Kaum ist das eine Ende der Speiche oben, so muß es wieder hinab, und dasjenige, welches unten gewesen, kommt wieder nach oben." Das Herz des Eroberers war der Wahrheit nicht unzugänglich, er bedachte sich eines Bessern, und gab den gefangenen Königen die Freiheit zurück.

Setzen. Im Amtsblatte einer Zeitung stand: Die hier niedergesetzte gesetzliche Untersuchungs-Commission setzt mit gesetzter Thätigkeit ihre Arbeit fort, und hat sich bereits das Ziel zu deren Beendigung gesetzt.

Seume, der gute, ehrliche Seume, ward einst von einem Bettler um eine Gabe angesprochen. Höchst unglücklicher Weise konnte er aber zur selbigen Stunde nicht über Einen baaren Pfennig commandiren. Halb scherzend, halb bitter über sein Geschick, sprach er zum Bettler: „Kann Er mir ein Viergroschenstück wechseln?" — „Ja, mein schöner Herr!" — „Nun, da hat Er mehr als ich im Vermögen, und sollte mir etwas geben, denn ich habe gar nichts."

Seymour. Englische Zeitungen erzählen folgenden Vorfall, welcher beweist, wie groß der Einfluß war, welcher dem Sprecher (Präsidenten des Unterhauses) in früheren Zeiten eingeräumt wurde. Im Jahre 1672 bekleidete Sir Edward Seymour diese Würde. Er fuhr ins Parlament, als bei Charing Croß sein Wagen brach. Sogleich befahl er seinen Leuten, sich des ersten besten Wagens, der ihnen begegnen würde, zu bemächtigen. „Mein Herr!" sprach er dann zum Eigenthümer des Wagens, der sehr überrascht war, sich zum Aussteigen gezwungen zu sehen, „es wäre nicht schicklich, daß Sie Ihren Weg zu Wagen fortsetzten, während der Präsident des Unterhauses zu Fuße ginge." Kaum waren die Worte gesprochen, als die Pferde sich in Bewegung setzten. Der Eigenthümer der Equipage mußte hinterd'rein laufen, bis der Wagen an der Thür des Unterhauses angekommen war.

Sforza. Jacob Attendulo oder Jarommuzzo, ein Bauer bei

Cotignola, sah eine Compagnie Soldaten, eben als er im Felde arbeitete, bei sich vorüberziehen und spürte auf einmal eine lebhafte Neigung zum Kriege in sich. Um zu wissen, ob er diesem plötzlich entstandenen Hange folgen sollte, warf er seine Pflugschaar auf einen Baum mit dem Entschluß, bei seinem Stande zu bleiben, wenn die Schaar wieder zur Erde niederfiele. Diese blieb aber auf dem Baume hängen und Attendulo ließ sich, ohne sich weiter zu besinnen, anwerben. Er durchlief alle militärischen Stufen und stieg bis zum General en Chef. Siebentausend Mann, die er unter seinen Fahnen führte, und der Ruf des größten Generals in Italien bewirkten, daß ihn die Königin von Neapel, Johanna II., zu sich rief, und seine Dienste gegen den König von Arragonien in Anspruch nahm. Er vertauschte seinen Familiennamen gegen den von Sforza, welchen auch seine Nachkommen beibehielten. Von drei rechtmäßigen Söhnen, die ihn überlebten, hatte kein einziger ein Talent für den Krieg; ein unehlicher Sohn von ihm, Franz, folgte ihm im Commando der Truppen. Dieser Franz Sforza, ein eben so großer Held, als sein Vater, war es, den die Mailänder im J. 1450 zu ihrem Herzog wählten. Er soll in seinem Leben 22 Siege erfochten haben, ohne ein einziges Mal geschlagen worden zu sein.

Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper, Graf von (geb. 1671 † 1713). Als Shaftesbury Mitglied des Parlamentes war, brachte er eine Bill ein, worin er darauf antrug, daß den wegen Hochverraths angeklagten Gefangenen ein Defensor gestattet werden möge. Er hielt diese Sache für höchst wichtig, und hatte zu diesem Ende eine Rede verfertigt; als er sich aber von seinem Sitze erhob, um sie in der Parlamentsversammlung vorzutragen, ward er plötzlich von einer solchen Schüchternheit befallen, daß sein Gedächtniß ihm den Dienst versagte, und er nicht weiter konnte. Nachdem man eine Zeitlang ruhig gewartet hatte, ward er von allen Seiten aufgefordert, seine Rede fortzusetzen, worauf er endlich sich zusammennahm und sich mit folgenden wenigen Worten zu dem Sprecher wandte: „Wenn ich, Sir, der ich das Wort nur genommen habe, um über die in Rede stehende Bill meine Meinung auszusprechen, schon so in Stocken gerathe, daß ich nichts von dem hervorzubringen vermag, was ich auf dem Herzen habe, so scheint das am gewichtigsten die Bill zu unterstützen, denn das Parlament kann jetzt beurtheilen, wie traurig erst die Lage desjenigen sein muß, welcher genöthigt ist, ohne fremden Beistand für sein Leben zu sprechen." Diese kurze Rede machte den größten Eindruck und die Bill ging durch.

Shakespeare als Eroberer. Als Shakespeare einst der Vorstellung seines Richard des Dritten beiwohnte, sah er einen andern

Schauspieler sehr eifrig mit einem jungen reizenden Frauenzimmer sprechen. Er näherte sich unbemerkt, und hörte sie sagen: „Um zehn Uhr poche dreimal an die Thür, ich werde fragen: wer ist da? und Du mußt antworten: Richard der Dritte.“ Shakespeare, der die Weiber sehr liebte, stellte sich eine Viertelstunde früher ein, gab das verabredete Zeichen und die Antwort, ward eingelassen und war glücklich genug, den Zorn der Betrogenen zu besänftigen. Zur bestimmten Zeit fand sich der wahre Liebhaber ein. Shakespeare öffnete das Fenster und fragte leise: „Wer ist da?“ man antwortete: „Richard der Dritte!“ — „Das ist gut,“ erwiederte Shakespeare; „aber Richard kommt zu spät. Wilhelm der Eroberer (er hieß William) hat schon die Festung besetzt.“

Shakespeare. Sir Fletcher Marton war als Rathsherr sehr roh und grob. — Als er einst den Aldermann Shakespeare als Zeugen vernahm, fragte er ihn in barschem Tone: „Wovon lebt Ihr?“

Shakespeare's Trinkgelage. Im Gasthofe zum Schwan, in der Stadt Stratford am Avon, saß eine lustige Gesellschaft von Zechern, und empfing mit lautem Jubel einen Jüngling, der so eben eintrat. „Ei, willkommen, Will! Willkommen Shakespeare! Sieh da, mein Junge!“ riefen sie ihm wirr durcheinander zu. Der neue Gast war ein hoher schlanker Jüngling von etwa achtzehn Jahren, von Leben und Gesundheit strahlend, mit ausgezeichnet hoher Stirn, sprechenden Augen und langem wallenden Haare. — „Ist es wahr, was ich gehört habe?“ rief er schon beim Eintreten. „Die Bierzecher von Bedford haben unser ganz Altengland heraus gefordert, die Stärke ihrer Häupter zu prüfen?“ „So ist's!“ antwortete ein Dutzend Stimmen. — In begeisterter Laune sprang der junge Mann auf den Tisch, und schickte sich an eine kleine Rede zu halten. „Ruhe! Stille!“ brüllte es ringsum. — „Soll man von den Meistern des tiefen Trunkes, deren liebe Angesichter ich vor mir sehe, sagen können, daß sie diese prahlende Herausforderung mit Stillschweigen angehört haben? Auf, Ihr Männer von Stratford; wir stellen uns! Wenn sie Gallonen trinken, wollen wir Fässer hinunterschütten; wenn sie Fässer leeren, wollen wir Tonnen ausstechen, ja gleich dem Heere des alten Königs einen Fluß austrocknen — wenn er von Bier ist — ehe wir diese Uebermüthigen so laut pochen hören.“ — Ein langer Ruf der Beistimmung und des Muthes antwortete dem Redner. „Hoch lebe Shakespeare!“ rief Alles; „auf, in's Gefecht!“ Und zwölf wackere Kämpen von Stratford rückten aus, um gegen die weit berühmten Helden des durstigen Bedford den Strauß zu bestehen. — „Hussa, hussa!“ riefen die Männer von Bedford, als sie eine Viertelstunde später die Stratforder in geschlossener Reihe anrücken sahen. „Jetzt gilt's, gegen tüchtige Gesellen zu

ien. Will Shakespeare leitet sie, ein wackerer Trinker; es wird
e heiße Schlacht werden, für uns hier, und für ihn zu Hause,
m er zu seiner bösen Anne heim kommt." Nun waren die Geg-
heran gekommen, und unter Scherzen und Lachen setzte man sich
das größte Zimmer von Bedford, zwei Fässer Bier wurden herein-
hält, und bald schäumte vor jedem Manne ein großer irdener Bierkrug.
ser Will gab ein Zeichen, alle Männer von Stratford erhoben ihre
ige, leerten sie auf einen Zug, und setzten sie so präcis wieder auf
Tisch, daß das Klappen davon erscholl, wie die Salve einer wohl-
bten Compagnie Soldaten. Nicht so die schlauen Männer von
dford, welche den Spitznamen „die Nipper" hatten, weil sie den
ug auf zwei Züge zu leeren erlaubten; sie hielten inne. — Shake-
are blickte mit bedauerndem Lächeln über sie hin. „He, Wirth!"
er, „bringe tüchtige Quartmaße, und wenn wir sie nicht auf
en Zug leeren, will ich ewig verdammt sein, Wasser zu trinken." —
e Quartkrüge wurden gebracht, und geleert, ehe die vorsichtigen
dforder am dritten Krüglein waren. Shakespeare und seine Leute
ten nun einen tüchtigen Vorsprung; sie pausirten eine Weile und
gen, lachten, scherzten in fesselloser Fröhlichkeit. Shakespeare trat
s Fenster und blickte hinaus; ein langer, dichter Menschenzug kam
Weg daher. — „Was geht denn da vor?" fragte er. — Die
ge dralle Aufwärterin kam an's Fenster, und sagte: „Ach meine
atterin, die arme Alice Hart, wird mit dem alten Wucherer John
Coombe getraut." — „Und wer steht denn dort im Schatten der
ppel so allein und traurig?" — „Es ist Master Davenant, ein
kerer Junge, aber arm. Das Mädchen hat ihn aber lieb wie ihren
zapfel." — „Warum heirathet sie denn den Filz?" — „Ihr On-
der alte Mann an ihrer Seite, ihr einziger Verwandter, ist ihm
ges Geld schuldig, und kann ihn nicht bezahlen." — „Wieviel
cht wohl die Schuld?" — „Hundert Kronen." — Will griff in
e Tasche, und zog den Beutel hervor, in welchem die kleine Mit-
: seines Weibes Anna steckte. Nachdenklich sah er ihn an, steckte
wieder ein, besann sich eine Weile, leerte seinen Krug, schaute
e Kumpane an, und stürzte dann plötzlich zum Fenster, riß es auf,
) schrie mit Donnerstimme hinaus: „He, John a' Coombe, steh',
r Zehnvomhundert! Laß diese weiße Hand fahren!" — Der Zug
b stehen, und sah sich nach dem seltsamen Anrufe um. Behende
ng Shakespeare aus dem Fenster, und hatte bald den verwunder-
Haufen erreicht. Wie erstaunte Alles, als er die traurige Braut
t des Wucherers Seite riß, mit dem linken Arme umschloß und an
e Brust drückte. John's Diener wollte die Frechheit züchtigen,
h Will streckte ihnen seinen Geldbeutel entgegen, und rief: „Zurück,
gelme! Nicht mit Stahl und Dolch will ich mich vertheidigen; ich
re eine Waffe, gegen die Euer Herr ohnmächtig ist. Höre, Master

Hart, dies schöne Kind ist Deine Nichte, Du hast von jenem Blutegel Geld geliehen, und sie allein kann die Zahlung Dir erlassen?', — „Freilich wohl." — „Und könntest Du die Schuld bezahlen, Du würdest Deine arme Nichte nicht opfern." — „Wohl thät' ich's nicht." — „Hier," rief Will, dem Wucherer die Börse vor die Füße werfend, „nimm Dein Geld, und laß das Mädchen in Frieden." — Master John a' Coombe that das Klügste, was er thun konnte; er hob das Geld auf, und zählte es aufmerksam durch. Das schöne Mädchen wollte sich in Danksagungen ergießen: doch Shakespeare hielt sich die Ohren zu, und kehrte zu seinem Gelage zurück. — An jenem Tage sollte jedoch der Ruhm von Stratford sich verdunkeln. Die Bedforder hielten ruhig und bedächtig gleichen Schritt mit den Stratfordern, und diese fingen bereits an, mit den Fäusten auf die Tische zu schlagen, Stühle zu zerbrechen, Alle auf einmal zu schreien, glänzende Augen und solcher verdächtigen Zeichen mehr zu zeigen. Ein neues Faß wurde herein gewälzt, und mit lautem Jubelgebrüll empfangen. Schon waren fünf Stratforder und eben so viele Bedforder unter den Tisch gesunken. — Shakespeare fing mit einer Stimme, die immer schläfriger wurde, einen Rundgesang an, doch ehe er ihn noch beendet hatte, konnte ihn keiner der Männer von Stratford mehr begleiten. Die Schlacht war geliefert, und die Bedachtsamen hatten das Schlachtfeld gewonnen. Noch saßen vier Helden von Bedford munter und guter Dinge da, und boten unserm Will einen frisch gefüllten Krug; doch er leerte ihn nicht mehr; er sank, — der Letzte seines Heeres. — Am nächsten Morgen stand Shakespeare mit seinen Genossen auf freiem Felde. Man sah nichts, als lange blasse übernächtige Gesichter. — „Zurück!" rief einer von ihnen; „mit dieser Schmach gehen wir nicht nach Stratford. Wir müssen es noch einmal versuchen." — „Ich bitte Euch," sagte Shakespeare, „laßt mich allein. Wir sind besiegt und können es wohl gestehen. Ich habe über Vieles nachzudenken." — Als Shakespeare allein war, wurde er sehr traurig. „Was soll ich nun thun?" fragte er sich. „Soll ich heim gehen? Was erwartet mich zu Hause? Rauhe Worte und wilde Blicke. Aber aus Furcht vor einem Weibe sollte ich fliehen? Doch wenn ich nach Hause gehe, werden nicht die Häscher des Sir Thomas über mich herfallen, dem ich vorige Woche einen Hirsch erschoß? Nochmals, soll ich heimgehen? Mistreß Anna wird sagen: Wo hast Du die vorige Nacht geschlafen, Du Taugenichts? Nein; — ich gehe nach London!"

Shakespeare. In der [illegible] Tagen des Monates [illegible] Jahre 1582, saß ein junges [illegible]n und zwei junge [illegible] dem Schatten eines blühenden [illegible]aums vor ein[illegible] Tische, auf dem ein Humpen [illegible] mehrere

Der eine der Jünglinge, der nicht mehr als 18 Jahr haben mochte, war groß und kräftig. Er hatte schwarze Augen, eine breite, hervorragende Stirne, leicht geröthete Wangen, einen lächelnden und höhnisch gestalteten Mund; mit einem Worte, alle die physischen Eigenschaften, die auf unbesorgtes Wesen und Stärke deuten. Der Andere, welcher um sieben bis acht Jahr älter zu sein schien, war klein und mager. Sein schmucker Anzug deutete auf einen Gentleman und seine Sprache ließ auf einen Schauspieler oder Poeten schließen. Was das junge Mädchen anbelangt, war es eine blonde, von der Sonne gebräunte, beleibte Bauerdirne, die etwas von einer Flammänderin und Etwas von einer Schottin hatte. — „Herr," sagte der junge Mann, seinen Becher füllend und den Aermel seines Hemdes auf seinen Arm schürzend, der an mehreren Stellen blutig war, „ich bin des Ochsenschlachtens und des Kälberabstechens müde. Bei dem Kreuze des Cheapside, ich möchte lieber auf dem Theater Globe bis in mein 60stes Jahr die Rolle eines Bären geben, mit drei Schilling monatlichen Gehalts, als das ganze Terrain von Bedford bis London mit Blutvergießen dieser unschuldigen Opfer erwerben." — Dies sprechend zeigte er mit dem Finger auf ein ausgeweidetes Schaf, das in der Stube hing. Sein Gefährte warf ein schallendes Gelächter auf, und die junge Dirne nickte beifällig mit den Kopfe. — „Mein Vater that sehr Unrecht," begann der junge Engländer wieder, „er hätte mich gar nicht dem Baume der Wissenschaft nähern lassen sollen, wenn er mich nicht dessen Früchte zu pflücken gestatten wollte. Der Schüler von Cambridge war nicht zum Fleischerburschen geschaffen. Aber sei nur ruhig, meine kleine Anna," sagte er, sich zu dem Mädchen wendend, „sobald wir verheirathet sein werden, werfe ich dieses Schlachtmesser von mir, wasche meine blutigen Hände, und werde ein Feldbauer wie Dein Vater." — Sein Gefährte schüttelte ironisch das Haupt. — „Thörichter Vorsatz," murmelte er, „der Pflug ist nicht viel besser als das Schlachtmesser. — Höre, Du hast etwas Scharfes in Deinem Verstande, Du würdest, wenn Du Deine Feder schneidest, höher singen als Gervase Markham. Dein Lachen würde von besserem Schrot sein, als jenes Lillis. Wenn Du Dich nicht fähig hältst, eine Komödie zu machen, wie der Graf von Orford, oder einen allegorischen Roman, wie Spencer, so ergreife denselben Stand, den ich habe, und werde ein Schauspieler. Nach sechs Monaten wird Dein Name [illegible] sein von allen Matrosen und von allen Wachholderverkäufern Londons." — Williams Augen funkelten, sein Kopf erhob sich, sein Gesicht strahlte bei diesen Worten; aber seine Stirne [illegible] wieder immer mehr, und ein Gefühl bitterer [illegible] Zügen. — „Ich danke Euch, Herr, [illegible] Vorschlag; gibt es doch [illegible] Schriftsteller in England

Hart, dies schöne Kind ist Deine Nichte, Du hast von jenem Blutegel Geld geliehen, und sie allein kann die Zahlung Dir erlassen?', — „Freilich wohl." — „Und könntest Du die Schuld bezahlen, Du würdest Deine arme Nichte nicht opfern." — „Wohl thät' ich's nicht." — „Hier," rief Will, dem Wucherer die Börse vor die Füße werfend, „nimm Dein Geld, und laß das Mädchen in Frieden." — Master John a' Coombe that das Klügste, was er thun konnte; er hob das Geld auf, und zählte es aufmerksam durch. Das schöne Mädchen wollte sich in Danksagungen ergießen: doch Shakespeare hielt sich die Ohren zu, und kehrte zu seinem Gelage zurück. — An jenem Tage sollte jedoch der Ruhm von Stratford sich verdunkeln. Die Bedforder hielten ruhig und bedächtig gleichen Schritt mit den Stratfordern, und diese fingen bereits an, mit den Fäusten auf die Tische zu schlagen, Stühle zu zerbrechen, Alle auf einmal zu schreien, glänzende Augen und solcher verdächtigen Zeichen mehr zu zeigen. Ein neues Faß wurde herein gewälzt, und mit lautem Jubelgebrüll empfangen. Schon waren fünf Stratforder und eben so viele Bedforder unter den Tisch gesunken. — Shakespeare fing mit einer Stimme, die immer schläfriger wurde, einen Rundgesang an, doch ehe er ihn noch beendet hatte, konnte ihn keiner der Männer von Stratford mehr begleiten. Die Schlacht war geliefert, und die Bedachtsamen hatten das Schlachtfeld gewonnen. Noch saßen vier Helden von Bedford munter und guter Dinge da, und boten unserm Will einen frisch gefüllten Krug; doch er leerte ihn nicht mehr; er sank, — der Letzte seines Heeres. — Am nächsten Morgen stand Shakespeare mit seinen Genossen auf freiem Felde. Man sah nichts, als lange blasse übernächtige Gesichter. — „Zurück!" rief einer von ihnen; „mit dieser Schmach gehen wir nicht nach Stratford. Wir müssen es noch einmal versuchen." — „Ich bitte Euch," sagte Shakespeare, „laßt mich allein. Wir sind besiegt und können es wohl gestehen. Ich habe über Vieles nachzudenken." — Als Shakespeare allein war, wurde er sehr traurig. „Was soll ich nun thun?" fragte er sich. „Soll ich heim gehen? Was erwartet mich zu Hause? Rauhe Worte und wilde Blicke. Aber aus Furcht vor einem Weibe sollte ich fliehen? Doch wenn ich nach Hause gehe, werden nicht die Häscher des Sir Thomas über mich herfallen, dem ich vorige Woche einen Hirsch erschoß? Nochmals, soll ich heimgehen? Mistreß Anna wird sagen: Wo hast Du die vorige Nacht geschlafen, Du Taugenichts? Nein; — ich gehe nach London!"

Shakespeare. In den ersten Tagen des Monates April, im Jahre 1582, saß ein junges Mädchen und zwei junge Männer unter dem Schatten eines blühenden Apfelbaums vor einem grob gearbeiteten Tische, auf dem ein Humpen Ale und mehrere zinnerne Becher standen.

Der eine der Jünglinge, der nicht mehr als 18 Jahr haben mochte, war groß und kräftig. Er hatte schwarze Augen, eine breite, hervorragende Stirne, leicht geröthete Wangen, einen lächelnden und höhnisch gestalteten Mund; mit einem Worte, alle die physischen Eigenschaften, die auf unbesorgtes Wesen und Stärke deuten. Der Andere, welcher um sieben bis acht Jahr älter zu sein schien, war klein und mager. Sein schmucker Anzug deutete auf einen Gentleman und seine Sprache ließ auf einen Schauspieler oder Poeten schließen. Was das junge Mädchen anbelangt, war es eine blonde, von der Sonne gebräunte, beleibte Bauerdirne, die etwas von einer Flammänderin und Etwas von einer Schottin hatte. — „Herr," sagte der junge Mann, seinen Becher füllend und den Aermel seines Hemdes auf seinen Arm schürzend, der an mehreren Stellen blutig war, „ich bin des Ochsenschlachtens und des Kälberabstechens müde. Bei dem Kreuze des Cheapside, ich möchte lieber auf dem Theater Globe bis in mein 60stes Jahr die Rolle eines Bären geben, mit drei Schilling monatlichen Gehalts, als das ganze Terrain von Bedford bis London mit Blutvergießen dieser unschuldigen Opfer erwerben." — Dies sprechend zeigte er mit dem Finger auf ein ausgeweidetes Schaf, das in der Stube hing. Sein Gefährte warf ein schallendes Gelächter auf, und die junge Dirne nickte beifällig mit den Kopfe. — „Mein Vater that sehr Unrecht," begann der junge Engländer wieder, „er hätte mich gar nicht dem Baume der Wissenschaft nähern lassen sollen, wenn er mich nicht dessen Früchte zu pflücken gestatten wollte. Der Schüler von Cambridge war nicht zum Fleischerburschen geschaffen. Aber sei nur ruhig, meine kleine Anna," sagte er, sich zu dem Mädchen wendend, „sobald wir verheirathet sein werden, werfe ich dieses Schlachtmesser von mir, wasche meine blutigen Hände, und werde ein Feldbauer wie Dein Vater." — Sein Gefährte schüttelte ironisch das Haupt. — „Thörichter Vorsatz," murmelte er, „der Pflug ist nicht viel besser als das Schlachtmesser. — Höre, Du hast etwas Scharfes in Deinem Verstande, Du würdest, wenn Du Deine Feder schneidest, höher singen als Gervase Markham. Dein Lachen würde von besserem Schrot sein, als jenes Lillis. Wenn Du Dich nicht fähig hältst, eine Komödie zu machen, wie der Graf von Oxford, oder einen allegorischen Roman, wie Spencer, so ergreife denselben Stand, den ich habe, und werde ein Schauspieler. Nach sechs Monaten wird Dein Name gekannt sein von allen Matrosen und von allen Wachholderverkäuferinnen Londons." — Williams Augen funkelten, sein Kopf erhob sich und sein Gesicht strahlte bei diesen Worten; aber seine Stirne verfinsterte sich bald wieder immer mehr, und ein Gefühl bitterer Melancholie malte sich in seinen Zügen. — „Ich danke Euch, Herr," sagte er, aufstehend, „für Euren Vorschlag; gibt es doch genug ausgezischte Schauspieler und verlachte Schriftsteller in England, als daß ich es

unternehmen sollte, ihre Zahl noch zu vermehren. Glaubt Ihr vielleicht, weil ich auf den Bauch eines Hammels mit Ochsenblut eine schlechte Ballade geschrieben, daß mich morgen die Königin Elisabeth auf ein Tabouret in ihrem Thronsaale setzen heißen wird? Der Ruhm ist nichts als Rauch; man schließt die Hand, und glaubt ihn fest zu halten, aber er entschlüpft Euch zwischen den Fingern." — „Was willst Du also?" versetzte sein Gefährte, „Du hast schon drei Viertel Deiner Studien beendigt, werde ein Henker." — „Unmöglich," antwortete William lachend, „das Amt ist gut, aber wenn es erledigt, gibt es zu viele Concurrenten dazu." — „Laß nur, man wird deren mehrere brauchen." — „Desto schlimmer, Herr, ich habe keine Lust zu diesem Handwerke, und das Executionsgericht von Tiburn wird niemals meinen Namen auf seine Schaffots schreiben." — Müde eines Gespräches, an dem sie nicht Theil nahm, war die Bäuerin lange um den jungen Engländer herumgegangen, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; als sie endlich sah, daß dieß auf diese Weise nicht möglich war, legte sie ihre großen Hände auf seine Schultern, und fragte ihn mit Coquetterie: „Wann werden wir heirathen, William?" — „Künftigen Sonntag, Anna." — Dieser junge Mann hieß Shakespeare, sein Gefährte Tarleton (der berühmteste und bewunderte Schauspieler Englands zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) und seine Braut Anna Hatway.

Humorist.

Die Herzogin von Northumberland ist im Besitz eines **Shawls**, der, ein Geschenk Karl's X. von Frankreich, eine halbe Million gekostet hat. Das Gewebe ist von den Augenwimpern einer Art persischer Katzen, welche so feine Haare geben, das man sie mit bloßen Augen gar nicht sehen kann. Die Spinner und Weber des Shawls arbeiteten alle durch Vergrößerungsgläser. Man hat berechnet, daß man hunderttausend Katzen gebraucht für einen einzigen Shawl. Und die armen Thiere werden nach dem Verlust ihrer Augenwimpern blind und werden dann ersäuft. Daher nennt man einen Bach bei Ispahan, wo hinein man die Katzen zu werfen pflegt, die Katzbach. Länger als fünfzig Jahre wird an einem solchen Shawl gearbeitet und der Shawl der Northumberland war schon vor länger als sechzig Jahren angefangen worden. Ludwig XV. hatte ihn für die Pompadour bestellt und drei französische Könige sind gestorben, ehe er fertig wurde. Der Shawl ist sechszehn Ellen lang und breit und dabei so fein, daß man ihn in eine Kaffeetasse bringen kann.

Herr **Sheridan** reis'te einmal mit der Diligence nach London um sich dort als Repräsentant wählen zu lassen. Es traf sich, da zwei Wahlmänner mit ihm im Wagen saßen. Einer von diese

fragte gelegentlich den Andern, wem er seine Stimme geben würde, dem Herrn Sheridan oder dem Herrn Paul. — „Unfehlbar dem Herrn Paul," antwortete der andere Reisende, „denn obgleich ich ihn für einen Taugenichts halte, so wollte ich doch lieber jedem Andern meine Stimme geben, als dem Spitzbuben, dem Sheridan." — „Kennen Sie den Sheridan?" fragte dieser. — „Nein," entgegnete der Wahlmann, „auch hab' ich keine Lust ihn kennen zu lernen." — Dabei blieb es einstweilen; als aber die Kutsche Halt machte und die Passagiere zum Frühstück ausstiegen, nahm Sheridan den andern Wahlmann bei Seite und fragte ihn, wer sein Reisegefährte sei? — Er erfuhr, daß es Herr T . ., ein berühmter Advokat, sei. — Als man wieder im Wagen beisammen war, lenkte Sheridan das Gespräch auf die Gerichtshöfe und sagte: „Die Advokaten haben ein schönes Amt, das zu den ersten Stellen führen kann und Gelegenheit gibt, alle Talente zu entwickeln; die edelsten Männer, deren unsere Geschichte erwähnt, waren Rechtsgelehrte. Jedoch muß ich bedauern, daß leider auch einige der größten Spitzbuben zu diesem Stande gehörten. Unter allen Advokaten ist der boshafteste und der größte Spitzbube ein gewisser Herr T . ." — „Herr," schrie der Andere, „dieser Herr T . . bin ich selbst!" — „Herr," schrie darauf auch Sheridan, „dieser Sheridan bin ich selbst!" — Der Wahlmann merkte den Scherz, reichte dem Kandidaten die Hand, und war von diesem Augenblick einer seiner eifrigsten Beförderer bei der Wahl.

Als des bekannten englischen dramatischen Dichters **Sheridan** „Lästerschule" zum Erstenmale aufgeführt wurde und so großes Glück machte, wurde er nach der Vorstellung auf der Straße aufgegriffen und auf die Wache gebracht. Vor Freuden über die günstige Aufnahme seines Stücks lärmte und tobte er im betrunkenen Zustande so gewaltig in den Straßen, daß er von den Nachtwächtern eingezogen wurde. Als er im Sterben war, schlug man ihm vor, sich einer Operation zu unterwerfen. Er erwiederte, daß er bereits zwei ausgehalten habe, was für ein Menschenleben genug sei. Auf die Frage, was für Operationen dies gewesen, entgegnete er: „Das Haarabschneiden und das Sitzen zu einem Portrait."

Sheridan, als glänzender Parlamentsredner bekannt, war in seiner Jugend sehr locker, und machte viele Schulden. Einst sprengte einer seiner Gläubiger im St. James Park gerade gegen ihn an. Sheridan merkte die Absicht des bösen Mannes, ihn zu mahnen, und schrie entzückt: „In meinem Leben sah ich nichts Schöneres, als Ihr Pferd; ich beschwöre Sie, würden Sie das herrliche Thier verkaufen?" — „Hm! warum nicht, wenn es mir gut bezahlt wird." „Und wie ist es im Trabe?" — „Vortrefflich." — „Ich bitte Sie, lassen Sie es

einmal recht austraben!" Der Reiter gibt dem Pferde den Sporn, und während er den großen Gang hinauftrabt, macht sich Sheridan rasch aus dem Staube.

Sheridan ging einst von einem sehr reichlichen Abendessen im Theater Drury-Lane nach Hause und fiel in einen Kohlenkeller, weil es ihm etwas schwer fiel, den geraden Weg zu treffen. Als er den Kohlenverkäufer ausschalt, daß er kein Licht an der Treppenthür habe, nahm sich die Frau ihres Mannes an und antwortete Herrn Sheridan sehr derb. „Nun," sagte dieser, der sich übrigens nicht beschädigt hatte, „denkt Sie denn, daß ich Ihre Kohlen einstecken werde?" Das nicht," antwortete die Frau, „aber Ihre Nase kann mir den ganzen Keller in Brand stecken."

Tom **Sheridan**, als er noch ein Knabe war, bat einst seinen Vater (den berühmten Richard Brinsley) um Geld. „Junge," sagte ihm der Vater, „als ich in Deinen Jahren war, mußte ich mir das Geld schon durch Arbeiten verdienen, sonst gab mir mein Vater keins." — „O ich bitte," fiel der Knabe lebhaft in's Wort, „Dein Vater ist auch mit dem meinigen gar nicht zu vergleichen."

Als **Sheridan** die Londoner Bühne dirigirte, kam schon ein Hund auf die Bühne, und dieser vierbeinige Schauspieler machte große Sensation. Das Stück hieß die Caravane, und der Hund zog darin ein in's Wasser gefallenes Kind aus solchem, und rettete dessen Leben. — Es war ein Zugstück, ein Schauspieler, der darin eine Rolle hatte, sagte, sich unwohl befindend, zu Sheridan: „Es ist Schade, daß das Stück nicht mehr wird hinter einander gegeben werden können." — „Wie so?" — „Ich fühle es, ich werde morgen gewiß krank sein." — „Sie? — Nun, wenn's weiter nichts ist! Ich dachte schon, der Hund wäre krank."

Sheridan wünschte sehr, sein Sohn Tom möge sich mit einem reichen Mädchen verheirathen, wußte aber, daß ein Anderer bereits das Herz desselben gewonnen hatte. Auf einem Spaziergange brachte er das Thema vor, und schilderte in glühenden Farben die Vortheile einer reichen Heirath; der Sohn dagegen malte ihm die Tugenden des Mädchens vor, das sein Herz gewonnen. Sheridan wurde warm, sprach lange von der Thorheit seines Sohnes, und erklärte endlich, wenn er die Geliebte heirathe, bekomme er nicht mehr als einen Schilling. — Tom konnte der Versuchung zu einer Antwort nicht widerstehen, sah seinen Vater listig an, und sagte: „Mehr kann ich nicht verlangen, Vater, müßtest Du doch diesen borgen."

Als der berühmte Parlamentsredner **Sheridan** noch auf Schulen war, sah er einst einen Mann vorüber reiten, der ein auffallend langes Angesicht hatte. Sheridan machte einen seiner Mitschüler mit der Aeußerung darauf aufmerksam: „Dieses Mannes Gesicht ist länger als sein Leben!" Der Fremde hörte es und das Sonderbare des Vergleiches bewog ihn, stille zu halten und sich eine nähere Erklärung auszubitten. Der junge Sheridan entschuldigte sich, daß er so laut geredet habe, übrigens könne er die Wahrheit aus der Bibel beweisen. Dort heiße es nämlich: das menschliche Leben sei nur eine Spanne lang, nun aber wolle er seinen Hut verlieren, wenn des Herrn Gesicht nicht länger sei.

Sheridan, der berühmte Lustspieldichter Englands, war nicht bloß ein feiner Beobachter, sondern auch ein ausgezeichneter politischer Redner. Es war zu jener Epoche in Großbritannien Mode, Geist zu haben, daher erfreute sich Sheridan so wie Fox der Gunst und Freundschaft des Prinzen von Wales. — Der Prinz pflegte seine Freunde in seinem Schlosse Carlton zu versammeln. Nachdem man eines Abends, es war vor dem Tage einer denkwürdigen Sitzung im Hause der Lords, einen Angriffsplan entworfen, und die Discussion, welche man im Parlamente erheben wollte, vorbereitet hatte, stieg man aus der politischen Sphäre herab, und überließ sich unterhaltenden Gesprächen. Miß Fanny, die Favorite des Prinzen von Wales, welche durch ihre erprobte Verschwiegenheit sich die Ehre erworben hatte, in alle Staatsgeheimnisse mit eingeweiht zu werden, bemerkte, daß Lord Henry eine gewisse Kälte Sheridan gegenüber verrieth. — „Sind Sie böse aufeinander?" frug sie. — „Ja," antwortete Sheridan, „und ich will Ihnen sagen, warum, obschon ich meiner Bescheidenheit mit einer solchen Erklärung nahe treten muß. Lord Henry ist mir gram, weil er meine Hand auf dem Toilettentische der Herzogin von Leicester gefunden hat. Ich weiß nicht, ob Sie es schon bemerkt haben, daß ich eine sehr schöne Hand habe. Einer unserer geschicktesten Bildhauer hat mich ersucht, sie abformen zu dürfen. Er hat deren eine große Anzahl verfertigt, so daß man nun auf allen Toiletten die Hand Sheridan's in Bronce gegossen findet." — „Welche Fadheit!" rief Lord Henry Rutland. — „Sie müssen mir auch ein Exemplar davon bringen, Richard," sagte der Prinz, „und ich werde auf diese Hand folgende Inschrift stechen lassen: „Schlägt sich gut, schreibt gut, gibt gut, zahlt aber sehr schlecht." — „Ja, Euer Hoheit," sagte Sheridan, „und wir können in dieser vierfachen Beziehung uns die Hände reichen." — Der Champagner hatte Sheridan sehr beredt über seine verschiedenen Vorzüge gemacht; er erhob seine körperliche Stärke so sehr, daß er sich zuletzt erbot, eine Wette von dreihundert Guineen einzugehen, daß er den Prinzen von Wales von

einmal recht austraben!" Der Reiter gibt dem Pferde den Sporn, und während er den großen Gang hinauftrabt, macht sich Sheridan rasch aus dem Staube.

Sheridan ging einst von einem sehr reichlichen Abendessen im Theater Drury-Lane nach Hause und fiel in einen Kohlenkeller, weil es ihm etwas schwer fiel, den geraden Weg zu treffen. Als er den Kohlenverkäufer ausschalt, daß er kein Licht an der Treppenthür habe, nahm sich die Frau ihres Mannes an und antwortete Herrn Sheridan sehr derb. „Nun," sagte dieser, der sich übrigens nicht beschädigt hatte, „denkt Sie denn, daß ich Ihre Kohlen einstecken werde?" Das nicht," antwortete die Frau, „aber Ihre Nase kann mir den ganzen Keller in Brand stecken."

Tom **Sheridan**, als er noch ein Knabe war, bat einst seinen Vater (den berühmten Richard Brinsley) um Geld. „Junge," sagte ihm der Vater, „als ich in Deinen Jahren war, mußte ich mir das Geld schon durch Arbeiten verdienen, sonst gab mir mein Vater keins." — „O ich bitte," fiel der Knabe lebhaft in's Wort, „Dein Vater ist auch mit dem meinigen gar nicht zu vergleichen."

Als **Sheridan** die Londoner Bühne dirigirte, kam schon ein Hund auf die Bühne, und dieser vierbeinige Schauspieler machte große Sensation. Das Stück hieß die Caravane, und der Hund zog darin ein in's Wasser gefallenes Kind aus solchem, und rettete dessen Leben. — Es war ein Zugstück, ein Schauspieler, der darin eine Rolle hatte, sagte, sich unwohl befindend, zu Sheridan: „Es ist Schade, daß das Stück nicht mehr wird hinter einander gegeben werden können." — „Wie so?" — „Ich fühle es, ich werde morgen gewiß krank sein." — „Sie? — Nun, wenn's weiter nichts ist! Ich dachte schon, der Hund wäre krank."

Sheridan wünschte sehr, sein Sohn Tom möge sich mit einem reichen Mädchen verheirathen, wußte aber, daß ein Anderer bereits das Herz desselben gewonnen hatte. Auf einem Spaziergange brachte er das Thema vor, und schilderte in glühenden Farben die Vortheile einer reichen Heirath; der Sohn dagegen malte ihm die Tugenden des Mädchens vor, das sein Herz gewonnen. Sheridan wurde warm, sprach lange von der Thorheit seines Sohnes, und erklärte endlich, wenn er die Geliebte heirathe, bekomme er nicht mehr als einen Schilling. — Tom konnte der Versuchung zu einer Antwort nicht widerstehen, sah seinen Vater listig an, und sagte: „Mehr kann ich nicht verlangen, Vater, müßtest Du doch diesen borgen."

Als der berühmte Parlamentsredner **Sheridan** noch auf Schulen war, sah er einst einen Mann vorüber reiten, der ein auffallend langes Angesicht hatte. Sheridan machte einen seiner Mitschüler mit der Aeußerung darauf aufmerksam: „Dieses Mannes Gesicht ist länger als sein Leben!" Der Fremde hörte es und das Sonderbare des Vergleiches bewog ihn, stille zu halten und sich eine nähere Erklärung auszubitten. Der junge Sheridan entschuldigte sich, daß er so laut geredet habe, übrigens könne er die Wahrheit aus der Bibel beweisen. Dort heiße es nämlich: das menschliche Leben sei nur eine Spanne lang, nun aber wolle er seinen Hut verlieren, wenn des Herrn Gesicht nicht länger sei.

Sheridan, der berühmte Lustspieldichter Englands, war nicht bloß ein feiner Beobachter, sondern auch ein ausgezeichneter politischer Redner. Es war zu jener Epoche in Großbritannien Mode, Geist zu haben, daher erfreute sich Sheridan so wie Fox der Gunst und Freundschaft des Prinzen von Wales. — Der Prinz pflegte seine Freunde in seinem Schlosse Carlton zu versammeln. Nachdem man eines Abends, es war vor dem Tage einer denkwürdigen Sitzung im Hause der Lords, einen Angriffsplan entworfen, und die Discussion, welche man im Parlamente erheben wollte, vorbereitet hatte, stieg man aus der politischen Sphäre herab, und überließ sich unterhaltenden Gesprächen. Miß Fanny, die Favorite des Prinzen von Wales, welche durch ihre erprobte Verschwiegenheit sich die Ehre erworben hatte, in alle Staatsgeheimnisse mit eingeweiht zu werden, bemerkte, daß Lord Henry eine gewisse Kälte Sheridan gegenüber verrieth. — „Sind Sie böse aufeinander?" frug sie. — „Ja," antwortete Sheridan, „und ich will Ihnen sagen, warum, obschon ich meiner Bescheidenheit mit einer solchen Erklärung nahe treten muß. Lord Henry ist mir gram, weil er meine Hand auf dem Toilettentische der Herzogin von Leicester gefunden hat. Ich weiß nicht, ob Sie es schon bemerkt haben, daß ich eine sehr schöne Hand habe. Einer unserer geschicktesten Bildhauer hat mich ersucht, sie abformen zu dürfen. Er hat deren eine große Anzahl verfertigt, so daß man nun auf allen Toiletten die Hand Sheridan's in Bronce gegossen findet." — „Welche Fadheit!" rief Lord Henry Rutland. — „Sie müssen mir auch ein Exemplar davon bringen, Richard," sagte der Prinz, „und ich werde auf diese Hand folgende Inschrift stechen lassen: „Schlägt sich gut, schreibt gut, gibt gut, zahlt aber sehr schlecht." — „Ja, Euer Hoheit," sagte Sheridan, „und wir können in dieser vierfachen Beziehung uns die Hände reichen." — Der Champagner hatte Sheridan sehr beredt über seine verschiedenen Vorzüge gemacht; er erhob seine körperliche Stärke so sehr, daß er sich zuletzt erbot, eine Wette von dreihundert Guineen einzugehen, daß er den Prinzen von Wales von

einem Ende Londons bis zum andern, vom Tower bis nach Piccadilly, auf seinen Schultern tragen wolle. — Der Prinz nahm die Wette an, und den andern Tag kam man beim Tower zusammen. Obschon die Aufgabe die Kraft eines Menschen überstieg, verrieth Sheridan doch keineswegs nur die kleinste Verlegenheit. — „Sind Sie bereit?" fragte der Prinz. — „Ja," antwortete Sheridan, „ziehen Sie Ihre Kleider aus." — „Warum denn?" — „Ich habe gewettet, daß ich den Prinzen von Wales tragen werde, aber ich habe nicht gesagt, daß ich ihn mit seinen Kleidern tragen will. Mein Recht gestattet mir, die Last zu verringern, indem ich mich streng an die Worte der Wette halte. Ziehen Sie also noch Ihren Hut und Ihre Stiefel aus." — „Ist das Alles?" — „Nein, ich will die Last bis auf das Einfachste reduciren, Sie müssen Alles von sich werfen." „Da sind Ihre dreihundert Guineen," sagte der Prinz und lachte, „Sie haben gewonnen, denn ich verzichte auf die Ausführung derselben." — „Schade," sagte Sheridan, „ich hätte Sie wohl eine Viertelstunde hindurch getragen, und diese neue Komödie wäre unstreitig besser gewesen und hätte eine beifälligere Aufnahme gefunden, als alle, die ich bisher habe aufführen lassen."

Sheridan weigerte sich einmal, mit einer ältlichen Jungfrau spazieren zu gehen, und schützte dabei das schlechte Wetter vor. Später begegnete er aber der Dame, und diese sagte zu ihm: „Nun, Herr Sheridan, das Wetter hat sich also doch aufgehellt." — „Ja, mein Fräulein," antwortete Sheridan, „für eine Person hinreichend, aber noch nicht genug für zwei."

Shrewsbury. Karl II., König von England, konnte nur durch die Unterstützung mehrerer seiner Unterthanen zur Krone gelangen. Sehr viel verdankte er bei dieser Gelegenheit dem Eifer und der Thätigkeit des Lord Shrewsbury; aber der König vergaß bald die Dienste, die der Lord ihm geleistet hatte, und that nicht das Geringste für ihn. Eines Tages, da der König mit ihm auf der Jagd war, kündete man eine Deputation von Schottland an. Der König, der ihr Gesuch nicht erfüllen wollte, sagte zum Lord: „Machen Sie den König, und ich will Ihre Rolle übernehmen." Die Deputirten erschienen, und Mylord haranguirte sie mit den Worten: „Meine Herren, seien Sie gar nicht darüber verwundert, daß ich noch nichts für Sie gethan habe; sehen Sie hier (indem er auf den König zeigte) den Lord Shrewsbury; diesem verdanke ich meine Krone, und demungeachtet habe ich ihm noch keinen Beweis von Erkenntlichkeit gegeben."

Sibylla Dorothea, Herzogin. Es war am Tage Sibyllä, am 10. September 1613, als die Kinder in Brieg zur Herzogin Sibylla

Dorothea von Brieg aufs Schloß, wie öfters geschah, geladen waren, um daselbst von der guten Fürstin belobt und beschenkt zu werden, so sie fromm und fleißig sich verhalten hatten. „Mein Töchterlein, wie heißest Du?" fragte sie ein kleines Mädchen. „Anna Pohlin!" lautete die Antwort. „Und wie heiße ich denn?" fragte Sibylla weiter. „Liebe Dorel!" Der Sprecher der Bürgerschaft erschrak gewaltig über die kleine Unbesonnenheit und bat: „Fürstliche Gnaden wolle dem Kinde und der Stadt solches Wort zu Gnaden halten und nicht übel deuten, dieweil es wahr sei, daß das weibliche Geschlecht in Stadt und Land Sie insgemein so nennen." Da aber faltete die gute Fürstin ihre Hände, hob sie gen Himmel und sagte: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln!" Ihr Gemahl aber, der Herzog, umarmte sie und nannte sie hinfort nicht anders, als „liebe Dorel!"

Sicherheit. In einem böhmischen Landstädtchen starb vor Kurzem ein Knabe, den ein Chirurg behandelt hatte. Da das Kind nach dem Tode noch frisch und roth aussah, so bemerkte der Amtmann dem Arzte, er möge wohl bedenken, ob das Kind nicht scheintodt sei. Der Arzt erwiederte: „Sein sie versichert, wenn ich Jemanden behandle, so ist er gewiß ganz todt."

Auf Sicht. Obry hatte einen Wechselbrief bekommen und erkundigte sich um die Vermögensumstände des Kaufmanns, auf den er gezogen war. „Er ist eines der reichsten Banquiers in Paris!" antwortete man ihm, „nur Schade daß er blind ist." — „So bin ich verloren!" rief Obry, „denn der verwünschte Wechsel lautet auf Sicht!" (à vue.)

Sichtbar. Ein Abbé war zu Rom gewesen, uud hatte sich vergeblich bemüht, den Pabst zu sehen. Nach seiner Zurückkunft versicherte er: Der Pabst sei nicht mehr das sichtbare Oberhaupt der Kirche.

Siddons (spr. dens) Sarah geb. 1755, † 1831, wurde zu ihrer Zeit in London für die größte Schauspielerin gehalten. Einst trat sie als Isabelle im Stück gleiches Namens auf, und spielte ihre Rolle als Wahnsinnige mit ungemeinem Beifalle. Bei der Stelle, wo sie die unsterblichen Götter anruft, ihre Qualen zu lindern, herrschte im ganzen Hause die tiefste Stille, und nur hie und da ward ein leiser Seufzer hörbar. Nun rief von der obersten Gallerie ein Matrose im traulichen Tone herab: „Gebt ihr doch ein Glas Branntwein!" Sogleich erhob sich ein allgemeines Gelächter, und die ganze Täuschung

war auf immer gestört; denn bald brach hier bald dort ein wieherndes Gelächter hervor, aus dem fast immer ein Tutti wurde. Man sah nun nichts als Isabelle mit dem Branntweinglase in der Hand.

Siddons. Mathew erzählt in seinen „Memoires" Folgendes, was der großen dramatischen Künstlerin Miß Siddons einst zu London passirte: „Der Abend war sehr heiß, und Mrs. Siddons ließ sich bewegen, sich des einzigen Mittels, das ihr im Augenblicke zu Gebote stand, zu bedienen, um den quälenden Durst zu stillen. Ihr Friseur schickte demgemäß einen Jungen, um einen Schoppen Bier für Mrs. Siddons zu holen und befahl ihm Eile, indem die Dame großen Durst habe. Das Stück spielte unterdessen weiter, und wie der Bursche mit dem schäumenden Bierkruge zurückkam und die Dame nicht sah, fragte er einen der Theaterarbeiter, wo Mrs. Siddons sich befinde; dieser wies mit dem Finger auf die Bühne, wo sie eben als Lady Macbeth in der Schlafscene begriffen war. Ohne Weiteres schritt der Bursche auf die Bühne dicht an Mrs. Siddons heran und präsentirte das Porterbier. Vergeblich winkte sie ihm weg, bis endlich die Leute hinter den Coulissen durch Stampfen und gedämpftes Rufen sein Abtreten bewirkten, was aber nicht geschah, ohne daß er einen Theil des Biers auf den Brettern verschüttete. Trotz alles würdevollen Anstandes der Künstlerin wollte das schallende Gelächter der Zuhörer gar kein Ende nehmen."

Sie und sie. Eine unserer seltsamsten Höflichkeitsformeln ist der Gebrauch, auch Abwesende, wie Gegenwärtige, per Sie zu citiren. Hier zwei Beispiele, welche aus dem Leben gegriffen sind.

Morgengespräch.

Johann. Ein schönes Compliment von meinem Herrn, und.... Hr. X. Ah, Sie sind wieder zurückgekommen? Johann (sich beschauend). Ei freilich. Hr. X. Und sind Sie diesen Morgen daheim? Johann. Nein, denn jetzt geh' ich auf den Fleischmarkt, und dann zum Kohlenpeter, und hernach .... Hr. X. Ei so hol' Ihn doch der Teufel, ist denn Er der Herr? Johann. He ja, er ist der Herr, und ich bin der Bediente. Aber wenn der Teufel .... Hr. X. (ungeduldig). Nun, so sag Er nur seinem Herrn, ich würde selber kommen. Johann (für sich). Kurios! spricht mich erst so manierlich an, hernach soll meinen Herrn der Teufel holen, und jetzt will er selber .... Hr. X. Also Sie möchten zu Hause bleiben. Johann. Aber ich soll ja .... Hr. X. Du bist ein Esel. Johann (verständigt). Aha, Das bin ich.

Auf dem Ball.

Der Herr. Ihr Bruder sind unwohl, wie ich höre? Die Dame. Unbedeutend. Sie kennen ihn? Der Herr. Wir sind uns in Berlin

begegnet. Aber wie schrecklich heiß ist es in diesem Saale. Die Dame. Zum Ersticken. Der Herr. Und neulich sah ich Sie bei Bertrams. Die Dame. Bei Bertrams? Der Herr. Auf dem Maskenballe. Die Dame. Auf dem war ich nicht. Der Herr. Ihr Herr Bruder, mein ich. Die Dame. Ja, so. Ihro Frau Mutter sagten mir ... Der Herr. Ja, die stellt mir Ihren Herrn Bruder immer als Muster auf, wenn sie auf ihr Capitel kommt. Die Dame. Ach, und Sie sind immer so munter dabei, so aufgelegt .... Der Herr. Was will ich machen? Die Dame. Ihre Frau Mutter mein' ich. Der Herr. Ja, die hat einen guten Humor. Beim Whist neulich — sie spielte gegen Ihren Herrn Onkel — brachte sie die ganze Gesellschaft so ins Lachen, daß Sie den sichern Trik darüber verloren. Die Dame. Den Trik ich? ich? Der Herr. Ihr Herr Onkel.

Sie. Kürzlich kam ein Student bei einem Posten vorbei und fragte den Soldaten: „Kann Sie mir nicht sagen, wie viel Uhr es ist?" Den Soldaten verdroß diese Anrede, deren Anwendung ihm bisher nur in Bezug auf alte Weiber vorgekommen war, und er wurde etwas grob. „Nun," sagte der Student, „wie will Sie denn angeredet sein, Sie ist doch die Schildwache."

— Ein reicher ungarischer Bauer wollte deutsch sprechen lernen. Da auf dem Dorfe Militär lag, so konnte er dieses leicht thun, und in einem Jahre konnte er sich schon ziemlich fertig ausdrücken. Jetzt besuchte er seinen Herrn Vetter in Wien, und bewillkommnete ihn mit dem herzlichen: Du. „Ei, ei, Herr Landsmann," sprach der Herr Vetter, „hier in Wien darf man die Leute nicht mit Du anreden, da muß man zu Jedem hübsch Sie sagen." „O teremtete!" rief der Angekommene, „willst mich foppen? — na, na, bin ich nicht so dumm, wie's manst — waß ich schon: ani Sie is sich nur ani Weibsbild!"

Die schlechte **Sieben.** Zu dem Manne einer Straßburger Sängerin, die nicht in bestem Rufe stand, und die gewöhnlich aus dem Theater von zehn bis zwölf Herren nach Hause begleitet wurde, sagte Langenschwarz: „Schon um Sieben müssen Sie Acht haben, denn um Neune hat Ihre Frau wenigstens Zehne."

Siegel. Das lockerste und das häufigste Siegel ist — das der Verschwiegenheit.

Sieg. Die Einwohner von Villefranche, in Perigord, hatten den Plan gemacht, sich eines andern nahen Städtchens, Montpazier, durch einen plötzlichen Ueberfall zu bemächtigen. Zur Ausführung

dieſes Unternehmens wählten ſie dieſelbe Nacht, welche die Bürger von Montpazier beſtimmt hatten, ſich des Städtchens Villefranche zu bemeiſtern. Der Zufall fügte es noch, daß die Haufen der beiden Orte verſchiedene Wege nahmen. Alles wurde um ſo mehr ohne Widerſtand ausgeführt, als die Mauern der Städtchen ohne alle Vertheidigung geblieben waren. Man mordete und plünderte. Die beiderſeitigen Sieger waren glücklich, bis der Tag anbrach und Alles ſich aufklärte. Der Friede wurde nun dahin abgeſchloſſen, daß Jeder nach Haus zurückkehren und Alles in ſeinen vorigen Zuſtand kommen ſollte.

Der **Sieg** iſt bei den Ueberwundenen. Ein Franzoſe prahlte gegen einen Engländer mit dem Siege von Waterloo. „Sieg?“ ruft der Engländer aus. „Wer hat geſiegt? wir haben geſiegt, denn wir haben das Feld behalten.“ „O mon dieu,“ entgegnet der Franzoſe; „was beweiſt das? Gewonnen haben wir die Schlacht, aber Ihr wart ſo eigenſinnig und wolltet abſolut nicht geſchlagen ſein, darüber haben wir die Geduld verloren und haben Euch den Platz überlaſſen.“

Man **ſieht** es ihm nicht an. Der als ſehr witzig bekannte Dr. L. in P. ging mit einem Freunde auf der Straße ſpazieren. Ein junger Mann, äußerſt geſchniegelt und gebügelt, eine derbe Doſis Albernheit und Geckenhaftigkeit in Allem zur Schau tragend, begegnete ihnen, und wechſelte mit Dr. L. einige unbedeutende Worte. Als er vorbei war, wurde L. von ſeinem Begleiter gefragt, wer der junge Mann ſei, und auf die ertheilte Auskunft, er ſei der Schauſpieler W., der zweite jugendliche Liebhaber, bemerkte L.'s Begleiter, daß man es dem W. auf der Gaſſe durchaus nicht anſehe, daß er ein Schauſpieler ſei. „Auf der Bühne ſehen Sie es ihm noch weniger an,“ gab L. darauf zur Antwort.

Kaiſer **Sigismund**, weit entfernt, an ſeinen Feinden ſich zu rächen, ſuchte ſie durch Wohlthaten zu gewinnen. Viele aus den Umgebungen dieſes großen Fürſten konnten den Edelmuth nicht begreifen, deſſen nur große Seelen fähig ſind. Sie äußerten laut, daß ſie als Privatperſonen ihre Feinde nicht geſchont hätten, wie viel weniger würden ſie es gethan haben, wenn ſie die Macht des Kaiſers in den Händen hätten. Da ſagte der Kaiſer: „Kann ich mich an meinen Feinden beſſer rächen, als wenn ich ihnen verzeihe und Gutes thue? Dadurch zwinge ich ſie, über ihren Haß gegen mich zu erröthen, und ihre Fehler zu bereuen, weil ſie einſehen lernen, daß ſie ſich an mir geirrt haben. Durch Wohlthaten ſammle ich glühende Kohlen auf ihr Haupt.“

Das Signalement. Ein Geck, welcher sich über einen Thorschreiber lustig machen wollte, überreichte diesem statt des Passes einen Speisezettel. Der Thorschreiber nahm ihn und verglich das Signalement mit dem Reisenden: Ochsenmaul, richtig. — Kalbsbrust, richtig. — Froschschenkel, richtig. — Boeuf à la mode (Rindfleisch nach der Mode), vollkommen richtig. — Glückliche Reise!

Silbenabtheilung. Ein gewisser Erznär ließ sich einen Grabstein und in dessen Mitte die Inschrift: Erznärsches Begräbniß, setzen. Der Verfertiger theilte aber die Inschrift so ab: Erz-närsches Begräbniß.

Silben-Theilung in der Musik. In einer angesehenen Reichsstadt war gewöhnlich, daß beim Schlusse des Jahres der Stadtrath einen Schmaus gab, wobei allemal ein Rindsbraten gegessen, und eine Cantate aufgeführt ward. Einstens hatte der Dichter, der den Text zur Cantate gemacht hatte, im Schluß-Chor den Vers angebracht:

Und wenn wir alles wohl vollbracht,
Und für das Wohl der Stadt gewacht,
Dann essen wir Ochsenbraten.

Der Componist war so boshaft, die letzte Zeile in der Musik folgender Maßen zu theilen: dann essen wir Ochsen — wir Ochsen — wir Ochsen — Braten.

Silber. Zur Ostermesse 1815 fand sich in Leipzig unter mehreren Juden bei einem dasigen Kaufmanne auch einer seiner ältesten Handelsfreunde, mit Namen Silberfeld, ein. Der Kaufmann sagte ihm einige Artigkeiten, zumal, da er in guten Umständen war und viel einzukaufen pflegte, und unter Anderm bemerkte er auch: „Sie haben einen recht schönen Namen.“ „Nur für die Messe paßt er nicht,“ versetzte der Jude, „denn es heißt hier nicht Silberfeld, sondern — Silber fehlt.“

Alles Silber. Ein berühmter Mann kam als Gast auf das Schloß des Freiherrn von — y. Der Freiherr befahl seinem Haushofmeister, alles Silber auf den Tisch zu setzen, was er besitze, und als man zum Mittagsmahle ging, sieh — da lagen rund um den silbernen Suppentopf auch die 28 silbernen Sporen des Freiherrn.

Stephan von **Silhouette.** — Hr. von Silhouette († 1767) war französischer Staatsminister und Generalcontroleur der Finanzen; doch macht ihn sein Stand nicht so merkwürdig, als die Erfindung, die sich von ihm herschreibt, die Profile der Gesichter im Schat-

ten zu zeichnen. Theodor Oelkers machte darauf ein treffendes Epigramm:

„Er erfand (und solchen Höfling fand man vor und nach ihm nicht!)
Nur im Schatten darzustellen jeglich Menschenangesicht.
Jeder Makel muß da schwinden, alles Häßliche entflieht,
Wo man Freund und Feind im Dunkel niedlicher Silhouetten sieht.
O des vielverdienten Hofmanns! und ihn rühmt kein Monument,
Weil ihn mancher heut zu Tage leider, ach! nicht einmal kennt!
O Geschick! daß schon der Edle, der die undankbare Welt
Erst im Schatten wandeln lehrte, selbst in Schatten nun gestellt."

Simson mit dem Eselskinnbacken. Einige Malteserritter sprachen von einem bevorstehenden Anfalle der Türken auf ihre Insel. Einer von ihnen, der außerordentlich klein war, hieß Simson, und mußte, wie gewöhnlich, auch jetzt jenes Namens wegen Spöttereien erdulden. „Haben wir nicht einen Simson," rief einer von den Rittern, „und wird er nicht allein stark genug sein, die ganze türkische Armee zum Weichen zu bringen?" — Der Zwerg fand sich beleidigt und antwortete: „Sie haben Recht, mein Herr, aber damit ich meinen Endzweck desto eher erreiche, werde ich mir einen von Ihren Kinnbacken ausbitten, und dann werde ich Wunder thun."

Der **singende** Unglücksbote. Ein Apotheker gab einen Kindtaufschmaus. In der größten Lustigkeit ward derselbe zu seinem Provisor hinausgerufen, welcher noch athemlos von dem Steigen vieler Treppen, ihn mit einem kreideweißen Angesicht, das auf nichts Gutes schließen ließ, entgegen kam. Der arme Mensch hatte den Fehler an sich, daß er stark stotterte, besonders, wenn er in der Eile war. Daher fing er auch jetzt also an: „He—He—He—Herr Ap—Ap—App—App—App.—" Der erschrockene Apotheker unterbrach ihn, indem er ungeduldig ausrief: „So sagen Sie doch, um Gottes Willen nur, was es giebt, und lassen Sie den Herrn einstweilen weg!" doch dadurch wurde das Zungenband des Provisors noch keineswegs gelöst. Das Stammeln begann von Neuem und ärger als zuvor. — „Singen Sie, Herr!" schrie der Apotheker zornig, „wenn Sie nicht reden können." Es ist nämlich eine allgemein begründete Erfahrung, daß die stammelnden Personen beim Singen nichts vom Stottern hören lassen. Demgemäß stellte sich hierauf der Provisor in Positur; das Antlitz nahm eine ruhige — der ganze Körper eine aufrechte Haltung an; die Lippen öffneten sich und sangen nach der Melodie des Brautjungfernliedes aus dem „Freischütz" mit voller ungehinderter Stimme: „Der Spiritus im Keller brennt und Alles steht in Flammen."

Es hilft kein **Singen** und Sagen. Diese Redensart hat ihren

Ursprung von den Spottliedern der alten Deutschen, welche sie als das letzte Mittel gebrauchten, Jemanden zu Etwas zu bereden.

Das **Sinken.** Zwei Schauspieler, Nebenbuhler in der Gunst des Publikums, strebten fortwährend, sich gegenseitig etwas anzuhängen. Als der Eine nun eines Tages in einem Trauerspiele einen Geist darstellte und in die Erde versank, sprach der Andere, zum Publikum gewendet: „Da sieht man, wie tief der Mensch sinken kann."

Die fünf **Sinne.** „Nenne mir," sprach ein Lehrer zu seinem Schüler, „die fünf Sinne und ihre Aeußerungen." Letzterer richtete sich auf und begann: „Ich sehe mit den Augen, schmecke mit dem Gaumen, höre mit den Ohren, fühle mit dem ganzen Körper" — „und," fiel der Lehrer ein, „einen Sinn hast Du vergessen, Du riechest mit der Nase, nicht wahr?" „O nein — vielleicht morgen, aber heute hab' ich einen unsinnigen Schnupfen."

Sinnlichkeit. Der sinnliche Mensch ist unfähig, zu fassen und zu beurtheilen, was des Geistes ist.

Sirene (myth. Meerfräulein; auch Verführerin). Jemand, der französischen Sprache nicht kundig genug, wurde beauftragt, ein Bittschreiben an eine regierende Frau zu entwerfen. Wohl wissend, daß man König Sire betitle, schrieb er ohne langes Besinnen: Sirene!

Sitte. Nach Herodot war es bei den alten Aegyptern Sitte, daß die Männer immer zwei Kleider, die Weiber nur ein einziges hatten: Heutzutage haben die Frauen zehn, wenn die Männer auch keinen Rock haben.

Sitten. Als der Probst einer einträglichen Pfarre dem dicken Pächter der Herrschaft begegnete, und ihm dieser nicht gleich auswich, auch keine tiefe Verbeugung machte, sagte der Probst: „Man sieht wohl, daß Sie besser gemästet, als gesittet sind." — „Da können Euer Hochwürden wirklich Recht haben," antwortete der Pächter; „denn sie unterrichten mich in den Sitten, aber mästen muß ich mich selbst."

Sitzenbleiben. Warum bleiben so viele Mädchen sitzen? — Weil sie den Männern oft zur Unzeit den Laufpaß geben.

Der **Sitz** eines Gesandten. Kaiser Karl V. schickte einen Gesandten an den türkischen Kaiser Soliman. Bei seiner Audienz ver-

mißte er einen Sessel für sich, und muthmaßte gleich, daß dies aus Vorsatz geschehen sei. Er warf seinen Mantel auf die Erde, setzte sich darauf, und hielt seinen Vortrag. Nach geendigter Audienz empfahl er sich, und ließ seinen Mantel zurück. Soliman, der dies gewahr wurde, erinnerte ihn daran. Der Gesandte wandte sich um, und sagte in sehr ernsthaftem Tone: „Die Gesandten des Kaisers, meines Herrn, sind nicht gewohnt, ihre Sitze mit sich zu tragen."

Das lange **Sitzen.** Ein sehr dummer Mensch ließ sich malen, bat aber den Maler, ihn so darzustellen, daß er in einem recht gut gepolsterten Lehnstuhl zu sitzen komme, damit ihm das lange Sitzen nicht weh thue.

Sitzen und stehn bleiben. Klage einer alten Jungfer, die im Theater stehen mußte:

„Heißt das Lebensart besitzen,
Und auf feine Sitten sehn,
Erst ließ man mich Arme sitzen,
Dann läßt man mich auch noch stehn."

Der Papst **Sixtus** V. erhielt in der Taufe den Namen Felix. Durch einen sonderbaren Zufall hieß der Geistliche und der Taufzeuge auch Felix, und er pflegte als Mönch darauf ein großes Gewicht zu legen; er sagte oft zu seinen Freunden: „Bei meiner Taufe hat sich Glück auf Glück gehäuft."

Papst **Sixtus** V. war so arm, als er nach Rom kam, daß er erst, nachdem er einige Almosen gesammelt hatte, bei einer Garküche stille stehen und überlegen konnte, ob er dieses Geld zur Bezahlung einer Mahlzeit, oder zur Anschaffung von ein Paar neuen Schuhen anwenden sollte. Ein Kaufmann, der ihn in dieser Unentschlossenheit sah, fragte, was er mache? „Ich bin just damit beschäftigt," antwortete er, „einen Streit zwischen meinem Bauche und meinen Füßen beizulegen."

Sixtus V., Papst, wie bekannt, der Sohn eines armen Bauern aus der Anconitischen Mark, dessen Hütte so baufällig war, daß die Sonne überall durchscheinen konnte, pflegte zu sagen, wenn von Herkunft die Rede war: „Ich bin aus einem durchlauchtigen Hause entsprossen."

Im J. 1586 hatte Philipp der Zweite den jungen Connetable von Castilien nach Rom geschickt, um dem Papste **Sixtus** V. zu sei-

ner Erhebung Glück zu wünschen. Der Papst, dem es verdroß, daß man einen so jungen Gesandten an ihn schickte, sagte zu ihm: „Ei was! fehlt es denn Ihrem Herrn an Männern, daß er mir einen Gesandten ohne Bart schickt?“ „Wenn mein König geglaubt hätte,“ erwiederte der stolze Spanier, „daß die Verdienste im Barte beständen, so hätte er Ew. Heiligkeit wohl einen Bock und nicht einen Edelmann geschickt, wie mich.“

Sixtus V. Dieser Papst gelangte durch eine seltsame List zu dieser Würde. Geraume Zeit (schon als Cardinal) ging er an Krükken und schien vor Schwäche gebeugt zu sein, so daß man seinem Leben kurze Frist gab. Dies war die Ursache, daß er von den Cardinälen einstimmig zum Papst gewählt wurde. Aber kaum war er es, so sah man auch nicht mehr in ihm den kränklichen gebeugten Mann. Da man ihn um die Ursache der schnellen Veränderung fragte, sagte er: „ich ging gebückt, weil ich die Schlüssel des Petrus suchte, und nun habe ich sie gefunden.“

Sklavenhändler-Jargon. Die Sklavenhändler führen in ihren Schiffsbüchern nachstehende drei Rubriken, als: ausgewachsenes Ebenholz, Fruchtholz und Stangenholz, das heißt Neger, Negerinnen und Negerkinder.

Dr. **Smollet.** „Ich habe mir einen ganz köstlichen Phaeton nach der neuesten Art angeschafft,“ prahlte der junge Lord D . . . , ein großer Verschwender, in Bath, in einer zahlreichen Gesellschaft. Dr. Smollet sagte lächelnd: „Das muß ich bezweifeln.“ „Weshalb!“ „Er ist sicher nach der alten Art.“ „Wie können Sie das behaupten? Sie haben ihn ja noch nicht gesehen?“ „Das verschlägt nichts! Ich will darauf wetten, Sie werden ihn doch nicht bezahlt haben?“

Sobiesky's Siegeswagen als Kanzel. Die Wiener Bürger hatten nach ihrer Befreiung von der zweiten türkischen Belagerung dem tapferen Polenkönig Johann Sobiesky einen prachtvollen, reich mit Gold verzierten Siegeswagen, nach Art der römischen Triumphwagen, geschenkt. Sobiesky sandte diesen Wagen auf eins seiner Güter in Schlesien. Hier fiel zu Ende des siebenjährigen Krieges der Wagen dem Feldmarschall Kleist in die Hände, der ihn als Beute betrachtete, und auf sein Gut Raddatz in Hinterpommern abführen ließ. Mit Stolz und Vergnügen zeigte er den Wagen jedem Gaste; wie groß war daher auch sein Schreck, als eines Abends ein Courier ihm den königlichen Befehl brachte, den Wagen, welcher keineswegs persönliche Beute, sondern eine Kriegstrophäe sei, abzuliefern. Der Feldmarschall

war unglücklich über den bevorstehenden Verlust, aber er konnte nur gehorchen, und traf alle Anstalten, daß der Wagen am nächsten Tage in aller Stille nach Berlin abgehe. Die Gemahlin des Generals aber, weniger an Subordination gewöhnt als ihr Mann, fand Mittel, den Wagen in Raddatz zu erhalten. Sie rief, ohne daß ihr schlafender Mann etwas davon ahnte, den Schmied und Wagner des Dorfes zu sich, ließ den Oberwagen vom Unterwagen abheben, und nach der Kirche bringen; hier wurde auf ihren bestimmten Befehl die Kanzelbrüstung abgerissen, und an ihrer Stelle der Obertheil des Siegeswagens befestigt, welcher einer Kanzel nicht unähnlich ist. Die Wagenthüren wurden als Gedenktafeln darüber durch große Thornägel an der Mauer angenagelt, und mit der den Frauen innewohnenden Geistesgegenwart ergriff Frau von Kleist einen Pinsel und übertünchte das Sobieskysche Wappen durch Wasserfarben, um das Kleistsche Schild darzustellen. Hocherfreut über ihre List, aber doch nicht ohne Bangen, erwartete sie den Morgen; der Marschall mußte sich in das Geschehene finden, der Wagen war nicht mehr zusammenzusetzen, und mit Zittern, wenngleich nicht ohne heimliche Freude über die Rettung des Kleinods, schrieb er mit Umgehung des Datums, daß der Oberwagen zu einer Kanzel in der Raddatzer Kirche verwendet worden wäre, das Untergestell aber noch zu Befehl Seiner Majestät stände, wofür ihm Friedrich der Zweite ziemlich ungnädig dankte. Noch heute steht diese Kanzel wohlerhalten in der Raddatzer Kirche, und trägt die Spuren der Eile, mit welcher die Errichtung vor sich gegangen.

Sokrates gab den jungen Leuten bei einer jeden Gelegenheit, die sich nur immer darbot, eine gute kräftige Lehre, oder vielmehr, er wußte eine jede Gelegenheit dazu zu benutzen. Diejenigen, welche häßlich waren und sich im Spiegel besahen, ermahnte er, durch Tugend den Mangel den Schönheit zu ersetzen; wenn sie aber schön waren, ihre Schönheit durch kein Laster zu beflecken. So wird es auch einer Hausfrau, der die Reize der Schönheit mangeln, gut anstehen, wenn sie einen Spiegel in der Hand hält, mit sich selbst zu sprechen: „Was würde ich sein, wenn ich nicht tugendhaft wäre?" — wenn sie aber schön ist: „Was werde ich sein, wenn ich auch noch tugendhaft bleibe?"

— Als Sokrates einst einen Gast bei Tische hatte, schimpfte sein Weib Xantippe unaufhörlich; allein er ließ sich durch nichts stören; sie wurde über seine stoische Gelassenheit nur noch aufgebrachter, und stieß den Tisch um. „Wohin willst Du?" sagte Sokrates, als sein Gast aufsprang und sich davon machen wollte. „Geschah dies nicht auch jüngst bei Dir, als die Henne auf den Tisch flog, und alles, was darauf war, umwarf?"

Sokrates. Auf die Frage, wie man es anfangen müsse, sich einen guten Ruf zu erwerben, versetzte er: „Wenn Du das zu werden strebst, für was Du gehalten sein willst."

— „Nicht einmal kostenfrei sterben kann man in Athen," lächelte der Philosoph, als er aus seiner Kasse die zu seiner Tödtung bestimmte zu geringe Dosis Gift verstärken lassen mußte.

— Er nannte den guten Ruf das Parfüm der Tugend.

— Er sah Leute, die sich durch Kunst erzeugte (aus dem Treibhause) Blumen kauften. „Diese Leute da", sagte er, „scheinen zu verzweifeln, je dergleichen in der Reife zu sehen; denn sonst wären sie doch rechte Narren, weil sie sich dann bessere und wohlfeilere kaufen könnten."

— Ein reicher Mann schickte seinen Sohn zum Sokrates, um desselben Fähigkeiten zu prüfen. „Der Vater," sprach ihn der Lehrer an, „schickt seinen Sohn zu Dir, Sokrates, damit Du ihn beaugenscheinigst." „Rede also", versetzte Sokrates zu dem Knaben, „damit ich Dich sehe." Die Sprache (wollte er dadurch verstanden wissen) ist der sicherste und untrüglichste Spiegel der Seele.

— Als er auf einem Markte eine große Menge verschiedener Waaren sah, rief er: „Was für eine Menge Sachen hab' ich nicht von Nöthen!"

— Er pflegte zu sagen: „Je weniger Bedürfnisse die Menschen haben, desto mehr gleichen sie den Göttern."

— Als sich Jemand mit einer außerordentlich ausgebreiteten Belesenheit prahlte, sagte er: „Jene, die sehr viel essen, befinden sich nicht immer am besten; Jene, die sehr viel Bücher lesen, sind nicht immer die gelehrtesten, sondern Jene, die das Nützlichste daraus in ihrem Gedächtnisse aufbewahren."

— Sokrates bekam eines Tages auf der Straße unvermuthet eine derbe Maulschelle. „Daß doch die Menschen," sagte er ganz gelassen, „nicht wissen, wann sie mit dem Helm ausgehen sollen."

— Als man ihn zum Tode verurtheilt hatte, sagte sein Weib Xantippe weinend: „Ach mein lieber Mann, so mußt Du also unschuldig sterben!" „Wolltest Du denn," versetzte er, „daß ich schuldig stürbe."

— Als seine Freunde über einen Unhöflichen aufgebracht waren, der, da sie ihn grüßten, nicht dankte, sagte Sokrates: „Warum sollte ich denn darüber böse werden, daß ein Anderer nicht so viel Höflichkeit besitzt als ich?"

— Gefragt, warum er denn die Verwaltung des gemeinen Wesens nicht selbst über sich nehmen wollte, da er doch die Regierungskunst am besten verstände: „Weil ich dadurch mehr nütze," antwortete er, „wenn ich Andere regieren lehre, als wenn ich selbst regiere."

Soiree. Eine Soiree ist nichts als eine mit Apollo- oder Milly- oder Wachskerzen beleuchtete Langeweile. — Jeder trachtet, sein Licht leuchten zu lassen; wenn man's aber beim Licht betrachtet, ist man hinter's Licht geführt, und wenn man's beim rechten Licht betrachtet, so hat Einem in der ganzen Soiree Niemand ein Licht aufgesteckt, als der — Bediente!

Der Graf von **Soissons** hatte einen fuchsrothen Bart. Stockend fragte er einst seinen Gärtner, warum er keinen Bart habe? ging aber beschämt davon, als dieser ihm antwortete: „Als Gott die Bärte austheilte, kam ich zu spät. Nur rothe waren noch übrig, und da nahm ich doch lieber gar keinen."

Weibliche Soldaten. Unfreundliche Lebensverhältnisse zwangen Fräulein Durow, im fünfzehnten Lebensjahre unter dem veränderten Namen eines Herrn von Alexandrow Dienste in der Kavallerie zu nehmen. Sie wohnte mit der ganzen Armee den Feldzügen von 1806 und 1807, wie den weit merkwürdigern von 1812—14 bei, und bezeigte in mehreren Rencontres mit dem Feinde ungewöhnlichen persönlichen Muth und Tapferkeit. Ihr Geschlecht ward endlich erkannt. Der verewigte Kaiser Alexander, dies vernehmend, gewährte ihr eine huldvolle Audienz, überhäufte sie mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, erlaubte ihr seinen Namen zu tragen, und hing ihr mit höchsteigener Hand den militärischen Verdienstorden des St. Georgenkreuzes um. Nach erfolgtem Frieden nahm sie im Range des Stabsrittmeisters mit Verleihung einer jährlichen Leibrente ihren Abschied. Sie privatisirt jetzt in Petersburg, und zeigt sich öffentlich nur im männlichen Costüme.

— Im Jahre 1784 kam eine Frau aus Preßburg mit einer Bittschrift zu Hofe, in welcher sie sich wegen mehrerer Hindernisse beschwerte, die man ihrem Handel in den Weg legte. Um ihren frühern Lebenslauf befragt, erzählte sie, ihr Name sei Barbara Liputi und ihre Neigung zum Militärstande von Kindheit an so groß gewesen, daß sie in einem Alter von 17 Jahren sich als Mann verkleidet, bei dem Nadàsdischen Husaren-Regimente habe anwerben lassen, in demselben 16 Jahre gedient, zwei Feldzüge mitgemacht und sich durch ihre Tapferkeit bis zu dem Range eines Oberlieutenants geschwungen habe. Seit ihr Geschlecht durch einen Zufall entdeckt wurde und sie den Dienst verlassen mußte, fristete sie ihr Leben durch einen Kleinhandel in Preßburg. Der Kaiser ließ sich in der Kriegskanzlei nach den angegebenen Umständen erkundigen, und da Alles als wahr befunden wurde, wies er ihr sogleich eine jährliche Pension von 300 Gulden an.

— Vor einigen Jahren ist zu Gent der Lieutenant Frau Marie Schellinck im 84. Jahre gestorben. Ihr Begräbniß fand Statt in Gegenwart aller mit dem Kreuze der Ehrenlegion Decorirten, die sich in dieser Stadt befinden, des Generalstabes der Garnison und einer sonstigen großen Menge. Diese außerordentliche Frau verdient, daß man ihr einige nekrologische Worte widmet. Marie Schellinck, geboren zu Gent, ließ sich im März 1792 freiwillig im zweiten belgischen Bataillon anwerben. In der Schlacht bei Jemappes, den 6. November 1792, entwickelte sie große Tapferkeit und bekam sechs Verwundungen. Sie ging dann zu der dreißigsten Halbbrigade über und machte wieder mehrere Schlachten mit. Dann trat sie zu dem vierten Jäger-Infanterie-Regiment über, und machte die brillanten Feldzüge in Deutschland mit. Später wurde sie in das achte Chevaurlegers-Regiment versetzt und bewies große Tapferkeit in der Schlacht bei Austerlitz, wo sie so schwer verwundet wurde, daß man sie für todt hielt. Dieser Umstand führte zur Entdeckung ihres Geschlechts. Sie folgte wieder ihrem Regimente und überreichte bei einem spätern Treffen dem Kaiser ein eigenhändig verfaßtes Gesuch; Napoleon nahm sie mit Auszeichnung auf, ernannte sie zum Lieutenant und befestigte an ihrer Brust das Kreuz, welches früher die seinige schmückte. Im Jahre 1807 erhielt sie eine jährliche Pension von 675 Francs. Nach ihrer Rückkunft aus Italien stellte sich die kriegerische Genterin in militärischem Kostüm der Kaiserin Josephine vor, welche sich einige Zeit mit ihr unterhielt und ihr ein Sammtkleid schenkte. Das Lieutenants-Patent, die Ehren-Legions-Decoration und das Sammtkleid sind gegenwärtig im Besitze des Kleiderhändlers Schellinck in Gent.

Ein verabschiedeter **Soldat**, der sich mit seinen ehemaligen Kameraden darüber stritt, Napoleon habe auch deutsch gesprochen, bekräftigte endlich seine Behauptung dafür mit den Worten: „Hat er nicht bei Leipzig zu uns gesagt: „Adieu Grenadiers?!“

Soldaten-Strafen in England. In der englischen Landarmee regiert bekanntlich noch die neungeschwänzte Katze (cat o'nine tails), welche meist ohne alle Barmherzigkeit, selbst bei geringen Vergehen, gebraucht wird. Die Strafen der Seesoldaten und Matrosen auf den Flotten sind, besonders im Kriege, noch unmenschlicher; denn grausamer als das Geißeln durch die Reihen der Flotte, kann nichts ersonnen werden. Der Unglückliche, von gefühllosen Richtern zu dieser Schinderei verurtheilt, behält nur seine Beinkleider an, und über den Schultern eine wollene Decke, die man ihm vor jedem Schiffe, wo er gezüchtigt wird, abnimmt. Der Arme erhält oft 600 Hiebe, welches 4500 Streichen gleich ist; gesetzt, es sind 20 Schiffe im Hafen, so empfängt er bei jedem 30 Hiebe. Das unglückliche Schlachtopfer

befindet sich in einem großen Boote, das ein anderes schleppt, mit einem Officier, einer Abtheilung Matrosen, einem Unterofficier und einem Tambour am Bug des Bootes, welcher den „rogues march“ schlägt. An jedem Schiffe hält ein Boot mit einem Officier und einer Abtheilung Matrosen. In dem Executionsboote liegt ein hölzernes Gestell in dreieckiger Form, auf welches der Unglückliche während der grausamen Strafe der Geißelung von zwei Unterbootsleuten gefesselt wird, bis er seine ganze Strafe überstanden hat. Das Jammern und Schreien nach Gnade, wenn das Fleisch des Rückens in Fetzen fortfliegt, findet kein Ohr bei den schonungslosen Henkern, und nicht eher hört das Peinigen auf, als bis der Arme halbtodt, mit zerrissenem und zerfleischtem Rücken und gebrochenem Herzen, in's Lazareth gebracht wird. Ueberlebt er die Strafe, so ist er ein ganz anderer Mann: im Herzen trägt er seinen Vorgesetzten den grimmigsten Haß nach, Verachtung fühlt er gegen sein Vaterland, in dem solche Grausamkeit noch geduldet wird, und verabscheut den Stand, zu dem er sich gezwungen sieht. Es war in den Tagen des Krieges nicht selten, daß bei einer Station der Flotte sieben Paare dieser Executionsboote durch dieselbe geführt wurden, auf welchen man Seeleute nach dem Tacte der Trommel zu Tode peinigte.

Die englischen **Soldaten**, welche nach den ostindischen Colonien gesendet werden, müssen im ersten Jahre, so sehr sie auch zu bedauern sind, ein sehr komisches Bild machen, indem sie auf eine sehr langweilige Weise acclimatisirt werden. Anfänglich werden sie streng in ihre Kasernen eingesperrt, nur in der größten Tagesfrühe läßt man sie ein wenig exerciren. Erhalten sie Urlaub auszugehen, so dürfen sie bei Strafe den Sonnenschirm nicht vergessen. Beim Schildwachstehen muß in der ersten Zeit ein schwarzer Sklave einen Parasol über ihren Kopf halten. Da das Klima auf die Europäer Anfangs einschläfernd wirkt, so ist es nichts Seltenes, einen Wache stehenden unaufhörlich gähnenden Soldaten zu sehen, den ein Sklave als Schirmträger unaufhörlich in die Rippen stößt, um ihn wach zu erhalten. Lesen ist in den Kasernen ihre einzige Erholung, und nach Jahr und Tag ist alles das an ihnen verschwunden, was in Europa gewöhnlich einen Soldaten charakterisirt.

Ein stolzer **Soldat.** Bei einem der heißesten und mörderischsten Kämpfe des Feldzugs in Portugal wurde das 27. französische Regiment von den Engländern umgangen und von allen Seiten angegriffen. Dem Obersten zerschmetterte eine Kugel das Bein und tödtete das Pferd. Man hielt ihn für todt und dachte nur daran ihn zu rächen. Die Engländer wurden wirklich zurückgetrieben, aber keinem fiel es ein, den Obersten fortzuschaffen. En[illegible]

rer Sergeant, Chesquièr mit Namen, zu zwei seiner Kameraden, es wäre eine Schande, dem Feinde den Leichnam eines Obersten zu überlassen. „Kommt, laßt ihn uns aufheben.“ Die Drei kehrten also um, aber nur Einer gelangte an den Baum, wo der Leichnam lag, die beiden Andern fanden unterwegs ihren Tod. Der kleine Chesquièr versuchte vergebens, den schweren Körper auf die Schultern zu nehmen; sein Muth war größer als seine Kräfte und er sank immer wieder unter der Last nieder. Mit einem Male bemerkte er in einiger Entfernung zwei feindliche Officiere. Diese rief er, indem er sein Gewehr auf sie anlegte. Die Officiere kamen herbei, um den Einzelnen gefangen zu nehmen; aber ehe sie heran kamen, hatte Chesquièr einen verwundet; dem andern ging er entgegen und es begann ein Kampf, Mann gegen Mann, dessen Ausgang lange ungewiß zu sein schien. Endlich blieb Chesquièr Sieger und der an beiden Armen verwundete Engländer gab sich gefangen. Da band Chesquièr ihn und den andern an den Schweif des Pferdes, nachdem sie ihm hatten den todten Körper des Obersten in den Sattel helfen müssen. So kam er mit dem Obersten und seinen zwei Gefangenen im Lazarethe an. Der Chirurg erklärte, daß der Oberst noch nicht ganz todt sei. Durch sorgfältige Behandlung kam er bald wieder zu sich, und er schloß den Sergeanten, als er erfahren, was er demselben verdanke, in seine Arme. Bei dieser Umarmung stieß Chesquièr einen Schmerzenslaut aus, denn er bemerkte erst jetzt, daß er am rechten Arme verwundet sei. „Zieh Deine Uniform aus,“ rief ihm der Chirurg zu, „damit ich Dich verbinden kann.“ Chesquièr zögerte und wurde roth. Der Chirurg zog ihm selbst die Uniform ab und es ergab sich, daß der Sergeant — ein Mädchen war. Die gefangenen Officiere stampften vor Wuth, als sie erfuhren, daß ein Mädchen sie gefangen genommen hatte. Sie war statt ihres schwächlichen Bruders in's Feld gezogen. Der General, welcher die Brigade befehligte, begab sich, sobald er erfahren hatte, was geschehen war, zu Virginie, überbrachte ihr das Kreuz der Ehrenlegion und gab ihr den Abschied. Sie kehrte in ihre Heimath zurück, uud lebte noch lange als Muster von Rechtlichkeit und Unbescholtenheit.

Weibliche **Soldaten.** Im J. 1846 wurden in Bordeaux Subscriptionen gesammelt für ein altes Weib, das mehr Feldzüge mitgemacht hat, als mancher Krieger. Sie hieß Katharina Rohmer, gebürtig aus Colmar, 1782. Ihren Vater, der Sergeant war, sah sie bei einer Erstürmung sterben, ihrer Mutter riß in der Schlacht bei Flerus eine Kugel den Kopf weg. Nachdem sie 1802 einen Tambourmajor, Namens Girard, geheirathet, ging sie mit diesem als Marketenderin nach Spanien, wo sie der Belagerung von Saragossa beiwohnte, später nach Portugal, von da wieder nach Spanien. Aus

Barcelona marschirte sie mit dem Heere nach Deutschland, erhielt bei Wagram einen Lanzenstich, kam bis Danzig und mußte von da mit dem Heere nach Neapel. Dort verblieb sie einige Monate, und marschirte dann, immer bereit, alle Strapazen zu ertragen und die Verwundeten zu pflegen, nach Spanien, wo sie bei der Einnahme von Girona selbst zur Muskete griff. Von da machte sie den russischen Feldzug mit, kam bis Moskau, überschritt beim Rückzuge mit der ersten Division die Beresina und wurde unter den 25 Mann mitgezählt, welche allein von den 4 Bataillonen des 5. Garde-Tirailleur-Regiments übrig geblieben waren. In Frankreich machte sie wieder mehrere Schlachten mit, folgte mit ihrem Gatten dem Kaiser nach Elba und von da wieder nach Frankreich. Diesen Zug machte sie ganz bis nach Waterloo mit. Zu dieser Zeit hatte sie zehn Söhne, alle bei der Armee. 1823 folgte sie ihrem Gatten nach Spanien, wo ihr Mann bei Barcelona durch einen Schuß fiel. Allein, kehrte sie nun nach Frankreich zurück, heirathete dort zum zweiten Male und zwar wieder einen Krieger, Antoine Barrin, der als Sergeantmajor bei den Sappeurs stand. Mit diesem und ihren sämmtlichen zehn Söhnen machte sie die Expedition nach Algier, und war bei der Einnahme von Algier, Bona, Oran, Mascara, Constantine. Bei der Erstürmung von Constantine verlor sie ihren zweiten Mann und zwei Söhne, deren einer Tambourmajor, der andere Kapellmeister war. Sie selbst wurde bei Budschia und Maison Carrè verwundet. — Es scheint übrigens nicht, daß ihre militärischen Verdienste die gehörige Würdigung fanden, denn nachdem sie alt und schwach geworden, mußte sie sich lange vom Betteln nähren.

— Bei Gelegenheit der Verheirathung der vom Kaiser Napoleon ausgestatteten sechszig verabschiedeten **Soldaten** in Paris, ereignete sich folgender Vorfall. Der Beamte, bei dem man sich dieserhalb melden mußte, erhielt folgenden Brief: „Monseigneur! Ich bin noch jung, ich habe sechs Feldzüge mitgemacht und fünf Wunden bekommen; ich wünsche mich zu verheirathen, allein ich habe noch keine Wahl getroffen; wenn Ew. Excellenz geruhen wollen, mir Jemand anzuzeigen, für den ich paßlich wäre, so können Sie über mich disponiren. Ich bin mit Hochachtung ꝛc. ꝛc. Brunault.“ Diese Bittschrift ward geneigt aufgenommen; ein junges Mädchen gab die Einwilligung; Braut und Bräutigam wurden einander vorgestellt; allein ein unvorhergesehener Zufall vereitelte die Hoffnung, sie mit einander verheirathet zu sehen; der Verfasser des Briefes war ein ... Frauenzimmer.

Soliman's Jagd auf Menschenleben. Soliman, der türkische Kaiser, zog im Jahre 1684 mit seinem ganzen Hofstaat auf eine Jagd aus, und es folgten ihm 80,000 Mann, mit Knütteln und Prügeln

bewaffnet, als Treiber. Nachdem bei 40,000 dieser unglücklichen Menschen aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln nur durch die schleunige Flucht ihr Leben gerettet, und nachdem 5000 wirklich verschmachtet waren, zog Soliman mit einer Beute heim, die aus 25 Hirschen, 7 Hirschkühen und einem Leoparden bestand.

Als Sultan **Soliman** II. die Stadt Belgrad erobert hatte und wieder nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ihm ein altes Weib zu Füßen und beklagte sich, daß ihr seine Soldaten, während sie schlief, Alles weggenommen hätten. Soliman gab lächelnd zur Antwort: „Du mußt doch sehr fest geschlafen haben, wenn Du von dem Geräusche und Lärmen während der Plünderung Deines Hauses nichts gehört hast.“ — „Allerdings“, erwiederte sie ganz dreist, „freilich schlief ich fest und ruhig, weil ich glaubte, Du Kaiser wachtest für mich.“ Das wirkte auf den betroffenen Sultan und er entließ das Weib reichlich beschenkt.

Die **Sommersprossen.** Meine holden Leserinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sie sollten also Frühlings-Sprossen heißen, so wie eigentlich auch unsere Alters-Schwächen aus Jugend-Schwächen herstammen! Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühlinge, da hütet Euch vor Sprossen und Flecken! Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseins. Dann werden sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Flecken haben! Die zarte Haut der Mädchen bekommt leicht Sommersprossen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekommt noch leichter Promenade-Sprossen und Salon-Flecken! Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut, und wie sie selbst, je mehr sie an's Sonnenlicht kommen und gehen, desto mehr Sommersprossen bekommen alle drei! Der Ruf eines Mädchens ist zart, wie die zarteste Farbe, sie schießen Beide ab, wenn sie viel an's Tageslicht kommen! Die Mädchen sind wie die Kerzen, je mehr sie in die Luft kommen, desto leichter schmelzen sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen, je öfter sie geputzt werden müssen, desto weniger sind sie nutz, und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie für's Haus! Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen Fleck aus, so geht es wie mit einem Flecken in Sammt, bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieses Punktes ist auf ewig dahin! Wisset Ihr denn, meine theuern Mädchen, wie die Sommersprossen entstehen? Gerade wie die Sprossen und Flecken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in diesen Tröpfchen, die nicht zusammenfließen, werden die Sonnenstrahlen, wie durch ein converes Glas in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Netzhaut und der dadurch gesäuerte Kohlenstoff bringt diese Sprossen hervor. So ist's auch mit dem guten Ruf, wenn sich zuerst auch nur ein kleines Tröpfchen daran ansetzt, die Sonnenstrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen sich in diesem Brennpunkte und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwärzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig! Gegen die Sommersprossen der Haut, meine liebe Leserinnen, giebt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, z. B. Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u. s. w., aber gegen die Sprossen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens giebt es kein Waschwasser und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal der Höllenstein der zu späten Reue ätzt diese Flecken auf! Es giebt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommersprossen übersäet ist, und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, geliebt, geschätzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde, und wär' es so schön wie ein Engel; es ist ekelhaft wie eine Spinne, und wäre es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehreliebenden Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten, wie ihr Selbst! Gegen die Sommersprossen in der Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenschirme, gegen die Sommersprossen in dem Rufe giebt es keinen Fächer und keinen andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des stillen, väterlichen Hauses. Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht giebt, daß ihr Ruf keine Sommersprossen bekomme, denn sie bekommt die Sommersprossen und er muß sein Gesicht zu waschen geben! Also meine lieben Mädchen, im Frühling da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennstrahlen der Lorgnetten u. s. w. u. s. w. S.

Dr. Abercrombie erzählt folgenden merkwürdigen Fall von **Somnambulismus**: Ein Mädchen von sieben Jahren, eine Waise, die bei einem Pachter wohnte, der sie zum Viehhüten verwendete, schlief gewöhnlich in einer Kammer, die nur durch eine sehr dünne Wand von einer andern getrennt war, in welcher ein wandernder Violinspieler öfter zu wohnen pflegte. Dieser nicht ungeschickte Mann übte sich oft während der Nacht, und spielte sehr schöne Stücke auf seinem Instrumente, die indeß für das Mädchen nichts Anderes, als ein sehr lästiger Lärm waren. Nach Verlauf von sechs Monaten, welche das Mädchen bei dem Pachter zugebracht hatte, ward es krank, und nun

von einer wohlthätigen Dame in deren Haus aufgenommen, wo man nach seiner Genesung bei Nacht oft die schönste Musik hörte, ohne daß man sich hätte erklären können, wer der unsichtbare Tonkünstler sei. Als man sich endlich die Mühe nahm, dem Schalle nachzugehen, fand sich, daß er aus dem Schlafzimmer des Mädchens kam, das im tiefsten Schlafe mit dem Munde die Töne einer Geige nachahmte. Bei fernerer Beobachtung fand sich, daß das Mädchen, nachdem es ungefähr zwei Stunden im Bette gelegen, unruhig ward, und vor sich hin zu murmeln anfing. Dann ließ es Töne hören, die ganz dem Stimmen einer Violine glichen, und ging endlich nach einem Vorspiele zur Ausführung von Musikstücken über, die ganz im Ton einer Geige und mit den zartesten Modulationen dieses Instrumentes durchgeführt wurden. Während dieses Spieles hielt das Mädchen oft inne, wiederholte jene Töne, als ob es die Violine stimme, und fing dann genau bei der Stelle wieder an, wo es aufgehört hatte. Dieser Paroxismus trat in regelmäßigen Zwischenräumen von einer bis zu vierzehn oder auch zwanzig Nächten ein, und war gewöhnlich von einer Art Fieber begleitet.

Sonderling. D., ein reicher und prachtliebender Sonderling in Moskau, wurde einst von einem Freunde, dem Major von A . . ., besucht. D. bot ihm mancherlei zu seiner Bewirthung an, aber sein Gast lehnte Alles höflich ab. Endlich ergriff D. eine Pistole und schoß aus dem Fenster. „Das thu' ich bloß Ihnen zu Ehren, Herr Major," sagte er; „der Schuß kostet 10 Rubel Strafe."

Entbehrlichkeit der **Sonne.** Man fragte einen von jenen Menschen, die überall d'rein sprechen, ohne etwas zu verstehen: ob ihm die Sonne oder der Mond entbehrlicher scheine? — Ohne sich zu bedenken, antwortete er schnell: „Natürlicher Weise ist die Sonne entbehrlicher, denn bei Tage ist es ohnedieß hell."

Die **Sonne.** Ueber die zu London erscheinende Zeitung „the Sun" (die Sonne) sagte Jemand: „Sie erscheint zwar, aber sie scheint nicht täglich."

Die **Sonne** in schlechtem Ruf. Man hatte eben einige Flecke in der Sonne bemerkt, als eine Dame in Paris Herrn von Voiture fragte, was es Neues gäbe. „Madame," erwiederte Voiture, „man spricht eben nicht zum Besten von der Sonne."

Die **Sonne** von England. Anna von England bestieg den Thron. Unter den Glückwünschenden war auch der Marquis von Normandy, ein Begünstigter der Königin. Seine Wünsche waren so

ausgesucht und überboten, daß die Königin um Antwort verlegen war. Sie kühlte sich daher endlich mit dem Fächer und sagte: „Es ist sehr warm.“ „Es kann nicht anders sein, gnädigste Monarchin,“ versetzte der Marquis, „denn so lange die Welt steht, hat die Sonne noch nie so in England geschienen, als eben jetzt.“

Die zu alte **Sonne.** Man äußerte in einer Gesellschaft seinen Unwillen über den dießjährigen kalten Mai. Der Eine sagte, der Komet sei Ursache daran, ein Anderer behauptete, die ganze Richtung der Erdkugel habe sich verändert. „Ich,“ sagte endlich eine Frau, „ich lasse es mir nicht nehmen, die Sonne ist halt schon zu alt.“

Bei der letzten **Sonnenfinsterniß** fragte eine Frau ihre Magd, ob sie sie auch gesehen habe. Die Magd antwortete mit: Nein! — „Aber die vor drei Jahren hast Du doch gesehen?“ fragte die Frau wieder, und die Magd entgegnete sehr naiv: „Ich habe sie auch nicht gesehen, denn damals war ich noch nicht in Wien.“

Gebrauch einer **Sonnenuhr.** Ein Mann hatte immer eine kleine Sonnenuhr vor seinem Fenster stehen, nach welcher er sich richtete. Einst, als er krank im Bette lag, und wissen wollte, wie viel die Uhr sei, sagte er zu seiner Frau: „Geh, liebes Kind, und sieh' dort am Fenster auf die Sonnenuhr, und sag' mir, wie viel sie zeigt.“ Die Frau ging hin, nahm die Sonnenuhr aus der Sonne weg, trug sie ihrem Mann zum Bette und sagte: „Da sieh' Du selbst, ich verstehe mich auf das Ding nicht.“

Die bedeckte **Sonnenuhr.** Als in Krähwinkel die Sonnenuhr neu angestrichen wurde, ließen die Bürger ein Dach darüber machen, damit sie vom Regen keinen Schaden nehmen möchte.

Bei der **Sonnenuhr** ist die Sackuhr überflüssig. Mehrere Nachzügler kamen im letzten Kriege an einem Schlosse vorbei, vor welchem der Eigenthümer an der Thüre stand und seine Uhrkette blicken ließ. Einer von jenen fragte ihn, wie viel Uhr es sei? und er sah sich nach der Sonnenuhr um und sagte ihm die Zeit. „Geht die Sonnenuhr auch gut?“ fragte der Nachzügler. „Auf die Minute,“ antwortete der Schloßherr. „Nun, dann könnt Ihr immer nach der Sonnenuhr schauen und mir Eure Sackuhr geben, dann wissen wir beide, in welcher Zeit wir sind,“ und so nahm er ihm die Uhr und empfahl sich.

Die berühmte Sängerin **Sonntag** erhielt von einem Banquier

in London zwei ächte Kaschemir-Shawls, mit dem Beding, alle ihre früher von ihren Anbetern erhaltenen als Fußteppiche in ihrem Zimmer zu verwenden. Sie that es und es traf sich, daß Lord D* sie besuchte, als sie eben auf dem Shawl stand, welchen sie von ihm zum Geschenk erhalten, indeß der prächtige Kaschemir ihre Schultern bedeckte. Der reiche Banquier war gerade anwesend und erklärte dem Lord, warum der Fußboden des Gemaches mit den englischen Shawls bedeckt sei. Dieser nahm die Herabwürdigung seines Geschenkes sehr übel auf, und forderte den Urheber dieser Veranstaltung auf Pistolen. Die Sängerin war darüber untröstlich, und fand sich auf dem Duellplatze ein, wo sie keine Bitten und Vorstellungen sparte, die Streitenden zu versöhnen, und alle Schuld auf sich lud. Aber vergeblich, der erbitterte Lord ließ sich nicht besänftigen und erhielt einen Schuß in den Arm. Die Sängerin stieß einen Schrei aus, nahm ihren kostbaren Shawl in die Hand, zerriß ihn und verband damit die Wunde des Lords. Dieser war von solcher Theilnahme innigst gerührt, und sandte ihr dafür zwölf der allerschönsten Shawls, die nur in London aufzutreiben waren.

In einer Gesellschaft sprach man von der Demoiselle **Sonntag**. Jemand behauptete, daß sie in Paris für jährlich 30,000 Franken engagirt sei. „Ein Jude, der zugegen war, rief dabei aus: „Wei geschrieen! 30,000 Franken, do is jo de Sonntag e lebendiges Kapital von e halbe Million Franken zu sechs Perßent."

— Als die Gräfin Rossi, damals noch die gefeierte deutsche Nachtigal Dem. Henriette Sonntag, im Jahre 1829 in Moskau Triumphe feierte, und durch ihren melodiösen Scepter wie mit einem Zauberstabe trotz der drückenden Schwüle, Bürger und Hofleute zwang, in den geschlossenen Raum des Theaters zu strömen, als die Einnahme, wenn sie sang, täglich gegen 12,000 Rubel betrug, und der Director Duruszewsky an den andern Tagen seinen Mitgliedern Benefize gab, die wenig Ertrag lieferten, lebte dort ein armer polnischer Maschinist, Vater von zahlreicher Nachkommenschaft, dessen karger Gehalt kaum ausreichte, jene kümmerlich zu ernähren; und dieser sah mit Bangigkeit sein Benefiz herannahen, von welchem er mehrere Gläubiger bezahlen sollte und — auch wollte. So betrübt und sorgenvoll der Arme auch war, hörte er doch mit einer Art krampfhaften Freude in der Coulisse das wunderbare „Steh nur auf ꝛc." der Künstlerin, und es schien, als habe das Schicksal ihn zum Schutze derselben hingestellt. Denn als sie unter dem stürmischen Beifallsjubel des Publikums abging, gerieth sie in Gefahr, in eine schlecht verschlossene Oeffnung des Podiums zu fallen und großen Schaden zu erleiden, vielleicht lebensgefährlich verwundet zu werden. Der Maschinist sprang

schnell herbei, um sie aufrecht zu erhalten, stürzte aber dabei selbst in die Oeffnung, und brach einen Arm. Alles drängte sich um ihn, dem armen Teufel Hülfe zu leisten, und nicht die Letzte war Dem. Sonntag, welche ihm ihre Dankbarkeit nicht wirksamer bezeigen zu können glaubte, als daß sie auf die Nachricht, morgen sei der Tag seiner freien Einnahme, ausrief: „Wohlan, wir wiederholen die heutige Vorstellung!" — „Ach Madame, das ist zu viel!" rief der Verwundete, „um das zu verdienen, müßte ich mir den andern Arm auch noch brechen!" — Der folgende Abend war ein wahres Jubelfest für den Maschinisten, dem die Gläubiger mit abgezogenen Hüten auf's Neue ihre Dienste anboten; und er brummte bei der Arbeit, wo er ging und stand, immer das glückliche: „Steh' nur auf." — Der Kaiser von Rußland wohnte dieser Vorstellung bei und sandte Dem. Sonntag einen kostbaren Schmuck, den sie aber gleichfalls dem Benefizianten zuwies. Nach der Vorstellung erschien ein kaiserlicher Adjutant auf der Bühne, um im Namen des Czars die Gräfin Rossi zu bitten, im Palaste zu Abend zu speisen. „Die Einladung des Kaisers," entgegnete die Künstlerin, „ist mir Befehl; und ich werde nicht säumen, im Palaste zu erscheinen."

Sonntagsschule. Ein Schulmeister in der Nähe von London machte kürzlich bekannt, daß er zweimal wöchentlich, Dienstag und Donnerstag, Sonntagsschule halten werde, wie ein Richter in Weston einst erklärte, er werde seine Vierteljahrssitzungen von nun an alle Monate halten.

Sonst und jetzt. Unter Moses mußten Tausende sterben, weil sie ein goldenes Kalb anbeteten. Heute aber leben Viele bloß davon, daß sie goldene Kälber anbeten.

Sophie Dorothea, die Gemahlin Georgs I. als Kronprinz von Hannover und von demselben geschieden, als er den englischen Thron bestieg, war die Tochter des Herzogs von Celle, aus einer Ehe zur linken Hand und der Marquise Eleonore von Olbreuse. In ihrer Kindheit hatte sie zum Gespielen den später so bekannt gewordenen Grafen Königsmark und man glaubte eine Zeit lang, die beiden jungen Leute wären für einander bestimmt, doch wurde die Prinzessin 1682 mit dem Kronprinzen von Hannover vermählt, mit dem sie einige Jahre ruhig, wenn auch nicht glücklich verlebte. Bald stellte sich indeß Uneinigkeit ein und die Prinzessin kehrte 1694 zu ihren Eltern zurück, die sie aber zurücksandten. Es befand sich um diese Zeit am Hofe von Hannover auch der Graf Königsmark, der bis dahin ein abenteuerliches Leben geführt hatte und seine früheren vertrauten Verhältnisse mit der Prinzessin wieder anknüpfte. Er war ein schöner Mann,

in allen körperlichen Uebungen gewandt und durch seine Unterhaltungsgabe ausgezeichnet. An dem Hofe nun spielte eine Gräfin von Platen eine große Rolle, ein schönes Weib, aber eine Intriguantin der ersten Art, leichtfertig und grausam, wie irgend eine Frau, welche die Geschichte gebrandmarkt hat. Sie bemerkte den schönen Königsmark und bemühte sich ungescheut, ihn in ihre Netze zu ziehen. Königsmark ließ sich auch gern fangen, war glücklich bei ihr, erzählte aber sein Abenteuer rücksichtslos selbst der Prinzessin und mit beleidigenden Bemerkungen später an dem Hofe zu Dresden. Dies und ihre Eifersucht veranlaßten sie alle seine Schritte beobachten zu lassen; sie verbot ihm sogar, die Prinzessin ferner zu besuchen. Er mußte ihr darin gehorchen, aber die Prinzessin war so an den Umgang mit ihm gewöhnt, daß sie mit einander von nun an fast täglich Briefe wechselten. In einem dieser Briefe gestand sie ihm, daß sie nicht länger in Hannover leben könne, daß sie entschlossen sei, zu entfliehen und daß er, Königsmark, sie begleiten möge. Um die Flucht näher zu besprechen, möge er sie heimlich besuchen. Er kam und blieb länger als klug war. Die Prinzessin fing an ihre Kostbarkeiten einzupacken und Königsmark schlich sich fort. Aber seine Zusammenkunft mit der Prinzessin war der eifersüchtigen Platen verrathen worden und sie lauerte ihm mit vier Hellebardieren auf. Das Tagebuch erzählt den nun folgenden Auftritt mit diesen Worten: G. Platen. Soldaten, werft ihn nieder und haltet ihn fest. — Königsmark. Verrath! Verrath! (Gefecht.) — G. Platen. Vertheidigt Euch! Muth! werft ihn nieder! — Königsmark. Mordet mich, wenn Ihr wollt, aber schont die unschuldige Prinzessin. — G. Platen. Hört nicht auf ihn. Zwei müssen ihm die Arme halten, einer zieht ihm die Füße ab und der vierte bindet und knebelt ihn. Nur fest! Schont ihn nicht. So, jetzt ist er in unsern Händen. — Königsmark. Schont die unschuldige Prinzessin. — G. Platen. Stopft ihm ein Tuch in den Mund. (Königsmark ist schwer verwundet, und wird ohnmächtig) — Nehmt ihm das Tuch wieder aus dem Munde. Nun, Du Verräther, gestehe Deine und der Prinzessin Schuld. — Königsmark (schlägt die Augen auf). Ah, Schlange, Du bist es? — G. Platen. Verschlimmere Deine Lage nicht, Verräther! Gestehe. — Königsmark. Schont die unschuldige Prinzessin. (Er wird von Neuem ohnmächtig.) — G. Platen (thut als verbinde sie ihm die Wunden). Holt schnell Wasser und Weinessig. (Königsmark erholt sich und versucht zu sprechen, wird aber von der Gräfin unterbrochen, die seine Wunden mit einem Lichte in der Hand untersucht, seinen Kopf emporhebt, sich stellt als erschrecke sie, das Licht wegwirft, aufschreit, wankt, den Kopf Königsmarks auf den Boden fallen läßt und wie aus Versehen ihm auf den Mund tritt. Als sie bemerkt, daß er stirbt, fährt sie zu den Soldaten fort): Sucht ihn am Leben zu erhalten; ich hole Hülfe. — Die Soldaten

sahen, daß ihr Opfer todt war, und entfernten sich ebenfalls. — Die Prinzessin wurde vor Gericht gestellt, für schuldig erklärt und gefangen nach dem Schlosse Ahlden gebracht, in welchem sie zwei und dreißig Jahre lebte, bis zu ihrem Tode 1726. Sie war eine Wohlthäterin der Armen in jener Gegend, und suchte die Lage derselben zu verbessern, so viel in ihren Kräften stand. Deshalb wurde auch die „Herzogin von Ahlden," wie die Unglückliche hieß, von dem Volke hoch verehrt.

Sophokles. Die Griechen hatten eine eigene Art, ihre Dichter zu belohnen. Als Sophokles seine Antigone geschrieben hatte, ernannten die Athener, im Jubel über das schöne Drama, den Dichter zum Mitfeldherrn des Perikles im samischen Kriege. Heutigen Tages wäre für ein gutes Trauerspiel ein Generalpatent ein originelles Honorar.

Sorbiere. Als ihm Papst Clemens IX., mit dem er, da dieser noch Cardinal war, in Briefwechsel gestanden hatte, ein sehr unbedeutendes Geschenk machte, sagte er: „Das nenne ich doch wahrhaftig Manschetten einem Menschen schenken, der nicht ein gutes Hemd am Leibe hat."

Das Grabmal der Agnes **Sorel** ist noch im Schlosse zu **Loches.** Die schöne, reizende Geliebte Karls VII., „la gentille Agnes", wie sie bei ihrem Leben hieß, wurde in dem Morgenchore der Kathedralkirche der Stadt gleiches Namens, als sie, vierzig Jahre erst alt, gestorben war (1449), ihrem Wunsche gemäß begraben, und hier lag die „Schöne der Schönen", wie sie ebenso oft genannt wurde, bis 1777, wo es den Chorherren in Loches einfiel, daß es wohl besser sei, ihr Grabmal ins Schiff der Kirche zu versetzen. Als der Sarg, worin sie lag, geöffnet wurde, fand sich nur noch der Schädel und das braune Haar vor, dessen Locken sich herabringelten, wie zu der Zeit, wo sie die schönsten Wangen schmückten. In der Revolution entging das Denkmal mit Mühe der Zerstörung, indem man es nach dem Schlosse brachte, und 1834 kam es in einen Gang desselben, wo es nun vor der Bigotterie und dem Vandalismus sicher sein wird. Sie erscheint in ganzer Figur in weißem Marmor abgebildet, die Hände züchtig auf den Busen gefaltet; zwei Lämmer zu ihren Füßen, zwei Engel über ihrem Haupte, das von einer kleinen Krone geschmückt ist.

Uneigennützige **Sorge.** Bei einem Trauerspiel weinte ein Mädchen heftig.

Vater. Was weinest Du mein, Kind?
Tochter. Ach, Gott! ich bin voll Sorgen:
Wenn Alles stirbt, wer spielt denn Morgen?

Zärtliche **Sorge.** Eine Frau, die mehrere Tage und Nächte bei ihrem todtkranken Ehegatten zugebracht hatte, wurde endlich vom Schlafe überwältigt, sie sagte also zu ihrem sterbereifen Mann: „Joseph, ich lege mich jetzt ein Bischen nieder, wenn Du stirbst, so rufe mir nur.“

Souffleur. A. Was? Sie sind schon aus L* zurück? Nun, wie hat Ihnen das dortige Theater gefallen? — B. I nu, das Theater ist ganz passabel, aber das Theaterpersonal heißt gar nichts, denn bei der ganzen Gesellschaft kann nur eine einzige Person ihre Rolle, und — das ist der Souffleur.

Der weichherzige **Souffleur.**

Glaubt, daß im hohen Trauerspiel,
Für mich Souffleur von Zartgefühl,
Sechs Hände meiner nöthig wären;
Zwei kann ich, um den andern treu
Mein Buch zu halten, nicht entbehren,
Zum Beifallklatschen, brauch ich zwei,
Und zwei zum Trocknen meiner Zähren.

Würde und Lohn des **Souffleurs.**

Souffleure sind die Trieberäder
In der dramatischen Natur.
Souffleure sind die große Feder
In jeglicher Theateruhr,
Und Wunder, hat das Stück ein Ende,
Und ihrer Länge saure Müh,
Und klatschen stürmend tausend Hände,
So denket doch kein Mensch an sie.

Souffleur. „Arm und klein ist meine Hütte,“ aber wenn ich Abends darin sitze, eingekeilt, von hundert dampfenden Lampen, dann wird sie zum Altar, woran sich die Gedächtnißsünden schmiegen, dann wird sie zum Fels, woran sich die Schiffbrüchigen klammern, die oben herumschwimmen, bis ich sie wieder mit dem Steuerruder der Zunge in den Hafen der Ruhe und Sicherheit einführe. Mein Posten ist zwar niedrig und untergeordnet, aber trotzdem bin ich doch ein vielsagender Mann, ein Mann der so zu sagen das erste und letzte Wort hat. Ich bin das Oel in der Theateruhr, ja ich bin eigentlich die Triebfeder, und wenn ich einmal aushake, wenn ich einmal zu früh ablaufen sollte, so würde man augenblicklich wissen, wie viel es geschlagen hat. Rühre ich mein Glöcklein oder meinen Stab nur mit den Fingern an, so rühren sich alle Hände, denn unter meinen Händen

wird das Glöckchen zur Sturmglocke und das dünne Holz zum Heroldsstabe. Kaiser und Könige treten mit Zittern und Zagen auf, wenn ich nicht unten sitze in meiner Höhle, und selbst der Fürst der Hölle, der Mephisto, ist ein armer Teufel ohne mich.

Der Marschall **Soult** besuchte in London einige Fabriken und wurde von den Arbeitern mit Jubel empfangen, die ihm Sträuße boten. Alle waren sonntäglich geschmückt und der Marschall beschenkte sie reichlich, indem er sagte, er müsse den Leuten doch wenigstens die weißen Handschuhe bezahlen, welche sie seinetwegen angezogen hätten. Einer der Arbeiter hörte diese Worte und sagte: „Mylord, mir brauchen Sie keine Handschuhe zu geben, denn Sie haben mir beide Hände genommen, die ich in Toulouse ließ." Dabei zeigte er seine verstümmelten Hände, mit denen er jedoch noch einige Arbeiten verrichten konnte. — „Wenn dies so ist, mein tapferer Held," antwortete der Marschall, „so muß ich Dich anders bedenken; Du besitzest Deine Beine noch, da, kaufe Dir Strümpfe." Und er gab ihm eine Banknote von 5 Pf. St. (50 fl. C. M.)

Ein spanischer Exminister besuchte die Galerie des Marschalls **Soult**, die bekanntlich aus Bildern besteht, welche der Marschall aus Spanien mitgebracht oder mitgenommen hat. Jemand fragte den Exminister: „Wie finden Sie diese Bilder?" und dieser antwortete: „Ich finde sie wieder."

Der Marschall **Soult** war im Begriff, in den Wagen zu steigen, um Paris zu verlassen, als ihm ein Brief mit der Adresse: „An den Herrn Marschall" eigenhändig übergeben ward, der eigentlich für seinen Nachfolger bestimmt war. Er öffnet ihn, durchläuft den Inhalt desselben ziemlich gedankenlos und stößt bald auf folgende Phrase: „Ich darf mir nicht den Vorwurf machen, daß ich mich jemals Ihrem Vorgänger zu einer Anstellung empfohlen hätte." Der Marschall lächelte und ließ sich aus seinem Reisewagen ein Convolut Papiere bringen, aus denen er einen offenen Brief von derselben Hand und mit derselben Unterschrift, nur daß er zwei Tage älter als jener war, herausnahm. In diesem Briefe bat der Schreiber den Marschall Soult um eine persönliche Gunstbezeigung. — Was that nun der Marschall? Er ließ beide Briefe in ein Couvert schlagen und das Ganze an den Marschall Gerard adressiren.

Das fragliche **Souper.** Die Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft wurden durch ein Circular zu einem Souper eingeladen. Als dasselbe dem Herrn Inspector J*** vorgelegt wurde, sagte er: „Nun, da steht wieder nicht, ob es zu Mittag oder zu Abend sein soll!"

Die Portugiesen führten im J. 1588 Krieg auf der Insel Zeylon. Thomas de **Sousa** nimmt ein junges schönes Mädchen gefangen, die eben erst seit einigen Tagen Braut geworden war. Der Geliebte, so wie er ihr Unglück erfährt, eilt schleunigst herbei; beide fliegen einander in die Arme, und mischen ihre Seufzer und ihre Thränen. Da das Mißgeschick ihnen die Hoffnung raubt, als Freie mit einander zu leben, so schwören sie sich, alle Qualen der Sclaverei mit einander zu theilen. — Sousa fühlte sich durch den Anblick dieses Schauspiels gerührt. — „Es ist genug," sagte er zu ihnen, „daß die Liebe Euch Fesseln anlegt; mögt Ihr sie bis zum letzten Tage Eures Lebens tragen. Geht, lebt glücklich; meine Ketten sollen Euch nicht belasten."

Der witzige Doctor **South** besuchte einst von der Universität aus einen Freund, der einige Meilen davon wohnte. — Er wurde sehr freundschaftlich empfangen und zum Mittagsessen gebeten. — South machte noch einige Besuche und kehrte dann zu seinem Freunde zurück. — Als er in das Zimmer trat, hört er in dem Nebenzimmer einen heftigen Streit zwischen seinem Freunde und dessen Frau. „Wenn ich nicht den Fremden jede Minute erwartete," sagte der Mann, „so wollte ich Dir ein paar Ohrfeigen geben, ich mag nur jetzt keinen Lärm machen." South öffnete die Thüre und sagte sehr lakonisch: „Ich bitte, lieber Freund, sehen Sie mich nicht für einen Fremden an."

Souza. Die Geistesgegenwart der Frau von Souza, welche den einst so beliebten Roman: „Adele de Senanges" verfaßt hatte, war bekannt; sie äußerte sich besonders in schnellen Antworten auf verfängliche Fragen, die man in Gesellschaft aufwarf. Napoleon wollte sie einst in Verlegenheit setzen. Eine junge Tänzerin hatte in einem Ballet einen Sprung gewagt und dabei die Gränzen der vertraulichen Mittheilungen, die erlaubterweise eine Tänzerin dem Parterre machen darf, ziemlich stark überschritten. „Sie waren gestern Abend in der Oper," sagte Napoleon, „und haben das Aergerniß mit erlebt. Bis wohin hat man sehen können?" — „Bis zur Schulter, Sire," lautete die Antwort sehr ernst. „Vortrefflich," rief der Kaiser lachend, „man kann die volle Wahrheit nicht decenter ausdrücken."

Nie zu **spät.** Drei Eckensteher hatten in einer Schenkstube so viel Kümmel getrunken, daß zwei sich mit vieler Mühe noch auf den Beinen hielten, der Dritte aber bereits unter dem Tische lag und sich nicht mehr rühren konnte. „Wat sind wir nu schuldig?" fragte einer der Taumelnden. „Sie haben 47", antwortete der Wirth,

„à 6 Pfennige — macht 23½ Sgr.“ — „Alle Hasel wat noch eens! Da wären wir doch besser jefahren, wenn wir uns quartweise gekooft hätten!“ — „Freilich, wären Sie quartweise vortheilhafter weggekommen,“ sagte der Wirth, „als bei so vielen Einzelnen, aber dafür kann ich doch nicht . . .“ Da guckte der total Besoffene unter dem Tische hervor und lallte: „Na, wat streit't Ihr Euch denn? det können wir ja noch!“

Spanien, zu seiner Ehre sei es gesagt, ist eins von den wenigen Ländern Europa's, wo Armuth weder verhöhnt, noch mit Verachtung angesehen wird. Selbst in Gasthöfen wird der Arme nie von der Thüre weggejagt, sondern, wenn auch nicht immer beherbergt, doch wenigstens mit freundlichen Worten entlassen und der Barmherzigkeit Jesu und seiner Mutter überwiesen. Ebenso wenig wird der Reichthum blind vergöttert; der Bettler hält sich selbst nicht für ein erniedrigtes Geschöpf, er küßt Niemandem die Füße, weiß nicht, was es heißt, geprügelt oder angespuckt zu werden, und dort kann selbst der Herzog oder Marquis kaum eine dünkelhafte Meinung von der Wichtigkeit seiner hohen Persönlichkeit empfangen, da außer etwa seinem französischen Kammerdiener Niemand vor ihm kriechen, oder ihm schmeicheln würde. Das sind wirklich Chateaux en Espagne, aber George Borrow versichert so in „The Bible in Spain.“

Franzosen und **Spanier**. Der Franzose trägt das Haar ziemlich lang, der Spanier ganz kurz; der Franzose ißt viel und geschwind, der Spanier langsam und sehr wenig; der Franzose läßt zuerst das gekochte Fleisch auftragen, der Spanier zuerst den Braten; der Franzose trinkt gewöhnlich Wasser nach dem Wein, der Spanier Wein nach dem Wasser; der Franzose spricht viel bei Tische, der Spanier sagt kein Wort; der Franzose geht nach der Mahlzeit herum, der Spanier setzt sich oder schläft; der Franzose geht geschwind, der Spanier schreitet ernst einher; der Bediente des Franzosen folgt seinem Herrn, der Spanier läßt ihn vorausgehen; will der Franzose Jemanden zu sich winken, so erhebt er die Hand nach dem Gesichte zu, der Spanier dagegen bewegt sie nach seinen Füßen hin; der Franzose geht zuletzt in das Haus und aus demselben, der Spanier geht immer voran; der Franzose bittet mit Demuth um ein Almosen, der Spanier fordert es mit einer Art Würde und Arroganz; verarmt der Franzose, so verkauft er Alles bis aufs Hemd, das Hemd ist dagegen das Erste, das der Spanier verkauft, der den Degen und Mantel bis zuletzt behält.

Die Regierung und der Schutzheilige in **Spanien**. Man erzählt in Spanien, daß, als Ferdinand III. in Sevilla gestorben war, er vor den heil. Jacobus trat und diesen um die Gnade des Himmels

für Spanien anflehte. — Der heil. Jacobus von Compostella ist bekanntlich der Schutzheilige von Spanien. „Wir haben ein schönes Klima," sagte der König. — „Zugestanden," entgegnete der Heilige. — „Fruchtbaren Boden, Getreide, Wein, Oel u. s. w." — „Zugestanden." — „Treffliche Söhne und schöne Töchter des Landes." — „Zugestanden." — „Eine gute Regierung." — „Nein, nein, dreimal nein; gebt Spanien eine gute Regierung, dann wird jeder Engel gern den Himmel verlassen und sich in dieses Land begeben."

Spanische Eitelkeit. Daß sich die Eitelkeit und der Stolz eines Spaniers bis über das Grab hinaus erstrecken, beweist folgendes Geschichtchen. Ein Spanier, der zu Rom an den Folgen eines Zweikampfes starb, bat vor seinem Tode einen Freund, der ihm in seinen letzten Augenblicken beistand, inständig, ihn doch ja so, wie er daläge, zu begraben, ohne ihm die Kleider auszuziehen. Der Freund versprach dies zwar, konnte aber doch der Neugier nicht widerstehen, da er hinter dem Gesuch des Verstorbenen etwas Besonderes vermuthete, und untersuchte mithin den Körper vor der Beerdigung; hierbei ergab es sich denn, daß dem Entseelten — das Hemd fehlte.

Albernheiten der **spanischen** Etikette. Die Markgrafen von Rivadeo haben, von alter Zeit her, das Recht, am Dreikönigstage an der Tafel des Königs zu speisen und den Anzug zu verlangen, den der König gerade trägt. Die jetzt regierende Königin brachte den gegenwärtigen Inhaber dieses markgräflichen Titels, den jungen Herzog von Hijar, auf schlaue Weise um den Genuß dieses Privilegiums. Dem alten Brauch gemäß kommt er am Vorabende des Dreikönigstages, klopft an die Thür der Königin und sagt: „Ich, der Markgraf von Rivadeo, wünsche zu wissen, um welche Stunde morgen die Königin speisen werde?" — „Die Königin speist morgen gar nicht!" lautete die Antwort und der arme Herzog von Hijar mußte betrübt von dannen ziehen. — Die Etikette verlangt, daß die Königin von Spanien im Sommer um zehn und im Winter um neun Uhr zu Bette gehen muß. Die Prinzessin Louise von Orleans, Gemahlin Karls II., glaubte nach ihrer Ankunft in Madrid, daß die Stunde des Schlafengehens sich nach der Müdigkeit richten müsse. Aber es begegnete ihr mehrmals, daß, während sie noch beim Nachtessen saß, ihre Kammerfrauen erschienen, sie, ohne ein Wort zu sagen, entkleideten und mit der größten Geschwindigkeit zu Bette brachten.

Als die **Spanier** das erste Mal Antwerpen plünderten, fiel eine Rotte in das Haus eines reichen Bürgers, der sie beschwor, ihn zu verschonen, weil er ein guter Katholik und von ihrer Partei sei. „Was ihn beträfe," antworteten die Spanier, „so wüßten sie wohl, daß er

ein eifriger Sohn der Kirche wäre; allein sein Geld, seine silbernen Geräthschaften, seine Juwelen wären alle ketzerisch, und daher gute Beute."

Spanien. Tod aus Etikette. Ein König Spaniens saß lesend am Kamin. Die Hitze war zu arg, und der König wollte etwas Gluth herausnehmen lassen und klingelte. Der eintretende Kammerherr erhielt den Befehl, das Nöthige zu besorgen und wandte sich deßhalb an den Kammerdiener, der es dem ersten Stubenheizer mittheilte. Leider verlangte dieser zuvor eine Anweisung vom Großmeister des Palastes, ohne den nicht das Geringste vorgenommen werden könne, und es ward nach diesem gesandt. Ehe dieser aber aufgefunden wurde, war der König ohnmächtig geworden, ein heftiges Fieber überfiel ihn, und er starb — treu den Gesetzen der spanischen Etikette.

Die spanische Hofetikette hatte es zum Gesetz gemacht, daß kein Unterthan die Füße der Königin sehen dürfe. Wie streng die Spanier diese Etikette beobachteten, beweiset folgender Vorfall. Die Gemahlin Karls II. war eine große Liebhaberin vom Reiten. Eines Tages wollte sie ein Pferd versuchen, das man ihr aus der Provinz Andalusien geschickt hatte. Kaum hatte sie sich aufgesetzt, als sich das Pferd bäumte, und die Königin herunterwarf. Zum Unglück blieb sie mit dem Fuße in dem Steigbügel hangen, und das Pferd schleppte sie mit sich fort, ohne daß sich Jemand unterstand, derselben zu Hülfe zu kommen. Die Etikette war dawider. Karl II., der seine Gemahlin sehr liebte, rief von einem Altane herab; aber die Etikette hielt die ernsthaften Spanier zurück. Zwei Kavaliere wagten es endlich, die Königin loszumachen; und so strenge auch das Gesetz war, so ergriff doch der eine den Zügel des Pferdes, und der andere machte den Fuß Ihrer Majestät aus dem Steigbügel los. Sie überlegten hierauf, welche Strafe sie durch die Uebertretung eines so heiligen Gesetzes verdient hätten, machten sich die Bestürzung, in welcher noch alle waren, zu Nutze, und retteten sich durch die Flucht. Die Königin aber bat für die beiden Verbrecher um Gnade und erhielt sie auch.

Spanischer Stolz. Es ist gewöhnlich zu Rom eine unbeschreibliche Menge von Bettlern aus allen Ländern beisammen zu sehen, denen man zu einer gewissen Stunde an der Thüre der Klöster eine Suppe austheilt. Ein Castilianer, der seit Kurzem daselbst angekommen war, und nicht wußte, um welche Stunde diese Austheilung geschähe, wandte sich an einen armen Geistlichen aus Frankreich, und wollte es von ihm erfahren. Die spanische Eitelkeit ließ nicht zu, daß er geradezu nach dem Hause fragte, wo die Suppe ausgetheilt würde. Diese Art sich auszudrücken, schien ihm nicht edel genug. Nachdem er nun

ein wenig nachgesonnen hatte, glaubte er seine Frage nicht anständiger einkleiden zu können, als wenn er den Franzosen fragte: ob er seine Chokolate getrunken habe. „Meine Chokolate?" sagte der arme Geistliche, und wovon sollte ich sie denn bezahlen? ich lebe von Almosen, und warte eben, bis man die Suppe bei den Franziskanern austheilt." — „Ihr seid also noch nicht da gewesen?" fragte der Castilianer. — „Nein, antwortete der Franzos; „aber eben ist es Zeit, daß ich gehen will." — „Ich bitte, nehmt mich mit," sagte der stolze Spanier; Ihr werdet allda den Don Antonio Perez de Valcabro, de Redia, de Montalva, de Vega u. s. w. der Nachkommenschaft einen Beweis von seiner Demuth geben sehen." „Und wer sind denn diese Leute?" fragte der Franzos. „Ich bin es," erwiederte der Castilianer. — „Wenn das so ist," sagte der Franzos, „so sprecht doch lieber, einen guten Beweis des Appetits."

Zur Nachahmung für **sparsame** Hausfrauen. Ein Reisender kam sehr hungrig in einem Pommerschen Gasthause an. Mit Freuden vernahm er aus dem Munde der Frau Wirthin die angenehme Nachricht, daß in wenigen Augenblicken eine dampfende Weinsuppe zu seiner Erquickung bereit sein würde, welche er denn auch bald mit gutem Appetit verzehrte und nur ein großes Stück Zimmet im Teller zurückließ. Da naht sich ihm die Frau Wirthin, ergreift oben erwähntes Stück Zimmet, zieht dasselbe durch den Mund und verschließt es sorgfältig in den eichenen Schrank. Erstaunt, erkundigt sich der Fremde nach dem Grunde dieses wunderbaren Verfahrens und erhielt folgende Antwort: „Ei, mein Herr, dies Stückchen Zimmet hat schon manche Suppe kräftig gemacht!"

Kochbuch für **Sparsame.** In Gotha ist ein Kochbuch für Sparsame erschienen. Es wird darin keine andere Anweisung gegeben, als wie man die Kartoffeln auf 160 Arten bereiten könne. Das Buch fängt mit folgender ersten Art an: Man kann die Kartoffel auch roh genießen, wenn man Gusto dazu hat. Das außerordentliche Fettwerden der Ochsen und Schweine davon ist der Beweis, daß diese Art die beste ist, und daß so alle andern 159 Arten überflüssig sind.

In **Sparta** war es erlaubt zu stehlen, aber nicht erlaubt, sich dabei ertappen zu lassen. Man wollte dadurch die jungen Spartaner recht pfiffig machen; ein Beweis, daß auch ganze Nationen irren, wenn sie durch unerlaubte Mittel einen an sich vernünftigen Zweck erreichen wollen. Einem solchen spartanischen Knaben hatten seine Kameraden einen lebendigen Fuchs, den sie gestohlen hatten, zur Verwahrung übergeben. Als nun die Eigenthümer, denen der Fuchs abhanden gekommen war, kamen und Nachsuchungen anstellten, steckte

ihn der Knabe unter seinen Mantel und verhielt sich, ungeachtet das Thier wild wurde und des Knaben Seite bis an die Eingeweide zerfleischte, dennoch ganz ruhig und verbiß den Schmerz, bloß damit er nicht ertappt werde. Nachdem die Nachsuchenden davongegangen waren, und die Knaben sahen, was geschehen war, machten sie ihm Vorwürfe, indem es doch besser gewesen wäre, den Fuchs sehen zu lassen, als ihn mit Gefahr des Lebens zu verbergen. Da versetzte der heldenmüthige Knabe: „Mit nichten! Es ist besser, unter Schmerzen zu sterben, als sich ertappen zu lassen und sich aus Weichlichkeit ein schimpfliches Leben zu erhalten." — Wie viele edle Kräfte mögen nicht durch Verblendung und Vorurtheile nutzlos für das Menschengeschlecht untergegangen sein!

Mißverstandener **Spaß.** In einem deutschen Landstädtchen kehrte kürzlich ein junger Mann ein. Abends legt ihm der Wirth das Fremdenbuch vor, um seinen Namen u. s. w. einzuschreiben. Wie der junge Mann an die Rubrik „Zweck der Reise" kommt, schreibt er: „um sich todtzuschießen." Das Fremdenbuch wird Abends noch dem Stadtdirector vorgelegt. — Gerade als sich der junge Mann zu Bette begeben will, tritt ein Polizeisoldat in sein Zimmer. „Was wollen Sie?" fragt der junge Mann. — „Ich werde bei Ihnen bleiben, um Sie vor dem Todtschießen zu bewahren. Nach zwei Stunden löst mich ein Anderer ab, und so fort. Sie tragen die Kosten. Morgen aber werden Sie nach Hause transportirt." — „Sind Sie toll?" — „Ganz und gar nicht. Ich handle nur auf Befehl des Herrn Stadtdirectors, denn es ist hier strenge verboten, sich todtzuschießen." — „Aber ich will mich ja nicht todtschießen. Es war ja bloß Spaß von mir." — „Kann sein, aber wie können wir wissen, ob Sie jetzt die Wahrheit sagen? Unsere Schuldigkeit ist es einmal, Sie vor dem Todtschießen zu bewahren, und das werden wir redlich thun." — Der junge Mann wurde trotz seiner Vorstellungen die ganze Nacht bewacht, und wäre den andern Tag nach seiner Heimath transportirt worden, wenn er nicht bewiesen hätte, daß er noch Geld bei sich habe, worauf man ihn gehen ließ, weil nicht anzunehmen ist, daß ein junger Mann sich todtschießt, so lange er noch Geld hat.

Mancher macht durch einen **Spaß** sein Glück. Ein armer Dichter, ein geborener Grieche, pflegte sich immer dem Kaiser Augustus in den Weg zu stellen, um ihm etwas von seinen Producten zu überreichen. Um sich mit dem Poeten zu amüsiren, verfertigte der Kaiser auch einige griechische Verse, und versteckte sie, als er wieder ausging, in seinen Mantel. In demselben Augenblick, in welchem der Grieche ihm, wie gewöhnlich, seine Arbeiten übergab, grüßte ihn Augustus

freundlich, und überreichte ihm die von ihm geschriebenen Verse. Der Dichter las sie auf der Stelle mit lauter Stimme ab, überhäufte den Kaiser bei jedem Verse mit den größten Lobeserhebungen, zog dann einige kleine Münzen aus der Tasche, und gab sie dem Kaiser mit den Worten: „Verzeih, erhabener Fürst, daß ich nicht mehr geben kann; das Geschenk ist bloß meiner Armuth, nicht aber der Trefflichkeit Deiner Verse angemessen.“ Augustus lachte, und befahl seinem Schatzmeister, für den armen Dichter zu sorgen.

Spaß oder Ernst. Zwei Schneider geriethen mit einander in einen harten Wortstreit, der eine kam in Hitze und gab dem andern eine derbe Ohrfeige. „Zum Henker!“ rief dieser aus, „soll das Spaß oder Ernst sein?“ „Ernst,“ antwortete der erste ganz trotzig. „Das ist Dein Glück,“ versetzte dieser, „denn dergleichen Spaß verstehe ich nicht.“

Der große **Spaziergang.** Der Herr von Vivonne war ganz erstaunlich fett, und sein Vetter, der Herzog von Aumont, war es nicht weniger. Der König von Frankreich zog einst den erstern in Gegenwart des andern damit auf: „Sie werden zusehends fetter,“ sagte der König; „man sagt, Sie machen sich nicht genug Bewegung!“ — „O Sire, dies ist bloß Verleumdung!“ sagte Vivonne; „es vergehet kein Tag, an dem ich nicht wenigstens dreimal um meinen Vetter Aumont herumgehe.“

Der **Spaziergang.** Der Herzog von Bouteville liebte eine Frau, die er bloß bei Nacht sehen konnte, indem er durchs Fenster stieg. Einst, als er eben auf der Leiter steht, pocht er an, das Fenster wird geöffnet. Es ist der Mann; mit einer Pistole in der Hand, fragt dieser ihn: „Was wollt Ihr hier?“ — „Ich? nichts! ich gehe spazieren,“ und so stieg er ganz ruhig die Leiter wieder hinab, angestaunt von dem Manne, der in dem ersten Augenblicke mehr betroffen war, als der sonderbare Spaziergänger.

Das **Spazierschiff.** In Breslau wurde ein noch gut conditionirtes Spazierschiff zum Verkauf ausgeboten.

Speculativer Patriotismus. Nach dem Londoner „Globe“ hat ein „unternehmender Bürger“ des Staates Maine in Amerika sich erboten, den ganzen Krieg mit Mexiko in Contract zu übernehmen und die Mexikaner für die Hälfte der veranschlagten Kriegskosten zu völliger Unterwerfung zu bringen.

Der **Speculant** wider Willen. Der Graf Flamarens hatte sich nach ehrenvoller Vollendung seiner militärischen Laufbahn in die Provinz zurückgezogen, in welcher ein bedeutender Wohlstand ihm gestattete, die Würde seines Namens zu erhalten. Ein Proceß, den er schon an mehreren Gerichtshöfen gewonnen hatte, der aber von der Gegenpartei vor die oberste Instanz gebracht wurde, zwang ihn, eine Reise nach Paris zu machen. Er that es zu Pferde, und legte täglich nur kleine Strecken zurück. Als er den Wald von Fontainebleau durchritt, sah er viele Männer zu Pferde, welche alle, indem sie einen Querweg einschlugen, dasselbe Ziel zu haben schienen. Die Neugierde trieb ihn, den Unbekannten zu folgen, obwohl er dadurch ein wenig von seiner Straße abwich. Nachdem er einige Zeit geritten war, kam er auf einen großen runden Platz, le fort de la biche genannt, auf welchem er mehrere schlecht gekleidete Männer fand, welche ihre Pferde an Baumäste angebunden hatten. Sein erster Gedanke war jetzt, inmitten einer Diebesbande zu sein, allein, da die Flucht als unmöglich sich ergab, weil noch immer Viele durch die einzige Allee anlangten, die ihm zum Rückzuge hätte dienen müssen, so hielt er für das beste Mittel, sich aus dem Handel zu ziehen, es ebenso zu machen, wie die andern, gleichsam als ob er zu ihrer Gesellschaft gehörte. Er stieg also ebenfalls ab, und band sein Roß an einen Baum. Seine Unruhe wuchs jedoch, als er alle Blicke auf sich geheftet sah und bemerkte, daß sich Gruppen bildeten, die sich dann zu einem allgemeinen Geflüster vereinten, ohne daß man ihn aus den Augen ließ. Endlich tritt ein Mann heraus, geht gerade auf ihn los, und frägt ihn verlegen, welcher Grund ihn auf diesen Platz führe. Der Graf, auf seinem ersten Vorsatze bestehend, antwortete fest: „Wahrscheinlich, mein Herr, derselbe, der Sie hierher leitete." Der Abgeschickte geht zurück, tritt in den Kreis; das Geflüster beginnt wieder und noch stärker. Man kommt wieder zu Flamarens, und bietet ihm 200 Louisd'or an, wenn er sich entfernen wolle. Ueber einen so unvermutheten Vorschlag sehr erstaunt, fängt er an, die Begebenheit recht spaßhaft zu finden, obgleich er nichts davon begreift, und antwortet auf gut Glück, das sei zu wenig. Man geht zurück, kommt noch einmal, und trägt ihm 500 Louisd'or an, die man ihm vorzählt. Er faßt die Ursache dieses Anerbietens ganz und gar nicht, allein er faßt es, nämlich das Gold, steigt auf und reitet fort, von den Herren alle möglichen Höflichkeiten empfangend und sehr überrascht, sie eben so freudig über seine Entfernung zu sehen, als er selbst es war, sie zu verlassen. In Melun angelangt, zieht er über die Versammlung Erkundigung ein, und aus dem Aufschlusse, den man ihm gibt, entnimmt er, daß ihn der Zufall nach dem fort de la biche geführt habe, in dem Augenblicke, als man daselbst einen beträchtlichen Theil des Waldes öffentlich versteigern wollte. Alle, die er gesehen hatte, waren verbün-

dete Kauflustige, welche, ihn für einen gefährlichen Mitbieter haltend, sehr froh waren, so wohlfeil von ihm losgekommen zu sein.

Speculation. Ibrahim Pascha besuchte während seiner Anwesenheit im Birmingham ein großes Wallfischgerippe, das gegen ein Entrée von 1 Penny die Person daselbst zu sehen war. Trotz des niederen Preises schien der Aussteller sich nicht zahlreicher Zuschauer zu erfreuen zu haben. Er benutzte also den Moment. Wie Ibrahim in das Gerippe eingetreten war, eilte der Besitzer schnell hinaus, schloß das Pförtchen hinter sich zu und ließ durch Buben und Trommeln in den nahen Gassen verkünden: „Ibrahim Pascha sei in seiner Bude, in seinem Wallfischgerippe, für 3 Pence per Person zu sehen." Das zog und als Ibrahim Pascha aus den Rippen des Wallfisches wieder in's Freie gehen wollte, strömte ihm eine solche Masse von Gaffern entgegen, daß bald der ganze Wallfischbauch voll war, und Ibrahim Pascha erst spät durch das Gedränge sich hinausarbeiten konnte.

Speditions-Geschäfte aller Art. Folgenden Brief schrieb ein französischer Kaufmann, der sich in Amerika etablirte, an seinen Correspondenten in Paris. „Sie werden nicht ermangeln, mir mit dem ersten Schiffe ein Mädchen zwischen 20 und 25 Jahren von mittlerer proportionirter Gestalt, angenehmem Gesichte, sanftem Charakter, tadellosem Lebenswandel und einer Constitution, welche die Veränderung des Klima ertragen kann, zu schicken; sehen Sie besonders auf das letztere, damit ich, wenn die Erste einschlägt, keine Zweite brauche kommen zu lassen. Ich verlange keine Mitgift, verbinde mich aber in dem Falle, ein Mädchen, wie ich es forderte und das mir diesen von Ihnen adressirten Brief mitbringt, 14 Tage nach Sicht zu heirathen. In Erwartung ꝛc. ꝛc." — Der Correspondent zeigte sich des ihm geschenkten Zutrauens würdig; er fand ein hübsches Mädchen, welches von der Tante zuchthausmäßig behandelt wurde, expedirte sie mit dem Waarenballen an den zukünftigen Gatten und der Wechsel war realisirt.

Der **speiende** Berg. Theatermaler Arrigoni. In einer Conferenz der Beamten des Dresdener Hoftheaters, erzählt Holtei, war die Rede von der Ausstattung einer neuen Oper, auf deren Composition Niemand großes Vertrauen setzte und Tieck, zu jener Zeit als Dramaturg des Dresdener Hoftheaters angestellt, sprach gegen Arrigoni die Befürchtung aus, es werde ihm, da er nur erst in der „Stummen von Portici" einen feuerspeienden Berg gegeben, schwer fallen, für die neue Oper, die dasselbe braucht, in dieser Gattung etwas Neues zu finden. Darauf erwiederte Arrigoni: „Nichts leichter als

das, ich male bloß einen Berg, wenn der die Musik der beiden ersten Acte mit anhört, so speit er im dritten von selbst."

Speisen berühmter Personen. Der große Maler Rembrandt aß ohngeachtet seines bedeutenden Vermögens zu Mittag stets nur einen Häring und ein Stück Käs.

Lieblings-Speisen berühmter Personen. Lessing aß gern Linsen, Schiller am liebsten Schinken.

Lieblings-Speisen berühmter Personen. Karl der Große liebte vor Allem gebratenes Fleisch, besonders Wildpret. Jäger waren es, die ihm diesen Leckerbissen an Bratspießen zur Tafel bringen mußten. — Luther's Lieblingsgetränke waren Torgauer Bier und Rheinwein. — Melanchton war, wenigstens in seiner Jugend, ein großer Freund von Gerstensuppen. Um einen Teller solcher Suppe gab er oft eine Portion Fleisch, als er im Contubernium zu Tübingen studirte. Ferner liebte er Grundeln und ähnliche kleine Fische, desgleichen Gemüse und jederlei pulticulas. Aber Fleischwerk und große Fische waren ihm zuwider, wie er denn überhaupt ein Feind der Schmausgelage war. — Torquato Tasso war ein ganz besonderer Liebhaber von eingemachten Sachen, von Marzipan und anderem süßen Backwerk. Selbst den Salat aß er mit Zucker. — Heinrich IV. von Frankreich war ein unmäßiger Austern- und Melonenesser; er überlud sich nicht selten den Magen damit. Sein Lieblingsgetränk war d'Arbois, der in der Franche-Comté, einem mittelmäßigen Weinlande, wächst. — Karl XII., König von Schweden, soll ein Butterbrod jedem andern Leckerbissen vorgezogen haben. — Voltaire war ein unersättlicher Kaffeetrinker, wie Napoleon und Friedrich der Große. Die Lieblingsspeise des Letztern war Polenta, Kuchen von gerösteter und dann gemahlener Gerste. — Crebillon der Jüngere zeichnete sich durch eine unglaubliche Virtuosität im Austeressen aus.

Speisehaus — eine Localität, in welcher das in neuester Zeit so beliebte Gleichgewicht hergestellt wird. Während man den Magen füllt, wird die Börse geleert.

Speisezettel. Auf dem Speisezettel einer Vorstadtkneipe liest man: Um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, wird hier täglich mit „Selchfleisch und Knödeln" bedient.

Speisezettel der Liebe und der Ehe. Mancher Ehemann, der früher ein gutes Schaf war, kommt nun als Hochwild auf die Tafel, manche Frau, die früher süß wie eine Kirsche war, erscheint später

unter der Rubrik: „Essigfrüchte" — und die Liebe selbst wird zum — spanischen Wind!

Die **Speisezettel** in unsern Gasthäusern sind jetzt weit mehr französisch als deutsch. Ein Herr vom Lande kam in einen Gasthof, um dort zu Mittag zu speisen. Der Kellner brachte die Speisekarte und wartete auf die Bestellung. Der Herr las lange und oft die seltsamsten Wörter und Namen, so daß der Kellner schon ungeduldig wurde. Endlich entschließt sich der Herr und ruft: „Bringen Sie mir doch ein französisches Wörterbuch!"

— Ist denn ein Speisezettel nicht auch ein Journal? Sie haben beide viel unverbürgte Gerichte, sie tischen beide oft aufgewärmtes Zeug auf, bei beiden reißt der Herausgeber das Maul größer auf als die Leser u. s. w. Der Unterschied ist nur dieser, daß bei einem Journal der Leser nachher seine Rechnung selten findet, die Leser eines Speisehauses finden ihre Rechnung immer.

Der **speisende** Reisesack. Vor einiger Zeit kam ein Reisender auf der Nordbahn in Valenciennes an, setzte sich zu Tisch, und legt seinen Reisesack auf einen Stuhl neben sich. Am nächsten Morgen, als er abreisen will, ist er nicht wenig erstaunt, auf seiner Rechnung ein Abendessen für Zwei zu finden. Auf seine Nachfrage erklärt man ihm, daß sein Reisesack, da er den Platz eines Reisenden eingenommen, auch für den dadurch dem Hotelbesitzer entstehenden Verlust stehen müsse. Der Reisende bezahlt, ohne ein Wort weiter zu sagen, und reiset weiter nach Belgien. Wenige Tage nach diesem Vorfall kommt er zurück und steigt wieder in demselben Hotel ab. Ohne sich die bei der letzten Reise empfangene Lehre zu Nutzen zu machen, legt er seinen von sich unzertrennlichen Reisesack auf den Stuhl neben sich; diesmal aber ist der Reisesack bei jeder Schüssel, die herumgereicht wird, offen, und beansprucht jetzt ein Viertel von einem Huhn, dann ein Stück Rindfleisch, und ein paar Schnitte Schinken. Nichts geht vor dem Reisesack vorüber, ohne daß es ihm einen sehr bedeutenden Tribut gezahlt hätte. Endlich geht die Sache so weit, daß die Kellner einige Einwendungen wagen. Darauf erwiederte der Reisende: „Neulich Abends hatte mein Reisesack keinen Hunger, aber heute, wie Sie sehen, ist sein Appetit sehr bedeutend; dadurch gleicht sich die Sache aus." Nachdem der erste Besuch des Reisesackes den andern Tischgästen erzählt worden, gewann der Reisende alle Lacher für sich.

Krebse als **Sperlings**-Scheuche. Eine französische Zeitschrift giebt ein (wenn es sich bewährt) höchst wohlfeiles und sicheres Mittel an, Sperlinge von Obstbäumen oder Weinstöcken fern zu halten,

nämlich, — man solle Krebse daran hängen. „Wir sahen," heißt es, „in einem Garten Kirschbäume voll reifer Früchte, die durch sechs bis sieben an den Zweigen hangende Krebse weit besser gegen die Anfälle der Sperlinge verwahrt waren, als sie es durch einen beständigen Wächter mit geladenem Gewehr gewesen wären. Ohne Zweifel hält der Geruch des Krebses die Sperlinge fern. Man weiß aus Erfahrung, daß der Krebsgeruch dem Kornwurm, dem gefährlichsten Feinde des Getreides, tödtlich ist. Uebrigens müssen wir hinzufügen, daß dieser Geruch dem menschlichen Riechorgan in einem Garten gar nicht lästig wird, da er die Nerven nicht anregt."

Sperrsitz.

Sperrsitzen darf man das Recht nicht verwehren,
Andere Leute im Anschau'n zu stören;
Wer sich einmal einen Sperrsitz genommen,
Der darf erst lang nach dem Anfange kommen,
Darf sich die Nachbarn rings lärmend aufjagen,
Mitten im Stücke den Sperrsitz zuschlagen.

H. Adami.

Die **Sperrsitze.** „Jakob! hole mir drei gesperrte Sitze bei der Theaterkasse," befahl ein Herr seinem schwäbischen Bedienten, und dieser entgegnete: „Erlaube Sie, gnädiger Herr! sage Sie mir, ob ich im Stande sei, die drei Sitze zu trage, oder ob ich gleich 'n Schubkarre mitnehme solle?"

Baldwin, gewesener englischer Consul in Aegypten, theilt über die vielgedeutete **Sphinx** folgende Erklärung mit: Die Sphinx habe nämlich die Zeit der Nil-Ueberschwemmungen angedeutet, weil die Sonne während derselben durch den Löwen und die Jungfrau des Thierkreises gehe. Die Sphinx ist bekanntlich aus Kopf und Brust einer Jungfrau, und dem Körper eines Löwen zusammengesetzt.

Die **Spiegel** waren bei den Alten von Metall. Cicero schreibt die Erfindung derselben dem Aeskulap zu. Moses spricht in seinem zweiten Buch von den Spiegeln der jüdischen Weiber. Anfangs mußte polirtes Eisen und Zinn dazu dienen. Zu Pompejus Zeiten brachte man silberne nach Rom, die, ob sie gleich von einer kostbaren Materie waren, doch bald gemeiner und wohlfeiler wurden, als die andern, weil dieses Metall leichter zu bearbeiten war. Diese Art Spiegel kam erst nach Gallien. Man hat deren in den Gräbern der alten Könige, wie auch der Feldherren gefunden. Zu den Zeiten des Plinius wurden glänzende Steine Aethiopien's nach Rom gebracht, die

aus dünnen Scheiben zusammengesetzt und auf einen metallnen Grund gelegt waren, wodurch die Gegenstände sehr gut reflectirt wurden. Es scheint nicht, daß man in Frankreich vor dem zwölften Jahrhundert andere, als metallene Spiegel gekannt habe, aber gegen das Ende der Kreuzzüge kamen die gläsernen in Gebrauch. Man sagt, daß sie zuerst in der Stadt Sidon gemacht wurden. Die Venetianer bemächtigten sich dieses Geheimnisses und waren die Ersten, welche eine Spiegelfabrik davon anlegten, die lange Zeit die einzige in Europa war. Die erste Spiegelfabrik in Frankreich wurde 1665 von Colbert zu Tour à la Ville bei Cherbourg in der Normandie errichtet.

Von **Spiegeln** sieht man einen sehr merkwürdigen im königl. Schlosse zu Stuttgart. Ein Saal, funfzig Fuß lang und einundzwanzig Fuß breit, ist auf dem Boden mit einem einzigen Spiegelglase belegt. Es ist so dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verstorbene Königin von Würtemberg hat es von ihrem Bruder, dem Kaiser Alexander, zum Geschenk erhalten. Der Spiegel hat zwei Millionen Rubel gekostet.

Spielen. Um es uns aber nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu und spielen Karten. Denn eine Partie Whist oder l'Hombre oder Boston ist doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Spiel. Das gefährlichste aller Hazardspiele ist meiner Meinung nach das Spiel mit Herzensdamen und Damenherzen.

Ein neues **Spiel.** Zwei Engländer fuhren auf dem Dampfschiffe von Coblenz nach Cöln. Beide plagte, ungeachtet sie eine Rheinreise machten, die Langeweile. Als Mittel dagegen schlug Einer von diesen Engländern ein Spiel vor, das ihm so eben eingefallen sei. Sie setzen sich, fordern Zucker; theilen das ihnen dargebrachte Stück in zwei Theile und legen Jeder eines vor sich, und eine Guinee zur Gesellschafterin dabei. Wessen Stück nun zuerst von einer Fliege besucht würde, der hat das Goldstück gewonnen. Dieser Zeitvertreib wurde lange fortgesetzt, denn die Fliegen ließen sich gerade nicht sehr bitten zu erscheinen. Daß die übrigen Reisenden herzlich lachten, bedarf wohl keiner Andeutung. Die Engländer dagegen saßen mit einer sehr ernsthaften Miene — ihre Blicke auf den Zucker gerichtet — und scheuten sich Athem zu holen, da dadurch leicht eine der heranziehenden Glücksentscheiderinnen verscheucht werden könnte. So etwas thut auch nur ein Engländer, und wir wollen nicht hoffen, daß dieses

Spiel bei uns Aufnahme findet, denn sonst wird die Zahl der als verboten zu bezeichnenden Spiele um eines vermehrt.

Sonderbares Spiel. Ein Bedienter kam voll Freude zu seinem Herrn gelaufen, hielt in seinen Händen einen großen Beutel mit Geld und versicherte, daß dieses sein Eigenthum wäre. „Wie bist Du zu diesem vielen Gelde gekommen?" fragte ihn der Herr voll Verwunderung. „Ei!" antwortete der Diener, „ich habe so eben in jenem Wirthshause mit einem Fuhrmann gespielt, und wäre der Kerl nicht aufgewacht, so hätt' ich ihm all' sein Geld abgewonnen."

Nicht zu hoch spielen! Ein guter Spieler war zu London über einer Betrügerei ertappt, und von den Betrogenen aus den Fenstern des zweiten Stockwerks auf die Straße geworfen worden. Er beklagte sich darüber gegen den bekannten Schauspieler und Schauspieldichter Foote, und fragte ihn um Rath, wie er sich benehmen solle, um seine beleidigte Ehre zu rächen? — „Alles, was ich Ihnen zu rathen weiß," antwortete Foote, „ist, spielen Sie künftig nicht so hoch, — sondern im Erdgeschosse."

Der Spieler. Ein sehr reicher Banquier hatte einen einzigen Sohn, welcher von der Natur mit Geist und Verstand ausgestattet war. Leider entwickelte sich jedoch in dem Jünglinge schon frühzeitig eine solche Leidenschaft zum Spiele, daß er all' seine freie Zeit beim Kartenspiel hinbrachte, und in der Zerstreuung durch diesen Hang in keiner höheren Wissenschaft Fortschritte machte. — Nachdem sich sein Vater von dieser Leidenschaft des Jünglings zu seinem Schmerze überzeugt hatte, entließ er seine sämmtlichen Lehrer und erklärte ihm: „Nachdem ich mit unsäglicher Betrübniß wahrnehme, daß Du nur für's Spiel Sinn hast, folglich in der Ausbildung Deines Geistes keinen Reiz findest, so will ich wenigstens, da Du nun ein Spieler von Profession werden wirst, daß Du in dieser traurigen Kunst eine solche Vollkommenheit erreichst, welche Dich nicht das Opfer der Künstler oder Betrüger aus den Spielern werden läßt; und von nun an wirst Du, statt der bisherigen, Lehrmeister in allen möglichen Spielen haben." — Und wirklich gab man ihm Spiellehrer im Piquet, Whist, Quadrille, l'Hombre, Comete, Trictrac, Schach, Dame u. s. w. Mit Anbruch des Tages wurde er zur Spielstunde gerufen, und nicht einen Augenblick wurde ihm Erholung gegönnt, so daß er vom Morgen bis zur Nacht ohne Aufenthalt spielen mußte. Dies verfehlte die vom weisen Vater erwartete Wirkung nicht; sein Sohn bekam bald einen

so mächtigen Widerwillen gegen das Spiel, daß er es seitdem in der That verabscheute. Inständig bat er um seine vorigen Lehrer; man ließ sich lange bitten, und erst nach sechs Monaten erhielt er sie endlich wieder. — Mit Eifer und Beharrlichkeit warf er sich nun auf die Studien, wurde einer der ausgezeichnetsten Akademiker, und endlich — bekannt als ein geschworner Feind des Spiels, geschickt und gewandt in den Geschäften des Lebens — mit einer ehrenvollen Stellung ausgezeichnet.

Ueber einen leidenschaftlichen **Spieler**, der das Unglück hatte erstochen zu werden, äußerte sich ein witziger Kopf: „Er bleibt sich gleich; er stirbt am letzten Stiche."

Die **Spielkarten** waren schon um 1299 in Italien bekannt. 1320 kamen sie nach Deutschland, 1387 nach Spanien, wo König Johann von Kastilien ein Edict ergehen ließ, daß man diese Erfindung der Hölle schon im Keime ersticken sollte. Ihre Namen erhielten die Kartenbilder um 1430 — 60. Argine, der Name der Treffle-Dame, ist ein Anagramm von Regina, worunter Maria von Anjou, Gemahlin Karls VII., verstanden wurde. Rahel, die Careau-Dame, war Agnes Sorel, des Königs Geliebte. Pallas, die Pique-Dame, war die Jungfrau von Orleans. Judith, die Coeur-Dame, war Isabeau de Baviere, die Mutter Karls VII. Die vier Könige: David, Alexander, Cäsar und Karl der Große, stellen die vier Fürsten jener Namen vor. Die vier Buben: Ogier, Lancelot, La Hire und Hector de Galend sind geschichtliche Personen. Die Buben repräsentirten die Ritter, die anderen Karten bis Zehn bezeichneten die Soldaten. Die Farben waren militärische Symbole. Coeur bedeutete Muth und Herzhaftigkeit, Pique und Careau die Waffe, und Treffle die Nahrungsmittel. Das Aß war das Emblem des Geldes, der Nervus rerum gerendarum.

Spielkarten. Die Karten, welche so oft verunglimpft werden, haben doch auch ihre gute Seite. Sie setzen den in großen, wie in kleinen Gesellschaften so häufigen Verlästerungen des guten Namens ein Ziel; sie bekämpfen siegreich alle Eitelkeit; denn ein spielendes Frauenzimmer kann sich um Putz und dergleichen nicht kümmern; aller Stolz schwindet vor ihnen, denn am Spieltische sind Alle gleich. Von Heuchelei und Verstellung sind sie geschworene Feinde, denn nichts enthüllt jede Falte des Herzens, jede Seite des Charakters besser als sie. Sie hindern Liebeleien und Thorheiten in deren Gefolge, wie

frühzeitige Heirathen und dergleichen. Denn Liebe unter Spielern ist so unmöglich, wie zwischen Hund und Katze.

Die **Spielsucht**, welche eine Frucht des Geizes und der Langeweile ist, faßt bloß in einem leeren Kopfe und in einem leeren Herzen Wurzel.

(**Spindler's Jude**). „Hole mir ein Pfund Taback, geh' dann in die Leihbibliothek und bringe mir Spindler's Juden mit," sprach ein Herr in F* zu seinem etwas einfältigen Diener. Der letzte Auftrag schien dem Burschen seltsam. Er nahm das Adreßbuch und suchte den Namen Spindler auf. In einem abgelegenen Theile der Stadt gab es einen Hauseigenthümer dieses Namens. Nachdem der Bursch den Taback gekauft und die Bücher umgetauscht hatte, begab er sich zu dem Hausbesitzer Spindler. „Bin ich hier recht bei Herrn Spindler?" — „So heiße ich, was wollen Sie?" — „Ich soll von Ihnen einen Juden abholen." — „Drei Treppen hoch wohnt der alte Nathan, er handelt mit Lotterieloosen." Froh, seinen Mann gefunden zu haben, eilte der Diener hinauf. Nathan wunderte sich sehr, zu einem ihm völlig unbekannten Herrn gerufen zu werden, ging aber mit und steckte ein Päckchen Loose ein. Der Bediente brachte nun seinem Herrn Taback und Bücher. Dieser sah die Titel der Bücher durch und murmelte: „Oho! der Jude war schon wieder nicht zu Hause?" — „O ja," erwiederte der Diener, „ich habe ihn auch mitgebracht!" — „Wo ist er?" — „Unten." — „Was soll er denn unten, bring' ihn herauf." Der Diener holte eiligst den alten Nathan herauf. Es war dem Herrn nicht möglich, über das Mißverständniß zu schelten, er mußte lachen, bedauerte aber den alten Nathan, daß dieser sich so weit herbemüht habe. Nathan war aber nicht so leicht abzuspeisen. Der Herr mußte ein Loos kaufen. Bei der nächsten Ziehung fiel der Hauptgewinn auf dieses Loos, und der Diener erhielt noch eine glänzende Belohnung für seine Dummheit.

„Er hat **Spieße**," nämlich Geld. Dieser Ausdruck ist von den Buchstaben R und F abzuleiten, die auf den ehemaligen preußischen Sechsern wie Spieße gestaltet waren.

Ein englischer Naturforscher macht folgende Bemerkung über das **Spinngewebe**. Bei der Bereitung der Fäden des Spinngewebes findet ein weit künstlicheres Verfahren, als auf den Seilerbahnen Statt. Der Körper einer jeden Spinne hat nämlich vier Erhöhungen, die mit unzählbaren kleinen Löchern bedeckt sind, deren jedes einen Faden erzeugt. Alle diese dünnen Fäden laufen an ihrem Ausgange in einen einzigen Faden zusammen, so daß folglich jene vier Erhöhungen vier

Fäden geben. Diese vier Fäden vereinigen sich zu dem einen Faden, den wir aus dem Thiere hervorkommen sehen. Es ergiebt sich aus dem so eben Gesagten, daß dieser letztere nicht ein bloßer Faden, sondern ein Geflecht ist, dessen einzelne Bestandtheile mehr als 400 Fäden enthalten. Aber den höchsten Grad muß unser Staunen erreichen, wenn wir hören, daß Leuvenhoek mit Hülfe des Mikroskops Spinnen von der Größe eines Sandkorns entdeckt hat, die so dünne Fäden spannen, daß wenigstens 400000 derselben erforderlich sein würden, um an Dicke einem Menschenhaare gleich zu kommen. Wenn nun also jeder Faden aus 400 anderen von weit größerer Feinheit besteht, so ist es einleuchtend, daß 16 Millionen dieser Art erforderlich sind, um einen Faden zu bilden, der so stark wie ein Menschenhaar ist.

Eine neue Etymologie des Namens der „**Spinnerin am Kreuz**" (bei Wien) theilt Adolf Krippner in der „Stiria" mit. Er leitet nämlich die Benennung von folgenden Worten her: Salvator Patrimonii Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. „Irgend ein Kupferstich," — sagt A. K. – „oder die Säule selbst, die im fünfzehnten Jahrhundert zur Erinnerung der Befreiung von den Türken aus dem christlichen Erbtheil gesetzt wurde, trug vielleicht die Anfangsbuchstaben: S. P. J. N. R. J., und das Volk, das sich den Sinn nicht gleich zu deuten wußte, könnte wohl beim ersten Anblicke gesagt haben: „Da steht Spinri am Kreuz!" — und so pflanzte sich's von Mund zu Mund fort." Jedenfalls ist diese Erklärung bedeutend bei den Haaren herbeigezogen.

Diebische **Spinnen.** Diebische Elstern, von denen hat wohl Jeder schon gehört, aber diebische Spinnen, das ist etwas Neues. Es wird erzählt, ein Herr P. habe zwei goldene Hemdenknöpfe gehabt; auf jedem derselben eine Mücke von braunpolirtem Stahl und von so außerordentlich vollendeter Arbeit, daß man sie für lebendig halten mußte. Einer dieser Knöpfe ging verloren. Herr P. hatte zwar Verdacht, er sei darum bestohlen worden, ließ ihn aber nicht laut werden. Ein Jahr später verschwand auch der zweite Knopf und — die alte Haushälterin wurde ohne Weiteres verabschiedet. Kurz nachher zog Herr P. für einige Zeit auf das Land, und bevor er wieder in die Stadt zurückkehrte, ließ er dort seine Zimmer scheuern. Madame P. war dabei zugegen, und entdeckte auf einmal an dem Getäfel des Alkovens ein großes Spinnengewebe. Der Besen fuhr vernichtend darüber her und — o Wunder! — die beiden Hemdenknöpfe rollten auf den Boden: eine ungeheure Kreuzspinne hatte, durch die vermeintlichen Mücken getäuscht, die Knöpfe nach ihrem Netz geschleppt. Der acht-

beinigen Diebin wurde der Proceß gemacht, und die alte unschuldige Haushälterin ist wieder in Gnaden aufgenommen.

Die **Spinnen**, als sichere Wetterverkündiger. Bei meinem zeitherigen Geschäft war es für mich von großem Nutzen, von der jedesmaligen Sommer- und Winter-Witterung zuvor unterrichtet zu sein; ich folge hierin den Bestimmungen, welche der Hr. Prof. Dietmar öffentlich angegeben hat, und habe seine Theorie in diesem Jahre, als die späteren Nachrichten aus dem fernen Osten erst eingetroffen waren, wieder vollkommen bestätigt gefunden. Es hatte jedoch auch Interesse für mich, mit den einzelnen Veränderungen zuvor bekannt zu werden, und ich ließ mich von Schiffern, Fischern, Jägern, Landleuten u. s. w. gern über die verschiedenen Vorzeichen der Witterung belehren, richtete jedoch in der letztern Zeit vorzugsweise meine Aufmerksamkeit auf die Spinnen, welche ich als die sichersten Wetterverkündiger fand, und die ich nun seit zwei Jahren unausgesetzt täglich beobachtete. Man weiß ziemlich allgemein, daß auf gutes Wetter zu rechnen ist, wenn sowohl die Kreuzspinnen an ihrem Netz arbeiten, als auch die Winkelspinnen Fäden ziehen, und selbe zum Fang der kleinen beflügelten Insekten bereit sind; welche auch nur bei gutem Wetter sich aufmachen; und entgegengesetzt es unangenehm, selbst veränderlich bleibt, wenn die Kreuzspinnen sich nur an ihrem Schutzort mit zusammengezogenen Beinen aufhalten; weniger bekannt ist es indeß, daß man an dem Gewebe der Winkelspinnen jede bedeutende Veränderung des Wetters auf acht bis vierzehn Tage voraus mit Sicherheit bemerken kann. Wenn nämlich ein anhaltend merklich kühleres und regnigtes Wetter eintreten will, so befestigt die Winkelspinne ihr Gewebe, welches sie im Frühjahr entweder neu angefertigt, oder das ältere ausgebessert hat, zuerst mit stärkeren Fäden, macht es auch dicht und polstert insbesondere das Innere ihrer Zelle gehörig, versieht den Vordertheil derselben auch mit einem Vordach, um vor Wind, Regen und Kälte gesichert zu sein. Dies Gewebe ist von weißerer Farbe, als das andere und auf den ersten Anblick deutlich zu unterscheiden. Ist das unfreundliche Wetter vorüber und es will wieder das beständigere, angenehmere eintreten, so schaffen die Spinnen zum Theil diese Schutzmittel weg und machen sich wieder mehr Luft. So geht es in der Regel fort, bis der Frost eintritt, wo die Zelle alsdann den stärksten Polster erhält, die Spinnen selbst sich aber den Winter über verkriechen und zum Frühjahr erst wieder zum Vorschein kommen. Ich konnte in diesem Sommer sehr deutlich zu drei verschiedenen Malen dies Gewebe bemerken. Ob sie dies Vorgefühl an der Electricität der Luft haben, wage ich nicht zu entscheiden, obgleich sie vor einem Gewitter immer sehr unruhig sind; eine Vorempfindung der Kälte, wie bei den Zugvögeln, dem Wilde ꝛc. ist es nicht, denn ich sah im December des vergangenen Jahres, ge-

rade wie wir damals die ungewöhnliche Wärme von 8° in der Nacht hatten, die Spinnen sich zum stärksten Frost vorbereiten, welcher etwa vierzehn Tage darauf eintrat. Eben so sind die Erscheinungen völlig gleich, die Spinnen mögen in einem erwärmten oder andern Raume, oder im Freien sein, so wie ich dies in meiner Fabrik, wo die Trockenstube jeden Abend geheizt wird, deutlich bemerkte. Auch die verschiedenen Arten der Kreuz- und Winkelspinnen lassen keinen bedeutenden Unterschied wahrnehmen, nur, daß eine empfindlicher, als die andere ist. Wie ich erfahren habe, so sind bereits sehr interessante Schriften, und selbst ein theures Werk hierüber in Frankreich erschienen. Ich glaube, daß es gerathen sein würde, einen gedrängten und leicht verständlichen Auszug hieraus anzufertigen. Sichere Vorzeichen der Witterung haben für Jedermann Interesse, und hier findet man ganz einfach Belehrung über das, was man auf eine mehr verwickelte Weise zu ergrübeln versucht. Es liegt oft etwas ganz nahe, was man in weiter Ferne sucht, und man braucht überhaupt nur die Natur zu beobachten, um über so Manches unterrichtet zu werden. Bei den Spinnen können wir die Worte des Plinius: rerum natura nunquam magis quam in minimis est miranda, auch anwenden, und dabei über ihren erhabenen Schöpfer eben so staunen, als wir ihn beim Anblick der Milliarden von Welten am Sternenhimmel anbetend verehren. Str.

Stärke der **Spinnen.** Ein Juwelier zu Lowell, Roland Lyman, ließ neulich auf seinem Arbeitstische in der Ecke einen goldenen, in Papier eingeschlagenen Ring liegen. Am nächsten Morgen fand er, daß eine große schwarze Spinne von oben herab ihr Gewebe an das Papier befestigt und den Ring einen Zoll hoch in die Luft gezogen hatte. Er ließ das Thier gewähren, und nach Verlauf einer Woche war der Ring noch sieben Zoll höher gezogen worden. Dann wurde die schwarze Spinne von einer braunen vertrieben; aber zugleich befestigte eine zweite schwarze Spinne ihr Gewebe an das Papier, und hob dasselbe binnen drei Tagen bis zu der Höhe von vierzehn Zoll. Leider wurde dann durch einen Zufall das Gewebe zerstört. Papier und Ring hatten ein Gewicht von zwölf Gran.

Spitz. Ein Berliner Dandy hatte einen Jagdhund für 20 Thaler gekauft und rühmte sich dessen. „Da sind Sie immer noch billig dazu gekommen," entgegnete ihm ein königlicher Schauspieler, „mich kostet ein kleiner Spitz 33 Thlr. 10 Sgr." — Nach den neuen Theatergesetzen ist nämlich, wenn Einer betrunken erscheint, eine hohe Strafe gesetzt, die sich bei Jenem also nach seiner bedeutenden Gage auf obige Summe belief.

Spitzbuben. Ein mit Brillen handelnder Jude bot einem jungen Manne eine zum Kauf an. „Was sieht man durch die Brille?" — „Alles, mein Herr, was Sie wollen, sehr klar und deutlich," antwortete der Jude. Der junge Mann nahm eine Brille, setzte sie auf die Nase und sah den Brillenhändler und noch einige andere Juden an, die neben ihm standen. „Das ist ja ein schnurriges Glas," sagte er, „man sieht da hindurch nichts als Spitzbuben." — „Ei, bewahre!" rief der Jude. „Lassen Sie 'mal sehen!" Der Jude setzte die Brille auf, sah den jungen Mann an und rief aus: „Nu, wahrhaftig, der Herr hat Recht!"

Spitzbüberei-Expedition. Der Stadtschreiber in F. wollte eine Verhandlung über eine Spitzbubenbande wie gewöhnlich mit den Worten: „Stadtschreiberei-Expedition" u. s. w. schließen, verschrieb sich aber, da bei dem vorangegangenen Verhöre so viel von Spitzbübereien vorgekommen war, und setzte statt jener Worte: „Spitzbüberei-Expedition." — Ohne den Irrthum zu gewahren, sandte man die Akten an die vorgesetzte Behörde; diese aber schickte sie sogleich mit dem Bemerken zurück: „Das fehlte noch, daß Spitzbuben eigene Expeditionen anlegten!"

Der beschämte **Spötter.** Ein ahnenstolzer Graf kam bei einem Festin neben einem Neugeadelten, dessen Vorfahren Schneider gewesen waren. Um ihn damit aufzuziehen, brachte der Graf das Gespräch auf Kleidungsstücke und Putz. „In der That!" rief er endlich aus, „ich muß es Ihrem Großvater nachsagen, daß er mir die besten Röcke gemacht hat, die ich jemals getragen habe." — „Das ist mir sehr wohl bekannt," entgegnete dieser kaltblütig, „ich habe noch vor wenigen Tagen die unbezahlten Rechnungen mit anderen alten Papieren ins Feuer geworfen."

Sporen. Ein Incroyabel erschien mit Stiefel und Sporen im Salon eines Badeortes, wo die schöne Welt versammelt war. Während seines kecken Umhergehens und Lorgnettirens aller Anwesenden, blieb er mit den Sporen in der Garnitur des Kleides einer vornehmen Dame hängen, und riß sich mit einem kurzen: „Verzeihen Sie!" los. „O, ich bitte," versetzte die Dame, „die anderen Damen und ich sind Ihnen noch Dank schuldig, daß Sie nicht gar zu Pferde hergekommen sind."

(Schlachtgebet eines österreichischen Generals). General **Spork,** der im dreißigjährigen Kriege oft den Franzosen gegenüber stand, pflegte vor jedem Gefechte folgendes Gebet zu verrichten: „Lieber Gott, stehe mir gegen die Franzosen bei, oder wenn Du mir nicht

beistehen willst, so sei wenigstens neutral, und Du sollst Deine Freude haben, wie ich die Kerls herumhauen will." Dieser in jeder Hinsicht merkwürdige Mann war aus der Landschaft Dellbrück im Bisthum Paderborn gebürtig. Als Knabe verließ er seine Heerde, um einem Trupp kaiserlicher Reiter zu folgen, stieg durch seine Verdienste bis zu den höchsten militärischen Würden, und wurde von seinen Monarchen (er diente drei Kaisern) mit Gütern und der Grafenwürde belohnt. In seinem höchsten Glücke schämte er sich nie seiner niedern Abkunft; auch unterschrieb er sich häufig: „Hans Spork, Graf." „Ich bin ja eher Hans Spork gewesen und dann erst Graf geworden," antwortete er denjenigen, die über diese sonderbare Unterschrift lächelten.

Der **Sporn** ohne Stiefel. Drei Freunde, worunter ein Ungar war, reisten mit einander. Sie kehrten Abends in einem Wirthshause ein, wo sie tüchtig tranken und sich dann zu Bette begaben. Es waren nur zwei Betten im Zimmer, daher der Ungar mit noch Einem in einem Bette lag. Der Dritte, der noch wach blieb, machte sich den Spaß und schnallte dem fest schlafenden Ungar einen Sporn an den nackten Fuß an, womit dieser dann seinen Schlafkameraden so derb in die Waden stieß, daß dieser darüber wach wurde und großen Lärmen anfing. Erstaunt betrachtete der Ungar seinen Fuß und rief: „Was mein Bedienter für Spitzbub ist? zieht mir Zischmen aus und laßt mir Sporn an Fuß."

Spott. Nichts ist uns unanständiger als Lob unser selbst, und nichts gefährlicher als Spott über Andere.

Würde der **Sprache.** Die Erzeugung und Benutzung der Sprachlaute bilden ein ausschließliches Eigenthum des Menschen, das er seinen höheren geistigen Fähigkeiten verdankt. Nur der Mensch vermag die unendliche Reihe von Ideen, welche sein Inneres durchkreuzen, mittelst der mannigfachsten Modificationen von äquivalenten Tönen klar und auf die variabelste Art auszudrücken, daher mit seines Gleichen Verbindungen, welche dem Thiere gar nicht oder nur in der unvollkommensten Art möglich sind, hervorzurufen. Seine Sprache ist daher auch in mehrseitiger Beziehung der Spiegel seines Geistes. Sie steigt und fällt mit den Kräften desselben, wird bei fortschreitender Bildung mannigfacher, feiner und bleibt in engeren Kreisen beschränkt, so lange Begriffe und Kenntnisse unentwickelt ruhen. Geistreiche Nationen und Menschen sprechen rasch und nachdrucksvoll, während die Redeweise phlegmatischer Personen gedehnter, die Schwachsinniger lallend und undeutlich wird. Jede wahre oder erdichtete Leidenschaft, jede Bewegung oder Beruhigung der Tiefen des Gemüths hallt in den

Verbindungen und Klängen der Sprachlaute in der Combination der Rede und der Accentuation deutlich wieder. Das lebendige Wort dringt meistentheils mittelst der geeigneten Auswahl der passenden Reihenfolge, der nöthigen Stärke und Schwäche und der adäquaten Melodie der hervorgebrachten Laute mindestens eben so tief als der Werth der ausgesprochenen Ideen ein. Die Sprache wird durch den Vortrag und die ästhetische Combination der gebrauchten Ausdrücke zu dem hinreißendsten Hebel, welcher dem Einzelnen für die Wirkung auf die Masse gegeben worden. Intelligente Personen ohne gerade auf einen musikalischen Rhythmus oder auf eine musikalische Periodicität im Steigen und Fallen der Stimme besonders zu achten, wissen ihrer Sprache den Zauber der inneren Gefühle mitzutheilen, und jede wahre oder scheinbare Aufregung der Leidenschaften, auf welche sich die Worte beziehen, ohne Affectation wieder zu geben. Diese Thätigkeit verbindet sich in höheren Graden mit den entsprechenden Stellungen und Bewegungen der einzelnen Körpertheile und wird auf diese Art zur Declamationskunst. Dr. Mekarski.

Unnütze Plage mit fremden **Sprachen.** Ein Bekannter erzählte mir folgende Begebenheit, welche er in der Türkei selbst erlebt hatte. Als er von Constantinopel nach Odessa reiste, gab man ihm einen Janitscharen zur Begleitung und Sicherheit mit. Auf der Reise versuchte er es mit diesem Menschen türkisch zu sprechen, allein das ging von seiner Seite nicht gut. Er sprach nun französisch, das verstand der Janitschar nicht. Beide verständigten sich auf eine ziemlich beschwerliche Art in italienischer Sprache. Endlich, als sie schon eine ganze Tagereise miteinander gemacht hatten, brach der Janitschar plötzlich in folgende Worte aus: „Aber, Euer Gnaden, was zerplagen wir uns denn alle zwei so sehr, ich bin ja von Währing gebürtig!"

Sprachfehler. In einer Gesellschaft las ein Fräulein aus einer Blumensprache (Selam). Ein anwesender Herr äußerte, dieser Selam sei schon veraltet. — „Da will ich gleich einen andern bringen," erwiederte das Fräulein, „ich habe noch mehrere Seelämmer."

Sprachen-Eigenthümlichkeit. Harsdörfer bemerkt, der Name Gottes bestehe in allen Sprachen nur aus 4 Buchstaben (nur im Englischen nicht, God). Er heißt syrisch Adad, persisch Syra, hebräisch Adon, türkisch Abdi und Alla, griechisch Teos, tatarisch Idga, slavonisch Bolg oder Boog, italienisch Idio, spanisch Dias, französisch Dieu, lateinisch Deus, indisch Esgi, Zeni, ägyptisch Auma oder Zeut, deutsch Gott, japanisch Zain, peruanisch Lain, wallachisch Zeul, etruskisch Chur, tyrrhenisch Eher, irländisch Dieh, kroatisch Dög, bei

den Magiern Oese, bei den Südpolbewohnern Topa, arabisch Alla, dalmatisch Bogt.

Sprachen. Während des Krieges zwischen England und Spanien zur Zeit der Königin Elisabeth, wurden auf beiden Seiten Gesandte bestimmt, um Unterhandlungen über den Frieden anzuknüpfen. Die spanischen Gesandten machten den Vorschlag, daß alle Verhandlungen in französischer Sprache geführt werden sollten, indem sie sarkastisch dabei bemerkten, „daß die edlen englischen Herren ja doch der Sprache ihrer eigenen Unterthanen, da ja ihre Königin eben so gut Königin von Frankreich, als Königin von England sei, kundig sein würden." — „O nein," antwortete der Dr. Dale, einer der Engländer, „aber die französische Sprache ist für Geschäfte von solcher Wichtigkeit doch zu gemein. Wir wollen daher mit Ihrer Erlaubniß die Sachen lieber hebräisch abmachen. Sie werden ja hoffentlich das Hebräische eben so gut verstehen, wie wir das Französische, da Ihr König zugleich auch König von Jerusalem ist."

Der benutzte **Sprachfehler.** Es ist bekannt, daß man einmal einen Plan machte, aus einer Verwechselung des dritten und vierten Beugungsfalles ein Trauerspiel entstehen zu lassen, indem ein junger Mann um seine Geliebte anhaltend zu seinem Schwiegervater in spe sagte: „O könnte ich Ihnen meinen Vater nennen!" statt Sie. Der stolze Schwiegervater glaubte aus dieser Rede zu entnehmen, daß der junge Mann ein Findelkind sei, ohne Familie. Er verweigerte ihm die Tochter und so entwickelt sich die Tragödie. Ein anderer Fall kann auf ähnliche Weise zu einem Lustspiele dienen. In einer Gesellschaft neckt ein Fräulein einen sie anbetenden jungen Mann, — der noch nicht Gelegenheit hatte, oder es nicht wagte, seine Empfindungen zu verlautbaren, indem sie ihm seine Herzensgeheimnisse abfragt, gar nicht der Meinung, daß sie der Gegenstand desselben sei. Im Gange des Gespräches sagte sie endlich: „Nun, nennen Sie mich doch ihre Braut (statt mir)." Der Liebende, den Sprachfehler zu seinem Vortheile benutzend, ergreift die Hand der Geliebten und spricht: „Ich habe die Ehre nach der eigenen Aeußerung des Fräuleins der werthen Gesellschaft hier meine Braut vorzustellen." Und es ward wirklich ein Pärchen aus den Beiden.

Der **Sprachenkundige.** Ein Pfarrer, der nicht sehr stark in der lateinischen Sprache war, sollte bei einer Festlichkeit auf eine lateinische Anrede antworten. Er aber sprach: „Meine Herren, die Apostel redeten alle Sprachen. Sie haben mich lateinisch angesprochen, ich antworte Ihnen deutsch."

Absichtlose kleine Bemerkung über die beabsichtigte große **Sprachreinigung**. Man will den Wald der deutschen Sprache aus Furcht, daß man ihn endlich vor lauter fremden Bäumen nicht mehr sehe, lichten; es soll klarer in ihm werden. Ach, wenn er nur nicht dadurch bloß dünner wird! Man will das Urkind Germania's — Deutschlands, wollte ich sagen — waschen; gießt es nur nicht mit dem Bade aus. Jean Paul — Johann Paul Friedrich Richter nämlich — fand zwar, wie alle Humoristen — Einbildungsflüssige, denn Humor ist flüssig gewordene Phantasie — vor und wie wahrscheinlich Alle nach ihm finden werden, daß im Gebrauche der Fremdwörter ein gewaltiger Hebel für Komik — Gegensatzlachenerzeugung — liege und daß ohne denselben der komische Roman — lachenmachende Lebenserschöpfung — gar nicht denkbar sei. Nun, verlieren wir auch den Humor, bleibt uns immer noch sein Wichser, der Witz, und wir sind immer noch nicht gewitzigt genug. Ich freue mich schon unendlich auf diesen neuen Sprachrock, an dem die deutschen Literatur-Schneider jetzt arbeiten; wenn er nur nicht zu enge wird? Am schlimmsten wären in diesem Falle die meisten Journal-Redacteurs — Zeitschriftenausarbeiter — daran, denn wenn sie alle fremden Worte und Wörter nicht aufnehmen wollen, was bleibt ihnen viel übrig? Noch übler wird es bei dieser wurzeligen — radicalen — Umgestaltung — Reform dem Schauspielwesen ergehen: die wichtigste Person — Person? — nun, Erscheinung — desselben, der Soufleur, bekommt den verdächtigenden Namen Einbläser, Zuflüsterer, Ohrendiener oder Zwischenträger. Es gewährt mir großen Genuß und ich beschäftige mich jetzt stundenlang damit, alles Mögliche bei seinem rechten Namen zu nennen; so z. B. rufe ich den Billardmarqueur schon nicht mehr anders als Grünbrettspielbällezahlmerker, fülle mir meine Tabatiere als Nasenwohlgeruchsstaubbehältniß, begrüße einen Lieutenant als Standhalter, gehe statt in ein Concert in eine Töneverschmelzung, oder noch richtiger, Klangkegelschiebung und Schallstrahlenvereinigung, bewundere keinen Virtuosen mehr, sondern einen Kunstkraftausüber, trinke statt Kaffee überseeischen Vielliebchenbohnensaft und gehe nicht einmal durch die Zimmerthür, weil Zimmer aus dem Lateinischen und Thür aus dem Griechischen stammt, sondern einfach durch den Stubeneingang. Früher befaßte ich mich viel mit Kritik, jetzt nur noch mit Beurtheilung; was aber die Kritiker anfangen werden, denen die Gabe der Beurtheilung fehlt, weiß ich nicht; je nun, sie helfen sich vielleicht mit Aburtheilen oder Verurtheilen. Wie gesagt, ich freue mich sehr über diese Reformation — Umgestaltung, wollte ich sagen, — deren Tendenz — ach, Zielerstrebung — alle Nacheiferung und Consequenz — Folgerichtigkeit — verdient.

Das **Sprachen**-Wunder. Ein Reisender lobte in einem Gast-

hofe Deutschlands, wo eine eben nicht sehr gebildete Gesellschaft war, die Herrlichkeiten London's. Alle hörten mit Bewunderung zu. „Ja, und stellen Sie sich nur vor," erzählte Jener, „Kinder von drei bis vier Jahren plappern dort Alles englisch!" „Nicht möglich!" riefen alle Zuhörer voll Erstaunen.

Verschiedenheit der **Sprache.** Ludwig XVI. von Frankreich fragte einst den hochbejahrten Marschall von Richelieu: „Sie haben unter drei Regenten gelebt, finden Sie eine große Veränderung in der Sprache?" „Allerdings, Sire!" versetzte der Marschall; unter Ludwig XIV. sprach man mit den Augen, unter Ludwig XV. lispelte man sich leise ins Ohr, unter Euer Majestät aber spricht man ganz laut."

Die noch nicht verstandene **Sprache.** Ein Schwabe hatte sich in Frankreich niedergelassen, wo er fast verhungert wäre, wenn sein Knecht nicht etwas Französisch gekonnt hätte. Als ein Landsmann ihn besuchte, sagte er zu ihm: „Du glaubst nicht, wie dumm die Leute hier sind. Jetzt bin ich 30 Jahre hier und keiner versteht mich."

Der **Sprachkundige.** Ein Arrogant suchte bei einem Minister um eine Anstellung beim diplomatischen Fache an, indem er 15 Sprachen sprechen könne, die er dem Minister in folgender Art geschwind hernannte: Meine Muttersprache Deutsch und Local, Wällisch und Italienisch, Böhmisch und Slavisch, Gallisch und Französisch, Polnisch und Lembergisch, Jüdisch und Hebräisch, Englisch hätte ich lernen sollen und endlich wie sie bei mir zu Hause sprechen.

Für Liebhaber fremd**sprachlicher** Ausdrücke. Ein pedantischer Dorfschulmeister, der sich immer gerne in seiner Sprache fremder Ausdrücke bediente, begleitete einst eine Dame einen Berg hinan. Die schöne Frau schritt vorwärts, aber des Kletterns ungewohnt, glitt sie über den mit kleinem Gesträuche bewachsenen Berg. „Hülfe!" schrie sie, „Hülfe!" Herr B., der Schulmeister, erwiederte keuchend: „Ich bin zu weit entfernt, ich kann nicht salviren; aber halten sich Euer Gnaden nur an die Vegetation fest."

Sprachen-Unrichtigkeiten. Menschen, die uns dienen, nennen wir Bediente; einen Menschen, von dem wir nur wissen, daß er eine Frau liebt, heißen wir ihren Geliebten, ohne erst zu fragen, ob sie seine Liebe erwiedere oder nicht.

Sprecher. Als der Bruder des Herzogs von Sommerset Spre-

cher im Parlament war, brach ihm auf einer Retour-Reise nach London durch Nachlässigkeit seines Fuhrmanns der Wagen. Aufgebracht hierüber, gerbte er aus Leibeskräften den Fuhrmann durch; dieser, nicht faul, wehrte sich seiner Haut und that ein Gleiches. Als der Lord durch einen schnellen Rückzug sich in Sicherheit sah, rief er jenem zu: „Schurke, weißt Du, wer ich bin?" — Fuhrmann: Nein! Was für ein Wunderthier seid Ihr denn? — Lord: Tausend Element! Ich bin der Sprecher! — Fuhrmann (kalt): Nun, warum habt Ihr denn nicht früher gesprochen?!

Recht sprechen. Ein Kadi sagte einst zu einem Kollegen: „Ich finde es äußerst schwierig, Recht zu sprechen, wenn die eine Partei reich, die andere arm ist." — „Nein," sagte der Kollege, „das ist eine Kleinigkeit! Wenn aber beide Parteien reich sind und eine immer die andere überbietet, dann wird es einem wirklich schwer, zur Entscheidung zu gelangen."

Sprichwort. Ein junger, etwas einfältiger Mensch verliebte sich in eine ihrer Galanterie wegen ziemlich bekannte Schöne, die, wie gewöhnlich galante Damen, sich auch stark schminkte, und er verlobte sich mit ihr. — Ein Witzling äußerte sich über diese Heirath auf folgende Weise: „Nun, das ist eine recht passende Partie; da wird das Sprichwort einmal recht wahr werden: eine Hand wäscht die andere. Er wird sie roth schminken, und sie wird ihm dafür etwas weiß machen."

— Ein wohlbeleibter Ehemann, welcher fleißig dem Bacchus opferte, aber deßhalb den Dienst Hymens vernachlässigte, hatte sich den Vers aus der Oper: der Doctor und Apotheker, „und wirft er uns auch manchmal um, was schadt's — nichts, gar nichts," als Sprichwort angewöhnt. Sein verlassenes junges Weibchen sah sich nach einem Hausfreund um, dem sie ihre Leiden klagen konnte, und sie fand auch bald, was sie suchte. Eines Abends, als sie den tröstenden Freund verstohlen zur Thüre herauslassen wollte, trat ihr Mann, von Wein begeistert, in's Haus, und ward von dem Hausfreunde umgestoßen. Im Fallen lallte er sein Sprichwort: und wirft er uns auch manchmal um, was schadt's? — „Nichts! gar nichts!" erwiederte seine Frau, hob ihn sanft in die Höhe, und brachte ihn zur Ruhe.

Deutsche **Sprichwörter.** Der gerade Weg ist der Beste. (Darum geht der Herr Dr. Lämmlein jeden Tag um die Straßenecke, wo im Erker die alte, dicke, reiche Mamsell wohnt.) Bleib im Lande und nähre Dich redlich. (Das Plenum der Stadtver-

ordneten hat auf das Gesuch des X. Y. um Ertheilung eines Heimathscheines auf die Dauer von fünf Jahren nicht einzugehen geruht.) Durch Schaden wird man klug. (Und doch laufen noch so viel dumme Kerle auf der Welt herum!) Jung gefreit hat Niemand gereut. (Das ist ein Schriftfehler; es muß heißen: Jung gefreut, hat Niemand gereut, denn nach glücklich überstandenem „Freien" hört oft alle Freude auf.) Komm den Frauen zart entgegen. (Sie dummer Kerl, ziehen Sie doch Ihre Glacéehandschuh an, wenn Sie mit meiner Tochter den Cotillon tanzen wollen!) Des Weibes schönster Schmuck ist seine Unschuld. (— und Louise ist gestern unter's Ballet gegangen. Was sagst Du dazu?! — —) Bei Nacht sind alle Katzen grau. (Entschuldigen Sie, mein Fräulein, ich glaubte Sie wären Ihre Frau Mutter.) Wenn's dem Esel zu wohl wird — so —. (Nein! Er wird deutscher Schriftsteller und verlegt sich auf Politik.)

Drei englische **Sprichwörter.** Drei leben friedlich, wenn zwei nicht daheim sind. — Wer in der Hoffnung lebt, tanze ohne Musik. — Weiber verschweigen, was sie nicht wissen.

Altdeutsche **Spruchweisen.** Ein schlechter Ast ist des Baumes Last. — Weit gebrüstet, schwer gerüstet. — Der Wirth sieht am liebsten von allen Sachen, wenn Wein und Wasser Hochzeit machen. — Das ist ein reicher Mann, der das Glück ertragen kann. — Wer einem was geben will, muß fragen, ob man's eben will. — Zu ertragen Glück gehört noch mehr Geschick als für das Ungelück.

— Er wechselt den Balg und behält den Schalk. — Jung, schön genung. — Das Reimweh unheilbar wie das Heimweh. — Schmieren und Salben hilft allenthalben. — Bei Wasser und Brod wird man nicht todt. — Bei Vollen lernt man saufen, bei Krämern kaufen. — Den Willen gibt Gott, den Zwang die Noth. — Undank macht Wohlthun krank.

— Rost frißt Eisen, Sorge den Weisen. — Die Dinge scheinen, die Menschen meinen. — Schmerz klammert sich an's Herz. — Nach der That weiß auch der Gimpel Rath. — Alles versoffen bis an's End', macht ein richtig Testament. — Der Tod ist des Lebens Botenbrod. — Was man verbeut, das thun die Leut'. — Unrecht findet seinen Knecht.

Altdeutsche **Sprüche.** Ein Löffel voll That besser als ein Scheffel voll Rath. — Was kommt über den Mund, das wird aller

Welt kund. Geküßter Mund wird nicht wund. — Kunst steht bei Thoren nicht in Gunst. Oben aus und nirgends an, hat noch niemals gut gethan. — Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt. — Probiren ist über studiren. — Kein Red' und kein Gedicht hilft vor Gottes Angesicht.

Ein Springer. Der berühmte londoner Arzt Liston ist ein außerordentlicher Katzenfreund und besonders unterhält er sich damit, sie zu dressiren, daß sie gleich Wettrenn- oder Jagdpferden über Hindernisse springen. Eines Tages trifft er einen berühmten Sportman, der zugleich selbst ein vortrefflicher Gymnastiker war. „Kommen Sie zu mir," sagt er diesem, „ich zeige Ihnen einen schwarzen Kater, der trotz Ihren besten englischen Rennern Hindernisse überspringt." Sie gehen, und Liston führt dem Sportman seinen schwarzen Kater vor. Ein $4^1/_2$ Fuß hohes Hinderniß wird aufgestellt, der Kater mißt es mit dem Auge, miaut und setzt darüber, jedoch nicht ohne es mit den Pfoten etwas berührt zu haben. Liston erwartet, sein Gast werde vor Bewunderung aufschreien, dieser aber sagt ganz trocken: „Das treff' ich auch!" — „Mit geschlossenen Füßen, das wohl, denn Sie sind als gewandter Springer bekannt." — „Nein, wie die Katze, auf allen Vieren, die Hände voraus, den Körper und die Füße nach, und ohne das Hinderniß zu berühren." — „25 Pfund, daß nicht." — „25 Pfund, daß ja." — Die Wette ist geschlossen, der Sportman stellt sich auf alle vier, miaut, seinen Concurrenten parodirend, bäumt sich wie ein Pferd auf und springt mit einem gewaltigen Satze hinüber. — Am andern Morgen erhielt der unerschrockene Springer zwei Packete, in dem einen die gewonnenen 25 Pfund, in dem andern den schwarzen Kater, todt und ausgestopft. Dieser Sendung lag ein Billet bei, in welchem Dr. Liston schrieb, er habe dem überwundenen Kater seine Achtung entzogen, und sende ihn deßhalb ausgestopft als Trophäe dem Sieger.

Die galante Spröde. Eine Dame von sehr zweideutigem Rufe sagte einst zu einem Herrn, der ihr auf eine etwas zudringliche Art den Hof machte, empfindlich: „Mein Herr! Sie verkennen mich, ich kenne sehr gut die Vorschriften der Sittlichkeit." — „Ja, wie die Diebe die Polizeigesetze," versetzte er bitter.

Sprung. Mancher hat sich durch einen Sprung den Hals gebrochen; hingegen hat auch mancher durch einen Sprung sein Glück gemacht. Vestris hat durch seine Sprünge in London bis 6000 Guineen erworben. — Unsere Advocaten, so gravitätisch sie auch aussehen, machen auch ihre Sprünge, und die kosten oft viel Geld. Ein

Salto mortale ist ein gefährlicher Sprung: aber der gefährlichste unter allen ist: ein Sprung über die Klinge.

Sprung- und Stimmkraft des Menschen. In einer newyorker Zeitung liest man folgende seltsame Bemerkung über die Sprung- und Stimmkraft des Menschen. Nimmt man an, daß ein Floh einen Gran schwer ist, und anderthalb Zoll weit springen kann: so würde ein Mann, dessen Gewicht hundertfunfzig Pfund betrüge, und dessen Sprungkraft im gleichen Verhältnisse wäre, 12,800 englische Meilen weit springen und mithin mittelst eines einzigen Sprunges von New-York nach Cochinchina gelangen können. Wenn aber ein Mensch, der etwa so schwer wie 16,000 Heuschrecken ist, eine so laute Stimme wie diese Thiere hätte, so würde man ihn 1600 engl. Meilen weit hören können. Würde er aber unglücklicher Weise niesen, so würde ihm das Haus über dem Kopfe zusammenstürzen.

Staar. „Ach!" rief ein halb verhungerter Künstler auf seinem Schmerzenslager: „Jupiter hat den Adler, Juno den Pfau, Minerva die Eule, Fortuna aber muß den — Staar haben."

— In Lyon hat ein Fabrikant einen Staar in seiner Niederlage, der die Stelle eines Commis vertritt. Der Fabrikant arbeitet gewöhnlich in einem rückwärts sich befindlichen Magazin, und Niemand ist im Laden als der Staar. Sobald die Thür aufgeht, fliegt der Vogel an das Fensterchen, hinter welchem sein Herr arbeitet. Tritt die Frau herein, so schreit der Staar: „die Frau! die Frau!" — Kommt ein Fremder, ruft er: „ein Kaufmann, ein Kaufmann!" — sieht er einen Verdächtigen oder ärmlich Gekleideten, so schlägt er mit den Flügeln an die Scheibe und ruft ängstlich: „Hinaus! hinaus! ein Dieb! ein Dieb!" Neulich that der Vogel einem Pachter vom Lande, der in einem schlechten Aufzuge in den Laden trat, unrecht, und dieser klagte gegen den Vogel auf Ehrenerklärung.

Staat. Justus Möser vergleicht in einer erbaulichen Betrachtung den Staat mit einer Pyramide. Diese darf an der Spitze nicht zu dick sein, das heißt die landesherrliche Familie darf nicht zu zahlreich sein, eben so wenig darf sie in der Mitte eine zu große hohe Dienerschaft am Halskragen oder zu viel unbegüterten Adel am Bauche haben. Unten kann sie nicht leicht zu zahlreich, zu stark und nicht leicht zu gut gefugt sein.

Ein Rieß **Staatspapiere.** Ein Landjunker wollte in Pesth Papier einkaufen und trat in eine Papierhandlung, an deren Thüre eine lange Affiche „Staatspapiere" u. s. w. prangte. Der Landjunker

glaubte, dies sei eine neu Hony-Erfindung, und verlangte ein Ries Staatspapiere. Man bemerkte ihm scherzhaft, es wäre dies denn doch ein wenig zu viel für ihn. „Was zu viel?" rief der Junker, jene Bemerkung für eine Beleidigung haltend, „ich habe Geld genug, Euren ganzen Vorrath von Staatspapieren — und wären es auch hundert Ballen — anzukaufen," und damit rannte er zornentbrannt, vom schallenden Gelächter der Ladendiener begleitet, zur Thüre hinaus.

Stabilität. Ein Professor der Medicin glaubte seine Vorlesung dadurch anpreisen zu können, daß er seinen Zuhörern sagte: „Dies Heft, aus welchem ich vortrage, ist vor 40 Jahren von mir geschrieben worden, und noch kein Wörtchen davon geändert."

Der Doctor **Stackhouse** in England gab eine Geschichte der Bibel heraus, in welcher er alle darin erzählten Wunder vorzüglich in Schutz nahm. Einige Freunde scherzten mit ihm über seinen unerschütterlichen Glauben, besonders über das Wunder von Jonas und dem Wallfische. „Still, still! alle diese Dinge haben ihren populären Nutzen," antwortete der Doctor, „man kann sie keineswegs entrathen. Auch dies Factum durfte nicht wegbleiben, selbst wenn der Text das Gegentheil enthielte, daß nämlich Jonas den Wallfisch verschlungen habe."

Die heiße **Stadt.** In Amerika, dem Lande wunderbarer Erfindungen, will man jetzt eine Stadt bauen, die unterirdisch geheizt wird, wo mitten im Winter die mildeste Temperatur herrsche und Jedermann trocknen und warmen Fußes durch die Straßen wandeln kann. Das Mittel dazu ist ganz einfach. Man verbannt nämlich alle Schornsteine, um den Rauch der Oefen durch die Gassen und Kanäle der Stadt unterirdisch zu leiten. Die gesammte Rauchmasse soll dann vor der Stadt in einen riesigen, pyramidenförmigen Schornstein, der zugleich als allgemeine Rauchkammer benutzt wird, aufsteigen. Die neue Stadt soll den Namen Hottown (heiße Stadt) führen, und man berechnet bereits, daß, bevor 5 Jahre vergehen, diese mitten im Norden mit italienischem Klima versehene Stadt ihre 50,000 Einwohner zählen wird, da alle Brustkranke von nah und fern sich dort ansiedeln werden.

Bedeutung der **Städtenamen.** — Lissabon, Lisboa statt Lisaboa, die Aufrichtige, die edle Schöne; Madrid am Manzanáres — das Wachtellager, der Mutterweg. Nach gothischer Etymologie hieße Madrid — Manntreue und der Manzanar — die Mannensöhne. Paris, keltisch von Par, Schiff, und is (isch), Mann, Leute, also Schiffleute; Paris hat in der That ein Schiff in seinem Wappen. Der Douro, der Goldene; der Minho, der Feuerrothe; die Pyrenäen,

keltisch der Weiße, griechisch die Feuerwohnungen; Tajo, der Theiler, der Spalter; der Guadalquivir, der große Strom; die Apenninen, die diamantenen Schmuckfedern (Penn ist bei den Kelten der höchste Berggott, und aus Penn ist der griechische Pan, der Schäfergott, geworden); die Alpen, von Albus, weiß, oder Altus, hoch, oder vom keltischen Penn, der Berggott; die Karpathen, die Bergthüren, die Bergpforten, aus dem hebräischen hor, har, Berg, und petach, Thür; arabisch Kûrbeth, Trauer; persisch Kupajeh, Gebirgsthal.

Frau von **Staël** übernahm bei Vorstellungen auf ihrer Privatbühne gern selbst eine Rolle, und eine ihrer Lieblingsrollen war die Hagar in dem Stücke der Gräfin von Genlis. Der Prinz de Ligne wohnte einer solchen Vorstellung bei. Frau von Staël war bekanntlich von der Natur in Hinsicht körperlicher Anmuth nur kärglich bedacht worden. Als man demnächst den Prinzen um sein Urtheil über ihr Spiel fragte, sagte er: „Es ist eine Rechtfertigung Abrahams."

Frau von **Staël** und William Pitt. In London sind kürzlich die nachgelassenen Denkwürdigkeiten des berühmten Vertheidigers der Sklaven-Emancipation, W. Wilberforce, von seinen beiden Söhnen herausgegeben worden. Wilberforce, der ein vertrauter Freund des Ministers Pitt war und mit demselben in jüngeren Jahren eine Reise nach Paris machte, erzählt unter Anderem, daß damals nicht viel gefehlt hätte, so wäre sein Freund der Gemahl der Demoiselle Necker, nachmaligen Frau von Staël, geworden. Necker hatte den Sohn des Lord Chatham mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen und sah es gar nicht ungern, daß dieser an dem lebhaften Geiste der jungen Corinna besonderen Gefallen zu finden schien. Indessen mochte dem Engländer die schon damals mit großem Selbstgefühl auftretende Männlichkeit der geistreichen Französin keine Einladung gewesen sein, es mit ihr im Ehestande zu versuchen. Mit solchen Gattinnen muß der Mann entweder den passiveren Theil der Ehe, gleichsam die Frauenrolle übernehmen, oder er bereitet sich die Conflicte, den die Begegnung und das Sichanstoßen gleich berechtigter und gleich consequenter Geister immer veranlaßt. Pitt ließ sich daher weder durch die bedeutende Mitgift, die Herr Necker seiner Tochter bestimmt hatte (350,000 Livres), noch durch die Fürsprache Horace Walpole's bereden, und kehrte unverheirathet nach London zurück. Interessant aber möchte es sein, zu bestimmen, welche Richtung wohl der Geist der jungen Necker genommen hätte, wenn sie Mistreß Pitt und eine Engländerin geworden wäre. Wir besäßen dann wohl ihr treffliches Buch über Deutschland nicht, nicht Corinna und nicht Delphine, sondern vielleicht politisch-sociale Werke à la Miß Martineau, englisch-fran-

zösische Bündnisse, die dem Friedensschluß von Amiens vorangeeilt wären. Aber ob Pitt dann auch der Mann seines Landes, der Minister der Welt geworden wäre?

Frau von **Staël** war häßlich und machte Anspruch auf Schönheit. Einst saß der gelehrte Lalande zwischen ihr und der schönen Madame Recamier. Er wollte Beiden etwas Artiges sagen, und rief aus: „Wie glücklich sitze ich hier zwischen Schönheit und Geist!“ Schnell setzte Frau von Staël hinzu: „ohne eins von beiden zu besitzen.“

Staël. Der zu seiner Zeit wegen seiner glücklichen Einfälle allgemein bekannte Marquis de Bièvre, dessen Stärke in Calembours außerordentlich war, und ihm den Beinamen l'homme à Calembours verschafft hatte, wurde auf einem Maskenball von der berühmten Frau von Staël, der er einst den Hof gemacht hatte, weil sie sich nicht von ihm erkannt glaubte, sehr geneckt. Als sie ihm unter Anderm ihren Fuß wies, rief er aus: „Fi, le vilain piedestal (Pied de Staël)!“

Verschiedenheit der **Stände.** Von einer kleinen Stadt fragte Jemand, welcher Stand denn dort der bedeutendste sei. „Der Viehstand“, war die Antwort.

Stärke. In Irland lebte ein Landmann, dessen Körperkraft dort so berühmt ist, wie in Europa der Münsterthurm. Einer der geschicktesten Borer, ist er der Schrecken aller Bewohner der Umgegend, die er sammt und sonders in gehörigem Respect zu halten weiß. Vor Kurzem kam ein edler Lord, der ebenfalls für einen berühmter Borer galt, auf den Einfall, sich mit diesem irländischen Athleten zu messen. Trotz aller Warnungen, machte er sich zu Pferde auf den Weg, und fand seinen Mann bei der Feldarbeit beschäftigt. Sogleich schwingt er sich aus dem Sattel, und geht mit geballten Fäusten auf den kolossalen Landmann zu, dem er seine Absicht in kurzen Worten verkündete. Mit unbeschreiblichem Gleichmuthe lehnt der irländische Simson seinen Spaten an einen Baum, faßt seinen Gegner, und wirft ihn wie einen Federball, weit über die naheſtehende Dornenhecke hinüber. Dann nimmt er mit derselben Kaltblütigkeit seinen Spaten wieder, und fragte den Besiegten im höflichsten Tone, ob er wieder an die Arbeit gehen könne, oder ob Seine Herrlichkeit noch etwas zu befehlen hätten? — „Ach ja,“ entgegnete der am Boden keuchende, halberschlagene, edle Lord: „Werst mir doch auch mein Pferd herüber, if you please.“

Ungeheure **Stärke** hatte ein Herr v. Schapelow am Hofe des

Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Ihm erlaubte dieser einmal, so viel Wein aus dem Keller zu nehmen, als er mit einem Male heraustragen könne. Jetzt nahm er unter jeden Arm ein Faß, und zwei andere faßte er mit den vier Fingern jeder Hand am Spund. „Schapelow," rief ihm der Kurfürst zu, „Dich schicke ich so bald nicht wieder in meinen Keller." Ungar.

Leibes-**Stärke.** In London lebte ein Schmied Namens Asleu, gegen den alle neueren Herkulesse Schwächlinge sind. Als einst ein erkranktes Pferd dort auf der Straße umgefallen war, nahm der thierfreundliche Mann den vierbeinigen Patienten in seine mitleidigen Arme und trug ihn so zum Roß-Arzt.

Stahl theurer als Gold. Der Stahl kann dreihundertmal theurer gemacht werden als reines Gold, Gewicht gegen Gewicht; sechs Uhrfedern von reinem Stahl, die nur einen Gran wiegen, kosten gegen 3 Thlr., ein Gran Gold dagegen kostet nur 18 Pfennig.

Was ist ein **Stahlstich.** Zwei Eckensteher standen vor einem Bilderladen und lasen eben die Worte: In Stahl gestochen von Weiß. „Du!" sagte der Eine, „det is doch ooch komisch, det se jetzt di Kupperstiche in Stahl stechen."

Stammbaum. Sir Wathin William Winne sprach mit einem Freunde von dem hohen Alter seiner Familie, die er bis auf Noah zurück führte. „O, da sind Sie doch nur ein bloßer Aufschößling," versicherte sein Freund. „Wie so?" fragte Winne. — „Als ich in Wales war, zeigte man mir dort den Stammbaum einer Familie, der fünf große Pergamenttafeln füllte, in der Mitte desselben stand in einer Anmerkung: Um diese Zeit wurde die Welt erschaffen."

— Ein Edelmann war so sehr in seinen Stammbaum verliebt, daß er ihn oft Stunden lang betrachtete. Als ihm dieß einst ein Nachbar sehr übel nahm, entschuldigte ihn ein Anderer. „Warum," sagte er, „soll er seinen Stammbaum nicht zärtlich anblicken, da er auf die Haut seines Vetters geschrieben ist."

Stammbuch. Ein junger Soldat unterhielt einst mit einem Dienstmädchen ein Liebesverständniß, wurde jedoch von ihr oft sehr spröde behandelt. Als das Regiment ausmarschirte, bat er das Mädchen nur noch um die einzige Gunst, sich in ihr Stammbuch schreiben zu dürfen. Sie erlaubte es und er schrieb hinein:

Kurz ist der Schmerz,
Quäle nie ein Thier zum Scherz.

Dieß wünscht dich, liebe Jette bei deinen Abschiet der, der Dir des schreibt. Dein guter Joseph.

Am 11. März 1746 schrieb Gellert in das **Stammbuch** eines Theologen:

Ich habe gehabt, ist ein armes Wort,
Ich hätte gern, ist thörig,
Ich werde haben, ist auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig.
D'rum was Du hast, das nimm für viel,
Bei Hoffen und Wünschen gibt's kein Ziel!

Stammbuch eines Schneiders. Ein Schneidergesell verreiste, und bat seinen Kameraden, ihm etwas in sein Stammbuch zu schreiben. Der Gebetene wußte nicht gleich, was er schreiben sollte, da fiel ihm das in seiner Jugend oft gehörte Lied von Hölty ein:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an das kühle Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dieses wollte er hineinschreiben; da es ihm aber nicht recht passend schien, und er doch etwas, was auf ihren beiderseitigen Stand Bezug hätte, hinein bringen wollte, schrieb er:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und schneide ein paar Hände breit
Von jeder Elle ab.

Berliner **Stammbuchaufsatz.**

Lebe, wie Du, wenn Du stirbst,
Wünsch' Ihn'n wohl gespeist zu haben.

Wenn Du, juter Jottlieb, dazu ein Bild haben willst, denn koof Dir eens, und klebe es in. Uebrigens bleib ick Dein Freund, und Du kannst Dir auch an mir erinnern, das haste umsonst, das kost nischt. Und zuletzt jeb ich Dir noch drei jute Lehren mit auf den Weech. Erschtens: wenn Du kein Jeld nich hast, denn koof Dir nischt. Zwetens: wenn Du hinjefallen bist, denn steh wieder uf! Und Drittens: wenn Du mal unter eene Heerde Rindvieh jehst, denn mach Dir'n Zeechen, sonst findet man Dir nich wieder raus.

Dein aufrichtiger Freund,
Joseph Kamasche.

In das **Stammbuch** eines Schauspielers.

Ein Trauerspiel ist unser Leben,
Ein Schauspiel und ein Lustspiel, wie man's nimmt,

Ein Trauerſpiel für den Fühlenden,
Ein Luſtſpiel für jeden Denker und den Narren,
Ein Schauſpiel für die Menge welche gafft.
Wenn einer nur die Rolle, die er hat,
Mit Plan und Feſtigkeit zu Ende führt,
So hat das Seine redlich er gethan,
Das Volk mag ziſchen oder applaudiren,
S'iſt Eins, die Erde decket Lob und Tadel.

Stammbuch der Liebe.

Ich bin dein
Du biſt mein
Uns Beide
Scheide
Der Tod allein!

Stammbuchblatt.

Wenns auch Meine hand nicht ſchreipt
Stätz mein Herz doch trei dir bleibt
Bis mich dekt ein Leichen Stein
Werd ich Stäts dein eichen ſeyn.

Düſe Gefile einer drei liebenden aber ferſchwickenen Seele megen ſie in fremden Gefüllten erinern an ihre
Roſalche Roſenſtock.

Stammbuchblatt eines Grenadiers. Dumet Zeich mit det Inſchreiben ins Stammerbuch bei Trennungen! Darauf kommt et nich an, det is alles übrich! wenn man eenen jut is! Und muß man einen jehen laſſen, ſo hilft es noch nicht, wenn man da ſo lange kritzelt, da drum muß er doch fort! Ich weeß nich, wat ick ſchreiben ſoll, un habe hier Schillerſch Jedichte ufgeſchlagen un en erſten beſten jenommen, weil er mir uf mir un uf dir zu paſſen ſcheint.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Lilien blühn,
Denen zu den weichen Buſenwällen,
Heldenſtärke die Natur verliehn.

Mit dieſem Wunſche bleibe ich
Dein Grenadier Stürmſch.

Inſchrift in ein **Stammbuch**, worin der Verfaſſer bei vielen Namen, zum Andenken Haarlöckchen fand:

In dieſem Buche weiß man die Freundſchaft recht zu faſſen,
Die Namen nicht allein, auch Haare muß man laſſen.

Stammbuch. Ein Stammbuch gleicht oft einem Naturalien-Kabinet; nicht die Liebe zu dem Inhalt ist es, die es füllt, sondern das Vergnügen zu sammeln, und die Eitelkeit des Besitzers.

Lord D...., der sehr **stammelte**, war bei einem Hahnengefecht zugegen. Er bot mehrere Wetten an, und da er immer gewann, so setzte er sogar zehn Pfund gegen eine Krone. Ein Spieler, dem dieß Anerbieten sehr vortheilhaft schien, nahm die Wetten an, aber er verlor eine Krone nach der andern. — Indeß hinderte den Lord sein Stammeln, sich immer zu rechter Zeit zu erklären, und als daher das Gefecht ein Ende hatte, sagte der Spieler zu ihm, indem er ihm den letzten Gewinn hinreichte: „Ich danke Gott, daß Sie so stammeln, wenn Sie rasch hätten sprechen können, so wäre ich ganz ruinirt worden."

Stampfer. „Diese bestehen," erzählt August Braß in den „Mysterien von Berlin," „aus jungen Männern zwischen 19 — 25 Jahren, die einige Erziehung genossen haben, etwas Französisch sprechen, eine gute Lunge und einen Backenbart haben; selten findet man einen Stampfer, der jenes vorschriftmäßige Alter überschritten hätte, aber niemals einen ohne Bart. Das Geschäft dieser jungen Leute besteht darin, mit den Damen, die bei einem fashionablen Balle nicht aufgefordert worden sind, zu tanzen. Sie sind eigens nur zu diesem Zwecke da. Sie erhalten dafür zwei Paar Glacéhandschuhe, und je vier und vier eine Kutsche, um nach Hause fahren zu können, außer dem Vortheile des Abendbrodes und verschiedener Neben-Accidenzien, wie z. B. das Einstecken von sehr vielem Zuckerwerk, Bonbons und Kuchen, das gelegentliche Verschwindenlassen eines kalten Fasans, oder einer Flasche Rothwein und noch mehrere andere nicht unwichtige Gegenstände. Ein solcher Stampfer übernimmt auch gewöhnlich die Arrangements der Tänze, und die Stellung dieses ist daher viel beneidenswerther, als die seiner Kollegen. Er tanzt nur selten und bekommt eine Extravergütung auf rohe Eier mit Zucker, während die übrigen Stampfer tanzen und springen müssen, ohne auch nur einen einzigen Tanz vorüberlassen zu dürfen. Sobald der Hausherr einen vielleicht erschöpften Stampfer müßig sieht, tritt er mit der freundlichsten Miene von der Welt zu ihm und sagt sehr höflich: „Sie tanzen nicht, mein Herr? Ich will nicht hoffen, daß mein Arrangement das Unglück hätte, Ihnen zu mißfallen!" Diese Worte treffen den armen Stampfer wie ein Sporn des Jockei die Weichen des gehetzten Rennpferdes. Er stammelt einige Entschuldigungen, wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn und stürzt athemlos, mit verzweiflungsvoller Resignation, auf die nächste Dame los, um mit ihr in die Colonne zu treten. Solche, stark nach Parfüm riechende junge Leute mit gro-

ßen Bärten und gebrannten Haaren sieht man auf fashionabeln Bällen 1 bis 2 Dutzend umherstreifen."

Standeserhebung. Eine Bettlerin begegnete einem Edelmanne, der drei Frauen nach einander geheirathet hatte, die alle Mägde bei ihm gewesen waren. Sie sagte zu ihm: „Der Himmel erhalte Ew. Gnaden noch recht lange; denn wenn Sie noch lange leben, werden wir noch alle gnädige Frauen."

Standhaftigkeit. Ein Gascogner betheuerte, daß, wenn er eine Festung zu vertheidigen hätte, er eher den Hungertod darin sterben, als sich ergeben würde. „Ja, das thut er gewiß," sagte sein Diener, „denn er hat oft schon vier Stunden an der Tafel gesessen, wenn er auch nicht mehr als einen Häring zum Mittagsbrode hatte.

Die letzten Augenblicke der Lady Chester **Stanhope.** Ich verfügte mich eilig in das Zimmer der Kranken. Das zitternde und ersterbende Licht einer Lampe, das in einiger Entfernung stand, warf seinen Schein auf das bleiche entstellte Gesicht der Lady Stanhope. Ihre Negerin, ein treues Geschöpf, saß zur Seite des Bettes, indem sie den Kopf zwischen den Händen ihrer Herrin ruhen ließ und bitterlich weinte. Auf das Geräusch meines Eintritts erhob sich das Mädchen schnell, als wolle es mich auffordern, kein Geräusch zu machen. Es beugte sein Haupt über das der Gebieterin, um versichert zu sein, ob diese noch schliefe. „Was willst Du, Zekka?" fragte Stanhope mit schwacher Stimme, „hast Du meine rothbraune Stute satteln lassen, die mich auf meinen Thron zu Jerusalem führen soll? Ist meine Garde bereit mir zu folgen? Gieb mir mein bestes Kriegskleid und sage meinen Tapferen, daß ich bald zu ihnen kommen werde." — „Ach!" sagte das unglückliche Mädchen mit einer von Seufzern unterbrochenen Stimme, „im Augenblicke des Todes an solche Dinge zu denken." — „Thörin! Ich sollte sterben!" entgegnete Lady Chester, „ich mit meiner Stirne, die von der Glorie des Ruhms umstrahlt ist, die ich bald ruhmbekränzt auf dem Throne der heiligen Stadt sitzen werde. Ich, die ich diesen Thron besitzen werde, so lang die Welt steht. Du wagst es, Elende, solche Lästerungen gegen mich auszustoßen! Geh', bleib mir aus den Augen!" — „Hier ist der Doctor, den Sie mir zu bestellen auftrugen," sagte nun die Negerin mit einem ergebenen Tone. — „Treten Sie vor," wandte sich die Lady zu mir, mit einem ersterbenden Blick; sie fuhr, indem derselbe mit einem Male wieder aufblitzte, fort: „Kommen Sie etwa, um mir das Versammeln meiner Truppen zu melden? Sind Sie bereit zum Kampfe? Haben Sie meine wackere Armee gesehen? Ist sie

nicht herrlich? O wie stolz werde ich als Führerin vor ihr herreiten! — Wie beglückt werde ich mich fühlen, so viele tausend Krieger meinem Commandowort folgen zu sehen. Ich werde .... Doch warum sehen Sie mich so an? Sie scheinen nicht glücklich, Doctor, fehlt Ihnen etwas?" — „O nein, Madame," erwiederte der Doctor, „ich hörte Ihnen nur aufmerksam zu und dachte, Sie möchten in dem Zustande, in welchem ich Sie gegenwärtig sehe, nicht vermögend sein, eine Reise zu unternehmen; Sie müssen sich noch einige Tage im Bett halten, und die Ausführung des Plans bis zu Ihrer vollkommenen Wiederherstellung verschieben." — „O Ihr Thoren!" rief sie mit Heftigkeit, „doch ich bin stark und in der Fülle der Gesundheit; Sie haben Ihren Verstand verloren wie meine Negerin; sehen Sie, sehen Sie!" — Sie ließ ihre bleiche und fast durchsichtige Hand auf einen Löffel herabsinken, der auf ihrem Betttischchen lag, hob ihn mit Mühe in die Höhe, und indem sie einen ernsten Blick auf mich wandte, versuchte sie es, ihr Haupt zu erheben, das auf einem kleinen Kissen ruhte. Doch ihre Kraft war erschöpft und sie sank zurück. Ich glaubte, nun bald ihr Ende zu sehen. Eine Zeit lang gab sie auch kein Zeichen des Lebens mehr; doch erlangte sie um die Mitte des Tages wieder einiges Bewußtsein. Ihre Kraft schien wiederzukehren, ihre Lippen erhielten wieder Farbe, die Augen Glanz, all' ihre Diener erhoben sich voll Freude, in der Hoffnung, ihre Herrin nun bald ganz genesen zu sehen. Ich allein ließ mich nicht täuschen, denn ich wußte, daß ihr Tod nahe sei; — nach wenigen Minuten gab Lady Stanhope den Geist auf! — Dies waren die letzten Augenblicke der Dame, die zu einer solchen Celebrität im ganzen Orient und selbst im Westen gelangte. Sie ist nicht das einzige Menschenkind, das sich in so stolzen und abenteuerlichen Träumen gefiel: manche haben vor ihr gelebt und es werden noch manche nach ihr kommen, welche ihr Leben in stolzen Träumen und misanthropischer Vereinzelung hinbringen. Ein Glück würde es für das menschliche Geschlecht sein, wenn die Wirkung solcher Separatisten und Einsiedler mit ihnen selbst aufhörte. — Wer wollte jedoch nicht eine Thräne des Mitleids weinen über die unglückliche Schwärmerin und die Geisteskrankheit, welche sie hinabeilen ließ in ein Grab, fern von ihrer Heimath?

Guido, Graf von **Starhemberg**, k. k. General, wurde im Sturme auf Belgrad von einer unter ihm aufgehenden Mine bis an den Hals verschüttet, und er grub sich aus dieser lästigen Hülle meistens durch eigene Kraft herauf. Gelegentlich fragte ihn eine vornehme Frau: „Wie war Ihnen denn in dieser fatalen Lage zu Muthe?" Der Graf erwiederte mit eben so viel Wahrheit als Laune: „Ich habe nicht Zeit gehabt, an etwas Anderes zu denken, als an meine Ohren."

Die Türken pflegten nämlich den Feinden die Ohren abzuschneiden, gegen deren Vorweisung sie eine bestimmte Summe erhielten.

Guido **Starhemberg**, der Unerschütterliche. Würdiger Neffe des heldenmüthigen Vertheidigers Wiens, Ernst Rüdiger Starhemberg, war Guido Graf von Starhemberg, hochausgezeichnet in den türkischen, italienischen, spanischen und allen anderen Kriegshändeln. Er war auch sonst ein Mann von Verdienst und vielen schönen Eigenschaften; eine gewisse Ironie aber, ein gewisses sarkastisches Wesen entstellte ihn, obschon er sich nie mit Worten aussprach, sondern seinen Tadel oder Hohn mehr durch Mienen oder Achselzucken verkündete. In dieser Weise war er auch ein Gegner des großen Eugen, was jedoch dieser bei seinem erhabenen, wiewohl dabei sehr bescheidenen Selbstgefühl und bei seiner angebornen Milde und Versöhnlichkeit nie ernsthaft aufnahm. Ganz gleichgültig aber konnte und wollte er dennoch nicht bleiben; und als sich eine neue Veranlassung ergab, faßte er den Gedanken, seinem rastlosen Widersacher einen kleinen Streich zu spielen. — Starhemberg stand in dem Rufe beispielloser Unerschrockenheit; nichts vermochte seinen eisernen Gleichmuth zu erschüttern. So viele Beweise, nicht nur in seinen Feldzügen, sondern auch in seinem Privatleben lagen schon vor, daß die Wiener zu sagen pflegten: Wenn plötzlich ein gewaltiges Erdbeben erfolgte; ja, selbst wenn der Kahlenberg sich erhöbe, nach Wien spazierte und dem Stephansthurm eine Visite machte, so werde Starhemberg gleichwohl keine Miene verziehen. Nun sollte bei der Herzogin Theresia von Savoyen, einer Nichte Eugen's, ein glänzendes Fest statthaben, bei welchem sich auch Starhemberg einzufinden hatte. Die Gesellschaft war nicht eben zahlreich und bestand aus Personen, auf deren Verschwiegenheit der Prinz völlig rechnen konnte. Er setzte sie also in Kenntniß, daß er in der Nähe von Starhemberg's Sessel einige Böller habe eingraben lassen, die auf das Zeichen eines Toastes losplatzen sollten. „Wir werden sehen," fügte Eugen hinzu, „ob unser felsenfester Fabricius auch bei diesem Vorfall seine Kälte behauptet." Allein, in der That, diese unerhörte Ruhe bewährte sich auch diesmal. Der Toast ward ausgebracht; die Böller entluden sich mit furchtbarem Gekrach; die Damen, die ganze Versammlung sprang von den Sitzen empor; Starhemberg aber verzog keine Miene und machte keine andere Bewegung, als die, das eben an die Lippen gebrachte volle Glas in einem einzigen Zuge zu leeren. F. Gräffer.

Vortheile der **Starken.** Eine reiche, aber geizige Frau beklagte sich beim Bürgermeister des Städtchens über die schreiende Ungerechtigkeit, daß man ihr den stärksten Grenadier eines durchmarschirenden

Regiments in Kost und Quartier gegeben, während ihr reicherer Nachbar bloß einen kleinen schwachen Tambour gehabt hätte. — „Das war ganz weise und menschlich," erwiederte der Bürgermeister, „Euch kann man nur einen Starken in die Kost geben, ein Schwacher würde den Hungertod sterben."

Theater-**Statistik.** Ein junger Mensch, der auf dem Theater oft als Statist mitgewirkt, kam neulich zum Director eines Stadttheaters und bat selbigen, ihn für Chor und kleine Rollen zu engagiren, indem er bereits über drei Jahre in der Statistik sich die volle Zufriedenheit des Inspicienten erworben.

Lebende **Statuen.** Ein englischer Officier, der eines Tages in Venedig am Dogen-Palaste spazieren ging, glaubte zu bemerken, daß eine von den Figuren auf dem Glockenthurm von St. Marcus sich niederbücke und etwas aufnehme. Er schaute noch einmal hin und bemerkte wirklich, daß die Figur eine Prise Taback nahm. Der Officier gestand, er habe bange bekommen, es sei in seinem Kopfe nicht ganz richtig oder eine Störung in seiner Gesichtsscene eingetreten, als ein altes Weib, das seinen Schrecken gewahr wurde, ihm das scheinbare Wunder erklärte, indem sie ihm erzählte: da eine der Figuren, welche die Stunden schlagen, zum Repariren weggeschickt sei, so habe man ihren Neffen Jakob als Stellvertreter angeworben, bis die Maschine wieder gebraucht werden könne. Diese einfache Erzählung ist vielleicht ein Fingerzeig für die Anhänger der gegenwärtigen Monumentomanie. Wo noch nicht hinreichend Geld für ein Denkmal gesammelt ist, könnte man einstweilen einen menschlichen lebenden Substituten mit passender Draperie und bezeichnender Schrift auf ein Postament stellen. Da die älteren Celebritäten bald vollends mit Monumenten versehen sein werden, und die Reihe jetzt an die jüngst verstorbene Generation kommt, welche bereits dem Rauchen und Schnupfen ergeben war, so hätte es auch nichts zu sagen, wenn der Stellvertreter eine Prise nähme oder sich eine Cigarre schmecken ließe.

Statuten. In den Statuten einer Privat-Gesellschaft befinden sich folgende Paragraphen: 1) Es dürfen nicht mehr Mitglieder aufgenommen werden, als in dem Locale Platz haben. 2) Der Neujahrstag wird jährlich zweimal durch ein Fest gefeiert. 3) Will ein Mitglied mehr Verstand haben als das andere, so wird es ausgestoßen. 4) Wenn ein Mitglied zwei Ideen hat, so ist es verpflichtet, die eine einem andern Mitgliede abzutreten.

Aus dem Staube machen. Herrn A. N. G. in Berlin. „Mit großer Freude vernehme ich, daß Sie sich aus dem Staube machen

wollen; wenn Sie dieses wirklich beabsichtigen, so müssen Sie jedenfalls Berlin verlassen."

Steckenpferd. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hielt zu Merseburg ein Herzog von Sachsen Hof, dessen Steckenpferd — die Violinen waren. „Der Herzog führte mich," erzählt der Baron Pöllnitz in seinen Memoiren, „in einen Saal, der mit Bässen tapeziert war, wie ein Zeughaus mit Helmen und Harnischen. In der Mitte dieses Saales stand insbesondere eines jener Instrumente, welches sich von den übrigen allen durch seine Größe auszeichnete; denn es reichte bis an die Decke. Man stieg mittelst einer Treppe daran hinauf, wenn gespielt werden sollte. Der Herzog machte mich auf diesen Giganten unter den Bässen aufmerksam und freute sich sehr, als er mein Staunen wahrnahm. Er wurde so aufgeräumt, daß er auf einem der Bässe, welchen er seine Favorite nannte, sich vor mir hören ließ." — „Jeder hat sein Steckenpferd," raunte mir nachher ein Kammerdiener in's Ohr, „der Eine liebt Pracht, der Andere Soldaten, der Dritte hübsche Frauen, mein gnädiger Herr aber die Baßgeigen. Wer die Gunst des Herzogs sucht, wird am sichersten sie erlangen, wenn er diesen Saal mit einem neuen ausgezeichneten Stück vermehrt."

Die ersten **Stecknadeln** wurden in England im Jahre 1543 gemacht. Bis dahin bedienten sich die Damen zum Zuspendeln kleiner hölzerner Stacheln. Erst im Jahre 1440 erfand ein Nürnberger, Namens Rudolph, das Drahtmachen.

Sir Richard **Steele** bewirthete eines Tags verschiedene Personen vom ersten Range, die sich über nichts mehr, als über die große Menge seiner Bedienten verwunderten. Ein Lord fragte ihn endlich, wie er zu so vielen Dienern käme? Steele: Ach, es sind Faullenzer, die ich gern los wäre. Lord: Jagen Sie sie fort. Steele: Ja, das geht so geschwind nicht. Lord: Warum denn nicht? Steele: Die Herren da sind lauter Gerichtsdiener, die meine Gläubiger mir über den Hals geschickt haben. Fortjagen darf ich sie nicht, also habe ich ihnen meine Livree gegeben, damit sie ihr Brod doch nicht mit Sünden essen. — Steele's Freunde freuten sich sehr über diese sonderbaren Diener und bezahlten seine Schulden.

Stehen. „O," rief ein Wirth zu einem Schauspieler, „das ist schön, daß Sie kommen, bei mir stehen noch 15 Maaß Bier seit 3 Monaten von Ihnen." „Schütten Sie's weg," sagte der Acteur, „sie sind gewiß schon sauer."

Stehen und Sitzen. Der verhaftete Bürge.

Für meinen Busenfreund Melanden,
Bin ich so lange gut gestanden,
Bis er nunmehr aus Höflichkeit
Mich sitzen läßt geraume Zeit.

Stellen und **stehlen.** Ein Buchhändler unterhandelte mit dem Inhaber einer lithographischen Anstalt um die Lieferung von Tafeln zu einem von ihm zu verlegenden Werke, und erhielt von dem Letzteren, welcher sich auf die Lithographie besser verstehen mochte als auf die Orthographie, die schriftliche Zusage mit den Worten: „Für 20 Gulden stehle (stelle) ich Ihnen 500 Exemplare."

Furcht vor **Steigerung.** In einem Stücke, in welchem weidlich über die Hausbesitzer losgezogen wurde, wurde bei einigen Stellen allgemein Beifall geklatscht; nur ein einziger Herr in dem Parterre blieb ruhig. Auf die Frage, ob ihm das Stück nicht gefalle, lispelte er seinem Freunde leise in's Ohr: „Pst! dort sitzt mein Hausherr! wenn der sieht, daß ich klatsche, werde ich morgen gesteigert!"

„Wie viele **Steigerungsgrade** giebt es?" fragte jüngst ein Privatlehrer seinen Zögling, das Söhnlein eines reichen Hausherrn. Der Gefragte säumte nicht zu antworten: „Vier — Lichtmeß, Georgi, Jakobi und Michaeli. Der Vater aber steigert nur zu Lichtmeß."

Der kostbare **Stein.** „Kaafen Sie den Brillant, gnädiger Herr!" sprach ein Jude zu einem reichen Manne, dem er einen Edelstein feil bot und fuhr also fort: „Kaafen Sie ihn, er ist mehr werth als Sie, auf Ehre! Sie künnen sterben, der Brillant wird leben; Sie künnen ersaufen in ä Wasser, der Brillant nicht, und wenn Sie ihn werfen in's Meer; und wollen Sie eppes wetten üm den Stain, Sie künnen steigen auf einen hauchen Thurm und herünter sterzen — Sie werden sein zerschlagen in klare Stückelchen: aber der Stain wird bleiben ganz, kein Haar wird ihm sein gekrümmt, so wahr jach bin ein ehrlicher Jüd!"

Der **Stein** der Weisen. Krug giebt in seiner zweiten universalphilosophischen Vorlesung ein probates Mittel zur Bereitung des

Steines der Weisen. Der Stein hat nämlich folgende Form und folgende Zeichen:

O	L	D
A	G	P
S	T	M

O bedeutet ora, d. h. Bete.
L bedeutet labora, d. h. Arbeite.
D bedeutet da, d. h. Gieb, oder theile gern mit.
A bedeutet accipe, d. h. Nimm, verschmähe nicht, was die Vorsehung oder menschliche Liebe freundlich dir bietet.
G bedeutet gaude, d. h. Freue dich dessen, was Gott beschеert.
P bedeutet patere, d. h. Dulde.
S bedeutet spera, d. h. Hoffe.
T bedeutet tace, d. h. Schweige, oder rede nicht zur Unzeit.
M bedeutet memento mori, d. h. Denke an den Tod.

Man trage diesen Stein stets bei sich und beobachte immer die Lehren, die er vorschreibt. Wer dies thut, wird so glücklich werden, als der Mensch es in diesem Leben zu sein vermag.

Steindruck. An einem Abende des 18ten Jahrhunderts kam Alois Sennefelder, Chorist des Münchener Theaters, in sein kleines armseliges Dachstübchen zurück. Er hielt in seiner Hand 1) einen ganz neuen schönen Wetzstein; 2) eine Anweisung zur Erhebung seiner Gage; 3) einen mit Buchdruckerschwärze versehenen Stempel; denn, um sich bei seinem Director beliebt zu machen, hatte er es übernommen, den Contremarken jenes kleine Zeichen aufzudrücken, welches man bei jeder Vorstellung ändert. Sennefelder's Zimmer war sehr schlecht gegen den Luftzug gesichert. Kaum hatte er die Anweisung auf seine Gage auf den Kamin gelegt, als das Papier hinwegflog, und in ein Becken voll Wasser fiel. Der Chorist nahm den für ihn so kostbaren Gegenstand wieder heraus, wischte ihn ab, legte ihn wieder auf den Kamin, und setzte den Wetzstein darauf. Nun hatte der mit Buchdruckerschwärze versehene Stempel zufällig den Wetzstein berührt. Der durch diese Berührung auf dem Steine zurückgebliebene Abdruck fand sich am andern Tage mit bewundernswürdiger Genauigkeit wieder auf dem feuchten Papiere dargestellt. Alois Sennefelder sah dies, und — die Kunst des Steindrucks war erfunden.

Steinreich. Exam. Was ist der Unterschied zwischen dem Thierreich und dem Steinreich? Cand. Das Steinreich wird niemals thierreich, aber das Thierreich wird oft steinreich. Exam. Wie heißen die wichtigsten Erzeugnisse aus dem Steinreich? Cand. Der Stein

der Weisen und der Stein des Anstoßes. Exam. Welcher Unterschied ist zwischen beiden? Cand. Der Stein der Weisen wird gesucht, aber nie gefunden, der Stein des Anstoßes wird überall gefunden, aber nie gesucht.

Stellen. Das Wörtchen „stellen" macht mit verschiedenen Präpositionen verschiedene Propositionen. Den Wechsel stellt man aus, die Zahlung stellt man ein, ist man um die Verfallzeit mit der Zeit in Verfall, so stellt man einem etwas zu, dem Gericht sich vorzustellen, wo es einem denn hingestellt wird, Termine anzusetzen! Natürlich der langen Stellung müde, fängt man mit setzen an. Es ist sonderbar, daß die jetzige Welt, die den Wechsel und die Rendez-vous so sehr liebt, zum Wechsel selbst doch selten sagt „stell — dich ein."

Einträgliche **Stelle.** Ein Wirth zu Wien, welcher schon lange mit Verdruß bemerkte, daß in seinem Gasthofe die Gäste von Tag zu Tag weniger einsprachen, kam auf den Einfall, annonciren zu lassen, daß in seinem Gasthause Auskunft über eine zu vergebende einträgliche Stelle ertheilt werde. Jedermann weiß nun, daß es in Wien genug Leute giebt, die einträgliche Stellen wünschen, daher auch wirklich die List wirkte, und das Gasthaus bald von Auskunft Wünschenden überfüllt war. Da aber Jeder ein geraumes Weilchen auf den Wirth warten mußte, so erschien es begreiflich, daß die Harrenden zum Zeitvertreib einstweilen diverse Flaschen Wein zu sich nahmen. Bis jetzt soll noch keiner die einträgliche Stelle erhalten, wohl aber der Wirth mehrere Eimer Wein verkauft haben, und somit war die einträgliche Stelle wenigstens für den Wirth einträglich.

Stellen und Setzen. Ein etymologischer Scherz von Gustav Schneidereit. Die beiden Zeitwörter „Stellen" und „Setzen" waren einmal in sehr lebhafter Discussion begriffen. Jedes wollte nämlich den Vorrang der interessanteren Bedeutung für sich geltend machen. Erwäge doch nur, sagte das Zeitwort „Stellen," welchen mächtigen Einfluß mein Sinn auf das höhere Conversationsleben ausübt. Will Jemand in diesem nicht eine höchst untergeordnete Rolle spielen, so muß er vor allen Dingen eine „Stellung" in der Welt haben; ob dieser Jemand z. B. ein gesetzter Beamter ist, darum bekümmert sich Niemand — aber, ob er ein gut gestellter Beamter ist, danach erkundigt sich sorgfältig sowohl jene, die ihn heirathen, als derjenige, der ihm Geld vorschießen soll; — ergo — ist „Stellen" wichtiger als „Setzen." Nur nicht so voreilig ein Urtheil ausgesprochen! erwiederte das Zeitwort „Setzen." Ich erinnere mich eines Falls, wo einem guten Manne das „Stellen" weit übler bekam, als seinem bösen Gegner das „Setzen." Besagter guter Mann setzte nämlich ein recht artiges

Sümmchen in das Geschäft eines Kaufmanns ein, — und man will wissen, daß dem Kaufmann dieses gutmüthige Einsetzen sehr wohl gefallen habe; dagegen aber stellte bald dieser vertrackte Jünger Merkurs seine Zahlungen ein — und dieses unvermuthete Einstellen soll nun wieder dem guten Manne gar nicht gefallen haben. Eine solche Ausnahme von der Regel beweist noch nichts! entgegnete hierauf das Zeitwort „Stellen." Meine Behauptung läßt sich noch durch mehrere Angaben unterstützen. Einem einzigen Mädchen stellen oft hundert Männer nach, und dies ist doch gewiß meist ein Beweis, daß das Mädchen schön oder liebenswürdig ist — aber wie steht es mit der Liebenswürdigkeit solcher Subjecte, denen von Obrigkeitswegen nachgesetzt wird?! Nun, nun — sprach das Zeitwort „Setzen," hier bin ich allerdings im Nachtheil. Dagegen wirst du mir auch wieder zugeben müssen, daß es z. B. für einen Theaterunternehmer recht erfreulich ist, wenn er Abends in das Theater kommt und das Haus gut besetzt sieht, sehr schmerzlich aber, wenn er allabendlich die entgegengesetzte Bemerkung macht, und zuletzt sich schaudernd überzeugt, daß seiner Abende letzter immer näher komme, und er daher bei Zeiten sein Haus bestellen müsse. Alles recht wahr und schön, erwiederte „Stellen," doch enthält diese Phrase eben keinen besondern Grund, einen Vorrang vor mir zu behaupten. Dagegen findet sich wirklich für meine Meinung ein schlagender Beweis, wenn wir von der Bühne zur literarischen Welt übergehen. Hier hat uns die Erfahrung bereits gelehrt, daß wirkliche Schriftsetzer sich's zur Ehre anrechneten, zu Quasi-Schriftstellern zu werden. Niemals aber ist der entgegengesetzte Fall vorgekommen; denn wo hätte sich's wohl Jemand schon zur Ehre angerechnet, aus einem wirklichen Schriftsteller ein Quasi-Schriftsetzer zu werden?? — Ergo — ist das „Stellen" ehrenvoller als „Setzen." Da wir einmal von Schriftstellern reden, meinte „Setzen," so ist es eben kein großer Sprung, wenn wir von diesen auf das Wort „Vorstellung" kommen. Denke dir aber einmal einen solchen Musensohn in dem Augenblicke, wo sich ihm die Ueberzeugung fühlbar aufdringt, daß nicht bloß seine Seele, sondern auch sein Magen eine Sehnsucht habe — wird ihm da nicht das frugalste Gericht, das man ihm vorsetzt, lieber sein, als die kostbarste Mahlzeit, die er sich vorstellt? Ich sollte wohl meinen. Hieraus folgert sich denn mit unumstößlicher Gewißheit, daß „Setzen" besser ist als „Stellen." Ach! das ist Alles Nichts! nahm nun wieder „Stellen" das Wort: diese dürftige Einzelnheit will ich gleich durch eine Menge Gegenbeweise niederschlagen: Man stellt Jemanden zufrieden, den man kurz vorher in Verlegenheit und Unkosten gesetzt hat. Kenntnißreiche und brauchbare Subjecte stellt man an, alterschwache und unbrauchbare versetzt man in Ruhestand, oder setzt sie wohl gar ab. Man stellt Jemanden in die graue Zukunft hinaus das Prognostikon oder das Horoskop, dagegen

ist es gewissermaßen Façon de parler, daß man bei jeder Kleinigkeit sagt: „ich setze den Fall;" hieraus folgt, daß man mit dem „Stellen" schon ungleich weiter vorgeschritten ist. Man stellt, wenn man viel Besitzthum hat, die Creditoren mit ihren Capitalien vollkommen sicher, wenn es aber mit den Umständen schief geht, setzt man sich mit ihnen — — kurz — alles gediegene und nützliche Thun und Treiben läuft auf's „Stellen" hinaus — das „Setzen" hingegen deutet meist auf einen Zustand der Unfähigkeit oder der Passivität. Der Verfasser dieses Artikels entscheidet sich ebenfalls für das „Stellen," denn zum Heile des Lesers setzt er diese fast schon zu lang gewordene Betrachtung nicht weiter fort, sondern stellt sie ein — und überläßt nunmehr dem Setzer das Setzen.

Stephan Bathory, einer der berühmtesten Könige von Polen (geb. in Siebenbürgen 1533, gest. 1586 nach einer 10jährigen ruhmvollen Regierung), erbot sich: die liefländischen Bauern von ihrer Sclaverei zu befreien, und die grausamen körperlichen Strafen in billige Geldstrafen zu verwandeln. Die Bauern ließen ein Gesuch an den König ergehen: diesen alten ehrwürdigen Gebrauch nicht abzuschaffen und keine Neuerungen einzuführen.

Der Wiener **Stephansthurm**, eine drollige Berechnung. In einer Gesellschaft wurde untern andern auch die Frage aufgestellt: Wie groß müßte der Mann sein, der sich des Wiener Stephansthurmes als Zahnstocher bedienen könnte? Dies gab Veranlassung zu folgenden Berechnungen. Angenommen, daß ein Mann von mittlerer Größe sich eines Zahnstochers von 2 Zoll bedient, so müßte derjenige, der sich des Stephansthurmes zu gleichem Zwecke bedienen wollte, im Verhältnisse eine Höhe von 14,256 Schuh, d. i. 2376 Wien. Klafter, haben. Zu seiner Kleidung bedürfte er und zwar: zu einem Frack 6480, zu einem Beinkleide 3888, und zu einem Mantel 15,552 Wien. Ellen Tuch; daran würden 300 Schneider 4 Wochen arbeiten. Zu einem Hute benöthigte er 7776 Hasenbälge, und zu einem Hemde 348 Stück Leinwand, à 30 Wr. Ellen. Seine Stiefel wären 864 Wien. Klafter hoch und 216 Klafter weit; und mit einer Sohle derselben würde er einen Raum von 898 Quadrat-Klafter bedecken. Würde er zum Frühstück Kaffee trinken, so brauchte er 16 Centner. Als mittelmäßiger Esser würde er Mittags verzehren: 18 Eimer Suppe, 56 Centner Rindfleisch nebst verhältnißmäßiger Portion Sauce, oder Gemüse, 12,000 Paar Hühner oder 3000 Paar Gänse. Sein gewöhnliches Trinkglas würde 160 Eimer fassen. Sein Wohnzimmer wäre $56\frac{1}{4}$ Quadrat-Meilen groß. Eine Reise nach Paris würde er zu Fuß in 5 Minuten zurücklegen. Es wäre ihm ein Leichtes, nach eingenommenem Frühstück in Deutschland, eine kleine Lustpartie nach

Teheran und Peking zu machen, und nachdem er dem Schach von Persien, und dem Kaiser von China seinen Morgenbesuch abgestattet, nach einer kleinen Wasserpartie durch den stillen Ocean über die Sandwichsinseln nach Amerika zu gelangen, um nach eingenommenem Mittagsmahl in den Freistaaten und einem Abstecher nach Brasilien entweder über Marokko und Italien, nachdem er vorher noch die Raubnester Algier, Tunis und Tripolis mit einem Fußtritt vernichtet, oder über Guinea, Aegypten und die Türkei nach Europa zurückzukehren. Den so lange geführten Streit zwischen den Polisten und Antipolisten würde er schnell beendigen; denn er könnte eben so leicht über die so lange vergeblich gesuchte Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in das stille Meer mit freiem Auge entscheiden, als er überhaupt über die Beschaffenheit des Nordpoles Bericht erstatten könnte.

M. Schmitt.

Wie reich die deutsche Sprache ist, beweist unter andern auch nachstehende Sammlung von Redensarten für den Begriff: **Sterben.** Der Deutsche sagt von Verstorbenen: Er ist verschieden — verblichen — ausgespannt — nicht mehr — vorbei — kalt — hin — heimgegangen — jenseits — hinüber — in jene Welt — in Abrahams Schooß — zum Herrn — zu den Schatten gegangen — schlafen gegangen — aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit — in die Wohnungen des Friedens gegangen. Er ist eingegangen in seines Herrn Freude — in den Cypressenhain gegangen — von hinnen geschieden — entschlafen — im Herrn entschlafen — erblaßt — hinunter — hinan — hinauf — entschlummert — hinüber geschlummert — ins Grab gestiegen — zu seinen Vätern versammelt — abgerufen — Todes verfahren — Todes verblichen — aus dieser Zeitlichkeit abgefordert — abgeschieden — uns durch den Tod entrissen — uns durch den Tod genommen — uns durch den Tod geraubt. Er hat ausgelitten — ausgerungen — ausgelebt — aufgehört zu sein — das Zeitliche gesegnet — das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt — ausgehaucht — vollendet — geendet — es überstanden — es überwunden — seine Seele ausgehaucht — sein Geist hat die sterbliche Hülle verlassen — er ist dahin gegangen, woher Niemand zurückkehrt. — Auch an komischen Ausdrücken für den Begriff Sterben ist die deutsche Sprache nicht arm, verschmäht dann auch fremde Worte nicht: Man sagt z. B. er ist abgegangen — abgesegelt — abgefahren — abmarschirt — caput — capores — der Odem ist ihm ausgegangen — er hat morexis gemacht — die Welt verlassen — quittirt — ins Grab beißen müssen — Erde kauen müssen — sich empfohlen — sich abgeführt — sich skisirt. Nachträge zu diesem Beweise deutschen Sprachreichthums werden dem Aufmerksamen leicht beifallen.

Rudolf Glaser.

Das Sterbekleid. Als ein furchtsamer Rekrut den Küraß anlegen sollte, rief er aus: „Ach, ich armer Mensch, nun ziehe ich mein Sterbekleid an!“

Guter Rath, nie zu sterben. Die Stadt Meseritz, im ehemaligen Südpreußen, ist der Wohnsitz einer großen Menge höchst armer Judenfamilien, die fast alle füglich als Bettler gerechnet werden können. Einer dieser Betteljuden war nach Berlin gewandert und meldete sich dort bei einem der reichsten jüdischen Banquiers, den er um Almosen ansprach. Dieser gab ihm einen Groschen. „Ach du lieber Himmel!“ sagte der Jude, „was soll ich damit anfangen in einer so theuern Stadt?“ — „Sei Er zufrieden,“ entgegnete der Banquier, „wenn Ihm jeder von seinen Glaubensgenossen so viel giebt, so hat Er voll auf.“ — „Main, da soll ich noch bei Allen herumlaufen, ich bin hier fremd und Sie sind ein so reicher Mann. Haben Sie Barmherzigkeit und geben Sie mir nur so viel, daß ich heute mein Leben friste.“ Alle Bitten waren umsonst; der reiche Filz wollte sich zu nichts verstehen. Endlich machte der Betteljude Miene, sich zu unterwerfen. Beim Weggehen wandte er sich aber zu dem jüdischen Krösus und sagte: „Wenn Sie mir zwölf Groschen geben, so will ich Ihnen auch dafür ein Geheimniß sagen, ein großes Geheimniß! nämlich, wie Sie recht — recht alt werden können.“ Der Geizhals stutzte. Langes Leben! Welche köstliche Sache für ihn, der nie anders als mit Schauder daran denken konnte, daß bald die Zeit kommen möchte, wo er sein Geld, seine Juwelen, seine Banknoten, Seehandlungsobligationen, alle seine irdischen Güter verlassen müßte. Er war zwar mißtrauisch, aber die Begierde, recht lange zu leben, besiegte alle Zweifel; er öffnete seine Börse, zählte die verlangten zwölf Groschen auf und fragte hastig um das Geheimniß. Der Betteljude strich das Geld ein und sagte lakonisch: „Ziehen Sie nach Meseritz, da ist noch kein reicher Jude gestorben.“

Sterbe-Momente. Der große Maler Raphael starb, während er die Verklärung Christi malte, am Charfreitage 1520.

Sterbe-Momente berühmter Männer.

— — Ein süßer Schlummer ist's,
der uns von tausend Herzensangst befreit.

Der große Physiolog Haller starb, während er sich den Puls fühlte. „Mein Freund,“ sagte er zu dem bei ihm stehenden Arzte, „mein Puls stockt.“ Im nächsten Augenblicke war Haller todt. —

Petrarch ſtarb in ſeiner Bibliothek, ein Buch leſend. — Beda ſtarb dictirend. — Im Momente des Sterbens recitirte Roſcommon zwei Zeilen ſeiner Ueberſetzung des „Dies irae.“ — Rouſſeau war nicht der Einzige, der in ſeiner Todesſtunde ſich in's Freie tragen ließ, damit er noch einmal ſeinen Garten ſehe. — „Mit ſolcher Ruhe kann ein Chriſt ſterben,“ ſagte Addiſon, indem ſeine Augen brachen, zu ſeinem Schwiegerſohne, einem jungen, ungläubigen Edelmanne. — Genau 24 Stunden vor ſeiner letzten gab Alfieri dem Wunſche ſeiner Freunde nach, einen Prieſter vor ſich zu laſſen. „Habt die Güte, Morgen um dieſe Zeit wiederzukommen,“ bat er den Eintretenden, „ich denke, der Tod wird ſich noch 24 Stunden gedulden.“ — Mit ſterbender Lippe bat Taſſo den Kardinal Cynthio um die einzige Gunſt, ſeine Schriften zu ſammeln und zu verbrennen, namentlich ſein „befreites Jeruſalem.“ — Im buchſtäblichen Sinne des Wortes nahm der Tod Clarendon die Feder aus der Hand. Er ſtarb ſchreibend. — Auf dem Todtenbette dichtete Chaucer die Ballade: „A ballad made by Geoffrey Chaucer on his death-bed, lying in great anguish,“ und vollendete ſie kurz vor ſeinem letzten Kampfe. — Sir David Kellner verſchied, nachdem er ſich im Bette hatte aufrichten laſſen, um noch einmal den ſelbſt entworfenen Plan zu ſeinem Monumente zu betrachten. — „Ich möchte wohl, dieſe tragiſche Scene wäre vorüber,“ ſagte Quin, der berühmte Schauſpieler, „doch hoffe ich, ſie mit geziemendem Anſtande durchzuführen,“ ſtreckte ſich und hatte aufgehört zu ſein. — Biſchof Newton ſtarb, während er ſeine Uhr aufzog. — Als Bayle im Sterben lag, ſchickte der Drucker nach einem Correcturbogen. Bayle hörte es, deutete mit der Hand den Ort an, wo derſelbe lag und ſchloß die Augen. — Dem ſterbenden Lord Cheſterfield meldete ein Diener Herrn Drysdale. „Gebt Drysdale einen Stuhl,“ befahl der Lord. Es waren ſeine letzten Worte. — „Sagt Collingwood, er ſolle die Flotte vor Anker legen,“ waren Nelſon's letzte Worte. — „Den Tod fürchte ich nicht; für mich hat der Tod nichts Fürchterliches,“ ſprach Karl I., als er auf's Schaffot ſtieg. — Als Sir Thomas Moore das Gerüſt ſchwanken ſah, auf welchem er ſterben ſollte, ſagte er zum Henker: „Bitte, Freund, bringt mich wohlbehalten hinauf, für mein Herunterkommen will ich ſelbſt ſorgen.“

Sterbe-Momente mancher berühmter Perſonen. Lucan, der von Nero zum Tode verurtheilt war, ließ ſich die Adern öffnen und ſtarb mit den Verſen aus einem ſeiner Gedichte, das den Tod eines verwundeten Soldaten beſchreibt. — Gilbert, der unglücklichſte unter den Dichtern ſeiner Zeit, ſtarb, eine heilige Ode ſtammelnd, die er während des Todeskampfes dichtete. — Metaſtaſio machte kurz vor ſeinem Tode zwei ſeiner ſchönſten Strophen. — Cornelius van Witt ſtarb,

indem er die dritte Ode des dritten Buches von Horaz herſagte, während Fanatiker ihn in Stücke riſſen. — Chaucer nahm von allen eitlen irdiſchen Dingen Abſchied in einem Gedichte: „Ballade, gemacht von G. Chaucer auf ſeinem Sterbebette.“ — Malherbes hielt noch im Sterben ſeinen Dienſtleuten ihre ſchlechte Sprache vor, und machte ſie auf Sprachfehler aufmerkſam. — Lagny, (der Mathematiker), der im Sterben lag und keinen mehr von den Umſtehenden an ſeinem Bette erkannte, wurde in dieſem Augenblick von einem Freunde gefragt, welche Zahl das Quadrat von Zwölf ſei. Lagny antwortete, wahrſcheinlich ohne zu wiſſen was er ſagte, „144“ und gab dann ſeinen Geiſt auf.

Sterle. Sterle ließ in Edinburg eines Tages ein großes Gaſtmahl zurichten, und dazu alle Glücksritter, Abenteurer, Bettler u. ſ. w. einladen. Porter, Ale, Punſch und Whiskey ſtimmte ſie bald ungemein fröhlich. Sterle erzählte ſeinem Freund Addiſon am folgenden Tage: Das Vergnügen, Hungrige und Durſtige zu laben, abgerechnet, habe er in dieſem bunten Gewimmel Witz und Humor genug zu einem guten Luſtſpiele geſammelt.

Stern. Bei einem Seeſturme unterbrach ein Paſſagier die Gebete des Schiffsvolks durch den wiederholten Ausruf: „O, daß ich nur einen Stern ſähe!“ Als ſich der Sturm gelegt hatte, fragte man ihn, was er damit meinte. „Ich meine,“ ſagte er, „den Stern des Wirthshauſes am Strande.

Der geſchoſſene **Stern.** Ein Rekrut ſtand des Nachts an einer Sternwarte Schildwache, und ſah gedankenlos zum Thurme und zum geſtirnten Himmel auf. Da erſchien Jemand oben auf der Warte, nach der Meinung des Rekruten, mit einer langen Flinte, und zielte damit in die Nacht hinein. „Das möcht' ich doch wiſſen,“ murmelte der Rekrut in den Bart, „was der Mann dort bei der Nacht ſchießen will!“ und dabei folgte er mit den Augen der Richtung, die das Fernrohr des Beobachters auf der Sternwarte bezeichnete. Plötzlich ſchoß eine Sternſchnuppe hernieder. Dem Verdutzten fiel das Gewehr aus dem Arm und er rief: „Nu, möcht Einen doch der Schnee verbrennen, er hatt'n getroffen.“

Stern. Die Aſtronomen ſagen, jeder Mann und jede Frau haben ihren Stern am Himmel, — das muß wahr ſein, darum giebt es unter den Sternen einen „Haſen,“ einen „Bären,“ einen „Fuhrmann,“ ein Chamäleon,“ einen „Pfau,“ eine „Gans,“ einen „Drachen,“ einen „kleinen Hund“ und einen „großen Hund.“

Sterne. In einer Gesellschaft kam das Gespräch auch auf Zoten. — Sterne (Yorik) gerieth darüber in einen heftigen Eifer und sagte: „Bei Gott! dem Manne, der eine Zote sagt, gehört eine Ohrfeige, und wer eine schreibt, verdient vor seiner eigenen Hausthüre aufgehängt zu werden." — „Nicht wahr, Sterne, Sie wohnen zur Miethe?" fragte ihn Garrick.

Sterne und Empfindsamkeit. Horace Walpole sagt mit Bezug auf Sterne, den berühmten Verfasser der „Empfindsamen Reise" und der Briefe Yoriks an Elisa: „Was man empfindsamen Stil nennt, das kann, obwohl es zunächst und allein an das Herz sich wendet, doch von einem sehr schlechten Herzen ausgehen. Man sollte glauben, daß Sterne ein Mann von sehr zarter Empfindung war; ich weiß jedoch aus der besten Quelle, daß seine Mutter, eine Schulhalterin, die durch eine liederliche Tochter in Schulden gerathen war, im Schuldgefängniß umgekommen wäre, wenn die Aeltern ihrer Schülerinnen nicht eine Subscription zu ihren Gunsten veranstaltet hätten. Ihr Sohn hatte zu viel Empfindsamkeit, um auch Gefühl zu besitzen. Ein todter Esel rührte ihn mehr, als eine lebende Mutter.

Sterne am unrechten Platze. Der Großfürst Michael besuchte, in Begleitung vieler mit Orden geschmückter Herren, die St. Petersburger Sternwarte. Astronom Struve empfing den hohen Gast, benahm sich aber verlegen. Ein Hofherr äußerte dem Großfürsten seine Verwunderung darüber. — „Kein Wunder," entgegnete der Großfürst; „Struve überrascht es, so viele Sterne am unrechten Platze zu sehen."

Lorenz **Sterne**, ein berühmter britischer Schriftsteller im humoristischen Fache, der seine Frau oft sehr übel behandelte, hielt derselben einst vor dem berühmten englischen Schauspieler David Garrick eine höchst schmeichelhafte Lobrede, rühmte sich seines außerordentlichen ehelichen Glückes, und setzte hinzu: „Der Mann, der seine Frau übel behandelt, verdient mit seinem Hause zu verbrennen." — „Lieber Freund," sagte Garrick augenblicklich; „ist Ihr Haus versichert?"

Sternwarte. Die Astronomie wird durch die Sternwarten sehr befördert. Warum heißen diese Gebäude Sternwarten? Weil der Astronom hinaufsteigt und sagt: „Stern warte!" Wenn der Stern so gut sein will zu warten, so sieht ihn der Sternseher von Kopf bis zu Fuß an und macht sich einen Knopf in's Sacktuch, damit er ihn nicht vergißt, wenn er ihn wiedersieht; will aber der Stern nicht warten, so haben Beide den Weg umsonst gemacht.

indem er die dritte Ode des dritten Buches von Horaz herſagte, während Fanatiker ihn in Stücke riſſen. — Chaucer nahm von allen eitlen irdiſchen Dingen Abſchied in einem Gedichte: „Ballade, gemacht von G. Chaucer auf ſeinem Sterbebette.“ — Malherbes hielt noch im Sterben ſeinen Dienſtleuten ihre ſchlechte Sprache vor, und machte ſie auf Sprachfehler aufmerkſam. — Lagny, (der Mathematiker), der im Sterben lag und keinen mehr von den Umſtehenden an ſeinem Bette erkannte, wurde in dieſem Augenblick von einem Freunde gefragt, welche Zahl das Quadrat von Zwölf ſei. Lagny antwortete, wahrſcheinlich ohne zu wiſſen was er ſagte, „144“ und gab dann ſeinen Geiſt auf.

Sterle. Sterle ließ in Edinburg eines Tages ein großes Gaſtmahl zurichten, und dazu alle Glücksritter, Abenteurer, Bettler u. ſ. w. einladen. Porter, Ale, Punſch und Whiskey ſtimmte ſie bald ungemein fröhlich. Sterle erzählte ſeinem Freund Addiſon am folgenden Tage: Das Vergnügen, Hungrige und Durſtige zu laben, abgerechnet, habe er in dieſem bunten Gewimmel Witz und Humor genug zu einem guten Luſtſpiele geſammelt.

Stern. Bei einem Seeſturme unterbrach ein Paſſagier die Gebete des Schiffsvolks durch den wiederholten Ausruf: „O, daß ich nur einen Stern ſähe!“ Als ſich der Sturm gelegt hatte, fragte man ihn, was er damit meinte. „Ich meine,“ ſagte er, „den Stern des Wirthshauſes am Strande.

Der geſchoſſene **Stern.** Ein Rekrut ſtand des Nachts an einer Sternwarte Schildwache, und ſah gedankenlos zum Thurme und zum geſtirnten Himmel auf. Da erſchien Jemand oben auf der Warte, nach der Meinung des Rekruten, mit einer langen Flinte, und zielte damit in die Nacht hinein. „Das möcht' ich doch wiſſen,“ murmelte der Rekrut in den Bart, „was der Mann dort bei der Nacht ſchießen will!“ und dabei folgte er mit den Augen der Richtung, die das Fernrohr des Beobachters auf der Sternwarte bezeichnete. Plötzlich ſchoß eine Sternſchnuppe hernieder. Dem Verdutzten fiel das Gewehr aus dem Arm und er rief: „Nu, möcht Einen doch der Schnee verbrennen, er hatt'n getroffen.“

Stern. Die Aſtronomen ſagen, jeder Mann und jede Frau haben ihren Stern am Himmel, — das muß wahr ſein, darum giebt es unter den Sternen einen „Haſen,“ einen „Bären,“ einen „Fuhrmann,“ ein Chamäleon,“ einen „Pfau,“ eine „Gans,“ einen „Drachen,“ einen „kleinen Hund“ und einen „großen Hund.“

Sterne. In einer Gesellschaft kam das Gespräch auch auf Zoten. — Sterne (Yorik) gerieth darüber in einen heftigen Eifer und sagte: „Bei Gott! dem Manne, der eine Zote sagt, gehört eine Ohrfeige, und wer eine schreibt, verdient vor seiner eigenen Hausthüre aufgehängt zu werden." — „Nicht wahr, Sterne, Sie wohnen zur Miethe?" fragte ihn Garrick.

Sterne und Empfindsamkeit. Horace Walpole sagt mit Bezug auf Sterne, den berühmten Verfasser der „Empfindsamen Reise" und der Briefe Yoriks an Elisa: „Was man empfindsamen Stil nennt, das kann, obwohl es zunächst und allein an das Herz sich wendet, doch von einem sehr schlechten Herzen ausgehen. Man sollte glauben, daß Sterne ein Mann von sehr zarter Empfindung war; ich weiß jedoch aus der besten Quelle, daß seine Mutter, eine Schulhalterin, die durch eine liederliche Tochter in Schulden gerathen war, im Schuldgefängniß umgekommen wäre, wenn die Aeltern ihrer Schülerinnen nicht eine Subscription zu ihren Gunsten veranstaltet hätten. Ihr Sohn hatte zu viel Empfindsamkeit, um auch Gefühl zu besitzen. Ein todter Esel rührte ihn mehr, als eine lebende Mutter.

Sterne am unrechten Platze. Der Großfürst Michael besuchte, in Begleitung vieler mit Orden geschmückter Herren, die St. Petersburger Sternwarte. Astronom Struve empfing den hohen Gast, benahm sich aber verlegen. Ein Hofherr äußerte dem Großfürsten seine Verwunderung darüber. — „Kein Wunder," entgegnete der Großfürst; „Struve überrascht es, so viele Sterne am unrechten Platze zu sehen."

Lorenz **Sterne**, ein berühmter britischer Schriftsteller im humoristischen Fache, der seine Frau oft sehr übel behandelte, hielt derselben einst vor dem berühmten englischen Schauspieler David Garrick eine höchst schmeichelhafte Lobrede, rühmte sich seines außerordentlichen ehelichen Glückes, und setzte hinzu: „Der Mann, der seine Frau übel behandelt, verdient mit seinem Hause zu verbrennen." — „Lieber Freund," sagte Garrick augenblicklich; „ist Ihr Haus versichert?"

Sternwarte. Die Astronomie wird durch die Sternwarten sehr befördert. Warum heißen diese Gebäude Sternwarten? Weil der Astronom hinaufsteigt und sagt: „Stern warte!" Wenn der Stern so gut sein will zu warten, so sieht ihn der Sternseher von Kopf bis zu Fuß an und macht sich einen Knopf in's Sacktuch, damit er ihn nicht vergißt, wenn er ihn wiedersieht; will aber der Stern nicht warten, so haben Beide den Weg umsonst gemacht.

Sternwarte. Dem Worte nach zu schließen, sollte der Astronom auf die Sterne warten; aber manchmal wäre es nöthig, daß die Sterne auf den Astronom warteten.

Steuern. Unter dem ersten Könige von Preußen war der ledige Stand besteuert. Mädchen unter 40 Jahren mußten ihre freiwillige oder erzwungene Ledigkeit jährlich mit 2 Thalern büßen. Auch die Perücken waren besteuert, und jede im Staate vorhandene wurde auf der Stempelkammer mit einem Siegel versehen. Dieß war eine sehr ergiebige Rente, denn die Perücke war ein nothwendiges Kleidungsstück für Jeden, der etwas war oder sein wollte, und selbst Kinder vornehmer Eltern wurden damit geschmückt. Die Steuer minderte den Gebrauch nicht.

Stickereien bei verschiedenen Nationen. Einige Frauen in Canada sticken mit ihrem eigenen Haar und dem mancher Thiere; sie ahmen auf diese Weise sehr schön die Verzweigungen auf Moosagat ꝛc. nach. In ihren Arbeiten bringen sie mit vieler Geduld Schlangenhäute und Pelzstückchen an. Die Negerinnen am Senegal sticken Thierfelle mit Blumen und Figuren von allen Farben. Die Türkinnen und Georgierinnen sticken wunderbar die leichteste Gaze und den feinsten Krepp. Sie bedienen sich dabei der Goldfäden mit unbegreiflicher Zartheit; sie stellen ferner die kleinsten Gegenstände auf Maroquin dar, nach einem uns völlig unbekannten Verfahren. Auch haben sie die Gewohnheit, in ihren Stickereien Geldstücke verschiedener Nationen anzubringen.

Die Kunst der **Stickerei** ist eine der ältesten; die Bundeslade der Israeliten war mit gestickten Bändern geziert; aber die Kunst mit der Nadel zu sticken erstand erst, als bereits die Spitzen erfunden waren.

Der **Stiefel.** „Hat mich mein Engel schon sehnlichst erwartet?“ rief ein Ehemann seinem Weibchen zu, das ihm freudig in die Arme flog. „Ach ja,“ sagte sie verschämt, „so oft ich auf der Treppe einen Stiefel hörte, dachte ich, Du wärest es, mein Lieber!“

Der **gestiefelte** Tenorist. Eine tragi-komische und wahre Geschichte aus dem Leben eines Sängers. Einem Sänger bei einer reisenden Gesellschaft war das Geld ausgegangen; ein Fall, der sich auch bei Hofschauspielern ereignet. Nach der Ansicht des singenden Menschendarstellers war dies jedoch besser, als wenn ihm der Ton ausgegangen wäre, und somit beschloß er, bei einem Schuhmacher einen ehrlichen Pump zu riskiren, da er in seinem bisherigen ledernen Engagement im wahren Sinne des Wortes auf den Strumpf gekom-

men war und mit Grausen bemerkte, daß das einzige Stiefelpaar, das er besaß und ein sehr mystisches Ansehn hatte, ihm von Tag zu Tag immer mehr offene Beweise gab, daß sie zur Gesellschaft der Lichtfreunde gehörten. — Die Biographie dieser auf den heißen Brettern zerlaufenen Stiefeln ist kurz, aber traurig. Die Absätze trugen deutlich Spuren der Befleckung, worüber die Sohlen den Mund aufthaten und Randglossen machten. Der eine von diesen edlen Brüdern hatte ungemeines Talent zum Baumeister, denn er machte in acht Tagen mehr Risse, als Vitruvius und Schinkel während ihrer ganzen Lebenszeit. Beim andern platzte das Oberleder ebenfalls, aber nicht vor Lachen, denn es hatte stets viel Wichse erhalten. Hätte ihn der Sänger von Zeit zu Zeit einmal geschmiert, wie gewisse Schauspieler die Recensenten, wäre er sicherlich gut gefahren, so aber war er immer gebürstet worden. — Der Tenorist war in Verzweiflung; er wollte durchgehen, hatte anderwärts Engagement und — keine Stiefeln. „Mein Königreich um ein Pferd!" ruft Richard, unser Richard Wanderer aber schrie: „Das hohe F um ein Paar Stiefeln!" — Ach! Senesino beschwichtigte seine Schuldner durch den Schmelz seiner Stimme und Farinelli ersang sich von einem Schneider, dem er sein Herz gewendet, ein Staatskleid. Warum führt das Schicksal mir nicht einen solchen musikalischen Schuster in meine Arme? Warum gerade mir diese Bürde von Häßlichkeit an meinen Füßen, die mich hindert, meine Laufbahn fortzusetzen? — O, so weit das Scepter des Credits reicht, soweit der Schuster seine Stiefeln sendet, habe ich keine Stelle, keine, wo ich mich dieser Schofelner entlasten kann. — Er öffnet das Fenster und — frisch auf! es wehen kühle Morgenlüfte! zog er den Rock an und — Macbeth, du verstehst mich — gleich einem Nachtgespenste geht der Pump an sein entsetzliches Geschäft. — Der erste Schuhmacher aber, an dessen Thür er klopfte, gehörte nicht zu den weichen Seelen und schien durchaus nicht geneigt, die so in die Ferne gestellte Bezahlung der Stiefeln durch den Tubus der Barmherzigkeit zu betrachten, weil er wahrscheinlich schon öfters versohlt worden war. — Da stand der Tenorist und seufzte wie der Pfau, wenn er einen Blick auf sein Fußgestell wirft. Er faßte Muth und trug die Geschichte einem zweiten Schuster vor; aber auch diesem schien die Sache doch zu sehr auf die Spitze gestellt und verspürte eine kleine Ahnung, daß der Sänger auf Zwecken gehe, die nicht kauscher waren. — Herr des Lebens! die Stiefelnoth wurde immer größer und kein Vorschlag wollte gelingen. — „Nun," rief er aus, „wenn Keiner von Allen auf mein ehrliches Gesicht einen Absatz bezwecken will, so muß ich Einen breit schlagen. Noth kennt kein Gebot! Schicksal, gehe deinen Gang!" — Da führte ihn der Weg an einem Laden vorüber, wo durch die Glasscheiben ein ganzes Stiefel-Museum zu schauen war, welche sämmtlich so blank geputzt waren, daß sich die

blinden Spiegel im Garderobezimmer schämen mußten. „Ha!“ lispelte der Bedrängte, „der Mann hier ist in glänzenden Verhältnissen, der könnte Dir auf die Beine helfen. Werke von Meisterhand, Stiefeln von Kalbleder, ausgelegt mit englischen Stiften. Nur ein, ein Paar auf Credit, der Meister könnte ein gutes Werk stiften. Wenn ich wüßte, daß er ein Seitenstück zum lustigen Schuster oder so ein Ableger von Johann dem muntern Seifensieder wäre, so wollte ich ihm meine größte Bravour-Arie, ja, meinetwegen den ganzen Figaro vorsingen. — Der Sänger faßte abermals Courage, wahrscheinlich, weil der Schuster in seinem Leben öfters Figaro's gemacht und trat mit grandioser Zuversicht in den Laden. — „Guten Morgen! Ich wünsche ein Paar schöne nette Stiefeln zu haben.“ Hierbei rührte er das wenige Reisegeld, aber bedeutend viel taube Theatermünze in seiner Tasche um. — Der Schuhmacher nickte bejahend, holte ein Dutzend Stiefeln herbei und fragte, ob es dem Herrn gefällig sei, ein Paar anzuprobiren. — „Anprobiren? Hier? — Meister, was muthen Sie mir zu. Nein! kommen Sie mit in meine Wohnung, sie ist gleich hier neben an.“ — „Mit größtem Vergnügen!“ — Sie gingen zur Probe. Wenn der Tenorist immer die Noten so getroffen, wie heute die Stiefeln, er hätte dem Musikdirector manchen Aerger erspart. — „Passen sie?“ rief der Schuhmacher. — „Herrlich, nur der linke kneipt etwas. Können Sie denselben nicht ein paar Stunden über den Leisten schlagen?“ — „Wie Sie befehlen, mein gutes Herrchen! Wann müssen Sie ihn wieder haben?“ — „Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr. So wie Sie ihn bringen, erhalten Sie auch Ihr Geld, oder wollen Sie . . .“ — Bewahre! Sie sind mir sicher genug und wenn Sie mir Ihre Kundschaft zuwenden wollen, so kann ich auch mit neumodischen Schnürstiefeln aufwarten.“ — „Geschnürt?“ Na, wir werden ja sehen, ich hoffe es. Hier, Meisterchen, nehmen Sie eine Prise!“ — „Hätzi!“ — „Gott helf!“ — Der Schuster ging und der Tenorist verschloß eiligst den Stiefel in seinen Koffer. Als er eben weiter nachsann, um die Farce zu vollenden, kam der Theaterdiener Hesse, der den Tenoristen zu Nachmittag drei Uhr in die Probe bestellte. — „Was ist angesetzt?“ — „Einen Jux will er sich machen.“ — „Recht so! Heute will ich mit einer Wahrheit spielen, daß die ganze Stadt eine Woche lang darüber lachen soll. Hesse, gehe Er doch zu dem Schuhmacher, der draußen vorm Thore links wohnt. Hört Er? nicht der hier neben an! Ich will mir von dem Manne ein Paar Stiefeln kaufen.“ — „Gut! Aber der Mann ist theuer. Drei Thaler zwölf Groschen das Paar. Der Kerl will vom Leder ziehen.“ — „Geht nur! Ich bekomme sie wohlfeiler. Er soll etliche Paar mitbringen.“ — Hesse erfüllte sein Begehr. Der Sänger präparirte vor Freuden über diesen glücklichen Gedanken seine Kehlenwerkzeuge durch etliche Präludien zu: „Heil sei dem Tag, an welchem

Du bei uns erschienen!" und rief dann: „Herrlich, herrlich! Komiker und Intriguant zugleich. Ja! auch eine Heldenrolle, denn ich bin Samson und schlage die Philister. Die linke Seite ist schon gewonnen, jetzt muß ich mich auf die rechte legen." — Nach zehn Minuten erschien wiederum Hesse und Max bringt gute Zeitung mit — der Schuster kommt. — Das Tenoristenherz schlug Triller, als es die Fußfutterale erblickte. Ohne Säumen wurde wieder anprobirt. Herrlich! prächtig! aber — „was hinkt der Kerl auf einem Fuß?" — „'s hat Alles sein' Ursach', wer kann was dafür?" — jetzt kneipt der rechte Stiefel ganz gewaltig. — „Dem ist abzuhelfen!" ruft Meister Flachs, „ich weite ihn ein bischen aus und schlage ihn über den Leisten." — „Brav, Meister! Beginnen Sie Ihr Waidwerk, und ich hoffe mit Ihrer Leistung zufrieden zu sein." — Der Schuster wollte sich über diesen Witz todtlachen und fragte, wann er den Stiefel wieder bringen solle. — „Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr." — „Da spielen Sie wohl Comödie?" — „Ja, eigentlich schon jetzt." — „Ei was denn? Ein Lustspiel oder ein Trauerspiel?" — „Beides zugleich. Für Sie wird es ein Trauerspiel sein." — „Nun! das ist nichts! Lustig muß es hergehen. Wenn nur einmal „Lumpaci Vagabundus" oder „das Fest der Handwerker" gegeben würde. Den Lumpaci möchte ich von Ihnen sehen." — „Ohne Sorge! geschieht vielleicht, ehe Sie es denken. Glaube aber nicht, daß ich zu Ihrer Zufriedenheit meine Rolle spielen werde." — „Na! darum keine Feindschaft nicht! Leben Sie wohl! Um drei Uhr bin ich wieder da, ein Mann, ein Wort!" — Jetzt war er hinaus und der Tenorist vereinigte seine Stiefeln. Welche Aehnlichkeit! „Zwei Seelen ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag." — Wahrlich! Zwillingsbrüder gleichen sich nicht so, wie die aus Ost und West zusammengeholte Fußbekleidung. — Neue Stiefeln an den Beinen, den Paß in der Tasche und schönes Wetter. Das sind schätzenswerthe Dinge für einen armen Histrionen und der Zerrissene von heute Morgen hatte zur Mittagszeit die Stadt längst hinterm Rücken. — Jetzt schlug es drei Uhr. Da kamen zwei Schuster die Straße herangestiefelt und fuhren zugleich in das Haus. Die Thür war verriegelt; das Nest leer. — Da standen sie da wie der ewige Jude, der auch ein Schuster war. Jeder einen Stiefel in der Hand, den Mund weit auf, wie ein Hecht. Als sich die Sprache wieder einstellte, zürnten sie über das Pech, das sie gehabt; dann aber lachten sie und — copulirten die Waisenkinder ebenfalls und zwar — auf gemeinschaftliche Kosten.

Die rettenden **Stiefel.** Während der Schreckenszeit in Frankreich befand sich der als origineller Diogenes bekannte Graf von Schlabrendorf in den Gefängnissen zu Paris, und sah, mit mehreren Andern, schon einige Zeit dem Tode entgegen, als eines Morgens der

gewöhnliche Karren kam, um die zur Guillotine bestimmten Opfer abzuholen. — Der Graf, dessen Name genannt wurde, kleidete sich an. Er murrt und widersetzt sich nicht. Aber seine Stiefel sind nirgends zu finden; er sucht sie mit Eifer, selbst der Kerkermeister hilft ihm suchen; aber sie sind nicht da. — „Ohne Stiefeln kann ich doch nicht gehen," sagte der Graf zum Kerkermeister, „das sehen Sie wohl selbst ein. Wissen Sie was, nehmen Sie mich morgen, statt heute. Es kommt ja auf einen Tag nicht an." — Der Kerkermeister, nicht bösartiger Natur, willigte in einen unbedeutenden Aufschub von vierundzwanzig Stunden. — Ein Kopf mehr oder weniger macht auf dem Todeskarren keinen großen Unterschied. — Am folgenden Morgen stand der entschlossene Graf gestiefelt da. — Aber sei es Zufall oder das Werk einer rettenden Vorsehung, sein Name wurde nicht genannt. Die blutdürstenden Machthaber mochten geglaubt haben, sein Kopf sei bereits gefallen. Der menschlichere Kerkermeister fand keinen Beruf, den Grafen besonders anzugeben; er entließ ihn zwar nicht der Haft, aber es währte nicht mehr lange, als Frankreichs rettender Genius erschien; Robespierre wurde gestürzt, und das von einem verfehlten Pistolenschuß halb zerfleischte Haupt dieses blutdürstigen Ungeheuers fiel unter demselben Beile, unter das er so viele Tausende zum Tode geschickt hatte.

Stiefmütter. Welches Kraut bringt in vielen Familien den Unfrieden mit sich? — Stiefmütterlein (auch Dreifaltigkeitsblume genannt).

Das **Stiergefecht** war in Spanien viele Jahrhunderte hindurch, eine vorzugsweise ritterliche Uebung, durch welche große Begebenheiten und Hoffeste gefeiert wurden, und an der die edelsten und Angesehensten, oft selbst die Könige, Theil nahmen. Araber und Castilianer wetteiferten mit einander um den Preis des Muthes und der Geschicklichkeit im Stierkampf, und das Lied nennt noch heute Mussa, Gazul, Malek-Allabey als die wackersten Stierfechter an dem glänzenden Hofe von Granada. Nach dem spanischen Beispiele suchte man die Stiergefechte auch in andern Ländern einzuführen, namentlich in Italien und Frankreich, aber sie wollten jenseits der Pyrenäen niemals einheimisch werden. In Rom kamen in einem einzigen Jahre, 1332, neunzehn Edelleute unter den Hörnern des Stiers um, obgleich man ihn dort immer mit einem Seil festband. Solche Vorgänge vertrieben Italienern die Lust an diesem gefährlichen Spiele, das, wie ein spanischer Schriftsteller sagt, altrömische Tapferkeit und zugleich spanische Gewandtheit erfordert.

Isabella I. war eine erklärte Gegnerin der Stiergefechte, denen sie nie beizuwohnen schwur. Sie ging sogar damit um, dieselben zu

verbieten, sie wagte aber doch nicht, diesem Vorhaben Folge zu geben, sondern sie beschränkte sich darauf, zu verordnen, daß man die Hörner des Stiers mit einer ledernen Scheide überziehe, um die Kraft seines Stoßes zu brechen. Dieser Befehl scheint dasselbe Schicksal gehabt zu haben, das bis auf den heutigen Tag so vielen anderen Regierungsmaßregeln der spanischen Staatsgewalt zu Theil geworden ist, d. h. er scheint niemals oder doch nur augenblicklich zum Vollzug gekommen zu sein. Karl V. dagegen machte sich die Vorliebe der Spanier für die Stiergefechte so zu eigen, daß er persönlich an denselben Theil nahm, wie er denn namentlich in dem Gefechte, das zur Feier der Geburt Philipps II. in Valladolid gehalten wurde, mit eigner Hand einen Stier erstach. Dem König Sebastian von Portugal wird nachgerühmt, daß er ein rüstiger Stierfechter war. Philipp III. und IV. von Spanien liebten die Stiergefechte mit Leidenschaft, und der Letzte trat dabei oft als handelnde Person auf. Unter der Regierung Karls II. erreichten diese Feste den Höhepunkt ihres Glanzes. Sie waren noch immer beinahe ausschließlich eine Belustigung des Adels und des Hofes, zu welcher das Volk nur als Gast zugelassen wurde. In Madrid wurden die Stiergefechte gewöhnlich auf der Plaza mayor, dem heutigen Constitutionsplatze, gehalten, und die alte Kampfweise, der zufolge der Stier im Galop mit dem kurzen Jagdspieß angegriffen wurde, war unverändert beibehalten. Der Markgraf von Mondejar, die Herzoge von Maqueda und von Medina Sidonia und der Graf von Tendilla zählten zu den berühmtesten Stierkämpfern gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und die Chroniken schildern im enthusiastischen Tone manches pomphafte Rennen, das von ihnen und anderen Großen des Landes in Madrid, in Saragossa, und vielen andern Orten abgehalten wurde.

Philipp V., wie er sich überhaupt von allen Ueberlieferungen aus der Zeit des österreichischen Königshauses loszusagen suchte, zeigte sich als entschiedener Gegner der Stiergefechte, die von jetzt an in Verfall geriethen, in dem Sinn, daß die Theilnahme daran aus einer „nobeln Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Als gymnastische Kunst dagegen wurden die Stiergefechte erst seit dieser Zeit ausgebildet, aus welcher die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung, und in ihrer heutigen Tracht herrührt; früher war der Stier immer nur von einem einzigen Fechter zu Pferde bekämpft worden. Francisco Romero war der erste, welcher den Stier zu Fuße, Angesicht gegen Angesicht, mit dem Degen tödtete, was damals für eine überaus gewagte Heldenthat galt. An die Stelle des Jagdspießes mit fußlangem Eisen trat die heutige Lanze mit kaum zolllanger Spitze, die nicht mehr dazu dient, den Stier zu tödten, sondern nur ihn zurückzutreiben. — Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fehlte es nicht an adeligen Liebhabern, die in öffentlichen Stiergefechten auftra-

gewöhnliche Karren kam, um die zur Guillotine bestimmten Opfer abzuholen. — Der Graf, dessen Name genannt wurde, kleidete sich an. Er murrt und widersetzt sich nicht. Aber seine Stiefel sind nirgends zu finden; er sucht sie mit Eifer, selbst der Kerkermeister hilft ihm suchen; aber sie sind nicht da. — „Ohne Stiefeln kann ich doch nicht gehen," sagte der Graf zum Kerkermeister, „das sehen Sie wohl selbst ein. Wissen Sie was, nehmen Sie mich morgen, statt heute. Es kommt ja auf einen Tag nicht an." — Der Kerkermeister, nicht bösartiger Natur, willigte in einen unbedeutenden Aufschub von vierundzwanzig Stunden. — Ein Kopf mehr oder weniger macht auf dem Todeskarren keinen großen Unterschied. — Am folgenden Morgen stand der entschlossene Graf gestiefelt da. — Aber sei es Zufall oder das Werk einer rettenden Vorsehung, sein Name wurde nicht genannt. Die blutdürstenden Machthaber mochten geglaubt haben, sein Kopf sei bereits gefallen. Der menschlichere Kerkermeister fand keinen Beruf, den Grafen besonders anzugeben; er entließ ihn zwar nicht der Haft, aber es währte nicht mehr lange, als Frankreichs rettender Genius erschien; Robespierre wurde gestürzt, und das von einem verfehlten Pistolenschuß halb zerfleischte Haupt dieses blutdürstigen Ungeheuers fiel unter demselben Beile, unter das er so viele Tausende zum Tode geschickt hatte.

Stiefmütter. Welches Kraut bringt in vielen Familien den Unfrieden mit sich? — Stiefmütterlein (auch Dreifaltigkeitsblume genannt).

Das **Stiergefecht** war in Spanien viele Jahrhunderte hindurch, eine vorzugsweise ritterliche Uebung, durch welche große Begebenheiten und Hoffeste gefeiert wurden, und an der die edelsten und Angesehensten, oft selbst die Könige, Theil nahmen. Araber und Castilianer wetteiferten mit einander um den Preis des Muthes und der Geschicklichkeit im Stierkampf, und das Lied nennt noch heute Mussa, Gazul, Malek-Allabey als die wackersten Stierfechter an dem glänzenden Hofe von Granada. Nach dem spanischen Beispiele suchte man die Stiergefechte auch in andern Ländern einzuführen, namentlich in Italien und Frankreich, aber sie wollten jenseits der Pyrenäen niemals einheimisch werden. In Rom kamen in einem einzigen Jahre, 1332, neunzehn Edelleute unter den Hörnern des Stiers um, obgleich man ihn dort immer mit einem Seil festband. Solche Vorgänge vertrieben Italienern die Lust an diesem gefährlichen Spiele, das, wie ein spanischer Schriftsteller sagt, altrömische Tapferkeit und zugleich spanische Gewandtheit erfordert.

Isabella I. war eine erklärte Gegnerin der Stiergefechte, denen sie nie beizuwohnen schwur. Sie ging sogar damit um, dieselben zu

verbieten, sie wagte aber doch nicht, diesem Vorhaben Folge zu geben, sondern sie beschränkte sich darauf, zu verordnen, daß man die Hörner des Stiers mit einer ledernen Scheide überziehe, um die Kraft seines Stoßes zu brechen. Dieser Befehl scheint dasselbe Schicksal gehabt zu haben, das bis auf den heutigen Tag so vielen anderen Regierungsmaßregeln der spanischen Staatsgewalt zu Theil geworden ist, d. h. er scheint niemals oder doch nur augenblicklich zum Vollzug gekommen zu sein. Karl V. dagegen machte sich die Vorliebe der Spanier für die Stiergefechte so zu eigen, daß er persönlich an denselben Theil nahm, wie er denn namentlich in dem Gefechte, das zur Feier der Geburt Philipps II. in Valladolid gehalten wurde, mit eigner Hand einen Stier erstach. Dem König Sebastian von Portugal wird nachgerühmt, daß er ein rüstiger Stierfechter war. Philipp III. und IV. von Spanien liebten die Stiergefechte mit Leidenschaft, und der Letzte trat dabei oft als handelnde Person auf. Unter der Regierung Karls II. erreichten diese Feste den Höhepunkt ihres Glanzes. Sie waren noch immer beinahe ausschließlich eine Belustigung des Adels und des Hofes, zu welcher das Volk nur als Gast zugelassen wurde. In Madrid wurden die Stiergefechte gewöhnlich auf der Plaza mayor, dem heutigen Constitutionsplatze, gehalten, und die alte Kampfweise, der zufolge der Stier im Galop mit dem kurzen Jagdspieß angegriffen wurde, war unverändert beibehalten. Der Markgraf von Mondejar, die Herzoge von Maqueda und von Medina Sidonia und der Graf von Tendilla zählten zu den berühmtesten Stierkämpfern gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und die Chroniken schildern im enthusiastischen Tone manches pomphafte Rennen, das von ihnen und anderen Großen des Landes in Madrid, in Saragossa, und vielen andern Orten abgehalten wurde.

Philipp V., wie er sich überhaupt von allen Ueberlieferungen aus der Zeit des österreichischen Königshauses loszusagen suchte, zeigte sich als entschiedener Gegner der Stiergefechte, die von jetzt an in Verfall geriethen, in dem Sinn, daß die Theilnahme daran aus einer „nobeln Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Als gymnastische Kunst dagegen wurden die Stiergefechte erst seit dieser Zeit ausgebildet, aus welcher die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung, und in ihrer heutigen Tracht herrührt; früher war der Stier immer nur von einem einzigen Fechter zu Pferde bekämpft worden. Francisco Romero war der erste, welcher den Stier zu Fuße, Angesicht gegen Angesicht, mit dem Degen tödtete, was damals für eine überaus gewagte Heldenthat galt. An die Stelle des Jagdspießes mit fußlangem Eisen trat die heutige Lanze mit kaum zolllanger Spitze, die nicht mehr dazu dient, den Stier zu tödten, sondern nur ihn zurückzutreiben. — Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fehlte es nicht an adeligen Liebhabern, die in öffentlichen Stiergefechten auftra-

ten. Auch die Stierfechter vom Handwerk waren damals eine mehr bevorzugte Menschenklasse als sie heutzutage sind. Viele Damen aus der großen Welt hielten einen Torero. Kostbare Anzüge, schöne Pferde, reiche Waffen, das Alles wurde dem glücklichen Torero durch seine Beschützerin zu Theil, deren Farben und Namenszug er öffentlich trug. Es versteht sich von selbst, daß ein solches Verhältniß für ein weibliches Kunstmäcenat von unschuldigster Natur angesehen sein wollte. — Um diesem Scandal ein Ende zu machen, verbot Karl III. die Stiergefechte, die aber darum nicht minder, und sogar mit gesteigerter Leidenschaft gefeiert wurden. — Gegen die Zeit des französischen Einfalls hatte sich die Wuth der Stiergefechte ein wenig gemildert, und während der ganzen Dauer des Krieges fand sie wenig oder gar keine neue Nahrung. Ferdinand VII. brachte die Stiergefechte wieder in Blüthe, und er stiftete sogar eine hohe Schule der Tauromachie in Sevilla, die, wenn ich nicht irre, noch immer fortbesteht. In den jetzigen Tagen ist die Lust der Spanier an den Stiergefechten ebenso groß, ja vielleicht noch größer als je. Das Auftreten des Francisco Montes bildet eine scharf bezeichnete Epoche in der Geschichte dieser Volksleidenschaft, welche durch den genannten Mann zum Paroxismus gesteigert ist. Der reichen und vornehmen Liebhaber, welche den Stier nach allen Regeln der Kunst zu hetzen und zu fällen wissen, sind auch jetzt ziemlich Viele, nur daß sie sich nicht wie ehemals, dem Volke zur Schau stellen. Das famöse diplomatische Stiergefecht vor einiger Zeit, in welchem fremde Gesandtschaftsbeamte neben jungen Spaniern von gutem Hause wenigstens halböffentlich aufgetreten sind, wird indessen der bisherigen Zurückhaltung der Aficionados vielleicht ein Ende machen. Gewiß ist es, daß es bei der jetzigen Stimmung des spanischen Volks bare Thorheit sein würde, an die Abschaffung der Stiergefechte durch Regierungsmaßregeln auch nur zu denken. Es wird wahrscheinlich leichter sein, das Bäckerhandwerk aufzugeben als die Stiergefechte. G.

Stil. In einer Gemeinde waren schnell nach einander so viele Diebstähle vorgefallen, daß der Dorfrichter sich bewogen fand, die Gemeinde zu Berathung von Maßregeln zu berufen, wie dem Uebel für die Zukunft zu steuern. Der Schulmeister führte das Protokoll und überschrieb es: „Protokoll über die von der Gemeinde * * * beschlossenen Maßregeln zur künftigen Verhütung der bisher verübten Diebstähle."

— In einer Zeitung wurde ein Schneider einberufen, der sich: „unwissend wohin" entfernte. Der arme Schneider, wo wird er umher irren, wenn er selbst nicht weiß, wohin er geht?

Stil. Aus einem gerichtlichen Gemäldekatalog. Nr. 57. Ein Schuhmacher, wie er seine Frau prügelt, besonders kräftig ausgeführt, von Hemskerk. — Nr. 76. Ein schöner Mannskopf, ein Glas in der Hand haltend, von Sandrart. — Nr. 224. Eine treffliche Landschaft, in welcher eine Bäuerin eine Kuh melkt, ihr Mann dabei steht und noch mehrere Ochsen und Schweine angebracht sind, von Menken. — Nr. 329. Eine historische Geschichte von B. Spranger. — Nr. 449. Eine melkende Kuh, von H. Stoos.

— Den Gemeindevorsteher zu X. bat ein im Dorfe befindlicher beurlaubter Soldat um ein Zeugniß über seine Erkrankung zur Vorlage an sein Regimentscommando. Der Gemeindevorsteher stellte es dahin aus: „Ich Endesgesetzter beatteſtire, daß N. N. während seiner Krankheit allhier sich unpäßlich befunden hat; der Herr Landgerichts-Fiskus, der ihn behandelt hat, weiß es am Besten." — Bald darauf starb der Soldat, und der Vorsteher fertigte nun die Bescheinigung zum Regimente aus: „Demnach Vorzeiger dieses, der gewesste Soldat N., an der Krankheit, zu welcher ihn der Herr Fiskus kurirt hat, mit Tode abgegangen ist, so kann er nicht einrücken, und muß um nochmalige Verlängerung seines Urlaubs gehorsamst nachgesucht werden."

— Ein Kaufmann, der einen Handel mit geriebenen Farben trieb, zeigte in den Intelligenzblättern die Veränderung seiner Wohnung an. Die Unterschrift war: „Chr. Koller, geriebener Farbenhändler."

— Ein Notar setzte in ein Inventarium: Drei Sessel, worauf gewöhnlich Herr, Frau und Tochter saßen, alle drei schlecht und wenig werth.

— Ein öffentliches Blatt enthält folgende Aeußerung einer dankbaren Seele: „Allen denjenigen, die beim Brande am 29. d. auf der Maschstraße in der Nacht um 2 Uhr gegen mich als Privatfreunde bloß die Einzigen waren, überzeugen sich hiedurch gedruckt, daß mein Dank dafür in dieser Annonce ihnen auf mein Herz zu schließen, als einzelnen Mann das weitere selbst bewußt bleiben möge."

Guter **Stil.** In der Didaskalia wird angekündigt: „Der Rieſenelephant des Herrn Hurter, früher Stallmeister Tourniaire's ꝛc." Wer war der Stallmeister? Der Elephant? — —

Stil-Proben. Ein gesangreiches Mal beschloß die Feier des Tages.

Vor einigen Jahren berichtete die Zeitung, in Paris lasse sich ein unsichtbares Frauenzimmer für Geld sehen.

Die Marmorblöcke von Toskana gehen nach Rom und Paris.

Er war in der Sonne spazieren gegangen.

Im Hamburgischen Correspondenten stand im Jahre 1823: die griechische Flotte hat die türkische aus dem Felde geschlagen.

In einem süddeutschen Blatte wird eine Anekdote mit den Worten eingeleitet: Folgende Anekdote ist uns noch unbekannt!

In demselben Journale steht gedruckt zu lesen: Diese Scene läßt sich mit keiner Menschenfeder beschreiben.

Journalstil. In einem Münchner Blatte stand einst: Hier soll ein neuer Kirchhof in's Leben treten!

Stil. Wohlgebornes, kaiserlich königliches Ober-Amt.

Verwittibtes, kurfürstliches Landhaus.

In legaler Abwesenheit des verstorbenen Landrichters.

Nachdem N. N. sich vor zwanzig Jahren von seinem Wohnorte entfernt, und seit der Zeit keine Nachricht von seinem Leben und Tod gegeben.

Wir Endesunterschriebenen, in die hülfloseste Lage Versetzten, von welchen vielleicht schon einige vor Hunger geblieben sind u. s. w.

Die einem Inquisiten in N. einst vorgelegte und protocollirte Frage: „zu wissen, zu stehlen, verboten zu sein, und dennoch gestohlen zu haben, was Inquisit dazu sage."

Der verlorne Theil hat die Kosten zu tragen; — der seinen Bruder erstochene Mörder; — der mehrmals gestohlne Inculpat.

Dem N. N. ward sein Anlangen in Betreff seines von ihm geschiedenen Eheweibes mit dem Auftrage zurückgegeben, solches vor allem gerichtsmäßig zu lassen.

Wir übersenden hier die abgeforderten Akten in causa N. N. nebst einer neuen Vorstellung der Stiftsdame von N. welche ebenfalls in Dupplo beiliegt.

Ich wünsche leider! ein besseres Jahr, als das vorige war.

Daß angestrengte Arbeiten nachtheilige Folgen auf die Gesundheit des K. haben sollen, konnten wir leider? nicht bemerken.

Ihm wurde eine weitläufige Instruction, von welcher das Vergleichungs-Instrument, welches der Commissär, der sich überhaupt die Verhandlung, die sich in die Länge zog, leitete, verfaßt hatte, obligirt war, mitgetheilt.

Sein Gefühl, mitbringend ein Herz voll Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Wo nicht überlegt, doch wohl besonnen.

Seine Handlung stellet ihn dar als einen lebhaften feurigen Kopf, verbunden (der Kopf?) mit einer reitzbaren Eigenliebe.

Die Anzahl der Streiche ist im Urtheil zu bestimmen. Sie (die Anzahl?) soll auf dem entblößten Rücken vollzogen werden.

Eine tödtliche Unterlassung.

Er hat ein achtjähriges Zuchthaus verdient.

Berge und Thäler, welche schwer zu besteigen sind.

— Jemand der, bloß weil er Muße hatte, auch eine Muse zu haben glaubte, hatte eine Novelle geschrieben, der nichts mangelte um zu beweisen, daß der Autor sie nicht hätte schreiben sollen. Mit einer ganz andern Ueberzeugung begab sich derselbe mit dem Manuscripte zu einem fachverständigen Freunde und ersuchte ihn, ihm in ein paar Tagen seine — wie er nicht zweifelte günstige — Meinung hierüber zu sagen. „Nun," — fragte er als er wieder kam — „wie gefällt Ihnen meine Arbeit?" — „Aufrichtig gesprochen," — erwiederte der Gefragte — „diese Novelle hat keinen einzigen neuen Gedanken." — „Möglich," — entgegnete der Andere — „daß ich mich zu sehr an ältere Schriftsteller hielt; mein Vorbild war, rücksichtlich des Stils, besonders la Bruyère." — „Une bruyère, wollen Sie sagen," unterbrach ihn der über diese literarische Verläumdung erzürnte Censor.

Stille. Ernst Willkomm schildert in seiner Novelle: „der Morgenstern" eine Mondscheinnacht. Unter andern heißt es: Tiefe Stille herrschte rings umher, im Thale schimmerte die Kirche, die Wiesen zitterten wie vom Frost unter dem brennenden Thauschleier; im Walde hämmerte der Specht, die Drossel schlug, Tauben girrten; um die Abtei hing ein schwärmendes Krähenheer, das oft mit lautem Geschrei herabstieg auf die Plattform des Thurmes. Dann schrie das Käuzchen, und des Uhus schaurige Töne scheuchten die Wasserhühner aus dem Schilfe. — Lange Zeit lauschte der glückliche Knabe (Byron) diesem stillen, geheimnißvollen Naturleben u. s. w. Das ist eine lärmvolle Stille!

Das System des **Stillseins**, eine Erfindung der Nordamerikaner, ist mit dem größten Erfolg in den englischen Gefängnissen nachgeahmt worden. Es besteht nämlich darin, daß die Gefangenen weder mit einander sprechen, noch lachen, noch irgend einen willkührlichen Laut von sich geben dürfen. Eine von der Regierung angestellte Untersuchung hat die große Nützlichkeit dieser Einrichtung dargethan. Alle Arten Uebelthäter, die sich vorher aus ihrer Gefangenschaft nicht das Geringste machten, finden sie nun schrecklich, und wandern, wenn sie frei und ihre vorige Lebensweise fortzusetzen Willens sind, nach Revieren aus, wo das System noch nicht eingeführt ist. Besonders scheine, sagt der Bericht, das schöne Geschlecht das Stillsein für eine

unerträgliche Strafe zu halten. Es wird nun in England eingeführt werden.

Stimme. Ein junger, sehr gelehrter Geistlicher hielt seine Probepredigt um eine Stelle in der Stadt. Er gewann großen Beifall, nur seine schlechte Stimme mißfiel allgemein und schadete dem guten Eindruck, den seine Rede machte. Als er von der Kanzel kam, wünschte ein Freund ihm Glück mit den Worten: „Sie würden gewiß den Vorzug bei der Wahl erhalten, nur leider schaden Sie sich selbst, denn Sie haben Ihre eigene Stimme gegen sich."

— Jedermann besitzt eine natürliche und eine künstliche Stimme. Die natürliche dient für die gewöhnliche, schlichte Redeweise im Leben, für geschäftliche und freundschaftliche Unterhaltung; die künstliche — oder wie der Kunstausdruck lautet, die Sonntagsstimme — ist der öffentlichen Rede, den Ceremonienvisiten und den Liebeserklärungen geweiht. Sie hat etwas viel Klingenderes, Metallneres, Nachdrücklicheres, als die gewöhnliche. — Nehmt einmal Jemanden, der diesen Unterschied nicht gelten lassen will, bei der Hand und führt ihn in eine Gesellschaft ein, die er nicht kennt, und ich wette, sobald er die Salonluft riecht, wird er die Herren des Hauses mit der Sonntagsstimme begrüßen. — Die Stimme eines Menschen ist sehr bezeichnend, aber, so wie ein Carrikaturist in große Verlegenheit kommen würde, wenn er sie malen sollte, so müssen auch wir uns auf einige allgemeine Kennzeichen beschränken. — Eine gemeine Stimme ist beinahe ohne Ausnahme eine unerläßliche Begleiterin eines hohlen und flachen Kopfes, einer ordinären Erziehung und eines plumpen, unausgebildeten Charakters. — Eine schreiende Stimme kann niemals einer Person für die gute Gesellschaft angehören. — Eine gedrückte Stimme zeigt einen Menschen von geringem Geist und kleinlichem Charakter an. — Eine harte, herbe Stimme ist ein Zeichen von Stärke, Energie und Ausdauer, sie müßte denn durch den häufigen Gebrauch von Spirituosen oder durch die Gewohnheit, sich in schlechter Gesellschaft vernehmen zu lassen, hart und rauh geworden sein. Dann wäre sie in das Bereich der sogenannten Bierbässe zu verweisen. — Die Physiognomie zweier Personen, welche sich mit einander unterhalten, läßt Dich augenblicklich, wenn nicht den Gegenstand des Gespräches, doch wenigstens ihre Sprachmanier erkennen; denn — ein Mensch, der zu langsam spricht, macht uns schläfrig; wer zu schnell spricht, spannt uns ab, wer sich überstürzt und faselt, erregt unsere Ungeduld; wer nach Worten sucht, greift unsere Nerven an, wer ganz eintönig redet, und kaum die Zähne dabei öffnet, langweilt uns auf das entsetzlichste; wer beim Sprechen hustet oder ausspuckt, oder durch die Nase spricht, flößt uns Ekel ein, wer schreit, erschreckt

uns; wer, wie man sagt, vom Hundertsten in's Tausendste kommt und an keinem Gegenstand fest hält, macht uns entweder lachen oder versetzt uns in Zorn; endlich wer den Faden des Gesprächs verliert und alle Minuten einmal wiederholt: Was wollt' ich sagen, oder: Wo war ich denn? der bringt uns gar zur Verzweiflung. — Sprechen ist eine Kunst, die oft geistreiche Menschen nicht verstehen, und worin Flachköpfe bisweilen sich sehr gut forthelfen. Dadurch lassen wir uns nicht selten eine Zeit lang zu Urtheilen verführen, die wir später beschämt zurücknehmen müssen.

Stimmen. Der verstorbene Kanzler Autenrieth in Tübingen sammelte eine Menge Zeugnisse glaubwürdiger Reisenden über die sogenannten Stimmen aus der Höhe. Man hat jetzt mit ziemlicher Sicherheit die Ursachen erforscht, welchen dieselben ihre Entstehung verdanken. Sie werden nur in den Ländern gehört, wo der sogenannte Horn- und Klang-Porphyr häufig ist. Diese Steinart verklüftet sich leicht, und der Wind soll dann auf freiliegenden Platten des Gesteins spielen, wie auf einer Aeolsharfe, nur viel stärker. Wirklich steht z. B. Jerusalem auf einem Gebirge solchen Porphyrs. Der Ton ist meist wehklagend und durchschneidet dann Mark und Bein des Menschen. Als Wellington nach dem Siege bei Vittoria sich der Gränze Frankreichs nahte, erscholl eine Stimme der Höhe aus den Pyrenäen, wo sie häufig gehört werden soll. Die Spanier unter des Feldmarschalls Befehl stürzten auf die Kniee und beteten laut; die Engländer schwiegen erschrocken.

Der **Stimmen**-Speculant. Vor einigen Jahren nahm ein Pariser Musikfreund drei Zöglinge auf, deren Stimmen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, einen Tenor, einen Bariton und einen Baß. Der Vertrag lautete bei allen dreien auf Halbpart auf zehn Jahre. Der Speculant ließ sich die Zöglinge viel kosten, stellte für sie Ersatzmänner zum Militär — da raubt ihm ein bösartiges Fieber den Baß. Kurz darauf verliert der Bariton in Folge einer Ausschweifung seine Stimme. Es bleibt nun nur noch der Tenor, dessen herrliche Stimme von Tag zu Tag an Reiz, an Umfang, an Kraft gewinnt. Schon macht die königliche Akademie der Musik die glänzendsten Anerbietungen, da erobert der junge Sänger das Herz einer reichen Wittwe, die ihn dem Theater dadurch entzieht, daß sie ihn heirathet. — „Und unser Contract?" rief der Speculant. — „Ich versprach, zu theilen, was ich gewinnen würde, aber ich versprach nicht, auf der Bühne zu singen." — „Aber der Sinn unseres Vertrages . . ." — „Ich halte mich an den Buchstaben." — „Auch gut!" rief der Speculant. „Sie haben dreißig tausend Livres jährliche Renten gewonnen durch Ihre Heirath. Sie zahlen mir durch zehn Jahre fünfzehn Tausend."

Die zu starke Stimme. In London ist kürzlich ein armer Teufel von Kellner in Elend gestorben, seiner Stimme wegen. Er hatte sein Lebtage in einer großen Theegartenwirthschaft gedient und da seine an sich schon gewaltige Stimme durch das für ihn nothwendige stete Schreien so ausgebildet, daß, als die Gartenwirthschaft einging, er in keinem Kaffeehause angestellt werden konnte, weil die Fensterscheiben sprangen, sobald er „Kaffee!" in die Küche rief.

Die verfeinerte Stimme. Ein Dorfcantor, der schon immer besorgt hatte, die Stimme zu verlieren, lehrte seine Frau das Vorsingen. Da er nachmals die Stimme wirklich verlor, mußte die Frau sich in die Orgel verstecken, um ungesehen vorsingen zu können. Die Bauern, welche den Cantor den Mund bewegen sahen, glaubten, daß er es wäre, und sagten: „Er singt auch ohne Stimme gut, aber etwas feiner."

Unterschied der Stimmen. Eine Dame vom Stande sang in einem Privatconcert meisterhaft. In dem Augenblick, da sie ihre Cadenz geendet, schrie ein Esel vor dem Fenster des Concertsaales. Ein beschränkter Fashionable wollte der Dame etwas sehr Galantes sagen, er näherte sich ihr und rief aus: „Ach, gnädige Frau! welch ein Unterschied zwischen Ihrem schönen Gesange und der Stimme draußen." „Draußen?" fragte die Dame, „ich hielt's für Ihre Stimme."

Stimmstärke. Zwei französische Dichter stritten einst über den Werth ihrer Verse; aber der Eine hatte eine bessere Brust als der Andere, und so mußte dieser endlich nachgeben; doch, indem er sich an die Umstehenden wandte, versetzte er: „Was will der Verstand mit einem Faden von einer Stimme gegen einen solchen Rachen ausrichten?"

Der geladene Stock. Ein armer polnischer Jude ging durch einen Wald. Ein Wolf kam auf ihn los. Verdutzt, erschrocken hielt der arme Jude ihm seinen Wanderstock entgegen, und glücklicher Weise schoß ein lauernder Jäger hinter ihm nach dem Wolfe, der, getroffen, todt hinfiel. „Gott's Wunder!" schrie der arme Jude, der den Jäger nicht sah, und bloß den Schuß hörte, „hob jach den Stock doch schaun zwanzig Johr, und hob nit gewißt, douß er geladen is."

Die Stöcke. Aus dem Französischen. Einst waren die Stöcke, so wie die Perrücken, eine Prärogative alter Leute. Alte Advocaten, alte Gelehrte, alte Aerzte, alte Philosophen und alte Marquis trugen Stöcke, oder wurden vielmehr von Stöcken mit vergoldetem Knopfe und mit ledernen Schnüren getragen. Damals war der Stock ein im Gefolge des Zipperleins und des Rheumatismus schreitendes Ge-

brechen. Heut zu Tage dagegen ist er eine Zierde, die man annimmt, um sich selbst, und vorzüglich die Andern am Gehen zu hindern. Seitdem man in Versen und in Prosa so häufig wiederholte: man ist alt mit zwanzig Jahren, rief endlich die Jugend aus: Ach! so ist man also alt; gut, wir wollen Stöcke und Perrücken, und man fing sofort an, sich auf Spazierstäbchen zu stützen, und sich mit falschen Locken zu verwahren.

Am **Stocke** wie eine Rebe. Ein jovialer Spießbürger, dessen kaum fünfzehnjähriger Sohn es bereits zur Würde eines Corporals gebracht hatte, wurde von einem seiner Nachbarn gefragt: wie es seinem jungen Helden gehe? — „Je nun," war des glücklichen Vaters Antwort, „der Bursche wächst am Stocke empor wie eine junge Rebe."

Stöcke. Eine industriell-politische Erfindung. Ein Schweizer Stockmacher kündigt an, daß er Stöcke verfertige, mittelst welchen man bei den Streitigkeiten in der Schweiz einen Feind auf ein Mal und einen Freund auf zwei Mal todt schlagen könne, sonst aber hätten seine Stöcke das eleganteste Ansehen.

Stock. Der Schriftsteller M. in D. hatte einige beißende Bemerkungen über eine junge mittelmäßige Schauspielerin gemacht, welche lebhafte Huldigungen von einem jungen, etwas bornirten Menschen annahm. Wüthend darüber erklärte der Liebhaber, er werde den Recensenten, von welchem er sich noch außerdem persönlich beleidigt glaubte, durchprügeln, wo er ihn finde. Statt einer Antwort überschickte M. dem Erzürnten folgende Zeilen:

„Du drohst mir mit dem Stock für mein Erkühnen;
Ungleiche Waffen, mein Herr X, ei, ei!
Ich kann Dich nur mit einem Stock bedienen,
Wo Du bis jetzt mit Deinem Stock erschienen,
Da waren's stets der Stöcke zwei."

Stockfische. Mehrere Gäste ließen sich Stockfische bereiten, und begehrten die Portionen bei dem Wirthe selbst. Dieser, um keinen der Gäste zu vergessen, überzählte dieselben noch einmal mit den Worten: eins, zwei, drei, vier, fünf Stockfische.

Der größte **Stockfisch.** Zwei Professoren der Naturgeschichte in Berlin, stritten sich neulich über die Größe des Stockfisches. Der Eine, Herr L**, sagte: der Stockfisch könne nie über drei Schuh hinauswachsen, und wenn er noch so sehr gedeihe. — „Ich habe einen Stockfisch von fünf Schuh gesehen", antwortete der Andere, Professor

R. — „Der waren Sie unstreitig selbst," erwiederte der Erstere, „denn einen größeren giebt es nicht."

Woher die **Stockfische.** Ein Stutzer fragte in Baden, ob man Stockfische hier fange: „Nein," sagte ein Bürger, „die kommen aus der Stadt."

Du bist ein **Stockfisch!** Bei einer Prüfung gab der Lehrer einem seiner Schüler eine Frage, die dieser nicht zu beantworten wußte; da sagte der Lehrer zornig zu ihm: „Du bist ein Stockfisch!" und frug sogleich einen andern Knaben, in seinem Lehrtone fortfahrend: Was hab' ich gesagt? „Du bist ein Stockfisch," antwortete der Knabe.

Stockpole, der sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, und sich den Betrügereien des Gesindes nicht aussetzen wollte, beschloß, lauter Verwandte in seinen Dienst zu nehmen, weil er hoffte von ihnen besser bedient zu werden, als von fremden Leuten. Da war es denn etwas ganz Gewöhnliches, daß man ihn, wenn er große Gesellschaft hatte, sagen hörte: Lieber Onkel Thomas, sagt doch der Cousine Barbara, sie möchte in die Küche gehen und der Tante zu wissen thun, daß sie die Schöpsenkeule habe anbrennen lassen.

Stockprügel ein eigen Gefühl. Ein Soldat bekam wegen einem groben Verbrechen 50 Stockprügel. „Wie muß denn Einem dabei zu Muthe sein?" fragte ihn ein Neugieriger nach der Execution. „O!" erwiederte der Abgestrafte, „das ist ein eigenes Gefühl; so was muß man nur selbst probiren, um einen Begriff davon zu haben."

Die erbetenen **Stockschläge.** Ein Fürst hatte an seinem Geburtstage den ganzen Hof zur Tafel gezogen. Ein Kammerdiener trat während des Essens ein, und meldete einen Mann an, der Seiner Durchlaucht ein Paar außerordentlich große und seltene Fische zum Geschenk bringen wollte. Der Fürst ließ ihn eintreten und der Kammerdiener entfernte sich wieder, nachdem er den Mann hereingeführt hatte. Der Mann überreichte in Demuth sein Geschenk und wollte wieder gehen. Doch der Fürst rief ihn zurück und sagte: Er solle sich Etwas dafür erbitten. — Der Mann lächelte und zu Aller Erstaunen verlangte er 50 Stockschläge. — Alles lachte über den unerhörten Einfall, und da der Mann durchaus darauf bestand, so gab der Fürst den Befehl zur Vollziehung des Verlangten. Als er aber 25 empfangen, rief er aus: „Nun habe ich meinen Theil, — die übrigen 25 habe ich dem versprechen müssen, der vorher so gütig

war, mich bei Euer Durchlaucht anzumelden." Was nun geschah, läßt sich denken.

Stockschläge. Der englische Dichter Roy hatte sich durch seine satyrischen Einfälle viele Feinde gemacht, und einige waren sogar so weit gegangen, ihn dafür thätlich zu mißhandeln. Einst befand er sich des Abends mit einem Bekannten in einem Wirthshause und die Gesellschaft war so heiter, daß sie erst um Mitternacht auseinander ging. Roy bat seinen Bekannten, ihn zu begleiten, doch dieser weigerte sich sehr ängstlich. „Warum wollen Sie denn nicht mit mir gehen?" fragte Roy. „Freund, es ist Mitternacht, und Sie wissen ja, das ist die Stunde der Stockschläge."

Die **Stocksprache.** In Paris, wo Alles mit Raffinement getrieben wird, hat sich auch eine Sprache mittelst des Stockes gebildet. Man begegnet einer Dame und will ihr sagen, daß man sie bewundere: man kehre den Stock um, den Knauf gegen die Erde gekehrt, und sie versteht genau, was man ausdrücken will. Lächelt die Dame, sogleich nimmt man den Stock in die Balance, berührt seine Mitte leicht mit zwei Fingern. Man deutet hierauf auf Gleichheit der Gesinnungen und wagt eine Liebeserklärung, indem man den Stock fröhlich schwingt. So viel ist genug für das erste Mal. Begegnet man der Dame wieder, so wird man schon dreister. Man hält den Stock starr vor sich hin. Dies deutet auf ein Rendezvous. Nun muß sie wieder lächeln oder die Augen aufwärts schlagen. Jetzt stößt man den Stock in kurzen Pausen zur Erde. Man bezeichnet die Stunde, wann sie die Promenade besuchen will. Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr ꝛc. Die Dame wird, wenn man die Zahl errathen hat, mit dem Köpfchen nicken oder lächeln und pünktlich kommen, wie sie zugestanden. Allein man muß sich in Acht nehmen, besonders bei Frauen. Die Ehemänner verstehen die Stocksprache auch und dehnen sie gewöhnlich auf den Rücken der galanten jungen Männer aus; wie viele Streiche sie dann zu geben haben, ist keiner Regel, noch einem Einverständniß unterworfen.

Störche. Ein Professor der preußischen Universität Greifswalde Namens Linkarström besaß ein Landgut, auf dessen Dachgiebel ein paar Störche nisteten. Da fiel er auf den Einfall, einem dieser Zugvögel kurz vor ihrem Abgange in wärmere Gegenden ein kleines Blech um den Hals zu hängen, worauf er in lateinischer Sprache schrieb, wo dieser Vogel sein Nest habe. Als der Vogel im Frühjahre zurückkam, und sein altes Nest wieder bezog, fing ihn der Professor ein, und las auf der Kehrseite jenes Bleches: „Dieser Storch nistet schon seit vielen Jahren auf dem Pfarrhause von L. bei Catania in Si-

cilien." Danach hat der Professor mit jenem weit entfernten Pfarrer noch viele Jahre auf diese schnelle portofreie Art correspondirt.

Stolz. Der Ehrgeiz ist der nächste Schritt zum Stolze, und der Stolz zur Liebloſigkeit.

— Lorenz Celſi wurde im Jahre 1361 zum Dogen von Venedig gewählt; sein alter Vater hatte die Schwachheit, einen Anstoß zu finden, daß die neue Würde seines Sohnes ihn verpflichtete, vor demselben sein Haupt zu entblößen; um dieser Verlegenheit auszuweichen, kam er auf den Einfall, stets mit bloßem Kopfe zu gehen. Diese Thorheit eines sonst ehrwürdigen Mannes machte keinen andern Eindruck bei den edlen Venetianern, als daß sie darüber lachten. Der Doge aber, dem es Leid that, daß sein Vater durch diesen abenteuerlichen Stolz sich zum Gelächter machte, kam auf den Einfall, ein Kreuz auf seine Mütze setzen zu lassen. Der ehrliche Alte trug nun kein Bedenken mehr, den Hut wieder aufzusetzen; und wenn er seinem Sohne begegnete, nahm er ihn ab und sagte allemal dabei: „Ich nehme meinen Hut vor dem Kreuze ab und nicht vor meinem Sohne; denn da ich ihm das Leben gegeben habe, muß er unter mir stehen."

— Ein Schneidergeselle, welcher bei dem zweiten Theater der Hauptstadt in G. als Gehülfe des Garderobiers angestellt war, wurde in derselben Eigenschaft an die Hofbühne versetzt. Er brach sogleich allen Umgang mit seinen Freunden und ehemaligen Kollegen ab, und erschien auch nicht mehr in der Schenke, wo selbige ihre Erholungsstunden zu feiern pflegten. „Du bist wohl krank gewesen", fragte ihn einer dieser Freunde, welcher ihm nach einiger Zeit begegnete, „daß Du so lange nicht zu uns kamst." „O nein," erwiederte der Garderobier-Gehülfe des Hoftheaters, „ich befand mich stets wohl und befinde mich wohl, aber ich bin jetzt ein Mitglied des Hoftheaters geworden, und folglich schickt es sich nicht mehr, und man sieht es auch nicht gern, daß ich mit Euch umgehe; leben Sie wohl, mein Lieber."

— Unter der Regierung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm II., kam man auf den Gedanken, lang gediente Unterofficiere zu Officieren bei den Depot-Bataillons zu ernennen, oder ihnen solche Stellen in den Festungen zu geben, mit welchen Officierrang verknüpft war. Dies war für die meisten keine Wohlthat, da sie aus ihren gewohnten Verhältnissen gerissen wurden, und genöthigt waren, manchem Nebenverdienst, der ihnen früher nicht nachtheilig war, entsagen zu müssen. Ein Unterofficier des Regimentes Herzog Friedrich von Braunschweig wurde als Lieutenant und Schlüsselmajor nach Cüstrin

versetzt. Seine Frau hatte sich mit davon ernährt, daß sie für Andere wusch und hauptsächlich für viele Officiere bei dem Regimente. Diese Ernennung ihres Mannes erweckte auf einmal ihren Stolz. Sie besorgte keine Wäsche mehr. Der Commandant des Regimentes, der Oberst v. S . . . , hatte noch einige Wäsche bei ihr. Da er sie nicht zurück erhielt, sandte er einen Bedienten zu der Frau, und ließ sich erkundigen, woran diese Verzögerung läge? Trotzig nahm die Frau die noch im Bündel zusammengebundene Wäsche, warf sie dem Bedienten vor die Füße und sagte: „Mein Compliment an den Herrn Obersten und sag' Er ihm nur: die gnädige Frau wasche nicht mehr."

Der bestrafte **Stolz.** Einem ehrlichen Manne wurde einst von einem Arzte vorgeworfen, daß sein Vater ein Maurer gewesen wäre. — Dieser antwortete: „Das muß Ihnen Ihr Vater gesagt haben; denn er war sein Handlanger".

Storch. In Ostpreußen brannten vor einiger Zeit in dem Dorfe Großschönau die Kirche und vier Wohnhäuser mit Wirthschaftsgebäuden ab. Der Brandstifter war ein Storch. Man hatte nämlich bei den Leinwandbleichen die dazu benöthigte Lauge gekocht, und einzelne noch glimmende Holzbrände auf dem Kochplatze zurückgelassen. Ein auf dem einen Bauernhause nistender Storch ergriff nun, seinem Instinkt folgend und von dem Gluthglanze geblendet, eines der glimmenden Holzstücke und trug es, am unangebrannten Ende im Schnabel fortführend, in sein Nest zu seinen erst kürzlich ausgebrüteten Jungen. Obgleich man dieses zeitig bemerkte, so griff doch der Brand, von einem starken Winde angefacht, so rasch um sich, daß selbst durch die schleunigsten Löschmaßregeln die bezeichneten Gebäude nicht gerettet werden konnten.

Stottern. Eine alte Frau bekam in Newyork einen Brief von der Post. Da sie nun aber nicht lesen konnte, und doch gern den Inhalt des Schreibens wissen wollte, das, wie sie glaubte, von einem ihrer abwesenden Söhne sei, so bat sie einen Bekannten, ihr den Brief vorzulesen. Dieser las also: „Charleston, 21. November 1836. Liebe Mutter . . ." Hier mußte der Vorleser inne halten, um heraus zu bekommen, was nun folgte, weil der Brief sehr schlecht geschrieben war; aber die alte Frau rief sogleich: „Ja, ja, es ist mein armer Toms; er stotterte stets."

— Man hat die Bemerkung gemacht, daß sich eher zwanzig stotternde Männer finden, als eine Frau, deren Suada nicht im besten Zustande wäre.

Stotterer. Ein Matrose ging, eine Elster tragend, in London über die Straße. Lord B., welcher stammelte, fragte den Matrosen: „He! Ju-Ju-Junge, kann die El-El-Elster spre-spre-sprechen?" — „Besser wie Sie," versetzte der Matrose, „sonst würde ich ihr den Hals umdrehen."

Frühe **Strafe.** Ein Schuhmacher ging an einem Sonntage Abends mit seinem Weibe und seinen zwei Lehrjungen aus der Vesper nach Hause. Als sie an einem Lotteriegewölbe vorbeikamen, wo die zuletzt gezogenen Nummern angeschrieben waren, blieben die beiden Jungen stehen, und der Eine sah mit sehnsüchtigen Blicken nach den Nummern und sprach: „Wenn ich nur auch einmal eine Terne machte!" „Nun, was würdest Du denn mit dem Gelde thun?" fragte der Andere. — „I nu, ich würde mir einen schweinernen Braten und einen Gurkensalat dazu kaufen," versetzte Jener. — Bei diesen Worten wandte sich der Meister, der es gehört hatte, um, und gab ihm eine derbe Ohrfeige, mit den Worten: „Davon bekömmst Du ja das Fieber, dummer Junge!"

Sonderbare **Strafbestimmung.** Eine Schauspielertruppe machte eine Landpartie. Um Excesse und Prügeleien zu vermeiden, wurden förmliche Statuten entworfen. Paragraph 1 enthielt folgende Strafbestimmung: „Wer sich betrinkt, zahlt vier Flaschen Wein."

Straßen in Finnland. Ein dortiges Gesetz sagt: Zerbricht ein Wagen in Folge des schlechten Zustandes der Straße, so muß das nächste Haus die Reparaturkosten bezahlen.

Straßenbau. Als der nordamerikanische Präsident van Buren 1841 auf seiner Reise durch den Westen umgeworfen wurde, bis an die Knie im Kothe stand und den Kutscher fragte, wie es komme, daß er die Kutsche umgeworfen, antwortete dieser ganz trocken: „Ich habe nun bereits elf Congreßmitglieder umgeworfen und dadurch ihre Stimmen für eine Verwilligung der Fortsetzung der Nationalstraße gewonnen, und da ich nie einen Präsidenten zum Passagier hatte, so glaubte ich, es sei am besten, diese Gelegenheit zu benutzen, um meine Pflicht gegen den Westen zu erfüllen, und auf diese Weise ein Veto zu verhindern, im Fall eine weitere Verwilligung für die Nationalstraße gemacht werden sollte."

Straßenbeleuchtung. Eine ungarische Zeitung hält den Pesth-Ofner Straßenbeleuchtern eine pikante und beißend ironische Lobrede über das Thema: „Man braucht keine Straßenbeleuchtung" und führt in derselben folgende Gründe an. Die Straßenbeleuchtung ist schäd-

lich und zwar 1) aus theologischen Rücksichten: sie stößt die von Gott eingeführte Ordnung um, der zufolge es bei Nacht finster sein muß, wenn sie der Mond nicht erhellt; 2) aus juridischen Rücksichten: die Beleuchtungskosten werden größtentheils auf dem Wege indirecter Besteuerung aufgebracht; 3) aus medicinischen Rücksichten: die Oel- und Gasausdünstung schadet der Gesundheit, besonders nervösen Naturen; 4) aus moral-philosophischen Gründen: die Beleuchtung untergräbt die Sittlichkeit, führt Liebende zusammen, verscheucht die Furcht, welche den Schwachen von der Sünde abhält u. s. w.; 5) aus Polizeirücksichten: sie erschreckt die Pferde, ermuntert die Diebe; 6) aus staatsökonomischer Rücksicht: für Oel und Gas geht so viel Geld aus dem Lande und schadet der Nationalökonomie. Diese Gründe werden von den Pesth-Ofner-Straßenbeleuchtungspächtern möglichst beherzigt, und sie bewahren sorgsam ihre Mitbürger vor allen schädlichen Folgen derselben.

Straßeneinnehmer. Ein Studirender, der sich seines auf dem Lande lebenden, ganz armen und an der Straße bettelnden Vaters schämte, bezeichnete den Stand desselben im Schulkataloge mit: „Straßeneinnehmer."

Ein junger Beamter, Namens **Streich**, der bei den Damen der Stadt sehr beliebt war, wurde nach einer andern Stadt in der Nähe versetzt. Einige Tage darauf beklagte sich der Vorgesetzte, auf dessen Wunsch jener junge Mann seine Stellung verändert hatte, bei L., daß ihm, wo er sich nur blicken ließe, von allen Frauen die entsetzlichsten Gesichter geschnitten würden. „Das nimmt mich nicht Wunder," versetzte L . . ., „Sie haben den hiesigen Frauen einen Streich versetzt, den sie nicht vergessen können!"

Streichen. Was du nicht willst, das dir die Leute thun, das sollst du ihnen auch nicht thun! — Ein Redacteur zahlte seinem Schuhmachermeister die Jahresrechnung mit 12 Gulden 12 Kreuzer und erlaubte sich dabei die 12 Kreuzer zu streichen. Der Schuhmacher ließ sich zwar den kleinen Abzug gefallen, machte aber dabei die Bemerkung, der Herr Redacteur führe ja auch jedesmal Klage darüber, wenn ihm etwas gestrichen würde, warum er es denn nun selbst thue.

Streit. Zwei Parteien eines Hauses ließen an einem und demselben Tage jede eine Klafter Holz führen, das, nachdem man es auf der Straße in zwei nicht weit von einander entfernten Abtheilungen abgeladen, von jeder Partei ihren eigenen dazu bestellten Holzhackern zum Sägen und Spalten übergeben wurde. Kaum hatten sich aber die Holzhacker der einen Partei etwas entfernt, als die Holzhacker der

andern Partei diesen günstigen Moment benutzten, um — nicht etwa von jenem Holze zu stehlen — sondern vielmehr von ihrem Holze mehrere Scheite zu der Abtheilung der andern Partei zu werfen, in der löblichen Absicht, einen Theil ihrer Arbeit den anderen Holzhackern aufzubürden. Aber diese waren kaum zurückgekehrt, als sie mit ihrem geübten Auge den unliebsamen Zuwachs wahrnahmen und gleich errieth en, woher die Bescheerung kam. Alsogleich ward unter obligaten Schimpfwörtern nicht nur die freigebige Spende mit Protest zurückgegeben, sondern noch reichliche Interessen dazugefügt, so daß die ersteren Holzhacker viel mehr bekamen, als sie gaben. Diese ihrerseits retournirten wieder unter Lärmen und Poltern die wucherische Zahlung und wohl noch eine tüchtige Portion darüber; jene blieben nichts schuldig und das Her- und Hinwerfen des Holzes nahm kein Ende, so daß bald zwischen den zwei Holzhaufen solch eine innige Vereinigung bestand, daß man unmöglich mehr eine Gränze unterscheiden konnte. Nun kamen von dem Tumult herbeigezogen, die Eigenthümer des Holzes selbst auf den Schauplatz und da ging erst der Spektakel recht los, da Niemand mehr wußte, was sein Eigenthum war, und begreiflicher Weise jeder Eigenthümer sich auf die Seite der fremden Holzhacker schlug. Nach langem Dispute, der schon in ernsten Hader auszubrechen drohte, beschloß man in einem besonneneren Augenblick, den vereinigten Holzhaufen aufzuklaftern, wo dann Jeder sich seine Klafter nehmen konnte.

— Ein Doctor der Arzneikunde und ein Doctor der Rechte stritten um ihren wissenschaftlichen Rang. „Der meinige ist der älteste," sagte der Jurist, „denn Kain erschlug den Abel, und dies war der erste Criminalfall." „Wohl wahr," erwiederte der Arzt, „aber älter ist die Wegnahme einer Ribbe von dem Urvater Adam; denn dies war eine Operation."

Streng nach dem Gesetze. Der Koran gebietet: „Du sollst keinen Lebendigen berauben." Die transkaukasischen Tataren handeln buchstäblich danach: sie schlagen den Reisenden erst todt und berauben ihn dann; Raub ohne Mord kommt dort gar nicht vor.

Richterliche **Strenge.** Der verstorbene irische Rath Aldbeck fungirte oft als Richter bei den Assisen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde einmal in Werford ein Mann von ihm wegen Bigamie verurtheilt. Als der gelehrte Richter seinen Ausspruch thun sollte, las er dem armen Mann wegen seines Verbrechens streng die Moral, und setzte dann hinzu: „Die einzige Strafe, welche mir das Gesetz in diesem Falle gestattet, ist: den Verbrecher auf sieben Jahre über das Meer zu deportiren; ginge es nach meinem Willen, so würde er nicht

mit einer so milden Strafe wegkommen; ich würde ihn vielmehr verurtheilen, sein ganzes Leben lang in einem Hause mit seinen beiden Frauen zu leben."

Strich. Ein halb Berauschter kommt nach dem Paßbureau, um sich einen Paß zu holen. Der Aussteller nimmt das Signalement in üblicher Weise auf. Bei der Rubrik: „Besondere Kennzeichen" macht er wie gewöhnlich einen Strich. „Herr," ruft der Paßfordernde, „wie können Sie da einen Strich machen? Ich will zwar nicht läugnen, daß ich heut so einen kleinen Strich habe, aber das ist doch am Ende nicht jeden Tag der Fall!"

Stricken. Unläugbar ist es, daß durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so Manches übersehen und überhören, was sie gerne übersehen und überhört haben möchten, die 5 Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erörterungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit, die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit, aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Wehs, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurrbart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

— Es giebt nichts Langweiligeres auf der Welt, als einen Strickstrumpf, so ein Strickstrumpf kann Jeden zur Verzweiflung bringen. Strumpfstricken ist die Quintessenz aller Langweile, der Faden geht den Frauen nie aus, endlich aber reißt er — das ist der Faden unserer Geduld.

Stroh. Eine Familie aus dem niedern Stande kaufte sich den Adel. Um recht vornehm zu thun, ließ die gnädige Frau, welche auf dem Lande wohnte, bei jedem Gewitter Stroh aufstreuen, um, wie sie sagte, das furchtbare Donnergeroll nicht zu hören.

— Eine Schustersfrau probirte einen neuen Strohhut, und fragte,

ob ihr derselbe gut stünde? „O freili," rief der Lehrjunge, „als wenn er der Mastrin aus'n Kopf g'wachsen wär."

Stroh. Eine humoristische Vorlesung über Holz und Stroh. Als neuester Bildungs-Apparat. — Wenn Ihnen, meinen geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen, die Vorlesung etwas hölzern vorkommen sollte, so werden Sie sich denken, ein Strohkopf hat sie gemacht, und da haben Sie gleich das Holz und Stroh beisammen. Sie werden also leicht einsehen, daß ich meiner Vorlesung füglich keinen bessern Titel geben konnte. Ueberhaupt spielen Holz und Stroh in unserer Zeit sehr merkwürdige Rollen. — Früher gab es nur Menschen aus Fleisch und Blut, jetzt giebt es auch hölzerne Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie weder Mark noch Splint besitzen, sondern von einer leeren Rinde umgeben sind. Solche Menschen kommen mir vor wie die hohlen Bäume, sie flimmern so lang es dunkel ist, und wenns Licht wird, so steht der Klotz da. — Menschen und Bäume lassen sich überhaupt sehr gut mit einander vergleichen. Die Geizhälse sind die Eichen, sie bleiben immer hart; die modernen Liebhaber sind wie die Mispelbäume, ihre Frucht, d. h. die Liebe, muß erst auf's Stroh gelegt werden, daß sie zeitig wird; die Wirthsleute sind wie die Zwetschenbäume, wenn man sie und ihre Kreide ansieht, so wird einem grün und blau vor den Augen; die Ehemänner sind wie die hohen Pappeln, bei denen schlägt gern das Donnerwetter ein; die heirathslustigen Mädchen sind wie die Schleedörner, wenn der Fasching vorüber ist, machen sie saure Gesichter; die Jungfrauen sind wie die Birken, man muß sie pressen, daß sie Honig geben; die alten Frauen sind wie Kastanien in der Schale, wie man sie berührt, so stechen sie; die Frauen überhaupt sind wie die Espen, sobald ein leiser Wind geht, so brummen sie. — Sie werden mir schon vergeben, meine geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen, daß ich mich so lange beim Holze aufhalte, allein es ist jetzt Winter, und ich kann ein für alle Mal keine Kälte vertragen. Ich will damit nicht sagen, daß es mir jetzt in diesem Augenblicke kalt ist, o Gott nein, denn wo so viele feurige Augen leuchten, da muß einem warm ums Herz werden, wenn man auch zehn Gläser Gefrorenes im Magen hätte. — Ich ersuche Sie, meine holden Zuhörerinnen, ja nicht zu glauben, daß ich Ihnen vielleicht deßwegen diese Complimente mache, damit Sie meine Vorlesung loben sollen; o nein — das ist nur so meine böse Gewohnheit, die mir schon zur zweiten Natur geworden, und seiner Natur, das wird mir gewiß jeder zugeben, kann Niemand widerstehn! — Da ich mich meiner hölzernen Gedanken entledigt habe, komme ich auf das Stroh; es hat's so mancher schon von Federn auf's Stroh gebracht, warum soll denn ich nicht von Holz auf's Stroh kommen? — Keinem Menschen auf

dieſer Welt iſt je ſo viel Unrecht geſchehen, als dem Stroh. Man driſcht es früher, und dann tritt man es mit Füßen, daher mag es auch kommen, daß man von einem ſehr geduldigen Manne zu ſagen pflegt: der Menſch iſt strohdumm! — Merken ſie ſich das, meine geehrten Zuhörerinnen, ſolche strohdumme Menſchen ſind die beſten Ehemänner. Auch das Stroh, meine Holden, iſt ein wichtiger Modeartikel. — Die Köpfe der modernen Galantons ſind leer wie Stroh, ihre Geldſäcke ſind leicht wie Stroh, und ihre Herzen dürr wie Stroh; es liegt alſo deutlich am Tage, warum es jetzt ſo viele Strohmänner giebt. — Die Strohhüte werden von den Elegants im Sommer ſehr häufig getragen, ſie kommen mir vor, wie die wallachiſchen Häuſer, unten Lehm oben Stroh, innen leer und von außen blauer Dunſt. Ich meine das Tabakrauchen, das iſt auch ſo ein modernes Uebel. Alles dampft, alles raucht; die Männer laſſen ihr Geld, ihre Zeit, ihre Langeweile, ihren Verdruß, ihren Kummer, ihre Liebe, Alles, Alles, laſſen ſie in Rauch aufgehen. Sie rauchen Schwarzen und wollen den Frauen was weiß machen; ſie rauchen Türkiſchen und wiſſen ſich auf deutſch nicht zu benehmen; ſie rauchen Ungariſchen und ſind noch nicht über die Gränze gekommen; ſie rauchen Sonn' und Mond und wiſſen nicht wie's auf der Erde zugeht. — Es darf Sie, meine holden Zuhörerinnen, nicht wundern, wenn die Herren jetzt ſo wenig Feuer haben, ſie brauchen ja alles auf ihre Pfeifen. — Ein Mann ohne Feuer kommt mir vor wie ein enger Stiefel ohne Strümpfen; ein Mann ohne Feuer iſt wie eine Kerze ohne Docht, eine Nuß ohne Kern, eine Traube ohne Saft, ein Sack ohne Geld, ein Rock ohne Knopf, ein Haus ohne Fenſter, ein Schiff ohne Ruder, und wenn die Frauen täglich beten: „O Herr, bewahre uns vor allem Uebel", ſo verſtehen ſie gewiß darunter „einen Mann ohne Feuer", denn der Uebel größtes, ja ein Ungeheuer, das iſt ein Mann ohne Feuer. Meine geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen, das Unglück iſt fertig. Ich war beim Stroh, bin zum Feuer gekommen, gleich wird's brennen. — Wie wir hier ſitzen, ſo brennt es ſchon. Die Frauenherzen — ich erſuche Sie, meine Damen, die folgenden Worte zu überhören — die Frauenherzen alſo ſind wie Stroh, ich will damit ſagen, ihr Herz fängt Feuer, jeder Funke ſteckt es in Brand, allein — halten Sie ſich wieder die Ohren zu — nur zu bald hat dieſes Feuer ausgetobt, die Flamme wird immer kleiner, und verſchwindet endlich ganz; nur hie und da ſprühen noch einzelne Funken, und endlich wird es ganz finſter, ſo ſtockfinſter, wie in einem leeren Geldbeutel! — Holz und Stroh ſind das Refrain, welches ich meiner Vorleſung zu Grunde gelegt habe, und auf dem Holz- und Strohinſtrumente Ihnen einige Lebens-Variationen vorzuſpielen, das iſt der Zweck derſelben; allein noch mehr über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, wäre höchſtens leeres Stroh dreſchen, ich gehe

daher auf den zweiten Theil meiner Vorlesung über, nämlich: auf den neuesten Bildungsapparat. — Der wilde, moosbewachsene Stamm im Walde ist Holz; das niedliche glänzende Tischchen, in dessen Fächern Sie Ihre Strick- und Nähgeräthschaften, Ihre Liebesbriefe bergen, ist auch aus Holz, aber welch ein Unterschied ist zwischen diesem und jenem Holze? — Die ausgedroschenen Aehren, in den Scheuern aufgeschüttet, sind Stroh, der Florentiner, der im Sommer Ihre Lockenköpfe vor der Sonne Strahlen schützt, ist auch von Stroh, allein welch ein Unterschied ist zwischen diesem und jenem Stroh? — Eben dieser Unterschied findet aber auch zwischen gebildeten und ungebildeten Menschen statt. Vielfach sind die Beziehungen, die von Holz und Stroh sich auf unser Leben machen lassen. — Des Baumes Grün, ein Bild der Hoffnung, das dürre Holz, ein Bild des Alters, das schwache Stroh, ein Bild der Gebrechlichkeit, das Gelb, ein Bild der Eifersucht und so fort ohne Ende. — Holz und Stroh, Mensch und Bildung stehen daher in einem innigen Zusammenhange, denn

„Wo das Weiche mit dem Harten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Das erste was Sie nun, meine geehrten Herren und Damen, von mir fordern werden, ist, daß ich Ihnen eine Erklärung von dem Worte Bildung gebe. Was man eigentlich unter Bildung versteht, das kann ich Ihnen nicht sagen, und aus dieser Definition geht hervor, das nur derjenige Mensch Bildung besitzt, welcher gebildet ist! Wir sind jetzt über das Wort Bildung vollkommen im Reinen, und wir können weiter gehn. Sie werden sich vielleicht über meine nagelneue Erklärung von der Bildung wundern, allein gerade so geht es jetzt an den Universitäten zu. Professor und Schüler verstehen sich nicht. Da fragt der Professor: „Verstehn Sie mich?" Die Schüler schreien alle: „Nein!" Da sagt der Professor: „gut, so fahren wir weiter!"

Auch ich frage Sie, meine holden Zuhörerinnen, geht es jetzt in der Liebe nicht auch gerade so? Eines versteht das Andere nicht! — In früheren Zeiten haben die Herzen alle eine und dieselbe Sprache gesprochen, es war dieß eine einfache, kindlichfromme, allen Menschen verständliche Sprache, es war die Herzenssprache; heutzutage spricht jedes Herz anders, jedes Herz hat seine eigene Sprache. — Ich selbst, meine holden Zuhörerinnen, muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich oft gern mit meinem Herzen so einige Worte im Vertrauen reden möchte, allein ich spreche deutsch, mein Herz spricht türkisch, und so können wir nie zusammen kommen. — Die Herzenssprache ist jetzt eine todte Sprache geworden, sie besteht aus lauter Hauptwörtern, und unter diesen Hauptwörtern sind die ersten drei „Geld", dann kommt „wieder

Geld" und zuletzt kommt „abermals Geld!" — Wie Sie sehen, ist die Herzenssprache kein leerer Schall, ja ihre Laute klingen recht gut, aber nur verwöhnen sie das Gehör zu stark, daher kommt es auch, daß Menschen, die viel Geld haben, meistens harthörig sind! — Zeitwörter besitzt die jetzige Herzenssprache gar keine; zu was brauchen die Herzen jetzt Zeit, da die Treue verloren gegangen. — Im allgemeinen Leben giebt es Zeitwörter genug, der Mensch selbst ist nichts als ein Zeitwort, denn wie Sie wissen, ist ein Zeitwort dasjenige, welches durch alle Zeiten und in allen Arten durch verschiedene Personen angeführt werden kann. — Ich bin von der Bildung, die doch ursprünglich im Kopfe sitzt, ausgegangen und bin bis auf das Herz herabgekommen; wenn ich nicht gleich umkehre, so laufe ich Gefahr noch weiter hinabzukommen, und Sie bekämen dann eine humoristische Vorlesung über Hühneraugen, bei welcher Sie am besten wissen werden, wo Sie der Schuh drückt, ich kehre daher zur Bildung oder besser zu meinem neuen Bildungs-Apparat zurück. — Die Welt wird in zwei Theile getheilt, in die gebildete und ungebildete; da aber jetzt alle Menschen gebildet sein wollen, so wird die Welt nur in einen Theil getheilt, nämlich in die gebildete; da es aber in dieser gebildeten Welt doch noch Einige giebt, die der Bildung bedürfen, so wird diese gebildete Welt wieder in zwei Theile getheilt, nämlich in die gebildet gebildete und in die ungebildet gebildete Welt. Sie, meine Herren und Damen, gehören zur gebildet gebildeten Welt. Die Ursache hievon ist einfach folgende: Sie, meine hochgeehrte Gesellschaft, bestehen aus Herren und Damen, die Damen sind aus Schönheit, Feinheit, Herzensgüte und Bildung gewoben, die Herren für sich sind auch gebildet, daher gehören Sie alle zusammen zur gebildet gebildeten Welt; ich aber sitze hier ganz allein, und muß herzlich froh sein, wenn man mir in irgend einem Winkel der ungebildet gebildeten Welt ein Plätzchen anweist. — Da also jetzt die ganze Welt gebildet ist, so ist es nothwendig, für die Nachwelt auch einen Bildungs-Apparat herzuschaffen. — Ein Bildungs-Apparat ist nichts anderes, als so eine kleine Handmaschine, ungefähr wie die Kaffeemühlen, wo man einen rohen ungehobelten Klotz hineinwirft, und nach einigen Umdrehungen ein elegantes feingebildetes Herrchen herausspaziert. So ein Bildungs-Apparat dürfte gewiß seine schönen Seiten haben, aber ewig schade ist es, daß er noch nicht erfunden ist, doch — „wer weiß, was in dem Schooß der Zeit schlummert." — Der Zweck unseres Zusammenkommens ist auch so eine Art von Bildungs-Apparat, denn es ist schon längst anerkannt, daß der Mann, dessen Herz für alles Gute und Schöne empfänglich ist, nur in dem geselligen Umgange mit Damen jene feine Politur erlangen kann, die ihn zum gebildeten Weltmanne zu stempeln im Stande ist. — Sie werden mich nun, meine

Herren und Damen, fragen, wie ich Holz und Stroh mit einem Bildungs-Apparat in Einklang bringen werde, Sie werden fragen: „Holz, Stroh und Bildungs-Apparat, wie vereint sich das zusammen?“ — Das, meine geehrten Zuhörer, zu beantworten, ist nicht schwer. Es giebt Menschen, bei denen Holz und Bildung in einem innigen Zusammenhange stehen, es giebt Menschen, bei denen Stroh und Bildung nie getrennt werden können, daher Stroh und Holz als zwei der vorzüglichsten Bildungs-Apparate angesehen werden können. — Wenn meine Vorlesung über Holz und Stroh nur etwas zu meiner Bildung beiträgt, so sehen Sie ja gleich wieder, wie Holz und Stroh zu einem Bildungs-Apparat werden kann. — Was ich gesprochen ist wahr, und die Wahrheit, wenn auch lächelnd im Blumengewande des Humors vorgetragen, veredelt, bildet den Menschen. Da man aber oft, um der Wahrheit einen größeren Eindruck zu verschaffen, mit Prügeln dreinschlagen muß, so sehen Sie gleich wieder, wie das Holz zu einem Bildungs-Apparat werden kann. S.

Der **Strohhut** Rubens. Kürzlich ward von dem Strohhut, — Rubens berühmtem Gemälde, erzählt, er sei zu Antwerpen um 32,700 fl. verkauft worden. Eine junge Mode-Dame hörte zu und entgegnete: „Die Fabrik des Rubens muß doch äußerst feine Arbeit geliefert haben; oder hatte man damals die italienische Arbeit noch nicht?“

In einer Strohhutfabrik zu Pesth sind **Strohhüte** aus Roßhaar zu haben! Nicht auch hölzerne Mehlspeisen?

Strumpf. In B. hatte ein Strumpfwirker eine schwarze Tafel mit weißen Buchstaben über den Fenstern seiner Werkstatt hängen, nämlich: „Friedrich N., bürgerlicher Strumpfwirker.“ Ein loser Vogel schwärzte einst zur Nachtzeit an dieser Aufschrift das „wirker“ und es lasen am Morgen die Nachbarn und Vorbeigehenden zu ihrer nicht geringen Belustigung auf der Tafel: „Friedrich N., bürgerlicher Strumpf — —.“

Der linke **Strumpf.** Ein Ungar hatte in einem Kaufmannsgewölbe ein Paar Strümpfe gekauft, welche er jedoch bald mit dem Bemerken zurückbrachte, daß selbe nichts nütze seien. Der Kaufmann, darüber befremdet, untersuchte die Strümpfe von allen Seiten, und betheuerte endlich, daß ihnen gar nichts fehle. — „Ja, nir fehlen, schauens her, sein se olle zwa Strümpf nur auf linke Fuß — istem harum! dos is sich nir bei Ihnen?“

Der Name **Stuart.** In Schottland hat sich eine Controverse über die Schreibung des Namens „Stuart“ erhoben, indem die guten

alten Schotten behaupten, er müsse nicht so, sondern „Stewart" geschrieben werden, was bekanntlich Engländer nnd Schotten ganz eben so aussprechen, als wäre es in erstgedachter Weise geschrieben. Robert II., Oberhofmeister (Great Steward) von Schottland, hatte nämlich von diesem Titel den Namen angenommen, der nachmals der königlichen Familie von Schottland verblieb, wobei jedoch das d in t verwandelt wurde, weil dies der schottischen Aussprache bequemer war. Maria Stuart soll zuerst ihren Namen auf diese Weise (mit u statt ew) geschrieben haben; da sie in Frankreich erzogen wurde, so ist dies leicht erklärlich; ihre französische Umgebung würde den Namen sonst ganz anders ausgesprochen haben, als er wirklich klingt. Als Prinz Karl Eduard vor hundert Jahren in Schottland war, druckten die englischen Zeitungen seinen Namen nie anders als „Stewart." Die Hochländer, die in ihrem Alphabete kein w haben, blieben jedoch bei der ausländischen Schreibung, und so ist diese denn allmälig auch auf die Engländer und Schotten übergegangen.

Maria **Stuart** hat wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung ein lateinisches Gedicht geschrieben, das hier mit einer Uebersetzung des Joh. N. Vogel folgt:

O Domine Deus!	Auf Dich, o mein Vater,
Speravi in Te;	Nur hofft ich allein,
O care mi Jesu	Geliebtester Jesu
Nunc libera me:	Wollst Retter mir sein.
In dura catena,	Nach Dir ist in Banden,
In misera poena,	In strafenden Schanden,
Desidero Te;	Mein Sehnen allein.
Languendo, gemendo,	Der Ohnmacht zum Raube,
Et genuflectendo	Verehrend im Staube,
Adoro, imploro,	Lieg' hier ich und flehe:
Ut liberes me!	Du mögst mich befrei'n.

Ein **Student** hatte eine schöne Mütze gekauft, und trug sie nur des Sonntags; dennoch schien sie ihm sehr bald abgenützt. „Ich weiß nicht," sagte er zu seinem Stubengefährten, „ich habe die Mütze erst fünf oder sechsmal getragen, und sie sieht doch so verbraucht aus." — „Darüber wundre Dich nicht," entgegnete dieser, „ich setze sie immer des Nachts auf."

An einem heißen Sommertage ging ein **Student** in eine Schenke, ohne daß er einen Heller Geld in der Tasche hatte. Nachdem er seinen Durst gestillt und derb gezecht hatte, wußte er nicht, wie er sich jetzt aus der Schlinge ziehen möchte. Da er jedoch sah, daß der Wirth ein alberner Schwätzer war, dem man leicht etwas aufbinden könnte, sagte er, daß sein Vater aus Burgund gebürtig sei, und er

von ihm allerhand Weinkünste gelernt habe. Der Wirth war neugierig, und schien an der Wahrheit zweifeln zu wollen, um dem Gast seine Geheimnisse dadurch abzulocken. Der Student erbot sich, mit in den Keller zu gehen, und dort sogleich Probe mit einer von seinen Compositionen zu machen. Nun glaubte der Wirth den rechten Augenblick gefunden zu haben, und nahm, immer mit anscheinendem Zweifel, die Schlüssel. Als sie Beide unten waren, zapfte der Student eines der ersten Fässer an, bat den Wirth, einstweilen nur mit dem Finger das Loch zuzuhalten, weil er das Pulver in der Stube hätte liegen lassen, lief davon, ließ den Wirth im Keller fleißig das Loch zuhalten, und kam nicht wieder.

Vom **Studenten**, welcher gespielt hat. In Butzbach war Viehmarkt und dahin strömte von nah und fern Alles, was jung war und sich des Lebens freuen konnte. Denn Vergnügungen gab's da mancherlei bei Tanz und Spiel für Aug' und Ohr, für Herz und Sinn. Ziemlich spät, als die Meisten zum Markte gezogen, kamen auch drei Studenten, welche gar zu gern nach Butzbach gegangen wären; allein entweder war ihnen der Wechsel ausgeblieben oder sie waren keine guten Haushalter, es fehlte ihnen nämlich an dem, was man bei solchen Gelegenheiten am nothwendigsten braucht: an Geld. — Traurig wandelten sie des Weges und blickten bald nach dem Himmel, bald hin zur Erde, als sollten sie hier das Fehlende finden; da bemerkten sie nicht weit vor ihnen einen Bauer, welcher einen Esel langsam hinter sich herzog und, in Gedanken vertieft, berechnete, wie viel er für das Thier wohl lösen würde. — „Wenn wir den Esel hätten," sagte einer der Studenten, „so wär' uns allen dreien geholfen." — „Den will ich uns wohl verschaffen," rief der zweite, „und wenn Ihr Eure Sache gut macht, soll der Bauer nichts von dem Spaße merken." — Sie schritten also so leise wie möglich hin und holten den Bauer kurz vor dem Ende des Wäldchens, durch welches eben der Weg führte, ein, der eine der Studenten zog dem Esel den Zaum vom Kopfe, ohne daß es der Bauer gewahr wurde, knüpfte sich sachte den Halfter um den Hals und trabte, als ob er der Esel wäre, geduldig hinter dem Bauer her, welcher immer noch das Ende des Zaumes in seiner Hand hielt und rechnete. — Unterdessen hatten die andern Studenten den Esel in den Wald und von da auf einem andern Wege nach Butzbach geführt und bald um einen guten Preis verkauft. Der eine Student aber ging immer noch anstatt des Esels den Zaum um den Hals hinter dem Bauer her, bis er merkte, daß die Kameraden mit dem Thiere in Sicherheit wären; dann wurde er unruhig, machte einige Seitensprünge und veranlaßte so den Bauer, sich nach seinem Esel umzudrehen. Als dieser nun statt seines Thieres einen Menschen an dem Halfter erblickte, schrak er im höchsten Erstaunen zusammen

und wußte kein Wort hervorzubringen. Der Student aber rief wie mit freudigem Danke: „Gottlob! — Heute ist mein Erlösungstag!" Daß sein ehemaliger Esel auch sprechen könne, das vermehrte noch die Verwunderung des guten Bauers, und noch einmal rief der Student: „Gottlob! — Heute ist mein Erlösungstag!" — Endlich hatte sich der Bauer so weit gefaßt, daß er nach dem Zusammenhang der Sache und nach der Bedeutung dieser Worte fragen konnte, worauf ihm dann der Student Folgendes erzählte: „Es mögen wohl viele Jahre sein," so begann der Student, „als ich von meinem guten Vater, der nun schon lange todt ist, auf die Universität gesandt wurde, um etwas Tüchtiges zu lernen. Allein ich kam unter schlechte Gesellschaft und die guten Lehren und Ermahnungen waren bald vergessen. Anstatt an Kenntnissen zuzunehmen und Zeit und Geld ordentlich anzuwenden, verschwendete ich sie in Müßiggang, Vergnügungen und in thörichten Dingen. Namentlich ergab ich mich dem Spiel und dieses beherrschte mich in Kurzem so sehr, daß ich ganze Nächte dieser Leidenschaft opferte und alle mir von meinen Eltern geschickte Summen darin vergeudete. Im Anfange blieb es den Eltern verborgen und sie wähnten, daß ihr Sohn durch Fleiß und gute Aufführung ihnen Freude machen werde, doch bald mußte es ihnen bekannt werden, da ich nicht mehr im Stande war, meine Schulden zu bezahlen. Voll Kummer und Zorn machte mir der Vater nun die bittersten Vorwürfe und schloß endlich damit, daß er mich so lange in die Gestalt eines Esels verwünsche, bis ich mich gebessert und mein Vergehen bereut haben würde. Ach, nur zu lange hat diese traurige Verwandlung, die ein getäuschter Vater vom Himmel erlangte, gedauert. Ihr wißt, wie viele Jahre ich Euch willig und treulich als Esel gedient und alle Mühseligkeiten und Beschwerden geduldig ertragen habe. Doch heute ist mein Erlösungstag!" — Der Bauer hatte dieser Erzählung seines ehemaligen Esels theils mit Erstaunen und Abscheu, theils aber auch mit Theilnahme zugehört, und als sie beendigt war, so sprach er: „Wunderbar ist's freilich und mir im Leben noch nicht vorgekommen, daß ein Mensch wäre in einen Esel verwandelt worden. Da Ihr nun aber Eure Sünden gebüßt und Eure vorige Gestalt wieder erlangt habt, so wäre es unbillig, wenn ich Euch länger als Esel in meinen Diensten behalten wollte. Geht daher in Gottes Namen, wohin es Euch beliebt. Aber, setzte er hinzu und drohte mit dem Finger, „nehmt Euch nun in Zukunft vor dem Spiel in Acht!" — Dabei streifte er dem Studenten den Zaum vom Nacken und nahm liebreichen Abschied. — Immer noch dem erlebten Ereigniß nachsinnend, wanderte der Bauer dem nahen Butzbach zu. „Zu verkaufen habe ich nun zwar nichts," sagte er bei sich, „allein, den Markt kann ich deswegen doch besuchen. Aergerlich ist es mir nur, daß ich den Zaum so in der Hand tragen muß. Wer hätte auch denken sollen, daß Kinder so

gottvergessen werden könnten und das Alles durch eine einzige Leidenschaft?" — Während er solche Betrachtungen anstellt und sich das zu verkaufende Vieh betrachtet, erblickt er seinen Esel leibhaftig vor sich. Er stutzt, traut seinen Augen nicht, besieht ihn von hinten und vorn. Es ist und bleibt sein Esel. — Endlich bleibt er stehen, zupft den Esel am Ohr und ruft voll Wehmuth: „Du! du! hast du wieder gespielt?"

Studenten-List. Wenn's in die Ferien geht, ist manchem Musensohne das Herz schwer und der Beutel leicht, und unter solchen sehr üblen Auspicien fuhr auch Bruder L... von H. zu Fuße nach Haus. Bis nach Fr . . . t halfen ihm die andern, denselben Weg ziehenden und noch nicht abgebrannten Studio's gern aus, wie dieses denn regelmäßig geht und nach altem Brauch und guter Sitte gehen muß, allein in F. trennte man sich, und L. blieb seinem Schicksale überlassen. — Nach burschikoser Weise soll man in Geldes-Nöthen nur immer in dem ersten Gasthause kneipen und dieses that auch L.; er ließ es sich einige Tage recht gut gefallen und wäre recht gern noch länger geblieben, wenn diesmal die Ferien nicht zu kurz gewesen wären. Endlich dachte L. an's Scheiden und durch diesen finstern Gedanken entwickelte sich dann noch ein zweiter, noch weit finsterer, als dieser, nämlich die Berichtigung der Zeche, wozu er eben keine Aussichten hatte. — Ist dem Burschen das Messer an dem Hals, so hilft ihm regelmäßig Freund Komus aus der Patsche, so auch bei L.; während er sich den Kopf zerbricht, wie er erkneifen soll, tritt eine Bande Musici, die regelmäßig nach C. in's Bad gehen und sich unterwegs durch ihre Kunst durchschlagen, in das Wirthszimmer. L. ging auf sie zu und schloß einen Contract mit ihnen, daß sie den Abend während der Tafelzeit spielen sollten, wofür sie zehn Reichsthaler haben sollten und es auch zufrieden waren. — Den Abend erschienen die Musici, machten zu aller Anwesenden Zufriedenheit Musik und brachten durch Beihülfe des Studio, der Alles dazu anwandte, eine so fröhliche Stimmung in die Gesellschaft, daß mancher ein Gläschen mehr trank, als er vertragen konnte. — Diese gute Stimmung benutzte L., er ließ sich vom Kneipier einen Louisd'or geben, legte diesen auf den Teller und ging so bei den Gästen unter dem Bemerken, es sei für die Musik, herum. Wein, Musik und Fröhlichkeit hatten alle Herzen aufgeschlossen, und mancher Thaler flog auf den Teller, so daß L. einige dreißig Thaler zusammengebracht hatte; er ließ den Musicis, seinen Nothhelfern, einen sehr honetten Abendfraß reichen, wobei diese seine Gesundheit noch tranken, zahlte ihnen die zehn Thaler, die sie mit Dank empfingen, berichtigte den andern Tag seine, zum eigenen Erstaunen angewachsene Zeche und behielt noch einen Louisd'or auf den Weg.

Studenten-Scherz. Ein Student wohnte in einem Gasthause und hatte durch seine lustigen Schwänke viele andere Gäste herbeigezogen und dem Wirthe bedeutenden Nutzen verschafft. Er wollte abreisen; der Wirth brachte ihm die Rechnung und sagte: „Damit Sie sehen, wie dankbar ich bin, so streiche ich die Hälfte der Rechnung." — „Und damit auch Sie sehen, daß ich nicht hinter Ihnen zurückbleibe, so streiche ich die andere Hälfte," sagte der Student. Der Wirth lachte und war es zufrieden.

Studenten-Streiche. Eine ganze Societät Studios, sämmtlich von dem lieben Gelde entblößt, zogen unter Sang und Klang dem väterlichen Herde zu, und obgleich die Mittel nicht in Fülle vorhanden waren, so wurde sich doch durchgeschlagen. In H. ging es ihnen aber fast an den Kragen, hier war kein Bekannter, kein Verwandter oder sonst ein fideles Haus, was unsere vagirenden Studios aufgenommen hätte, so, daß ihnen nichts übrig blieb, als in der Kneipe zu übernachten. Der Musensohn kennt keine Sorgen, die Gegenwart gehört sein, was kümmert er sich deshalb auch um die kommende Stunde; so machten es auch unsere pauperes Studios, es wurde flott gezecht, honorig geschlafen, gefrühstückt u. s. w. — Endlich war es Zeit zum Aufbrechen. „Herr Wirth, was sind wir schuldig?" rief einer der Gesellschaft, in einem recht viel Geld verrathenden Tone und griff in die Tasche. — „Halt," schrie ein Zweiter, „das leide ich nicht, daß Du bezahlst, ich thue es." — „Nein, das geht nicht, ich zahle," rief ein Dritter; „da wird nichts daraus," sagte darauf ein Vierter, „ich zahle Alles," und so gab es einen Haupt-Skandal, da alle zahlen wollten. „Ich will Euch einen Vorschlag machen, wie die Sache entschieden werden soll," nahm der älteste Bursche das Wort; alle waren es zufrieden. „Einem werden die Augen zugebunden, und derjenige, welchen er greift, zahlt die Zeche; seid Ihr es zufrieden?" Es folgte allgemeines Zustimmen und schon sollten Einem die Augen verbunden werden, als man den Einwurf machte, daß auf diese Art der mit verbundenen Augen auf jeden Fall frei von der Zeche sei. Das hatte ganz seine Richtigkeit und man kam deßhalb überein, den dabeistehenden Wirth, der es auch zufrieden war, zur Blindekuh zu machen. — Dem Wirth wurden die Augen verbunden und die Studios, indem sie den im Zimmer befindlichen Gästen einen Wink gegeben, schlichen auf den Zehen so geräuschlos als möglich aus dem Zimmer und kniffen ex. Der Wirth suchte und suchte, konnte aber lange keinen greifen, endlich faßte er seinen Mann gleich an der Thüre, und mit einem Freudengeschrei: „Ha! Sie zahlen die Zeche!" zog er das Tuch von den Augen weg, allein, wie riß er diese auf, da er statt seines Mannes seine Frau und theure Ehehälfte am Kragen hatte, und die Vögel ausgeflogen waren. — Den Ausgang der Sache erzählte der Kneipier

selbst den Studios, als diese mit dem Gehörigen befrachtet, ihren Rückzug zum Musensitz machten und ihre Zeche bezahlten, denn unbezahlt läßt kein deutscher Bursche seine Schulden.

Studenten-Streiche. Mehrere Studenten badeten sich einst auf ihrer Ferienreise in einem ziemlich fern von einem Dorfe gelegenen Bache. Da schon einige Tage bei ihnen Schmalhans Küchenmeister gewesen, so machte es Ihnen keine geringe Freude, als sie zwölf Enten den Bach herabschwimmen sahen, die sie sofort als gute Beute erklärten. Vergebens harrte der Eigenthümer dieser Enten auf ihre Zurückkunft; erst spät am Abend kam der Enterich ganz allein auf das Haus zugewackelt und wies seinem Herrn ein Täfelchen, auf welchem dieser nicht ohne Verwunderung die Worte las:

Wir alle zwölf Enten
Geriethen unter die Studenten,
Ich, die größte ganz allein
Bring von den andern den Todtenschein! —

— Als Student durchstrich ich bei Gelegenheit einer Ferienreise die Dübener Haide. Es gesellte sich zu mir ein ehrlicher Leinweber aus Schmiedeberg, welchem es sehr erwünscht kam, den öden Weg in Gesellschaft zurücklegen zu können. Er erzählte mir seinen ganzen Lebenslauf unaufgefordert, um, wie er sich ausdrückte, sich durch Sprechen den Weg zu verkürzen. Nachdem er seine, zum Theil sehr uninteressante Erzählung beendet hatte, sollte auch ich ihm erzählen, welchen Wunsch er durch die Frage: „Was hat hä denn für ein Metier?" zu erkennen gab. In einer barocken Anwandlung sagte ich: „Gerade herausgesagt, ich bin ein Schinderknecht." — Der arme Leinweber gerieth darob in großen Schrecken, rief mir, sich nach der andern Seite des Weges hinziehend, halb mitleidig halb voll Entsetzen zu: „Du lieber Gott! das muß ja auch sein," und verschwand sehr bald im vollen Galopp meinen Blicken.

Ein **Student** kam von der Universität in seine Heimath. Als sein Vater ihn fragte, wie sein Examen ausgefallen sei, antwortete er: „Sehr gut, so vortrefflich, daß ich dasselbe auf allgemeines Verlangen wiederholen muß."

Studentenreim.

Ein gutes Buch ist ein wahrer Schatz —
In Nöthen dient es als Versatz.

Wie die **Studenten.** Ein Dorflehrer, der schon mehrere Mittel, seine Schulkinder in Ruhe zu erhalten, versucht hatte, sprach zu ihnen: „Knaben, sitzet einmal wie die Studenten, nämlich aufgerichtet mit untergeschlagenen Armen.“ Das Wort: „wie die Studenten,“ half, und sein Befehl wurde schnell vollzogen. Ein Knabe aber verblieb in seiner bequemen lümmelartigen Stellung. Vom Lehrer gefragt, warum er nicht auch sitzen wolle, wie die Studenten, antwortete er ganz phlegmatisch: „Ich brauch' das nicht, ich werd' ein Schuster!“

Die verpfändete **Studentenparole.** Ein Leipziger Jude befand sich nebst einigen Andern auf einem Kaffeehause, wo auch mehrere Studenten beisammen waren. Er gebrauchte zu wiederholten Malen bei seinem Gespräche die Betheuerung: „Auf Studentenparole!“ — Da dieß den Studenten bald auffallen mußte, so trat ihm endlich einer zu Leibe, und fragte ihn, wie er dieß meine? — „Wie soll ich's meinen?“ versetzte gelassen der Israelit, „einer von Ihnen hat neulich seine Parole für zwei Louisd'or bei mir versetzt. Damit sie nun nicht müßig bei mir liegen möge, so pflege ich sie mitzunehmen, wenn ich ausgehe.“

Der **studirte** Pfarrer. Ein Pfarrer, der, so wie es sein sollte, las, dachte und forschte, hatte die Gewohnheit, Freitags und Sonnabends besonders auf seine sonntägige Predigt zu denken, und solche genau zu concipiren. Es ereignete sich nun öfters, daß die Bauern an diesen Tagen etwas bei ihm anzubringen hatten; aber Niemand wurde vorgelassen, sondern es hieß dann immer: „Der Herr studirt.“ Die Bauern, welche endlich des Abweisens müde waren, gingen an den Bischof, und baten, diesen Pfarrer abzusetzen, und ihnen einen zu geben, der schon studirt hätte.

Menschliche **Stufenleiter.** In unserem siebenten Jahre beherrscht uns die „Leidenschaft,“ im vierzehnten die „Einbildungskraft,“ im einundzwanzigsten die „Liebe,“ im achtundzwanzigsten der „Geist,“ im fünfunddreißigsten der „Wille,“ im zweiundvierzigsten der „Ehrgeiz,“ im neunundvierzigsten die „Vernunft,“ im sechsundfünfzigsten die „Erfahrung,“ im dreiundsechzigsten die „Erinnerung,“ im siebenzigsten die „Reue,“ im siebenundsiebenzigsten das „Alter,“ im vierundachtzigsten die „Krankheit,“ im einundneunzigsten die „Furcht vor dem Tode“ und im achtundneunzigsten der „Tod.“

Ein Mann hatte eine **stumme** Frau, und lebte daher sehr glücklich mit ihr. Eines Tages brach, während er nicht zu Hause war, bei ihm Feuer aus. Die Frau erschrak so, daß sie die Sprache wieder bekam. Der Mann kam nach Hause, die Frau läuft ihm freudig

entgegen, und ruft: „ich rede! ich rede!“ der Mann schwieg; er hatte jetzt vor Schreck die Sprache verloren.

Der **Stumme.** Eine junge Dame begegnete einen Bettler, der sich für stumm ausgab. Sie gab ihm ein Almosen und fragte ihn, wie lange er schon stumm sei. Statt daß er, wie sie erwartete, mittelst Zeichen antworten würde, sprach er deutlich: „'s sind jetzt zwei Jahre.“

Die **stumme** Sprechende. „Sie sind doch nicht getödtet worden?“ fragte ein junger Mann seine durch einen heftigen Donnerschlag erschreckte und ohnmächtig gewordene Geliebte. — „Ach nein,“ war die Antwort, „ich habe nur die Sprache verloren!“

Der **Stumme** erzählt. In Raff's Naturgeschichte erzählt der Maulwurf von sich selbst: „daß er wirklich stumm sei.“

Kurze **Stunde.** Ein Clavierlehrer sagte vor einigen Tagen zu einem Bekannten, mit dem er im Gespräche bei einem Hause angekommen war: „Freundchen, warten Sie einen Augenblick, ich gehe nur hier hinauf, um eine Stunde zu geben.“

Keine **Stunde.** Ein Schullehrer entließ die Schulknaben mit den Worten: „Heute ist von 3 bis 4 keine Stunde.“

Sturm — heißt die Witterung nach dem Sonnenschein der Flitterwochen.

Der **Sturz** des Hauses Borotin. Ein Schauspieldirector gab die Ahnfrau von Grillparzer, und hatte den geistreichen Einfall, noch einen zweiten Titel: „Der Sturz des Hauses Borotin“ jenem hinzuzufügen. Wider Erwarten war das Haus gut besetzt. Als die Gardine zum letzten Mal gefallen war, schienen mehrere Zuschauer noch auf etwas zu warten; endlich fragte einer derselben einen Schauspieler sehr ernsthaft: „Hören Sie, stürzt denn das Haus Borotin noch nicht ein?“

Stutzer-Maximen. 1) Stets ja — und nicht nein zu sagen. 2) Ueber Nichts — viel zu sprechen. 3) Gute Miene zum bösen Spiel machen. 4) In jedem Augenblicke die Worte: göttlich — trefflich — himmlisch — entzückend — zu dienen ꝛc. — auf der Zunge haben. 5) Lächeln, — wenn sich Gähnen einstellt. 6) Einige Dutzend bon mots fortwährend in Bereitschaft haben. 7) Drei bis vier Tassen Thee — mit und ohne Zucker — zu trinken. 8) In allen Journalen

und Blättern bewandert sein. 9) Theater und Concerte besuchen. 10) Anders sprechen — als denken. 11) Etwas 50 Mal mit andern Worten sagen. 12) Wissen — wo Fräulein W. das neue Kleid gekauft — und Fräulein R. den Schnupfen bekommen.

Stutzer-Arten. Wenn der junge Herr besonders zart und zierlich ist, und zimperlich wie eine Maid thut, nennen wir ihn Modepuppe, und affectirt er dabei noch englische Bornirtheit, so trifft ihn bezeichnend das Kraftwort: „Zierbengel."

Ein amerikanisches Blatt giebt folgende ergötzliche Anweisung zur **Stutzer-Sommertracht.** — Ein leichtes Schielen mit dem linken Auge; die rechte Hand im Busen; der Daumen und Zeigefinger spielen leise mit der Uhrkette. Der Hut muß auf fünf Haaren sitzen; am linken Schlaf sieht das seidene Taschentuch ein klein wenig hervor. Der Backenbart sei lang, und über das halbe Gesicht müssen die Ohrlocken herabhangen. Unter dem linken Arme kann ein leichtes Rohr getragen werden; so oft Sie einem Gläubiger begegnen, müssen Sie es mit Geschick wirbeln, und in der Luft kreisen lassen. In solchen Fällen richte sich der Blick gedankenvoll und unverwandt auf die Wolken, und der Schritt sei eilig und geschäftig. Begegnen Sie einer Dame, so werde die Oberlippe anmuthig gekräuselt; haben Sie schöne Zähne, so falle Ihnen urplötzlich eine komische Idee bei, die ein breites Lächeln erregt. Sehen Sie einen armen Bekannten, so bücken Sie sich, und schnellen mit dem Finger den Staub von ihrem Beinkleide; auch können Sie einen Augenblick stehen bleiben, und ein Gemälde oder einen Kupferstich betrachten, wenn ein solcher in der Nähe ist. Er wird vorbeigehen, wie jeder andere Alltagsmensch. Tragen Sie immer eine Tasche voll Bimsstein mit sich, um ihn den Schneiderburschen in die Augen zu streuen, wenn Sie auf andere Weise sie nicht loswerden können.

Als der nachher sehr bekannte Schriftsteller **Suard** nach Paris kam, fühlte er die Nothwendigkeit, sich um ein Amt zu bewerben. Er war von der Madame Geoffrin an einen Machthaber empfohlen worden, aber dieser empfing ihn auf eine unhöfliche Art und Suard wollte ihm seine Aufwartung nicht wieder machen. Dies nahm die Madame Geoffrin übel und sagte zu ihm: „wenn man kein Hemde hat, so muß man nicht stolz sein." — „Gerade dann," erwiederte Suard, „muß man Stolz haben, um doch etwas zu haben."

Subtilitäten. Die griechischen Epigramme strotzen von Uebertreibungen aller Art. Einige der interessantesten sind nachstehende: Hermon war so dünnleibig und gewandt, daß es ihm eine Kleinigkeit

war, durch ein Nadelöhr nicht nur zu schlüpfen, sondern im schnellsten Fluge durchzuspringen. — Demas spazierte auf den Spinnenweben keck und lustig einher und ergötzte sich auf denselben mit mancherlei gymnastischen Uebungen. Diese Vermessenheit mußte er aber theuer bezahlen, denn einst, als er auf dem Gewebe sich tanzend unterhielt, siehe, da kommt die entrüstete Spinne, spinnt ihm einen Faden um den Hals, schnürt dem Frevler damit die Kehle zu, zieht ihn so in die Luft und erwürgt ihn. Sospater war von so subtiler Constitution, daß ihn kein Mensch wahrnehmen konnte; er bestand fast nur aus Geist und Athem. — Marculus war so klein, daß er mit seinem Kopfe ein Sonnenstäubchen durchlöchern, ja durch die gemachte Oeffnung mit seinem ganzen Leibe kriechen konnte. — Dajus war so leicht, daß er sich bleierner Fußsohlen bedienen mußte, um nicht in die Luft fortgetrieben zu werden. — Proculus wollte einmal Feuer anblasen, das Wagstück lief aber schlimm ab, denn es ergriff ihn der entstandene Rauch und entführte ihn zum Schornsteine hinaus.

Sündfluth. Des gefeierten Friedr. Schneiders Oratorium, „die Sündfluth," sollte zum ersten Mal in Dessau aufgeführt werden. Der Andrang der Menschen war so groß, daß die Schloßkirche möglichst räumlich gemacht werden mußte. Bei dieser Vorbereitung entstand im Innern der Kirche Feuer; schon qualmte und dampfte es zu den Fenstern hinaus, und Alles eilte, dem stärkeren Ausbruche zuvorzukommen. Ein gewisser Herr J. saß vor seiner Thür und fragte einen Vorübereilenden: „Nu, was gibt's, wohin rennen Sie?" — „Ei, Herr J., wissen Sie nicht, haben Sie nicht gehört? es ist Feuer in der großen Kirche." — „Nu," sagte Herr J., „so geht zum Kapellmeister Schneider, und sagt, er solle seine Sündfluth loslassen, — so wird's Feuer schon ausgehen."

Sully und die Höflinge. Der berühmte Sully kam in seiner altväterischen Tracht mit seinem großen Barte zu dem Könige Ludwig XV., der seinen Rath in einer wichtigen Angelegenheit verlangte. Die jungen Hofleute spotteten über seinen Anzug, und als er den Einfällen dieser Hofschranzen eine Weile zugehört hatte, verlor er endlich die Geduld, und sagte überlaut zum Könige: „Sire! wenn Ew. Majestät Vater mir die Ehre erwies, sich mit mir über Staatsgeschäfte zu besprechen, so jagte er zuvor die Possenreißer und Gaukler zum Zimmer hinaus."

Der Titel des **Sultans** — ist: „Ich, Diener der edelsten Staaten und Sitze, der glücklichsten Länder und Städte, welche die Kibla der Welt und der Hochaltar des Menschengeschlechts sind, der hochverehrten Mecca und der erlauchten Medina, der heiligen Jerusalem

und des darin geweihten Umfangs, der Moschee Alakßa, der Herrscher der drei großen Residenzen, welche mit Eifersucht in die Herzen der Könige glänzen, von Istambul, Edrene und Brussa, Herrscher derselben und Herr von Syrien, dem paradiesischen, von Aegypten, dem einzigen und unvergleichlichen, von ganz Arabien, Afrika, Barka, Kairewan, Haleb, dem arabischen und persischen Irab, Lassa, Dilem, Rakka, Mosul, Scherfol, Diabekr, Sulkadrije, Erzerum, Siwas, Adna, Karaman, Wan Mauritanien, Abyssinien, Tunis und den beiden Tripolis, von Cypern, Rhodos, Creta, Morea, dem weißen und schwarzen Meere sammt allen Inseln und Gestaden, den Ländern Anatolis und Rumilis, von Bagdad, dem Hause des Heils, von ganz Kurden- und Griechenland, der Türkei und Tartarei, Tscherkassiens und der Kabardei, Georgiens und Detscht, Kliptschaks, von allen in der dortigen Gegend zur Tartarei gehörigen Orten und Stämmen, von ganz Bosnien, Belgrad, dem Hause des heiligen Kriegs, von Servien mit allen seinen Festungen und Schlössern, von ganz Albanien, von der Walachei und Moldau und allen herumliegenden Päßen und Festungen; Ich, der gerechte Padischa und siegreiche Schehinschah, zahlloser Orte und Städte, Sultan, Sultans Sohn, Khakan, Khakans Sohn, Sultan ꝛc. ꝛc., Ich der Schah, dessen Herrschaftsdiplom mit dem erhabenen Namenszuge des Herrschers zweier Welttheile bezeichnet und verziert, und dessen Kaliphatspatent mit dem herrlichen Titel des Herrn zweier Meere geschmückt ist."

Lady **Sundon** verschaffte Jemandem eine einträgliche Stelle bei Hofe, gegen ein Geschenk von köstlichen Ohrringen mit Brillanten. Die Sache blieb nicht verschwiegen, man sprach überall von dieser Bestechung, aber dies hielt die Dame nicht ab, ihre Ohrringe beständig zur Schau zu tragen. — In einer Gesellschaft machten mehrere Damen über dies Betragen der Lady Sundon bittere Glossen. — „Aber mein Gott!" nahm Lady Wortlay Montague das Wort, „wie kann man daran einen Anstoß nehmen. Lady Sundon handelt ganz consequent, wo Wein zu haben ist, hängt man Kränze aus."

Suppe. In Schweden pflegt man die Suppe zu Ende oder in Mitte der Mahlzeit vorzusetzen.

Der eindringliche **Supplicant.** Ein Landmann wollte seinem Fürsten eine Schrift überreichen, konnte aber vor den vielen vornehmen Herren nicht zu ihm gelangen. Endlich des Wartens müde, theilt er rechts und links tüchtige, aber freundschaftliche Rippenstöße aus, und schreit seinen Vormann an: „Weg do, des ist mein König so guat wia der soin."

Suwarow war im Begriffe (23. Sept. 1799), den eisigen Gipfel des St. Gotthard zu ersteigen; da sank auf einmal vielen seiner Heergenossen der Muth und sie weigerten sich, vorwärts zu rücken. Da weder Ermahnungen, noch Strafen zu fruchten schienen, ließ der Marschall mitten im Wege eine Grube graben und legte sich nackt und ausgestreckt, wie ein Abgeschiedener, hinein. „Nun begrabt mich!" rief er aus der Grube hinauf, „begrabt Euern Vater, den Ihr verlassen wollt, und dem nun nichts weiter übrig bleibt, als — sterben. Noch diesen Abend werde ich bei St. Nicolaus im Himmel speisen. Er wird mich fragen, wie ich so unvermuthet hierher gekommen sei. Ich werde ihm antworten: Meine Grenadiere wollten mich verlassen und im fremden Lande den grimmigen Feinden Preis geben. Da bin ich lieber gestorben, als daß ich eine solche Schmach hätte überleben mögen." — Mit Wehgeschrei und Strömen von Thränen stürzten die Grenadiere herzu, zogen den Marschall aus der Grube, flehten, daß er sie sogleich gegen die steilsten Gipfel des furchtbaren Berges führen möchte, um den Feind hinunter zu werfen.

Suwarow, der Erstürmer von Praga, erhielt vom Fürsten Potemkin den Befehl, die türkische Festung Ismail, welche den russischen Waffen schon lange widerstanden hatte, einzunehmen. Da der Commandant von keiner Uebergabe hören wollte, so machte Suwarow Anstalten zu einem Sturme, versprach den Siegern die Plünderung der Stadt, und ertheilte zugleich den Befehl, keinen Pardon zu geben. Den Abend vor dem Sturme sagte er zu seinen Soldaten: „Morgen früh, eine Stunde vor Tage, werde ich aufstehen, werde beten, mich waschen, mich anziehen, werde dann krähen wie ein Hahn, und man stürmt nach meiner Anordnung!" Er that dies wirklich, krähte wie ein Hahn, und man stürmte. Sein Rapport von Ismail an die Kaiserin lautete: „Ehre Gott und Ehre Euch! Die Festung ist genommen, und ich bin darin". Acht Tage brauchte man, um die Gefallenen zu begraben.

Als **Suwarow** zum Feldmarschall ernannt worden war, wollte er diese Auszeichnung auf seine Weise feiern. Er ließ daher in einer Kirche hintereinander und mit den Zwischenräumen so viele Stühle aufstellen, als sich ältere Generale im Dienste befanden. Hierauf kam er in Hemdärmeln in die Kirche und sprang über einen der Stühle nach dem andern weg, um anzudeuten, daß er seine Rivalen eben so übersprungen habe. Nachher legte er die Marschalls-Uniform an, bedeckte sich mit seinen zahllosen Orden, und lud die erstaunten Priester ein, ein Te Deum zu singen.

Als der Feldmarschall **Suwarow** 1799 bei der russisch-österrei-

chischen Armee in Italien eintraf, erfuhr er, daß der französische General Scherer den Heerbefehl an Moreau übergeben habe und nach Paris zurückgekehrt sei. „Auch hier," sprach Suwarow, „erkenne ich die Hand der Vorsehung; einen Charlatan zu besiegen, hätte uns wenig Ehre gemacht; Lorbeeren, einem Moreau entrissen, werden frischer blühen und grünen."

Suwarow war ein außerordentlicher Mensch. Schmächtig und mager von Gestalt, von Jugend auf kränklich, hatte er dennoch durch Abhärtung, besonders durch kaltes Baden, eine feste Gesundheit erhalten. Er schlief auf einem Stroh- oder Heulager unter einer leichten Decke, und begnügte sich mit gemeiner Soldatenkost. Diese Lebensweise behielt er auch bei, als er den höchsten Gipfel seines Glückes erreicht hatte. Seine ganze Garderobe bestand aus seiner Regimentsuniform und aus einem Schafpelze. Durch Mäßigkeit und Thätigkeit erhielt er selbst im Alter sein Jugendfeuer. Strenge befolgte er die äußeren Vorschriften seiner Religion, und hielt darauf, daß dies eben so pünktlich von seinen Untergebenen, denen er an Sonn- und Festtagen Vorlesungen aus Erbauungsschriften hielt, geschah. Nie gab er das Zeichen zur Schlacht, ohne ein Kreuz zu machen, und das Bild des heiligen Nikolaus zu küssen. In seinen Beschlüssen unerschütterlich, war er treu seinen Versprechungen und durchaus unbestechlich. Im Reden und Schreiben erkünstelte er einen lakonischen Styl, und faßte häufig seine Befehle in Knittelversen ab. Wohlbekannt mit mehren neuen Sprachen, ließ er sich doch nie auf einen politischen oder diplomatischen Briefwechsel ein, und pflegte zu sagen, daß die Feder der Hand eines Soldaten nicht anständig sei. Allein auch große Geister können irren, und es ist wohl kein Tadel, wenn man von einem tapferen Krieger sagen kann: Er führt die Feder eben so gut, als den Degen. Durch sein gemeines und rohes Betragen, das für Jovialität galt, durch seine Verachtung alles Aufwandes und seine Furchtlosigkeit wurde er der Liebling seiner Soldaten. Doch waren manche Officiere seine heimlichen Feinde wegen der strengen Zucht, auf die er hielt. Sein Grundsatz war, daß der General an der Spitze, und nicht an der Ferse seines Heeres sein müsse. Nach seiner Aeußerung bestand seine ganze Taktik in den Worten: „Vorwärts und schlage!" Dessenungeachtet hatte er taktische Kenntnisse, nur das Kleinliche und Pedantische konnte er nicht leiden. Als Kaiser Paul seine Truppen umformte und ihnen Zöpfe und Locken gab, sagte Suwarow: „Zöpfe sind keine Piken, und Locken keine Kanonen." — Seine Adjutanten mußten ihn, wenn er sich bisweilen vergaß, im Namen des Feldmarschalls Suwarow Erinnerungen machen. Einmal prügelte er einen Soldaten wegen eines Dienstfehlers, und ein Adjutant rief ihm zu: „Der Feldmarschall Suwarow hat befohlen, daß

man sich nicht von seinem Zorne beherrschen lassen soll!" „Wenn er Das befohlen hat, so muß man gehorchen," erwiederte Suwarow, und ließ sogleich ab.

Auf einer Reise, die der Feldmarschall **Suwarow** machte, kam er in eine kleine Stadt und stieg in einem, der Hauptwache gegenüber liegenden Gasthofe ab. Der wachthabende Officier war nicht gleich bei der Hand, um ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu erweisen. Nach einer Weile kam er. Suwarow rief ihm zu: er solle zur Strafe seiner Unachtsamkeit so lange unter freiem Himmel stehen, bis der Hahn krähe. Der Officier gehorchte, und hatte schon einige Stunden in grimmiger Kälte wie eine Mauer gestanden, als eine Gesellschaft von Frauenzimmern, die sich im Gasthof befand, den Feldmarschall mit Bitten bestürmte, dem jungen Helden, der nicht übel gebildet war, die Strafe zu erlassen. Suwarow weigerte sich lange, doch endlich riß er das Fenster auf, legte sich weit hinaus, und rief, die Stimme der Hähne nachmachend: „Kikeriki! kikeriki!" Sogleich ging der Officier von seinem Strafposten in's Wachhaus zurück.

Suwarow's Lakonismus. Der russische General Suwarow berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Eroberung von Praga mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow. Die Kaiserin war bei dieser Gelegenheit freigebiger mit Auszeichnungen, als mit Worten, und antwortete: „Bravo, Herr Generalfeldmarschall!"

Swift. „Die Luft ist hier zu Lande sehr gut", sagte Lady Carthlerigh zu Swift, als sie in Irland war. Der Spötter kniete sogleich nieder und sagte: „Ich bitte Sie bei allem, was heilig ist, sagen Sie das in England nicht, wenn Sie uns nicht eine neue Abgabe zuziehen wollen."

Der Dr. **Swift** (geb. zu Dublin 1667, gestorben 1745) war zur Freude geschaffen. Aber eine unglückliche Leidenschaft versenkte ihn in eine Traurigkeit, die ihn in's Grab hinabzog. Man erzählt die Sache so: Der Ritter Temple war Swifts Vater. Er wurde im väterlichen Hause erzogen, wo er zum ersten Mal die schöne Stella erblickte, die daselbst mit ihrer Mutter Miß Johnson lebte. Swift wußte nicht, daß die Letztere seit mehreren Jahren die Maitresse des Ritters war. Sie gab sich für die Wittwe eines Handelsmannes aus, der nach manchem in England erlittenen Unglück sich nach Holland begeben und da seine Laufbahn beschlossen hatte. Miß Esther oder Stella war vierzehn Jahr, hatte eine einnehmende Gestalt und viel feine Geistesbildung. Sie wurde dem Dr. Swift mit des Ritters Bewilligung übergeben und nach Dublin geschickt, um da ihre weitere

Ausbildung zu erhalten. Die ganze Philosophie unsers Swift scheiterte an den Reizen der schönen Schülerin; er verliebte sich in sie, fand Gegenliebe, und soll sie sogar im Jahre 1716 geheirathet haben. Während beide Gatten in der größten Vertraulichkeit lebten, erhielt Swift einen Brief; und seit diesem Augenblick umwölkte sich seine Stirn, Unruhe nahm in ihm überhand und sein Betragen verfiel in's Sonderbare. Stella selbst versank in die finsterste Schwermuth. Ein Wort wird dieses Räthsel lösen. Swift war der Bruder der Stella, beide waren Kinder des Ritter Temple. Die unglückliche Gattin überlebte nicht lange die traurige Aufklärung, die sie nie hätte erhalten sollen.

Ein Advocat befand sich einst mit **Swift** in Gesellschaft und kam auf den unglücklichen Einfall, diesen schrauben zu wollen. — Unter Anderem fragte er ihn: „Vorausgesetzt, Doctor, die Geistlichkeit und der Teufel hätten einen Prozeß mit einander, welche Partei, glauben Sie wohl, würde gewinnen?“ — „Der Teufel, das versteht sich,“ antwortete Swift, „denn der hat alle Advocaten auf seiner Seite.“

Der Dechant **Swift** hielt jährlich zu St. Patrik in Dublin eine Predigt zum Besten der Armen, worin er seine Zuhörer zu milden Gaben aufforderte, und es waren an den Thüren der Kirche Becken gestellt, in welche Jeder, beim Herausgehen, nach Gefallen sein Scherflein einlegen konnte. Einst hatte Swift eine sehr lange Predigt an diesem Tage gehalten; man machte in Dublin darüber allgemein seine Glossen, und es konnte nicht fehlen, daß er dies erfuhr. Als er das Jahr darauf zu dem nämlichen Zwecke die Kanzel betrat, so begann er also: „Wer den Armen giebt, dem wird tausendfältig vergolten werden.“ So steht es geschrieben, meine christlichen Zuhörer. Ihr habt nun die Bedingungen dieser Anleihe vernommen; wenn sie Euch gefallen, und Euch die Sicherheit genügt, so entledigt Euch des schnöden Mammons. Amen!“ Dies war die ganze lakonische Predigt, aber sie hatte die heilsame Wirkung, daß eine sehr große Summe für die Armen einkam.

Swift wird von seinen Freunden um eine gute Schlafstätte betrogen. Eine Anzahl guter Freunde, unter denen sich auch Swift befand, machten zuweilen gemeinschaftlich einen Ausflug auf's Land, gewöhnlich zu Fuß. Sie trieben oft ihren Scherz mit einander und Swift war gewöhnlich die Zielscheibe ihrer Neckereien. Einst beschloß die ganze Gesellschaft eine Wanderung nach dem Gute eines Lords, zwölf englische Meilen von London. Alle waren gute Fußgänger, aber Swift eilte doch bald allen übrigen vor, in der Absicht, sich bei seiner Ankunft das beste Bett auszuwählen. Da sie dieß merkten,

nahm einer von der Gesellschaft ein Pferd und kam auf einem andern Wege lange vor Swift im Landhause des Grafen an. Er sagte diesem Swifts Vorhaben und man beschloß auf jeden Fall, ihn aus dem Hause auszuschließen. Swift hatte nie die Blattern gehabt und scheute sich sehr vor Ansteckung. Kaum nahte er sich dem Hause, so schickte man einen Bedienten, ihm zu melden, daß die Kinder des Grafen die Pocken hätten. Swift wagte sich nun nicht ins Haus und die Bedienten machten ihm daher den Vorschlag, sich am Ende des Gartens in ein Lusthaus einzuquartieren und dort in einem schlechten Feldbette zu schlafen. Dahin zog sich auch der besorgte Swift zurück und erhielt dort ein frugales Abendessen von kalter Küche, während die übrige Gesellschaft im Schlosse schmauste. Den Tag darauf erbarmte man sich seiner, erzählte ihm den Streich, den man ihm gespielt hatte und erlaubte ihm, in die Gesellschaft zu kommen, doch mußte er versprechen, bei solchen Reisen nie wieder das beste Bett in Beschlag nehmen zu wollen.

Der berühmte **Swift** kehrte auf einer Fußreise von Dublin nach London in ein Wirthshaus auf der Landstraße ein, das zum Zeichen drei Kreuze im Schilde führte. Er forderte ein Frühstück; da aber die Wirthin ihn für keinen Gast von Bedeutung hielt, so überhörte sie seine Bestellung, war nur bedacht, andere bekanntere Gäste zu bedienen, und schalt ihren Mann auf das heftigste aus, der sie auf diese Nachlässigkeit aufmerksam machte. Swift sah sich also genöthigt, unbefriedigt seine Reise fortzusetzen. Aergerlich zog er seinen Ring vom Finger, und kritzelte mit einem Diamanten folgenden Reim in die Fensterscheibe:

An den Wirth.

Drei Kreuze sind das Schild an deiner Thür,
Häng' deine Frau dazu, so macht es vier.

Auf **Swift's** Fußreisen, auf welchen ihn gewöhnlich ein Diener in einiger Entfernung begleitete, pflegte er zu lesen, und vertiefte sich dabei oft so sehr, daß er Essen und Trinken, ja sogar sich auszuruhen vergaß. Ein alter irländischer Edelmann, der zwar in seiner Nachbarschaft wohnte, ihn aber nicht persönlich kannte, begegnete ihm auf einer derselben, und fragte den Bedienten, nachdem ihm derselbe Swift's Stand und Namen gesagt hatte, wohin ihre Reise jetzt gehe? „Geraden Weges gen Himmel," versetzte der Bediente. — Als der Edelmann seine Verwunderung hierüber zu erkennen gab, setzte jener hinzu: „Nichts natürlicher als das; mein Herr betet, und ich faste, und was meinen Sie, wohin gelangt man durch Beten und Fasten?" . . . Der alte Herr lenkte Beide vom Wege gen Himmel ab, indem er den Doctor auf sein Schloß führte.

Swift's Meinung von der Logik. Man gab dem berühmten Jonathan Swift behufs der Doctorwürde den Rath, vorzüglich die Werke über Logik zu studiren. Darauf entgegnete Swift: „Ich bin mit der Portion Vernunft völlig zufrieden, welche mir der Himmel verliehen hat, und ich will es der Zeit und der Erfahrung überlassen, sie zu kräftigen und gehörig zu lenken; ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, sie durch das abgeschmackte System jener Schriftsteller irre zu leiten."

Swift war gegen seine Dienstboten nicht tyrannisch, aber er hielt doch strenge darauf, daß man seinen Befehlen pünktlich gehorchte. Alle hatten daher genaue Anweisungen darüber erhalten, was sie thun sollten. Darunter war auch der Befehl, das jeder beim Ein- oder Austritt in seine Zimmer die Thüre zumachen sollte. — Eine seiner Mädchen bat ihn eines Tages um die Erlaubniß, daß sie ihre Schwester, die zehn englische Meilen entfernt war, besuchen dürfte. Swift ertheilte ihr nicht nur den Urlaub, sondern befahl auch, daß ein Knecht ein Pferd satteln, sich darauf setzen, und sie vor sich nehmen, und so an Ort und Stelle bringen sollte. — Das Mädchen, höchst erfreut darüber, verließ das Zimmer, ohne die Thür zuzumachen. Nach Verlauf einer Viertelstunde sandte der Dechant einen andern Bedienten zu Pferde aus, um das Mädchen zurückzuholen. Dieß geschah. Als die Zurückgebrachte zu ihm in's Zimmer trat, fragte sie ihn schüchtern: „Was befehlen Sie?" — „Nichts, als daß Ihr die Thüre zumacht," sagte Swift, „dann könnt Ihr Euren Weg wieder antreten."

Sylbenmaß. Meine Nachbarin, ein junges, munteres und sehr neugieriges Mädchen, beschlich mich jüngst, als ich am Pulte saß und emsig schrieb. Neben mir lag eine Tasche, in welcher, nebst anderen Werkzeugen, auch ein kleiner Maßstab steckte. „Was ist das?" fragte sie, indem sie ihn herauszog. — „Ein Maßstab!" antwortete ich." — „Ein Maßstab? Je, wozu brauchen Sie denn den? — Ach! ich weiß schon!" unterbrach sie sich selbst, „den brauchen Sie zum Sylbenmaß, wenn Sie Verse machen."

Jakob **Sylvius**, ein berühmter Professor der Anatomie zu Paris, der gewöhnlich nicht weniger als tausend Zuhörer hatte, gab seinen Leuten nichts als trockenes Brod zu essen, und ließ sich den ganzen Winter hindurch nicht einheizen. Wenn ihn fror, spielte er entweder Ball, oder trug ein großes Bund Holz von unten im Hause bis auf den obersten Boden.

Kein sicheres Symptom.

Die Magd: Wie geht's denn unserm Herren heut?

Der Arzt: Er phantasirt, spricht ganz zerstreut;
Ich denk' er wird's nicht lang mehr tragen.
Die Magd: Herr Doctor, das hat nichts zu sagen; —
Durch seine ganze Lebenszeit
Sprach unser Herr nie ganz gescheidt.

Synonymik. Auf dem Theater in Mailand sollte in einer komischen Oper ein Tenor-Sänger in einem Part auftreten, in welchem der Baß ihn „asino" schalt. — „Können Sie es denn nicht vermeiden," sagte bei der Hauptprobe der Tenor, der kein Italiener war, „mich einen Esel zu heißen und dem Gelächter Preis zu geben?" — „Nichts leichter als das," antwortete lachend der Buffo, „ich brauche nur statt asino — giumento (Maulthier) zu sagen." — „Was heißt giumento?" — „Es heißt ungefähr eben so viel als asino, aber es ist ein Ausdruck, den nur wissenschaftlich Gebildete verstehen." — Dabei blieb es. Die Vorstellung fand statt, die gefürchtete Stelle kam, der Buffo articulirte mit aller Klarheit eines italienischen Künstler-Organs: „Giumento!" — und das Haus bebte vom allgemeinen Gelächter. — „Verflucht!" rief der empfindsame Tenor, „muß denn der Henker heute lauter Gelehrte in's Theater führen?"

Syrup. Zwei Liebende luſtwandelten mit einander. Als der Fluß der Rede des Liebhabers erschöpft war, sagte er zu seinem Mädchen: „Ach, sage auch Du mir ein einzig süßes Wörtchen." Diese richtete den Blick gen Himmel und lispelte „Syrup."

T.

Der zwanzigste Buchstabe des deutschen ABC und wird mit stark ausgestoßenem Athem ausgesprochen.

Schon beim Buchstaben D ist dieses T und seine Verwechslung mit dem weichen D erwähnt worden, man kann sagen: Ich bin ein „Teutscher," wenn man sich vom großen Teut herschreibt, man kann aber auch sagen: Ich bin ein „Deutscher," wenn man den großen „Teut als Deut ausspricht, da wir a dato noch nicht wissen, wie wir Teuten deuten sollen.

Theodisco, ist eigentlich „diudisco"! und vielleicht stammen von dem guten Theodisco nur die vielen italienisch deutschen „Tedesco" ab, die in Deutschland sind.

Auch den Teufel kann man hart und weich aussprechen, es holt einen nicht gleich der „Teufel," wenn man sagt: „der Deibel". — Für die Norddeutschen ist es ein besonderes Glück, daß der Buchstabe T in seiner Aussprache das Getränk „Thee" bezeichnet, denn es bildete einst in den nordischen Theeabenden und Theekränzchen den stehenden Tribut von Referendariuswitzen.

Man konnte darauf rechnen, bei jedem T mit den durchsichtigen Butterschnittchen auch Theewitzbrödchen herumreichen zu sehen.

Frage. Wenn man Sie fragt, was Sie lieber haben, Kaffee oder Thee, wie drücken Sie die Antwort in Einem Worte aus?

Antwort. „Liberté" (Lieber Thee.).

Frage. Wenn Sie ein Frauenzimmer fragt, ob sie Ihnen Kaffee oder Thee anbieten darf, mit welchem mythologischen Namen antworten Sie?

Antwort. „Themis" (Thee, Miß!).

Frage. Mit welchem Männernamen drücken Sie den Wunsch aus, recht schnell Thee zu bekommen?

Antwort. „Theobald" (Thee o bald!).

Frage. Mit welchem Heldennamen sagen Sie, Sie wünschten, es sei Thee da?

Antwort. „Theseus" (Thee sei's.).

Frage. Mit welchem Frauennamen drücken Sie einen festlichen Thee aus?

Antwort. „Galathee" (Gallathee.).

Frage. Mit welchem Namen drücken Sie den Wunsch nach vielem Thee aus?

Antwort. "Theophil" (Thee o viel!).

Frage. Mit welchem Worte drücken Sie den Wunsch nach süßem Thee aus?

Antwort. „Thesis" (Thee süß!).

Frage. Mit welcher französischen Bäckerei verneinen Sie den Thee?

Antwort. „Paté" (pas Thée) u. s. w. mit Butterbemmen und Grazie in's Unendliche.

Zwischen dem harten T und dem weichen D hat der Deutsche noch ein juste milieu, das th nämlich, und so windet er sich im Leben zwischen nichtweich und nichthart mit dem Halbrohen durch.

M. G. Saphir.

Der werthvollste **Tabak**. Als wir vor einigen Monaten — wird in einem französischen Journale erzählt — in der Gegend von St. Madé uns befanden, begegneten wir einem alten Weibe mit männlicher Physiognomie, runzligem Gesicht, die uns Folgendes aus ihrem Leben erzählte: Zu fünfzehn Jahren hatte ich einen Corporal der Gendarmerie geheirathet, der in Aegypten starb. Ich trat dann als Marketenderin in das 105. Linienregiment, machte die Feldzüge von Austerlitz und Wagram mit, und war bei den Unglücksfällen in Rußland zugegen. Ich war auch bei Waterloo. Wir hatten Tags vorher die Schlacht bei Ligny gewonnen. Die Alliirten waren in Unordnung gerathen. Ich war zufrieden, aber ich hatte keinen Schnupftabak, und ohne Schnupftabak kann ich nicht glücklich sein. Ich ging gebeugten Hauptes vor dem Zelte des Kaisers vorbei, da rief mir Jemand zu: „Was fehlt Dir denn, Marketenderin?" Ich blickte auf, und gewahre einen Officier in glänzender Uniform. Es war der General ***, der Liebling des Kaisers. Mein General, sagte ich, ich bin verdrießlich; ich habe seit drei Tagen keinen Tabak. — „Parbleu, ich komme eben recht, gib mir Deine Tabaksdose." Ich gab ihm die Dose, er entfernte sich. Ich folgte ihm mit den Blicken, da gewahrte ich in geringer Entfernung einen kleinen Mann in einem grünen Rocke, der mich scharf ansah. Es war der Kaiser; sein Gesicht glänzte: er hatte die Engländer geschlagen; und als der General ihm die Dose reichte, brach er in ein Lachen aus, daß ich darüber zitterte. Er hieß mich näher treten, leerte seine Tabaksdose in die meinige aus, und reichte Sie mir mit eigener Hand hin, mir, der armen Marketenderin. So lange ich leben werde, wird dieser Augenblick nicht aus meinem Gedächtnisse schwinden. Von diesem Tabak, den ich ganz wie eine heilige Reliquie in einem Kästchen aufbewahren wollte, habe ich nur einen sehr kleinen Theil erhalten, aber in meiner größten Noth habe ich mich dessen nicht berauben können." — Bei diesen Worten nahm die Marketenderin ein kleines, silbernes Herz vom Halse, drückte an einer Feder, wodurch der Deckel aufsprang, und man sah darin eine Prise Tabaksstaubes. „Sehen Sie, diesen Staub, sagte die Marketenderin, „hat die Hand des Kaisers berührt, dieser Staub ist mir heilig." — Jeder wollte den Tabak des Kaisers sehen, und das Herzchen ging von Hand zu Hand. Zu unserm größten Bedauern fiel es durch Ungeschicklichkeit einem unserer Kameraden aus der Hand, und der Tabak lag auf der Erde. Das alte Weib stieß einen Schmerzensschrei aus, warf sich auf den Boden, um doch ein Körnchen von dem Schatze zu retten, aber alles war umsonst. Der Wind hatte ihn zerstreut. Die arme Marketenderin neigte ihr Haupt auf die Brust und entfernte sich langsamen Schrittes. Den andern Tag sagte man uns, daß sie ein Kopffieber bekommen habe, und daß sie immer von ihrem Tabak phantasire. Einen Monat darauf starb sie.

Die sonderbare Gewohnheit, **Tabak** zu rauchen und zu kauen, wurde durch Fernandez de Toledo um das Jahr 1559, als er eine kleine Quantität Tabak in Spanien nnd Portugal einführte, in Europa bekannt. Die allgemeine Verbreitung seines Gebrauchs fand nicht bloß in Spanien und Portugal, sondern in ganz Europa lebhaften Widerstand. Priester, Aerzte und Fürsten waren seine bedeutendsten Gegner. Im Jahre 1700 erklärte Sultan Amurath IV. alle seine Unterthanen, welche sich über dem Tabakrauchen würden betreffen lassen, durch ein besonderes Gesetz des Hochverraths gegen seine Person, gegen die Gesetze und die Religion für schuldig. In Rußland war das Tabaksrauchen lange Zeit hindurch verboten. In einigen Theilen der Schweiz wurden die Raucher als schwere Verbrecher verfolgt und nach 1661 setzte die Polizei-Ordnung von Bern dieß Verbrechen gleich nach dem Ehebruch. Jacob I., der Salomon Englands, glaubte seine königlichen Vorrechte nicht zu vergeben, indem er selbst die Feder über diesen Gegenstand ergriff. Im Jahre 1603 machte er seine berühmte Bulle gegen den Tabak bekannt, in welcher man folgende merkwürdige Stelle liest: Der Gebrauch des Tabaks ist den Augen, der Nase, dem Gehirn und der Lunge schädlich: der schwarze stinkende Rauch, welcher aus ihm erzeugt wird, ist gleicher Natur, wie die stygischen Ausdünstungen des bodenlosen Abgrundes. — Der Tabak, sagte er weiter, ist das wahre Bild der Hölle, denn er hat alles an sich, was die Verdammniß der Menschen herbeiführt. 1. Wirkt sein Rauch auf die Sinne, wie die Eitelkeiten der Welt den Geist bethören; 2. so wie alle Weltfreunde, verführt er diejenigen, welche sich seiner bedienen; 3. berauscht er den Menschen, wie alle Weltfreunde; 4. übt er eine solche Herrschaft über uns aus, daß wir eben so wenig mehr ohne ihn leben können, wie ohne den Wein.... Und deßhalb erklärt Seine Majestät, daß, wenn Sie den Teufel zum Essen einladen sollten, Sie ihm drei Schüsseln vorsetzen würden: 1) Schweinfleisch, 2) Stockfisch mit Senf und 3) eine Pfeife Tabak zur Verdauung. Aber trotz dieser Bannflüche wurde der Tabak überall gepflanzt, eingesammelt, zubereitet, geraucht und geschnupft.

Tabak. Ein junger Mann liebte ein Mädchen und wollte es heirathen. Die Mutter aber versagte ihm die Hand ihrer Tochter, bloß aus der Ursache, weil er stark Tabak rauchte. Sehen Sie," sagte sie zu ihm, „mir wird übel, wenn ich Tabak rieche, ich würde meine Tochter nie besuchen können. Auch mein Mann hat Tabak geraucht in seinem ledigen Stande, hat es sich aber abgewöhnen müssen, um mich zur Frau zu bekommen. Der verliebte junge Mann gewöhnte sich das Rauchen wirklich ab, und heirathete das Mädchen. In einigen Monaten aber kam die Tochter zu ihrer Mutter und erzählte ihr, daß ihr Mann übel aussähe, blaß sei und unmuthig,

daß sie ihn gefragt habe, ob ihm etwas fehle, er ihr aber geantwortet habe, er glaube, es komme daher, weil er keinen Tabak mehr rauche. — „Nun, ins Himmels Namen," sagte die Mutter, „so laß ihn wieder rauchen, geh' hinein in's Tabak-Abalto, kaufe ihm ein paar Pfund Rauchtabak und nimm für Deinen Vater gleich auch ein paar Pfunde mit."

Tabak nehmen. Ein Dieb, welcher mit einem seiner Spießgesellen einen Tabaksladen ausgeräumt hatte, äußerte bei'm Abführen ganz keck: „Ich komme doch wieder frei, denn bis jetzt ist noch kein Gesetz da, das verböte, Tabak zu nehmen!!"

Ein **Tabakraucher** bei der Ueberschwemmung in Böhmen. In J. hatten die Fluthen ein Häuschen ganz eingeschlossen, so daß dem Bewohner desselben keine Hoffnung zum Ausgang blieb. Er hatte freilich zu essen und zu trinken genug, aber die Zunge hüpfte ihm im Munde, so oft er die Pfeife an der Wand hängen sah, in die er schon seit zwei Tagen keinen Tabak zu stopfen hatte. In dieser Tabaknoth sann der arme Raucher nach, wie zu helfen; vergebens. Gern hätte er einen Zehner für ein Päckchen gegeben, aber wen schicken? Das Wasser ging bis an die Fenster, stieg immer höher und ein Kahn war nirgend zu sehen. Ihm schmeckte nicht Essen, nicht Trinken, und statt um's tägliche Brod, begann er um Tabak zu beten. Da zeigte sich ihm eine wunderliche Gelegenheit. Er hatte einen Gänserich, der einigemal des Tages zu seiner Geliebten in's Wirthshaus und wieder zurück ruderte. Ein Freund in der Noth, jauchzte der Raucher, und sobald der verliebte Gänserich wieder nach Hause geschwommen kam, fing er ihn, zog ihn durchs Fenster in die Stube, hing ihm einen Zettel um den Hals und ließ ihn wieder hinaus. Nicht lange, so ruderte der Gänserich mit seinem Zettel in's Wirthshaus. Dort sah man gleich, daß er etwas am Halse trage, fing ihn, und las unter lautem Gelächter den Zettel, in welchem der Raucher gar herzbrechend seine Rauchnoth schilderte. Der Wirth band dem Gänserich zwei Päckchen Tabak an den Hals und dieser brachte sie glücklich nach Hause. Dieser Verkehr wurde aufrecht erhalten, bis die Wasser gesunken waren und der Raucher selbst ausgehen konnte.

— Berechnung des Tabaks, den ein gewöhnlicher Raucher in seiner Lebenszeit verbraucht. Vorausgesetzt, ein solcher habe fünfzig Jahre geraucht, und jeden Tag nur zwei Quadratzoll festen Tabaks verbraucht, so macht dies im Ganzen schon 6375 Fuß, oder die Strecke von anderthalb Meilen einer festen, einen halben Zoll dicken und zwei Zoll breiten Tabaksmasse. Der Anfänger möchte große

Augen machen, sähe er bei der ersten Pfeife den Tabak vor sich, den er noch zu rauchen hat, wenn er fünfzig Jahre lang der Pfeife huldigt.

Tabakrauchen. Eine junge Dame zog in Gegenwart mehrerer Herrn gegen das Rauchen los. „Was haben Sie dagegen?“ wandte einer der Anwesenden ein. — „Die Cigarren sind schädlich, — sie verkürzen das Leben.“ — Pah! ich habe einen Onkel, welcher den ganzen Tag raucht und sich wohl wie ein Fisch befindet, er ist schon 70 Jahre.“ — „Er wäre vielleicht schon 80, wenn er nicht rauchte,“ fiel die Dame lebhaft ein.

Grabschrift eines starken **Tabakrauchers.**

Ich kündige mit ernster Miene:
Hier ruhet eine Dampfmaschine!

Tabaksaft als Nahrungsmittel. Jedesmal, wenn die Indianer eine weite Reise unternehmen, auf der es ihnen an Lebensmitteln fehlen kann, mischen sie Tabaksaft unter pulverisirte Muscheln, machen daraus kleine Kugeln, nehmen von Zeit zu Zeit eine davon in den Mund, und die allmälige Auflösung derselben dient als Gegengewicht gegen das Gefühl des Hungers. Walter Scott erzählt, der General Monk, der in Colstream nichts zu essen gefunden, habe Tabak kauen müssen, um seinen Hunger zu stillen.

Schnupftabak. Keinem Volke ist der Schnupftabak ein so unentbehrliches Bedürfniß als dem portugiesischen, seit der Zeit, wo er in Gebrauch gekommen ist. Als englische Hülfstruppen dem König Alphons VI. eine Schlacht gewonnen hatten, bestimmte er jedem Soldaten zwei Pfund Schnupftabak zur Belohnung. Die Verzweiflung erhebt ihre Stimme, wenn der Portugiese oder die Portugiesin die Dose vermißt. Die Bettler bitten um Schnupftabak für die armen Seelen, und die schreienden Kinder werden zu Ruhe gebracht, indem man ihnen die Nase voll Schnupftabak stopft.

Tabakschnupfer. Papst Sixtus VIII. verhängte am 30. Januar 1642 die Strafe der Excommunication über die, welche in den Kirchen Sevilla's geschnupft; und Innocenz X. schleuderte am 8. Januar 1650 einen gleichen Blitz gegen die Schnupfer im Vatikan, während Benedict XIII. durch eine vom 10. Januar 1725 datirte Gegenbulle den Liebhabern des Tabaks den freien Gebrauch der Dose erlaubt.

Ueber eine **Tabakpfeifen**-Sammlung. Ein Tabakraucher sagte von einer Pfeifensammlung: Schon aus dem Stoffe der Form

und den Deviſen der Pfeifenköpfe läßt ſich ziemlich richtig auf den Charakter, die Denk- und Sinnesweiſe des Inhabers ſchließen und eine Schädellehre der Pfeifenköpfe von einem pfiffigen Kopfe geſchrieben, wäre ein intereſſanter Beitrag zur Menſchenkunde. So habe ich bemerkt, daß Leute, die aus Porzellainköpfen rauchen, vorſichtig und gewitzigt ſind, weil ſie ſich ſchon oft die Finger verbrannt haben und Acht geben müſſen, daß ihnen der Kopf nicht aus den Händen fällt. Wer den Meerſchaumkopf beim Anrauchen in einem Beutel hält, iſt gewöhnlich ein Geizhals, der ſeinen Kopf nur im Beutel trägt. Wer ſtets nur aus anderer Leute Pfeifen raucht, hat kein Unabhängigkeitsgefühl, er wird auch nach anderer Leute Pfeife tanzen. Deßhalb habe ich mir eine ganze Gallerie von Pfeifen angelegt, alle Wände meines Studirzimmers ſind damit decorirt. Da hängen dickbäuchige Lackel, lange breitſchultrige Bengel und kleine Knürpſe, offene Köpfe und verſchlagene, Dickköpfe und ſpitzfindige, dann alte hölzerne leere Köpfe von ſchlechtem Ausſehen, rothe, bleiche und gelbe Geſichter, der eine hat ein gutes, der andere ein ſchlechtes Mundſtück, der eine aber ſcheint gar kein's zu haben und iſt überhaupt ein verlegener und ſchlechtbeſchlagener Patron, inzwiſchen hängen verblichene Tabaksbeutel mit verblichenen Roſen und geweſenem Vergißmeinnicht als Trophäen. Alle meine Pfeifen ſind ſyſtematiſch geordnet. Beim Fenſter ſind die Geburtstagspfeifen — hier die Glückspfeifen mit lachenden Engeln, dort die Unglückspfeifen mit memento mori; hier die Freundſchaftspfeifen, die Xenien; der einſamſtehende Meerſchaum dort im Glaskäſtchen — hin hin — iſt meine Hochzeitspfeife. Ich könnte dieſes Kabinet mein Tagebuch nennen, jeder dieſer Köpfe bildet ein Hauptſtück, jeder Tabaksbeutel eine Epiſode meiner Biographie; meine Freuden und Leiden habe ich beraucht; aber das Andenken daran iſt noch nicht verraucht, dafür ſorgen meine Pfeifen. Welche Erinnerungen ſteigen in meiner Seele auf, wenn ich mir ſo die nun leeren Köpfe anſehe. So oft ich einen dummen Streich machte, (einen außergewöhnlich dummen nämlich, denn ſonſt hätte mein Vermögen nicht hingelangt) flugs kaufte ich mir einen thönernen Vorwurfspfeifenkopf und ſo oft ich dieſen ausklopfte, klopfte ich mir auch vor den Kopf nnd ſagte mir: das iſt nur ein ſchlechter Thonkopf, ich aber war ein rechter Dummkopf. Hatte ich eine gute Handlung vollbracht, flugs gings in den Laden, um einen Prämien-Meerſchaumkopf zu kaufen, und ſo oft er unter meinen Zügen warm wurde, wurde mein Herz auch warm für neues Gute. War mir ein lieber Wunſch erfüllt worden, bekam ich einen neuen Erinnerungskopf und ſo oft ich dieſen füllte, dachte ich auch dankbar an die Erfüllungen meines Wunſches und that nach Kräften dazu, auch Andern ihre Wunſchpfeife zu füllen. Jedesmal, wenn ich meine Pfeifenköpfe putze, recapitulire ich zugleich die Ereigniſſe meines

Lebens. Die trügerischen blauen Wolken meiner Jugendhoffnungen, die glühenden Strebungen meines Mannsalters, und die aschgrauen Erfahrungen meiner späteren Jahre. Da kommt mir denn manchmal unser ganzes Leben vor wie eine Pfeife Tabak; der Eine raucht sie in schnellen hastigen Zügen, ehe er sich's versieht, hat er ausgeraucht; ein Anderer raucht kleine, seltene sparsame Wolken — was thuts? Die Pfeife geht endlich Jedem aus und anstatt daß man ihm eine frische stopft, stopft man ihm den Mund mit Erde zu.

Der Sänger **Tachinardi**, welcher im Jahre 1811 in Paris an der großen Oper Triumphe feierte, war vorher zu Venedig engagirt gewesen. Als er hier zum ersten Male auftrat, erweckte sein Aeußeres vielleicht nicht die günstigste Meinung von seinem Talente bei den Zuschauern, welche durch Pochen und Pfeifen dem neuen Sänger nicht den artigsten Willkommen entgegenbrachten. Tachinardi ließ sich aber im Bewußtsein seiner Kräfte dadurch nicht außer Fassung bringen, sondern bat um einen Augenblick Ruhe. Hierauf sagte er: „Meine Herren! Sie wollen mich auspfeifen, es kann sein, daß ich's verdiene, allein ich bitte nur, daß sie mich erst hören, dann können Sie es thun." — Er erhielt allgemeinen Beifall.

Taglioni, Maria. Sie hat ernste Augen, eine sehr stark gewölbte, aber schöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper ist zart, dünn, ätherisch durchsichtig. Maria Taglioni ist gütig und einfach in ihrem Wesen. Sie ist sehr gebildet, und soll sich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit so ciceronianischer Beredtsamkeit, als in der ihrer Füße.

Tadler. Jemand pflegte alles unbarmherzig zu tadeln. Kaum hatte ein anderer Jemand erfahren, daß Jener ein Zimmer zu vermiethen habe, als er ihm folgendes Briefchen schrieb: Mein Herr! So eben sagte man von Ihnen in einer Gesellschaft: „Mr. N** loue une de ses chambres." Erlauben Sie daher, daß ich der Erste sei, der Ihnen zu Ihrer Sinnesänderung herzlich Glück wünscht; denn da Sie nun einmal anfangen, etwas zu loben, so ist doch wenigstens wahrscheinlich, daß Sie nicht bei einem Gegenstande stehen bleiben werden.

Die Neger kennen verschiedenartige **Tänze**, welche sich mehr oder weniger dem Walzer und dem Contretanz nähern. Solche üben sie indessen nur des Anstandes wegen oder als Vorbereitung zu ihrem eigentlichen Tanz, der Sega, aus. Wenn die Sega begonnen hat, hört für den Schwarzen alles auf Erden auf; er ist sich selbst nichts

anderes als ein Perpetuum mobile, das nach dem einmal angenommenen ersten Impuls seine Aufgabe einer mit allerhand Geberden und Gesängen verbundenen unendlichen Bewegung lösen muß. Das Springen, Wirbeln und Toben, statt seine Kräfte zu erschöpfen, scheint sie durch die Aufregung ungemein zu steigern. Der Segatänzer wird nicht müde. Wird er hungrig oder durstig, so verlangt er tanzend, was er sich wünscht, empfängt und verzehrt es tanzend. Die geistigen Getränke, denen er stets den Vorzug gibt, spornen ihn noch mehr zur Sega an. Der Rausch des Ruhms verschwindet in dem Rausch des Tanzes und so geschieht es, daß der Berauschte immerwährend den Roman von vorn wieder anfängt; denn die Sega ist ein ganzer Roman, den man singt und springt und dessen Beschreibung eine gar pikante sein würde, wenn nicht jeder Moment des Romans einen Angriff gegen die Sittlichkeit darstellte. Der Cancan, die Chahut, selbst die verrufene Robert Macaire, kurz alle europäischen Volkstänze sind Schöpfungen der paradiesischen Unschuld im Vergleich mit der Sega. Die Trunkenheit, die sie bei Tänzern und Musikern hervorbringt, der allgemeine Wahnsinn, den sie zur Folge hat, das Gebrüll, das Geheul, welche sie begleiten, die Ausschweifungen, die sie veranlaßt, gewähren ein Schauspiel, das Civilisation weder dulden kann noch darf. Doch finden die Kreolen Wohlgefallen daran. Fast jedesmal, wenn die Sega getanzt wird, beehren die Herrschaften das Gesinde mit ihrer Gegenwart.

Der einsame **Tänzer**. Ein Engländer befand sich zu Paris auf einem Privatballe. Nun ging er in dem Tanzsaale auf und ab; da nahte sich ihm die Dame des Hauses mit der Frage: „Tanzen Sie nicht, mein Herr?“ — „O ja,“ antwortete der verlegene Britte, „aber nur wenn ich allein bin.“

Kein **Tänzer**. Bei einem Ball standen mehrere Herren im Nebenzimmer, und unterhielten sich mit Gespräch, während es im Tanzsalon an Tänzern mangelte. Die Frau vom Hause trat in's Nebenzimmer und fragte einen der Herren: „Sind Sie ein Tänzer?“ und da er mit Ja antwortete, so bat sie ihn in den Saal zu treten und zu tanzen. Gleiche Frage und Antwort bei einem zweiten Herrn. Endlich wandte sie sich an einen dritten und fragte: „Sind Sie auch ein Tänzer?“ „Nein, gnädige Frau,“ antwortete dieser, „ich bin ein Kaufmann.“

Als die sehr magere **Tänzerin** Guimard zwischen den Herren Gardel und Auberval bei Aufführung eines Ballets zu Paris tanzte, sagte die witzige Schauspielerin Arnauld: „Ich glaube zwei Hunde zu sehen, die sich um ein Bein zanken.“

Leidenschaftliche **Tänzerinnen.** Ein Münchener Blatt macht folgende Bemerkung über den Tanz: Eine leidenschaftliche Tänzerin tritt völlig aus der Sphäre der reinen Weiblichkeit heraus, als Gemeingut der Männerwelt wird sie von Allen mit plumpen Schmeicheleien überhäuft, aber von Niemandem geachtet. Solche tanzwüthige Frauenzimmer sind dann auch diejenigen, welche bis zum letzten Mann, so recht eigentlich bis zum letzten Mann aushalten, keine Bruststiche u. s. w. scheuen. Wehe dem Manne, der einer renommirten Tänzerin seine Liebe schenkt, abgesehen davon, daß er ein herzloses Geschöpf liebt, und zur Frau nimmt, werden seine Hoffnungen für die Zukunft auch in der Hinsicht vereitelt, daß er anstatt eines blühenden, gesunden Weibes, einen halben Leichnam in seine Arme schließt, ein Wesen, das Gesundheit und auch Reinheit des Herzens dem Tanzvergnügen geopfert hat. Ein feinfühlender geistvoller Mann wird durch dergleichen nur stets abgeschreckt; um so unbegreiflicher ist aber die Unvernunft der Mütter, welche ihre Töchter auf Bälle führen, damit sie sich einen Mann ertanzen. So viel ist wenigstens gewiß, daß es nie leidenschaftliche Tänzer und Tänzerinnen gegeben hat, welche zu den höher begabten Menschen gehört hätten, denen ein tieferes Gemüth innewohnte.

Tänzerin: Zeigt, zu welcher bewundernswürdigen Stufe der Vollkommenheit die menschliche Zweibeinigkeit durch Fleiß, Talent und innern Beruf es bringen kann. Als ächte Künstlerin sucht die Tänzerin oft durch Kunst das zu ersetzen, was ihr die Natur versagt hat, oder was sie, die Tänzerin nämlich, im Kopfe mit den Verhältnissen des menschlichen Lebens verloren; da sie nicht geht, sondern tanzt, so kann man auch von ihr nicht sagen, daß sie einen regelmäßigen Lebenswandel führt. Ihre Stellung dem Publikum gegenüber ist oft eine sehr schiefe, doch muß man ihr zugeben, daß sie nicht mißtrauisch ist, und während ihrer Kunstleistung Jedermann höchst bereitwillig zeigt, was sie besitzt, weshalb das Publikum gegen ihre Blößen sich sehr nachsichtig zeigt. Uebrigens macht sie von ihren Fähigkeiten den besten Gebrauch und weiß ihr Talent jederzeit an den Mann zu bringen.

Die **Täuschung.** Ein junger Mann drückte auf einem Balle einer neben ihm stehenden Dame die Hand, indem er glaubte, es sei seine Schwester, bis sich die Dame, welche das für eine Liebeserklärung hielt, zärtlich an seine Wange neigte und sagte: „Reden Sie nur mit meiner Mutter."

Bittere **Täuschung.** In dem der heiligen Agathe zu Catanea geweihten Dome, — sagt der verstorbene Regierungsrath Bitter in

seinen Reisebriefen, — lagen eines Morgens in mystischem Halbdunkel hin und wieder Andächtige auf den Knieen. Auf den Altarstufen einer Seitenkapelle war eine schlanke Frauengestalt, den Kopf mit der hier üblichen Mantille umhüllt, scheinbar betend hingestreckt. Ein von dem unsicheren Schimmer einer Lampe beleuchtetes Gemälde zu besichtigen, trat ich näher. Da sprach die Donna: „O Undankbarer, was kommst Du so spät, seit einer vollen Stunde warte ich schon." Erstaunt wende ich ihr das Gesicht zu. Ein Schreckensruf bekennt ihren Irrthum. Der treulose Geliebte hatte die Stunde des Stelldicheins verschlafen.

Täuschungen. Wenn man in schmeichelnden Täuschungen glücklich sein kann, wozu die Wirklichkeit?

Tafel-Anekdoten. Bei Tafel stieß ein Marqueur einen Fremden mit der Schüssel: „Ochse!" rief der Getroffene zornig aus. „Verzeihen Sie", entgegnete der Diener, „es kommt ja wohl, daß Einer den Andern stößt."

— Bei einem Diner, welches der Fürst von Esterhazy in London zu Ehren des französischen Gesandten gab, saß diesem zur Rechten der Prinz von Hessen und zur Linken der Marquis von Anglesa. — Diese drei Gäste hatten zusammen nur drei Beine. Der französische Gesandte hatte eins in der Schlacht von Leipzig, der Prinz von Hessen das seinige bei Borodino und der Marquis von Anglesa ein Bein bei Waterloo verloren.

— Ein Candidat meldete sich einst bei dem verstorbenen General von Decken, Chef eines preußischen Dragoneregimentes, um die bei dem Regimente erledigte Feldpredigerstelle. Es ward ihm aufgegeben, eine Probepredigt zu halten. Er gefiel, und wurde bei dem General zur Tafel geladen. Dieser, ein sehr jovialischer Mann, hatte täglich viele Officiere und andere Gäste bei sich zu Tische. Auch liebte er die Jagd und hielt sich daher eine große Anzahl Hunde, welche stets um ihn waren. Da nun der General sehr am Podagra litt, und ihm seine Hunde oft zu nahe kamen, so hatte er gewöhnlich eine große Peitsche in seiner Nähe liegen, um diese zudringlichen lebhaften Thiere in gehörigem Respecte zu halten, daß seine podagraischen Füße vor ihnen Ruhe hätten. Nun hatten einige junge Officiere sich den jungen und blöden Candidaten zur Zielscheibe ihres Scherzes gewählt und ihn überredet, daß der General es gern sähe, wenn es seinen Gästen recht gut schmecke, und daß man ihm keine größere Freude machen und sich nicht besser bei ihm insinuiren könne, als wenn man brav zulange. Dagegen, sagten sie, wenn man zimperlich äße und es sich

nicht schmecken ließe, würde der General oft so aufgebracht, daß er sich vergesse und es sich erlaube, heftig zu schimpfen und zu toben, und wohl gar zu schlagen. Nun ging man zu Tische. Der Candidat, um sich bei dem General in Gunst zu setzen, aß frisch und fertig, und ließ sich bald ungenöthigt eine zweite Portion Suppe geben. Dieß gefiel dem General, und als dieser zweite Teller leer war, sagte er freundlich zu dem Candidaten: „Wenn es Ihnen geschmeckt hat, so lassen Sie sich immer noch einen Teller voll geben!" Aus Artigkeit folgte der Candidat dieser Aufforderung. Und auf eine ähnliche Art ging es bei allen folgenden Gerichten, bis endlich der Braten aufgetragen wurde. Schon ward dem Candidaten bange, doch verzehrte er noch seine Portion. Nun aber war er nicht im Stande, auch nur einen Bissen hinunter zu bringen. Ihm ward der Teller präsentirt, und der General nöthigte ihn, sich noch zu nehmen. Demüthig stellte der Candidat vor, was er schon geleistet habe, und wie es ihm absolut unmöglich sei. — In dem Augenblick sprang ein Windhund dem General auf den kranken Fuß. „O, gebt mir doch die Peitsche her!" rief dieser ganz entrüstet. Da stürzte der Candidat dem General zu Füßen, bat um Gnade und versprach, wenn er nur dießmal Verzeihung erhielte, so wolle er das Unmögliche möglich machen, und noch eine Portion Braten essen, wenn er auch platzen müßte. Der General war ganz erstaunt über diese unerwartete Scene. An der ganzen Tafel herrschte eine tiefe Stille. Endlich entdeckte einer der Officiere den Zusammenhang der Sache. Man lachte herzlich, und der General ließ es sich sehr angelegen sein, den erschrockenen Candidaten wieder zu beruhigen.

Tafel-Anekdote. Ein Bedienter, der seinen ersten Dienst angetreten hatte, trug bei der Tafel geschnittene Braten herum. Die Hausfrau wies ihn an, oben bei den Gästen zu beginnen, und als dies geschehen, sagte sie ihm halblaut: „herunter!" Sogleich setzte der Folgsame die Schüssel unter den Tisch und der Haushund stürzte auf den Schmaus los.

— **-Gebräuche von einst und jetzt.** Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erforderte der gute Ton, daß sich Personen verschiedener Geschlechter, wenn sie zu Diners eingeladen waren, paarweise niedersetzten, und daß jedes Paar nur ein Couvert hatte. Im Familienkreise wurde ein Becher für Alle hinreichend gehalten, und der heilige Bernhard von seinem Vater, der von dem Aussatz befallen worden, enterbt, weil er den Rand des Bechers, bevor er aus demselben getrunken, gereinigt hatte.

Was doch in einem **Tagebuche** alles vorkommt. Die Frau

eines berühmten Schriftstellers, welcher aber zu dem Geschlechte der Amphibien gehörte, indem er ganze Tage und ganze Nächte eben sowohl in der Weinstube, als auf trockenem Lande oder im Bette zubringen konnte, pflegte ein Tagebuch zu führen, in welches alle häuslichen Begebenheiten, besonders aber jene, welche auf die Lebensweise ihres Gemahls Bezug hatten, genau verzeichnet wurden. Im Monat Julius fand sich da folgende Bemerkung: „Den 6ten Juli ist mein Mann den 7ten Juli Morgens halb neun Uhr nach Hause gekommen."

Tageslänge. Lehrer: Wie viel Stunden hat der Tag. Schüler: 25. Lehrer: 25? Wie so denn? Schüler: Nun, Sie sagten doch vorhin, daß der Tag schon um eine Stunde länger sei.

— Die Liebe hat die glücklichsten Tage im Sommer, weil sie die längsten, und die Ehe die glücklichsten Tage im Winter, weil sie die kürzesten sind.

— „Höre, Scipio, — sagte ein Neger zum andern, als sie zusammen in einem Baumwollenfeld arbeiteten — ob denn das wahr ist: Master hat uns gesagt, in Georgien, da hätten's die Schwarzen noch viel schlimmer als wir, da arbeiteten sie jeden Tag 25 Stunden, ich habe aber immer gedacht, der Tag hätte nur 24." — „Holzkopf — sagte der andere — weißt Du denn nicht, daß sie dort eine Stunde vor Tage aufstehen."

Das unvollendete **Tagwerk.** Ein Knabe sah, daß sein Vater seine Mutter alle Tage prügelte, und glaubte zuletzt, dieß gehöre mit zur Tagsarbeit. Als nun einst der Vater des Abends, ehe er zu Bett ging, sagte: „Es ist doch alles verrichtet worden, was heute hat geschehen sollen?" so antwortete der Knabe: „Ach nein, Vater! die Mutter hat noch keine Schläge bekommen."

Taglioni. Maria Taglioni wurde zu Stockholm den 23. April 1809 geboren. Ihr Vater ist ein Italiener, ihre Mutter eine Schwedin. Der Name Taglioni ist ein auf der italienischen Bühne vielfach gefeierter, indem viele Künstler denselben mit Auszeichnung führen; doch verdankt er seine vorzüglichste Berühmtheit der großen Tänzerin, welche die ehemalige Terpsichore der königlichen Akademie in Paris von der Höhe ihres Ruhmes herabstürzte, und auf deren schwebende Statue schon ein solcher Regen von Blumen und Bouqueten herabfiel und welcher man seit zehn Jahren so viel Weihrauch streute. Karlstein, Taglioni's Großvater von mütterlicher Seite, war der Talma Schwedens und nicht nur ein gewandter tragischer Schauspieler, sondern auch ein ausgezeichneter Sänger. Gustav der Dritte, der ihn

sehr liebte, ernannte ihn zu seinem Hofsecretair. Nachdem die Tochter Karlstein's den sicilianischen Choreographen Taglioni, den ersten Tänzer auf dem Theater zu Stockholm, geheirathet hatte, gebar sie Maria Taglioni.

Taglioni und das Ballet. „Auf der Bühne sahen wir eine Menge ganz gleich gekleideter Frauen, alle recht hübsch, sie tanzten, führten schwierige Evolutionen aus, stellten sich auf ein Bein, und drehten sich, den andern Fuß gerade von sich streckend, rasch um sich selbst herum. Es war der letzte Abend, an welchem Taglioni, die beliebte französische Tänzerin, in England tanzte. Einer unserer englischen Freunde fragte uns, wie sie uns gefiele. Er war sehr entzückt von ihr, uns aber schien dies Alles von geringem Interesse, und wir waren sehr erstaunt, als wir hörten, daß man ihr für jeden Abend, wo sie auf der Bühne erschien, hundert und funfzig Guineen zahlte. Es ist eine ganz eigene Sache: — hundert und funfzig Guineen werden in England dafür gezahlt, daß man eine Zeit lang wie eine Gans auf einem Fuße steht, dann den zweiten weit von sich ausstreckt, sich mit so ausgestrecktem Fuße drei oder viermal um sich herumdreht, sich dann plötzlich niederhockt, daß man fast ganz auf den Boden zu sitzen kommt, und gelegentlich von einer Seite der Bühne auf die andere springt — welches Herumspringen nicht mehr als eine Stunde dauert. Für diese eine Stunde jeden Abend zahlt man nun mehr Geld, als sechs Weber in Spitalfields (wo hübsche Seidenstoffe erzeugt werden) zusammen, wenn sie jeden Tag vierzehn Stunden arbeiten, in zwölf Monaten verdienen. Uns scheint es wirklich sehr ungereimt, daß eine tanzende Frau für einstündiges Springen aus den englischen Taschen mehr Geld herausnimmt, als sechs Seidenweber mit ihren Familien für ein ganzes Jahr erhalten. Hätten wir uns nicht bei so mancher Gelegenheit überzeugt, daß die Engländer ein tüchtiges, vernünftiges Volk sind, wir hätten sie in der That für sehr thöricht deßhalb gehalten, daß sie einer tanzenden Puppe so viel Geld zahlen."

Tagsatzung. In der letzten Tagsatzung von Aargau hielt der Präsident eine so lange Rede, daß Einer aufstand und sagte: „Wenn Sie noch lange sprechen, so wird aus der Tagsatzung eine Nachtsatzung!"

Taille oder: Vereinigtes Schneider- und Mieder-Impromptu.

Woher kommt das Wort **Tailleur?** Zwei freundliche Mamsells gingen unter den Linden in Berlin. „Ich will hier zu meinem Schneider jehn," sagte die Eine. — „Sage doch nich immer Schneider, det is man jemeene, sage lieberst Talljör!" — „Mach Dir nich

putzig," erwiederte jene, — „weeft Du denn ooch, woher det Wort Talljör kömmt?" — „Ne!" — „Kiekst Du! Talljör det heeft so viel als Tallje her! Denn der muß die Tallje herschaffen und wenn es det Deubels wär!"

Taktfest. Man wirft den Böhmen vor, daß sie wankelmüthig und unbeständig wären, und doch zeigen ihre Musikanten, daß sie taktfeste Leute sind.

Taktik und Tiktak. In einer kleinen Stadt war ein sehr geschickter Uhrmacher Commandant der Bürgergarde, die Leute sagten aber von ihm, er verstände viel besser das Tiktak als die Taktik.

Takt. Was ist Takt? Darauf antwortet ein Ungenannter: Takt ist die mittelst scharfen Unterscheidungs- und schnellthätigen Urtheilsvermögens extrahirte Essenz weltlicher Erfahrung. Takt ist eine feine, durch beständige Friction mit der Welt auf der Oberfläche des menschlichen Charakters hervorgebrachte Politur. Er besitzt die geläufigste Zunge, das schärfste Auge, die schnellste Auffassung. Er ist nie bestürzt, nie verlegen, nie müßig. Er handelt, während Andere denken, vollführt, während Andere überlegen, hat vollendet, ehe Andere anfangen. Er ist stets auf Zufälligkeiten gefaßt und erschreckt nie vor Schwierigkeiten. Seine Gläubiger weist er auf eine Art ab, die ihnen fast ebenso lieb ist, wie Bezahlung, und Versprechen bricht er mit einer Anmuth, daß die Erfüllung nicht anmuthiger sein könnte. Er ist der fertigste aller fertigen Rechner und deckt seine Rechnungsfehler so geschickt zu, daß sie selten entdeckt werden. Sein Irren sieht aus wie Wissen, seine Lüge wie Wahrheit. Er thut Alles rasch ab; zur rechten Zeit, am rechten Orte. Er trifft genau die Minute, zu welcher er eintreten, zu welcher er fortgehen, weiß, wenn er condoliren; weiß, wenn er gratuliren, weiß wenn er lachen und wenn er weinen, wenn er scherzen und wenn er moralisiren, wenn er warm und wenn er kalt sein muß. Er versteht den Gelehrten und versteht den Ignoranten zu spielen, kann gemein und kann elegant sein, setzt Gelehrte durch seine Artigkeit, Damen durch seine Gelehrsamkeit in Erstaunen.

Ursache der **Taktlosigkeit.** Eine Schauspielerin, welche in einer Oper die Partie einer Wahnsinnigen hatte, hielt durchaus keinen Takt; als ihr endlich der Musikdirector laut zurief: „Madame, so halten Sie doch Takt!" antwortete sie: „Ei, was braucht denn eine Wahnsinnige Takt zu halten!"

Die Chinarinde wurde vor etwa 150 Jahren zuerst in England als Heilmittel gegen das Fieber methodisch angewendet. Der englische

Arzt Robert **Talbor** (geboren 1642, † 1681) machte damit glückliche Kuren. Ludwigs XIV. Sohn litt am Fieber, und der König ließ Talbor nach Versailles kommen. Das war den Leibärzten an seinem Hofe sehr zuwider, und sie beschlossen zuvörderst ein förmliches Examen mit ihm anzustellen. Mehrere Fragen beantwortete er als ein Kunstverständiger; als man aber von ihm eine Definition des kalten Fiebers verlangte, erwiederte er: „Meine Herren! das ist nichts weiter, als eine Krankheit, die Sie nicht zu heilen verstehen, aber ich."

Talent. Die Römer hatten bekanntlich eine Geldmünze, die sie „Talent" nannten, und daher mag es stammen, daß man noch jetzt von Jedem, oft dem Dümmsten, der Geld hat, sagt, er habe Talente, und je mehr Geld, desto mehr Talente.

Talg. Ein Fremder betrat in Prag den Laden eines Seifensieders, wo eben dessen Frau feil bot, und den Eintretenden freundlich fragte: „Wos schoffen's, Herr!" — „Man hat mich hieher gewiesen," war die Antwort, „und mich versichert, daß ich bei Ihnen die nothwendige Quantität Talg einkaufen könnte." „Bitt' um Verzeihung, beste Herr!" entgegnete die Seifensiederin lächelnd, „hoben Sie Ihne geirrt; Dalken bekummen Sie bei meine Schwägerin, was is Wirthin hier neben, und wenn Sie auch wollens gute Buchten und Kolatschen, finden Sie keine bessere nicht in ganze Prag."

— Wenige Journale sind erhellt von der blendenden Gasflamme des Geistes und Witzes; die Talglichter findet man noch sehr häufig. Man muß sie oft putzen.

Tallas. Die Israeliten sind bekanntlich bei ihren Gebeten in ein Gewand (Tallas) gehüllt, welches die Gelehrten über dem Haupte, die Laien nur über den Schultern zusammenfalten dürfen. Ein Mensch, der sich ohne Gründe einbildete, Gelehrter zu sein, verhüllte sich den Kopf; da sagte ein Nebenstehender: „Herr ——, Sie sind ein Gelehrter, Sie müssen ja wissen, daß ein Ungelehrter den Tallas nicht über das Haupt legen darf."

Talleyrand. Ein junger Pariser bat einst den Minister Talleyrand um dessen Handschrift, um sie in seinen Autographien beizufügen. Der Diplomat ließ ihn lange auf Antwort warten. Endlich erhielt der Pariser ein von dem Minister geschriebenes Blatt folgenden Inhalts: „Mein Herr, haben Sie die Güte, morgen Mittag mein Gast zu sein; ich habe einige sehr witzige Fremde eingeladen und möchte nicht gern der einzige Dummkopf sein." Seit diesem Tage hat der junge Franzose von Keinem mehr eine Handschrift verlangt.

Talleyrand. Bei einer Whistpartie in London, an der Talleyrand Theil nahm, kam die Rede auf eine ältliche Dame, welche, nachdem sie geraume Zeit Wittwe gewesen, ihren Kammerdiener geheirathet hatte. Man äußerte sein tadelndes Befremden über eine solche Mißheirath. — „Ach!" sagte Talleyrand: „wenn die Partie auf Neun steht, hört man auf die Honneurs zu zählen."

— Als in den ersten Tagen des Januars 1814 Jemand dem Fürsten Talleyrand in Paris erzählte, daß sich in allen Zweigen der Verwaltung Verwirrung zeigte, mit dem Zusatze: „Wohin wird das führen?" antwortete der Minister: „C'est le commencement de la fin." (Es ist der Anfang des Endes.)

— Die Baronesse von Broglie, Frau von Staëls Tochter, war eine Frau von ausnehmender Schönheit. Fürst Talleyrand fand so viel Vergnügen an ihrem Anschauen, daß er über der Tochter zuweilen die hochbegabte Mutter vernachlässigte. Bei einer Wasserpartie, die sie zusammen machten, legte Frau von Staël dem Prinzen die verfängliche Frage vor: „Wenn unser Schiff zufällig einen Leck bekäme, wen würden Sie zuerst retten, mich oder meine Tochter?" — „Madame," antwortete Talleyrand auf der Stelle, „von einer Frau, die so viele Talente und Kenntnisse vereinigt, wie Sie, würde die Voraussetzung, daß sie nicht schwimmen kann, beleidigend sein, ich würde es deßhalb für meine Pflicht halten, zuerst die Baronesse zu retten."

— Der König der Conversation. Napoleon und Talleyrand standen zu Anfange des Jahrhunderts in einem sehr intimen und höchst ungenirten brieflichen wie mündlichen Verkehre. Einst sagte Napoleon zu Talleyrand: „Sie sind der König der Conversation in Europa, wie fangen Sie das an?" — „Sire, soll ich mich offen darüber aussprechen, so erlaube ich mir einen Vergleich aus Ihrem Metier. Wenn Sie Krieg führen, so ist Ihnen die Wahl der Schlachtfelder höchst wichtig." — „Freilich, freilich, denn es ist eben so bequem, als nützlich, wenn man zum feindlichen General sagen kann: Gehen Sie ein wenig weiter in diese Falle, oder stellen Sie sich in dieser Ebene hier auf! Indeß das läßt sich dem Feinde nicht so geradezu befehlen. Was wollten Sie also mit Ihrem Vergleiche sagen?" — „Daß ich, Sire, auf ähnliche Weise das Terrain der Conversation zu wählen suche. Ich lasse mich nur auf das ein, wozu ich etwas zu sagen weiß, alles Andere schiebe ich bei Seite; besonders aber lasse ich mich, Sie ausgenommen, von Niemand ausfragen, werde ich aber gefragt, so habe ich die Fragen dem Andern so in den Mund gelegt, wie ich sie haben will. Auf der Jagd schoß ich früher nur auf sechs Schritte Entfernung; so nahe kam mir zwar selten ein

Stück Wild; die Andern schossen wie es kam; ich drückte nie ab, als wenn ich meiner Sache gewiß war. In der Conversation lasse ich hundert und tausend Dinge, über die ich nur Alltägliches zu sagen wüßte, ruhig vorübergehen; wenn mir aber etwas Rechtes in den Wurf kommt, so treff' ich immer den rechten Fleck."

Talleyrand. Als das große Werk des Baron Denon über Aegypten allgemein besprochen wurde, und das Haus des Fürsten Talleyrand der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Personen beiderlei Geschlechtes in Paris war, wurde Denon eines Tages von dem Fürsten zur Tafel geladen, und dieser ersuchte deshalb vorher die Fürstin, einige Seiten in dem Buche zu lesen, damit sie dem Verfasser etwas Angenehmes darüber sagen könne. Er trug auch seinem Bibliothekar auf, das Werk an dem Morgen des Tages, an welchem der Baron in dem Hause speisen sollte, in das Zimmer der Fürstin zu senden; zufälliger Weise befahl er auch einer jungen Dame, die mit in dem Hause wohnte, Robinson Crusoe's Abenteuer zu geben. Es erfolgte eine Verwechselung: die junge Dame erhielt das Werk des Baron Denon, und Robinson Crusoe wurde der Fürstin gebracht, welche das Buch schnell durchblätterte. Der Baron erhielt bei Tafel den Ehrenplatz und die Fürstin hatte kaum die Suppe gegessen, als sie, eingedenk des Wunsches ihres Gemahls, anmuthig lächelte und Denon für das Vergnügen dankte, das ihr das Lesen seines Werkes bereitet habe. Der Verfasser war entzückt und sprach es aus, wie sehr er sich geschmeichelt fühle, aber man denke sich sein Erstaunen und den Schrecken des Fürsten Talleyrand, als die Fürstin bald darauf hinzusetzte: „Ja, Herr Baron, Ihr Werk hat mich sehr erfreut, aber sagen Sie mir, was ist denn aus dem armen Freitag geworden, für den ich mich so sehr interessirt habe?" — Napoleon, der davon hörte, lachte so viel darüber, wie kaum bei irgend einer andern Gelegenheit, und fragte von der Zeit an und lange Denon jedesmal, wenn er ihn sah: „Wie geht es dem armen Freitag?"

— Ein Diplomat als Koch. Ein dänischer Officier, der Augenzeuge gewesen war, erzählte nachstehende Anekdote. Im Jahre 1794, als Talleyrand binnen 24 Stunden London verlassen mußte, nahm er einen Platz auf einem dänischen Schiffe, das ihn nach Amerika bringen sollte. Dieses Schiff begegnete auf hoher See einer englischen Fregatte, die jenem beizulegen gebot und ein Boot mit einem Officiere zur Untersuchung abschickte. Die Engländer haben in Kriegszeiten nie den Grundsatz zugegeben, daß die neutrale Flagge Personen und Waaren decke. Talleyrand mochte um keinen Preis wieder nach England gebracht sein, und bat den dänischen Capitän inständig, nicht zu sagen, wer er sei. Dieser verheimlichte die Verlegenheit nicht, in wel-

cher er sich befand, und sagte endlich, er sehe keinen andern Ausweg, als daß er ihn für den Schiffskoch ausgebe. Talleyrand empörte Anfangs dieser Antrag; er wies ihn als eine Beleidigung zurück; als aber die Gefahr mit jedem Augenblicke dringender wurde, und das englische Boot nur noch einen Flintenschuß weit von dem Schiffe entfernt war, mußte der Bischof von Autun sich wohl entscheiden; er machte Miene zum bösen Spiele, nahm endlich die Schlafmütze und die Schürze des Kochs und steckte das große Schinkenmesser in den Gürtel. Als der englische Officier erfuhr, daß nur ein armer Teufel von einem lahmen, französischen Koche da sei, den man mit dem Casserol in der Hand kommen ließ, und der mit ganz jämmerlicher Miene erschien, nahm er denselben gar nicht mit. Der Herr von Walthersdorf, dänischer Gesandter unter Bonaparte, kannte diese Anekdote, und erzählte sie stets, wenn er sich über Talleyrand zu beklagen hatte.

Talleyrand. Man fragte einen Akademiker in Paris, wie viele Mitglieder der Akademie außer ihm beim Lever des Königs 1830 zugegen gewesen wären. — Vier, war die Antwort. — „Also sämmtliche Mitglieder der Akademie," setzte der Fürst Talleyrand hinzu. — „Wie so? Es sind ja vierzig!" — „Vier und eine Null machen ja vierzig," erwiederte Talleyrand.

— Ein Däne, Hr. Heiberg, hat verschiedene Bonmots und Geschichtchen des Hrn. von Talleyrand gesammelt, von denen wir einige anführen wollen: Man frug den Fürsten einst, ob er seine Memoiren geschrieben habe. „Wozu," antwortete er, ich weiß, daß mein Bedienter und Koch sie schreiben."

Hr. Heiberg trat eines Tages in das Zimmer des Hrn. von Talleyrand, glaubend, den Minister daselbst allein finden zu können. Dieser saß an seinem Schreibtische und ihm zur Seite saß Labesnardiere, sein Secretair und Vertrauter. Hr. Heiberg erstaunte nicht wenig, als er hörte, daß der Secretair einen Rapport dictirte, und der Minister denselben schreibe. Die Ursache war, daß Hr. von Talleyrand alle zwei oder drei Tage einen Bericht an den Kaiser geben mußte, von eigener Hand geschrieben; um es daher bequemer zu haben, ließ er sich ihn dictiren.

Hr. Heiberg sah einst, daß Hr. von Talleyrand einen seiner Secretaire suche, ohne ihn finden zu können, und er bot ihm daher seine Dienste an. Der Minister trug ihm auf, ein Blatt Papier mit Goldschnitt zu nehmen, und der Kaiserin Josephine zu schreiben. Während Hr. Heiberg sich zum Schreiben vorbereitete, ging der Fürst an seinen Schreibtisch und suchte einige Papiere. „Nun," sagte er nach einer Weile, „ist der Brief fertig?" — „Aber Ew. Excellenz haben mir ja

nicht gesagt, was ich schreiben soll." — „Wie einfältig," antwortete Talleyrand, „wenn man an eine Dame schreibt, beginnt man immer von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth, von ihrem Geiste zu sprechen, das Uebrige gehört für das Postscript."

Talleyrand. Als Napoleon fast allein von Moskau nach Paris zurückgekehrt war, ließ er Talleyrand zu sich bescheiden. „Wie steht's nun?" fragte er ihn. — „Beim Anfang vom Ende." — „Wie soll ich das verstehen?" — „Beim Ende vom Anfange, Sire! Denn unsere tapfern Heere stehen jenseits des Rheins, und damit fing vor zwei und zwanzig Jahren der Krieg an."

Als Talleyrand die Nachricht von Paravey's Bankerott erfuhr, bei dem er zwei Millionen verlor, blieb er ganz ruhig und kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht. Ein leises Hm! war Alles, was er äußerte. Er machte mehrere Einschränkungen in seinem Haushalte und verlor nie ein Wort weiter über die Sache. — Eines Nachmittags war er im Lehnstuhl vor dem Kamin eingeschlafen. Zu seinen Füßen lag eine Broschüre, die ihm aus der Hand geglitten war. Alles schlich auf den Zehen, um seinen Schlummer nicht zu stören. Einer der vornehmen Herren, die gegenwärtig waren, hatte den Einfall, die Broschüre aufzuheben, um zu sehen, was das für ein Buch sei, das eine so narkotische Kraft ausübte. Alle Anwesenden sahen neugierig hinein. Es war eine der bittersten Schmähschriften auf Talleyrand.

Der Fürst von Talleyrand, ein vollendeter Gutschmecker, machte einmal bei Tafel die Bemerkung, um ein vollkommenes Diner geben zu können, müsse man einen französischen Koch zu den Suppen, Entrées und Zwischengerichten haben, einen englischen zum Braten und einen Italiener für das Dessert; wo diese drei Köche nicht zusammen arbeiteten, würde an einem Diner stets etwas zu tadeln sein. „Leider," setzte er hinzu, „hat uns die Revolution die Mittel entzogen, diese Künstler im Dienst zu haben, und wir essen jetzt, weil es die Natur verlangt, während wir sonst aßen, weil es ein Vergnügen war, zu essen". — Ursprünglich war es auch Talleyrand, der die Bemerkung machte, der Kaffee müsse, wenn er gut sein solle, schwarz sein wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe.

Fürst **Talleyrand** hatte einen Bedienten, der ihm sehr ergeben, aber auch sehr neugierig war. Eines Tages schickte er ihn mit einem Briefe irgend wohin, und legte sich dann in's Fenster; da sah er den Neugierigen im Gehen ganz gemächlich den Brief lesen. Tags darauf gab er ihm einen ähnlichen Auftrag, und fügte dem Briefe folgende

Nachschrift hinzu: „Sie können eine mündliche Antwort durch den Ueberbringer senden, er ist mit der Sache vollkommen vertraut, da er die Vorsicht gebraucht hat, den Brief zu lesen.“ Dies kurirte den Neugierigen.

Talleyrand war ein beinahe ebenso origineller als geistreicher Mann, und er bewies dies noch häufiger in dem gewöhnlichen als in dem politischen Leben. Bei seinen Mahlzeiten trank er bald nur Wasser, bald eine große Menge Wein. Sein Widerwille gegen Arznei ging bis zur Manie, und es machte der Herzogin von Dino große Noth, ihm, wenn er krank war, auch nur die kleinste Pille beizubringen. Er kleidete sich trotzdem, daß die Natur mancherlei an ihm vernachlässigt hatte, oft sehr stutzerhaft und trug namentlich so enge Kleidungsstücke, als der eitelste junge Herr. Dagegen ließ er seinen Dienstleuten aus Sparsamkeit die weitesten Livreen machen, so daß sie bestimmt von Allen angezogen werden konnten.

Eines Morgens sieht Herr von **Talleyrand** seinen Koch tief betrübt am Eingange der Kirche stehen. „Warum so traurig?“ fragt der kluge Diplomat. — „In einigen Tagen soll die Welt untergehen,“ antwortete der Koch. „Die Thiere müssen am vierten und die Menschen am sechsten Januar sterben.“ — „Guter Gott,“ sagt Herr von Talleyrand, „wer wird dann am fünften für mich kochen?“

Als Mirabeau Herrn von **Talleyrand** in der constituirenden Versammlung widerlegte, sagte er zu ihm: „Ich will Sie in einen Kreis von Sünden einschließen.“ — „Wie,“ entgegnete dieser lebhaft, „sollten Sie vielleicht Lust haben, mich zu umarmen?“

Geistreiche Einfälle des Fürsten **Talleyrand**. Wie immer man von Talleyrand urtheilte, Freund und Feind stimmte darin überein, daß er sehr witzig war. Er mußte aber auch für diese Reputation genug leiden. Denn wo nur irgend ein abgeschmacktes Bonmot, ein abgedroschener Calembourg auftauchte, wurde er ihm untergeschoben, nach dem Grundsatze, daß man nur den Reichen gerne leiht. Er, der sehr reich war in dieser Beziehung, mußte Vieles geborgt nehmen, was er gern ausgeschlagen hätte. — Talleyrand, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Directorium, war nicht reich. Er hatte sich eine Kutsche machen lassen, deren Eleganz von ganz Paris bewundert wurde, die er aber nicht bezahlt hatte. Der Sattler wurde endlich des Wartens müde, paßte dem Minister im Hofe auf, und überreichte ihm in dem Momente, wo er in die nicht bezahlte Kutsche stieg, die Rechnung. — „Ganz recht, man ist Ihnen schuldig, Sie müssen bezahlt werden.“ — „Ach! Bürger Minister, vielen Dank!

Die Zeiten sind so schlecht! Sie würden mir einen wahren Dienst erweisen." — „Gar keinen Dienst, wenn man schuldig ist, muß man zahlen." — „Sie werden mich bezahlen, Bürger Minister, aber wann?" — „Wann? Sie sind sehr neugierig!" — Napoleon fragte einst Talleyrand, ob es wahr, daß er reich sei. „Ja, Bürger, Erster Consul." — „Wieso sind Sie dazu gekommen?" — „Ich habe den Abend vor dem 18. Brumaire viele Renten gekauft und sie am andern Tage wieder verkauft." — Der Graf Louis Narbonne las dem Fürsten Talleyrand auf einer Terrasse Verse vor. Dieser unterbrach ihn, auf einen in ziemlicher Entfernung stehenden Menschen, welcher gähnte, deutend: „Narbonne, sieh' doch dahin, Du sprichst immer zu laut." — Jemand fragte ihn eines Tages um die Adresse der Fürstin Vaudemont: „Rue St. Lazare," sagte er, aber die Nummer des Hotels fiel ihm nicht ein. „Fragen Sie nur den ersten Armen, welcher Ihnen begegnet, sie wissen Alle ihre Wohnung." — Der General Montbrun, welcher eines Tages sehr lange zum Diner auf sich warten ließ, erschöpfte sich darüber in Entschuldigungen. „Sie kommen der Letzte," sagte der Fürst, „was beweist dies? Daß Sie nicht eingeladen waren, auf ein Schlachtfeld zu kommen, denn da wären Sie sicher der Erste angelangt." — „Ich bewundere Ihren Einfluß auf Alles, was sich in Frankreich ereignet hat," sagte Ludwig XVIII. zu ihm. „Wie haben Sie es angefangen, um erst das Directorium, dann die kolossale Macht Napoleons zu stürzen?" — „Sire, ich habe gar nichts dazu gethan; aber ich habe etwas Unerklärliches in mir, das allen Regierungen, die mich vernachlässigen, Unglück bringt." — „Warum," sagte er eines Tages, „warum sollten nicht diese Leute Frankreich retten können? Haben doch Gänse das Capitol gerettet."

Ein französisches Journal erzählt von dem Fürsten **Talleyrand** Folgendes: Derselbe hatte eines Tages einer sehr lebhaften Discussion zwischen zwei Rednern zugehört, die in seinem Salon stattfand. Ohne eine Miene zu verziehen, ohne einen Blick auf den einen oder andern der beiden Redner zu werfen, der schließen lassen könnte, er gebe diesem oder jenem den Vorzug, lag er auf der zur Rechten des Kamins befindlichen Ottomane hingestreckt. Diese Lage behielt der Fürst von Benevent auch noch bei, nachdem ihn die beiden Redner verlassen hatten, in Schweigen versunken, welches der gewöhnliche Vorbote seiner witzigen Bemerkungen war. Nach einigen Minuten sprach er, wie aus tiefem Traum erwachend: „Meiner Treu, Alles wohl betrachtet, hatte Dupont de Nemours Recht — die Thiere sprechen." — Das französische Journal, welches diesen Vorfall mittheilt, fügt hinzu, die Schwätzer, über die Talleyrand diese Bemerkung gemacht, seien heutzutage große Personnagen.

Einige Monate vor **Talma's**, des größten Schauspielers, der je die Bühne betreten, Tode, kam ein Mann zu ihm, der seine Geschäfte besorgte, um ihm zu sagen, daß von zehn Quittungen, die er für die Theatercasse unterschrieben hatte, sechs nicht vorgezeigt worden wären. Dieser Fall erregte des Künstlers Aufmerksamkeit. Er sah in seinen Büchern nach und fand, daß er damit einen Handwerker bezahlt hatte, der für ihn arbeitete. Er nahm sich vor, nach der Ursache zu forschen. Eines Tages begab sich der große Künstler zu jenem Manne hin, um ihm anzuzeigen, daß, ganz gegen die Gewohnheit solcher Leute, das Geld nicht abgeholt worden sei. Der Handwerker gab vor, die Quittungen negocirt zu haben, allein Talma merkte sogleich, daß hier eine Täuschung obwalte. Er sandte nunmehr einen Freund zu dem Manne, und diesem gelang es, hinter die Wahrheit zu kommen. Nachdem er den Handwerker gefragt, an Wen er diese Quittungen übertragen habe, antwortete ihm dieser: „Ich werde kein solcher Narr sein, ich behalte sie selbst." — „Warum aber lassen Sie sich dieselben nicht ausbezahlen?" — „Mir liegt daran, die Quittungen zu haben; denn sehen Sie, die Gesundheit unseres großen Künstlers ist angegriffen. Ist er einmal todt, so muß Alles, was von ihm herrührt, im Preise steigen. Für eine Quittung erhalte ich dann das Dreifache ihres Werthes. Im Hause hier wohnt ein Engländer, der den Augenblick das Geschäft mit mir machen will." — Der Speculant war von seiner bizarren Idee nicht abzubringen. Man erzählte Talma die Anekdote, indem man ihm bloß die Aussicht auf sein nahes Ende dabei verbarg. Er drohte lächelnd, seinen Gläubiger durch die Gerichte zwingen zu lassen, das Geld zu empfangen, und dieser verstand sich nicht eher dazu, bis daß ihn Talma schriftlich sechsmal dazu aufgefordert hatte. Nachdem er sechs eigenhändige Billete von Talma besaß, willigte er ein, das Geld gegen die sechs Quittungen in Empfang zu nehmen. Bei dem Tode seines berühmten Kunden wurde die Speculation realisirt, und Lord Smith Clarke erstand die Correspondenz zwischen Talma und seinem Handwerker.

Ein characteristischer Zug des großen Schauspielers **Talma** war die kindliche Zerstreutheit seines Wesens im gesellschaftlichen Leben. So wurde er einst bei Tische dem Chevalier Aude vorgestellt, der nach einer langen Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt war. Der Chevalier war ein alter grauköpfiger Mann von sechzig Jahren. Als Talma seinen Namen hörte, sagte er zu ihm: „Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Chevalier, wie befindet sich Ihr Herr Sohn?" — „Ich habe keinen Sohn," war die Antwort. — „Nun, wie lange ist er todt?" — „Ich habe nie einen Sohn gehabt," antwortete der Chevalier. — „Das ist unmöglich," sagte Talma, „denn ich erinnere mich eines jungen, schlanken, hübschen Mannes, der, als ich auf's

Theater kam, ein damals beliebtes Stück geschrieben hatte, Ihren Namen führte und Ihnen ähnlich sah." — „Wie lange ist das her?" fragte der Chevalier. — „Dreißig Jahre," sagte Talma. — „Nun, so ist die Sache richtig, und ich bin der schlanke, junge, hübsche Mensch, der Autor und der Sohn, den ich haben sollte, in einer Person; das heißt: vor dreißig Jahren." — „Nun," sagte Talma, „so verzeihen Sie, diese verdammten dreißig Jahre habe ich im Gespräche schon mehr wie einmal vergessen."

Napoleon an **Talma.** Folgender Brief wurde nach der Belagerung Toulon's von Napoleon an Talma geschrieben: „Ich habe wie ein Löwe für die Republik gefochten; aber, mein guter Freund Talma, zur Belohnung bin ich fast dem Hungertode preisgegeben. Alle meine Quellen sind erschöpft. Dieser elende Mensch Aubry läßt mich im Schlamme stecken, statt etwas für mich zu thun. Ich fühle, daß ich fähig bin, mehr auszurichten, als die Generäle Santerre und Rossignol, und doch können sie weder in der Vendée, noch sonst einen Winkel herausfinden, mich anzustellen. Sie sind glücklich — Ihr Ruf hängt von Ihnen ab. Zwei Stunden auf den Brettern bringen Sie vor das Publikum, von dem aller Ruhm ausgeht; aber wir arme Soldaten müssen theuer für einen außergewöhnlichen Ruf zahlen, und zuletzt gesteht man ihn uns nicht einmal zu; darum bereuen Sie die Wahl Ihres Berufes nicht; bleiben Sie auf Ihrem Theater: wer weiß, ob ich jemals auf dem meinigen erscheinen werde. Ich habe Monvel gesehen — er ist ein treuer Freund. Barras macht mir schöne Versprechungen, aber wird er sie halten? — ich zweifle. Inzwischen bin ich auf meine letzten Sous reducirt: haben Sie ein paar Kronen, mir zu helfen? Ich schlage sie nicht aus und verspreche, Sie von dem ersten Königreiche zu bezahlen, das ich mit meinem Schwerte erringen werde. Wie glücklich waren Ariost's Helden, sie brauchten nicht von einem Kriegsminister abzuhängen. Leben Sie wohl! Ihr Bonaparte."

Ein intimer Freund **Talma's.** Talma reiste einst durch Beziers, um sich nach Montpellier auf Gastrollen zu begeben. Während dem man einige Beschädigungen an seinem Wagen zurecht machte, nahm er an der Table d'Hôte des Gasthofes Platz. Es befanden sich daselbst 6—7 Personen, von denen ihn keine einzige kannte. Unter denselben war auch ein Handelsreisender, welcher das Wort führte und ungeheuer aufschnitt. Talma brachte das Gespräch auf die Pariser Theater, spielte jedoch bloß den Frager, indem er sich für einen Kaufmann aus Beaucaire ausgab, der niemals in der Hauptstadt gewesen. Der Handelsreisende spreizte sich an seiner Elle, und ließ alle Autoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, deren Bekanntschaft er auf dem Theaterzettel gemacht hatte, die Revue passiren. Talma ließ auch seinen

Namen mit einschleichen, indem er fragte, was denn von dem Rufe dieses Schauspielers zu halten sei? Seine Eigenliebe wurde sehr zufrieden gestellt, der Handelsreisende ließ sich mit großem Lob über ihn aus, und fügte zur großen Verwunderung seiner Zuhörer hinzu, daß er Talma zu seinen intimsten Freunden zähle, daß er zu ihm auf die Bühne und nach der Vorstellung in sein Ankleidezimmer komme; daß er daselbst auch noch mit den andern guten Freunden: Lemercier, Lagrenée, Coupigni und sonstigen Künstlern zusammenkomme; endlich sagte er sogar, daß er dem großen Schauspieler schon manche Winke und Rathschläge über verschiedene Gegenstände gegeben. Talma schwieg, beschloß jedoch, den Freund noch mehr hinein zu ziehen, indem er ihn auf ein anderes Terrain führte. Er citirte die Titel mehrerer neuer Werke. Unser Handelsreisende hatte alle gelesen, ließ jedoch erkennen, daß er nur vom Hörensagen etwas von ihnen wisse. Talma frug ihn endlich, was er denn von dem allerneuesten: „Eugène de Rothelin" halte. Der Kritiker sprach sich lobend darüber aus; worauf Talma meinte, daß nach seiner Ansicht der zweite Theil dem ersten vorzuziehen sei. Der Handelsreisende stimmte dieser Meinung bei, und sprach entzückt von den vielen Schönheiten dieses Theils. Nach dem Diner trennte man sich, fragte sich einander um den Namen, Talma nannte sich bloß François. In Montpellier angekommen, gab Talma dem Handelsreisenden eine kleine Lection, indem er ihm schrieb: „Wenn ich mir die Ehre nehme, Ihnen zu schreiben, so geschieht es bloß, um Ihnen zu bemerken, daß „Eugène de Rothelin" niemals aus mehr als aus einem Theile bestand. Wenn Sie andererseits mich im nächsten Winter mit der Ehre Ihres Besuches beglücken wollten, so will ich Sie sehr gern auf der Bühne oder in meiner Ankleideloge empfangen, und ich würde mich besonders glücklich schätzen, wenn Sie mir über so Manches Rath ertheilen wollten, ich nehme solchen stets gern an." Darunter stand: François Talma.

Talma in Dresden. Es hat sich ein Brief des großen Helden der französischen Schaubühne aufgefunden, der aus Dresden vom 3. Juli 1813 datirt ist, und in seiner ersten Hälfte auch für deutsche Leser nicht uninteressant sein dürfte. Talma schreibt darin an seinen Schwager Ducis: „Lieber Freund! Zwanzig Tage bin ich nun hier, und habe erst zweimal gespielt, in Oedip und Semiramis; morgen trete ich zum drittenmal in Andromache auf. Der Vorstellung des Oedip wohnte der Kaiser bei und er war sehr zufrieden damit; gleich darauf reiste er nach Mainz ab, von wo man ihn heute oder morgen zurückerwartet. Das französische Schauspiel hat aber während seiner Abwesenheit keine Ferien gehabt, denn man spielte vor Sr. Majestät dem Könige von Sachsen. Wir theilen unsere Bühne mit den Italienern und Deutschen, und wechseln uns die Woche hindurch unter

einander ab; daher kommt es, daß ich so wenig aufgetreten bin. Alles langweilt sich hier zum Sterben. Der Aufenthalt in dieser Stadt ist sehr traurig, so viel Menschen auch hier versammelt sind. Unser Theater-Personal logirt in drei verschiedenen Häusern; ich wohne in der lustigsten Gesellschaft, denn Baptiste der jüngere, und Michot sind meine Hausgenossen, und sie haben von früh bis Abend nichts als tolles Zeug im Kopfe. Ich kann also wohl selbst sagen, daß mir die Zeit noch am leidlichsten vergeht." Der zweite Theil des Briefes bezieht sich auf eine Rivalität zwischen den Schauspielerinnen Georges und Duchesnois, die Talma zu schlichten bemüht ist, indem er meint, daß Beide ganz gut nebeneinander ihren Platz behaupten könnten, wenn sich nur nicht Parteien im Publikum und in den Journalen bilden, und mit Gewalt zwischen ihnen Eifersucht und Zwiespalt anstiften wollten.

Einige Zeit vor **Talma's** Tode las ihm ein junger Dichter sein Lustspiel vor. Talma hörte ihm sehr ernst zu und verzog keine Miene. Am Ende des zweiten Akts sagte der Vorleser: „Hier lacht der Graf." — „Er kann von Glück sagen!" rief Talma aus.

Ein Zug von Talma. Talma begegnete eines Tages einem alten Collegen, dem Schauspieler Plaisance, der sich, ohne Engagement, in den mißlichsten Umständen befand. — „Wie geht's?" fragte Talma. — „Schlecht, ich bin alt und schwach." — „Du warst immer bei der Hand, wenn es meinem Benefiz galt, und nahmst mit den undankbarsten Rollen vorlieb. Da hast Du meine Karte, besuche mich morgen früh." — Mit der Karte schob er ihm ein Geldstück in die Hand. Am andern Tage fand sich der Schauspieler bei Talma ein. Dieser führte ihn in seine Bibliothek und zeigte auf einen Schrank voll unaufgeschnittener Bücher. — „Du mußt mir alle diese Bücher aufschneiden; doch ich bin nicht reich und kann Dir dafür nicht mehr als fünf Francs täglich geben. Aber übereile Dich nicht, denn ich habe Zeit." — Als Plaisance fertig war, hatte ihm Talma eine Anstellung verschafft.

Talma suchte auf der Bühne Alles zu vermeiden, was die geringste Veranlassung zum Lachen geben konnte. In einer Provinzialstadt nun spielte er einmal Jaques Molay in den „Templern." In dem pathetischen Augenblicke, wo er im Begriffe steht, in den Tod zu gehen, und der Großmeister ausruft:

. . . . Es ist
„Nicht Strafe, nein es ist der Ruhm der Märtyrer,
Laßt uns dem Himmel danken, der ihn giebt."

bemerkt Talma neben sich einen Templer mit dem häßlichsten Gesichte, das man sich vorstellen kann, und fürchtete, durch dasselbe den ganzen Eindruck gestört zu sehen. Talma stand da mit aufgehobenen Armen und ruhigem Blick, sagte aber leise und zornig zu dem Director Bernard, der als Templer mit fromm gekreuzten Armen neben ihm stand, nachdem er die Worte gesprochen: „Ich bin bereit, seid ihres, meine Brüder?" „Wer ist denn dieser Esel in Menschentracht hier zu meiner Rechten? Warum haben Sie ein solches Gesicht neben mich gestellt?" Bernard: Es thut mir leid, Hr. Talma. Talma:

„O Gott, ich preise Dich, Du giebst uns Muth,
Noch größer als das Unglück, das uns trifft."

Bernard (mit Thränen in den Augen): Es ist wahr; er ist sehr häßlich. Es ist ein Färber aus der Stadt, Flamand, der aus Kunstliebe spielt. Die Figuranten sind selten bei uns." Ein hohes Beispiel geben wir der Welt. („Sagen Sie, er solle sich entfernen." —) Bernard (leise zu dem Färber ohne ihn anzusehen): Treten Sie zurück! — Alle Templer entfernen sich, statt sich um den Großmeister zu schaaren. Talma wendet sich in Begeisterung zu den Rittern: „. . . o werthe Ritter!" („Wo sind die dummen Menschen?") Bernard (leise zu den Figuranten): Kommen Sie doch herzu; das häßliche Gesicht wieder voran. „Das Leben weicht doch einmal von uns Allen." („Hol' ihn der Teufel! Herr Färber, treten Sie zurück! Verbergen Sie sich hinter den Andern!") (Der Färber: Das kann ich nicht, sehen Sie, ich bin am besten angezogen. Talma: Geh' zum Teufel, Esel!) „Ihr lieben Freunde...." (Der Färber: Ich schlage dem großen Schauspieler den Kopf entzwei!) Talma (umarmt ihn): Ich werde Dich hinaus werfen lassen! „...ruhmreicher Tod! Vom Blutgerüste steigen wir zum Himmel!" — Während dieser Scene zerschmolz das Publikum in Thränen.

Talma. Wem wäre der Name Talma fremd, wenn er die französische Bühne, die von jeher ihre wahren Repräsentanten nur in dem théatre français gefunden hat, kannte? und wer würde nicht Interesse an dem nehmen, was die Lebensverhältnisse eines Zeitgenossen von Kemble, Kean, Young und andern seiner würdigen, Heroen der englischen Bühne und Bewunderer seines großen Talents, betrifft? — In der, von Talma's Witwe (der gegenwärtigen Gräfin von Chalot) herausgegebenen, biographischen Skizze ihres ersten Gemahls finden sich mehrere Züge, welche den dramatischen Beruf Talma's auf das unwidersprechlichste darthun, und diese vorherrschende Neigung, dieses wahre innere Bewußtsein seiner dramatischen Anlagen, waren es hauptsächlich, welche Talma's Spiel die Wahrheit gaben, die jeden, sowohl den Ausländer, wie den Franzosen, bei seinen Darstellungen

so mächtig anzog. — Talma war ursprünglich dazu bestimmt, das Gewerbe seines Vaters, das eines Zahnarztes, fortzusetzen. Seine Bekanntschaft mit drei jungen Rechtsgelehrten, die späterhin als Advocaten einen bedeutenden Ruf erlangt haben (den Herren Bellart, Bonnet und Lepidor), machten, daß er oft ein Zuhörer bei ihren, abwechselnd in ihren Behausungen gehaltenen, Uebungen im Vorlesen wurde, bei denen sie Stücke aus den besten dramatischen Dichtern Frankreichs wählten. Talma saß dabei gewöhnlich am Feuer, in seine Gedanken versunken, und, dem Anscheine nach, todt für alles Aeußere. Oft drangen seine jungen Freunde in ihn, doch auch ein Mal zu lesen, allein er weigerte sich beständig. Endlich ließ er sich jedoch bewegen; er las, aber schlecht. Das Mißlingen des ersten Versuches schreckte indeß die Freunde nicht ab: Talma las abermals, besser, machte immer größere Fortschritte und riß am Ende seine jungen Freunde durch die Vortrefflichkeit seiner Declamationen zu lauter Bewunderung hin. Allmählig fand er Geschmack an dieser Beschäftigung, sie wurde zur Leidenschaft, und dies war der Anfang seiner theatralischen Laufbahn. Bellart selbst erzählte oft diese Thatsache, mit dem Bemerken, daß der erste Schritt Talma's auf die Bühne durch die Advocaten geschehen sei. — Talma war von Natur mit einer außerordentlichen Reizbarkeit begabt, allein diese mußte erst aufgeregt werden: sehr oft vergaß er selbst, was ihm das Theuerste war, wenn die Abwesenheit das Bild verwischt hatte. Von seinen eigenen Gedanken ganz eingenommen, beachtete er das nur wenig, was, in der gewöhnlichen Sphäre des Lebens, um ihn her vorging. Er besaß die eigenthümliche Fähigkeit, zu schlafen, wenn er wollte, und konnte dies so oft und so lange thun, als es ihm beliebte. Ein ruhiger Gang einer Unterhaltung zog ihn selten an, nur eine belebte, leidenschaftliche Erörterung konnte seine Aufmerksamkeit rege machen. In seiner sonderbaren Phantasie sagte er ein Mal zu seiner Frau: „Würdest Du glauben, daß oft, wenn ich eine schöne Frau betrachte, und mich an ihrer angenehmen Form und ihrem lieblichen Gesicht ergötze, ich mir das Gerippe dieses schönen Geschöpfes denke? ich glaube, es unter dem Fleisch zu erblicken. Meine Augen und meine Phantasie haben so sehr diese Gewohnheit angenommen, daß jener Gedanke beinahe unwillkürlich bei mir geworden ist!" So hatte Talma auch allerhand sonderbare Phantasie-Gebilde: Einstmals glaubte er, daß er blind würde, ein anderes Mal fürchtete er, daß er jeden Augenblick todt auf der Straße niederfallen werde, so wie er auch häufig von der Furcht vor einem Schlagflusse geplagt wurde. Sobald er sich indeß ernstlich mit seinen Studien beschäftigte, verließen ihn alle diese Träume. Talma's erste Gattin war beinahe 20 Jahre älter als er; sie liebte ihn, und gab ihm, mit ihrer Hand und ihrem Herzen, auch ihr ganzes bedeutendes Vermögen. Talma's Aufenthalt in England hatte ihn das

ungeheure Einkommen der berühmten englischen Schauspieler kennen lehren, und er suchte es ihnen in Paris an Aufwand nachzuthun. Er sparte keine Ausgaben für seine theatralischen Costüme, seine Privat-Garderobe, oder seine Möbeln, und er war der Erste, der die letzteren nach antiken Mustern anfertigen ließ. Seine Wohnung war der Zusammenkunftsort für alle Künstler und Kunstfreunde, und seine Tafel Jedermann offen. Bald war das Vermögen seiner Frau zerronnen, woran indeß vielleicht zum Theil auch der Umstand die Schuld trug, daß Madame Talma selbst keine gute Wirthin war. Aergerlich sagte sie eines Tages zu Talma: „Wenn ich nun eben so verschwenderisch wäre, wie Sie! wenn ich nun Brillanten, eine Loge in allen Theatern und dergleichen haben wollte?" — „So würden wir," antwortete Talma ihr sehr kaltblütig, „nur etwas Schulden mehr haben!" Talma's zweite Frau, die er im Jahre 1802 heirathete (und von der die Memoiren seines Lebens herrühren) war als Schauspielerin unter ihrem väterlichen Namen, Demoiselle Vanhove, sehr rühmlich bekannt, und blieb ein besonderer Liebling des Publikums, von ihrem Auftreten, im Jahre 1785, bis zu ihrem Scheiden von der Bühne 1816. Mad. Talma war früher mit einem Herrn Petit verheirathet, allein diese Ehe fiel nicht glücklich aus, und Madame P. trennte sich von ihrem Gatten. Talma liebte sie zärtlich, doch kam ihre Verbindung erst acht Jahre nach ihrer Bekanntschaft zu Stande, da Madame P. durchaus nicht auf die Scheidung von ihrem Manne antragen wollte. Ein eigenthümlicher Umstand führte ihre Ehe herbei. Beunruhigt von Talma's ungestümem Drängen, ihm ihre Hand zu geben, hatte Madame P., um Dem zu entgehen, einen mehrmonatlichen Urlaub vom Theater begehrt, und kehrte erst nach dessen Ablaufe wieder zu ihrem Berufe zurück. In einem Stücke von Collot d'Herbois, worin Madame P. die Hauptrolle spielte, mußte einer der Schauspieler sie auf den Armen wegtragen. Indem er in die Coulisse trat, glitt er aus, fiel, und zwar mit der ganzen Last seines Körpers auf die unglückliche Madame P. Als man diese aufhob, fand es sich, daß eine große Nadel, an ihrer Kleidung, ihr bis an den Knopf in die Brust gedrungen war. Dieser Unfall erregte großes Aufsehen, da die Schauspielerin, wie oben erwähnt, ein großer Liebling des Publikums und ihrer dramatischen Kunstgenossen war. Die Wundärzte erklärten, daß die Wunde durchaus stärker bluten müsse, und einer derselben äußerte, daß, um das Leben der Verwundeten zu erhalten, Jemand die Wunde aussaugen solle. Talma erbot sich sogleich dazu, und diese Bereitwilligkeit machte einen so tiefen Eindruck auf Madame P., daß sie sich entschloß, ihm ihre Hand zu geben, und die Vermählung gleich nach der Wiederherstellung der Schauspielerin vollzogen wurde.

Talma, der berühmte französische Tragiker, richtete, nachdem er

den Cäsar gespielt, an Napoleon die Frage: „Wie habe ich Ew. Majestät gefallen?“ — „Gut,“ erwiederte Napoleon; „nur haben Sie zu viel declamirt, es klang Alles pathetisch.“ — Talma entgegnete: „Cäsar ist ein Held im Nimbus des Alterthums strahlend, der Dichter hat ihn im Geiste der antiken Dramen gehalten, jedes seiner Worte ist welthistorisch, und so glaubte ich ihn pathetisch declamiren zu müssen.“ — „Was wir eben sprechen,“ antwortete Napoleon, „ist auch welthistorisch: — declamire ich?“

Der berühmte französische Schauspieler **Talma** sagte einst zu einem seiner Freunde: „Wißt Ihr, warum ich alle meine Nebenbuhler besiege? — Nicht weil ich stärker gebaut bin, nicht weil meine Fähigkeiten entwickelter sind, sondern weil ich mich selbst kenne, weil ich weiß, was ich kann, weil ich leiste, was ich vermag. Man verliert seine Kräfte, wenn man sie übersteigen will. Ich bin mir der meinigen bewußt, und genieße sie in ihrer ganzen Vollkommenheit.“

Erinnerungen aus **Talma's** Leben, von Aubert de Vitry. Talma zählte neun, ich aber erst sieben Jahre, als wir Beide fast zu gleicher Zeit in die Pensions-Anstalt des Herrn Lamaignière zu Chaillot eintraten; Talma kam direct von London, wo sein Vater Zahnarzt war. Der Vorsteher unseres Institutes, der von seinen Zöglingen innig geliebt wurde, weil er sie sehr freundlich behandelte, war leidenschaftlich für die dramatische Kunst eingenommen, und diese Vorliebe theilen Kinder nur zu leicht, sobald sich in ihnen Gefühl und Kunstsinn zu regen beginnt. Alle Jahr studirte er uns eifrig irgend eine Tragödie oder ein kleines Lustspiel ein, welche dann am Tage der Prämienaustheilung aufgeführt wurden. Im ersten Jahre, wo wir zu spät anlangten, um noch Rollen erhalten zu können, spielte man den „Cromwell,“ von Duclairon. Im zweiten Jahre wählte Hr. Lamaignière, der jeden Vergleich mit dem Théâtre-Français vermeiden wollte, ein Trauerspiel, welches nicht auf demselben gegeben wurde: „Sinoris, der Sohn Tamerlan's,“ betitelt; es war das Werk eines Jesuiten, der es früher für das Gymnasium Ludwigs des Großen verfaßt hatte. Talma spielte darin mit großem Erfolg die Rolle von Sinoris Bruder. Sein innerer Beruf für das Theater sprach sich damals schon ganz deutlich aus, und im zwölften Jahre dichtete er ein kleines Stück, in welchem unser Lehrer bereits Funken eines bedeutenden Talentes erkannte. Später wurde ich von Talma für mehrere Jahre getrennt, und erst gegen das Ende des Jahres 1781 trafen wir uns wieder im Gymnasium Mazarin, wo er in der Klasse für die Logik, ich aber in der Klasse für die Physik und Mathematik saß. Damals kamen wir fast jeden Abend mit mehreren gleichgesinnten

Freunden bei einem unserer Gefährten, Turlin, der sich dem Advocatenstande widmete, zusammen. Talma, der zu jener Zeit erst achtzehn Jahr zählte, galt in der Pariser schönen Welt für einen der liebenswürdigsten jungen Menschen; Alles gefiel an ihm. Er war von einnehmender Gestalt, eleganten, doch keineswegs faden Manieren, vortrefflichem Charakter und ausgezeichneter Bildung; er hatte eine hübsche Stimme, sang mit vielem Geschmack, obgleich ohne Schule und Kunst, und spielte recht fertig das Sistrum; er besaß viel Kenntniß von der englischen und französischen Literatur, hatte viel Gefühl für die poetischen Schönheiten beider Sprachen und verstand es vortrefflich, seine Art, wie er die vorzüglichsten Verse derselben recitirte, recht geltend zu machen: er hätte nicht einmal so vieler Vorzüge bedurft, um das schöne Geschlecht, über welches jede Art von Reiz so viel Gewalt ausübt, für sich einzunehmen. Talma gab sich ganz dem Zauber hin, den er einflößte, und sein leichter Sinn, der oft genug auf die Probe gestellt wurde, flößte seinen Freunden Besorgniß für die Zukunft ein. Von seiner Familie zum Zahnarzt bestimmt, machte er geduldig, obgleich mit Widerwillen, alle nöthigen Vorbereitungs-Uebungen zu diesem Berufe durch. Da wir wußten, daß er durchaus keine Neigung zu ernsten Studien hatte, und daher fürchteten, er möchte sich zu sehr dem Vergnügen hingeben, so bestrebten wir uns, in seiner Seele die Leidenschaft für die Kunst, den Wunsch nach Ruhm und die Lust zu solchen Anstrengungen, die ihm zusagten, wieder zu beleben, um ihn dadurch einer geistigen Trägheit zu entreißen, welche für ihn gefahrbringend war. Enthusiastisch eingenommen für die dramatische Kunst, besuchten wir eifrig die Vorstellungen des Théâtre-Français, wo uns damals die jüngere Saint-Val, Brizard, Monvel und Larive im Trauerspiel entzückten; Talma mußte uns dahin begleiten; bald erwachte bei einer Vorstellung des „Oedip" sein schlummernder Genius, und zog ihn mächtig zur Bühne hin. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er Larive's Spiel, theilte aber den Beifall der Menge nicht und äußerte nach beendigtem Stück, daß ihm die Auffassung der Rolle des Oedip nicht zugesagt habe, und daß er sie ganz anders nehmen würde. Den nächsten Morgen theilte er uns mit einiger Verlegenheit, denn er fürchtete unsere Mißbilligung, seinen Entschluß mit, sich dem Theater zu widmen; wir waren aber ganz damit einverstanden und forderten ihn auf, sich einige für ihn passende Rollen einzustudiren. Er trug uns nach einander den Xiphares, Hippolyt und Aegisth vor; wir bewunderten seinen richtigen Kunstsinn, seine äußeren Gaben und seinen Vortrag, vermißten aber bei ihm jenes heilige Feuer, das zum Herzen spricht; doch trauten wir unserem Urtheil nicht und riethen ihm, irgend einen berühmten Künstler um Rath zu befragen. Er wandte sich an Dlle. von St. Val, eine Künstlerin von großer Bildung und vielem Geist, von wahrem und

tiefem Gefühl; sie ermuthigte unseren Talma, wünschte aber, um seine Anlagen richtig beurtheilen zu können, ihn irgend eine Rolle auf einem Liebhaber-Theater spielen zu sehen. Er wählte sich zu seinem Debüt den Seïde im „Mahomet," und trat gegen Ende des Jahres 1782 zuerst auf Doyens Theater in der rothen Kugel auf.

Tabak. In Madrid hat man eine eigenthümliche Mäßigkeitsgesellschaft gegründet, einen Club nämlich, der sich die Aufgabe gesetzt hat, das Tabakrauchen zu verfolgen. Wer in demselben aufgenommen werden will, muß vor allen Dingen beweisen, daß er bis zum Tag seines Gesuchs geraucht hat. Ist dieser Beweis geführt, so erhält er seine Aufnahmskarte, auf welcher nur die Worte stehen: „Du sollst nicht Tabak rauchen." Jede Uebertretung dieses elften Gebotes wird mit einer Geldbuße gestraft und damit der Zweck des Clubs sicherer erreicht werde, haben die Mitglieder die Verpflichtung, einander gegenseitig zu beobachten und anzuklagen. Von dem Ertrage der Geldstrafen will man Journale halten und der Ueberschuß soll an die Armen vertheilt werden. Da indessen die Vorliebe für die Cigarren so verbreitet und so eingewurzelt ist, so dürfte der Club, der erst aus 14 Personen bestehen soll, schlechte Geschäfte machen.

Der **Tambour** mit der Mamsell. „Wer sein Sie, mein Herr?" fragte ein Polizeidiener einen, bei Nacht an einem der z—r Thore ankommenden Reisenden. Dieser, ein Franzose, hatte des ungestümen Wetters wegen den Wagen geschlossen, und antwortete, in der Meinung, man frage ihn, woher er komme, den Kopf durch das Wagenfenster hervorsteckend: „Bin ick d'Hambourg und reis'' à Marsell (Marseille)!" — „Zatraceny!" brummte der Polizeimann, „Tambour a Mamsell, is e dos schöni Pakasch."

Klotilde **Tambroni** war zu Bologna 1758 geboren und zeigte früh Hinneigung zu ernsten Studien. Diesen Trieb in ihr gewaltsam zu unterdrücken, wäre, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens grausam gewesen. In dem Zimmer, wo ihr Bruder Unterricht im Griechischen erhielt, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, horchte sie aufmerksam auf jedes Wort, und bald war sie im Stande, Fragen des Lehrers, die ihren Bruder in Verlegenheit setzten, genügend zu beantworten. Ein solches Talent machte zwei Professoren der Universität auf Klotilden aufmerksam. Mit ihrer Beihülfe kam sie in kurzer Zeit dahin, daß sie griechische Verse bildete, die einer gelehrten Gesellschaft vorgelesen wurden, und ihr die Ehre der Mitgliedschaft erwarben. Dankbar für diese Auszeichnung, schrieb Klotilde zur Hochzeitfeier des Präsidenten der Gesellschaft ein griechisches Epithalamium (Hochzeitgedicht). Jetzt beeilten sich mehrere gelehrte Gesellschaften in Italien,

diese neue Muse in ihre Mitte aufzunehmen. Und noch mehr that der Senat zu Bologna, indem er sie als Professor der griechischen Sprache an die Universität berief. Klotilde verlor jedoch ihren Lehrstuhl, als sie im Jahre 1798 sich weigerte, den Haß des Königthums zu beschwören, wie es die Verfassung der cisalpinischen Republik gebot. In Begleitung ihres alten, kindlich geliebten Lehrers, des Paters Aponte, machte die Ex-Professorin eine Reise nach Spanien. Bei ihrer Rückkehr ließ Bonaparte den Talenten der Signora Tambroni Gerechtigkeit widerfahren, ohne sich um ihre politischen Meinungen zu bekümmern; ihr Name ward in das Album der Universität von Bologna wieder eingetragen. Als später der Lehrstuhl der griechischen Sprache aufgehoben wurde, zog sich diese merkwürdige Frau in die Einsamkeit zurück. Außer dem Griechischen verstand sie noch Lateinisch, Französisch, Englisch und Spanisch. Mit vielen italienischen und auswärtigen Gelehrten stand sie im Briefwechsel. Von ihr sagt d'Anse de Villoison: „In Europa gab es nur drei Männer, welche schreiben konnten, wie sie." Demungeachtet hatte Klotilde von ihren Kenntnissen nur eine geringe Meinung, und von ihren zahlreichen Handschriften ist nur wenig gedruckt worden, denn wahre Bildung, wahre Gelehrsamkeit macht bescheiden, aber nicht übermüthig, hochmüthig, absprechend, wegwerfend gegen Geringere; wohl aber Halbbildung und Aftergelehrsamkeit, so beim Manne wie bei dem Weibe. Die reinste Sittlichkeit bezeichnete ihr Leben; allen großen und schönen Gefühlen stand ihr Herz offen. Unvergeßlich waren ihr Die, denen sie ihre Bildung verdankte, denn letztere rechnete sie unter die höchsten Güter; den Pater Aponte verließ sie lebenslang nicht, und nach seinem Tode errichtete sie ihm in der Karthause von Bologna ein Denkmal. Klotilde selbst starb den 4. Juni 1817.

Tamerlan, der berüchtigte Mongolenfürst, befahl einst einem Maler seiner Nation, ihn zu malen. Doch der Fürst war einäugig, ein Umstand, der nothwendig auf dem Bilde wegbleiben mußte, wenn der Maler nicht den Kopf verlieren wollte. Dieser malte also seinen furchtbaren Fürsten in der Stellung eines Kriegers, der so eben mit dem Bogen nach einem Gegenstand zielt, und dabei ein Auge zudrückt. Diese List half ihm; Tamerlan fand sich geschmeichelt, und belohnte den Künstler reichlich.

Tante. „Ich liebe Dich, mein Kind!" sprach der Onkel zu seiner Nichte, „und wenn Du willst, so wirst Du meine Frau." Die Nichte verneigte sich, und sagte: „Ich danke recht sehr, ich mag nicht meine Tante werden."

Der **Tanterer.** Eine Frau sandte ihren Bedienten zu ihrer Tante,

um sich nach deren Befinden erkundigen zu lassen. Als der Bediente zurückkam, fragte sie, nun wie geht's? „Ein schönes Compliment," sagte der Bediente, „und der Frau Tante geht's gut und dem Herrn Tanterer auch."

Tanzen — der gesellige, verunglückte Versuch der selbstbewußten Narrheit, aus sich herauszuflüchten.

Der **Tanz.** Der gelehrte Swift nannte den Tanz eine freiwillige Tollheit, die Chinesen nennen ihn eine nutzlose Anstrengung. Als der Commodore Anson in Canton war, und die Officiere des von ihm befehligten Schiffes „Centurion" an einem Feiertage einen Ball hielten, zu welchem auch mehrere vornehme Chinesen geladen worden sind, waren sie Alle erstaunt, wie man sich so leidenschaftlich geberden und ermüden möge, und Einer von ihnen sagte zum Capitän: „Warum lasset Ihr dieses mühevolle Geschäft nicht von Euren Dienstleuten verrichten?"

Tanzen. Gut tanzen zu können, ist ein Talent, durch das sich unsere jungen Herren bei den Schönen ungemein empfehlen, und das ist ein Glück für unsere Stutzer, die oft keine andere Empfehlung haben. Aus dem wonnetrunkenen Blicke der Mädchen beim Tanzen kann man schließen, daß sie schon im Geiste das häusliche Glück überrechnen, das sie einst bei einem so guten Tänzer genießen werden.

Tanzen und Gehen. Es ist genau berechnet worden, daß eine Dame in einer Ballnacht bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben mittanzt, nach Schritten gezählt, einen Weg von vier Meilen zurücklegt; und das mit quetschenden Schuhen, von einem Schnürleib zusammengepreßt, und meistens auf den Fußspitzen hüpfend. Man muß über eine solche Anstrengung erstaunen. Sollte eine solche Dame, im bequemen Anzuge, zur Sommerszeit auf dem besten Wege, in zehn Stunden vier Meilen zurücklegen müssen, wahrlich, sie würde es für eine Unmöglichkeit halten.

Ein **Tanzmeister** zu Tenderden, in der Grafschaft Kent, machte in den Zeitungen bekannt: er gäbe auch jungen Officieren Unterricht im Raschvorwärtsschreiten, und lehre sie in drei Stunden, wenn sie etwa verabschiedet werden sollten, mit Anstand sich zurückzuziehen.

Ein französischer **Tanzmeister** fragte einst einen seiner Freunde, ob es wahr sei, daß Harley zum Großmeister von England ernannt worden sei, und als man dieses bejahete, rief er in höchster Extase aus: „Mein Gott, wie ist das möglich? Ich habe diesem Manne

zwei Jahre lang Unterricht ertheilt, und er versteht noch nicht ein Compliment zu machen."

Tapferkeit der Frauen. Bei der Belagerung der Stadt Sienna, welche im J. 1552 die Franzosen gegen die Spanier bestanden, sammelten die Einwohner derselben, selbst ihre Frauen und Töchter nicht ausgeschlossen, die glänzendsten Lorbeern des Ruhms ein. Dreitausend dieser Heldinnen theilten sich in drei Bataillons ab. Sie trugen Uniform, hatten ihre Fahnen und ihre Devisen, die Heldensinn und Galanterie verriethen. Als sie in Reihe und Glied auf die Wälle zogen, sangen sie eine Hymne zu Ehren der französischen Krieger. Dieser Enthusiasmus schien das Werk der artigen französischen Ritter zu sein. Ihre Gebieterinnen, eben so unerschrocken als schön, folgten ihnen in den Tod, und theilten ihren Ruhm und ihre Gefahren. Eine dieser beherzten Bürgerinnen bemerkte, daß ihrem Bruder ein zu gefährlicher Posten zugetheilt wurde; sie entreißt ihm auf der Stelle seine Waffen, bekleidet sich damit, bezieht den Posten, bringt darauf, trotz dem feindlichen Feuer, die Nacht hin, und wird erst den andern Morgen erkannt. Man führte sie unter dem Klang der militärischen Instrumente in ihre Wohnung zurück.

— Im Jahre 1629 belagerten die Spanier Cazal, welches unter dem tapfern Thoiras von einem französischen Corps vertheidigt wurde. Die Frauen theilten den Heldensinn der Garnison und fochten auf der Bresche. Die Geschichte hat uns den Namen von einer dieser Amazonen aufbewahrt; sie nannte sich Francesca. Sie war ein armes Mädchen, das sich mit Einsammeln von Kräutern ernährte. Eines Tages, wo sie in dem Stadtgraben Kräuter suchte, ließen die Spanier ihre Kugeln auf sie regnen. Auf der Stelle verläßt sie ihre Arbeit, läuft auf den nächsten Posten, ergreift eine Flinte, zielt und schießt einen Spanier nieder; ein zweiter hatte dasselbe Loos; mehrere andere wurden verwundet. Der glückliche Erfolg macht sie beherzter, sie vergißt ihr Geschlecht und sich selbst. Ganzer vierzehn Tage durch sucht sie die gefährlichsten Posten und streitet mit einer Standhaftigkeit, die die geübtesten Krieger beschämt. Sie wagt sich bis zwischen die Stadt und das feindliche Lager; ein Spanier verwundet sie durch einen Schuß am Kopf; sie läuft auf den Feind zu, rächt sich und kommt glücklich in die Festung zurück. Thoiras belohnte ihren Muth nach Verdienst; er gestand ihr eine Pension zu, die sie bis an ihren Tod bezog.

Tapferkeit. Bei der Belagerung von Terouenne war zwischen den Deutschen und Engländern ein schlechtes Einverständniß. Mit einem überlegenen Heere rückte der Herzog von Longueville zum Ent-

satze heran. Da eilte Maximilian I. spornstreichs von Brüssel in das Lager, mit geschlossenem Visir und in gemeiner Reiterstracht. Auf einmal tritt er aus dem Gezelte seines Feldhauptmannes hervor. Alles drängt sich, überrascht, mit lautjauchzendem Zurufe, im Kreise um ihn. „Dort," spricht er mit unbeschreiblichem Feuer, „dort ist Guinegate, dort der Feind, dort habe ich, ein zwanzigjähriger Jüngling, ihn besiegt. Grau bin ich geworden; aber mein Alter soll mich nicht hindern, auch ein Beispiel der Tapferkeit zu sein!" Das ganze Heer bewegte sich, — nicht sowohl die Schwerter brauchten die Feinde zur Gegenwehre, als die Sporen zur Flucht. Durch raschen Angriff wurde das Treffen gewonnen.

— Der Marschall Biron nahm der Ligue Felscamp, eine Festung in der Normandie, weg, deren eine Seite in einem Felsen bestand, welcher sich 600 Fuß aus dem Meere erhob, senkrecht abgeschnitten und unersteigbar war. Unter der ausziehenden Besatzung befand sich auch ein Edelmann, Boisrose mit Namen, ein Mann voll Kopf und Muth. Diesen verdroß es sehr, daß die Festung übergeben wurde, und er nahm sich vor, dieselbe wieder einzunehmen, es koste auch, was es wolle. Er wußte, daß es alle Jahre vier oder fünf Tage gab, an welchem das Meer den Felsen, den es 12 Fuß hoch bespülte, auf einige wenige Stunden unberührt, und einen Raum von ungefähr 20 Klaftern im Sande trocken ließ. Hierauf, und auf die Bestechung zweier Soldaten, gründete er seine ganze Hoffnung. — Ueber ein halbes Jahr erwartete einer von den bestochenen Soldaten, der immer zur Ebbezeit sich auf dem Felsen befand, das verabredete Zeichen. Endlich erschien Boisrose des Nachts mit zwei Schaluppen, zwei Unterofficieren und 50 Soldaten am Fuße jener Klippe; er hatte sich mit einem dicken Taue versehen, welches der Höhe des Felsens an Länge glich, und an welchem Knoten und kurze Stäbe angebracht waren, um das Hinaufsteigen möglich zu machen. Kaum hörte der bestochene Soldat das so lange erwartete Signal, als er von der Höhe einen Strick herabwarf, an diesem das Tau hinaufzog, und es durch einen starken Hebel an einer eisernen, zu seinem Zwecke in den Schießscharten eingeschlagenen, Klammer befestigte. Nun befahl Boisrose den Unterofficieren, deren Entschlossenheit er kannte, voranzuklimmen, und den 50 Soldaten, ihnen mit um den Leib gebundenen Waffen zu folgen; er selbst aber wollte der Letzte sein, um jedem Feigherzigen das Umkehren zu verhindern. Doch bald wurde das Umkehren von selbst unmöglich; es trat nämlich die Fluth ein, welche die Schaluppen unter den Hinaufsteigenden hinwegführte, so, daß das Ende des Taues im Wasser schwamm. — Man überdenke einige Augenblicke das Schreckliche dieser Situation! Zwischen Himmel und Wasser hingen an einem einzigen Seile 53 Menschen, an einem so

steilen Felsen; rund um sie war Nacht, und unter ihnen ein brausendes Meer. Es durfte nur einer von den bestochenen Soldaten, in Hoffnung eines größeren Gewinnes, sie verrathen; es durfte nur das kleinste Geräusch die Schildwache aufmerksam machen, oder die schlafende Besatzung wecken; es durfte nur einem die zitternde und ermüdete Hand ausgleiten, so waren sie vielleicht Alle verloren. Kein Schiff war mehr da, wohin sie sich flüchten, selbst kein Erdboden mehr, worauf sie nur treten konnten. — Wäre es nun wohl ein Wunder gewesen, wenn eine so schreckliche Lage selbst den Muth des Beherztesten erschüttert und sein Gehirn schwindeln gemacht hätte? Wirklich begegnete dies dem Anführer, und auf einmal stockte das Hinaufsteigen durch 52 Menschen hindurch. Man denke sich hierbei das Verweilen, das Flüstern, die Ungewißheit so Vieler, die weder vor-, noch rückwärts konnten. Kaum erfuhr Boisrose, daß seinem ersten Unterofficier der Muth entfallen sei, und daß er sich weiter zu steigen weigere, als jener, ohne Verzug, einen männlichen, fast unglaublichen Entschluß faßte. Er befahl nämlich seinem Vordermanne, sich fest an das Tau anzuklammern, stieg dann über ihn und so fort über alle 51 hinweg, bis er zu dem ersten kam; diesem suchte er anfangs neuen Muth einzusprechen, da es aber nichts fruchtete, so zog er einen Dolch hervor und setzte ihm denselben auf die Brust, wobei Boisrose so ernstlich drohte, ihn zu erstechen, daß dieser endlich einen ungewissen Tod dem gewissen vorzog, und weiter fortklimmte. Erst kurz vor Tages Anbruch gelangte der Trupp, nach unsäglicher Mühe, auf die Höhe des Felsens, und ward von den beiden Soldaten in das Schloß geführt, wo er die Schildwachen niederhaute, die übrige Besatzung im Schlafe fand, was sich wehrte, tödtete, und die Uebrigen gefangen nahm. Boisrose berichtete sogleich diesen beinahe unglaublichen Vorfall dem Admiral von Villars, dem Oberhaupt der Ligue in der dortigen Provinz, und hoffte, wie billig, auf die Befehlshaberstelle; da er aber merkte, daß man unbillig genug denke, sie einem Andern anvertrauen zu wollen, so übergab er dem Könige, dessen Religionsveränderung damals so eben ruchbar wurde, diese so schwer erworbene Festung wieder.

Tapferkeit. Ein Schweizer-Hauptmann rief, ehe die Schlacht begann: „Heute gilt's das Vaterland. Wer sich fürchtet, stelle sich hinter mich!"

— Dem russischen Obersten R...w nahm eine französische Kanonenkugel im Jahre 1812 ein Bein hinweg, da er gerade seine Soldaten zum Stürmen einer Batterie anflammte. Das zerschmetterte Bein wurde sogleich über der Kniekehle abgenommen, und man machte Anstalt ihn aus dem Schlachtfelde zu tragen. „Laßt mich Kinder,"

rief er, „setzt mich auf einen Schlitten, kann ich auch nicht zu Pferde, so will ich Euch auf dem Schlitten anführen. Die Feinde sollen sehen, daß die Russen nur ein Herz im Kampfe brauchen, und daß ihnen die Füße nöthiger sein werden, als uns.“ Als eine feindliche Kugel auch seinen Schlitten zerschmetterte, rief er lächelnd: „einen andern Schlitten, Kinder! Nun ist mir auch, wie früher zwei Pferde, ein Schlitten unter dem Leibe todt geschossen worden.“ Er ließ sich auf das andere Fahrzeug bringen, fuhr mit gehobenem Säbel und mit Zurufen seinen stürmenden Leuten vor, und die Batterie wurde genommen. „Nun,“ sagte er, „da ich meinem Vaterlande die geschlagenen Wunden etwas heilen half, jetzt darf ich meine eigenen pflegen.“

Tapferkeit. Als König Sobiesky von Polen in Mähren einbrang, belagerte er sogleich den kleinen haltbaren Ort Nemezi, den man verlassen hatte, und in welchem nur neunzehn moldauische Jäger standen, die von ungefähr dahin gekommen waren. Diese braven Leute zogen die Brücken auf, verschlossen die Thore, und weigerten sich sich zu ergeben. Die Polen, die den Zustand der Besatzung nicht kannten, beschossen den Ort vier Tage lang. Die Jäger vertheidigten sich brav, und tödteten eine große Anzahl der Belagerer, selbst den Obersten von der Artillerie. Den fünften Tag, als sie zehn von ihren Kameraden todt, und drei außer Stande sahen zu fechten, capitulirten sie, und erlangten einen freien Abzug für die Besatzung. Das Thor ward geöffnet, und man sah nur sechs Mann herausgehen, die noch drei andere auf den Schultern trugen. Sobiesky erblaßte. In seiner ersten Bewegung wollte er diese braven Leute hängen lassen, und ertheilte auch wirklich den Befehl dazu, allein zum Glück für seinen Ruhm erinnerte ihn Jablonowsky an sein Versprechen, und so ließ er sie mit Lobsprüchen von sich.

— Ein Krieger, der mehrere Narben im Gesichte hatte, erregte dadurch das Mitleid einer Dame so sehr, daß sie ausrief: „Ach, es ist doch schrecklich so entstellt zu sein!“ — „O das thut weiter nichts,“ antwortete dieser, „da ist immer noch Platz zu noch einmal so viel Hieben.“

In Italien spielt man auf dem Theater auch oft in Masken. Dann dürfen die Lustigmacher, Harlekin, Pantalon und ein Doctor nicht fehlen. Oft noch wird diesen der **Tartaglia**, ein besonderer Liebling der Italiener, beigesellt. Tartaglia, dessen Erscheinen immer eine frohe Stimmung verbreitet, stottert ganz abscheulich, so daß er oft mehrere Minuten nöthig hat, um irgend ein schwer auszusprechendes Wort hervorzubringen. Bei dem Worte strapazzare z. B. wirft er Rock, Weste, Halsbinde, Brille und Perrücke von sich, macht end-

lich sogar Miene, mit den Beinkleidern ein Gleiches zu thun, (wo ein lautes Gelächter erschallt), wird roth und blaß, und quält sich auf die grausamste Weise, bis er das fatale Wort zu Tage gefördert hat. Einer seiner beliebtesten Späße ist, zu sagen: Io vado a casa (ich gehe nach Hause). Bei dem Worte casa wird fürchterlich gestottert, wodurch denn die Rede ungefähr so hervorkommt: io vado a ca — ca — aca — ca — aca — ca u. s. w. Woran die Zuhörer dabei erinnert werden, denkt sich der Leser leicht. — Diesen Spaß hört man oft genug im Theater; doch fällt das Parterre jedesmal in ein convulsivisches Gelächter.

Taschen. Ehemals trugen die Frauen Taschen zum Aufbewahren der Schlüssel ꝛc. ꝛc. und sie nahmen sich der Hauswirthschaft selbst thätig an. Jetzt sind diese Taschen abgeschafft und mit ihnen die Häuslichkeit. Ob nicht die Herausgeber der jährlich erscheinenden Almanache es dahin angelegt haben, diese Symbole der Häuslichkeit wieder bei Frauen einzuführen? Wenigstens wäre sonst kein triftiger Grund vorhanden, die Legion der Luxusbüchlein in Duodez-Format, welche meistens dem schönen Geschlechte gewidmet werden, mit dem Namen Taschenbücher zu belegen.

— Die Taschen des Menschen sind seine Laster. Bei den Spartanern wurde nichts gestohlen, und warum? Weil sie keine Taschen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Westentaschen, zwei Hosentaschen, drei Fracktaschen und fünf Oberrocktaschen gehabt hätten, sie hätten auch mehr gestohlen. Eine jede Tasche ist ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „wozu hast du mich gemacht?“ ein Ausrufungszeichen an den Besitzer: „Ach Gott!“ und ein großer Gedankenstrich an das Schicksal, welcher sagt: „Das Uebrige kannst du dir denken!“ — Eine jede leere Tasche ist nichts als das zueignende Fürwort: „Mein“ mit Leinwand überzogen, und jede volle Tasche ist nichts als ein großes Bewußtsein in Taschenformat! — Mit den meisten Taschen ist es wie mit dem Monde, sie sind alle Monat ein Mal voll, ein Mal leer, und wenn gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Tasche ist, das sind die Mondfinsternisse, aber die sichtbaren! — Mit den vielen Taschen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern, je mehr wir haben, desto weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich suchen. Ein Mensch mit allen seinen Taschen jetzt ist wie das Conversations-Lexicon. Sucht man das Geld in der Westentasche, sagt sie: siehe „Brusttasche,“ kommt man zur Brusttasche, sagt sie: siehe „Brieftasche,“ kommt man zur Brieftasche, so heißt's: ein Weiteres über diesen Gegenstand schlage man im Münzwesen nach!“ Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taschen auszufüllen, mit den lee-

ren Händen nämlich. — Warum trägt der reiche Mann seine Hand in der Tasche, und warum der arme Mann? Bei dem reichen bittet das Geld in der Tasche, es nicht hinauszustoßen in die Welt unter Arme und Hülflose, und da giebt der reiche Mann gern die Hand darauf; — bei dem armen Mann bittet das kein Geld um Verschwiegenheit und der arme Mann ist so gut und hält's unter der Hand! — Aber in den Taschen selbst, welch ein Unterschied, welche Abstufung von der Brusttasche bis zur Patrontasche, von der Uhrtasche bis zur Maultasche! — Die Brusttasche trägt der Mensch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen! Wenn nur die Tasche auf der Brust recht voll ist, so darf die Brust unter der Tasche recht leer sein, man darf doch von der Brust weg reden! Das ist dann ein leichtes Leben, wenn einem so recht schwer auf der Brust ist! In der Brusttasche ist's gerade wie in der Brust selbst! Wie vielen Menschen liegt das Herz mehr in der Brusttasche als in der Brust selbst, man könnte sagen, das Herz ist ihnen aus der Brust in die Tasche gefallen. Das Geld wohnt in eben so verschiedenen Weisen in der Tasche des Menschen, als die Gefühle in der Brust des Menschen. — Betrachten wir den Umstand, wie viel Taschen ein Mann in jede Gesellschaft mitbringe und daß die Frauen keine mitbringen, so sind in der Conversation, so zu sagen, die Männer schon vom Schneider angewiesen, mehr einzustecken als die Frauen. — Welches war in der Welt die erste Tasche? Gewiß die Plaudertasche, denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also noch bevor es Kleider gegeben hat. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären noch Alle im Paradiese. — Die Plaudertasche und die Posttasche haben durch nichts so verloren, als durch die Eisenbahnen; wenn man früher mit so einer Plaudertasche von Wien nach Brünn reiste, hatte sie Zeit und Muße genug, uns ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen, jetzt auf der Eisenbahn kommt sie kaum dazu, uns von ihren Kinderjahren zu erzählen! S.

Taschenbuch. Ein Taschenbuch ist eine dreisilbige Buchhändler-Charade: Taschen-Buch, ein Drittel ist auf's Buch berechnet und zwei Drittel auf die Taschen, — der Buchhändler nämlich.

Taschenbücher wie verkehrt! Sonst hatten die Leute die Bücher im Kopfe und das Geld in der Tasche; jetzt haben sie die Bücher in der Tasche, und das Geld liegt den Leuten im Kopfe.

— Unter den Büchern werden die Taschenbücher, so wie unter den Leichen die Kinderleichen am meisten herausgeputzt, ohne Zweifel, weil beide in ihrer Unschuld sterben, und man ihr kurzes Leben wenigstens für Augenblicke dem Auge bedeutend machen will.

Taschendieb. Ein ehrlicher Deutscher wollte eine Vorstellung der Mlle. Rachel in Paris besuchen. Während er mit der Queue sich in das Haus hineinschob, schob ein Taschendieb seine Finger in seine Tasche. Der Deutsche hielt ihn mit derber Faust fest, der Dieb aber raunte, da er die Unmöglichkeit des Entkommens sah, dem Barbaren in's Ohr: er wolle nicht stehlen, er wolle nur in das Theater zu kommen suchen. Der Deutsche antwortete nicht, hielt ihn fest, zog ihn an die Kasse, und während der Gauner den Wachtposten mit Zittern erblickte und verhaftet zu werden glaubte, hatte der Deutsche gutmüthig zwei Billets gekauft, gab dem überraschten Diebe eins, und hieß ihn in das Theater gehen.

— Ein Gentleman betrachtete aufmerksam einige unterhaltende Carricaturen vor den Glasfenstern einer Kunsthandlung, als er plötzlich Jemanden an seinen Taschen spürte. Da nur eine Person da war, die in seiner Nähe stand, so wandte er sich rasch um und sprach, indem er ihr starr und bedeutungsvoll in's Gesicht sah: „Sir, Sie hatten Ihre Hände in meinen Taschen!" — „Hatte ich?" entgegnete der Andere höchst kaltblütig. „So muß ich Sie in der That um Verzeihung bitten; doch ist das Wetter jetzt so kalt, daß man froh ist, wenn man seine Hände irgendwo unterbringen kann."

Der verwunderte **Taschendieb.** In Wien wurde kürzlich ein junger Vagabond ertappt, als er eben einem würdigen, alten Herrn ein Sacktuch gestohlen hatte. Er läugnete die That und behauptete dreist, das Tuch wäre sein Eigenthum. Als aber der alte Herr durch die Angabe der in das Tuch gezeichneten Namensbuchstaben alle weiteren etwaigen Zweifel, wem das Tuch gehöre, vollständig hob, rief der Dieb mit komischem Pathos: „Ah, das is g'spaßt! Hitzt möcht' i wissen, wer denn sein'n Namen in mein Tüchlein eine g'macht hat."

Taschenspieler. In einem Städtchen waren an 300 Personen des Abends in einem Saale versammelt, um einem Taschenspieler zuzusehen. Als er nach einigen gemachten Stücken sagte: „Nun werden Sie eine ganz außerordentliche Sache sehen," so geschah es, daß in dem Augenblicke der Fußboden auf allen Seiten auswich, und Alles was im Saale war, fünfzehn Fuß tief unter einander herunter purzelte, ohne Jemandem zu schaden. — Als dies geschah, guckten eben zwei Dienstmädchen durch die Fenster, und als Alles verschwand, glaubten sie, der Taschenspieler hätte sie weggehext, und sagten voll Erstaunen: „O, dies Stück übertrifft alles Uebrige!"

Enttäuschung einer **Taschenspielerkunst.** Ein Taschenspieler gab in einem Städtchen Vorstellungen. Des Morgens begegnete er bei

einem Spaziergange einem Bauer. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, ob er denn nicht Lust hätte, auch einmal die Kunststücke des berühmten Taschenspielers zu sehen. — „O ja, große Lust," sagte der Bauer. Der Künstler gab ihm hierauf eine freie Eintrittskarte und einen Thaler, den letztern mit der Bedingung, daß er ihm denselben Abends bei der Vorstellung wieder geben sollte, wenn er ihn von ihm begehren würde. Der Künstler ließ nun Abends einen Thaler verschwinden und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, diesen Thaler muß jener Bauer dort in seiner Tasche haben, gieb ihn nur heraus, guter Freund!" — Da trat der Bauer vor, reichte ihm eine Menge Kupfergeld und sagte: „Ich bitt' um Verzeihung, 20 Kreuzer hab' ich davon verzehrt."

Etwas aus einem **Taschenspieler-Büchlein.** 1ste Kunst: Man nimmt einen jungen Gimpel, zeigt ihn der Gesellschaft, und Alle überzeugen sich, daß es ein junger Gimpel ist. Dann schüttet man etwas Goldstaub über ihn, läßt ihn eine halbe Stunde liegen, dann sagt Jedermann: „Es ist Nathan der Weise!"

Brieftauben. Unlängst hatte ein Antwerpener Journal einen seiner Redacteure mit einem Korbe, in dem sich ein paar Brieftauben befanden, nach Brüssel geschickt, um von dort aus die Thronrede an die Zeitung einzuschicken. So wie der Correspondent in Brüssel angekommen ist, verfügt er sich nach dem Café de l'Europe, übergiebt seinen Korb mit den Tauben dem Kellner, bestellt ein Frühstück und blättert die Morgenjournale durch. Nach einiger Zeit servirt man ihm ein Fricassée, welches er mit um so größerem Appetit verzehrt, als gedachtes Fricassée ziemlich lange hat auf sich warten lassen. — Nach beendigtem Frühstück verlangt der Reisende seine Rechnung und bezahlt; alsdann nimmt er Stock und Hut und sagt zum Garçon: „Gieb mir meine Tauben." Bei diesen Worten wird der Kellner verlegen und wechselt die Farbe. Endlich aber stottert er heraus: „Mein Herr, Ihre Tauben haben Sie so eben gegessen; ich glaubte, Sie übergäben sie mir, um sie zubereiten zu lassen. Wenn Sie aber dafür andre haben wollen, so müssen Sie noch ein paar Minuten warten. Die Köchin kommt gleich vom Markte zurück."

Taubheit. „Christel, mach' die Thür auf, es klopft Jemand," sagte ein tauber Schneider, als das Gewitter in sein Dach eingeschlagen hatte und die Hälfte des Hauses eben eingestürzt war.

Ursache der **Taubheit.** „Der arme Mann ist jetzt ganz taub geworden," äußerte neulich Jemand in einem Pariser Salon. — „Glauben Sie das ja nicht," entgegnete eine geistreiche und etwas

boshafte Dame; „er stellt sich nur so, weil er sich nicht mehr loben hört."

Taubmann. Bei einem Mahle warf der Kurfürst von Sachsen ein Goldstück in Professor Taubmann's Becher, und sagte: „Das Goldstück gehört Ihm, wenn Er auf der Stelle einen spaßhaften Vers darüber macht. Taubmann besann sich nicht lange, trank den Becher aus, und begann, das Goldstück herausnehmend:

„Zwei Götter können sich im Becher nicht vertragen,
Geh, Plutus, in den Sack, Du, Bacchus, in den Magen."

Der Professor **Taubmann** zu Wittenberg war oft Lustigmacher am kurfürstlichen Hofe. Einst faßte ihn ein Höfling bei der Hand und sagte: „Mein Gott, was für grobe Hände haben Sie. Sie würden sich gut zum Dreschen schicken." —„Ja, ja," erwiederte Taubmann, „ich habe den Flegel schon in der Hand."

Kurfürst Christian hatte einst **Taubmann** zu Gaste; als nun dieser zwei gebratene Rephühner einwickelte und zu sich steckte, sagte der Kurfürst: „Herr Professor! Ihr sollt nicht sorgen, was Ihr morgen essen werdet." — „Ganz recht," sagte Taubmann, „ich will auch nicht hungern und sorgen, darum stecke ich eben die Rephühner in die Tasche."

Ein Taucher. Die Loire zählt unter ihren Schiffern einen unerschrockenen Taucher, Bonin mit Namen, der für sich allein, ohne die Beihülfe eines Andern, die erstaunenswerthesten Bergungen ausführt. So hat er erst vor weniger Zeit ein untergegangenes Fahrzeug, das mit 500 Centner Eisen beladen war, wieder an das Tageslicht gebracht. Bonin ist eine wahrhafte Amphibie. Im Winter wie im Sommer bringt er die Hälfte seiner Zeit unter dem Wasser zu. Bei der Herstellung eines Viaducts an der Eisenbahn hat er mit Benutzung des Senkbleies alles auf dem Grund der Loire einzurammende Pfahlwerk mit Stricken befestigt, oder die hinderlichen Steine weggeschafft ꝛc. Für ein jedesmaliges Untertauchen erhielt er 14 kr., und da er oft 240 Mal in die Tiefe hinabfuhr, so verdiente er 50 bis 60 Gulden den Tag. Taucht er zum Vergnügen, so kann er drei Minuten, gilt es aber eine Arbeit, nur eine Minute unter dem Wasser bleiben. Bei vieler Beschäftigung und ohne alle Concurrenz wird er aus den Wassern sein Schäfchen bald in's Trockne treiben können.

Sonderbare **Taufgebühren.** Ein Geistlicher in der Normandie, von dessen Pfarrkindern viele nicht auf's Ehrenvollste aus der Welt

gegangen waren, verlangte, daß ihm bei der Kindtaufe zugleich auch die Trauungs- und Leichengebühren bezahlt werden sollten. Als man ihn nun um die Ursache dieser sonderbaren Forderung fragte, gab er zur Antwort: „Ich habe schon zu oft erfahren, daß, sobald sie aufgewachsen sind, sie mich um meine Gebühren betrügen, indem sie nach Paris gehen, und dort sich hängen lassen."

Der verschenkte **Taufname.** Ein Bauer kam in höchster Verlegenheit zum Pfarrer und bat diesen um Rath. „Ich möchte meinen Jungen taufen lassen," sagte er, „und weiß in aller Welt nicht, was ich ihm für einen Namen geben soll." — „Aber, lieber Mann," erwiederte ihm der Pfarrer, „so gebt ihm doch den Eurigen." Der Bauer besann sich eine Weile, endlich rief er aus: „I nu — meinetwegen, er soll'en haben, da geh' ich so 'rum!"

Die **Taufschein**-Vorlesung. Zwei Hökerweiber kamen in einen Streit. Die Eine gab der Andern alle schlechten Namen, die man sich nur denken kann. Da trat ein Mann hinzu und wollte dem Streit ein Ende machen, allein ein drittes Hökerweib rief ihm zu: „Lassen sie Euer Gnaden doch gehen, sie liest ihr ja nur ihren Taufschein vor."

Die **Taufe** ohne Kind. Ein komischer Irrthum ist neulich in Burghley bei einer Taufceremonie vorgefallen. Der Bischof von Peterborough, welcher die heilige Handlung verrichtete, hatte bereits mit derselben begonnen, als man bemerkte, daß das zu taufende Kind nicht gegenwärtig sei; man eilte, es schnell herbeizuholen und begann nach seiner Ankunft die Ceremonie von Neuem.

Tausch. Ein Doctor hatte einen Advocaten in der Kur, der wegen seiner Uneigennützigkeit nicht in dem besten Rufe stand, und — auch dazu mit Recht Veranlassung gegeben hatte. — „Wie befinden Sie sich diesen Morgen?" fragte ihn der Doctor bei einem Besuch. — „Sehr übel! Sehen Sie selbst, wie ich mich verändert habe. Ich bin nicht mehr der nämliche." — „Desto besser," versetzte der Doctor, „Sie müssen bei jedem Tausch gewinnen."

Vortheilhafter **Tausch.** Eine junge sehr schöne Dame schickte zu einer ihrer älteren minder hübschen Freundinnen und ließ sie bitten, ihr zu einem Balle ihren Diamantschmuck zu leihen. „Mit Vergnügen," erhielt sie zur Antwort, „wenn mir Madame ihr hübsches Gesicht schicken will, so werde ich ihr gern dafür meine Diamanten überlassen."

Der glückliche **Tauschhandel.** Ein Kaufmann an der türkischen

Gränze schickte einem seiner Freunde in Wien zum Verkauf eine ganze Ladung kleiner, rother, türkischer Käppchen, — einem andern Freunde eine Ladung türkischer Pantoffeln. Diese Waaren lagen Beiden lange auf dem Lager, ohne daß sie selbe verkaufen konnten. Endlich schrieben Beide, einander unbewußt, dem türkischen Freunde, daß es unmöglich sei; die Waaren an Mann zu bringen. Dieser antwortete ihnen, sie möchten wenigstens suchen, solche gegen andere Waaren umzutauschen. — Bald nachher begegneten sich beide Wiener Kaufleute, vertauschten Käppchen und Pantoffeln gegen einander, und freudig benachrichtigte jeder von ihnen den Eigenthümer von diesem glücklichen Tauschhandel.

Man fragte eine Dame, welches der schönste **Teint** wäre. — „Der Teint der Schaam," war die Antwort.

Die **teinture.** „Mein Sohn muß durchaus eine teinture von allem Wissenswürdigen bekommen," sagte eine vornehme Dame zu dem Manne, den sie zum Lehrer des erstern annehmen wollte, „er muß eine teinture von Sprachen, eine teinture von Geschichte und Geographie, eine teinture von Mathematik, eine teinture von Zeichnen u. s. w. haben." — „Nun, Madame," versetzte der Hofmeister, „da nehmen Sie lieber gleich einen Färber für ihn an."

Telegraph. Ueber die Anlegung des unterseeischen elektromagnetischen Telegraphen zwischen Dover und Calais spottet das englische Witzblatt Punch: „Bisher haben wir Zitteraale gehabt, jetzt werden wir vielleicht auch elektrische Meerzungen und Zitterhäringe bekommen. Lachse werden sich mit wundervollen Sprüngen auf dem schlappen Draht erlustigen, andere drollige Individuen der beflossten Geschlechter sich auf dem großen Communicationsmittel zwischen England und Frankreich hin und her tummeln. Wenn nur nicht einmal ein boshafter alter Kerl von einem Haifisch den Draht mitten in einer wichtigen Nachricht entzwei beißt; mit einer geringen Anstrengung seiner Kinnbacken könnte er eine königliche Rede abschneiden, mit einem leichten Wedeln des Schwanzes die interessanteste Mittheilung abbrechen. Solche Störungen abgerechnet, finden wir diese neue Einrichtung zu Erziehungszwecken sehr empfehlenswerth. Wie oft kündigen die Franzosen an: „Die Kunst im Nu französisch zu lernen!" Warum diese Kunst nicht recht allgemein machen! Man zweige von der telegraphischen Hauptdrahtlinie Nebendrähte ab, führe diese in alle englischen Schulen oder vorläufig zum ersten Versuche nur in die Schulen an den Küsten von Kent. An dem Drahtende bei Calais müßte ein französischer Sprachmeister stehen und die Lection dirigiren, die zu den verschiedenen Schulen geführten Seitendrähte würden seine Weisheit in die entferntesten

Dorfschulwinkel leiten und Jedermänniglich damit betheilen. Später könnte man diese neue Lehrmethode auch auf andere Wissenschaften ausdehnen."

Telegraph. Auf der Eisenbahn-Station St. Georgen versammelte sich eine Masse von Leuten, um einen Landmann, der auf einer Leiter an einem der Pfähle der Telegraphen-Linie stand, heftig gegen den Draht perorirte, und sodann horchte. Man erkundigte sich lange Zeit um sein Thun, bis er endlich die Erklärung von sich gab: „Es sei bereits seit drei Wochen eine Petition nach Wien eingereicht, die noch immer nicht erledigt; er glaube daher auf dem telegraphischen Wege die schnellste Erledigung bezwecken zu können."

Telford, der große Baumeister, der außer mehreren andern Werken die Kettenbrücke über den Menaikanal anlegte. An dem Tage, wo die erste Kette, welche die beiden Ufer verbinden sollte, an den Pfeilern befestigt ward und Tausende versammelt waren, den Erfolg zu sehen, war Telford so überwältigt von seinen Gefühlen, daß es ihm nicht möglich war, Anordnungen zu geben. Er zog sich in das Haus zurück, das er während des Baues bewohnte, verschloß die Fensterladen, und erwartete den Erfolg. Endlich kündigte ein lautes Freudengeschrei an, daß der Versuch gelungen war, und als man in das Haus kam, ihm Nachricht zu geben, lag er auf den Knien und dankte Gott für das Gelingen seines großen Planes.

Der Doctor **Teller** in Leipzig zählte unter seinen Gönnern auch den Prinzen Xavier. Einst besuchte dieser Prinz den Doctor und fragte ihn unter anderm, ob er Kinder habe? „Das müßte eine armselige Wirthschaft sein," erwiederte Teller, „in der man nicht mindestens ein halbes Dutzend Tellerchen anträfe." (Er hatte gerade sechs Kinder; eines deren ward der berühmte Oberconsistorialrath und Probst Teller in Berlin.)

Teller. Die Messer und Gabeln sind von einem hohen Alter. Ammianus Marcellinus erwähnt ihrer schon. Seit dem 10. Jahrhundert kamen die Messer von Beauvais schon in Ruf. Fortunatus erzählt von der heil. Radegonda, Gemahlin des Königs Clotharius, daß sie den Armen und Kranken, so sich nicht allein helfen konnten, selbst mit einem Löffel die Speisen darreichte. Die Gabeln waren aber noch nicht bekannt. Man führte mit der Spitze des Messers die Speisen zum Munde, bis nachher eiserne Gabeln mit zwei bis drei Zacken erfunden wurden. Auch bediente man sich lange Zeit, statt der Teller, der Brodschnitte. Hierauf aß man auf hölzernen Scheiben, sodann auf irdenen und gefirnißten Tellern, endlich auf metallenen.

Unter den Trinkgefäßen sind die Trinkschalen die ältesten; die Becher und Tassen sind von späterer Erfindung. Die Pfeffer- und Salzfässer, wie auch die Oel- und Würzgefäße machten ein besonderes Geräthe aus. Alle diese kleinen Stücke wurden in einen großen Aufsatz vereint, den man auf die königlichen Tafeln mit großen Ceremonien setzte, die von der Furcht, vergiftet zu werden, ihren Ursprung hatten.

Temperatur statt Temperament. In einer heiteren Gesellschaft war eine Dame auffallend still. Als Jemand sie aufforderte, doch auch dem Frohsinne Raum zu geben und in die Heiterkeit der anderen Glieder einzustimmen, antwortete sie sentimental: „Ach, leider habe ich nicht eine so fröhliche Temperatur, als Sie!"

Tempête (ein stürmischer Tanz). „Mir auch ein Glas Tempête!" rief einer der Ballgäste mit Stentorstimme. Ein allgemeines Gelächter erschallte. Die Sache kam also: Oberhalb der Credenz war die Gattung des Tanzes aufgeschrieben, welche zunächst an die Reihe kommen werde. Jetzt war eben Tempête angekündigt. Unser Mann tritt zur Credenz, sieht da viele Leute mit gefüllten Gläsern stehen und glaubt, Tempête heiße die Erfrischung, welche sie genießen.

Kein Teppich. Eine Dame, die gewöhnlich in einem sehr erhabenen Style sprach, ging einst in einem königlichen Garten spazieren, verließ aber den gebahnten Weg und betrat den Rasen. Der daselbst auf Wache stehende Soldat machte ihr bemerklich, daß es nicht erlaubt sei, außerhalb des Weges zu gehen. Sie antwortete ihm: „Rauher Krieger! vergönnt mir, zu wandeln auf dem Teppich der Natur." — „Das ist keen Teppich nich," versetzte der Soldat, „et is Gras, und da soll Niemand nich d'ruf gehen. Versteh'n Sie?"

Testament. Der berühmte Minnesänger Walther von der Vogelweide, der zu Würzburg starb, wurde in dem Umfange eines Grasplatzes, um welchen der sogenannte Kreuzweg der Münsterkirche herumläuft, begraben. Seines Geschlechts-Namens eingedenk, verordnete er in seinem Testamente, daß man sein Grabmal mit einem viereckigen Stein bedecke. Auf den vier Ecken dieses Steines sollten Vertiefungen eingehauen werden, die man jeden Tag mit frischem Wasser füllen müsse; in der Mitte des Steines solle man aber eine Handvoll Fruchtkörner streuen, damit die Vögel täglich sowohl Speise als Trank dort finden möchten. Zur Tragung der Kosten setzte er ein eigenes Kapital aus, und lange Zeit wurde sein Wille genau befolgt.

— Ludwig Carteſius, ein Rechtsgelehrter zu Padua, verordnete in seinem Testamente: man sollte sein Haus bei seinem Tode nicht

schwarz ausschlagen; seine Leichenträger sollten grün gekleidet sein, man sollte alle Geigen, Flöten und Trommeln aus der Stadt dazu zusammenholen, und ihm statt der Leichenfackeln grüne Zweige vortragen. Zu seinem Erben setzte er Denjenigen ein, der bei seiner Beerdigung am meisten lachen würde; hingegen sollten alle Verwandten, welche weinen würden, enterbt sein. Natürlicherweise wollten die Verwandten dies Testament für nichtig erklärt wissen; allein ein Advocat wußte es dennoch durch den Grund aufrecht zu erhalten, daß es das Werk eines Doctors sei und also unmöglich für thöricht und wahnsinnig erklärt werden könne.

Testament. Einen englischen Gerichtshof beschäftigt gegenwärtig die wichtige Frage, ob ein in Versen abgefaßtes Testament Gültigkeit habe. Man fand ein solches, und die Erben, die durch dasselbe benachtheiligt werden, wollen es umgestoßen wissen, weil ein Mann, der eine so ernste Sache, wie ein Testament, so leichtfertig behandle, daß er es in Verse bringe, unmöglich bei Verstande, und also durchaus nicht zurechnungsfähig sein könne. Auch ein seltener Fall außer dem, daß ein Dichter etwas zu testiren hat.

— Ein wohlhabender Mann in Newyork, Namens Greenway, der im Anfange des Jahres 1791 starb, machte ein Testament, in welchem sich folgendes Vermächtniß für seine Frau befand: „Ich habe das Unglück gehabt, ein sehr unzufriedenes Leben mit meiner Frau Elisabeth Greenway zu führen, und dieß viele Jahre lang, während unseres Ehestandes ihres ungestümen Betragens wegen, das sie durchaus nicht ändern wollte, denn es war ihr nicht genug, meine Ermahnungen zu verachten; vielmehr sann sie immer auf Mittel, mich in meinem Gemüthe elend zu machen. Ja, sie war von einer so verstockten Art, daß auch die Vorstellungen der vernünftigsten Menschen nichts bei ihr fruchteten, so daß sie wahrhaft zu meiner Marter geboren zu sein schien. Die Stärke Simsons, die Weisheit Homers, die Vorsichtigkeit des Augustus, die List des Pyrrhus, die Geduld Hiobs, die Subtilität Hannibals und die Wachsamkeit des Hermogenes wären nicht hinreichend gewesen, sie zu beherrschen. Aus diesen angeführten Ursachen, vermache ich ihr hiermit nur — einen Schilling."

— Der Kaufmann van Delft in Amsterdam war steinreich. Er war unverehelicht, und seine Verwandten ließen es an Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten nicht fehlen, damit er, schon hoch bejahrt, ihrer in seinem Testamente vorzugsweise gedenken möchte. Jeder suchte durch Zuvorkommenheiten gegen den Alten den Uebrigen den Rang abzugewinnen. — Van Delft äußerte gegen Jeden seine Zufriedenheit über ihr Benehmen, und versicherte Jeden: daß er seiner

in seinem Testamente gedacht habe. Endlich starb er. Das Testament wurde eröffnet; er hatte sein ganzes Vermögen milden Stiftungen, jedem seiner Verwandten aber ein Dutzend Schweineblasen vermacht.

Testament. Ein Lohnkutscher in Chester hatte ein hübsches Vermögen zusammengebracht. Bei einer heftig ausbrechenden Krankheit ließ er den Prediger und den Notar kommen. Sie erschienen zu gleicher Zeit. Der Kranke erhob sich mit Mühe und sprach: „Mein Haus sammt Zubehör vermache ich meinem Weibe. Nach ihrem Tode sollen sich die Kinder darin theilen. Indeß vermache ich an Tom meine Wägen und Pferde, an Dick mein Feld sammt Pfluggeräth und Ochsen, 100 Pfund soll Will haben, eben so viel Molly und Betty. — Und nun thue ein Jeder das Seine! Ihr, Herr Notar, schreibet! Ihr, Herr Prediger, betet! Du, mein Weib, weine! und Ihr Kinder schreiet so viel Ihr vermöget! denn ich sterbe." — Gesagt, gethan.

— Auf dem Kirchhofe père-Lachaise liegt ein Russe begraben, der, schon bei Lebzeiten ein Sonderling, sich auch im Tode noch, gemäß seines letzten Willens, jeden Tag die neueste Nummer des Journal des Débats bringen läßt. Und sein Bedienter erfüllt auch getreulich seinen Wunsch und trägt ihm jeden Tag das Journal des Débats unter Kreuzband auf's Grab.

— Ein Sonderling, ein Irländer, hat im Testament angeordnet, man solle sämmtliche Jahrgänge des Racing-Kalender, seiner Lieblingslecture, in die Kapelle seines Monumentes legen.

— Ein Engländer, der zu Calais wohnt, berichtet, daß ein alter Geizhals, Namens Sir John Pleeck, in der jüngsten Zeit zu London mit Tod abging. In dem seltsamen Testamente, welches die Erben nach seinem Tode eröffneten, fanden sich folgende Bestimmungen: „Ich schenke und vermache meinem Neffen meinen alten schwarzen Rock; ich hinterlasse meiner Nichte den flanellenen Wams, welchen man nach meinem Tode auf meinem Leibe finden wird; ich übermache jedem der Enkel meiner Schwester eines der kleinen Geschirre aus Fayence, die auf dem Schranke in meinem Schlafzimmer stehen; meiner Schwester selbst gebe ich zum letzten Zeichen der Freundschaft, die ich immer zu ihr hegte, den braunen irdenen Krug, welchen man zu Haupten meines Bettes findet." Man kann sich das Staunen der Erben bei der Lectüre des originellen Testaments denken; jeder ließ sich gegen den Seligen in den verächtlichsten Ausdrücken vernehmen. Die Schwester des Harpagon ergriff im Unmuth den Krug und zerschlug ihn in tausend Stücke; man denke sich aber ihre Ueberraschung, als sich mit den Trümmern zugleich unzählige Goldstücke im Zimmer zerstreuten. Der Anblick derselben brachte auf der Stelle eine gänzliche Umänderung

in der Anſicht der Erben über den Seligen hervor; jeder beeilte ſich, ſein Vermächtniß genauer zu beſichtigen, und ſo ergab es ſich denn klar, daß der Verkannte allen nur eine angenehme Ueberraſchung hatte bereiten wollen.

Bacchantiſches Teſtament. Ein Gentleman von Northumberland verſammelte letzthin die vornehmſten Nachbarn aus der Umgegend ſeines Landguts. Nach beendigter Mahlzeit, als Jedermann recht wacker gezecht hatte, kündigte er ſeinen Gäſten an, er wolle ihnen den Inhalt ſeines Teſtamentes mittheilen, indem es nothwendig ſei, daß ſie von deſſen Verfügung in Kenntniß geſetzt würden. Nach verſchiedenen Familien-Vermächtniſſen kam folgende Klauſel: „Ich verſchreibe die Summe von 600 Pfd., ſowie eine jährliche Rente von 200 Pfd. zur Erbauung eines Wirthshauſes, an der Stelle, wo die zwei Straßen ſich kreuzen; das Haus ſoll zum Schild führen: „Zum guten Todten.“ Mein Leichnam ſoll im Keller dieſes Wirthshauſes begraben werden. Ein Leichenſtein, auf welchem mein Name, mein Vorname, das Datum meiner Geburt, und das meines Hinſterbens eingegraben werden, ſoll die Thüre zu dem Kellergewölbe bilden. Dieſer Stein muß aber ſo angebracht werden, daß er auch die Mitte der Trinkſtube einnehme, welche oben auf dem Keller gebaut werden ſoll. Die jährliche Rente von 200 Pfd. ſoll folgendermaßen verwendet werden: 50 Pfd. meinem Kellner John Hart, der obengenanntes Wirthshaus führen ſoll, und dann dieſe Anſtalt auf ſeine männlichen Nachkommen übertragen kann. 50 Pfd. jedes Jahr zu zwei großen Mahlzeiten zu verwenden, wovon die eine in der Trinkſtube, an meinem Geburtstage, die andere im Keller ſelbſt an meinem Todestage zu halten iſt. Jeder dieſer Mahlzeiten ſollen 25 Gäſte beiwohnen: der Sherif wird deren 13 ernennen, John Hart die übrigen. 50 Pfd. zum Ankauf von Bier und Branntwein, den ärmſten Bewohnern des Cantons auszutheilen. Und endlich 50 Pfd., um den Kellervorrath zu erneuern, der für die armen Fußreiſenden, welche im Wirthshauſe einkehren, und zu trinken verlangen werden, beſtimmt iſt. Das Wirthshaus ſoll das Eigenthum des Cantons ſein, darf aber nie verkauft werden.“ Die letzten Zeilen waren folgendermaßen abgefaßt: „Und Euch alle beſcheide ich am jüngſten Tage zu einer Zuſammenkunft in der großen Stube; wir werden daſelbſt warten, bis der Gerichtsdiener erſcheint, um uns vor den allerhöchſten Richterſtuhl zu laden.“ Ein ſchallender Jubel erfolgte auf die Vorleſung.

Sonderbare **Teſtamente.** John Unterwood, der im Jahre 1733 zu Withleſon ſtarb, hinterließ folgendes Teſtament: „1. Sobald mein Leichnam in das Grab eingeſenkt iſt, ſoll eine kleine weiße Marmorplatte auf daſſelbe geſetzt werden, mit der Inſchrift: „Non omnis

moriar, J. Unterwood 1733." — 2. Sollen, wenn dieß geſchehen iſt, folgende ſechs Herren (welche genannt waren), die letzten Strophen 21. Ode, des 2ten Buches Horaz's, mit lauter Stimme froh und freudig abſingen. — 3. Sollen, wenn meine Leiche zu Grabe getragen wird, keine Glocken geläutet werden; auch ſoll keiner meiner Anverwandten oder Freunde, ausgenommen obengedachte ſechs Herren, meinem Sarge folgen. — 4. Mein Sarg ſoll grün angeſtrichen werden, weil grün immer meine Lieblingsfarbe geweſen iſt. — 5. Soll man mich in meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg legen: Sanadon's Horaz unter den Kopf; Bentley's Milton zu den Füßen; ein kleines griechiſches Teſtament ſoll man mir in die rechte, eine kleine Edition des Horaz in die linke Hand geben und mir Bentley's Horaz unter den Rücken legen. — 6. Soll meine Schweſter nach meiner Beerdigung gedachte ſechs Freunde im Sterbehauſe herrlich und fröhlich bewirthen und für deren Bemühung Jedem 12 Guineen auszahlen. — 7. Dafür ſollen dieſe ſechs Freunde nach der Mahlzeit Horazens 31. Ode des erſten Buches abſingen und, wenn dieſes geſchehen iſt, ſollen ſie bei einem Glaſe Wein fröhlich ſein und nicht mehr denken an J. Unterwood."

Teſtament. Wie tief eingewurzelt in dem britiſchen National-Charakter der Hang iſt, ſeine im Leben gehegten Vorurtheile auch noch über das Grab hinaus wirken zu laſſen, zeigt folgende Anecdote, deren Wahrheit verbürgt wird. Ein Engländer aus einer der angeſehenſten Familien des Reiches, der ſeit ſeiner Kindheit einen unverſöhnlichen Haß gegen die Irländer nährte, erbte in ſchon vorgerücktem Alter eine anſehnliche Beſitzung in der Grafſchaft Tipperary in Irland, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er dort ſeinen beſtändigen Wohnſitz aufſchlage. Mit großem Widerwillen begab er ſich dahin und nahm das Gut in Beſitz. Einige Jahre darauf ſtarb er. Wer beſchreibt das Erſtaunen ſeiner Erben, als ſie in einem Abſatze ſeines Teſtamentes folgende Anordnung fanden: „Item, iſt es mein ausdrücklicher Wille, daß auf ewige Zeiten jährlich die Summe von 10 Pfund Sterlingen, welche meine jeweiligen Nachfolger im Beſitze des Gutes zu entrichten haben, zum Ankaufe eines gebrannten Waſſers, unter dem Namen Whisky bekannt, verwendet werde. Jedes Jahr ſoll dann eine öffentliche Verlautbarung ergehen, daß an einem beſtimmten Tage und zwar entweder am 17. März oder am 10. October dieſer Whisky an eine gewiſſe Anzahl von Perſonen, die jedoch ausſchließend Irländer ſein müſſen, und deren niemals mehr als zwanzig ſein dürfen, verabreicht werden wird. Dieſe müſſen ſich bei meiner künftigen Grabſtätte verſammeln; hier ſoll man jedem zuvörderſt einen Stock von Eichenholz und ein Meſſer geben. So bewaffnet, ſoll ihnen der Whisky in Seidelgläſern gereicht werden; und es darf keiner den Platz verlaſſen, ſo lange noch ein Tropfen vorhanden

ist. Ich habe nämlich während meines Aufenthaltes in Irland bemerkt, daß es bei den Bewohnern, sobald sie bewaffnet sind, nie ohne blutige Excesse abläuft. Der Whisky schien mir das wirksamste Mittel, sie in größerer Anzahl zu versammeln. Ich hoffe nun, daß es auf diese Weise gelingen wird, die einheimischen Bewohner in Irland mit der Zeit zu vernichten, und an ihrer Statt das Land mit Ansiedlern aus England zu bevölkern."

Testament. Zu Lonvare in Derbyshire hinterließ eine alte Jungfrau drei Guineen für einen Harfner, der die Verpflichtung hatte, jährlich auf ihrem Grabe zwei ihm vorgezeichnete Musikstücke zu spielen. Das erste Mal fand dies eigene Anniversarium seine Zuschauer, weiterhin mag wohl der Harfenist nur den Kirchhofswänden vorgespielt haben.

— Im Jahre 1786 reisten Ihre k. Hoheiten, Erzherzog Ferdinand und seine erlauchte Gemahlin, von Bath nach London, durch Devizes. Sofort erschien eine Deputation, um ihnen, und einem Jeden von ihrem Gefolge, ein Kreuzerbrod (un pain d'un sou) zu überreichen. Die Gabe ward huldreich empfangen, in freundlicher, fröhlicher Stimmung zum Frühstücke verwendet, und dazu folgende Stiftungsgeschichte erfragt: Ein durchreisender armer Weber, ohne Geld, ohne Bekannte, vom Hunger bedrängt, sprach eines Bäckers Mildthätigkeit an, und erhielt sofort ein Kreuzerbrod. Reich geworden, machte er nun testamentarisch eine Brodstiftung für diesen Ort, zu einem halben Sou für alle Einwohner, reich oder arm, zu einem ganzen, für jeden Durchreisenden, — ein eigener frommer Wille, der an jedem Jahrestage der weiland Wanderschaft des Stifters gewissenhaft erfüllt wird. — Wie wird es aber damit bei vermehrter Volkszahl gehen?

— In Madrid ist ein Schuster gestorben, der ein närrischer Kauz war, und selbst im Tode noch bei seinem Leisten bleiben wollte. Er verordnete in seinem Testamente, daß der Sarg, in welchem seine irdischen Ueberreste ruhen werden, wie ein Stiefel geformt sein müsse. Der Pfarrer, welcher bei der Abfassung des Testamentes zugegen war, suchte ihn von den Stiefel-Gedanken abzubringen, aber er beharrte auf seinem Willen. Erst als der Pfarrer ihm vorstellte, daß er am jüngsten Tage erst einen Stiefelzieher werde haben müssen, um aus seinem Stiefel-Sarge herauszukommen, gab er nach, verlangte jedoch, daß man ihm ein Paar Schuhe und ein Paar Stiefel ins Grab mitgeben solle.

— Eine alte Frau aus der Umgebung von Manchester wurde vor Kurzem unter sonderbaren Umständen beerdigt, die sie jedoch selbst angeordnet hatte. Ihr Gatte war 1825 gestorben und seit jener Zeit

hatte sie der von dem Verewigten hinterlassenen Kleidung die größte Sorgfalt gewidmet. Zwei Röcke wurden jeden Morgen regelmäßig ausgebürstet, und die Schuhe und Schnallen des Verstorbenen wurden von Zeit zu Zeit vom Staube gereinigt. Das Kissen, auf welchem einst sein Haupt geruht, war ein Gegenstand der größten Sorgfalt. Ihrem Befehle gemäß wurden die Schuhe zu ihrem Kopf, die Schnallen unter ihre Arme geschoben. Von diesen theuren Reliquien umgeben, wurde sie beerdigt.

Testament eines englischen Naturforschers. Durch das gegenwärtige Vermächtniß und diesen meinen letzten Willen, verfüge ich Gefertigter, krank am Körper, gesund an Geist, folgender Maßen über mein Gut und Habe: Zuvörderst schenke und vermache ich meiner lieben Gattin eine Schachtel mit Schmetterlingen, eine andere mit Muscheln, ein weibliches Gerippe, und die Mumie eines Basilisken. Item meiner Tochter Elisabeth, meine Präparate von Maithau und das Geheimniß, Raupen einzubalsamiren. Item der kleinen Fanny, meiner jüngeren Tochter, drei Krokodileier, wie auch fernerweit ein Kolibrinest, welches ihr jedoch erst bei ihrer Trauung ausgefolgt werden soll, Nota bene, wenn sie mit Einwilligung der Mutter heirathet. Item aus Erkenntlichkeit für das Gütchen, welches mein Bruder meinem Sohne Karl geschenkt hat, vermache ich diesem meinem besagten Bruder meine Sammlung von Heuschrecken des vorigen Jahres. Item seiner einzigen Tochter Susanne, meiner Nichte, die wilden Kräuter Englands, auf Royal-Papier aufgeklebt, wie nicht minder alle Kohlgattungen, welche in Indien wachsen, auf Groß-Folio. Zu Gunsten meines Neffen Isaak treffe ich keine Verfügung, indem ich ohnehin reichlich auf ihn bedacht gewesen, da ich ihm erst letzthin einen Hirschkäfer, die Haut einer Klapperschlange und ein Restchen der Mumie eines ägyptischen Königs geschenkt. Weil endlich Johann, mein älterer Sohn, mir Beweise einer bösen Gemüthsart gegeben, namentlich dadurch, daß er unanständig von einer seltsam organisirten Nase sprach, welche ich in Weinstein aufbewahrte, in Anbetracht also dessen, enterbe ich den besagten Johann, erkläre ihn für unfähig, etwas von der väterlichen Verlassenschaft anzusprechen, und beschränke sein ganzes Erbtheil auf eine Schale der geometrischen Schildkröte.

— Ein Advocat in Colmar vermachte dem Narrenhause 1000 Franken. „Ich habe," sagte er in seinem Testamente, „wohl zehnmal so viel von solchen gewonnen, die sich jetzt in dieser Anstalt befinden. Es ist daher Pflicht erkenntlich zu sein."

Das **Testament**. Hassan, der Sohn Aiubs, ein reicher Bürger

von Balſora, Wittwer und ohne Kinder, ward von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, und mit ſeinem nahen Ende bedroht. Eines Tages, als mehrere Freunde um ihn verſammelt waren, theilte er ihnen mit, er laſſe den Kadi kommen, um noch denſelben Tag ſein Teſtament aufzuſetzen. Agib, einer derſelben, machte ihm zärtliche Vorwürfe über eine ſo grauſame Eröffnung, über einen ſo ſeltſamen Entſchluß, der, wie er meinte, offenbar zu voreilig ſei. „Uebrigens," ſetzte er hinzu, „ſo merke ich wohl, theurer Haſſan! den ehrenwerthen Grund dieſer Verfügung. Du glaubſt nicht zeitig genug darauf denken zu können, was mit den bedeutenden Gütern zu geſchehen habe, welche Dir der Himmel verliehen? Du fürchteſt, ſie dürften in unwürdige Hände gerathen, und es könnte Dir ſelbſt der ſträfliche Gebrauch, der damit gemacht würde, zugeſchrieben werden. Mehr habe ich Dir nichts zu ſagen, weiſer Haſſan! Ich ſelbſt will den Beamten aufſuchen, den Du wünſcheſt, und ihn ohne Verzug hieher bringen." Agib trat aus dem Zimmer, indem er ein Paar Augen trocknete, die nicht thränten, und nach einer Weile erſchien er mit dem Kadi. Der Kranke zog unter ſeinem Kopfpolſter ein Papier hervor, und ſprach: „Licht des Geſetzes! hier ſind, bis auf Kleinigkeiten, die ich Dir noch zu ſagen habe, vorläufig die letzten Wünſche eines Sterbenden. Bereite ein geſetzliches Teſtament, und bewahre es in dieſen Händen, die das Gold der Beſtechung nie zu beflecken wagte. Sobald aber der Todesengel meine Seele von ihrem Kerker befreit, ſo öffne es in Gegenwart meiner Freunde und Verwandten, vor Allem in Gegenwart meines Freundes Agib." — Die Uebrigen traten ab, das Geſchäft kam bald zu Stande, und Haſſan ſtarb nach wenig Tagen. Da beeilte ſich Agib, alle jene zum Kadi zu bringen, die bei der Teſtamentseröffnung zugegen ſein ſollten. Der Richter zeigte das Siegel als unverletzt, öffnete dann das Vermächtniß, und gab es ſeinem Naib, der daraus mit lauter Stimme Folgendes vorlas: Im Namen Gottes, des Gerechten, des Barmherzigen! Ehe als ich das Karavanſerei dieſer Welt verlaſſe, in dem ich eine kurze und ſchlechte Nacht zugebracht, laſſe ich, Haſſan, Aiubs Sohn, des Sohnes von Abdallah, darin dieſe Schrift zurück, worin ich über die ſogenannten Güter, die ich nicht mit mir nehme, verfüge. Ich drohte bisweilen meinen Neffen Daut und Achmet, daß ich ſie ihr Betragen, welches mir mitunter mißfiel, werde bereuen machen, und ſo will ich denn endlich Wort halten — — doch anders, als ſie ſich einbilden. Sie ſind jung und ein wenig unüberlegt. Wären ſie es aber auch mehr, ſie ſind doch Söhne eines Bruders, den ich liebte, und Enkel meines Vaters. Ich hinterlaſſe ihnen alſo das Gut, was ich von dieſem guten Vater habe, und das, was meine Sorgen, meine Wirthlichkeit, des Himmels Segen hinzugefügt. Sollten ſie dieſe meine Wohlthat mißbrauchen, ſo falle dieſe Sünde auf ihr Haupt. Ich hinterlaſſe ihnen, wie geſagt, Alles, was

ich besitze, doch mit der Bedingung, folgende Vermächtnisse treulich zu besorgen: Den armen Derwischen, selbst den Spitälern, vermache ich nichts. Meine Hände öffneten sich für sie immer von selbst, um der Armuth den Zoll zu bringen, den man ihr schuldet. Im Sterben aber halte ich sie verschlossen, denn meinen Erben steht es zu, nun die ihren zu öffnen. Was für ein Verdienst hätte ich nämlich, Gott gleichsam das zu geben, was er mir eben abnimmt? und mit welchem Auge ließen sich solche Gaben betrachten, welche dem Stolze des Erblassers schmeicheln, seiner Habsucht aber nichts kosten? Wohl aber verordne ich, daß vom Tage meines Hintrittes an meine Sclaven ohne Ausnahme freigelassen werden. Sie verdienen die Freiheit um so mehr, als ich glaube, daß sie selbe nicht wünschten, als seit sie besorgen, mich zu verlieren. Auch vermache ich jenen darunter, die Alters oder Schwäche wegen nicht wohl arbeiten können, einen Jahresgehalt von 50 Goldstücken. Die Uebrigen liebe ich zu sehr, als daß ich sie den Gefahren des Müssigganges aussetzen sollte. Sie werden als ehrliche Bürger von den Handwerken leben, welche ich sie lehren ließ, und ich vermache daher bloß einem jeden 150 Goldstücke für den ersten Anfang. Dem Emir Mansur vermache ich mein Araberroß mit seinem authentischen Stammbaume und seinem Reitzeuge voll Perlen; dem Mollah Saheb, mein Schreibzeug von Gold; dem Iman, seinem Bruder, einen alten Koran mit Goldbuchstaben, auf blauem Grunde, denselben, wie es heißt, aus dem der Kalif Omar jeden Freitag den Gläubigen in der großen Moschee vorlas. Mit Ausnahme dieses Buches vermache ich dem Philosophen Amru meine ganze Bibliothek, die ich mit vieler Mühe zusammengebracht. Ich weiß, daß er Bücher liebt, und daß es ihm leichter wäre, deren welche, und zwar gute, zu machen, als sie zu kaufen. Ich überlasse ihm also die meinigen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, voraus auch den Beutel mit 1000 Goldstücken anzunehmen, den ich ihm seit zwanzig Jahren fruchtlos aufgedrungen. Weigert er sich noch, diesen letzten Beweis meiner Freundschaft anzunehmen, so entsage ich auch der seinigen, und ersuche unsere gemeinschaftlichen Freunde, mein beleidigtes Andenken dadurch zu rächen, daß sie den Umgang mit einem so unvernünftigen Philosophen aufgeben. Weniger Mühe, glaube ich, wird es geben, meinen guten Freund Agib zu bewegen, auch eine Testamentsverfügung aufzunehmen. Ach, was bin ich diesem lieben Agib nicht schuldig! Er hielt sich an mich fast wider meinen Willen, sobald er mein Alter, meine Krankheit bemerkte, und verließ mich von dem Augenblicke an nicht mehr, wo ich dem Tode nahe kam. Er ist es, der mich auf tausend Vollkommenheiten aufmerksam machte, die ich besaß, ohne daß ich, oder Andere darum wußten. Er ist es, der mit strenger Wachsamkeit alle Unbesonnenheiten meiner Neffen bemerkte, darüber ein sehr genaues Register hielt,

und mir davon eine nur zu treue Rechenſchaft gab. Allein, was ſoll ich dieſem ſo dienſtfertigen, ſo eifrigen Freunde vermachen? — Einen guten Rath, und den hoffe ich, wird er ſich zu Nutzen machen: Wähle beſſer Jene, die Du täuſchen willſt, mein lieber Agib! und treibe nie das Gewerbe eines Hausfreundes, als bei ſolchen Reichen, die zugleich hübſch ſchwachſinnig, und eitel ſind. Du wirſt deren noch immer eine ſchöne Anzahl finden. Zu Balſora, im Jahre der Flucht des Propheten 322, am ſechſten Tage des Regeb. Haſſan, Aiubs Sohn, ein Diener Gottes. Bohemia.

Seltſame **Teſtamente.** Der engliſche General Dickſon hatte in ſeinem Teſtamente verordnet, daß ſein Schlachtpferd, welches bei Waterloo ſeine Gefahren theilte, erſchoſſen, und neben ſeinem Herrn begraben werden ſolle.

— Ein holländiſcher Maler vermachte in ſeinem Teſtamente eine Summe, um damit jährlich ein Mädchen aus dem Orte, wo er geboren war, zur Heirath auszuſtatten, unter der Bedingung jedoch, daß die Neuvermählten nebſt allen Geladenen am Tage der Hochzeit über ſeinem Grabe tanzen ſollten.

— Es gäbe eine pikante Sammlung, wollte man alle kurioſen Teſtamente ſammeln, welche in der Welt gemacht werden. Folgendes von William Bläkel, ehemaligem Gouverneur von Plymouth, gehört vielleicht zu einem der drolligſten: „Ich wünſche, daß man meinen Körper ſo lange liegen laſſe, bis er zu verweſen anfängt, und dann erſt einen oder mehrere meiner Finger abſchneidet, um ſich von meinem Tode zu verſichern. Ich fordere, daß meine theuere Frau, nachdem ſie ſo unglücklich war, einen alten Narren zu heirathen, dieſen Fehler nicht zum zweiten Male begehe.“

Ein bizarres **Teſtament.** John Moore, Sohn des engliſchen Erzbiſchofs Moore, hat ein Teſtament hinterlaſſen, in welchem er den Willen ausſpricht, daß ſein Leichnam in einen Sarg aus Eichenholz, welcher mit ungelöſchtem Kalk angefüllt iſt, gelegt werde. Auf den Kirchhof ſollen ihn Ackersleute, Matroſen oder Stallknechte und keine Leichenträger tragen; ferner ſollen ſeine zwei Lieblingspferde todtgeſchoſſen werden.

Sonderbare **Teſtamente.** Im Sterberegiſter des Kirchſpiels St. Thomas a' Becket zu Limington in England findet ſich Folgendes eingetragen: „Starb den 13. Mai im Jahre des Herrn 1733, in einem Alter von 66, Samuel, Balduin, Einwohner und Nachbar hieſigen Orts. Doch iſt er allhier nicht begraben, ſondern aus ſchuldiger Beachtung ſeines letzten Willens, ſein entſeelter Leichnam ohne Ceremonie und in Gegenwart vielen Volks oberhalb des Nadelfelſens in's Meer ge-

worfen worden. Und ist solches deßhalb geschehen, weil der Verstorbene hinieden kein besonderes großes Eheglück genossen, indem seine Frau unaufhörlich mit ihm gezankt und ihm oft gedroht, daß sie ihm weder Ruhe, noch Frieden finden lassen wolle, weder im Leben, noch im Tode. Selbiger Drohung zu entgehen, verordnete er, daß sein Körper besagter Maßen in's Meer geworfen werden solle."

Testament. Ein kürzlich verstorbener Bewohner von Caux in der Normandie hatte in seinem Testamente eine sonderbare Clausel gemacht. Der Verstorbene verpflichtet seine Erben, alle Jahre, am Tage des heil. Gregors, seines Patrons, den Stein von seinem Grabe aufzuheben und 3 Litres (etwa 2 Maß) Cognac, bester Qualität, über seinen Sarg zu gießen.

— In Bayonne starb eine alte Frau, welche solche Furcht vor dem Lebendigbegraben hatte, daß sie in einem besonderen Testamente demjenigen, welcher sie 24 Stunden nach ihrem Tode unablässig kitzeln würde, 6000 Francs aussetzte. Ein Dienstmädchen hielt es aus.

— In dem selbst verfertigten Testamente eines verstorbenen Landedelmannes fand sich folgende Stelle: „Mein ehrlicher Schulmeister P ** bekommt 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt; er macht zu viel Schnörkeln dazwischen, und die sind mir zuwider, zu hören."

— Ein Bauer starb. In seinem Testamente fand sich folgender Artikel: „Vor vier Wochen sind mir zwei Ochsen gestohlen worden, wenn sie wieder gefunden werden, so vermache ich sie meinem Sohne Johann, wenn sie aber nicht gefunden werden, dem Herrn Verwalter."

Rede nicht zu vorlaut von deinem **Testament.** Der Lord Pembroke hatte vor Kurzem ein Verhältniß mit einer jungen Tänzerin vom Londoner Theater. Eines Tages gestand er ihr, daß er sie in seinem Testament bedacht habe. Es ist sehr natürlich, die Gedanken des Gegenstandes seiner Neigung wissen zu wollen. Das junge Mädchen empfand diese verzeihliche Neugier, sie wollte wissen, wie hoch der Lord ihre Neigung zu ihm geschätzt habe, und wünschte darüber bald Gewißheit. Kurz, durch ihre zarte Sorgfalt bekam der Lord täglich eine kleine niedliche Portion Arsenik. Er zehrte zusehends ab, ein unerklärliches Siechthum hatte ihn befallen und seine Freunde begannen endlich das schreckliche Räthsel zu ahnen und äußerten ihm ihren Verdacht gegen seine liebende Pflegerin. Endlich faßte sich der Lord ein Herz und sagte eines Tages seinem Arzte in ihrer Gegenwart: „Doc-

tor, was meinen Sie, wenn man diese Medicin von einem Chemiker untersuchen ließe?" Diese Worte hatten getroffen. In einigen Stunden war die Sylphide auf und davon geflogen. Die Justiz verfolgt ihre Spur. Der Lord ist auf dem Wege zur Genesung und wird vorläufig nicht wieder von seinem Testament sprechen.

Tête-à-tête (von Angesicht zu Angesicht). Einen Freund von mir besuchte eine Frau, als er eben Mittags am Tische saß und einen Kalbskopf sehr behaglich verzehrte. Als sie dieß sah, wollte die Höfliche wieder umkehren; allein da mein Freund sie zwang einzutreten, entschuldigte sie sich sehr, daß sie ein so angenehmes tête-à-tête unterbreche.

Was ist der **Teufel**? In einem Berliner Schnapsladen führten zwei Sackträger folgendes Gespräch: Bandmann. Weßt Du, was der Deibel is? Grumwald. Ne! Bandmann. Willst Du es wissen? Grumwald. Ja. Bandmann. Was kriege ich davor? Grumwald. Ich laß' Dich eenen Schnaps einschenken. Bandmann. Is gut! Nun greif mich mal in die Tasche. Wat is da drinn? Grumwald. Nischt! Bandmann. Na, siehst Du, das ist eben der Deibel.

Teufel. Ein Zuchthausprediger hielt mit der verworfensten Klasse der Sträflinge Examen, und fragte unter anderem, ob es wohl einen Teufel gäbe. Einstimmig brüllten die Kerle ihr gläubiges „Ja!" denn sie meinten am besten zu wissen, daß der Teufel es war, der sie in Ketten und Banden gebracht habe. „Nein!" behauptete dagegen der Prediger, und führte den Beweis also: „Gäbe es einen Teufel, so hätte er Euch Canaillen längst alle geholt und mich der Mühe überhoben, mit Euch hier Examen zu halten."

Der **Teufel**, immer in der Literatur zu Hause, auch der arme, spielte vor 300 Jahren eine große Rolle auf den Büchertiteln. 1555 erschien von Masculus der „Hosenteufel," gegen die damals üblichen weiten Beinkleider. Ehe 20 Jahre vergangen waren, gab es schon 24 andere Teufel, Masculus selbst schrieb noch einen „Fluchteufel," einen „Kriegsteufel," einen „Eheteufel," und diesen folgten von Andern der Jagd-, Faul-, Spiel-, Bau-, Schrop-, Zauber-, Gesinde- und andere Teufel, von denen 1575 eine Gesammtausgabe in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Theatrum Diabulorum," erschien.

Ein armer **Teufel.** Wenn man in Paris auf dem Boulevard des Italiens spaziert, bemerkt man eines der größten und ausgedehntesten Magazine der Stadt mit dem Schilde: „Un pauvre diable." Der Gründer dieses Geschäfts, ein äußerst gewandter und im hohen

Grade achtungswürdiger Kaufmann, hatte sich durch Solidität, Geschäftskenntniß und Thätigkeit von einem kleinen Geschäfte dieses enorme errichtet; er war mit anderen Worten d'un pauvre diable ein Millionär geworden. Da berieth er sich einst mit seiner Frau und sie fanden, daß 100,000 Franken Renten für gewöhnliche Bedürfnisse hinreichend wären und sie dieselben nicht mehr vermehren wollten. — Der Herr „pauvre diable" rief also alle seine Commis zusammen, nahm von ihnen Abschied und stellte ihnen ihren neuen Herrn vor, nämlich den ob dieses unerwarteten Glückes ganz erstaunten ersten Commis, von dessen Tüchtigkeit er sich durch langjährige Dienste überzeugt hatte. Um aber nicht das Glück so ganz in eines Einzigen Schooß zu werfen, traf er folgende höchst interessante Verordnung, durch welche er eben so eine Menge von glücklichen Leuten, als eine Pflanzschule ausgezeichneter Commis schuf. Er bestimmte nämlich, daß der erste Commis dem Geschäfte als Herr so lange vorstehen sollte, bis er daraus einen Gewinn von 50,000 Franken Renten gezogen habe. Dann sollte er das Geschäft unter denselben Bedingungen wieder an seinen ersten Commis übergeben, und so ad infinitum. Da nun der jedesmalige erste Commis weiß, daß am Ende einer gewissen Zeit sein Glück gemacht sein muß, so giebt er sich alle Mühe, sich auf seinem Posten zu erhalten, eben so, wie die anderen Commis sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als durch Thätigkeit und Treue bis zum Range des ersten Commis zu avanciren. Sie sind denn je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen alle numerirt und avanciren je nach den Beweisen, die sie von ihren Fortschritten geben können und auf diese Weise betrachtet es jeder Commis schon als ein Glück, in das Haus aufgenommen zu werden, weil es dann nur von seinem Fleiße und Talente abhängt, erster Commis und nach wenigen Jahren der Herr eines der ersten Pariser Geschäfte zu sein. Es sollen jetzt, seit 22 Jahren (nach dem Rücktritte des Gründers) sich schon drei erste Commis gefolgt sein, die sich jeder mit einer Million Franken zurückgezogen und ihren Platz dem Nachfolger cedirt haben. An dem Geburtstage des von so Vielen, die er glücklich gemacht hat, angebeteten alten Herrn, versammeln sie sich denn Alle und wetteifern, wer ihm durch die zarteste Aufmerksamkeit, durch die liebevollste Beglückwünschung seine Verehrung am besten darthun wird.

Teufel. „Ueberreichten Sie Ihre Rechnung dem Beklagten?" fragte ein Advocat seinen Clienten. — „Das that ich allerdings." — „Und was sagte er?" — „Er sagte, ich möchte damit zum Teufel gehen." — „Und was thaten Sie darauf?" — „Nun, — ich kam zu Ihnen."

— Ein Rabulist hatte in einem kalten Winter in der Gerichts-

stube einen Termin abgewartet, und wollte dann im Vorzimmer seinen dort zurückgelassenen Ueberrock wieder anziehen. Jemand, der von diesem Advocaten in einem Prozeß viel chicanirt worden war, befand sich ebenfalls im Vorzimmer. Der Rabulist, die Taschen voll Acten, konnte sich lange nicht mit dem Ueberrock zurecht finden; er zog daran hin und her, und rief endlich ergrimmt aus: Steckt denn der Teufel in dem verdammten Ueberrock? „Noch nicht, aber bald," murmelte der Jemand, indem er herbeieilte, und dem Advocaten beim Anziehen Hülfe leistete.

— Ein ehrbarer Pächter aus einer der Gemeinden in der Umgebung von Lyon hatte einen Kaminfeger behufs der Reinigung der Rauchfänge seines Hauses bestellt; der würdige Ritter vom Ruße aber war so spät Abends eingetroffen, daß er seine Arbeit nicht mehr beginnen konnte, weßhalb man für ihn, nachdem er etwas zu Nacht gespeist, in einer reichlich mit Frucht versehenen Scheuer eine tüchtige Streu von frischem Stroh herrichtete, auf der er bald fest einschlief. — Doch erweckte ihn bald wieder ein Geräusch von Fußtritten und er erblickte einen Mann mit einer Diebeslaterne versehen, deren Strahlen ein lebhaftes Licht auf ein anderes, mit einem Bündel leerer Säcke versehenes Individuum warfen. Unsere beiden Industriellen machten sich nun an's Geschäft und, während sie in aller Eile ihre Säcke mit der — schon zum Verkaufe auf dem Markte von la Guillotière hergerichteten — Frucht füllten, fiel es Einem von ihnen ein, seinen Kameraden darauf aufmerksam zu machen, wie viel hübscher ihre nächtliche Arbeit ausfallen dürfte, wenn ein Dritter zum „Licht halten" da wäre. — Plötzlich erschien der Kaminfeger, der sich unterdessen ruhig unter seinem Stroh versteckt gehalten hatte, unter ihnen und sich verbindlich an sie wendend, sagte er: „Weil die Herren so sehr beeilt sind, kann ich Ihnen wohl das Licht halten." — In Schrecken gesetzt durch die Erscheinung einer schwarzen Gestalt, die dem Schooße der Erde entstiegen schien, vermeinten die beiden Diebe den leibhaftigen Teufel zu sehen und fühlten schon in Gedanken die spitzigen Krallen seiner höllischen Majestät; ergriffen daher so eilig die Flucht, daß sie das zum Fortschaffen ihrer Beute bestimmte Pferd vor dem Scheuerthore zurückließen. Der fast in gleichem Grade überraschte Kaminfeger beeilte sich nun die Hofbewohner zu wecken, die sich alsbald zur Verfolgung der Diebe aufmachten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, obgleich das Nachsetzen fruchtlos war, die an dem Schauplatze des Diebstahls zurückgelassenen Gegenstände zur Entdeckung der Diebe führten.

— Als ein Pfarrer seiner Gemeinde verbot, den Teufel nicht bei seinem Namen zu nennen, rieth er ihnen, denselben immer den

Schwarzen zu heißen. Ein Bauer kam bald darauf eines Morgens zu seinem Amtmann, welcher mit seinem Familiennamen Teufel hieß, und sagte zu ihm: „Guten Morgen, gestrenger Herr Schwarz!“ — „Kerl!“ sagte der Amtmann, „bist Du toll? weißt Du nicht, wie ich heiße?“ — „O ja,“ versetzte der Bauer, „ich weiß es wohl; aber ich darf den Schelm nicht nennen.“

Was ist beim **Teufel**? Ein geschickter Tonkünstler, der aber dem Geize sehr ergeben war, bewarb sich um die Hand einer hübschen, jungen, berühmten Sängerin; nicht aus Liebe, sondern als Finanzspeculation. Es litt bei ihm keinen Zweifel, daß sie, wenn er mit ihr umher reiste, und sie in Concerten sich hören ließe, bald ein ansehnliches Vermögen erwerben müsse. Diese Speculation mißglückte aber; seine Gattin hatte einen unbesiegbaren Hang zur Verschwendung, und eine Unzahl von erkünstelten Bedürfnissen und kostspieligen Launen, die für jeden Preis befriedigt werden mußten, denn sie stand in dem Wahne, es könne ihr nie an Geld fehlen. Bei so entgegengesetzten Charakteren lebte er daher mit ihr in beständigem Hader, und seine Ehe gehörte zu den unglücklichsten, die man sich nur denken kann. Der Tod der Sängerin erlöste ihn indeß nach einigen Jahren aus diesem irdischen Fegefeuer; aber er war nicht nur so arm wie zuvor, es kamen vielmehr noch die Nachwehen. Die Verstorbene hatte eine Menge Schulden hinterlassen. Er wurde von den Gläubigern bestürmt. Einer davon war so ungestüm, daß der Wittwer zornig ausrief: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ „Da kann ich wohl Ihre Frau finden,“ erwiederte dieser, „aber mein Geld nicht.“

— Ein Fürst wohnte der Vorstellung des Schauspieles „Doctor Faust“ bei. Der Lustigmacher, der Faust's Bedienten spielte, hatte immer ein paar Zauberworte zu rufen, um dem Teufel zu entgehen. Auf einmal vergaß er das letzte Wort, der Fürst flüsterte es ihm aus der Loge zu. „Ich danke unterthänigst Ew. Durchlaucht,“ sagte der Lustigmacher, „für die gnädigst erzeigte Hülfe, denn sonst hätte mich wirklich der Teufel geholt.“

Den Director wird der **Teufel** holen. Der Principal einer reisenden Schauspielergesellschaft gab die Rolle des Faust. Da sagte ein Mitglied zu seinem Collegen: „Wir sind richtig angeführt! Den Director wird heute der Teufel holen, und wir bekommen wieder keine Gage.“

So heißt der **Teufel** nicht. General Zaremka's polnischer Name war so lang, als der jenes Spaniers, den daher ein Wirth eines Abends nicht aufnahm, weil er so viele Personen vor der Thüre glaubte,

als dieser Namen hernannte. „Wie heißt Er denn eigentlich," fragte ihn König Friedrich; Zaremka sagte seinen langen Namen her. „Ei! so heißt ja der Teufel nicht!" — „Ja, der ist auch nicht von meiner Familie."

Beweis, daß es einen Teufel geben muß. In einer Schenke stritten mehrere Gäste über die Existenz des Teufels, und da die meisten der Meinung waren: es gäbe eigentlich keinen Teufel, so nahm endlich ein Böhme, der bisher stillschweigend dem pro und contra Beweisversuch zugehört hatte, das Wort: „Sie erlauben's, meine Herrn! wenn's giebt kein Teufel, wer sull denn einmal hulen meine schlimme Weib und unsrige spitzbubische Verwalter?"

Text. In der Garnisonskirche zu Berlin wurde Schneiders Oratorium: „Das Weltgericht," aufgeführt. Dabei war es an mehreren Stellen der Kirche so düster, daß sich die Zuhörer beschwerten, sie könnten den Text nicht lesen. „Gedulden Sie sich, meine Herren und Damen," sagte Jemand, „das ist heute nur die Probe, kömmt das wirkliche Weltgericht, so wird Ihnen schon der Text gelesen werden."

Ursprung des Wortes Texas. Texas ist ein spanisches Wort, und bedeutet „halbcylindrischförmige Dachziegel," wie sie in Spanien und Italien gebräuchlich sind. Die Spanier, welche das im Norden von Mexico liegende Land zuerst besuchten, nannten es so, weil die den Ueberschwemmungen des Missisipi ausgesetzten Ufer den Anblick eines Ziegelofens (Texada) boten, und weil in der trockenen Jahreszeit die Kreide, aus welcher der Boden besteht, in der Gestalt eines hohlen Dachziegels aufspringt. Daher auch der Ausdruck: „El pays de las Texas," das dachziegelähnliche Land.

Thee, Kaffee, Chocolade in Rücksicht der Ernährungskraft. Eine Regierung ließ dreien zum Tode verdammten Verbrechern die Wahl, am Galgen zu sterben, oder zu leben, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie keine andern Speisen genössen, als Thee, Kaffee oder Chocolade. Die Sünder nahmen das letzte Anerbieten freudig an, und das Loos entschied, welches von den Nahrungsmitteln einem Jeden zu Theil fallen sollte. Der sich von Chocolade Nährende starb nach acht Monaten in einem entsetzlichen Zustande der Fäulniß, von Würmern aufgezehrt. Der Kaffee Trinkende lebte zwei Jahre; seine Leiche war im Innern wie verbrannt. Der Dritte hielt beim Thee aus; er starb an einer Art Auszehrung und war gänzlich abgemagert.

Der eheliche Theil. Eine Frau, deren Kind nicht schlafen wollte, und immerfort schrie, weckte ihren sanft neben ihr schlafenden Mann, sie

mit dem Wiegen des Kindes abzulösen, und führte als Hauptgrund für ihre Bitte an, daß er eben so gut wie sie Theil an dem Kinde habe. „Du hast recht," sagte der Mann, indem er sich auf die andere Seite legte, „wiege Du also Deinen Theil, ich lasse den meinigen schreien."

Unwillkommene Theilnahme. Baronin T** hörte, daß ihr Sohn, der sich auf der Universität befand, erkrankte, die zärtliche Mutter reiste sogleich zu ihm nach P..... Sie war kaum angekommen und saß an seinem Bette, so wurde unaufhörlich an die Thür geklopft und Personen von verschiedenem Stande erkundigten sich nach seinem Befinden. „Du scheinst hier viele Theilnahme zu erregen, lieber Sohn," sagte die Mutter," man bekümmert sich sehr um Dich." — „Ach, leider ja," erwiederte der junge Baron. „Leider!" rief die Mutter erstaunt aus. — „Allen diesen Fragern," sagte der Sohn, „bin ich schuldig."

Theilung. Zwei Bauern gingen nach der Residenz. Abends fragten sie: „Wie weit haben wir noch hin?" — „Vier Meilen," sagte ein Wanderer. — „Nun, Bruder," versetzte der Eine, „jetzt haben wir halt Jeder noch zwei zu marschiren."

Gerechte Theilung. Die Portugiesen halten sich für die erste Nation in der Welt, die Spanier aber glauben, daß nichts leichter sei, als einen Portugiesen zu überlisten; hieraus entstehen nunmehr zahllose Epigramme und Scherze, zum Beispiel folgender: Vergangenen Sommer gingen ein Portugiese und ein Castilianer zusammen auf die Jagd; der Erste, welcher von dem Letzteren überlistet zu werden fürchtete, traf im Voraus mit seinem Jagdgefährten die Uebereinkunft, daß alles Wild, was sie erlegen würden, in eine Jagdtasche gesteckt und zuletzt gleichmäßig getheilt werden solle. Sie jagten den ganzen Tag, aber mit einem so schlechten Erfolge, daß sich am Abend in der Jagdtasche nur ein Rephuhn und eine Krähe befanden. „Wie, Camerad," sagte der Portugiese, „wollen wir jetzt unsere Beute theilen?" — „Wie wir es ausgemacht haben," entgegnete der Castilianer, „Jeder bekommt die Hälfte." — „Ganz recht," versetzte der Andere, „wir haben aber ein Rephuhn und eine Krähe." — „Da giebt es zwei Wege," erwiederte der Spanier, indem er so als ob er nachdächte, die Hand an die Stirn legte: „entweder ich nehme das Rephuhn und Du die Krähe, oder Du nimmst die Krähe und ich das Rephuhn." — „Recht, recht!" rief der Portugiese, und die Theilung fand dem gemäß statt.

Theophilus, der griechische Kaiser, der im 9. Jahrhundert, seines

Vaters Michael II. Nachfolger, als gepriesener kriegerischer Regent herrschte, war zugleich ein äußerst uneigennütziger Mann. Als er eines Tages ein mächtiges Schiff in Stambul's Hafen Anker werfen sah und erfuhr, daß dieses der Kaiserin gehöre, brach er in großen Unwillen aus: „So hat denn Gott mich zum Kaiser gemacht und meine Gattin zur Kaufmannsfrau! Ist wohl jemals ein Kaiser vor mir an eine solche vermählt gewesen?" Darauf ließ er das Schiff in Brand stecken und sprach die goldenen Worte: „Wenn die Fürsten sich auf die Handelschaft legen wollen, müssen ihre Unterthanen Hungers sterben."

Theurung. Unlängst stahl ein Sperling einen Kreuzerwecken aus einem Bäckerladen und trug ihn im Schnabel fort. In geringer Entfernung ließ er ihn aber wieder fallen, nicht etwa weil ihm die Last zu schwer, sondern weil der Raub für seinen Hunger zu gering war."

Cuvier hat uns nach den alten lateinischen Autoren mehrere auffallende Facta über den Gebrauch der **Thiere** bei den Triumphzügen und Festen der Alten gegeben: wir glauben, hier einige meist unbekannte Notizen hinzufügen zu können. Die Löwen waren in Karthago und in Rom so zahlreich, daß man dahin gelangt war, sie zu zähmen und zu bändigen. Hanno besaß in Karthago einen Löwen, der ihm, wie ein Hund, überall folgte. Antonius ließ, einige Zeit vor Christi Geburt, zahme Löwen vor seinen Wagen spannen; Domitian ließ eine Frau mit einem Löwen kämpfen, und später, in denselben Spielen des Circus, einen Löwen durch einen Tiger niederwerfen. Quintus Scävola war der erste, der vor dem römischen Volke im Circus Löwen kämpfen ließ. Der erste Tiger, den Rom sah, erschien in einen Käfig gesperrt und wurde dem Tempel des Marcellus gewidmet. Später ließ Claudius deren vier erscheinen und dem Pantheon übergeben. Panther und Leoparden waren in Rom fast eben so gewöhnlich, wie die Löwen, und erschienen zuerst 156 Jahre vor Christi Geburt im Circus unter Marcus Flavius; diesem Beispiele folgten Scipio Nasica und Publius Lentulus; dieser Letztere versammelte sogar 63 dieser Thiere. Pompejus ging noch weiter und ließ deren 400 im Circus erscheinen, Augustus 312, der Kaiser Gordian sogar 1000 bei den öffentlichen Spielen; von allen römischen Kaisern war jedoch Probus derjenige, der die meisten wilden Thiere im Circus versammelte. Ptolemäus Philadelphus fing die ersten Elephanten ein, und war also der erste Elephantenjäger. Die Kaiser und die Großen ließen bald viele dieser Thiere nach Rom schaffen und die ersten wurden 136 vor Christi Geburt im Circus todtgestochen. Später gelang es, diese Thiere in den Schlachten und gezähmt zu gebrauchen! So ließ Cäsar bei einem seiner Feste 20 Elephanten gegen 500 Mann Fußvolk und

hernach gegen ebenso viele Reiter kämpfen. Nach der Eroberung Macedoniens führte Metellus 142 Elephanten nach Rom, welche dort mit Pfeilschüssen getödtet wurden. Cäsar ließ sich sogar am Abend nach seinen Festen von Elephanten begleiten, welche Laternen auf ihrem Rücken trugen; Domitian ließ einen Stier durch einen Elephanten niederwerfen, der hierauf, als Zeichen der Ehrfurcht, vor dem Kaiser das Knie beugte. Früher schon hatte Germanicus, nach seinen Siegen über die nordischen Völker, in seinem Triumphzuge Elephanten erscheinen lassen, die man tanzen und mehrere andere Kunststücke gelehrt hatte. Rhinoceros, Hippopotamus und wilde Schweine waren ebenfalls bei Roms Festen zu sehen. Der erste wilde Eber, der in Rom auf einer Tafel in ganzer Größe angerichtet wurde, gehörte dem Servius Tullius; Antonius ließ zur Zeit des Triumvirats acht ganze Eber zu gleicher Zeit anrichten. Unter Domitian erschien das erste zweihörnige Rhinoceros (rhinoceros africanus); im Jahre 55 vor Christi Geburt hatte Pompejus, bei der Einweihung seines Theaters, dem Volke das einhörnige Rhinoceros (rhinoceros indicus Cuv.) gezeigt. Das erste Nilpferd, Hippopotamus, erschien unter dem Aedilen Aemilius Scaurus. Eins der berühmtesten Feste des Alterthums war in Aegypten das, welches Ptolemäus zu Ehren seines Vaters Ptolemäus Soter gab, und welches den Zug des Bacchus darstellen sollte. Athenäus erzählt uns, wie hierbei Elephanten, Hirsche, 130 äthiopische Schafe, 300 arabische, 20 euböische, mehrere weiße indische Hirsche, 26 indische Ochsen, ausgezeichnet durch ihr glänzendes Weiß, und 8 äthiopische erschienen seien, sodann eine große Anzahl Leoparden, Panther, Unzen, weiße Bären, Strauße, Papageien und andere seltene äthiopische Vögel. Vier Luchse, ein äthiopisches Rhinoceros und eine Giraffe erregten viel Aufsehen, mehr aber noch ein Rudel von 2400 Hunden, welchen 24 männliche Löwen der größten Schönheit folgten. A. v. B.

Thiere und Menschen Zum Leben braucht der Mensch Luft, Wasser, Schlaf und Geld! Zum glücklichen Leben braucht er freie Luft, ungetrübtes Wasser, ruhigen Schlaf und bedeutendes Geld! — Das ist der Vorzug des Menschen vor der Thierwelt. Die Thiere brauchen auch Luft, Wasser und Schlaf, aber sie brauchen kein Geld! Wenn Sie aber fragen wollten: „Wenn die Thiere kein Geld haben, was heißt dann nachher ein „großes Thier?" So muß ich Ihnen ergebenst antworten: „gerade jenes Wesen, welches groß in die Luft hineinlebt, bis an den Hals im Wasser steckt, ruhig schläft und doch kein Geld hat, das ist ein großes Thier." — Im Paradiese haben die Thiere gesprochen, folglich haben sie auch gedacht, denn sprechen ohne zu denken, ist eine spätere Erfindung der Deutschen, wenn sie von Sachen sprechen, an die gar nicht zu denken ist. —

Allein, der Mensch hat gesündigt, und die Thiere sind bestraft worden, weil Eva ihre Sprache dazu anwandte, um Adam zu verleiten, und Adam seinen Verstand gebrauchte, um vom Baume der Erkenntniß zu essen, haben sie Sprache und Verstand verloren! Ich glaube immer, die armen Thiere im Paradiese sind alle Schriftsteller gewesen, und damit den Menschen die Augen nicht noch mehr aufgehen sollen, ist diesen armen Thieren das Denken und Sprechen eingestellt worden? S.

Thiere und Menschen. Es ist ein Glück, daß die Thiere keinen Verstand und keine Sprache haben, sie können sagen: Das Thier hat zwei Vorzüge vor dem Menschen: es denkt nicht, und es spricht nicht! Die Thiere haben keinen Verstand, darum haben sie auch kein Narrenhaus; sie haben keine Sprache, darum haben sie auch keinen Sprachenkampf. Die Thiere denken nicht, darum verdenken sie auch nicht jeden guten Gedanken; sie sprechen nicht, darum versprechen sie auch nicht, was sie nicht halten wollen! Sie gehen nicht aufrecht, aber sie gehen auch nicht auf Unrecht! Unter den Thieren gibt's keine Aerzte, sie sterben doch; unter den Thieren gibt's keine Advocaten, man zieht ihnen doch die Haut über die Ohren; unter den Thieren gibt's keinen Unterschied der Stände, der Königstiger darf doch nicht mehr Flecken haben, als ein ordinäres Thier; unter den Thieren gibt's keine Humoristen und sie kommen doch oft in die Sauce. S.

Aussicht für **Thierärzte**. Die Thierärzte zu Weimar haben alle Hände voll zu thun, denn als Jenny Lind daselbst die Norma gesungen, spannten bei ihrer Nachhausefahrt mehrere Enthusiasten die Pferde aus und sich dafür ein, wo es bei dem Wetteifer viele Verrenkungen und Quetschungen gegeben hat.

Pariser Mode**thiere**. Wir Alle wissen, wie schnell Kleider, Stoffe, Möbel, Bücher, Stücke, ja Personen in und aus der Mode kommen. Thieren geht es nicht besser. Wie lange ist es her, seit die Seidenkatze eine Zierde der Boudoirs war? Die niedlichen Thiere! — Aber die Katzen sind grausam in Mäuse verliebt, die Katzen spazieren allem Anstande zuwider auf Dachrinnen herum, die Katzen sind leichtsinnig und treulos — und die armen niedlichen Thierchen fielen in Ungnade. — Vor Kurzem sprangen noch muthwillige Windhunde in allen elegan-Salons herum. Aber die Windhunde sind frostig, man mußte sich immerwährend mit ihnen beschäftigen, um sie vor Kälte zu schützen: sie wurden gefühlvollen Damen überlassen. Die Elegants haben nicht einmal so viel Zeit, um sich mit dem Gegenstande ihrer Laune beschäftigen zu können. Ein Windhund bedarf fast eben so vieler Pflege, wie ein Kind; die Windhunde sind eifersüchtig, leidenschaftlich, verlangen, daß man sie liebe, daß man mit ihnen zärtlich thue, daß man

sie „verstehe", — sie fielen in Ungnade. — In der Geschichte der Thiere à la mode war auch den Affen ein Zeitpunkt günstig. Zu der Zeit, wo noch sie den Menschen nachahmten, fand man ihre Fratzen unterhaltend, seit aber der Mensch sie nachahmt, haben sie das Pikante des Contrastes verloren, und — fielen in Ungnade. — Wer erinnert sich nicht der Zeiten noch, wo die Papageien florirten? Sie waren die Lieblinge der alten, die Vertrauten der jungen Damen, sie erhielten Zucker und Küsse, daß die ganze Männerwelt sie darum beneidete. Seit aber die Männerwelt sich daran gewöhnte und sie nicht mehr um die Küsse beneidete, wurden sie den Damen langweilig, und fielen in Ungnade. Man liebte sie auch sonst wegen ihres Schwatzens, seit aber die Modegecken, welche alle Salons füllen, eben so gelehrig und gedankenlos Alles nachschwatzen, was man ihnen vorsagt — fand man die Papageien überflüssig und wurde ihrer überdrüssig. Wir sprechen hier durchaus nur von Paris. — Welches Thier lieben also jetzt die pariser Damen? Ziehen sie in ihren Salons vielleicht schon gar junge Tiger, kleine Bären, Löwen oder Panther auf? — Nein; das Thier, welches sich jetzt ihrer Gunst erfreut, macht sehr wenig Lärm und zeichnet sich überhaupt durch sehr friedliche Sitten aus: es ist nichts anderes, als eine Schildkröte, und noch dazu eine sehr kleine Schildkröte. Sie wird aus Afrika gebracht oder geschickt. Das Thier ist so still und schweigsam, sagt aber doch sehr viel! Es sagt: „Meine Gebieterin hat einen Freund, einen Bruder, einen Onkel in Algier, er sendet ihr Kashemirschärpen, Burnus, Jasmineſſenz, Portefeuilles in Goldbrocat," denn diese Dinge kommen gewöhnlich mit den Schildkröten. Die Schildkröte hat einen sehr großen Vorzug vor allen Thieren, die bisher von den Damen begünstigt worden waren. Man braucht nie sonderlich an sie zu denken. Man vergißt einen ganzen Monat lang darauf, ihr zu essen zu geben, man giebt nicht Acht auf sie — die Schildkröte bedarf keiner Pflege. Man läßt sie zum Fenster hinausfallen — sie befindet sich nur um so besser. Man tritt auf sie — sie fühlt dies nicht. Kurz, die Schildkröte ist das Ideal eines Gesellschaftsfräuleins, sie erträgt ohne Klage die schlechteste Behandlung, und lebt, verlassen von Allen, ohne je Langeweile zu fühlen.

Thier-Ideen. Das heißt: Was sich manches Thier denken muß, wenn es sieht, was die Menschen Alles tentiren, wie sie die Thiere malträtiren und sich selbst sekkiren.

1) Ein halb Schock Schnecken werden in eine Pfanne mit Wasser geworfen und zum Feuer gestellt. Nach und nach wird das Wasser warm, und die Schnecken erwachen aus ihrem Winterschlaf. — Eine Schnecke spricht: Heuer bekommen wir 'mal ein zeitliches Frühjahr. Wie's schon warm wird! Ordentlich schwül! Das Wetter kann unmöglich gesund sein! Eine andere Schnecke: Mir wenigstens

thut es nicht gut; mir ist schon ganz unwohl. Dritte Schnecke: Au! Au! Die Hitze auf der Seite ist gar nicht auszuhalten! Vierte Schnecke: Wohlan, so macht die Hausthüren auf! Vielleicht wenn wir in's Freie kommen, wird's kühler. Sie machen die Schneckenhäuser auf; das heiße Wasser bringt ein und bringt sie alle auf ein Mal um. Die Köchin richtet an, der gnädige Herr speist und hat keine Ahnung davon, was sich die armen Kerle gedacht und was sie gelitten haben.

2) Ein angespießter Schmetterling spricht mit sich selbst: O mein Gott, was hab' ich denn dem kleinen Buben gethan, daß er mich so martert?! — War's denn eine Sünde, daß ich froh umherflog auf den schönen Blumen und mich wärmte im Sonnenschein? Dem Buben hab' ich ja nichts weggefressen! Das Bischen Blumenstaub und die paar Tropfen Thau hätte er mir wohl gönnen können. Auch bin ich ihm nicht in den Weg geflogen. Die Welt ist ja so groß, ein Jedes hat Platz darin. Für die kurze Freude ist der Schmerz zuviel. — Er zappelt sich zu Tode. Der kleine Bube nimmt ihn vom Brett weg, steckt ihn unter seine Schmetterlings-Sammlung, und der Vater hat eine unsinnige Freude, daß sein Sohn sich auf eine so vernünftige Weise unterhält.

3) Ein Kettenhund, der schon drei Tage nichts hat zu fressen bekommen, weil sein Herr gar nicht mehr an ihn gedacht, hält einen Monolog: Wau! Den Hunger, den halte der Teufel aus, und die Kälte! (Er heult). Das ist ja ein wahres Hundeleben! Wenn ich nicht den Schnee lecken könnte, wäre ich schon längst verdurstet. (Heult.) Ich fresse noch meine Hütte auf! (Heult). Pfui Teufel, ist das menschlich? Oben fressen und saufen sie, daß ihnen die Haut zu eng wird, und mich lassen sie hier verhungern, zum Lohne dafür, daß ich mich mit Bettlern und Spitzbuben herumzanke und das Haus bewache! (Heult). Glaubt Ihr denn, ein Thier hätte gar kein Gefühl? Ich meine, ein honetter Hund könnte manchem Menschen in diesem Punkt als Muster dienen. (Heult noch stärker). Wenn ich nur ein paar Brocken hätte oder einen Schinkenknochen! Herr je! Da kommt mein Herr! Vivat der gute Herr, der bringt mir was! — Er heult vor Freuden, springt seinem Herrn entgegen, wackelt unbändig mit dem Schweif. Der Herr prügelt ihn tüchtig durch, weil er so geheult hat, der Hund kriecht ganz demüthig in seine Hütte. Am folgenden Morgen fällt dem Herrn ein, daß sein Hund schon drei Tage nichts gefressen hat, er trägt ihm die Ueberbleibsel vom gestrigen Schmause hin, der Hund leckt ihm die Hand und macht die Augen zu. Aber fressen kann er nicht mehr, denn er ist schon hin.

4) Eine Kröte sitzt auf einem Wiesensteg, ein altes Weib geht vorbei, sieht die Kröte, fährt erschrocken zurück. Die Kröte schaut sie eine Zeitlang an und denkt sich: Na, warum graut's denn der alten

Hexe vor mir?! Glaubt die vielleicht, sie sei viel schöner als ich? Ein altes Weib und eine Kröte, da wird einem die Wahl schwer! Sieht eine der andern gleich. Die Hand voll Falten, das Gesicht voll Warzen, das Blut kalt, die Bewegung schwerfällig, und was das Gift anbelangt, da haben hundert Kröten noch nicht so viel im Leibe, wie eine einzige alte Kaffeeschwester. Und trotzdem will sie noch die Eklige spielen! Lächerlich! — Sie hüpft weiter und versteckt sich ins Gras.

5) Eine Lerche spaziert im Bauer auf und ab, schaut sich die Drähte draußen an, macht einen Schopf, fängt zu singen an, hört aber gleich wieder auf: Wen da das Singen nicht verdrießen soll, den möchte ich kennen! Ich möchte nur wissen, warum ich hier eingesperrt bin? Da haben sie mir ein paar Halme Hafer angebracht, und nun soll ich wahrscheinlich glauben, ich sei im Freien, und soll ihnen fleißig was vorsingen. Justament nicht! (Sie scharrt vor Zorn im Sande und fegt im Bauer umher). Ach ja, ich will doch wieder singen! Es ist doch das Gescheidteste, was ich thun kann. Was ein rechter Vogel ist, kann das Singen nicht lassen. — Sie fängt hellaut an zu singen und vergißt ganz daran, daß sie eingesperrt ist.

6) Ein Hund liegt in einem Winkel und sieht einer Katze zu, die einer alten Jungfer schmeichelt, welche eben beim Kaffee sitzt: Da schau mir nur Einer das Beest an, wie's der Alten wunderschön thut, weil es Kaffee riecht. Wenn sie ihre Portion runter hat, nachher fährt sie ab und sieht zu, daß sie bei der Nachbarin was zu naschen kriegt, und spaziert auf's Dach zum Amanten; kommt aber zu der gehörigen Zeit wieder, wenn das Abendbrod auf dem Tische steht, alsdann geht das Schmeicheln und Schönthun wieder von vorn an. Da könnte man wohl in die Versuchung kommen, zu sagen: Die Katze hat Menschenverstand!

7) Ein Hase hört schießen und Hunde bellen. Er macht Männchen und schaut sich ein wenig um: Mir scheint, das geht mich an. Ist das ein Schießen und ein Gebell, daß einem Hören und Sehen vergeht! Oho! Von dort kommt's her! Die Spitzbuben-Hunde werden nicht eher Ruhe geben, bis sie mich haben! Im Grunde ist so ein Hund doch ein armer Kerl, bis er unter die Menschen kommt, die lehren ihn nachher das Hasenhetzen, und das nennen sie: Dressiren, Abrichten. Eine schöne Sache um so eine Dressur: ein Vieh auf's andere hetzen. Wenn das menschliche Wissen nichts Besseres bezweckt, dann bin ich froh, daß ich nur ein Hase geworden bin. (Er fährt ab.)

8) Ein geschorenes Lamm kommt zu einem Schöpsen. — Das Lamm: Schau mich an, wie ich aussehe! — Sie haben mir den Frack vom Leibe gerissen. — Der Schöps: Ja, in dem Leben geht es ohne Schererei nicht ab! (Lacht laut.) — Das Lamm: Lachen

thut es nicht gut; mir ist schon ganz unwohl. Dritte Schnecke: Au! Au! Die Hitze auf der Seite ist gar nicht auszuhalten! Vierte Schnecke: Wohlan, so macht die Hausthüren auf! Vielleicht wenn wir in's Freie kommen, wird's kühler. Sie machen die Schneckenhäuser auf; das heiße Wasser dringt ein und bringt sie alle auf ein Mal um. Die Köchin richtet an, der gnädige Herr speist und hat keine Ahnung davon, was sich die armen Kerle gedacht und was sie gelitten haben.

2) Ein angespießter Schmetterling spricht mit sich selbst: O mein Gott, was hab' ich denn dem kleinen Buben gethan, daß er mich so martert?! War's denn eine Sünde, daß ich froh umherflog auf den schönen Blumen und mich wärmte im Sonnenschein? Dem Buben hab' ich ja nichts weggefressen! Das Bischen Blumenstaub und die paar Tropfen Thau hätte er mir wohl gönnen können. Auch bin ich ihm nicht in den Weg geflogen. Die Welt ist ja so groß, ein Jedes hat Platz darin. Für die kurze Freude ist der Schmerz zuviel. Er zappelt sich zu Tode. Der kleine Bube nimmt ihn vom Brett weg, steckt ihn unter seine Schmetterlings-Sammlung, und der Vater hat eine unsinnige Freude, daß sein Sohn sich auf eine so vernünftige Weise unterhält.

3) Ein Kettenhund, der schon drei Tage nichts hat zu fressen bekommen, weil sein Herr gar nicht mehr an ihn gedacht, hält einen Monolog: Wau! Den Hunger, den halte der Teufel aus, und die Kälte! (Er heult). Das ist ja ein wahres Hundeleben! Wenn ich nicht den Schnee lecken könnte, wäre ich schon längst verdurstet. (Heult.) Ich freße noch meine Hütte auf! (Heult). Pfui Teufel, ist das menschlich? Oben fressen und saufen sie, daß ihnen die Haut zu eng wird, und [illegible]

4) [illegible]

Here vor mir?! Glaubt die vielleicht, sie sei viel schöner als ich? Ein altes Weib und eine Kröte, da wird einem die Wahl schwer! Sieht eine der andern gleich. Die Hand voll Falten, das Gesicht voll Warzen, das Blut kalt, die Bewegung schwerfällig, und was das Gift anbelangt, da haben hundert Kröten noch nicht so viel im Leibe, wie eine einzige alte Kaffeeschwester. Und trotzdem will sie noch die Eklige spielen! Lächerlich! — Sie hüpft weiter und versteckt sich ins Gras.

5) Eine Lerche spaziert im Bauer auf und ab, schaut sich die Drähte draußen an, macht einen Schopf, fängt zu singen an, hört aber gleich wieder auf: Wen da das Singen nicht verdrießen soll, den möchte ich kennen! Ich möchte nur wissen, warum ich hier eingesperrt bin? Da haben sie mir ein paar Halme Hafer angebracht, und nun soll ich wahrscheinlich glauben, ich sei im Freien, und soll ihnen fleißig was vorsingen. Justament nicht! (Sie scharrt vor Zorn im Sande und fegt im Bauer umher). Ach ja, ich will doch wieder singen! Es ist doch das Gescheidteste, was ich thun kann. Was ein rechter Vogel ist, kann das Singen nicht lassen. — Sie fängt hell-laut an zu singen und vergißt ganz daran, daß sie eingesperrt ist.

6) Ein Hund liegt in einem Winkel und sieht einer Katze zu, die einer alten Jungfer schmeichelt, welche eben beim Kaffee sitzt: Da schau mir nur Einer das Beest an, wie's der Alten wunderschön thut, weil es Kaffee riecht. Wenn sie ihre Portion runter hat, nachher fährt sie ab und sieht zu, daß sie bei der Nachbarin was zu naschen kriegt, und spaziert auf's Dach zum Amanten; kommt aber zu der gehörigen Zeit wieder, wenn das Abendbrod auf dem Tische steht, alsdann geht das Schmeicheln und Schönthun wieder von vorn an. Da könnte man wohl in die Versuchung kommen, zu sagen: Die Katze hat Menschenverstand!

7) Ein Hase hört schießen und Hunde bellen. Er macht Männchen und schaut sich ein wenig um: Mir scheint, das geht mich an. Ist das ein Schießen und ein Gebell, daß einem Hören und Sehen vergeht! Oho! Von dort kommt's her! Die Spitzbuben-Hunde werden nicht eher Ruhe geben, bis sie mich haben! Im Grunde ist so ein Hund doch ein armer Kerl, bis er unter die Menschen kommt, die lehren ihn nachher das Hasenhetzen, und das nennen sie: Dressiren, Abrichten. Eine schöne Sache um so eine Dressur: ein Vieh auf's andere hetzen. Wenn das menschliche Wissen nichts Besseres bezweckt, dann bin ich froh, daß ich nur ein Hase geworden bin. (Er fährt ab.)

8) Ein geschorenes Lamm kommt zu einem Schöpsen. — Das Lamm: Schau mich an, wie ich aussehe! — Sie haben mir den Frack vom Leibe gerissen. — Der Schöps: Ja, in dem Leben geht es ohne Schererei nicht ab! (Lacht laut.) — Das Lamm: Lachen

und Witzemachen, wenn einem Andern was Unangenehmes geschehen, das kann wahrlich nur ein — Schöps!

9) Ein Kater klettert auf ein Hausdach und sucht in allen Ecken umher: Sackerlot! Jetzt hab' ich das Stelldichein versäumt. Die wird einen schönen Spektakel machen! Sie ist ohnedies schon so eifersüchtig und mißtrauisch! Miez! Miez! Sie ist richtig nicht da. Mich kann nur das hochfahrende Wesen giften; weil ich um eine Viertel Stunde zu spät komme, fährt sie ab. Na, die wird auch noch nachgiebiger werden. Sie sollte nur schauen, wie die Mädchen oft Stunden lang in der größten Kälte umhertrippeln, und auf ihre Verehrer warten, bis es diesen gefällt, aus den Kaffeehäusern fein langsam daher zu kommen.

10) Eine Mücke fliegt auf einem Dorfe am Sonntag umher: Das ist ein Leben! Hier ist Blut und Saft! So laß ich es mir gefallen. Heut kann man es sich aussuchen. Am ersten Mai war ich im Odeum, aber die nobeln Herrschaften haben nichts als Essig in den Adern; es war kein Tropfen gutes Blut zu kriegen. Und was kostet es für Anstrengung, bis man bei solch einer Dame auf die Haut kommt! Die Hände stecken in Glacé-Handschuhen, daß es noth thäte, man bohrte einen artesischen Brunnen durch. Das Gesicht ist unmenschlich mit Bleiweiß belegt, daß eine honette Mücke gleich Kolik kriegt, wenn sie nur in die Nähe kommt, und die Waden sind dermaßen ausgestopft, daß einem gleich der Rüssel in der Watte stecken bleibt. In Gesellschaften gehen sie freilich halb nackt, aber nicht der Mücken wegen, da sollen die Männer anbeißen! — Es geht ein wunderhübsches Bauernmädchen vorüber, die Mücke setzt sich ihr auf die Stirn und trinkt sich behäbig voll. Wie sie genug hat, fliegt sie fort und summt: Ich hab' sie ja nur auf die Stirn geküßt.

11) Ein Droschenpferd steht am Faschingsdienstag um 2 Uhr Morgens vor Kroll's Wintergarten. Vor Müdigkeit läßt es Kopf und Ohren hängen und sagt zu seinem Nebenpferd: Du, Christoph, ich spüre, mit mir ist es bald aus. Der Fasching hat mir den Rest gegeben. Ich habe es auf der Brust. Vor drei Jahren habe ich mir beim Pferderennen den ersten Stoß geholt, da hab' ich die zwei ersten Preise gewonnen, und aus Dankbarkeit verkaufte mich mein Graf nachher einem Droschkenfuhrmann. Ist ein recht ruhiges Brod! Und wie's hier zieht! Jetzt war ich im Schweiß und muß mich hierherstellen, wo der Wind dahersaust, daß es mir durch Mark und Bein geht. Nachher wundert sich mein Herr noch, wenn das Traben ein wenig steif ausfällt. Das ewige Frottiren mit der Peitsche curirt einen auch nimmermehr. Das ist heut die zweiunddreißigste Nacht, die ich im Freien zubringe, ich bin schon mehr Nachtwächter als Roß. Jetzt sollte nur noch wo Feuer ausbrechen und ich an eine Spritze gespannt werden, weiter fehlte mir nichts. Gäbe es nur mehr berühmte

Sängerinnen und Tänzerinnen hier, denen die enthusiastischen Strohköpfe an den Triumphwagen zögen, dann hätten die Pferde doch mitunter Stellvertreter. Herr Je! Da steigt schon wieder wer ein! Einer, zwei, drei, vier, na! nimmt das gar kein Ende? So, das dicke Frauenzimmer auch noch! Die wiegt, gering gerechnet, zwei Centner. Nun freue Dich, Christoph, das geht Dich an; heut kannst Du allein ziehen; ich werde froh sein, wenn ich nur geschwind genug neben her rennen kann. — Den Pferden werden die Decken abgenommen, der Kutscher peitscht los, und unser Held stolpert neben dem Christoph fort.

12) Ein Kälberwagen hält vor einem Wirthshaus an. Die Kälber unterhalten sich: Erstes Kalb: Eine schöne Equipage das; ich glaube, sie sehen uns für Häringe an. Zweites Kalb: Du, sieh' einmal nach, ob mein Genick noch ganz ist. Mir wird der Kopf gleich abfallen. Die Spitzbuben-Leiter schneidet mich so ein, daß ich schon gar keinen Athem mehr schöpfen kann. Drittes Kalb: Mir haben sie die Füße zusammengebunden, als ob ich ein grimmiger Löwe wäre. Fünftes Kalb: Und Ihr liegt alle auf mir, daß ich schon so dünn bin, wie ein Blatt Papier. Wenn ich nur einen Tropfen Wasser kriegen könnte, das Andere wollte ich gern leiden. Aber der Durst thut weh. Sechstes Kalb: Darum hat der Kutscher auch schon die dritte Stange Weißbier unten. — Der Kutscher kommt aus dem Wirthshaus heraus, wischt sich den Mund ab und fährt mit den armen Kälbern weiter.

13) Ein Neufundländer Hund liegt am Ufer und schaut in's Wasser: Das Geschäft geht schlecht. Es fällt kein Mensch mehr in's Wasser, daß ich mir was verdienen könnte. Ein halb Pfund Brod für ein Menschenleben, ist eine saubere Prämie. Na, sie werden am besten wissen, was es werth ist. Ich habe bei meiner Anstellung nur den einen Scrupel, ob es Recht, oder ob es Unrecht ist, wenn ich Einen herausziehe, der selbst in's Wasser springt? Auf jeden Fall ist es ein kitzliches Ding. Der Letzte, den ich gerettet habe, hat mir während des Küstenschwimmens ein paar schöne Schnauzenschellen gegeben. Losgelassen aber hätte ich ihn nicht um Alles in der Welt. Am folgenden Tage hat er sich dicht neben mir aufgehängt. Ich habe ihm ruhig zugesehen. Er zappelte lange Zeit furchtbar umher. Aber das Hängen gehört nicht in mein Departement. Die Menschen sind doch gehässige Naturen! Freilich muß ihnen das Leben zu lange währen. Sie führen keinen Krieg und bringen einander nicht tausendweise um. Darum rennen sie sich paarweise die Degen in den Leib, oder sie expediren sich einzeln aus der Welt. Ich verstehe das zwar nicht, aber ich glaube, es könnte es ein Jeder abwarten. In dem Punkte sind die Thiere halt viel gescheidter. Nun, dort wird es bald was für mich zu thun geben. Jenes Kindermädchen liebäugelt mit ihrem Schatz und läßt das Kind grade auf's Wasser zugehen. Wäre es nicht gescheidter, die Eltern trauten ihre Kinder einem Hunde an,

gewissenhafter ginge er sicher mit ihnen um. Na, da haben wir's! — Er springt in's Wasser, zieht das Kind fein vorsichtig heraus und trägt es zu dem Kindermädchen: Aber warte, Mensch, Dir muß ich doch einen Schabernack zufügen! Er schüttelt sich unbändig und bespritzt das Kindermädchen von oben bis unten. Sie schreit: Herr Gott, mein neues Kleid! du verfluchter Hund. Der Hund brummt: Zum Dank dafür, daß ich das Kind aus dem Wasser gezogen, schimpft sie mich einen verfluchten Hund! Das ist rein menschlich! — Er legt sich auf seinen alten Platz und paßt wieder fleißig auf.

14) Ein Fink, dem die Augen ausgebrannt worden, sitzt ganz traurig in einem Bauer: Also das sind die Menschen, die so mit einem Thier umgehen, welches ihnen keinen Schaden thut! Das Gesetz gegen die Thierquälerei möchte ich lesen, das muß nicht übel sein. Die Augen haben sie mir ausgebrannt, damit ich schöner singen soll. Mir scheint, d'rum sekkiren auch die Recensenten die Dichter so sehr, damit sie mehr Lieder von ihnen bekommen. Der Zweck ist gut, aber das Mittel will mir nicht recht gefallen.

15) Ein Elephant in einer Menagerie ruht von den Künsten aus, die er den ganzen Tag über hat machen müssen, und spricht dabei mit sich selbst: Na, die Schererei den ganzen lieben Tag wird mir schon zuwider! Ist das eine Beschäftigung für einen Elephanten? Und noch dazu für solch einen alten Kerl, wie ich bin? Wenn ich bedenke, wozu sie meine Vorfahren gebraucht haben und wie sie mich verwenden, dann möchte ich rein aus der Haut fahren! — Bei den Griechen, Persern und Römern haben die Elephanten in der Armee mitgefochten, und sind Officiere geworden, und ich muß hier Kunststückchen machen für's Geld, hobeln, läuten und dergleichen Dummheiten mehr produciren. Jetzt haben sie mich gar das Seiltanzen gelehrt. Aber am Ende werde ich doch einmal muckisch werden und das Ding unrecht verstehen! Zwar, im Grunde, was will ich machen? Der Gescheidtere giebt nach. Und wenn die Leute so dumm sind, daß sie so was unterhält, so kann ja ein vernünftiger Elephant den Spaß mitmachen. — Er schläft ein, und es träumt ihm von den schönen Reisfeldern in seinem Vaterlande.

Thierquälerei. Ein Mitglied des Vereines gegen Thierquälerei hielt beim Jahresfeste eine geistreiche Rede, von der wir leider nur ein Bruchstück geben können: „Das Schlachten der Thiere, meine Herren, ist unmenschlich, so ein Kalb z. B. ist ein Ochse, daß es sich alles gefallen läßt, noch barbarischer aber ist die Jagd. Ich bin überzeugt, die Natur hat eigentlich von Hause aus gar kein Wild hervorgebracht, was wir jetzt so nennen, ist erst durch die jahrtausendlange Verfolgung wild geworden."

Thierquälerei.

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie Du den Schmerz.

Ein unmenschliches Verfahren, „eine Gans lebend zu braten," dessen Details zu schauderhaft sind, als daß man sie wiederholen könnte, findet man in einem alten Werke (Wecker's Secrets of Nature, Lond. 1660) aufgeführt. „Wenn der Braten fertig ist," setzt der Autor hinzu, „trage man die Gans auf, setze sie den Gästen vor und sie wird jedesmal, wann man ein Stück von ihr wegschneidet, schreien, und beinahe aufgezehrt sein, bevor sie stirbt. Dies ist wunderschön anzusehen."

Der **Thierqualgegnerverein** hat dem Vernehmen nach bei der letzten großen Sommerhitze die Frage in ernsthafte Erwägung gezogen: „Auf welche Weise ist es möglich, die vierfüßige Thierwelt der Bequemlichkeit des Sonnenscheines theilhaftig zu machen?"

Gegen **Thierquälerei.** Zwei Münchner geriethen beim Bockbier in heftigen Zank; endlich rief der Eine im höchsten Zorne: „Gehörte ich nicht zum Verein gegen die Thierquälerei, so würde ich Dir eine tüchtige Ohrfeige geben."

Der Anti-**Thierquälerverein** zu H. hat einen Preis ausgesetzt auf ein Mittel, die Hunde, die doch bekanntlich alle von Flöhen gepeinigt werden, von dieser Qual zu erlösen, jedoch ohne den Flöhen zu schaden, und dadurch deren Recht der Existenz zu beschränken.

Thierreich-Eintritts-Gesuch. Bei dem Vorstande des königl. zoologischen Museums in Berlin ging folgendes Gesuch ein: „Da ich gesonnen bin mit meiner Familie in das Thierreich einzutreten, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren ꝛc. ꝛc."

— Ordinärer Herr Professor. Gelerter Herr Doctor! Euer Wohlgeboren werden mir sich Ihnen sehr verbinden, wenn Sie mich ein Einladungscarden verschaffen zu den Bestien von die wilden Thiere, Ungeheuer und Wunderdrachen, von denen Sie der Oberste sind. In geneigter Erwartung eines Bescheides Der Schneidermeister u. s. w.

Zum **Thierreiche** gehörig. In dem Auslagkasten eines Kunsthändlers sah man Abbildungen von Löwen, Affen, Tigern, Hunden u. s. w. Mitten darunter hing das wohlgetroffene Bildniß eines sehr bekannten Mannes, und gerade unter diesem waren die Worte zu lesen: „Naturgeschichte des Thierreichs in Abbildungen."

Thierstücke. In einer Beurtheilung der Kunstausstellung findet man folgende Worte: „Von Thierstücken ist nicht viel da, doch wird auch diese Gattung vortrefflich repräsentirt durch einige Künstler u. s. w.“

Rolle der Thierwelt in der Menschenwelt. Der Mensch sagt von vielen Dingen: das ist recht thierisch! Wer weiß, ob die Thiere untereinander nicht auch von vielen Dingen sagen: das ist recht menschlich! z. B. wenn ein Thier lügt, verläumdet, sich betrinkt, falsch spielt u. s. w. Fast alle unsere Ehrentitel und Schimpfworte im Conversationsleben borgen wir aus der Thierwelt. Die schönen und die häßlichen körperlichen Fehler und die edlen oder garstigen Fehler des Geistes oder des Herzens vergleichen wir mit der Thierwelt. Die erste Stufenleiter der geistigen Ehrentitel besteht aus folgenden sechs Stufen: Rindvieh! Ochse! Esel! Schöps! Schaf! Gimpel! Die moralischen Ehrentitel: Schwein, Faulthier, Wurm, Tiger, Hyäne, Geier, Chamäleon, Aal, Blindschleiche, Schlangenzucht und Otternbrut! Wir beschreiben unsere Schönen, sie haben: Gazellenaugen, Schwanenhälse, Adlernasen und Taubenherzen; sie sind schlank wie ein Reh, munter wie ein Eichhörnchen und gesund wie ein Fisch. Sie singen wie die Nachtigallen oder sie schnattern wie die Gänse; sie brüsten sich wie die Pfauen oder sie sind häuslich wie die Schnecken; sie sind treu wie ein Hündchen oder falsch wie ein Kätzchen. Unsere Männer haben Habichtsnasen, Fuchsaugen und Adlerblicke. Sie nennen ihr Liebchen: „Mein Mäuschen!“ und binden ihnen einen Bären an! In der Conversation schwatzt man wie eine Elster, man schimpft wie ein Rohrsperling, man ahmt nach wie ein Affe, man plappert nach wie ein Staarmatz und man spricht von sich wie ein Kuckuk! Die Mutter ruft ihr Küchlein, die Mädchen fangen an zu tanzen wie die Drehhämmel und Tanzfliegen, um sie sammeln sich Gelbschnäbel, liederliche Finken und lockere Zeisige; der Eine wird roth vor Eifersucht wie ein Hahn und dem Andern schwillt der Kamm, wie einem Puter, und der Dritte ergreift das Hasenpanier! Während das im ersten Stocke geschieht, büffelt Jemand im Dachstübchen wie ein Ochs, Andere sind fleißig wie die Ameisen, arbeiten wie die Bienen, bleiben doch arm wie eine Kirchenmaus und können gar nichts einhamstern. Im Erdgeschoß spinnt sich eine häusliche Familie ein wie die Raupen, der Alte fängt Grillen, die Alte watschelt herum wie eine Ente, indessen girren ein paar Junge wie die Turteltauben und machen sich ein Nestchen zusammen wie die Sympathievögel. Da fällt einer mit der Thür in's Haus wie ein Plumphecht, er ist geputzt wie ein Pfingstochs, um die Tochter zu freien; er schnappt nach Luft wie ein Karpfen, allein er muß mit dem Liebhaber ein Hühnchen pflücken und zieht zuletzt mit faulen Fischen ab! Wenn

ihm das früher geschwant hätte, so hätte er diesen Bock nicht geschossen! Er tritt den Rückzug an wie ein gekochter Krebs, bleibt ein Hagestolz und geht mit den Hühnern zu Bette. Der Storch bringt ihm keine Kinder, er wird ein einsamer Maulwurf, huldigt nun dem Vogel Minervens: der Eule! Solch eine Rolle spielt die Thierwelt in unserm Leben; ja nicht nur in unserm Leben, sondern auch noch dort drüben werden wir entweder als Böcke in die Hölle, oder als Schafe in den Himmel wandern. Darum trachte Jeder schon hier, daß er nicht nur sein zeitliches, sondern auch sein ewiges Schäfchen in's Trockene bringe. Humorist.

(Ganz wie Napoleon.) Hr. **Thiers** ist bekanntlich für Napoleon ein Enthusiast, auch in seinen Manieren ist er es und wird deshalb häufig von den radicalen Witzblättern geneckt. „Es sind jetzt 13 Jahre," erzählt z. B. das „Charivari," „kurze Zeit nachdem Hr. Thiers den Fuß in die Steigbügel der Regierung gesetzt hatte, als ihn die Lust beschlich, auch in wirklichen Reitersteigbügeln sich zu versuchen. Nun muß man wissen, daß Hr. Thiers, obschon er viele ritterliche Manieren annimmt, noch nie in seinem Leben einem Vierfüßler auf dem Rücken saß. Schnell wurde daher ein Reitmeister in das Ministerhôtel geschickt, und mit jenem lakonischen Tone, der eine der Eigenthümlichkeiten des Kaisers war, rief der kleine Minister: „Ich gebe Ihnen zwanzig Minuten; lehren Sie mich alle Geheimnisse der Reitkunst, ich will zu Pferde sitzen — wie Napoleon." Früher konnte die Handschrift Thiers' mit der der berühmtesten Kalligraphen wetteifern; er machte die allerzierlichsten Schnörkel und Anfangsbuchstaben. Jetzt schreibt er seine Gedanken in Hieroglyphen nieder, in unleserlichen Fliegeneiern — ganz wie Napoleon. Seit einigen Monaten kommt Hr. Thiers nicht aus dem Niesen heraus, er hat sich eine Tabaksdose beigelegt — wie Napoleon. — Hr. Thiers war lange untröstlich über seinen üppigen Haarwuchs. Mit Ungeduld sah er einer wärmeren Jahreszeit entgegen, um die warmen Locken, die sein Haupt beschützten, abschütteln zu können. Am letzten Samstage wollte sein Portier ihn beim Nachhausegehen des Abends nicht zur Thür einlassen — er erkannte seinen Herrn nicht. Hr. Thiers hatte sich die Haare ganz kurz abschneiden lassen, wie der kleine Geschorene — wie Napoleon! — Nicht zu läugnen ist, daß diese Aehnlichkeit allerdings bei den Haaren herbeigezogen ist."

Die **Thoren.** Ein Thorschreiber hatte sich als merkwürdigen Fall in sein Tagebuch geschrieben: „Heute passirten ein, von Am-, Bam-, Nürn- und Grünberg mehrere Audi-, Sena-, Au-, Pas-, Correc-, Rec-, Direc- und wer weiß wie viele andere Thoren."

Thorwache. In einer kleinen Garnison war die Ankunft einer durchreisenden Fürstin angesagt, und der Unterofficier der Thorwache hatte Befehl erhalten, ihre Ankunft sogleich bei dem Commandeur melden zu lassen. Der Unterofficier sah eine vierspännige Extrapost-Chaise ankommen, in welcher jedoch nur ein fremder Officier saß; um jedoch seiner Sache recht gewiß zu sein, trat er an den Wagenschlag und fragte: „Halten's z'Gnaden, sein's vielleicht die Frau Fürstin von H...?"

Die hinausgesperrte **Thorwache.** Ein Dichter kam einst des Abends spät nach Hause. Der Thorwächter wollte nicht aufmachen, unter dem Vorwande, daß es ihm verboten sei. Nach vielen fruchtlosen Versuchen entschloß sich endlich der Dichter, dem Thorwächter einen halben Louisd'or unten durchzuschieben. Sogleich öffnete sich der Flügel. Kaum war der Dichter hinein, so that er, als hätte er draußen ein Buch liegen lassen, worin er beim Schein der Laterne, bis man ihm aufgemacht, gelesen habe. Dienstfertig lief der Thorwächter augenblicklich hin, es zu holen. Unterdessen schloß der Dichter das Thor hinter ihm zu und öffnete es nicht eher, als bis der Thorwächter den halben Louisd'or ihm wieder unter der Thür hineingeschoben hatte.

Thorwaldsens älteste Erinnerung. Thorwaldsen erzählte in vertraulichem Gespräche dem Dichter Andersen folgendes anmuthige Geschichtchen, das der Dichter vom Monde, als dem Belauscher der kleinen Begebenheit, wieder erzählen läßt: „Es war in Kopenhagen 1770 den 19. November, als des Bildschneiders Gottschalk Thorwaldsens Frau, Karin Grönlund, eine jütländische Predigerstochter, ihrem Manne einen Sohn gebar, der in der Taufe den Namen Bertel erhielt. Der Vater war von Island herübergekommen und sie lebten in dürftigen Umständen; sie wohnten in der kleinen Grünstraße, nicht weit von der Kunstakademie; der Mond hat oft hineingeblickt in die ärmliche Stube, er hat uns davon erzählt. — Vater und Mutter schliefen, aber der kleine Sohn schlief nicht," erzählt der Mond; „ich sah, wie die geblümten Kattun-Bettvorhänge sich bewegten, das Kind blickte heraus; ich glaubte erst, es betrachte die Schwarzwälder Stubenuhr; die war noch so bunt bemalt, mit Roth und Grün, es saß ein Kuckuk oben darauf; da waren schwere Bleilöthe und der Perpendikel mit der glänzenden Messingplatte ging hin und her: „tik! tak!" aber das war es nicht, wonach er sah, nein, es war der Mutter Spinnrad. Dieses stand gerade unter der Uhr; es war des Knaben liebstes Stück im Hause, aber er durfte es nicht berühren, denn sonst bekam er Etwas auf die Finger; ganze Stunden, wenn die Mutter spann, konnte er sitzen, die schnurrende Spuhle und das kreisende

Rad betrachten und dabei hatte er nun seine eigenen Gedanken. Ach, könnte er doch auf dem Rade spinnen! Vater und Mutter schliefen, er sah sie an, er sah nach dem Rade und bald darauf sah ein kleiner nackter Fuß aus dem Bette hervor und dann noch ein kleiner nackter Fuß, dann kamen zwei kleine Beine: Bums! da stand er auf dem Fußboden. Er wendete sich noch einmal zurück, um zu sehen, ob Vater und Mutter schliefen; ja, das thaten sie und dann ging er sachte, nur in seinem kleinen, kurzen Hemdchen, zum Spinnrade hin und begann zu spinnen. Die Schnur flog ab und das Rad lief weit schneller. Im selbigen Augenblicke erwachte die Mutter, der Vorhang bewegte sich, sie sah hinaus und dachte an den Kobold, oder an ein anderes kleines Gespenst. „In Jesu Namen!" sagte sie und stieß ängstlich den Mann in die Seite; er schlug die Augen auf, rieb sie mit der Hand und betrachtete die kleine emsige Person. „Das ist ja Bertel!" sagte er. — Das war eine der ältesten Erinnerungen Thorwaldsens, wie er in seinem kleinen, kurzen Hemde im Mondscheine saß und an der Mutter Spinnrad spann, und die liebe Mutter hielt ihn für ein kleines Gespenst.

Thränen. „Hochwürdiger Herr," sprach eine schwermüthige Dame zu ihrem Seelenarzte; — „sollte das Bette des schwarzen oder kaspischen Meeres wohl hinreichen, die Masse von Thränen zu fassen, welche seit der Entstehung des Menschengeschlechtes geflossen sind?" „Gnädige Frau," erwiederte dieser, „wenn wir die unnützen, kindischen und die strafbaren abziehen, so findet der Rest in den Schalen Platz, die ein Engel gen Himmel trägt, um sie für den Tag der Vergeltung aufzusparen."

— Es giebt Thränen des Schmerzes und der Freude. Von letztern sieht man selten ein Auge roth.

Die **Thränen** der Weiber. Es ist bekannt, daß Thränen eine ziemliche Quantität Kochsalz enthalten. Warum benutzt man also nicht die Thränensäcke der Weiber zur Gewinnung desselben, da sie gewiß ergiebigere und ausdauerndere Quellen darstellen würden, als man nur sonst irgend finden kann, und die Kunst, sie noch ergiebiger zu machen, dürfte in der That auch nicht so schwer fallen. Dadurch, daß man hier einem Schooßhündchen auf den Schwanz träte, könnte man schon so viel Salz gewinnen, ein Stück Butter zu salzen. Dort könnte ein versagter Ball wenigstens ein Tönnchen Häringe einsalzen, uud ein ungetreuer Liebhaber hielte gar eine ganze Haushaltung mit Salz auf ein paar Jahre frei. Somit würde auch der Ausdruck, sein Brod mit Thränen essen, an Bedeutung

Coburg-Saalfeldscher Geh. Rath zu Coburg. Oft klagte Th., wenn ihm Dichterwerke zur Durchsicht und Verbesserung zugesandt wurden, über die Zumuthung, diese zum Theil schmutzige Wäsche zu reinigen. Einst hatte ihm eine bekannte deutsche Dichterin ein, ungeachtet einzelner schönen Stellen, mittelmäßiges Epos gesendet. Seine Gutmüthigkeit und Feinheit gegen das weibliche Geschlecht erlaubten ihm nicht, die Sache geradezu abzulehnen. Eines Abends gestand er einem Freunde: er habe nun ein Mittel gefunden, den Kopf für jetzt und vielleicht für immer aus der Schlinge zu ziehen, ohne es mit der liebenswürdigen Dichterin zu verderben. Er hatte nämlich ihr Gedicht ganz umgearbeitet, aber dasselbe dabei zugleich in ein so frivoles Gewand gekleidet, daß die zartfühlende Frau durchaus nicht wagen konnte, diesem Stiefkinde ihren Namen zu geben, und es in ihr Pult verschloß.

— Th. äußerte einst: „Merk' ich einmal an den Gesichtern meiner Aerzte — und auf Gesichter versteh' ich mich — daß es für diese Welt aus ist mit mir, so leer' ich dies Fläschchen auf eine glückliche Reise." Er hatte sich nämlich ein Fläschchen 68iger Rheinwein aufgehoben. Gewissenhaft hielt er sein Wort, denn er starb mit der Flasche in der Hand.

— Bei der Feier seines Geburtstages bewirthete einst Th. nach dem Mittagsmahle seine Gäste mit einem köstlichen Kaffee, den er selbst in einer eigenen Maschine zu bereiten pflegte. Einer der Anwesenden äußerte: „Der Verfasser der Wilhelmine ist auch im Kaffeebereiten classisch." — „Nun," entgegnete Th., „so habe ich doch wenigstens den Trost, nach meinem Tode im Reiche der Kaffeeschwestern noch fortzuleben."

— Erschöpft von der Hitze auf einem Spaziergange nach dem herzoglichen Lustschlosse Friedrichswerth, kehrte Th. unterwegs in einer Mühle ein, die sein Eigenthum gewesen, doch schon vor zwanzig Jahren von ihm verkauft worden war. Er bat um ein Glas Milch, und erkundigte sich dann nach der Einrichtung der Mühle, worüber er die gewünschte Auskunft erhielt. Endlich aber fing er an, allerlei Warnungen und gute Lehren wegen des Gebrauchs des Mühlrades und der Geräthe auszuspenden, und zwar in einem strengen Tone, welchen der Besitzer sonderbar und ungehörig fand, bis es sich endlich entdeckte, daß Th. sich noch für den Besitzer jenes Grundstückes und den Eigenthümer für seinen Pächter hielt.

General Tom **Thumb**. Der bekannte Zwerg, der unter dem Namen „General Tom Thumb" lange Zeit in London war und sich

gewinnen, indem es so viel hieße, als es bloß mit Salz essen, was sich ohnehin häufig bedingt. Dr. Mises.

Jemand hat gefunden, daß die Thränendrüse des Weibes um ein Drittel schwerer, weit größer, hellrother und viel lockerer sei, als die des Mannes, und daß das Weib im Verhältnisse ein Drittel Thränen mehr vergißt, als der Mann.

Die Thugs. Die „Blätter aus der Gegenwart" schildern die Hinrichtung von fünf indischen Thugs (Erdrosselern) und beschließen die Schilderung mit folgendem charakteristischen Zuge: Am Tage vor der Hinrichtung und lange vor der bestimmten Stunde hatte sich eine unermeßliche Menschenmenge auf dem Platze versammelt, wo sie geschehen sollte. Die traurigen Vorbereitungen waren bald vollendet. Die fünf Verurtheilten stiegen mit dem Stricke um den Hals auf das Schaffot. Es herrschte tiefes Schweigen. In dem Augenblicke, als der Henker den Kopf Bholas verhüllte, drehte sich derselbe zu seinem Nachbar um, und fragte mit lauter, fester Stimme: „Bist Du schon gehangen?" — „Noch nicht!" antwortete dieser mit gleicher Kaltblütigkeit.

Thugut, Franz, Freiherr von, geb. zu Linz 1734, †1818 zu Wien, brachte es bis zum wirkl. Minister. Unter allen Ministern der Kaiserin Katharina hatte keiner so viel Verstand, aber auch keiner so viel Stolz, als Graf Stackelberg. Letzteres bewies er während seines Aufenthaltes in Polen. Der Baron von Thugut wurde von seinem Kaiser dahin gesandt, und als er die erste Audienz bei dem Könige haben sollte, führte man ihn in einen großen Saal, wo ein Herr gravitätisch da saß, um den die vornehmsten Polen herumstanden. Baron Thugut hielt ihn für den König selbst und fing seine Rede an, um den König zu becomplimentiren. Aber der Herr war Niemand anders, als der Graf Stackelberg, der den Baron in seinem Irrthume ließ, bis dieser zu seinem Verdrusse von Jemand anders erfuhr, daß er sich in der Person geirrt habe. Abends spielte der Baron mit dem Könige und dem Grafen Stackelberg. Der Baron spielte aus und sagte: „Treffkönig." „Sie irren sich, es ist Treffbube," antwortete man ihm. Der Baron that, als habe er sich geirrt, schlug sich vor die Stirne und sagte: „Sire, ich bitte um Verzeihung; das ist heute schon das zweite Mal, daß ich den Diener (le valet) für den König halte." Stackelberg biß sich in die Lippen und schwieg.

Thümmel (Maria August von), geboren am 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, gestorben am 26. October 1817 als Sachsen-

Coburg-Saalfeldscher Geh. Rath zu Coburg. Oft klagte Th., wenn ihm Dichterwerke zur Durchsicht und Verbesserung zugesandt wurden, über die Zumuthung, diese zum Theil schmutzige Wäsche zu reinigen. Einst hatte ihm eine bekannte deutsche Dichterin ein, ungeachtet einzelner schönen Stellen, mittelmäßiges Epos gesendet. Seine Gutmüthigkeit und Feinheit gegen das weibliche Geschlecht erlaubten ihm nicht, die Sache geradezu abzulehnen. Eines Abends gestand er einem Freunde: er habe nun ein Mittel gefunden, den Kopf für jetzt und vielleicht für immer aus der Schlinge zu ziehen, ohne es mit der liebenswürdigen Dichterin zu verderben. Er hatte nämlich ihr Gedicht ganz umgearbeitet, aber dasselbe dabei zugleich in ein so frivoles Gewand gekleidet, daß die zartfühlende Frau durchaus nicht wagen konnte, diesem Stiefkinde ihren Namen zu geben, und es in ihr Pult verschloß.

— Th. äußerte einst: „Merk' ich einmal an den Gesichtern meiner Aerzte — und auf Gesichter versteh' ich mich — daß es für diese Welt aus ist mit mir, so leer' ich dies Fläschchen auf eine glückliche Reise." Er hatte sich nämlich ein Fläschchen 68iger Rheinwein aufgehoben. Gewissenhaft hielt er sein Wort, denn er starb mit der Flasche in der Hand.

— Bei der Feier seines Geburtstages bewirthete einst Th. nach dem Mittagsmahle seine Gäste mit einem köstlichen Kaffee, den er selbst in einer eigenen Maschine zu bereiten pflegte. Einer der Anwesenden äußerte: „Der Verfasser der Wilhelmine ist auch im Kaffeebereiten classisch." — „Nun," entgegnete Th., „so habe ich doch wenigstens den Trost, nach meinem Tode im Reiche der Kaffeeschwestern noch fortzuleben."

— Erschöpft von der Hitze auf einem Spaziergange nach dem herzoglichen Lustschlosse Friedrichswerth, kehrte Th. unterwegs in einer Mühle ein, die sein Eigenthum gewesen, doch schon vor zwanzig Jahren von ihm verkauft worden war. Er bat um ein Glas Milch, und erkundigte sich dann nach der Einrichtung der Mühle, worüber er die gewünschte Auskunft erhielt. Endlich aber fing er an, allerlei Warnungen und gute Lehren wegen des Gebrauchs des Mühlrades und der Geräthe auszuspenden, und zwar in einem strengen Tone, welchen der Besitzer sonderbar und ungehörig fand, bis es sich endlich entdeckte, daß Th. sich noch für den Besitzer jenes Grundstückes und den Eigenthümer für seinen Pächter hielt.

General Tom **Thumb**. Der bekannte Zwerg, der unter dem Namen „General Tom Thumb" lange Zeit in London war und sich

für Geld sehen ließ, soll der Einkommensteuer unterworfen werden. Die Commissäre zu Glasgow nämlich, wo er vor Kurzem war, forderten Herrn Barnum auf, über das jährliche Einkommen, das der Zwerg aus einer sehr einträglichen Schaustellung ziehe, einen Bericht einzureichen, und schlugen dies Einkommen, da der Bericht ausblieb, auf jährlich 25,000 Pfund Sterling an, indem sie zugleich den Herrn Barnum aufforderten, 729 Pfund Sterling als den entsprechenden Betrag der Einkommensteuer für den Zwerggeneral zu bezahlen. Barnum verweigerte dies, weil der Zwerg ein Ausländer sei, und reiste mit demselben nach Dublin weiter, die schottischen Commissäre haben aber jetzt die Sache dort weiter verfolgt, und man ist neugierig, ob der Zwerg zur Entrichtung der Einkommensteuer angehalten wird.

Thun. Ein Schulmeister wies seine Schulkinder mit folgenden Worten zurecht: „Lernt doch einmal rein deutsch sprechen, und sagt nicht immer: ich thu in die Schule gehen, ich thu lesen, ich thu essen. Es muß heißen: ich gehe in die Schule, ich lese, ich esse. Jetzt habe ich Euch's oft genug gesagt, jetzt thut Euch's einmal merken."

Ich habe zu thun. In einer schlechten Messe, wo allgemein über Mangel an Waarenabsatz geklagt wurde, traf ein Kaufmann einen andern Waarenverkäufer, der in denselben Artikeln Geschäfte machte. „Wie geht's?" fragte jener. „Wie soll's gehen," erwiderte dieser, „ich habe zu thun." — „Zu thun?" fragte jener verwundert. „Gewiß," gab dieser zur Antwort, „wie ich die Reisekosten herausbringe."

Der gewachsene Thurm. Ein einfältiger Mann bemerkte, daß ein Thurm, der an einem See stand, immer größer ward. Der Grund von dieser Erscheinung war der, daß der See allmälig eintrocknete. Jener aber wußte sich das Ding besser zu erklären. „Kein Wunder," sagte er, „daß der Thurm immer größer wird, er steht ja auf feuchtem Boden."

Tiger. Dellon unterhielt in dem französischen Comptoir von Tilsee einige Monate einen Tiger an einer starken Kette. Dieser war listig genug, einen Theil von dem Reis, den man ihm hinsetzte, so weit umherzustreuen, als es ihm in seiner Lage möglich war. Dieses lockte die Hühner und Enten herbei. Er stellte sich, als ob er schliefe, um sie näher zu locken, und dann schoß er auf einmal auf sie zu, wo es ihm nie fehlschlug, einige zu erwürgen.

— Der Tiger giebt gewöhnlich sein Unternehmen auf, sobald ihm der erste Versuch mißlingt. Auch ist er durch einen unerwarteten

und ungewöhnlichen Widerstand leicht aus der Fassung zu bringen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts, saß einst, wie Pennant erzählt, eine Gesellschaft im Schatten einiger Bäume an dem Ufer eines Flusses in Bengalen. Ein Tiger überraschte sie hier, und wollte eben auf sie zuspringen, als ein Frauenzimmer mit einer beispiellosen Geistesgegenwart dem Thiere einen Sonnenschirm vors Gesicht hielt. Der Tiger entfernte sich sogleich, und die Gesellschaft gewann Zeit sich wegzubegeben.

Wenn in Java ein Großer im Lande umherreist, so hat er Leute bei sich, die beständig in eine Art von kleinen Hörnern blasen, deren gellender Ton die Tiger augenblicklich verscheucht.

— Aus der Menagerie Ludwig XV. zu Versailles, war ein Tiger dem Käfig entsprungen, und wandelte lustig im Vorhofe des Gartens umher. Da kommt ein Abbé von der andern Seite recht ruhig in den Vorhof, und bemerkt den Tiger erst, als dieser schon im Begriffe steht, den ihm eigenen Sprung zu machen, und den Menschen zu verzehren. Der Abbé erinnert sich schnell gelesen zu haben, daß das entsetzliche Thier doch Respect habe vor der Kraft ruhig und muthig blinkender Augen. Er forcirt die seinigen zu starren Blicken, und wandelt dann still neben ihm vorbei. Er findet die eiserne Thüre, die zum Glück nur angelehnt ist, wirft sie, da er hindurch ist, ins Schloß, und scheint gerettet, während der Tiger jetzt erst, wenn wir so sagen dürfen, merkend, daß er es mit einem Schwachen zu thun hatte, dem Fliehenden nachsetzt, aber durch die Eisenstäbe gehalten wird. Doch der Abbé schien nur gerettet, war es aber nicht. Als er in seiner Wohnung angekommen war, legte er sich zu Bette, bekam ein heftiges Fieber, und starb den Morgen darauf.

— Ein Europäer und sein indianischer Diener, Namens Siampo, ruhten auf der Jagd auf einem freien Waldplatze aus. Plötzlich sahen sie eine Truppe Meerkatzen eiligst in das Gebüsch fliehen, als suchten sie einer dringenden Gefahr zu entkommen. Gleich hinterdrein stürzten andere kleine Thiere, und ihr Lauf verkündete ihren Schreck. Siampo machte seinen Herrn darauf aufmerksam, daß sie alle von einer Seite herkämen, und daß also die Ursache des Schreckens in derselben Richtung herkommen müsse. „Es sind Tiger, vor welchen sie fliehen," schrie er plötzlich auf, „ich rieche sie, ich höre sie!" Es ist nicht nothwendig, erst zu sagen, daß der Europäer nichts hörte und nichts roch; nichts desto weniger griff er nach seiner Waffe. „Schießt nicht," sagte Siampo, „es sind deren mehrere, denn der Geruch ist sehr stark." Bald streifte auch wirklich ein entferntes Geheul an das Ohr des Jägers; die beiden Freunde nahmen schnell ihre Jagdtasche; allein schon kündigte ein Geräusch, welches von nichts

Anderem, als von dem schnellen Laufe einer Rotte wilder Thiere herrühren konnte, die Nähe der Gefahr. „Klettern wir auf diesen Baum,“ sagte Siampo, indem er sich auf dessen gebogenen Stamm hinaufschwang. Sein Gefährte wollte ihm mit der Flinte folgen; allein er mußte sie unten lassen, weil sie ihn im Hinaufklettern hinderte. Der Augenblick war kritisch. Die Angst verstärkte die Kraft des Weißen und er erreichte, dem Beispiele Siampo's folgend, auf allen Vieren kletternd, glücklich den Stamm. Dieser hatte sich auf die äußerste Spitze eines Zweiges emporgeschwungen; der Weiße aber hatte auf einem senkrechten Aste des Baumes Posto gefaßt. Bald bemerkte er, aber mit Schrecken, daß das Holz, auf welchem er saß, faul sei und bei der geringsten Bewegung zusammenzubrechen drohe. Um seine Angst zu vermehren, sah er unmittelbar in seiner Nähe ein ungeheures Nest schwarzer Wespen, deren furchtbarer Stich ihm bekannt war. Er beneidete den Indianer, denn er sah ein, daß er selbst den Vorposten bilde, und die Tiger bei ihrem Angriffe sicher zuerst nach dem niedrigen Stamme sich wenden würden. Er würde gern zu seinem Diener sich emporgeschwungen haben; allein die Gebrechlichkeit des Zweiges, die schrecklichen Besucher da unten, die Nähe der Wespen, Alles verdammte ihn zur Unbeweglichkeit. Indeß waren die Unthiere auf dem Platze angelangt; es waren ihrer vier, einige bluteten aus frisch erhaltenen Wunden. Unter ihnen befand sich eine Tigerin, die vor Wuth schnaubte, und die sich, sobald sie die beiden Jäger erblickte, auf den Baum stürzte, und, indem sie ihre Tatzen ausstreckte, mit flammenden Augen den Weißen betrachtete. Die Wärme ihres Athems berührte fast seine Füße, und er fürchtete jeden Augenblick, sie werde zu ihm hinaufklettern. „Herr,“ rief der Indianer ihm zu, „das Brennwasser!“ Wie ein Blitz durchzuckten die Worte den Europäer. Er nahm aus seiner Jagdtasche die Flasche mit Schwefelsäure; das schreckliche Thier bewachte ihn unaufhörlich mit unbeweglichen Blicken. Zitternd streckte Jener seine Hand aus und goß den Inhalt seiner Flasche gerade auf die Augen des Unthieres. Ein lautes Gebrüll ertönte; der Jäger, von Entsetzen ergriffen, klammerte sich fester an seinen Zweig an, und alsobald ward er von Wespen umschwärmt. Als er die Augen wieder öffnete, sah er die Tigerin sich auf der Erde krümmend, und mit ihren Tatzen am Kopfe wühlend. Ihr Gesicht war schwarz, die Augen verkohlt. Sie erhob sich und rannte schnaubend im Kreise umher; die Männchen schrieen gleichfalls, ohne sie einen Augenblick zu verlassen. „Lasset mich jetzt machen,“ sagte Siampo, indem er aus seiner Tasche einige Ueberreste von Fleisch zog und es in Stücke zerschnitt. „Gebt mir die Seife, Herr!“ Der Europäer verstand den schlauen Indianer; er gab ihm ein Stück Arsenikseife, womit Siampo dann das Fleisch spickte und es unter die Tiger warf. Bald zeigte sich die Wirkung. Das Geheul wurde

entsetzlich, die elenden Thiere, die das vergiftete Fleisch gierig fraßen, hüpften vor Schmerzen, umkreisten die Tigerin und eilten endlich auf dem Fußsteige von dannen. „Sie gehen trinken," sagte Siampo, und indem er sich mit der einen Hand an den Zweig festhielt, begann er vor Freude zu singen und zu tanzen auf dem schmalen Baumstamme. Seine hellen Töne mischten sich in das Geheul der fliehenden Tiger und in das Geächze der geblendeten Tigerin, seine schwarzen Haare und die teuflische Freude in seinem dunklen Gesichte gaben ihm das Aussehen eines wilden Thieres. Die Tigerin verursachte ihnen indeß noch einige Unruhe, und Siampo kletterte daher mit der größten Leichtigkeit vom Baume herab, und holte die Flinte seines Herrn. „Jetzt ist die Reihe an Euch," sagte er zu ihm. Dieser lud einige Kugeln in den Lauf. Ein Schuß — und das Thier machte einen wüthenden Sprung, ein zweiter — und es blieb unbeweglich auf dem Platze liegen. Die beiden Männer fielen sich erfreut einander in die Arme.

Tinte ist die dunkle Möglichkeit lichter Ideenwelten, die einer geistigen Schöpfung vorangehende Urnacht.

Tinte. Unter allen Arten von Tinten gab es wohl nie eine gefährlichere, als die Purpur-Tinte, welcher sich die griechischen Kaiser zu ihren Unterschriften bedienten. Denn ihr Gebrauch wurde so sehr als ein kaiserliches Vorrecht angesehen, daß auf die Verfertigung derselben für Privatpersonen der Verlust des Vermögens und des Kopfes gesetzt war.

— Als eine naturhistorische Curiosität möge ein in der Nähe von Algier entdecktes Lager von „fossiler Tinte" erwähnt werden. Durch das Zusammenfließen zweier verschiedener Flüsse, von denen der eine bedeutend Gerbstoff, der andere Eisensalze enthielt, bildete sich nämlich an dem Fundorte ein Niederschlag, dessen Auflösung schwarze Tinte liefert.

— Auf der Erde bedient man sich meistens nur schwarzer Tinte. In der Hölle ist das anders, denn wie Kindsweiber erzählen, nimmt der Teufel keine Seelenverschreibungen an, die nicht mit Blut ausgefertigt sind.

Der Maler **Tintoret** hatte sich mit dem berühmten Titian entzweit. Aretin, ein Freund des Letztern, machte ein Sonnet auf Tintoret, worin er ihn abscheulich mitnahm. Dieser begegnete ihm einst auf der Straße und bat ihn zu sich, unter dem Vorwande ihn zu porträtiren. Aretin hatte kaum die gehörige Stellung genommen, als

der Maler mit einer Pistole in der Hand und einem grimmigen Gesichte auf ihn losging. „Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte Aretin ganz verlegen. „Sie messen,“ versetzte der Maler. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Sie haben gerade vier und eine halbe Pistole.“

Tirade. Ein Spottvogel von Schauspieler, nach der Vorstellung eines Ritterstückes herausgerufen, sagte: „Wenn die Bescheidenheit vor einem so hoch gebildeten Publikum mit Huld und Nachsicht ihr tief empfundenes Glück im Stolze sucht, wird das Streben dieser unverdienten Güte Dank und Würde sein.“ — Diese unsinnige Tirade wurde wüthend beklatscht.

Tirso de Molina, ein spanischer Dichter, ist der Verfasser von mehr als 300 dramatischen Werken, zum Theil geistlichen und zum Theil historischen Inhalts, zum größten Theil aber der Sphäre des niederen Lustspiels angehörend. Sein eigentlicher Name war Gabriel Tellez. Er hatte jedoch Ursache, unter diesem Namen nicht als dramatischer Dichter aufzutreten, denn Tellez war Mönch und starb sogar als Superior eines Klosters in Soria im Jahre 1648. Um so weniger aber durfte sich der Superior öffentlich zu seinen Lustspielen bekennen, als diese ungemein ausgelassener, ja mitunter sogar etwas obscöner Art waren. Bemerkenswerth ist besonders, daß Tirso de Molina der Erste war, der die Geschichte des Don Juan dramatisirte, und daß nach diesem spanischen Drama Molière sein Festin de pierre bearbeitete, welches dann allen spätern Don Juans und namentlich auch der Oper aller Opern als Grundlage gedient hat. Es ist bereits erwähnt worden, daß Don Juan mit seinem Familiennamen Tenorio geheißen haben soll. Die Sage, die dem „steinernen Gaste“ des Tirso de Molina zu Grunde liegt, erzählt, daß Don Juan Tenorio, einer reichen Familie Andalusiens angehörend, zur Zeit des Mittelalters in Sevilla gelebt und sich durch seinen unordentlichen Wandel, so wie durch Streiche aller Art, eine traurige Berühmtheit erworben habe. Nachdem er ein Mädchen entführt, soll er deren Vater wirklich getödtet haben, und dieser wurde in einem Franciscanerkloster beerdigt, wo ihm ein mit seiner Bildsäule verziertes Monument errichtet wurde. Don Juan soll darauf das Kloster auf alle mögliche Weise verfolgt haben, aber die Mönche wußten sich seiner zu bemächtigen, und nachdem er im Kloster seinen Tod gefunden, soll von jenen das Gerücht ausgegangen sein, daß er in dem Augenblicke, wo er die Bildsäule des Getödteten insultiren wollte, von derselben ergriffen und in den Höllenpfuhl gestürzt worden sei. Man sieht, die Sage ist ziemlich treu in der dramatischen Bearbeitung erhalten worden, aber der erste Autor, dem dieses Verdienst gebührt, Tirso de Molina, ist dagegen ganz in Vergessenheit gerathen. Vielleicht findet sich auch noch ein

deutscher Literat, der von den 80 Stücken, die sich von Tirso de Molina erhalten haben, eine Auswahl für das deutsche Publicum bearbeitet. Der „blöde Hofmann" (El Vergonzo en Palacio) und „Martha die Fromme" werden darunter als die originellsten genannt. Eines seiner Lustspiele hat den langen Titel: „Es giebt keinen ärgern Tauben, als denjenigen, der nicht hören will."

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische. Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und demnach die allernöthigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann, und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein; und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tisch abgemacht, von dem epigrammatischen souper à quatre mains bis zu dem gewichtigsten diner diplomatoire. Ein Diner trägt schon an und für sich alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der Andere vertragen kann; man bemerkt sogleich, was denn im Grunde aufgetischt wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man giebt genau Acht, wenn Jemand das Maul aufmacht, und man kann seine wahre Gesinnung politisch verbeißen. Man hat bei einem Diner die Repräsentanten aller Nationen: gallischen Hahn, englische Puddings, italienische Maccaroni, holländische Häringe, deutsches Sauerkraut, türkischen Reis, Schweizerkäse, polnische Fische, und russischen Kaviar. Beim Weine findet man die Angelegenheiten sehr anstößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einschenkt. Beim Dessert erforscht man, ob die Kirschen schon zeitig sind, und wer die Kastanien aus dem Feuer holen soll, endlich nach Tische haben sie's alle satt und machen eine Motion. Ist also ein Diner nicht das Allerwichtigste im Leben? und ist folglich die Kunst des Tisches, die Tischkunst, nicht eine der wichtigsten? — Ein Mann von Welt, ein geistreicher Mensch, muß bei Tische sechs oder acht Mal ein anderer Mensch sein. Bei der Suppe ein Egoist, nur darauf bedacht, sich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Ästetten ein Schwärmer, ein naschender Schmetterling; bei dem Rindfleisch ein gründlicher Philosoph, denn das ist die Basis des Ganzen; bei den Entremet ein Naturforscher, das ist die interessanteste Partie, so zu sagen der gelehrte Tischtheil. Es gehört große Politesse dazu, mit den Entremets umzugehen; alle diese Sauciérs, Cotelets, Trüffes, Patés sind wie die Liebe, sie wollen still verstanden und zart behandelt sein. Die Zugemüse machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenstriche, der Magen überdenkt die Vergangenheit und schwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich ist der Mensch der

wahre Mensch; beim Braten erst fängt der Mensch an, ein freundlicher Nachbar, ein galanter Mann und ein conversationeller Artikel zu werden. Nun ist ein Zwischenact, und dieser Zwischenact zwischen Braten und Dessert, ist der einzige Entreact, in welchem den Menschen erlaubt ist, daß der Geist und das Herz sich auch zu Tische setzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anspielungen, die Fußspitzenbonmots u. s. w. Das Dessert ist nichts als die Koketterie der Küche, es ist die Metaphysik der Kochkunst, es ist die transcendentale Entwicklung des großen Speise-Dramas. Es gibt dreierlei Appetite; der brutale oder der deutsche Appetit, der dauert bis zum Rindfleisch; der Geschäftsappetit, der Appetit de la noblesse financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das ist der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale deutsche Appetit, der ist heftig wie die erste Liebe; wie ein feuriger Jüngling von sechzehn Jahren stürzt er sich auf den Gegenstand seiner Sehnsucht; der zweite, der Geschäftsappetit, ist schon geduldiger, kühl und besonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will schon geschmeichelt und aufgereizt sein. Nur derjenige Mensch, der alle diese drei Appetite in sich vereinigt, ist der vollkommenste Mensch auf Erden, d. h. bei Tische. Der gebildete Mensch hat auch für jede Schüssel ein andres Benehmen bei Tische. Für die Suppe gehört das Stillschweigen, für die Assietten kurze Bemerkungen, abgerissene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleisch Sentenzen und Aphorismen, klein geschnitten wie Petersilie; bei den jungen Zugemüsen, da darf das Herz schon mitreden, da kann man schon artig und sogar verliebt sein; bei den Zugemüsen beginnen die Schäferspiele der Tischfreunde, z. B. bei jungen grünen Erbsen kann man mit seiner schönen Nachbarin von dem Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und der grünen Zugemüse reden, denn grüne Erbsen sind die Perlen aller Zugemüse, grüne Erbsen sind die Hoffnungsboten der aufblühenden Empfindungen, grüne Erbsen sind die ersten Elemente der Tafel-Schwärmereien, enfin, grüne Erbsen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie sein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flasche Champanger getrunken haben. — Sie sehen, meine lieben Leser und Leserinnen, daß die Tischkunst eine große Kunst ist. Das ist die Kunst über dem Tische; nun kommt aber erst die Kunst unter dem Tische. Das ist die größte Kunst! Ueber dem Tische, da ist der Mensch nicht er selbst, da ist der Mensch bloß sein Verhältniß; über dem Tische da sieht man den Unterschied der Stände, des Ranges u. s. w. an Gesicht, an Orden, an Uniform, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tische, da sind die Menschen alle gleich; unter dem Tische hört der Unterschied der Stände und aller Abzeichen auf, unter dem Tische, da hat Rousseau Recht, wenn er

sagt: Nous sommes tous égaux. Die Erde, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch weiter nichts, als ein großer runder Tisch, an den uns unser liebe Gott gastfreundlich gezogen hat, dieser Tisch, den der große unsichtbare Wohlthäter alle Jahr zwei Mal deckt, ein Mal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und ein Mal mit der weißen Damastdecke des Winters, ist voll beladen mit seinen herrlichen Gaben, es ist ein Weihnachtstisch, voll Bescheerungen und Bäume. Wir, die wir um diesen Tisch sitzen, wir leben! Das Leben besteht auch aus drei Gängen; zuerst kommen die Assietten: Jugend, Liebe, Hoffnung u. s. w.; dann im Mittelalter kommen die schweren Speisen: das Rindfleisch, die Beefsteaks; die Ehe, die Arbeit, die Prosa des Lebens; dann zum Dessert das Alter mit seinen kindischen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an diesem Erdentische sitzen, zechen wir uns alle voll, einer an dem Champagner des Glücks und der andere an dem essigsauren Wein des Unglücks, bis wir alle unter diesem Tische liegen, und unter diesem Tische da ist die wahre Freiheit. Die Tafelfreuden unsrer Lebensdiners und Soirées werden also eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tische und Freuden unter dem Tische, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leser und Leserinnen, zu versichern, die Freude über dem Tische steht oft weit unter der Freude unter dem Tisch. Mancher Kopf, der über dem Tische ganz vornehm aussieht, hat einen Fuß als Fortsetzung unter dem Tische, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundschaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tisch fällt, und nach welcher sich zwei Wesen bücken, geht oft die kräftigste Hand mit der zartesten Hand, Hand in Hand. Manchmal spielt unser Fuß eine größere Rolle unter dem Tische, als unser Kopf über dem Tische, und bei manchem tête de veau wird über und unter dem Tische zugleich ein tête à tête abgemacht. Unter dem Tische gibt es keinen Verrath, unter dem Tische gibt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen, und die verrathen nichts, sie sind nur dann und wann betreten. Unter dem Tische ist der Mensch in einem magnetischen Zustande, Knie und Fußspitzen werden clairvoyant. Also, unter dem Tische spielt der Mensch auch eine wichtige Rolle. Ich selbst, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle spiele, spiele bei Tische fast gar keine, keine über, auch keine unter dem Tische; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tische und Gedanken unter dem Tische. Es sind ganz confuse Gedanken, von denen ich Ihnen einige mittheilen will:

Erster Gedanke über dem Tisch. Essen ist die Philosophie des Magens; wenn mich eine starke Empfindung ergreift, z. B. die Liebe oder die Langweile, oder wenn mich eine starke Leidenschaft überwältigt, z. B. der Geldmangel, dann gehe ich gleich essen; im Essen liegt Seelentrost. Die Arbeitsstunden des Magens sind die Feierstun-

den des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, seufzt man nicht, und so lange man ragout fin mit vol au vent verzehrt, ist man nicht eifersüchtig. — Erster Gedanke unter dem Tische. Was sind die Frauenzimmer? Sie sind wie ein Speisezettel, viel hors d'oeuvres, lauter Eingemachtes, das meiste en papillote, nur keine Fische, weil sie nicht schweigen können. — Zweiter Gedanke über dem Tisch. Die weise Vorsehung hat es so eingerichtet, daß der Mensch oft essen muß, damit er Mensch bleibe; wenn die Menschen nicht essen müßten, so wären sie die einsamsten, finstersten Geschöpfe. Durch seinen Magen wird der Mensch gesellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Mensch ißt sich so lange durch alle Brühen durch, er kommt in seinem Leben in so viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr ist, und selbst erscheint, entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiessauce des Himmels. — Dritter Gedanke über dem Tisch. Die zwei Nationen, die deutsche und die französische, unterscheiden sich gleicherweise in ihrem Trauerspiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutsche Liebe, das deutsche Trauerspiel und die deutsche Küche, sind voll kräftiger, steter Natur, allein die angenehme süße Empfindung des Verschwebenden, Verschmelzenden der Franzosen fehlt ihnen. Das deutsche Trauerspiel hat seinen Rostbraten mit Zwiebeln, die deutsche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödl, aber die sensation sucrée und die fines herbes der französischen Liebe und Küche fehlt uns ganz. Die deutsche Liebe hat nur das mit der französischen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekommt. — Dritter Gedanke unter dem Tisch. Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel, wenn man einen verlorenen Ring sucht, findet man einen alten, längst verlegten Hausschlüssel, wenn man eine Wahrheit sucht, findet man tausend Irrthümer, wenn man den Stein der Weisen sucht, findet man tausend Thorheiten, und wenn man unter dem Tische das niedliche Füßchen seines vis à vis sucht, so findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein gesuchter Fuß ist wie ein gesuchter Witz, sehr unangenehm. — Das größte und mächtigste Regiment liegt unter dem Tische in Garnison, es ist das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz ist der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft. — Vierter Gedanke über dem Tisch. Der Mensch ist wie ein Lachs, er geht gern dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachsen ein Licht hin, um sie zu fangen. — Vierter Gedanke unter dem Tisch. Die Liebe hält auf verschiedene Weise ihren Einzug in das menschliche Herz, sie springt wie ein Kunstreiter durch den Reif in das Herz, oder sie dringt durch den Augenring in unsere Seele. Bei Tische nur, d. h. unter dem Tische, dient sie von Pique auf, da dringt sie von der Fußspitze empor in das Herz, da wird sie so zu sagen auf die Spitze gestellt. — Fünfter

Gedanke über dem Tisch. Bei Tische ist jeder Mensch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, so hat er zwischen Nase und Kinn etwas, was sehr für ihn einnimmt. S.

Tische. Ein Tisch ist höchst wichtig und anziehend. Man schreibt, man liest, man speiset und trinkt, man conversirt und lacht, man spielt, man zählt Geld, an einem Tische lernt man sich kennen, lieben, oder vermeiden. Kurz, der Tisch ist das Medium des Verkehrs, mehr als jedes andere Meubel, und gewiß ist der Tisch mehr oder weniger der Abdruck des Charakters desjenigen, der ihn besitzt. Eine Gallerie historischer Tische wäre ein schönes Thema. — Hier einige der bekanntesten: Der eine ist in Fontainebleau. Er ist rund und steht auf schwachen Füßen, wenn nicht gar auf einem. Ich möchte zwei heftigen, tiefbewegten Schachspielern nicht rathen, sich darauf zu messen, denn hier ist kein Ruhepunkt für einen Ellbogen, den Schlüssel der festen Stellung, die man so gerne beim Denken einnimmt. Dennoch hat der Genius des Jahrhunderts, Napoleon, auf diesem Tische nicht nur gefrühstückt, sondern auch, was tausend Mal mehr heißen will, entsagt — der Krone entsagt — der französischen — der italienischen Krone! Von allem, was die fürstlichen Gemächer Fontainebleaus füllt und schmückt, gleicht nichts diesem demüthigen, gebrechlichen Tischchen. Es scheint ganz still hereingeschlichen, ganz still zurecht gestellt worden zu sein — oder kam es hierher wie das arme Weib, das am Wege sitzen mußte, als Kaiser Albrecht ermordet worden war, und in deren Schooß er verblutete? Freilich ereignen sich die meisten Bewegungen dieser Welt so. Woher ist nun dieser Tisch gekommen? — Man weiß es nicht. — Eines ist gewiß — daß er bleibe und bleiben wird. — Napoleon verzichtete im Jahre 1814 auf eine Welt — wir wissen, auf wie lange! — Der zweite Tisch steht zu Montmorency; auf ihm schrieb Rousseau seine neue „Heloise," den „contrat social," den „Emil," vielleicht auch manches Geständniß. Dieser Tisch hat eine häusliche Haltung. Er ist eckig. Er steht auf vier festen bürgerlichen Füßen. Einige Wunden oder Kerben hat ihm das Federmesser beigebracht, wie das ein Armstuhl Napoleons ebenfalls von sich rühmen kann. Hier mag Theresens Bügeleisen die kümmerliche philosophische Wäsche in den Freistunden der philosophisch-poetischen Feder geglättet haben, die alle Falten seines Schicksals und seiner Stirne zusammenbeschworen hatte. An diesem Tische hat er zwischen Aufruhr und Entsagung gedacht und gedichtet, und wohl hundert Mal jene Eitelkeit von sich zu legen gemeint, die sich bis in die Bekenntnisse seiner Vergehungen hinein flüchtete. Von der Welt wollte er nichts mehr begehren, nichts mehr erwarten, nichts mehr empfangen. Wer hat wohl am redlichsten entsagt: der Held oder der Dichter? O, auf wie schwachen Füßen stehen alle Entsagungstische! — Ein dritter merkwürdiger Tisch steht

im Schlosse Ferney, eine Stunde von Genf, an welchem Voltaire Kaffee zu trinken, und Briefe zu lesen pflegte, die ihm sein Secretair mit dem deutschen, aber französisch ausgesprochenen Namen „Wagener" geöffnet und geordnet hingelegt hatte. (Erwähnenswerth ist, daß Wagener sich die Schrift Voltaire's ganz angewöhnt hatte, der seine Billets meist nur mit V. unterzeichnete). Jenes Tischchen war sehr klein, weiß angestrichen, mit reichem vergoldeten Rococco-Geschniegel; die Platte war von Marmor; es hatte zwei Schubkästchen zu allerhand kleinen Sachen, und war eigentlich ein Trumeau-Tisch, mit sehr stark geschweiften Füßen, die in der Mitte ein vergoldetes Becken hielten, welches wohl zur Aufnahme der erledigten Papierschaften dienen mochte, wenn es nicht etwa ein Bassin für Goldfischchen war.

Franz Gräffer.

Wilhelm Tischbein, der berühmte Geschichts- und Thiermaler und seit 1790 Director der Maler-Academie zu Neapel, glaubte, um die Menschen kennen zu lernen, müsse man erst ein gründliches Studium namentlich über die vierfüßigen Thiere machen, und war daher gewohnt, die Aehnlichkeit, welche Jemand mit einem Thiere hatte, ihm ins Gesicht zu sagen, und so sagte er einst zu einem Gaste an Lord Hamilton's Tafel: „Verzeihen Sie, ich habe Sie anfangs für einen Esel gehalten, aber jetzt überzeuge ich mich, daß Sie eigentlich ein Ochse sind."

Ein Brief Bonaparte's an Tissot. Unter mehreren neuerdings aufgefundenen, zur Correspondenz des berühmten Arztes Tissot gehörigen Briefen, befindet sich auch einer vom Jahre 1787, auf den der Arzt nicht geantwortet, sondern zu seiner Notiz nur Lettre non répondue, peu interessante auf den Rücken geschrieben hatte. Und doch ist der Brief von einem Manne, der zwanzig Jahre später zwei Kronen austheilte und die Welt mit Kriegsruhm erfüllte: er ist von Bonaparte, damals Artillerie-Lieutenant in der Garnison von Douay, aber auf Urlaub nach Corsika zu den Seinigen gegangen. Er schrieb Tissot von Ajaccio, um von ihm Rath über den Gesundheitszustand eines siebenzigjährigen Großonkels einzuholen. Tissot hatte mit seiner Aufschrift ganz Recht, der Brief enthält nichts Interessantes, wimmelt aber von grammatikalischen und orthographischen Fehlern, von denen Manche selbst in's Lächerliche fallen. So schreibt er z. B. das italienische Monsiou statt Monsieur, digérè statt dirigé u. s. w. Am Ende unterzeichnet er Buonoparte, officier d'artillerie au Régiment de la Fère. Ob wohl Bonaparte dieses unbeantworteten Briefes gedachte, als er dreizehn Jahre später von Dijon mit seiner Armee durch Lausanne kam, um über den großen St. Bernhard zum Siege von Marengo zu ziehen?

Titel. Einem Fußreisenden wurde in einer alten Burg, welche er besuchte, ein großes altes Buch vorgelegt, um seinen Namen hinein zu schreiben. Der Fremde blättert eine Zeitlang hin und her und findet nur Namen mit ellenlangen Titeln; lächelnd ergreift er die Feder und schreibt: „Fürstlich Kohl-Braunstein'scher interimistisch angestellter wirklicher supernumerairer Geheimer Vice-Thor-Beischreiber-Assistenten-Adjunctus N. N."

— Bücher und Männer haben das miteinander gemein, daß sie die Aufmerksamkeit mancher Schönen zuerst durch den prunkenden Titel auf sich ziehen; daher kommt es denn wohl auch häufig, daß das weibliche Geschlecht bei näherer Bekanntschaft mit Beiden, sich wohl vom Drucke, aber nicht vom geistigen Gehalte überzeugt.

— Ein Staatsbeamter erhielt von einem Landmanne eine Bittschrift, worin nie ein Titel zweimal vorkam; bald hieß es: „Ew. Excellenz," bald: „Ew. Wohledeln, Ew. Gnaden, insonders hochzuverehrender," bald: „gnädiger Herr." Endlich mochten doch alle die Beiwörter erschöpft sein, und nun hieß es, wahrscheinlich von einem Leichensteine entlehnt: „In Gott ruhender Herr!"

— In der Ulmer Schnellpost ist unter den Geborenen mit aufgeführt: „4. Dec. Conrad Aneon Dauner, Stadtbeleuchtungsgehülfen Kind."

— Unter den Verstorbenen lasen wir jüngst in einer Zeitung: „F. S. Infections-Sesselträgers-Adjunct."

— In dem letzten Tractate zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. abgeschlossen ward, nannte sich der Bei: „Wir, Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus Königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glückszeichen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pascha Bei, Gebieter des Königreichs Afrika." Der französische General-Consul, der seinen König nicht verdunkelt haben wollte, gab dafür Karl X. folgende Prädicate: „Das Wunder aller Völker des Messias, die Glorie der Nationen, welche Jesum anbeten, der erlauchte Sprößling aus Königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Westre — Karl, der Zahl nach der Zehnte, Kaiser von Frankreich und König von Navarra."

— In der Karlsbader Badeliste stand eine: „Feuerversicherungsbankbevollmächtigtengattin."

Titel. Wie lange haben wir uns in Deutschland schon über die Titelwuth lustig gemacht und wie lange werden wir uns noch lustig machen müssen? Das wissen die Götter! Der „Nrnb. Corr." erzählt z. B., daß die neuesten Bevölkerungsanzeigen der Stadt München als Titel unter Anderem anführen: „Königlich baierischer Oberzolladministrationshauptbuchhaltersgehilfensohn."

Spanische **Titel.** Die Königin von Spanien hat ihrem Leibarzt Don Pedro Castello den Titel eines „Marquis der Gesundheit (de la Salud) verliehen. Diese Art von Titelverleihungen, die sich auf irgend eine persönliche Eigenschaft beziehen, ist in Spanien nichts Ungewöhnliches. Da giebt es Herzöge des Sieges, des Friedens, der Treue, Marquis der Eintracht, der Gesetzlichkeit ꝛc.

Neuer **Titel.** In einem bei Saunders und Otley in London unter dem Titel: „Eine Warmwasser-Cur in Deutschland im Sommer 1844" erschienenen Reisehandbuch wird unter den neu angekommenen Badegästen auch ein „amerikanischer Gepäckträger" aus Brüssel angeführt. In der Badeliste stand zwar „Geschäftsträger," allein unser Engländer behauptet, er wisse dieses Wort nur durch bag-bearer zu übersetzen.

Selbsttitulirung. (Aus dem Leben). Einen Gegner mit Argumenten niederzukämpfen, ist keine Kunst in unserer Zeit, wo man die schlagendste Dialektik in allen Schenken exercirt. Aber nebst dem Gegner sich selbst auf's Maul zu schlagen, ohne die Hand zu erheben, ist ein Meisterstreich der Polemik, den wir allen händelsüchtigen Journalisten empfehlen. — So begegnen sich neulich zwei Freunde in einem Disput mit folgenden hitzigen Repliken: A. Wenn Du mit mir reden willst, so mußt Du schweigen. — B. Wenn Du glaubst, daß Du das bist, was ich bin, so bist Du ein Esel! — Das allgemeine Gelächter des Auditoriums kann man sich denken.

Selbsttitulirung. Der Regisseur eines österreichischen Theaterdirectors hatte eine Anordnung getroffen, welche seine Machtvollkommenheit überschritt und die der Director daher als einen Eingriff in seine Directorialrechte betrachtete; er verwies deshalb dem Regisseur seine Ueberhebung mit den Worten: „Wenn Sie glauben, Sie sind Director, sind Sie Esel!"

Deutsches **Titelwesen.** Wie sehr die Gewöhnung das Gefühl selbst für das Lächerliche abstumpft, haben die deutschen Titulationen zur Genüge bewiesen. Sie wollen nicht verschwinden, diese Zierden deutschen Sinns und deutscher Sprache; nein, sie sind ein Gegenstand

der Eifersucht und des Ehrgeizes, und wer könnte diesen mächtigen Leidenschaften Einhalt thun? Kein Bürger von Ansehen und Vermögen ist mehr mit der Titulatur „Euer Hochedelgeboren" zufrieden, er will mit aller Gewalt „Wohlgeboren" sein. Also der „hic-nobly-born," „haut noblement-né" (wie köstlich nehmen sich diese chinesischen oder türkischen Titel im Englischen und Französischen aus!) will blos „well-born," „bien-né" sein. Süßester aller Widersprüche! Triumph des Verstandes und Geschmacks! Natürlich verlangt nun der Beamte hohen Ranges, wenn er auch bürgerlicher Herkunft ist, das Prädicat „Hochwohlgeboren," „Highly-well-born," „hautement-bien-né!" Das Schönste dabei ist, daß hierbei Alles auf die Geburt oder Herkunft bezogen wird. Nun giebt es aber noch andere Titulaturen, die sich auf die Stellung des Mannes im bürgerlichen Leben beziehen, wie z. B. „Eure Magnificenz, Eure Hochweisheit oder Wohlweisheit" (bei den Hamburger Senatoren) ꝛc. Dieses Feld der Titulaturen ist aber leider noch sehr unangebaut, und wir schlagen deßhalb vor, Juristen den Titel „Eure Gerechtigkeit," hohen Justizbeamten den Titel „Eure Hoch- oder Wohl-Gerechtigkeit, Aerzten den Titel „Eure Heilsamkeit," Doctoren oder Medicinalräthen den Titel „Eure Wohl- oder Hoch-Heilsamkeit," Professoren den Titel „Eure Gelahrtheit," „Wohl- oder Hochgelahrtheit," Philosophen den Titel „Eure Weltweisheit" zu geben. Auch wäre es ungemein interessant, wenn Gewerbsleute mit ähnlichen Titulaturen versehen würden, die entweder von ihrem Geschäft oder von dem Materiale, womit sie sich beschäftigen, oder von den Verrichtungen, die bei ihrem Gewerbe am häufigsten vorkommen, zu entlehnen wären, so z. B. Kaufleute „Eure Käuflichkeit oder Krämlichkeit," Wollhändler „Eure Wohlwollenheit," Gerber und Schuhmacher „Eure Ledernheit," Bürstenbinder „Eure Borstigkeit," Buchbinder „Eure Heftigkeit," Hutmacher „Eure Filzigkeit," Schlosser „Eure Verschlossenheit," Tischler und Zimmerleute „Eure Hölzernheit," Müller „Eure Weißheit," Schornsteinfeger „Eure Schwarzheit," Strumpfwirker „Eure Wirklichkeit," Fleischer „Eure Schlächtigkeit" ꝛc.

Der **Titelsüchtige.** Herr * * * war gewohnt, allemal unter seinem Namen ein großes Verzeichniß von Titeln und Würden zu schreiben. Um ihn für diese Eitelkeit zu bestrafen, schrieb Herr A**, der ein solches Blatt von ihm zu Gesichte bekam, ganz fein mit Bleistift darunter: „Er kann auch Zähne ausreißen."

Der große Maler **Titian** hatte auch im Portraitmalen eine vorzügliche Stärke. Die größten Fürsten seines Zeitalters wollten daher auch von ihm gemalt sein. Kaiser Karl V., welchen Titian dreimal ge-

malt hatte, pflegte zu sagen: Er habe dreimal die Unsterblichkeit aus seinen Händen empfangen.

à la Tivoli. (In Tivoli bei Wien befand sich früher eine Rutschbahn). „Was macht denn mein alter Freund, der Großhändler B.?" erkundigte sich ein durch Wien reisender Kaufmann bei seinem guten Freund M. — „O!" erwiederte dieser, „Herr von B. führt jetzt ein großes Haus, ganz à la Tivoli." — „à la Tivoli?" fragte der Fremde, „wie verstehen Sie das?" — „I nu," entgegnete M., „seine Großhandlung rutscht jetzt recht schön bergab."

Toast. Der englische Gebrauch, Toasts auszubringen, soll daher kommen, daß man in jeden Bierkrug ein geröstetes Stück Brod zu werfen pflegt, welches man Toast nennt, und das dem zu Theil wird, welcher zuletzt trinkt. — Eines Tages nun, als die schönste Frau ihrer Zeit ein Bad nahm, schöpften die Herren ihres Gefolges, um ihr den Hof zu machen, Jeder ein Glas aus der Badewanne und tranken es. Als Einer von ihnen dem Beispiele nicht folgen wollte, und man ihn um die Ursache fragte, sagte er: „Ich behalte mir den Toast vor."

Den **Toastausbringern**, namentlich bei den in den letzten Jahren in Deutschland so zahlreich gewordenen Zweckessen, empfehlen wir eine bei gleicher Gelegenheit in England bestehende Einrichtung, welche gewiß Effect macht. „Nach dem Braten (bei dem englischen Festessen) kommen die Toaste, die bei öffentlichen Mahlzeiten beinahe gar kein Ende nehmen und immer von langen Reden begleitet werden, in denen die Engländer eine große Fertigkeit haben. Gewöhnlich ist der Vorsitzende auch der Toastmaster (Toastmeister), und in der Regel hat er einen Assistenten hinter seinem Stuhle, der einen Stab in der Hand hält und, wenn der Toastmeister reden will, Ruhe gebietet. Dieser Assistent spielt eine komische Figur. Indem er auf ein paar für ihn bereitete Stufen tritt, ruft er sein „Still" über die Gesellschaft hin, und indem er seinen Stab hoch zur Rechten und zur Linken schwingt, fügt er so lange sein „sht! sht!" hinzu, bis er alles Gespräch vollkommen zum Schweigen gebracht hat; dann verschwindet er hinter dem „Toastmeister." Sowie aber dieser ausgeredet hat, tritt er wieder hoch und herrschend hervor, wiederholt mit kurzen Worten, welcher Toast ausgebracht worden ist, und fordert die Gesellschaft zu dreimaligem Lebehoch auf, welches er ihr mit durchdringender Stimme vorschreit. Hundertmal hüpft er so auf und ab, erscheint und verschwindet mit seinem „Stille!" das er mit einer ganz eigenthümlichen Schnelligkeit ausspricht."

Tod. Wie gar manche Wurzeln und Blumen getrocknet wirksamer sind, als im frischen Zustande, so ist der Einfluß vieler Menschen nach ihrem Tode größer, als während ihres Lebens.

— Nächstens wird die ganze Menschheit eine Adresse an den lieben Herrgott schicken, er möge doch den Tod, als einen uralten, zopfigen Gebrauch, endlich abschaffen.

— Zum Scheiden ist der Mensch geboren, denn in der Wahrheit, diese Welt ist nur ein Vorbereitungsort, oder wir wären die elendesten der Geschöpfe. Hippel.

— Nichts ist schöner, als der Tod, welchem ein tugendhaftes Leben vorherging.

— Das Elend stirbt nur, — nicht der Mensch. Witekind.

— Wenn ein schwüles Gewitter vorüber ist, dann erwacht die zusammengeschreckte Erde aus ihrer Betäubung; dann singen die Vögel schöner, die Blumen blühen farbiger, und uns ist so wohl um's Herz. Wie unendlich wohl wird uns sein, wenn nun das letzte Gewitter unseres Daseins, der Tod, ausgedonnert hat!

Furcht vor dem **Tode.** Der alte Goethe fürchtete sich bekanntlich vor dem Tode; noch mehr der alte Talleyrand, den hierin vielleicht nur der vierzehnte Ludwig überbot. Im Hause des Großdiplomaten war es Norm, daß Niemand starb. So wird erzählt, daß einer seiner Intendanten zehn Jahre lang die Pension für einen selig verstorbenen Domestiken fortbezog, und zwar weniger aus Habgier, als weil er sich scheute, dem Fürsten die Kunde zu hinterbringen, da derselbe eine so heillose Furcht vor allem Hinscheiden hatte.

— Eine nicht uninteressante Frage ist es: „Warum unsere jetzigen Schriftsteller den Tod so sehr fürchten?" — Weil sie ganz leer dort ankommen werden, denn der Mensch nimmt nichts mit, als seine guten Werke. S.

„Gegen den **Tod** ist kein Kraut gewachsen!" Dieses Sprüchwort hat weder ein Arzt, noch ein Apotheker erfunden.

Leben nach dem **Tode.** Ein Irländer sah in einem Wirthshause einen Koch Aale zurichten, die sich noch bewegten, als sie schon ausgenommen waren. „Das muß ich sagen," meinte er, „unter allen

Thieren, die ich jemals gesehen, lebt der Aal am längsten nach dem Tode."

Tod eines Freundes. Die letzten Augenblicke eines geliebten Wesens sind herzerschütternd, aber auch wohlthätig. Ach, in solchen Augenblicken fühlt man das Eitle, Leere und Unbeständige dieses Lebens mehr als jemals. In solchen Augenblicken entsagt man allen Wünschen der Eitelkeit und des Stolzes, und wenn je Entschlüsse zur Reinheit und Tugend lebendig werden: es sind Vorsätze dieser Augenblicke.

Der wiederholte **Tod.** Als sich ein schlechter Schauspieler als Hugo in Müllner's „Schuld" erstach, schrie das Publicum bravo! Da capo! Er sprang auf, machte ein Compliment und brachte sich noch einmal um.

Das Gute beim **Tode.** Jemand hielt einst eine Rede über den Tod, und schloß sie mit folgenden Worten: „Aber auch selbst den Tod, der über die Menschen bloß ihrer Sünden wegen gekommen, hat die Weisheit des Schöpfers, mit väterlicher Liebe, an das Ende des Lebens gesetzt; denn denkt einmal, meine christlichen Zuhörer, wenn er am Anfang des Lebens wäre, was wäre dann unser Leben? — Nichts."

Kurioſe Vorbereitung zum **Tode.** Während eines heftigen Sturmes, der jeden Augenblick Untergang und Verderben drohte, saß ein Matroſe sehr gemüthlich in der Cajüte und speiste einige Häringe, während das übrige Schiffsvolk mit Beten und Arbeiten beschäftigt war. „Wie kannst Du jetzt nur an's Essen denken?" fragte der Capitän den Speisenden. — „Ich denke, wir werden bald ungewöhnlich viel trinken müssen," antwortete dieser, „und da nehme ich etwas Gesalzenes zu mir, daß der Trunk besser schmecke!"

Wir blieben alle **todt.** Die Antwort eines Officiers der britischen Brigade an den König von Frankreich nach einem Gefechte, war in Frankreich lange ein Stoff zum Lachen, und wird noch heute als Beispiel von dem unbedachtsamen, schnellen Reden der Söhne St. Patrics angeführt. Der König bemerkte nämlich, eines der Regimenter habe sich sehr tapfer gehalten, wie man aus der Zahl der Verwundeten schließen könne. — „Ja, Ew. Majestät," fiel ein ungeduldiger, tapferer Major ein, der auch seinem Bataillon eine ehrenvolle Erwähnung sichern wollte, „sie hielten sich gut, aber ich erlaube mir zu sagen, wir hielten uns noch besser; sie mögen viele Verwundete gehabt haben, aber wir blieben alle todt auf dem Platze."

Todter. Ein Eisenkrämer in Irland, welcher auch Pulver und Schrot verkaufte, ward, als das neue Patentschrot zuerst bekannt wurde, gefragt, wodurch sich dasselbe vor dem gewöhnlichen Schrote auszeichne? „Ei," erwiederte der Eisenkrämer, „das Patentschrot schießt todter!"

Der **Todtenacker** für die Gäste. Ein Gesetz der Juden ist, daß sie versammelt nicht eher beten dürfen, bis zehn Mannspersonen, die älter als 13 Jahre sind, sich beisammen befinden. In einem Dorfe war eine Versammlung Juden ansässig, worunter nur 10 Mannspersonen. Sie ließen sich eine Synagoge bauen und einen Todtenacker zurichten. Als einst ein Gast dieses Verhältniß sah, sagte er: „Wozu braucht Ihr eine Synagoge und einen Todtenacker? Stirbt Einer von Euch, so bedürft Ihr der Synagoge nicht mehr, und stirbt keiner, so braucht Ihr den Todtenacker nicht." „Ach!" sagte ein Jude, „der Todtenacker gehört nur für die Gäste."

Die **Todesahnung.** (Aus: Etudes sur Napoléon, par M. de Baudus.) Man spricht oft von Ahnungen, welche Krieger kurz vor ihrem Tode haben; die letzten Stunden des Marschall Bessières bieten in dieser Beziehung einen merkwürdigen Beleg. Am 30. April 1813 war das kaiserliche Hauptquartier über Nacht in Weißenfels. Auch der Marschall, der damals die ganze Cavallerie commandirte, übernachtete dort. Als ich am folgenden Morgen mit ihm ganz allein frühstückte, fand ich ihn sehr traurig, und drang lange vergebens in ihn, eines von den Gerichten, die vor uns standen, anzurühren. Er erwiederte bloß, daß er keinen Hunger habe. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß unsere Vedetten den feindlichen gegenüber stünden, und daß wir daher ein ernstes Gefecht zu erwarten hätten, welches uns schwerlich erlauben würde, über Tag etwas zu genießen. Der Marschall gab endlich meinen Bitten nach, und zwar mit den Worten: „Sie haben Recht! Wenn mich eine Kanonenkugel heut' Morgens trifft, soll sie mich wenigstens nicht hungrig finden." Nach der Tafel reichte mir der Marschall den Schlüssel seines Portefeuilles, und bat mich, die Briefe seiner Gemahlin herauszusuchen. Ich reichte sie ihm, er nahm sie und warf sie ins Feuer. Bis zu diesem Augenblicke hatte er sie immer auf das Sorgfältigste aufbewahrt. Die Frau Herzogin von Istrien versicherte mir dies nach der Zeit, und erzählte mir zugleich, daß der Marschall, als er sie das letzte Mal verließ, gegen mehrere Personen geäußert habe, er würde aus diesem Feldzuge nicht wiederkehren. Der Kaiser war zu Pferde gestiegen, der Marschall folgte ihm. Sein Antlitz war bleich, seine Züge fielen mir wegen ihres ungemein düsteren Ausdruckes auf. Ich erinnerte mich der Worte des Marschalls beim Frühstücke, und sagte zu einem Ka-

meraden: „Wenn es heute zur Schlacht kommt, so glaube ich, daß der Marschall fallen wird.“ Das Gefecht begann. Der Herzog von Elchingen hatte mit seiner Infanterie Rippach genommen, und der Herzog von Istrien eilte, das Defilée kennen zu lernen, aus welchem der Feind verjagt worden war; denn er wollte seine Truppen durch dasselbe führen. Als er auf der Höhe, welche das Dorf beherrscht, ankam, sah er sich einer Batterie gegenüber, welche die feindliche Artillerie hier aufgepflanzt hatte, um die Straße nach Leipzig zu bestreichen. Die erste Kugel, welche von dieser Batterie abgeschossen wurde, riß einem Quartiermeister der polnischen Garde-Chevaurlegers den Kopf ab. Dieser Unterofficier diente seit mehreren Jahren als Ordonnanz beim Marschall Bessières, welcher, betrübt über diesen Verlust, im Galop davonsprengte. Nachdem er einige Augenblicke lang die Stellung der Preußen beobachtet hatte, kam er in Begleitung des Capitäns Bourjoly, seines Mamelucken Mizza und mehrerer Ordonnanzen zurück, und sagte, indem er sich der Leiche näherte: „Ich will, daß man diesen jungen Mann begrabe, der Kaiser wäre sehr unzufrieden, wenn er einen Unterofficier der Garde an dieser Stelle todt liegen sähe; weil, wenn dieser Posten wieder genommen würde, die Feinde dann aus der Uniform schließen könnten, die Garde sei beim Angriffe gewesen.“ In dem Augenblicke, als der Marschall diese Worte gesprochen hatte, warf ihn eine Kanonenkugel, die von derselben Batterie kam, todt vom Pferde. Der Marschall hatte eben noch seine Gläser in die Tasche gesteckt. Die linke Hand, welche die Zügel hielt, war ganz zerschmettert; von da war die Kugel durch den Leib gedrungen, und hatte den Ellenbogen zerbrochen. Die Taschenuhr des Marschalls blieb stehen, obgleich sie nicht berührt worden war, sie zeigt noch heute die unglückliche Todesstunde des Marschalls, denn Niemand hat sie seitdem aufgezogen. C.

Todesahnung. Im Jahre 1846 starb in Stuttgart der Maler Dieterich. Von ihm wird folgende merkwürdige Anecdote erzählt. Vor zehn Jahren einmal erkrankt, hatte Dieterich im Fieber ein Traumbild, das ihm offenbarte, diesmal werde er nicht sterben, er habe noch zehn Jahre Zeit bis zu seinem Tode. In gemüthlichen Stunden pflegte Dieterich dies Begegniß zu erzählen; er glaubte an die Wirklichkeit jener Erscheinung, wie an die Wahrheit ihrer Prophezeihung, und pflegte mit sicherem Auge zu berechnen, bis wann der Tod ihm zugemessen. Die Prophezeihung war eingetroffen, sein Glaube hatte sich gerechtfertigt. — Dieterich hatte sich so sehr in die Prophezeihung über die Zeit seines Todes eingelebt, daß er sehr häufig auch scherzweise darauf zu reden kam. Wollte man ihn Nachmittags zu einem Spaziergange veranlassen, oder vor seiner gewöhnlichen Zeit in eine Abendgesellschaft abholen, so konnte er halb ernst

halb lachend antworten: „Mein lieber Herr, nein — ich kann nicht — ich muß arbeiten: denn Sie wissen, daß ich nur noch (1—2 Jahr) zu leben habe.“ Ganz eigenthümlich ist die Art, wie Dieterich seiner Erzählung gemäß vor zehn Jahren gegen das Traumbild, das ihm seinen Tod ankündigte, sich wehrte. „Ich kann noch nicht sterben“, sagte er zu der Erscheinung, „ich habe ja noch so viel zu malen.“ — „Wenn Du fleißig wärst“, erwiederte das Traumbild, „so hättest Du schon viel mehr thun können, als Du gethan hast, und wirst noch Vieles vollbringen können.“

In Posen macht eine merkwürdige **Todesahnung** viel Aufsehen. Eine zwar bejahrte, aber durchaus gesunde und rüstige Jüdin begab sich ganz kürzlich persönlich zu einem Gemeindevorsteher, und lud ihn in ihre Wohnung, wo sie bereits mehrere Glaubensgenossen versammelt hatte. Sie eröffnete nun denselben, ihre Todesstunde sei gekommen, bestimmte, wie sie beerdigt sein wolle, händigte dem Vorsteher ihr Geld und die Schlüssel zu ihren Schränken und Koffern ein, und ernannte ihre Erben. Sodann legte sie sich auf ihr Bett, und nach kaum einer halben Stunde war sie wirklich verschieden. Die sorgfältigste ärztliche Untersuchung ergab, daß sie an einem Lungenschlage gestorben war.

Verbürgtes Beispiel von **Todesahnung**. Das Vorspiel der ewig denkwürdigen Schlacht bei Wagram war beendet; jener Schlacht, die, obschon gegen Uebermacht und Zufall verloren, dem österreichischen Heere, wie dessen großem Führer, dennoch unverwelkliche Lorbeerkränze flocht. Der Feind war über den Rußbach geworfen, welchen er mit dem Bayonnette in der Faust überschritten hatte, und die Krieger beider Heere ruhten bei ihren Waffen von der blutigen Arbeit aus. Kaum graute der Morgen, als das Infanterie-Regiment, in welchem ich zu dienen die Ehre hatte, Ordre erhielt, das vor dem rechten Flügel unserer Position gelegene, vom Feinde besetzte Dorf Großhofen nebst der dort aufgestellten Batterie zu stürmen. Da trat mein Flügel-Korporal (Wittenbart hieß der Brave) zu mir, und bat, seine Uhr und Baarschaft, das einzige Erbtheil der Seinen, in Sicherheit zu bringen, da er gewiß sei, diesen Morgen zu fallen. Von Niemandem, als diesem tapfern Krieger, der damals in der vollsten Lebensblüthe stand, hätte mich eine solche Anrede mehr befremden können, da selbst seine Geistesbildung jene seiner meisten Standesgenossen weit übertraf. Natürlich fragte ich vor Allem um den Grund einer so bestimmten Besorgniß, worauf ich folgende Antwort erhielt: „Sie kennen mich, Herr Oberlieutenant, und werden es daher glauben, daß ich ohne alle Aengstlichkeit, ermüdet von der gestrigen Strapaze, fest und ruhig bei der Gewehrpyramide meiner Leute einschlief. Da träumt' ich — be-

vor wir geweckt wurden — ein Wesen himmlischer Schönheit stände vor mir, und betrachte mich geraume Zeit mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Wohlwollen; von einem unnennbaren Gefühle zu ihm hingezogen, streckte ich meine Arme nach ihm aus, da sprach es: „Heute noch wirst Du bei mir sein, nimm dies Band zum Wahrzeichen!" Und mit diesen Worten hing es mir ein breites rothes Band über die rechte Schulter und Brust. Ich erwachte. Sie wissen, daß Furcht und Kleinmuth meine geringsten Fehler sind, trotz dessen aber bin ich überzeugt, daß der heutige Tag der Tag meines Todes sei, und ich bitte daher noch einmal um die Erfüllung meines Wunsches. Die paar Thaler, welche ich zurückbehalten habe, gehören dem Kameraden, welcher mir die Augen zudrücken wird, oder denen, die mich beerdigen." Vergeblich erschöpfte ich alle Vernunftgründe, ihm die Unzulässigkeit eines Traumes zu beweisen. — Der Befehl zum Vorrücken endete meine nutzlosen Bemühungen. Wir marschirten mit halben Divisionen rechts ab, setzten uns vor dem linken Flügel en colonne, und passirten solchergestalt ein leichtes Defilée, welches gegen den Feind ausmündete. Kaum gewahrten die Franzosen unsere Bewegungen, als sie ihr schweres Geschütz auf den Ausgang des kleinen Hohlweges richteten, und Kugel auf Kugel in unsere Reihen sandten. Wohl Niemand wird es mir unter diesen Umständen verargen, wenn meine Augen mehr gegen die feindliche Batterie, als irgendwo anderswohin gerichtet waren; da erblickte ich eine Kanonenkugel, welche ricochetirt hatte (vom Boden abprallte), und gerade auf mich zuflog. Zur Seite springen, und meinen Leuten zurufen: „Bückt Euch!" war das Werk eines Augenblickes, und dennoch kam meine Warnung zu spät; mein braver Wittenbart lag, die rechte Schulter und Brust zerschmettert, regungslos am Boden, mein und sein Nebenmann neben ihm. Ein Mann, den ich zurückließ, um zu sehen, ob noch Hülfe möglich sei, brachte die Nachricht von des Korporals Tode, und dessen ledernes Geldbeutelchen, welches der Entseelte noch krampfhaft in der Hand hielt. Es blieb sammt seinem Inhalte das Erbtheil dessen, der dem Gefallenen den letzten Liebesdienst erwiesen.

Todesanzeige. Die Posener Zeitung enthält folgendes Inserat: „Mein Zwillingsbruder hat in einer der Pfützen vor dem Bornhagenschen Garten gestern Abend um 8 Uhr seinen Tod gefunden. — Sanft ruhe seine Asche! — Beileidsbezeigungen werden verbeten. — Posen, den 23. September 1845. Der linke Stiefel des Herrn X. Y."

— Im Nürnberger Correspondenten Nr. 19 schließt eine Todesanzeige mit den Worten der betrübten Wittwe: „Nur die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens erhält mich am Leben."

Todesanzeige. Mein geliebter Sohn ist von mir geschieden. Sanft ruhe seine Asche, die zu großen Hoffnungen berechtigte.

— In der Würzburger Zeitung besingt Schuster Joseph Wiener den Tod seines Kindes:

„Alles stürzt in's Grab — bum!
Der Tod mäht mit der Sichel rum,
Und auch mein Franz wurde kalt,
O er war kaum sechs Jahre alt."

— Einem Thürmer wehte der Wind den Hut vom Kopfe; als er danach haschen wollte, stürzte er über die Galerie hinab. Seine Frau machte folgende Anzeige: „Gestern verlor mein theurer Mann auf dem Michaelisthurm mit seinem Hute sein theures Leben. Nichts destoweniger setzte er seinen Fall fort, bis er am Fuße glücklich ankam, jedoch ganz zerschmettert. Wer die Höhe des Thurmes kennt, wird die Tiefe meines Schmerzes ermessen."

— In einer Zeitung war die Anzeige zu lesen: „Es hat Gott gefallen, unser jüngstes Kind an den Zähnen zu sich zu nehmen."

— Mad. Gaber zeigt im „Merseburger Wochenblatt" Folgendes an: „Mein Gatte ist nicht mehr. Er wollte nicht länger leben. Wenn er aber auch gewollt, das Podagra trat ihm in den Magen, und in der Nacht vom 9. bis 10. Februar kam der Tod dazu. Ich setze das Gewerbe fort. Zugleich zeige ich an, daß es unwahr sei, daß ich meinen Altgesellen heirathe. Ich verbinde mich mit dem Arzte meines Gatten, der dem Verstorbenen so viele Treue und Liebe bewiesen, daß ich getrost zu ihm Vertrauen fassen kann. Beileidsbezeugungen verbietet die trostlose Wittwe Katharina Gaber, gelbe Leuchter Fabrikantens selige Wittwe."

— In der Todesanzeige, die ein Wittwer von dem Hinscheiden seiner Gattin ergehen ließ, sollte es am Schluß heißen: „doch ich ertrage in stiller Ergebung den entsetzlichen Verlust!" In Folge eines Druckfehlers aber war in den ausgegebenen Partezetteln zu lesen: „doch ich ertrage in stiller Ergebung den ersetzlichen Verlust."

— Gestern starb unser geliebter Sohn an den Folgen eines sanften Todes.

— Ein amerikanisches Journal fügt jeder Todesanzeige den Namen des Arztes bei, unter dessen Behandlung der Patient gestorben ist. Verdiente das nicht auch bei uns Nachahmung?

Todesanzeige. Tod meines Sohnes, des Spiegelmachers. „Dem lieben Gott hat es gefallen, meinen Sohn Jakob durch einen Glasspiegel von 6 F. 8 Z. Höhe und 4 F. 4 Z. Breite sterben zu lassen. Er wollte den Spiegel im Kaufmann Schönemann'schen Hause an der Wand befestigen. Der obere Nagel stockte schon in der Mauer; der Spiegel hung bereits, da wurde der bewußte Nagel plötzlich bewußtlos; er roß sich aus der Wand und storzte, und mit ihm der Spiegel auf meinen Sohn, dem sogleich das Empfinden schwand; die Verletzung, die er erlott, war schauderhaft; heute gab er seinen Gast uf. Ich zeige dieses an und bitte um doppelte Beileidsbezeigungen. Erstens wegen meinem Jakob, und hernach wegen des Spiegels. Denn Schönemann behauptet, ich müßte den Spiegel tragen, da mein Sohn doch durch seinen schlechten Nagel an dem Tod des Spiegels und seinem eignen Schuld gewesen. Ich trage ihn aber nicht, er liegt in Scherben. Mein Jakob aber war 27 Jahre alt. — Magdeburg, am 19. März 1842. Susa Fädecke, Spiegel- und Glas-Lustre Fabrikantin.

— Eine Wittwe machte den Tod ihres Mannes, der ein arger Trunkenbold war, in den Zeitungen mit folgenden Worten bekannt: „Gestern um halb 6 Uhr, als um die Zeit, wo er gewöhnlich die Fränkel'sche Weinstube zu besuchen pflegte, verschied mein geliebtester Gatte, Arthur Zappe, in der Blüthe seiner Jahre. Sein Durst nach dem Jenseits war groß. Mehrere Züge aus seinem Leben werden mir unvergeßlich bleiben."

— Die Pekkinger Zeitung zeigte den Tod des Kaisers von China Kea-King mit folgenden Worten an: „Am 25. Tage des 17. Monates machte Se. Kaiserl. Majestät sich auf den Weg, um mit den Unsterblichen zusammenzuwohnen."

— In einer Todesanzeige heißt es: „Am 6ten dieses Monats endete ein sanfter Tod die unendlichen drei und einvierteljährigen Leiden ꝛc. (Beinahe so viele Widersprüche als Wörter.)"

Merkwürdige **Todesanzeige.** Was ist der Tod? Eine Nichtswürdigkeit des menschlichen Lebens, denn kein Leben, und wäre es das edelste, würdigt dieser Tod. Hart hat er mich geprüft durch sein Entschlummern meiner, Gottlob, gesunden, braven Frau, was sie stets in unserer Ehe war. Ihr zweideutiges Leben, stets auf Religion und Tugend hindeutend, hätte ich so gern noch behalten, doch die stärksten Medicamente haben bei ihr nicht angeschlagen, und mich zu Boden geschlagen. Sie starb in dem zarten Alter von kaum fünf Jahren, länger waren wir nicht verheirathet. Ein Paar unversorgte Kinder

würden an ihrem Grabe mit mir trauern, doch unsere Ehe war nicht gesegnet. So lange die Entschlafene todt sein wird, mag ich an den Verlust nicht denken, darum bitte ich durch Condolationen mich nicht daran zu erinnern. Der Bäckermeister Sebastian Pluterstett.

Todesanzeige. Unser jüngstes Kind Christoph, 2 Monate alt, wandelt nicht mehr auf dieser schönen Erde. Sein Leben ging heute früh, als eben die Sonne am östlichen Horizonte aufging — ach — unter! und wir verlieren an ihm ein Kind, dessen geistige und körperliche Vorzüge uns und dem Vaterlande die schönsten Hoffnungen gaben. Was hätte nicht Alles aus unserem Christoph werden können?! Grenzenlos ist unser Schmerz! Möge der geneigte Leser desselben der Condolenz und damit nicht neuere Risse in die noch nicht geheilte Wunde kommen, sich gefälligst enthalten. Haug.

— Im 62sten Stück des Celleschen Anzeigers vom Jahre 1829, findet sich folgende Todesanzeige: „Am 1. d. M. entschlief nach fruchtlosen Leiden, an den Spuren einer sanften, jedoch tödtlichen Krankheit, weiland mein zehn ein halb monatlicher Ehegatte in dem angenehmen Alter von 36 Jahren. Entfernten Verwandten und Freunden stiftet diese Anzeige unter Verbittung aller Trauer. J. W."

— Als ich mich vor 25 Jahren mit meinem damals noch lebenden edlen Gatten, dem Professor N. N., verheirathete, wie hätte ich vermuthen können, daß ich den Verlust desselben heute anzukündigen hätte. Und doch ist es so! Sein zartgebauter Körper unterlag dem Gewichte seiner unergründlichen Gelehrsamkeit und gestern um 7 Uhr Abends gab er den Geist auf, der ihm so oft in gelehrten Zeitungen ungerechter Weise abgesprochen ward. Sein Hinscheiden versetzt mich nun in den trostlosen Wittwenstand, dessen Ausgang mir leider noch verhüllt ist.

— Heute Morgen schied in's Land der Geister,
An der Schwindsucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Schneidermeister
P...., im zwölften Jahre unf'rer Eh'.
Alle, die den Sel'gen eh'mals kannten,
Wissen wohl, was ich an ihm verlor.
Still zu trauern, bitt' ich die Verwandten;
Mein Geschäft betreib' ich wie zuvor.

— Eine Schneidersfrau ließ folgende Todesanzeige in die Zeitungen setzen: „Am 11. verschied mein Ehemann A. Helmes im elften Jahre unserer glücklichen Ehe. Da ich meinem geschicktesten Ge-

sellen, einem hübschen jungen Menschen, Hand und Handwerk anzubieten Willens bin, so baue ich ferners auf das huldvolle Zutrauen meiner verehrten Kunden, und gebe die Versicherung, daß nur dieser fernere geneigte Zuspruch meinen großen Schmerz zu lindern im Stande sein wird."

Todesanzeige. In einer Zeitung stand die Trauernachricht: „Am 16. d. M. entlief in jene beff're Welt Herr X. Alle beweinen seinen Verlust." — Das weitere Blatt berichtigte den Druckfehler in entschlief, allein böse Gläubiger meinten wirklich, die erste Lesart sei die richtige."

— Die Schlußworte eines zu druckenden Partezettels lauteten: „Der Herr über Leben und Tod wird gebieten und bestimmen, wenn ich ihr nachfolgen soll." — Das Manuscript war aber äußerst unleserlich, und so geschah es, daß sich drei Druckfehler einschlichen. Es hieß also: „Der Herr über Leben und Tod wird gebeten, zu bestimmen, wenn ich ihm nachfolgen soll!"

— Es hat dem Ewigen gefallen, meine seit 23 Jahren besessene Frau abzufordern. Sie entschlummerte sanft unter Verbittung aller Condolenz.

— Aus Unvorsichtigkeit fiel bei einer Wäscherin, die mehrere Kostkinder hatte, ein Knabe in den mit siedendem Wasser gefüllten Kessel, und starb bald darauf an den Folgen dieser Verbrühung. Die Wäscherin mußte nun diesen Vorfall an die Eltern des Kindes berichten, aus Furcht aber that sie es nur verblümt, und schrieb: „Ihr kleiner Franzel schwamm in die Ewigkeit hinüber, der Arme starb gestern an der heißen Wassersucht."

— In einer Zeitung lasen wir neulich im Todtenregister folgende seltsame Anzeige: „Des Mathias Stündl, Tagelöhners Kind, alt vier Jahre, an Altersschwäche."

— Gestern starb allhier Frau Anna L., sie war Großmutter, Mutter, Gattin und Freundin aller derer, die sie kannten.

— Freiherr L. v. L. angeblich von Attila, dem Hunnenkönig, abstammend, geboren zu K. den 6. Sept. 1757, und der letzte seines Stammes, ist auf seiner Reise von Berlin nach England, am 20. dieses allhier gestorben, und hat, außer seinem großen, in Stahl gestochenen Wappen, nichts von Bedeutung hinterlassen.

Das Stadtgericht zu Y. — Z.

Todesanzeige. In einer englischen Zeitung heißt es bei der Todesanzeige eines sehr biedern Jünglings: „Das Andenken eines so würdigen Jünglings wird von allen, die ihn kannten, beklagt werden."

— In einer bekannten Zeitung beginnt die Todesanzeige eines betrübten Ehemannes also: „Sie ist eingegangen nach vielen Leiden zu ihres Herrn Freuden; das ist noch mein einziger Trost."

— Gestern starb mein Mann nach einer 10monatlichen Niederlage; der Verstorbene hatte in 2 Monaten, 50 Jahre dem Staate gedient.

— Gestern Abends um 8 Uhr entschlief hier selig in dem Herrn unser geliebtes Töchterlein Clodwiga einen Tag alt. Das zarte Kind war bis zum letzten Athemzuge vollkommen bei Sinnen, besaß sein Bewußtsein hinlänglich, blickte auch den Hauslehrer bedeutungsvoll noch einmal an, seufzte nicht, entschlummerte aber, bis die Posaunenstöße von Jenseits ertönen u. s. w.

Die freigestellte **Todesart.** Es wurde einem Delinquenten freigestellt, was er für einen Tod sterben wolle? „O meine Herren," sagte er, „lassen Sie mich vor Alter sterben!"

Sonderbare **Todesart** mancher berühmten Personen. Ein ausgezeichneter Botaniker, der Doctor Clarke, roch einst an eine Blume mit solcher Stärke, daß er ein, in dem Blüthenkelch befindliches Insect in eins der Nasenlöcher zog, und dadurch eine tödtliche Entzündung herbeiführte. — Der Componist Lully bezeichnete einst mit einem langen Stabe das Tactmaß, und schlug sich bei dieser Gelegenheit mit solcher Heftigkeit auf den Fuß, daß augenblicklich Zufälle eintraten, die mit seinem Tode endigten.

Sonderbare **Todesarten.** Herzog Georg von Clarence, Bruder des Königs Eduard von England, wurde während des Krieges zwischen der rothen und weißen Rose, im Jahre 1480, nach selbst gewählter Todesart, in einem Fasse Malvasierwein erstickt. T.

Der unermüdliche Gegner der **Todesstrafe**, Graf Sellon (sprich S'lon) in Genf, veröffentlicht einen merkwürdigen Fall, der wenigstens mittelbar gegen die Todesstrafe gelten kann: „Vor sechs Jahren ward im Bezirke Gimel (Waad) ein Mann von Aubonne durch einen auf ihn gerichteten Schuß so verwundet, daß er ein Jahr zur Heilung brauchte. Der Verdacht fiel auf einen seiner Nachbarn, Verseth, einen Jüngling von 20 Jahren, und da dieser die That, wenn gleich nicht gestand, doch auch nicht läugnete, so verurtheilte ihn das Ge-

richt nach moralischer Ueberzeugung zu 18monatlicher Zuchthausstrafe. Er bestand dieselbe zu Lausanne, und erregte durch sein edles Benehmen während der ganzen Zeit in hohem Grade die Theilnahme des Geistlichen, der oft mit ihm zusammen kam. Vor Kurzem starb der Vater Berseth's; auf dem Todtenbette bekannte er sich als den Thäter; sein Sohn hatte ihn vertreten, um ihn der öffentlichen Brandmarkung zu entziehen. Der treue Sohn wird die bürgerliche Ehre wieder erhalten."

Todesurtheil. In einer Stadt sollte ein Dieb gerichtet werden, weil aber die vielen Unkosten dem Magistrat Sorge machten, so sagte ein Rathsherr: „Wir wollen dem Kerl 4 oder 5 Thaler geben, da kann er sich hernach hängen lassen, wo er will."

Todesursache. Jemand bat bei einem Hansnarren um nähere Nachrichten von dem Tode seines Vaters. „Ach, erinnern Sie mich daran nicht," antwortete er; „der arme Mann starb vor Gram, als er sich aufhängen sah!"

Todesursachen berühmter Personen. Raphael starb in der Blüthe des Alters in Folge eines Aderlasses zur unrechten Zeit. — Gassendi wurde nach zwei Aderlässen so schwach, daß man ihm nicht mehr aufhelfen konnte. — Geßner verharrte sechs Monate lang in einem Zustande von Dahinschmachten, weil man ihm unbedachtsam Blut genommen hatte. — Nach einem häufigen Blutverluste, wegen einer entzündlichen Kolik, nahmen Mirabeau's Kräfte plötzlich ab, und erholten sich nicht mehr. Nach seinen eigenen Worten war jene Epoche der Uebergang von dem Sommer zum Herbste des Lebens. — Als Byron nach Griechenland kam, litt er an heftigen Blutcongestionen nach dem Kopfe. Man setzte ihm Blutegel an den Schläfen, allein einer biß in eine Arterie, und man hatte große Mühe, das Blut zu stillen, welches in solcher Fülle hervorströmte, daß der Kranke ohnmächtig wurde. Nach diesem Zufalle kehrte seine Kraft nicht mehr zurück, und dadurch eingeschüchtert, gestattete er bei der Entzündung, woran er am 19. April 1824 in einem Alter von 36 Jahren starb, zu spät einen Aderlaß, dessen frühere Anwendung ihn vielleicht gerettet hätte. — Der Abt de Lacaille, ein großer Astronom, hatte sich eine Art Gabel machen lassen, worauf er den Kopf stützte, und ganze Nächte in der Betrachtung des Firmaments zubrachte, ohne — sagt ein geistvoller Mann — andere Feinde zu kennen, als den Schlaf und die Wolken. Er zog sich eine Brustentzündung zu, die ihn bald tödtete. — Girodet arbeitete nicht bei Tage. In der Nacht von einem begeisternden Fieber ergriffen, stand er auf, ließ die Wandleuchter in seinem Arbeitszimmer anzünden, setzte einen übermäßig großen, mit

brennenden Kerzen bedeckten Hut auf, und malte so Stunden lang. Seine Gesundheit litt dergestalt außerordentlich. Er glich gegen die letzte Zeit seines Lebens einem herumwandelnden Leichname.

Der widerspenstige **Todte.** Zur Zeit, als die Pest am fürchterlichsten in Constantinopel wüthete, fiel ein vollbetrunkener Franke auf der Straße nieder, und schlief bald fest ein. Kurz darauf kamen Männer, die beauftragt waren, die Leichen in die Todtenkammer zu tragen, in dieselbe Straße, und da sie ihn ganz bewegungslos liegen sahen, zweifelten sie nicht im Geringsten, daß auch er ein Opfer der furchtbaren Geißel geworden sei. Sie legten ihn auf eine Bahre und trugen ihn in die Leichenkammer. Als die Nacht einbrach, machte man den gewöhnlichen Bericht über die vorhandenen Leichen, deren Anzahl sich auf 67 belief. Man war eben im Begriff, die Leichen aus der Todtenkammer zu tragen und auf die Karren zu laden, als plötzlich die mit diesem traurigen Geschäfte beauftragten Personen mit verstörter Miene zu dem Aufseher liefen und ihm meldeten, daß die eine Leiche Widerstand leiste; in demselben Augenblicke sah man einen Menschen, so schnell ihn seine Füße trugen, aus dem Gebäude laufen. Der Aufseher glaubte nichts destoweniger seinen Bericht nicht ändern zu dürfen. Er begnügte sich nur nach den Worten: „Im Ganzen sind 67 Todte eingebracht worden," hinzuzufügen: „von denen einer davon lief, ohne daß man ihn wieder einholen konnte."

Todten-Festessen. Man soll nie das Todten-Fest irgend eines großen Mannes feiern, ohne Sauerkraut zu essen. Kraut als Zeichen, daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist, und sauer, als Zeichen, daß ihm das Leben sauer gemacht wurde! S.

Todtengräber. Nach einer großen Schlacht sollten die Todten auf dem Schlachtfelde begraben werden. Hierzu wurden die Bauern der Umgegend aufgeboten. Sie warfen einen nach dem andern in eine große Grube. Als ein Bauer eben wieder einen hineinwerfen wollte, sagte dieser mit matter Stimme: „Ick nix todt! — ick lebendik." — „Ach!" antwortete der Bauer, „das ist nur so eine Ausrede, das könnte Jeder sagen," und warf ihn ohne Weiteres in die Grube.

Der **Todtenmarsch.** Ein witziger Kopf lag auf dem Todtenbette. Der Arzt fühlte ihm an den Puls und zuckte bedenklich die **Achseln.** „Doctor," sagte der Kranke, „haben Sie einen Kunst-Ausdruck dafür, wie mein Puls schlägt?" — „Nein, eigentlich nicht," entgegnete der Arzt. — „Wohl, so will ich die Wissenschaft damit bereichern. Mein Puls schlägt den Todtenmarsch."

Der niesende **Todtenkopf.** Auf einem Theater wurde einst ein Stück producirt, wo eine Enthauptung vorkam. Der Kopf des guillotinirten Helden figurirte auf eine künstliche Weise auf einer unten durchlöcherten Schüssel auf einem Tische heraus. Ein Spaßvogel hatte den Rand mit einer Ingredienz bestrichen, deren Geruch auf die Nerven in der Nase des Todtenkopfes etwas stark einwirkte. Dieser fing demnach zu niesen an, was das Publikum nicht wenig belustigte.

Der **Todtenkopf.** Die „Breslauer Zeitung" enthält Folgendes: „Vor länger als Jahresfrist machte es in Berlin großes Aufsehen, daß in dem „Hôtel de Rome" eine polnische Gräfin mit einem Todtenkopfe wohnen sollte, Besitzerin vieler Millionen, die einen Gatten suchte. Doch bald ward es bekannt, daß die ganze Sache nur eine Erfindung müßiger Köpfe sei. Da erscheint vor einiger Zeit das vierte Heft der „operativen Chirurgie" von Johann Friedrich Dieffenbach (Leipzig, F. A. Brockhaus), und hier, wo wir es doch am wenigsten gesucht hätten, finden wir Aufschluß über das Mährchen von der Gräfin mit dem Todtenkopfe. Der Fall ist zu merkwürdig, als daß er nicht auch dem größeren Publikum von hohem Interesse sein sollte. Unter dem Abschnitte „Nasenbildung" (S. 385 u. ff.) erzählt Dieffenbach: „Es sind vier Jahre, als spät Abends mich drei Fremde zu sprechen wünschten, ein Pole, eine Polin und eine Italienerin. Die Polin, tief verschleiert, befand sich im Hintergrunde; die Italienerin führte das Wort und sagte: Die Unglückliche dort wünsche mich allein zu sehen. Darauf zogen sich die beiden anderen Personen zurück. Mir gegenüber stand nun lautlos die schwarze verschleierte Erscheinung. Sich ängstlich umblickend, schlug sie den Vorhang in die Höhe. Ich habe viel Schreckliches in meinem Leben gesehen, hier aber bebte ich wirklich zurück, denn ein Todtenkopf, wie ich noch keinen auf einem lebenden Rumpfe erblickt, stand vor mir, wider Willen grinsend mit skelettirtem Gesichte. Eine dünne rothe Haut bedeckte nur dürftig die Gesichtsknochen, in ihrer Mitte befand sich ein Loch, durch welches man drei Finger einführen konnte, und von hier aus fiel der Blick auf die Zunge und in den Schlund hinein, da Muscheln, Gaumenknochen und Gaumsegel gänzlich zerstört waren, und aus diesem scheußlichen Acheron reckte sie die Zunge heraus, wenn sie sprach. Die unteren Augenlider waren nach Außen umgekrempt und zeigten ihre rothe innere Oberfläche, und vom Oberkieferrande war nur ein kleiner zahnloser Saum vorhanden. In einem Umkreise von drei Zoll um das Loch lagerten sich überall kettenförmige oder dünne, flache, gefrornen Fensterscheiben ähnlich sehende feuerrothe Narben. Von diesem großen Mittelloche aus stieg zwischen den Augenbrauen eine rothe Knochennarbe, sich über die Mitte der Stirne und zum Haarwuchs ausbreitend, in die Höhe. — Das ist das Bild

einer 18jährigen Jungfrau, des Gliedes einer glücklichen, glänzenden Familie, deren einziges Unglück sie war, und welches, ungeachtet der vieljährigen Dauer desselben, noch heute so groß erschien, als damals, wo seine Entstellung in frühester Kindheit durch Scropheln herbeigeführt wurde. Dieser Dame ohne Sprache und ohne Nase stand ich Mitternacht 12 Uhr ganz allein gegenüber; denn statt einer menschlichen Stimme entströmten dem Loche im Gesichte nur zischende, unartikulirte Töne, doch begriff ich, ohne zu verstehen, was sie wollte, sie führte den Finger nach meiner Nase. Bei diesem Anliegen befand ich mich in einiger Verlegenheit, weit mehr aber beschämte mich das Gefühl, der Unglückseligen auch nicht die kleinste Verbesserung ihres Zustandes verschaffen zu können. Da ich ihr die Unmöglichkeit, ihr zu helfen, durch Pantomimen ausdrückte — sie verstand nur polnisch, ich nicht — folgte eine erschütternde Scene, und als ich dann die Ihrigen zu Hülfe rief, umgab sie sich eiligst mit ihrer schwarzen Umhüllung, denn nur in dieser ließ sie sich vor ihrer eigenen Familie blicken. Ich theilte darauf dem Bruder und der treuen Gouvernante, welche französisch sprachen, die Unmöglichkeit einer Operation mit, empfahl eine Larve und schied in der Mitternachtsstunde aus dieser seltsamen Scene, welche noch jetzt in meinem Gedächtnisse lebt. Am andern Morgen reiste ich nach Wien. Kaum dort angekommen, trat mir die Erscheinung wieder entgegen; sie folgte mir wie ein Gespenst. Ich erlangte hier wenigstens, daß der große Künstler Carabelli ihr ein kunstvolles Gebiß und eine Gaumenplatte machte, wodurch das Essen erleichtert und die Sprache deutlicher wurde. Dann kehrte sie aber in ihr Vaterland zurück, um mich später in Berlin abermals aufzusuchen und von Neuem um eine Nase anzuflehen." — Auf welche Weise der eben so edle und menschenfreundliche, wie in seiner Kunst unerreichte Operateur endlich ihre Bitte gewährte, und ihr nicht nur eine Nase schuf, sondern auch die übrigen Entstellungen ihres Antlitzes hob, erregt die höchste Bewunderung jedes Sachverständigen. „Der Erfolg dieser Operation," so schließt Dieffenbach die Beschreibung derselben, „gab der Unglücklichen wirklich neues Leben wieder. Sie ging kühn unter die Menschen, besuchte unverschleiert, mit Blumen in dem Haar, das Theater, und verließ Berlin mit frohem Herzen und dem Bewußtsein, durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit mir eine Operation abgedrungen zu haben, welche ich für unmöglich hielt, und durch deren Erfolg ich mich gehoben und belohnt fühlte."

Todten-Verwechselung. In einem kleinen Städtchen in Frankreich standen zwei Särge in der Todtenkammer. Der eine barg die Leiche eines jungen Mädchens, der andere jene eines alten Grenadiers. Die Stunde der Beerdigung war herangekommen, und einer der Särge ward genommen und unter Begleitung der Bürgermiliz mit klagender

Leichenmusik in's Grab gesenkt, und sodann ihm die gebührende Salve abgefeuert. Auf dem Rückwege begegnete dieser militärische Zug einem zweiten von ganz anderer Art: es war die Beerdigung des jungen Mädchens. — Alle ihre Gespielinnen und Freundinnen gaben ihr das letzte Geleite unter Weinen und Schluchzen. Ein weißes Tuch und Jungfernkränze schmückten den Sarg. Es geschah nun, daß in dem Augenblicke, als die Bürgermiliz an diesem Leichenbegängnisse vorbeikam, die beste Freundin der Verstorbenen ihr das letzte Lebewohl sagen wollte, und man auf ihr Bitten den Deckel des Sarges herunternahm. Welch Entsetzen erfaßte die Zuschauer, als man das Mädchen vor Schrecken rücklings fallen sah, mit dem Geschrei: „Der Teufel! der Teufel!“ — Der arme Teufel, er war eben so wenig in der Bahre, als das junge Mädchen, die man zu beerdigen glaubte; der wahrhafte Bewohner davon war der alte Grenadier, den junge Mädchen zu Grabe trugen.

Verbrennen der **Todten.** Die Sitte der Barbaren, die Todten nach einer Schlacht zu berauben und zu mißhandeln, führte den Gebrauch des Verbrennens der Todten ein. Die Griechen verbrannten die Todten schon lange vor der Belagerung von Troja; von dem Römer Sylla an bis zum Kaiser Theodosius verbrannten auch diese Welterroberer ihre Todten.

Toilettentisch — Frauenzimmerleseanstaltsanzugszubrechselungsvierbeinkasten.

Die **Toilette** ist die älteste Erfindung der Damen. Schon Eva soll im Paradiese im Spiegel eines Baches sich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar à la chinois geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, sie mögen noch so wild sein, ihre Toilette. Die Europäerin schminkt sich, die Amerikanerin tätowirt sich, die Malayin durchbohrt den Nasenknorpel, die Samojedin drückt ihre Nase platt, die Irokesin bestreicht sich mit Thran, die Hottentottin mit Kuhmist: das gehört Alles zur Toilette. Das schöne Geschlecht will nicht nur schön sein, sondern auch schön aussehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette ist der geheime Isistempel der Damen, wo sie als verschleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erscheinen; sie ist aber auch der Tempel der Wahrheit, wo sie ungeschminkt und natürlich erscheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem sie sich nach einem zu erfechtenden Siege erkundigen, das geheime Maskeradenzimmer, wo sie sich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffensaal ihrer erotischen Geschosse, die Vorschule zum Ball und das Vorwerk

zur Vermählung. Ohne Toilette gäbe es keine Kunst und ohne Kunst keine Damen. Seitdem die Natur so schülerhaft geworden ist, daß sie verbessert werden muß, muß auch der Schein alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette ist die Dame nur Weib — im Salon ist sie Dame, im Haus Mutter und Gattin, je nachdem es die Umstände erfordern, oder Sängerin, oder Declamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. s. w. Alles dieses aber könnte sie nicht ohne Toilette sein. — Ein alter Dichter sagt etwas ungalant: „Manche Dame steigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hierdurch wäre die Seelenwanderung, die Metempsychose erwiesen, und wenn unsere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen. Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arsenal. „Hier," sagt sie (indem sie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), „errichte ich eine Batterie gegen den A —, dort" (indem sie den Gazeschleier lose über der Schulter anstecken läßt) „eine Redoute gegen B —; meine beiden durchsichtigen Pauschärmel sollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen E — während des Cotillons unterhalten. Dieses regardez-moi soll gegen D — die Wirkung einer Sternschanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnreihe erblicken lasse, soll E — erbeben, wie vor der Mündung einer Kanone und um Gnade flehen; wenn ich mein zartes, hellbraun bestiefeltes Füßchen bis an den Knöchel sehen lasse, soll dem F — zu Muthe sein, als müßte er über die Klinge springen, und wenn ich im Walzer diese Taille seinen Händen anvertraue, muß er um Pardon flehen ꝛc." Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haarwickeln, werden die größten Verschwörungen angezettelt, und durch das Brenneisen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geschleudert, durch die Haarflechten wird manches Schicksal geflochten, das nur mit den grausamsten Schmerzen wieder auseinander gezaust werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame dem Manne in der Ehe wahrhaft ungeschminkt erscheint, und die Pomade auf der Toilette hat es oft schon vermittelt, daß Mancher recht angeschmiert worden ist. Wer ein Buch schreiben will: „Das Weib wie es sein soll," der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimnisse zu schreiben. — Darum, ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn sie sind das Zeughaus ihrer Macht; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht, keinen Krieg, keine Niederlage!

Die **Toilette** ist ein Vergnügen für junge Leute, ein Studium für schiefgewachsene Menschenkinder, eine Arbeit für Gelehrte, eine Wissenschaft für Schauspieler. Wer sich schlecht kleidet, ist ein Sonderling, wenn er kein Bettler ist; Tölpel kleiden sich ohne Anmuth,

Reiche ohne Geschmack. Bei Damen ist die Kleidung ein Thermometer des Gemüthes, bei Männern die Stufenleiter des Geschmacks.

Der Marschall von **Toiras** machte eben die nöthigen Zurichtungen zu einem Treffen, als ein junger Officier um Erlaubniß bat, zu seinem Vater reisen zu dürfen, welcher sterbenskrank wäre. „Gehen Sie," versetzte der Marschall, welcher die wahre Ursache der Bitte leicht errieth, „denn es heißt: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden."

Toleranz. Ein Jude trug ein Schwein auf dem Rücken; ein ihn begegnender Bürger bezeigte ihm darüber seine Verwunderung. „Nü," entgegnete der Israelit, „das is eben die Toleranz."

Im **Tone** liegt oft, was man im Worte nicht sucht. Ein Justizcommissarius reichte bei seinem Gerichtshofe eine Injurienklage ein. Er ward damit zurückgewiesen, weil in den angeführten Aeußerungen keine Injurie enthalten sei. Er kam aber nochmals ein, und behauptete, die Injurie liege weniger in den Worten selbst, als in dem Tone, womit sie gesprochen wäre. „Ja," meinte ein Rath, „da bleibt kein Ausweg, als er muß uns den Ton auf Noten ausdrücken." Die Klage ward verworfen.

Guter Ton. Welche Nation hat die feinste Bildung? Die Böhmen. Ihre Musikanten, deren sie mehr als jede andere Nation hat, beweisen, daß sie sich auf den guten Ton verstehen.

Die geküßten **Töne.** Neulich sang ein sehr hübsches Mädchen in einer Gesellschaft eine Arie und öffnete dabei das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig, so, daß die Töne nicht voll genug aus ihrem Purpurpförtlein hervortreten konnten. Jemand, von der Schönheit des Mädchens enthusiasmirt, sagte zu seinem Nebenmann: „Sehen Sie doch nur den Engel an, er küßt die Töne, die er uns zum Besten giebt." — Dieser antwortete: „Nun, so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den schönen Mund nicht schmutzig mache, denn die Töne sind unrein."

Der Zug durchs rothe Meer und der Dichter **Tottola.** Wenig dürfte es bekannt sein, daß ein ungeschickter Maschinist im Theater San Carlo zu Neapel, die Veranlassung zur Entstehung der schönen Preghiera im „Mosè" gab. Am Abend der ersten Vorstellung dieser Oper nahm das Publikum die zwei ersten Acte sehr gut auf, aber im dritten wurde der ganze Succeß des Werkes durch einen Fehler des Maschinisten vereitelt. Der Dichter Tottola hatte den Uebergang

über's rothe Meer auf der Bühne bedingt; wie der Maschinist das Meer zum Durchgange zubereitete, fiel dieß nun so lächerlich aus, daß der ganze dritte Act seine Wirkung verfehlte. Am Tage vor der dritten Vorstellung der Oper kam der Dichter Tottola zu Rossini gelaufen, der, im Bette liegend, von zwei Bekannten Besuch annahm, und rief: „Maestro, Maestro, ho salvato l'Atto terzo; Meister, ich habe den dritten Act gerettet." — „ E che hai fatto? Und wie hast Du das angestellt, mein guter Freund? Man wird uns wieder, wie gewöhnlich, auslachen." — „Maestro, ich habe ein Gebet für die Hebräer, vor dem Uebergange durch's rothe Meer, gemacht. Da ist es: E lavora d'un ora, Maestro, es ist die Arbeit von einer Stunde." Und der arme Dichter sah furchtsam lächelnd Rossini an. „Nun denn," sagte dieser, „Du hast eine Stunde gebraucht, um dieses Gebet zu verfertigen, ich will die Musik dazu in einer Viertelstunde machen." Rossini sprang hierauf aus dem Bett, setzte sich im Hemd an einen Tisch, und componirte die Musik zur Preghiera in nicht mehr als zehn Minuten, ohne Piano, und dabei laut mit seinen Freunden sprechend. „Da hast Du Deine Musik," sagte er zu dem Dichter, und sprang wieder ins Bett. Der andern Tag war San Carlo wieder zum Erdrücken voll. Der Enthusiasmus wiederholte sich wieder im ersten und zweiten Acte; im dritten, als der Uebergang durch's rothe Meer sich herannäherte, schickte man sich wieder zum Lachen an. Da hörte man auf einmal Moses eine neue Arie anstimmen: „dal tuo stellato soglio." Es war ein Gebet, welches sodann das ganze Volk im Chor wiederholte, und während dieses Gebetes öffnete sich das Meer, um das Volk Gottes durchgehen zu lassen. Donnernder Beifall erschallte im Hause: „Bello! bello! o che bello!" ertönte es; einen solchen Succeß hatte man in San Carlo noch nicht erlebt, der um so größer war, als man ihn gar nicht erwartet hatte.

In der **Tour.** Ein alter Kriegsmann, der eine Perrücke trug, beklagte sich nicht wenig darüber, daß bei einem Avancement ein Officier aus einem andern Regimente in das seinige eingeschoben wurde, und er daher nicht vorrückte. „Aergere Dich nicht, Brüderchen," sagte sein Freund, „mag auch geschehen, was da wolle, Du avancirst doch in jedem Falle in Deiner Tour."

Die falschen **Touren.** Auf einem öffentlichen Balle tanzte ein Perrückenmacher so ungeschickt, daß ihm der Vortänzer endlich unwillig zurief: „Herr, wenn Sie mittanzen wollen, so müssen Sie nicht immer an Ihr Metier denken und falsche Touren machen."

Tower. Allabendlich bei der Schließung der Thore des Londo-

ner Towers findet eine wunderliche Formalität statt. Der Towerwärter, die Schlüssel in der Hand, und von zwölf Mann unter dem Commando eines Sergeanten und eines Korporals begleitet, geht von Thor zu Thor. — „Wer da?“ ruft natürlich jeder Posten die Vorüberkommenden an. — „Die Schlüssel!“ — „Welche Schlüssel?“ — „Die Schlüssel der Königin Victoria.“ — „Schlüssel der Königin Victoria, passirt!“ erwiedert der Posten und die Schlüsselwache geht weiter. In Spur-Gade stellen sich der Sergeant und seine Mannschaft in Reih und Glied, und präsentiren vor den Schlüsseln das Gewehr. Der Towerwärter entblößt sein Haupt und spricht: „Gott segne die Schlüssel der Königin Victoria!“ — „Amen!“ erwiedert die Mannschaft und die Ceremonie ist zu Ende. Vor einiger Zeit wurde ein schismatischer schottischer Grenadier auf drei Tage in Arrest gethan, weil er bei der Gelegenheit nicht hatte Amen sagen wollen. Zu seiner Vertheidigung sagte der Grenadier: „Der Königin Victoria wünsche ich's von Herzen, daß sie Gott segnen möge, aber die Schlüssel des Towers zu segnen, das erlaubt mir mein Gewissen nicht.“

Die passendste **Tracht**. Eine Mutter, die an ihrem Söhnchen nichts als Schönheiten sah und in ihn ganz vernarrt war, brachte ihrem Gatten einst das Modenjournal und fragte: „Sag' mir doch, Männchen, was für eine Tracht wäre wohl für unsern Karl am passendsten?“ — „Eine Tracht Prügel!“ — antwortete trocken der vernünftige Vater.

Tractirt. Der Schulvorsteher fragte den Sohn eines Speisewirths beim Schulexamen: „Was wird heute tractirt?“ Erschrocken antwortet der Knabe: „Ich war heute noch nicht bei meiner Mutter in der Küche, gestern hatten wir Sauerkraut und Schweinefleisch.“

Die Langsamkeit und **Trägheit**, womit die Maurer arbeiten, ist fast sprüchwörtlich geworden. Oft hatte Devrient mit seinen Gefährten, einem Baue zusehend, seinen Scherz und Verdruß darüber gehabt. Eines Morgens sieht Devrient einen Arbeiter auf hoher Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Tabak zu nehmen. Die träge Gewohnheit hat sich bis auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im scherzenden Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus, als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand hat, dazu kommt, eine Prise zu nehmen.“ Die Wette wird gemacht; Karl, der Kellner, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Kork springt, und Devrient stürzt das erste Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei

Fingern auf die Dose geklopft — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise — Devrient ist mit der halben Flasche fertig. „Verloren! Verloren!" riefen die Wettenden triumphirend; doch der Maurer hält gedankenlos die Prise in der Hand, und sieht sich phlegmatisch rings um und gähnt; ein Kamerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der eben so gedankenlos hineingreift; sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern, und schwatzen müßig weiter, da ruft Devrient: „Ich bin fertig!" und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase und schnupft sie langsam auf.

Trägheit. Eine amerikanische Zeitung erzählt: Der Besitzer eines Landgutes habe zwölf seiner Leute auf dem Boden liegend gefunden und dem Faulsten einen Dollar zu geben versprochen. Alsbald sprangen Elf auf und machten Anspruch auf die Belohnung, indem Jeder sich für den faulsten Menschen erklärte. Der Gutsbesitzer gab indeß den Dollar dem Zwölften, der ganz gemächlich liegen geblieben war, und, als ihm der Lohn geboten wurde, den Geber gähnend ersuchte, er möchte ihm doch den Dollar in die Tasche stecken.

Tragen. „Hätt' ich nur Ihr Haus!" sagte Jemand zu dem Eigenthümer eines eben nicht sehr großen Gebäudes. „Da hätten Sie auch etwas Rechtes," antwortete dieser. „Im zweiten Stock wohn' ich selbst, und was trägt denn auch mein erster Stock?" — „Er trägt den Zweiten," antwortete Jener.

Tragisch. „Sie fragen, ob mein Stück tragisch sei," rief ein Poet des vorigen Jahrhunderts aus, „alle meine Helden sterben bereits im dritten Act." — „Und wer spielt denn in den folgenden?" fragte man weiter. — „Die Schatten derjenigen, welche ich im ersten ermordet habe," war die Antwort.

Die ersten **Tragsessel** in Wien. Heinrich Ernst von Rauchmüller, k. k. Kammerdiener, war der erste, welcher am 20. Junius 1703 die Erlaubniß erhielt, Tragsessel in Wien zu halten. Es durfte jedoch in diesen Sesseln weder ein Kranker, noch ein Jude, noch Jemand in der Livree, noch eine andere unbedeutende Person getragen werden; und die Sesselträger selbst mußten geborene Inländer sein. An Tare war für die Austragung in der Stadt 14 kr., eben so viel für das Nachhausetragen, in Rücksicht des Wartens für die Stunde 6 kr., und für einen ganzen Tag 1 fl. 30 kr. festgesetzt. Der Unternehmer dieser Anstalt mußte in den ersten vier Jahren der Errichtung

monatlich 1 fl., nach Verlauf dieser vier Jahre aber monatlich 1 fl. 30 kr. an das Armenhaus entrichten. In der Folge erhielt der k. k. geheime Cabinets-Secretair, Freiherr von Pichler, ein ausschließendes Privilegium auf die sogenannten Tragsessel, welches Privilegium jedoch am 20. August 1781 wieder aufgehoben, und Jedermann die Haltung der Tragsessel nach der bestehenden Vorschrift freigelassen wurde.

Trank. Corrector Fristus theilt die Tränke der Alten in Lobe-, Labe- und Liebe-Tränke ein. Bei dem ersten priesen sie ihre Götter, bei dem zweiten löschten sie ihren Durst, bei dem dritten schlossen sie freundschaftliche Bündnisse und Brüderschaften.

Alles transparent. Ein Gastwirth in einer Hauptstadt Deutschlands kündigte eine Illumination an und bemerkte dabei, daß an diesem Abende Alles bei ihm transparent sein würde. Als sich die Gäste über das dünne Bier, den dünnen Wein, die dünnen Brod- und Fleischschnitte beklagten, antwortete er: „Hab's ja angekündigt, transparent, Alles transparent."

Die Zeichensprache der Trappisten. Die Trappisten dürfen nur in der Beichte sprechen; nicht einmal das Memento mori, wenn sie einander begegnen, wie man gewöhnlich glaubt; sie bedienen sich einer Zeichensprache, um sich einander verständlich zu machen. Jedes Kleidungsstück, jedes Küchengeräth und Werkzeug hat sein besonderes Merkzeichen, ebenso alle geistlichen Würden. Wer am Daumen und Zeigefinger kaut, deutet Essen an; Trinken dagegen, wenn der gekrümmte Finger die Lippe berührt. Das Gute ist eine Handbewegung gegen das Herz. Die Augen mit der Hand bedecken, heißt Schande oder Unwissenheit; in die geöffnete Hand sehen, lesen; verneinen, alle Finger mit Ausnahme des Daumens ausgestreckt zeigen; fasten, den Mund mit fünf Fingern schließen; sehen, einen Finger auf das Auge legen. Wer Brod verlangt, bildet durch den Daumen und die beiden nächsten Finger eine Rundung; um Gemüsesuppe zu fordern, benutzt der Trappist zwei Finger und zieht dann den obern schnell zurück, als wären Kräuter zu schneiden. Für den Käse werden beide Hände in Halbmondgestalt zusammengedrückt; wer Milch will, saugt am kleinen Finger; wer Obst verlangt, bildet mit allen Fingern eine Rundung; wer Wasser haben will, schließt zuerst die Finger und reibt sie dann aneinander. Will der Mönch ein Buch fordern, so streckt er die linke Hand aus und berührt sie mit zwei Fingern der rechten, als wolle er in einem Buche blättern; zur Bezeichnung des Missale, der Evangelien, der Psalter, der Hymnen ꝛc. hat man wieder besondere Zeichen.

Vor einiger Zeit besuchte ein königlicher Prinz eines der **Trappistenklöster** im südlichen Frankreich. Der Prior stellte ihm nach der Reihe die ewig schweigenden Brüder vor, und sagte endlich bei einem derselben: „Sehen Sie hier, mein Prinz, einen unglücklichen Soldaten, der bei der Schlacht von *** aus Furcht vor den Kanonen davon lief, und dann, aus Verzweiflung über seine verlorene Ehre, in diesen Orden trat.“ Bei diesen Worten veränderte der Bruder die Farbe. Zorn und Stolz blitzten aus seinen Augen, und der schrecklichste Kampf der Seele malte sich auf seinen entstellten Zügen; — doch plötzlich auf das Cruzifix blickend, faltet er die Hände, fällt demüthig vor dem Prior auf die Knie, und verläßt blaß und schweigend das Zimmer. — Der Prinz, durch diese Scene erschüttert, fragt unwillig den Prior, warum er diesen Unglücklichen so anklage? „Mein Fürst!“ antwortete dieser: „ich that es, um Ihnen zu zeigen, welche Gewalt die Religion besitzt. Dieser Bruder war einer der bravsten Officiere, der in jener Schlacht Wunder der Tapferkeit gethan hat. Sie sahen den Kampf, den meine falsche Beschuldigung in ihm erweckte, aber Sie sahen auch die Unterwerfung.“

Trauer eines Irländers. Neulich besorgte sich ein reicher Irländer, welcher Wittwer geworden, hundert Tonnen Tinte, um am Sterbetage seiner geliebten Gattin in seinem Parke das Wasser der Springbrunnen schwarz zu färben.

Trauer-Farben. In Europa trauert man allgemein schwarz, weil diese Farbe die Finsterniß andeutet, in die der Körper im Grabe versetzt wird. Schon eine höhere Anspielung hat man in China in der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, ist. In Aegypten ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Absterben diese Farbe annehmen. In Aethiopien ist die braune Farbe üblich, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entstanden sind, und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei ist blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels ist, wohin die Todten kommen; in anderen dagegen purpur und violett, weil beide eine Mischung von schwarz und blau sind, und ersteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet.

Trauerpaar. Bei der Geburt des schwedischen Kronprinzen, nachherigen Königs Gustav IV., gab der Ambassadeur Sprengporten dem Kopenhagener Pöbel einen gebratenen Ochsen zum Besten, der zuvor zur Schau herumgefahren wurde. Zwei Herren hatten sich eine Kutsche gemiethet, um dem Aufzuge recht mit Gemächlichkeit zuzusehen und die hübschen Frauenzimmer zu mustern, die neugierig

aus allen Fenstern schauten, vor welchen der Ochse vorbei gebracht wurde. — Die Kutsche fuhr dicht hinter dem Ochsen, und mußte wegen Menschengewühl oft halten. Bei einer solchen Stockung des Zuges, sprang ein Matrose auf den Kutschentritt, sah den jungen Leuten starr ins Gesicht, und rief: „Die Herren müssen sehr nah mit dem Verstorbenen verwandt sein, da sie zunächst demselben als das erste Trauerpaar fahren."

Doppelte Trauer. Mitten im Juli sah man Herrn L. ganz erschöpft im schwarzen Frack und schwarzen Ueberrock spazieren gehen. „Was Teufel machen Sie," rief ein Freund erstaunt, „bei dieser Hitze in zwei Röcken?" — „Ach leider Gott," erwiederte er schnaufend, „mit mir ist's aus, vorgestern stirbt mein Onkel und gestern meine Tante, jetzt muß ich doppelte Trauer tragen."

Das Trauer tragen. Am Tage vor der Beerdigung seiner Großmutter wurde ein Landschulmeister von einem Freunde erinnert, sich für den morgigen Tag schwarze Kleider zu verschaffen. „Ei was," seufzte er betrübt, „Gott sieht nicht auf das Kleid — wenn nur mein Herz schwarz ist."

Lange Trauer. Zu Inspruck starb ein Wirth. Als man ihn zu Grabe trug, that seine Frau so kläglich, daß zwei Menschen sie führen mußten, und man besorgte gar, sie werde vor Klage und Jammer beim Grabe sterben. Nachmittags als sie mit großer Noth eine Weinbrühe eingenommen hatte, sprach der Knecht zu ihr: „Es ziemt Euch nicht, allein Haus zu halten bei Eurem großen Verkehr. Ich weiß nun wohl Bescheid in Eurem Handel; wollt Ihr mich nehmen, so werde ich thun wie ein frommer Gesell." — „O lieber Hans!" sprach sie, „warum hast Du mir's nicht eher gesagt. Ich habe es schon einem Andern versprochen."

Nachstehendes Trauergeräth ist billig zu verkaufen: 1. Eine bleierne Eßglocke, während der Trauer zu läuten. — 2. Ein Dutzend Trauerwürfel, schwarz, mit weißen Punkten. — 3. Ein schwarzes Billard mit weißen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weißem Cotton behangen. Die Glocken in demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft. — 4. Einige Dutzend Liqueurgläschen, in Gestalt antiker Thränenfläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche. — 5. Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Tafelgerichte, völlig unschädlich, schwarz zu färben; darunter auch eins, die Citronen und Zwiebeln bei der Leiche zu schwärzen. — 6. Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen und können, sämmtlich von

großen Meistern Englands gearbeitet, und von ungemeiner Schönheit, blaß zwar, aber zum Entzücken, zumal die weiblichen Masken. Die Thränen an denselben sind durchweg durch natürliche Perlen dargestellt, worunter einige an den Masken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sich befinden.

Das unterhaltende **Trauermahl.** Eine Bauersfrau hatte ihren Mann verloren. Nach dem Leichenbegängniß lud sie ihre Anverwandten zu dem üblichen Trauermahle. Aus dem nahen Städtchen war ein Freund zugegen; mit diesem glaubte sie nicht höflich und ceremoniös genug reden zu können. Sie fing daher ihre Einladung so an: „Wertheſter Herr Schustermeister! machen Sie mir heute das Vergnügen, und kommen Sie auch zum Leichenmahl. Ich versichere Sie, Sie werden sich gewiß prächtig unterhalten."

Das **Trauerspiel** auf der Gasse. Zur Zeit der Revolution fragte Jemand den Schauspieldichter Le Mierre, einige Tage nach der Zerstörung der Bastille, „wann man wieder eine neue Tragödie von seiner Arbeit haben würde?" „Meine Arbeiten," sagte der Dichter, „sind nun überflüssig geworden; denn jetzt läuft das Trauerspiel auf der Straße herum."

Trauerspiel. Ein bekannter Witzkopf wurde befragt, warum bei Trauerspielen die Logen gewöhnlich leer, bei Balleten aber gefüllt seien? „Weil die meisten Besucher dieser Logen Trauerspiele im Hause, Ballete aber nicht haben, indem ihre Frauen nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen."

Erneuerte Trauung. In einem Dorfe bei Lyon hatte ein Schwärmer es sich in den Kopf gesetzt, daß alle die während der Revolution und der vorigen Regierung geschlossenen Ehen erneuert werden müßten. Eine seit 19 Jahren verheirathete Frau hatte er von der Nothwendigkeit dieser Maßregel so fest überzeugt, daß sie sich entschloß, darüber mit ihrem Manne Rücksprache zu nehmen. „Ganz gut," versetzte dieser, „ich bin es zufrieden, aber wenn ich mich noch einmal trauen lassen soll, so werde ich auch eine andere Braut dazu wählen." Die Frau ließ nun die Sache auf sich beruhen.

Der nicht gesehene **Traum.** Ein Wiener Stutzer, der stets galant gegen das schöne Geschlecht sein wollte, versicherte in einer Gesellschaft einer Dame, daß er himmlische Träume von ihr in der vergangenen Nacht gehabt habe. „O glauben's ihm nit, gnädige Frau!" fiel ein Ungar, der des Wieners Bettgenosse war, ihm in's Wort:

„is dos nit wahr, denn, schlaf ich ja bei ihm, und hab ich nichts gesehn und nichts gehört.“

Eine merkwürdige **Traumgeschichte.** Ein junger Mann tritt als Gesellschafter in ein Lyoner Handlungshaus, und macht Reisen für dasselbe. Eines Abends, im Juni 1761, kommt er in einer Stadt in Languedoc ermüdet an, steigt in einem Wirthshause ab, läßt sich zu essen geben, und geht früh zu Bette, um morgen bei guter Zeit seine Geschäfte zu besorgen. Er fällt bald in einen tiefen Schlaf und ihm träumt, er sei bei hellem Tage in eben diesem Gasthause abgestiegen, dann aber durch die Straßen geschlendert, um sich umzusehen. So ging er, wie ihm vorkam, über die Hauptstraße, und kam dann rechts in eine andere, die sich mit jener kreuzte und auf das Land zu führen schien. Als er einige Minuten darauf gegangen war, sah er eine kleine Kirche, die auf einem kleinen Platze stand, und nachdem er einen Augenblick ihr gothisches Portal betrachtet hatte und weiter schritt, gelangte er auf eine Landstraße. Er geht immer vorwärts, und kommt an einen Pfad, welcher daran ausläuft. Ein unwiderstehlicher Trieb führt ihn auf diesem krummen und unbequemen, einsamen Wege fort. Nach einer Viertelstunde sieht er eine elende, zerfallene Strohhütte, von einem verwitterten Garten umgeben, tritt durch dessen mehrfach zerrissene Hecke ein, und kommt an einen alten Brunnen, der einsam und düster in einem entfernten Winkel steht. Er hängt sich darüber hin, sieht hinein, und erblickt ganz deutlich einen mit Dolchstichen durchbohrten Leichnam, dessen breite und tiefe Wunden, aus denen Blut rieselt, er zählen konnte. — Erschrocken aufwachend kleidet er sich an und macht einen Gang durch die Stadt, die er jetzt zum ersten Male bei Tage sieht. Und, o Wunder, er findet Aehnlichkeit mit seinem Traumbilde. Er erstaunt bei jedem neuen Schritte, weil sich ihm immer neue Vergleichungspunkte darbieten. Er glaubt noch zu träumen. Indessen findet er die Kirche mit ihrer gothischen Architectur, gelangt auf die Landstraße, von da auf den Pfad, wo ihm schon alles bekannt ist. Er war durchaus nicht abergläubisch und, stets mit dem Interesse des Handels beschäftigt, hatte er sich nie mit Ahnungen und ähnlichen Räthseln abgegeben, meinte aber nun wirklich von einer Art Zauber umstrickt zu sein. Er ging mit großen Schritten vorwärts, und erblickte nun wirklich auch die Strohhütte, deren düsteres und einsames Aussehen ihn erstarren machte. Er trat in den Garten und schritt gerade auf die Stelle zu, wo er im Traume den Brunnen gesehen hatte, aber es war kein Brunnen da, auch sonst keiner im ganzen Garten sichtbar. Der Reisende geht zurück, berichtet der Polizei, was ihm geträumt und kehrt in Begleitung zweier Reiter zu der alten Hütte zurück. Nach langem Warten öffnete ein Greis die Thür, der sie

„is dos nit wahr, denn, schlaf ich ja bei ihm, und hab ich nichts gesehn und nichts gehört."

Eine merkwürdige **Traumgeschichte.** Ein junger Mann tritt als Gesellschafter in ein Lyoner Handlungshaus, und macht Reisen für dasselbe. Eines Abends, im Juni 1761, kommt er in einer Stadt in Languedoc ermüdet an, steigt in einem Wirthshause ab, läßt sich zu essen geben, und geht früh zu Bette, um morgen bei guter Zeit seine Geschäfte zu besorgen. Er fällt bald in einen tiefen Schlaf und ihm träumt, er sei bei hellem Tage in eben diesem Gasthause abgestiegen, dann aber durch die Straßen geschlendert, um sich umzusehen. So ging er, wie ihm vorkam, über die Hauptstraße, und kam dann rechts in eine andere, die sich mit jener kreuzte und auf das Land zu führen schien. Als er einige Minuten darauf gegangen war, sah er eine kleine Kirche, die auf einem kleinen Platze stand, und nachdem er einen Augenblick ihr gothisches Portal betrachtet hatte und weiter schritt, gelangte er auf eine Landstraße. Er geht immer vorwärts, und kommt an einen Pfad, welcher daran ausläuft. Ein unwiderstehlicher Trieb führt ihn auf diesem krummen und unbequemen, einsamen Wege fort. Nach einer Viertelstunde sieht er eine elende, zerfallene Strohhütte, von einem verwitterten Garten umgeben, tritt durch dessen mehrfach zerrissene Hecke ein, und kommt an einen alten Brunnen, der einsam und düster in einem entfernten Winkel steht. Er hängt sich darüber hin, sieht hinein, und erblickt ganz deutlich einen mit Dolchstichen durchbohrten Leichnam, dessen breite und tiefe Wunden, aus denen Blut rieselt, er zählen konnte. — Erschrocken aufwachend kleidet er sich an und macht einen Gang durch die Stadt, die er jetzt zum ersten Male bei Tage sieht. Und, o Wunder, er findet Aehnlichkeit mit seinem Traumbilde. Er erstaunt bei jedem neuen Schritte, weil sich ihm immer neue Vergleichungspunkte darbieten. Er glaubt noch zu träumen. Indessen findet er die Kirche mit ihrer gothischen Architectur, gelangt auf die Landstraße, von da auf den Pfad, wo ihm schon alles bekannt ist. Er war durchaus nicht abergläubisch und, stets mit dem Interesse des Handels beschäftigt, hatte er sich nie mit Ahnungen und ähnlichen Räthseln abgegeben, meinte aber nun wirklich von einer Art Zauber umstrickt zu sein. Er ging mit großen Schritten vorwärts, und erblickte nun wirklich auch die Strohhütte, deren düsteres und einsames Aussehen ihn erstarren machte. Er trat in den Garten und schritt gerade auf die Stelle zu, wo er im Traume den Brunnen gesehen hatte, aber es war kein Brunnen da, auch sonst keiner im ganzen Garten sichtbar. Der Reisende geht zurück, berichtet der Polizei, was ihm geträumt und kehrt in Begleitung zweier Reiter zu der alten Hütte zurück. Nach langem Warten öffnete ein Greis die Thür, der sie

nicht allzufreundlich empfing, ihnen aber die Nachsuchung freistellte. Der Reisende fragte ihn: „Habt Ihr hier einen Brunnen? — Antwort: Nein, wir müssen das Wasser von einer ziemlich entfernten Quelle holen. — Sie durchsuchten das Haus, fanden aber nichts Verdächtiges. Ehe sie indessen umkehrten, besichtigte der Reisende nochmals den Garten. Es hatten sich eine Menge Leute umher versammelt, welchen der Anblick eines Fremden, der mit militärischer Begleitung durch die Stadt hinausgezogen, aufgefallen war. Die Leute sahen, daß sie einen Brunnen suchten, konnten aber keine Auskunft geben, bis ein altes Weib langsam an einer Krücke heranschritt. „Ein Brunnen!“ rief sie, als sie hörte, was sie suchten; „was wollt Ihr damit? Es ist seit wenigstens 30 Jahren keiner mehr hier; aber ich erinnere mich, als wenn es gestern wäre, daß einst einer da war, und ich als kleines Mädchen mich oft damit belustigte, Steine hineinzuwerfen. Sie bezeichnete die Stelle, man grub nach und fand einen alten Koffer und darin ein Gerippe. Der Greis wollte nichts davon wissen, aber sein Weib bekannte, daß sie in Gemeinschaft mit ihrem Manne vor langer Zeit einen Trödler (colporteur) ermordet, den sie Nachts auf der Landstraße getroffen, mit dem sie gegangen seien, und der unklugerweise ihnen gestanden habe, daß er eine beträchtliche Summe Geldes bei sich führe. Sie hatten ihn eingeladen, bei ihnen zu übernachten, ihm im Schlafe den Hals zugezogen, seinen Leichnam in einen Koffer gesteckt, diesen in einen Brunnen geworfen und den Brunnen verstopft. Er war aus einem fernen Lande gekommen, sein Verschwinden gab zu keiner Untersuchung Anlaß, auch war kein Zeuge des Verbrechens vorhanden, und dessen Spur schien für immer erloschen zu sein.

Traum. Menschen, die im Traume sprechen und handeln, nennt man Nachtwandler; ich frage nun, wie soll man die unzählige Menge Jener tituliren, die im Wachen, wie im Traume sprechen und handeln? Wachende Träumer vielleicht?

— Einem Herrn Thorton in Frankfurt träumte in einer Nacht zweimal, sein Gärtner ermorde die Köchin. Durch Wiederholung des Traumes aufgeschreckt, eilt er mit dem Nachtlichte hinunter, um nach der Stelle zu gehen, wo seinem Traume nach die That geschehen sollte. Es war 4 Uhr, Mondenschein und Kälte. Als er nun eben, den kürzesten Weg nehmend, durch die Küche in den Garten will, findet er hier die Köchin weiß angezogen, wie sie die Haube aufsetzt und den Mantel umhängt, als wenn sie verreisen wollte. Auf seine Frage entdeckt sie ihm, sie sei im Begriffe, sich mit dem Gärtner trauen zu lassen, der am Ende des Gartens mit Pferd und Wagen warte, um sie nach dem benachbarten Dorfe zur Kirche zu führen. Thorton

sagte ihr hierauf, er habe zwar gegen die Heirath nichts einzuwenden, finde aber die Verheimlichung höchst sonderbar, und sie möchte nur einige Augenblicke warten, bis er wiederkomme, indem er vorher mit dem Gärtner sprechen wolle. Als er an den von ihr bezeichneten Ort kam, war weder der Gärtner noch Pferd und Wagen zu sehen. Er ging nun weiter nach dem Platze, den er im Traume gesehen hatte, und hier arbeitete ein Mann, der ihm den Rücken zugekehrt hatte, sehr eilfertig an einer Grube, die so lang, breit und tief war, wie ein Grab auf dem Kirchhofe. Thorton nähert sich leise und ergreift den Mann bei der Schulter, dieser sieht sich erschrocken um, erkennt seinen Herrn und fällt in Ohnmacht. Das Uebrige kann sich Jeder selbst hinzudenken.

Träume. In Magdeburg lebte noch am Anfange dieses Jahrhunderts ein alter Officier, der schon im Knabenalter als Page, später als Adjutant um die Person des Königs Friedrichs II. war. Im Sommer von 1769 befand er sich mit dem Monarchen in Breslau. Da sagte Friedrich eines Morgens zu ihm: „Kann Er Träume deuten?" — „Nein, Sire," war die Antwort. — „Nun so merke Er sich doch meinen Traum; wir wollen sehen, welche Begebenheit der Zufall damit zusammenführt," sagte der König. „Ich sah im Traum einen hellen Stern sich auf die Erde herabsenken: er umfloß sie mit wunderbar strahlendem Licht; ich wurde davon umhüllt, und mein Auge vermochte nicht dasselbe zu durchdringen." Der Officier merkte sich den Traum, — es war die Nacht, in der Napoleon geboren war.

Ueber die Bedeutsamkeit mancher **Träume** erzählt uns ein Gelehrter aus Kairo: Während die Pest am mörderischsten war, träumte einem hiesigen muselmännischen Kaufmanne, es würden 11 Personen an der Pest in seinem Hause sterben. Als er erwachte, seines Traumes sich erinnerte, und über die Zahl seiner Hausgenossen nachdachte, war er höchst beunruhigt, als er, um in seinem Hause 11 zu finden, sich selbst mitzählen mußte. Seine Angst nahm zu, als gleich am folgenden Tage seine Frau, zwei Sclavinnen und drei Kinder starben, er war aber seines nahen Todes gewiß, als am vierten Tage schon auch die noch übrigen zwei Kinder, zwei Knechte und eine alte Magd ins Grab gestiegen. Er machte daher seine Vorbereitungen, um gut in die Ewigkeit überzugehen, erzählte seinen Traum einigen seiner Freunde, und bat sie, jeden Morgen nachzusehen, und falls er todt sei, ihn mit den gebräuchlichen Ceremonien beerdigen zu lassen. Ein schlauer Dieb, der dieß hörte, benutzte die Furcht dieses Kaufmanns, um in der Nacht die Thür seines Hauses zu öffnen, und dem erschrocknen Manne auf sein „Wer da?" „Ich bin der Todesengel," zu ant-

worten, und während jener sich unter seiner Decke verbergen und ganz von Sinnen käme, die im Hause befindlichen Habseligkeiten zusammenzupacken und fortzuschleppen. Unglücklicherweise bekam er aber selbst die Pest und starb auf der Treppe. Der Kaufmann indessen wagte es sogar einige Stunden nach Sonnenaufgang noch nicht, das Haupt unter der Decke hervorzustrecken, bis endlich die verlegenen Freunde kamen, das Vorgefallene von ihm hörten, die Geräthe fanden, den Dieb erkannten, die Wahrheit entdeckten und die Verwirklichung seines Traumes auf eine wunderbare Weise bestätigten. Nun war der Kaufmann seines Lebens eben so sicher, wie früher seines Todes, und er hat sich nicht geirrt, er selbst erzählt noch jetzt die Geschichte, die seine Nachbarn und seine Familie für ein wahres Factum erklären.

Träume. Bei Hamburg hatte im Jahre 1839 ein Lehrbursche eines auf dem Deiche wohnenden Schlossermeisters einen entsetzlichen Traum: ihm wurde nämlich in diesem die Kehle auf dem Wege zu dem, drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergedorf abgeschnitten. Er ekzählt am kommenden Morgen seinem Lehrherrn den gehabten Traum, und dieser antwortete ihm nicht ohne geringe Bestürzung: „Das ist doch um so sonderbarer, da Du heute wirklich nach Bergedorf gehen mußt, wo ich eine Geldzahlung zu leisten habe.“ Der Knabe sträubt sich und fleht; allein er muß trotz dem den unglückseligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte desselben, in Billwärder, ergreift ihn auf's Neue eine solche Angst, daß er zu dem ihm wahrscheinlich bekannten Voigt des Dorfes geht, und diesen um Gotteswillen bittet, ihm bis über eine einsame und furchtbare Stelle hinüber einen Begleiter mitzugeben. Der Voigt gibt ihm seinen Knecht mit, der wieder nach Hause umkehrt, wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieser kann trotz dem nicht fort, sondern kehrt, dem heimkehrenden Knechte nachgehend, wieder nach Billwärder um, wo er den Voigt abermals bittet, ihm den Knecht bis Bergedorf mitzugeben: er habe Geld bei sich, einen entsetzlichen Traum gehabt, und fürchte sich sehr. Der brave Mann willfahrt ihm nochmals, und der Knecht wird zum zweiten Male sein Begleiter. Am folgenden Tage bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeschnittenem Halse an einer abgelegenen Stelle auf dem Wege nach Bergedorf gefunden. Neben ihm lag ein großes Messer mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Voigt in dem Ermordeten den unglücklichen Schlosserburschen und zugleich das Messer für eins, das er am Tage zuvor dem Knechte gegeben, um die Weiden damit zu beschneiden, die eines seiner Ackerfelder einfassen. Als dem Knechte die Leiche und das Messer gezeigt werden, gesteht er sogleich sein Verbrechen ein, das er erst dann bei sich beschlossen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei sich habe.

Bei einer Vorlesung über **Träume**, welche Herr Alexander hielt, erzählte er folgende Geschichte: „Es war da eine betrübte Mordthat an einem jungen liebenswürdigen Manne, Namens Horrocks, verübt worden. Man hatte ihn beraubt und erschlagen gefunden. Dieser Mord erregte außerordentliche Theilnahme, und den Mördern wurde viele Monate hindurch lebhaft nachgespürt. Ein genauer Freund des Ermordeten erwachte einst in der Nacht sehr erschrocken, und sagte zu seiner Frau, Gott habe ihm im Traum offenbart, daß Samuel Longwith von Bolton der Mörder sei. Longwith war ein Mann, den der Träumer nicht kannte, den er kaum jemals gesehen hatte, und der zwanzig Meilen von ihm wohnte. Seine Frau rieth ihm, sich den Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, und wieder einzuschlafen. Er befolgte ihren Rath, erwachte aber von Neuem, durch den nämlichen Traum aufgeregt. Nun beschloß er, sich sofort auf den Weg nach London zu machen, und einen Verhaftsbefehl gegen Longwith nachzusuchen. Er reiste; die Behörde, an die er sich wandte, verweigerte ihm aber denselben auf solches Zeugniß. Mißvergnügt darüber geht er weg, begegnet auf dem Markte Longwith, und bittet ihn, mit ihm sogleich nach einem öffentlichen Hause zu gehen, weil er ihm etwas mitzutheilen habe. Daselbst angekommen, verschließt er die Thüre, und giebt Longwith den Mord auf den Kopf Schuld. Diese so unerwartete, ihm gewordene Anklage, und das Bewußtsein seiner Schuld, bewirkten, daß er den Mord nur schwach läugnete. In seiner Verwirrung sagte er, er sei unschuldig und habe den Schlag nicht gethan. „Ihr wißt also," versetzte der Freund des Erschlagenen, „wer ihn that?" und der Mann wurde eingezogen und verhört. In seinen Aussagen machte er Ausreden, und wurde auf drei Tage zurückgeschickt, nach deren Verlauf er, nachdem er Stunden lang gebetet, gestand, daß er sich habe verleiten lassen, sich drei Leuten, bei Verübung eines Straßenraubes, anzuschließen; sie wären Horrocks begegnet, und seine Kameraden hätten denselben, als er sich widersetzte, erschlagen. Dieses Geständniß erfuhr die große Jury, und auf dasselbe wurde Longwith zum Verhör gebracht. Der Traum und alles Uebernatürliche wurde natürlich nicht als Zeugniß dargestellt."

Traurigkeit. Auf die Frage, warum die Menschen so zur Traurigkeit geneigt wären, antwortete Jemand: „Weil sie nicht allein über ihr eigenes Unglück, sondern auch über anderer Leute Glück verdrüßlich sind."

Trauring. Warum ist in einem Trauring kein Stein? — Das ist ein Beweis, daß man nicht bloß die Steinreichen heirathen soll.

— Der Trauring wird am vierten Finger der linken Hand

getragen, weil eine alte Sage, trotz allem Einspruch der neueren Anatomie, behauptet: von diesem Finger laufe eine kleine Pulsader dem Herzen zu.

Kurze **Trauung.** Der Pfarrer R., der große Kürze in seinen Reden liebte, fragte einst bei einer Trauung das Brautpaar: „Wollt's Euch?" — Das Brautpaar sagt „Ja." — „Nun," erwiedert der Pfarrer, „so habt's Euch!" legte Beider Hände in einander und schloß: „Was Ihr zu thun und zu lassen habt, wißt Ihr halt selber. Amen."

Traumgs-Anekdote. Als ein junger Mann, von weibischem Aussehen und geckenhaft gekleidet, sich mit einer Dame dem Priester zur Trauung präsentirte, fragte dieser mit ernstem Tone: „Wer von Ihnen Beiden ist die Braut?"

Traumgsanzeige. Da meine Verbindung mit Fräulein v. B. noch ein Geheimniß bleiben muß, so ersuche ich Niemanden daran zu glauben.

— In der Berliner Vossischen Zeitung zeigt eine Madame Weiß ihre Vermählung mit einem Herrn Schwarz an. Die Kinder werden Grau, denn aus einer Vermischung von Schwarz und Weiß wird Grau.

Trauung. (Scherzfrage.) Warum sind bei Trauungen Zeugen erforderlich? — Weil man sich nicht getraut diesen Act ohne Zeugen vorzunehmen, denn gar viele vergessen, daß sie verheirathet sind.

Travestirung. Ein junger Mann, welcher mit einem Mädchen in einem Liebesverhältnisse stand, das Beide sehr geheim hielten, befand sich mit einigen seiner Freunde in einem Weinhause und erzählte im Rausche, daß er versprochen habe, seine Geliebte auf der Promenade zu besuchen. Einer der Anwesenden, welcher das Mädchen kennen lernen wollte, schlich sich, als es zu dunkeln anfing, fort, und traf auch wirklich ein Mädchen, das allein lustwandelte. Er ging auf dasselbe zu. Dieses trat ihm sogleich mit offenen Armen und mit den Worten entgegen:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!" —

worauf jener sogleich antwortete:

„Heut kommt er nicht, er ist besoffen." —

Treffen. „Herr F. ist mir Geld schuldig," sagte ein Maler zu R., „und will obendrein porträtirt sein." — „Thun Sie es nicht,"

meinte R., „denn Sie werden ihn gewiß nicht ähnlich machen.“ — „Warum nicht?“ — „So lange er was schuldig ist, ist er niemals zu treffen.“

Schwur der Treue.

Wenn des Erdballs Axen wanken,
Wenn die Stern' am Himmelszelt
Alt und lebensſatt erkranken,
Und vertieft in Nachgedanken
Einſt der Mond vom Himmel fällt;
Wenn verbrannt zu einer Schlacke,
Spät die Sonne untergeht,
Und dereinſt im blauen Fracke
Werther wieder auferſteht;
Wenn die Wahrheit Philoſophen;
Wenn Verſchwiegenheit die Zofen,
Und der Reim den Dichter ſucht;
Wenn die alten Mädchen weinen,
Wo ein Freier um ſie wirbt;
Wenn ſich Tag und Nacht vereinen,
Und der ew'ge Jude ſtirbt,
Wenn ſich Hebe vom Alciden
Im Olympus ſcheiden läßt;
Alles in der Welt im Frieden,
Wie aus einem Horne bläſt.
Wenn der Teufel ſich bekehrt;
Wenn die Bären nicht mehr brummen;
Wenn der Taube einen Stummen
Demoſtheniſch reden hört.
Wenn die Schmeichler nicht mehr kriechen,
Und der Genius der Griechen
Vom Olympus wiederkehrt;
Wenn die Enten und Gevattern
Nicht mehr ſchwimmen, nicht mehr ſchnattern;
Prinzen keine Schmeichelei,
Schöne keine Seufzer hören,
Stutzer nicht mehr ewige Treu,
Schurken keinen Meineid ſchwören,
Wenn Koketten, männerſcheu,
Schmink' und Spiegel gern entbehren,
Wenn der Adler Tauben heckt,
Wenn Tokayer oder Sect
Schäumend rinnt durch beide Welten;

Wenn ein Blinder neue Welten
Ohne Teleſkop entdeckt;
Wenn ich unbeſetzt im Lotto
Einſt das große Loos erlangt,
Und ein Vers von mir als Motto
Vor der Meſſiade prangt.
Wenn der Reimſchmied Knallerballer
Einſt die Ewigkeit wie Haller,
Und wie Kleiſt den Frühling ſingt,
Wenn ſich Türke, Chriſt und Heide
Brüderlich umſchlungen hält,
Und bei Schillers Lied der Freude
Sich umarmt die ganze Welt;
Wenn der Drache goldne Schätze,
Wenn der Storch die Kinder bringt,
Und in einer Autorhetze
Schreibeſchnell den Preis erringt;
Wenn Unmöglichkeit in Wahrheit,
Luſt in Unluſt,
Nacht in Klarheit,
Wonne in Verzweiflung liegt;
Wenn der Sieg ſich ſelbſt beſiegt,
Und die Lüge nicht mehr lügt;
Wenn ſich alle Teufel lieben,
Kein Gelehrter mehr ſich beißt,
Wenn die Ewigkeit vertrieben
Von der Zeit ſich ſelber ſpeiſt;
Wenn umher wie Kraut und Rüben
Alle Elemente ſtieben;
Wenn der Schrecken ſelbſt erſchrickt,
Wenn der blaſſe Neid erröthet,
Satan ſich zum Gott entzückt,
Und der Tod ſich ſelber tödtet;
Wenn das Tribunal der Hölle
Wird zum Sitz der Seligkeiten;
Wenn das Cauſticum der Zeit
Welten, Sterne, Sonnenbälle,
Aus dem Aether weggebeizt,
Und der eherne Geſelle

Grimmig auf des Grabes Schwelle Verſifexe groß und klein
Aus mein Lebenslämpchen ſchneuzt; Reimten und noch reimen werden,
Dann bei Allem, was auf Erden Hör' ich auf Dir treu zu ſein.

Treue. Man ſagt „Liebe und Treue," als ob das zwei verſchiedene Dinge wären; allein das iſt nicht der Fall, Treue iſt bloß das erſte Abonnement auf die Liebe. Bei neuen Stücken haben die Frauenzimmer aber oft „Abonnement suspendu." S.

— Was dauert wohl in dieſer Welt am längſten?" fragte Jemand einen Gelehrten, und dieſer verſetzte: „Treue und Glauben, denn dieſe werden am wenigſten gebraucht."

Treue der Weiber. Ein Mann hatte ſich eben überzeugt, daß ſeine Frau ihm untreu ſei, ſtürzte auf die Straße, grollte mit ſeinem Schickſale, überhäufte im Selbſtgeſpräche ſeine Ungetreue mit den gräßlichſten Worten, und ſchrie unbekümmert um die Umſtehenden: „Verbrecheriſches Weib! Scheueſt Du Dich nicht einen liebenden Gatten zu betrügen?" „Ach Gnade, lieber Herr!" rief ihm eine niedliche hübſche Frau zu, die vor ihm herging. „Gnade, lieber Herr! ſtürzen Sie mich nicht in's Unglück!"

Treue bis in den Tod. Im ſpaniſchen Bürgerkriege nahm ein chriſtiniſcher Lanzier einen Karliſten gefangen, dem man das Leben ſchenken wollte, wenn er: viva Donna Isabella! rufe. Kaltblütig rief er: „Es lebe Karl V.!" und erhielt dafür einen leichten Lanzenſtich. Zum zweiten Male, unter Androhung ſofortigen Todes, aufgefordert, entblößte er ſeine benarbte Bruſt und rief: „Ich kann Chriſtine nicht anerkennen, ich ſterbe für König Karl!" und fiel ſogleich von 20 Stichen durchbohrt. — In gleicher Weiſe benahm ſich Lord Balmerino, der im Jahre 1746 nach dem Mißglücken der letzten Verſuche des Hauſes Stuart, England wieder zu erobern, zum Tode verurtheilt wurde. Dem verhängnißvollen Blocke gegenüber verweigerte er, das Wort des Sheriffs nachzuſprechen: Gott ſegne den König George! und rief mit feſter Stimme: „Gott ſegne den König Jakob!"

Treuerkorne! Ein Ehemann ließ an ſeine Frau ein Gedicht drucken, welches mit dem Verſe begann:

„Louiſe, meines Daſeins Treuerkorne."

Der Setzer aber ſetzte dafür:

„Louiſe, meines Daſeins Trauerkrone."

Ein **Triller** wie ein Mühlrad. Ein Jude, der die berühmte Sängerin Mara gehört hatte, fragte einen ſeiner Glaubensgenoſſen:

wie ihm die Künstlerin gefallen hätte? — „Ich weiß nicht," antwortete dieser, „hab' ich sie Dir nicht gehört." — „Schade," entgegnete der Erste, „ist sie Dir eine rare Sängerin, schlägt Dir einen Triller, wie ein Mühlenrad."

Eine neue Art zu **trinken.** Der Schiffscapitän Kennedy erwähnt in der Beschreibung einer von ihm gemachten Fahrt eines Factums, das allgemein bekannt zu werden verdient. Als es ihm nämlich an trinkbarem Wasser gefehlt, habe er sich entschlossen, seine Kleider in's Meer zu tauchen und sie so naß, wie sie waren, wieder anzuziehen. „Es verging indeß eine ziemliche Zeit, bevor ich — erzählt der Capitän — meine Leute zu einem gleichen Verfahren bewegen konnte. Endlich entschlossen sie sich dazu und wir empfanden dadurch die gleiche Wirkung, als ob wir mäßig getrunken hätten. Diesem Verfahren, wozu mir die Idee durch die Lesung eines Werkes von Doctor Lind kam, verdanke ich mein Leben, so wie das sechs anderer, braver Seeleute, die sonst unfehlbar umgekommen sein würden. Wir tauchten unsere Kleider dann täglich zwei Mal in's Wasser und zwar mit solchem Erfolge, daß der uns verzehrende Durst völlig gestillt, und unsere trockene und brennende Zunge wenige Minuten nachher feucht und abgekühlt wurde, wie wir uns denn jedes Mal zu gleicher Zeit neu erfrischt und neu gestärkt fühlten, als ob wir wirklich Nahrung zu uns genommen hätten.

Trinker. (Die seltsame Flöte.) Der Director eines Musikcorps hatte unter seinen Leuten einen Fagottisten, der die gebrannten Wasser mit einiger Leidenschaftlichkeit liebte; nun war aber strenge Ordre gegeben, daß während des Musikmachens nicht getrunken werden durfte. Der Appetit unseres Musikers war sehr groß und die Zeit wurde zu lang für seine durstige Lunge. Er sann deßhalb auf Mittel, die sein erfinderischer Geist auch sehr bald zu Gunsten seines Saugvermögens entdeckte. Er nahm eine große Flöte, verstopfte die Löcher mit Kork und brachte dies sein Lieblingsinstrument, mit geistigem Getränk gefüllt, auf's Orchester. Wenn nun die Messinginstrumente am tollsten lärmten, wenn die große Trommel donnerte und die Becken klangen, da griff er nach der Flöte und beruhigte seine Seele.

Berühmte **Trinker.** Es ist eine sehr alte Behauptung, daß es unter keiner Nation größere Trinker gäbe, als unter den Deutschen. Indessen hat es auch nicht an Italienern, Franzosen und Engländern gefehlt, die in die Reihe starker Trinker gestellt zu werden verdienten. Tiberius, Licius, Piso, konnten zwei Tage und zwei Nächte hintereinander trinken, Dionysius aber hielt es 90 Tage aus. — Auf Er-

laubniß seines Herzogs holte sich Dionys Kleist, Hauptmann zu Kolbatz in Pommern, seinen Schlaftrunk, 3 Tonnen Bier, in Einer Tracht selbst aus dem Keller. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne bei dem Spunde, und eine halbe nahm er unter jeden Arm. Am Hofe des Herzogs Bogislaus des Zehnten von Pommern, 1490, der selbst ein Riese von Gestalt war, schreckbar essen und noch mehr trinken konnte, lebte Einer, der es ihm in beiden noch zuvorthat, Werner von Schulenburg. Dieser speiste einen ganzen Ochsen auf, verzehrte eine Baille voll Fische auf einmal, und trank darauf so viel, daß eine ganze Gesellschaft daran Genüge gehabt hätte. Als Winrich von Kniprode im Jahre 1551 zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt wurde, gab es gar hohe Festlichkeiten, Schießen und volle Tafeln. Bei dem Ehrenmahle mußte jeder Gast ein silbernes Becken mit 8 Weinflaschen, die sich selbst ergossen, auf einen Zug leeren. Der wackere Trinker Veit von Basenheim leerte es dreimal, und wurde Schloßhauptmann. In Franken, wenn ehemals eine Gesellschaft recht fröhlich gespeist und zusammen gezecht hatte, wurden die Pistolen geladen, mit Wein angefüllt, der Hahn gespannt, ausgetrunken und dann zum Fenster hinaus nach einer Scheibe abgeschossen. Becher, aus welchen während des Gesundheittrinkens sechs Mal wie mit einem Pistol gefeuert werden konnte, verfertigte der im vorigen Jahrhunderte berühmte Künstler Wilhelm Hahn zu Schweinfurt.

Furchtlose **Trinker.** Vor einiger Zeit ereignete sich in einer Schenke der Straße d'Auron zu Bourges eine lustige Episode, welche indessen zu einer tragischen Entwickelung hätte führen können. Einige, in einem Saale im Erdgeschoß des Wirthshauses versammelte Zechbrüder huldigten um die Wette dem göttlichen Rebensafte unter Begleitung jubelnder Lobgesänge, als plötzlich ein überraschender Unfall den bacchischen Refrain entzwei schnitt. Der Saal verlor den Boden unter den Trinkern, welche — o Vorsehung! — in den Keller sanken. Was glaubt ihr wohl, frägt das „Journal du Cher," thaten unsere unerschrockenen Zecher inmitten dieser Katastrophe? Suchten sie vielleicht zu fliehen? Pfui doch! vom schönsten Eifer beseelt, ergriff der Eine mit kräftiger Hand seine Flasche, der Andere sein Glas, um sich, zufrieden, wenigstens den Göttertopf, in welchen sie einen Augenblick zuvor ihre Grillen versenkten, aus dem Schiffbruch zu retten, auf gut Glück auf die Fässer niederzulassen; als man sie drunten suchte, saßen sie ruhig beisammen und endigten unter Gläserklang ihren auf einen Augenblick unterbrochenen Gesang.

Der Abschied zweier **Trinker.** Hackwood, der Violinspieler, dessen Gesellschaft seiner originellen Laune wegen sehr gesucht wurde, trank in seinem Leben so viel Wein, daß ein Schiff hätte flott ge-

wie ihm die Künstlerin gefallen hätte? — „Ich weiß nicht," antwortete dieser, „hab' ich sie Dir nicht gehört." — „Schade," entgegnete der Erste, „ist sie Dir eine rare Sängerin, schlägt Dir einen Triller, wie ein Mühlenrad."

Eine neue Art zu trinken. Der Schiffscapitän Kennedy erwähnt in der Beschreibung einer von ihm gemachten Fahrt eines Factums, das allgemein bekannt zu werden verdient. Als es ihm nämlich an trinkbarem Wasser gefehlt, habe er sich entschlossen, seine Kleider in's Meer zu tauchen und sie so naß, wie sie waren, wieder anzuziehen. Es verging indeß eine ziemliche Zeit, bevor ich — erzählt der Capitän — meine Leute zu einem gleichen Verfahren bewegen konnte. Endlich entschlossen sie sich dazu und wir empfanden dadurch die gleiche Wirkung, als ob wir mäßig getrunken hätten. Diesem Verfahren, wozu mir die Idee durch die Lesung eines Werkes von Doctor Lind kam, verdanke ich mein Leben, so wie das sechs anderer, braver Seeleute, die sonst unfehlbar umgekommen sein würden. Wir tauchten unsere Kleider dann täglich zwei Mal in's Wasser und zwar mit solchem Erfolge, daß der uns verzehrende Durst völlig gestillt, und unsere trockene und brennende Zunge wenige Minuten nachher feucht und abgekühlt wurde, wie wir uns denn jedes Mal zu gleicher Zeit neu erfrischt und neu gestärkt fühlten, als ob wir wirklich Nahrung zu uns genommen hätten.

Trinker. (Die seltsame Flöte.) Der Director eines Musikcorps hatte unter seinen Leuten einen Fagottisten, der die gebrannten Wasser mit einiger Leidenschaftlichkeit liebte; nun war aber strenge Ordre gegeben, daß während des Musikmachens nicht getrunken werden durfte. Der Appetit unseres Musikers war sehr groß und die Zeit wurde zu lang für seine durstige Lunge. Er sann deßhalb auf Mittel, die sein erfinderischer Geist auch sehr bald zu Gunsten seines Saugvermögens entdeckte. Er nahm eine große Flöte, verstopfte die Löcher mit Kork und brachte dies sein Lieblingsinstrument, mit geistigem Getränk gefüllt, auf's Orchester. Wenn nun die Messinginstrumente am tollsten lärmten, wenn die große Trommel donnerte und die Becken klangen, da griff er nach der Flöte und beruhigte seine Seele.

Berühmte **Trinker.** Es ist eine sehr alte Behauptung, daß es unter keiner Nation größere Trinker gäbe, als unter den Deutschen. Indessen hat es auch nicht an Italienern, Franzosen und Engländern gefehlt, die in die Reihe starker Trinker gestellt zu werden verdienten. Tiberius, Licius, Piso, konnten zwei Tage und zwei Nächte hintereinander trinken, Dionysius aber hielt es 90 Tage aus. — Auf Er-

laubniß seines Herzogs holte sich Dionys Kleist, Hauptmann zu Kolbatz in Pommern, seinen Schlaftrunk, 3 Tonnen Bier, in Einer Tracht selbst aus dem Keller. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne bei dem Spunde, und eine halbe nahm er unter jeden Arm. Am Hofe des Herzogs Bogislaus des Zehnten von Pommern, 1490, der selbst ein Riese von Gestalt war, schreckbar essen und noch mehr trinken konnte, lebte Einer, der es ihm in beiden noch zuvorthat, Werner von Schulenburg. Dieser speiste einen ganzen Ochsen auf, verzehrte eine Baille voll Fische auf einmal, und trank darauf so viel, daß eine ganze Gesellschaft daran Genüge gehabt hätte. Als Winrich von Kniprode im Jahre 1551 zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt wurde, gab es gar hohe Festlichkeiten, Schießen und volle Tafeln. Bei dem Ehrenmahle mußte jeder Gast ein silbernes Becken mit 8 Weinflaschen, die sich selbst ergossen, auf einen Zug leeren. Der wackere Trinker Veit von Basenheim leerte es dreimal, und wurde Schloßhauptmann. In Franken, wenn ehemals eine Gesellschaft recht fröhlich gespeist und zusammen gezecht hatte, wurden die Pistolen geladen, mit Wein angefüllt, der Hahn gespannt, ausgetrunken und dann zum Fenster hinaus nach einer Scheibe abgeschossen. Becher, aus welchen während des Gesundheittrinkens sechs Mal wie mit einem Pistol gefeuert werden konnte, verfertigte der im vorigen Jahrhunderte berühmte Künstler Wilhelm Hahn zu Schweinfurt.

Furchtlose **Trinker.** Vor einiger Zeit ereignete sich in einer Schenke der Straße d'Auron zu Bourges eine lustige Episode, welche indessen zu einer tragischen Entwickelung hätte führen können. Einige, in einem Saale im Erdgeschoß des Wirthshauses versammelte Zechbrüder huldigten um die Wette dem göttlichen Rebensafte unter Begleitung jubelnder Lobgesänge, als plötzlich ein überraschender Unfall den bacchischen Refrain entzwei schnitt. Der Saal verlor den Boden unter den Trinkern, welche — o Vorsehung! — in den Keller sanken. Was glaubt ihr wohl, frägt das „Journal du Cher," thaten unsere unerschrockenen Zecher inmitten dieser Katastrophe? Suchten sie vielleicht zu fliehen? Pfui doch! vom schönsten Eifer beseelt, ergriff der Eine mit kräftiger Hand seine Flasche, der Andere sein Glas, um sich, zufrieden, wenigstens den Göttertopf, in welchen sie einen Augenblick zuvor ihre Grillen versenkten, aus dem Schiffbruch zu retten, auf gut Glück auf die Fässer niederzulassen; als man sie drunten suchte, saßen sie ruhig beisammen und endigten unter Gläserklang ihren auf einen Augenblick unterbrochenen Gesang.

Der Abschied zweier **Trinker.** Hackwood, der Violinspieler, dessen Gesellschaft seiner originellen Laune wegen sehr gesucht wurde, trank in seinem Leben so viel Wein, daß ein Schiff hätte flott ge-

macht werden können, lebte aber trotz dieser Unmäßigkeit 90 Jahre. Vorzüglich vertraut war er mit dem Baron C. V., der ein großes Gut in Lincolnshire besaß und, wenn er die Gicht nicht hatte, einer der ersten Trinker war. Einst war bei ihm eine Trinkgesellschaft und Hackwood, der am Tage eine wichtige Sache zu besorgen hatte, wollte sich entfernen, als es früh Eins schlug. „Wohin wollen Sie so zeitig, Hackwood?“ — fragte der Baron. „Nach Hause!“ — antwortete der Violonist — „es hat Eins geschlagen.“ — „Pah! Eins ist nicht viel; setzen Sie sich, setzen Sie sich!“ Hackwood verließ dennoch das Zimmer, aber der Baron folgte ihm und schwur, daß sie noch das Abschiedsglas trinken müßten. Er hieß den Bedienten sechs Flaschen holländischen Wachholderbranntwein holen, und diese leerten die beiden Trinker aus, indem sie auf der Treppe Abschied von einander nahmen.

Ursache des **Trinkens.** Ein Hauptmann stellte einem Grenadier vor, daß er das starke Trinken lassen solle; dann würde er ein recht braver Mann sein. „Ich bitte“, erwiederte der Grenadier, „Sie reden alleweil von meinem Trinken, aber an meinen Durst denken gar nicht.

Einem **Trinker** ward in seiner Krankheit Wein mit Wasser vermischt verordnet. Er behauptete aber, solches nicht vertragen zu können, und so gestand man ihm zu, erst den Wein und darauf das Wasser zu trinken. Nun that er einen derben Zug vom Weine und als man ihm darauf das Wasser reichte, sagte er: „Jetzt durstet mich nicht mehr.“

Neben einem **Trinker** stand in einem weiten Kühlfasse eine Bouteille von mehreren Maß mit Wein gefüllt. — „Treue Gefährtin“, sprach er zu ihr, nachdem er sich das erste Glas aus ihr eingeschenkt hatte, „so lange du feststeheſt, steht auch dein Herr fest; fängst du nach und nach zu tanzen an, so tanzt auch er mit; und kannst du dich endlich nicht mehr halten und fällst um, so kann auch er nicht umhin, es dir nachzuthun.“

Des **Trinkers** Jahreszeiten. Von einem starken, schon ziemlich bejahrten Trinker sagte Jemand: „Er hat alle Jahreszeiten im Gesichte. Auf dem Kopfe ist Schnee; in den Augen, die immer vom Feuer, oder richtiger, vom Weine glühen, ist Sommer; seine Wangen sind gelb wie der Herbst; und den Frühling machen die Blumen auf seiner Stirne.“

Ein englischer Gastwirth wurde krank in Folge zu vielen Trin-

kens. Der Arzt verordnete ihm, er solle nicht mehr als zwei Flaschen Gin (Wachholderbranntwein) täglich trinken, immer aber aus denselben Flaschen, und jeden Morgen solle er in diese Flaschen eine Bohne thun, so würden nach und nach die Flaschen ganz ausgefüllt werden. Der Gastwirth befolgte den Rath und wurde geheilt. Dies erinnert an Suwarow, dem auch gerathen worden war, in das Halbe-Glas Branntwein, das er jeden Morgen trank, täglich sein Siegel hineinzudrücken, bis das Glas ganz vollgesiegelt sein würde.

Trinkgeld. Einen Korb mit Eiern tragend, kam unlängst ein Landmann nach Gießen. Das Unglück wollte, daß ihm einige — wahrscheinlich faule — Eier zerbrachen, und sich die Eiersubstanz über seine Börse ergoß, in welcher Geld zur Zahlung von Steuern u. dgl. war. Als nun unser Eiermann seine Börse zum Zahlen öffnete, so waren sämmtliche Silbermünzen, in Folge der Berührung mit Schwefelwasserstoffgas, das sich bekanntlich in faulen Eiern entwickelt, schwarz gefärbt, und der Steuereinnehmer nahm das Geld nicht an. Daß jetzt die Verlegenheit des Bauern nicht klein war, ist natürlich. Bald aber wurde sie wieder gehoben. — Im Scherz sagte Jemand zu ihm, er möge nur in jenes Haus dort gehen (hierbei zeigte er auf des berühmten Chemikers, Professor von Liebig's Wohnung), darin wohne ein Mann, welcher das schwarz gewordene Geld wieder weiß machen könne. Ohne Säumen wurde auch dieser Rath befolgt, und als eben Liebig in seinem Laboratorium beschäftigt ist, kommt unser guter Bauer mit seiner Angelegenheit angerückt, fragend: „Seid Ihr der Mann, der das schwarze Geld wieder weiß färben kann?" — Durch Aufgießung einiger Säure war in wenigen Minuten das schwarze Geld wieder weiß gemacht. — Schmunzelnd fragte jetzt der Bauer, was er schuldig sei. Man bedeutete ihm, er möge jetzt wieder gehen, es koste Nichts. Damit nicht zufrieden, fragte er abermals, und setzte noch hinzu, der Herr möge sich nicht geniren, sondern es nur sagen, was es koste. Als ihm die nämliche Antwort wurde, griff er in die Tasche und sagte: „Nun, so will ich Euch da einen Sechser hinlegen, dafür könnt Ihr Eurem Gesellen dort" — hiermit meinte er den Assistenten Dr. N. — „einen Schnaps kaufen!"

In England war und ist auch noch die eben nicht preiswürdige Sitte, die sich auch überall verbreitet hat, daß man, wenn man zu Gaste geladen ist, den Dienstboten ein sehr ansehnliches **Trinkgeld** geben muß. Ein alter verabschiedeter General auf halbem Sold wurde mehrmals bei einem sehr reichen Herzoge in London zur Tafel geladen. Diese Diners mußte er durch Trinkgelder theuer erkaufen. Als er daher wieder zu einem eingeladen wurde, ging er zuvor zu dem Herzog, und bat ihn um die Namen seiner Dienerschaft. „Wie kom-

men Sie darauf?" fragte der Herzog, den diese Frage befremdete. „Bei meinem Einkommen fällt es mir zu schwer," erwiederte er, „die Diners bei Ihnen durch Trinkgelder so theuer zu bezahlen, und doch möcht' ich ungern die Ehre und das Vergnügen einbüßen, nicht daran Theil nehmen zu dürfen. Daher will ich Ihre Dienerschaft in meinem Testamente durch ein Legat bedenken."

Das **Trinkgeld.** Die Art und Weise, wie die Dienerschaft in England bei Personen hohen Ranges von deren Gästen Trinkgelder zu erpressen sucht, gränzt an's Unglaubliche. Einer der Lakaien bringt dem Gaste, wenn er wieder geht, den Hut, der andere den Ueberrock oder Mantel, der dritte den Stock, der vierte die Handschuhe. Ein Geistlicher, der bei einem Lord gespeiset hatte, erfuhr diese Behandlung; nachdem er sich Hut, Stock und Ueberrock durch solche reiche Trinkgelder erkauft und sein Diner mehr als zu theuer erkauft hatte, reichte ihm nun noch ein Bedienter die Handschuhe hin. Der Geistliche verlor die Geduld, nicht darauf achtend, schritt er vorwärts. „Herr Doctor," rief ihm der Lakai nach: „Ihre Handschuhe!" „Behaltet sie nur statt Trinkgeld," erwiederte der Geistliche, „sie sind keinen Schilling werth. Ich werde mir ein Paar neue kaufen."

Ein **Trinker** äußerte den Wunsch: „Wär' ich doch ein Kupferstich an der Wand!" — Gefragt: „warum," versetzte er, „weil der immer ein Glas vor sich hat."

Der beschämte **Trinker.** Es rühmte sich Jemand, er könne fünf bis sechs Flaschen Wein trinken ohne zuviel zu haben. „Sehr stark!" antwortete ein Arzt, „doch thut's mir leid, daß Sie ein Mensch sind, wären Sie ein Schwamm, so würde ich Sie Ihrer guten Eigenschaft wegen loben."

Trinker. Ein polnischer Bürgermeister wurde an der Gränze aufgefordert, ein Fäßchen Ungarwein von beiläufig 10 Quart Preußisch zu verzollen. Umsonst betheuerte er, die Kleinigkeit sei nur ein Labetrunk auf der Reise; die ungläubigen Zollwächter schüttelten die Köpfe. Da erfaßt der an seiner Ehre Beleidigte das Fäßchen, schlägt den Spund ab und trinkt es — rein aus in Einem Ansatze, das leere Gefäß der erstaunten Zollwache zum Andenken hinschleudernd.

Trinklied. Die Deutschen haben verschiedene sehr artige Trinklieder; aber sie machen keinen Gebrauch davon. Am Anfange eines Schmauses wollen sie nicht singen, weil ihnen das Trinken lieber ist, und am Ende können sie oft nicht, wenn sie auch wollten, weil ihnen die Zunge zu schwer wird.

— Ein Chorist bei dem Hoftheater einer großen Residenzstadt, war seiner Einfalt wegen oft Gegenstand der Neckerei und des Spottes unter seinen Collegen. Eines Tages kam er zu dem ersten Tenoristen derselben Bühne und sagte, er nähme sich die Freiheit, ihn um eine Gefälligkeit zu bitten. Der Sänger erkundigte sich, worin diese Gefälligkeit bestehen solle. „Ich habe versprochen," sagte der Chorist, „heut Abend in einer lustigen Männergesellschaft ein Trinklied vorzutragen, und bring' es mit mir hieher, Sie zu bitten, es mir ein Mal zu singen, damit ich höre, wie es genommen werden muß; — Sie würden mir einen großen Gefallen thun." — Der Sänger ließ sich das Lied zeigen, und war nicht wenig erstaunt, als er die Worte: „Hebe! Sieh, in sanfter Feier, ruht die schlummernde Natur" las. Er gab es lächelnd dem Choristen zurück mit dem Bedeuten, daß dies ja ganz und gar kein Trinklied sei. „Allerdings ist es ein Trinklied," erwiederte eifrig der Chorist, „ich war auch erst der Meinung, es passe nicht dazu, aber der Bassist Bode, welcher es mir verschafft hat, bewies mir, daß es eigens für fröhliche Gelage componirt worden ist. Sehen Sie, da steht über den Noten: „Sauft langsam und mit Nachdruck," das hätte ich auch nicht bemerkt, wenn man mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätte!" „Sanft, langsam und mit Nachdruck" war nämlich die Characterisirung des Tempo's und ein verkehrt gestelltes n hatte das poetische „sanft" in ein unpoetisches „sauft" verwandelt.

Woher stammt die Redensart: Er **trinkt** einen guten Stiefel. In der Umgegend Kreuznachs liegt ein angenehmes Dörfchen, Namens Lohr, das, nach einer alten Sage, der Ritter Boos von Waldeck durch ein Heldenstück ganz eigener Art erworben haben soll. Aufgefordert von dem Rheingrafen, auf dem Stein bei Münster seinen mit altem Rheinwein gefüllten großen Reiterstiefel zu leeren, zeigte er sich dazu bereit, wenn sein Wirth ihm dafür Hüffelsheim erb- und eigenthümlich verschreiben wolle. Nach dem zu diesem Behufe schriftlich geschlossenen Vertrage, setzte er sich hinter den Humpen neuer Art, und trank und trank, bis der letzte Tropfen ausgeschlürft war. Dann aber stürzte er besinnungslos zu Boden, und hauchte seinen Geist aus, beruhigt durch das Bewußtsein, den Seinigen ein schönes Erbe ertrunken zu haben. Daher stammt auch wohl die Redensart her: Er trinkt einen guten Stiefel.

Triumph. Als der große Feldherr Condé im Jahre 1672 Wesel angriff, vereinigten sich die Damen der Stadt, ihn zu bitten, er möchte ihnen erlauben, die Festung zu verlassen, um den traurigen Folgen einer Belagerung nicht ausgesetzt zu sein. — Der Prinz aber, welcher wohl einsah, daß nach Entfernung der Frauen die Belagerten

schwerer zur Uebergabe zu bewegen sein würden, antwortete den Bittenden: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen diese Bitte nicht bewilligen kann, denn mein Triumph würde der größten Schönheit beraubt sein."

Ein theurer Triumphzug. Man erzählt, daß in einer englischen Stadt nach einer Zusammenkunft radikal gesinnter Arbeiter der ehrenwerthe Sir** von der Menge nach Hause begleitet wurde. Der Enthusiasmus war so groß, daß man seine Pferde abspannte, und den Wagen zog. Seit dieser Zeit hat Sir** nie wieder etwas von seinen Pferden gehört und gesehen. Gewandte Spitzbuben hatten diesen Triumphzug angestellt, um sich eines Paares herrlicher Apfelschimmel zu bemächtigen, nach denen sie lange Sehnsucht gefühlt hatten. — An diesen Zug hat Casimir Delavigne in seiner „Popularität" nicht gedacht.

Der Schauspieler **Trivelin** ging zu dem Ober-Intendanten der Finanzen de la Vieuville, und bat ihn um einen Befehl, daß den Mitgliedern des italienischen Theaters in Paris endlich ihre rückständige Gage ausgezahlt würde. Statt einer Antwort machte ihm der Oberintendant eine Menge Lazzis vor. Trivelin verhielt sich eine Weile dabei ruhig, endlich sagte er aber: „Gnädiger Herr! Sie haben nun lange genug mein Metier verrichtet, üben Sie nun auch das Ihrige, und lassen Sie uns bezahlen, was wir zu fordern haben."

Trocken sitzen. Während eines heftigen Platzregens saß eine Gesellschaft in dem Landhause einer Frau, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen so unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, als wir."

Trockenheit. Ueber ein trockenes Buch liest man in amerikanischen Zeitschriften folgenden Dialog: A. Das Buch ist so trocken, daß ein Mann, der es einen Tag lang bei sich trug, einen trockenen Husten bekam, den er seitdem nicht wieder los wurde. — B. Einer meiner Freunde, der in einem feuchten Zimmer wohnt, legte ein Exemplar in's Gemach, und erwachte am nächsten Tage mit einem Fieber; eine Folge der Trockenheit der Luft, die das Buch verursachte. — A. Ein Gärtner wickelte eine Wassermelone in einen Bogen dieses Buches, und als er sie aufschnitt, war sie so dürr, wie ein getrockneter Mohnkopf. — B. Man bedeckt Waarenlager für trockene Güter damit, statt mit Schiefer, und es entspricht dem Zwecke vollkommen. — A. Ein Hutmacher machte seine Filze wasserdicht, indem er ein Stückchen davon unter dem Futter anbringt. — B. Eine Weintraube wurde

hineingewickelt, und in einer Minute war sie zu Rosinen geworden. — A. Man dörrt das Gras zu Heu, indem man über die Wiesen geht, und dabei ein Kapitel aus diesem Buche laut liest. — B. Legt man ein Blatt davon in einen Heuschober, so entzündet er sich nie durch Feuchtigkeit. — A. Eine Kuh, die von einem Mädchen gemolken wurde, das nur den Titel gelesen hatte, gab lange Zeit keine Milch mehr. — B. Wäscherinnen sagen eine Stelle daraus her, und können die aufgehangene Wäsche sogleich wieder abnehmen. Die meisten haben deshalb die Trockenplätze aufgegeben.

Die große **Trommel.** Bei der Feier des königlichen Namensfestes in Frankreich ereignete sich einstmal in der kleinen Stadt Manosque eine ergötzliche Anecdote. Man hatte daselbst beschlossen, den Namenstag des Königs durch eine große Parade der Nationalgarde mit Militairmusik zu feiern. Zu der letzteren fehlte aber die große Trommel und der Stadtrath beschloß, eine solche aus Paris kommen zu lassen. Es wurden 200 Francs dazu votirt und ein Stadtrathsmitglied, ein Gürtler, erhielt den Auftrag, die Trommel zu besorgen. Dem Gürtler fiel es ein, daß er für das schöne Geld die Trommel selber liefern könne, und machte sich auch sogleich im Stillen in seiner Werkstatt an die Arbeit. Oefteren Nachfragen, ob das Instrument noch nicht angekommen sei, wußte er mit Ausflüchten zu begegnen, und endlich als er fertig war, machte er die Anzeige, daß die Trommel aus Paris angekommen und zur Abholung bereit sei. Der Rath beschloß, daß das Instrument am 1. Mai Mittags in feierlichem Aufzuge in Empfang genommen werden solle. Die Stadtbehörde und die Nationalgarde erschienen, und wirklich war die Trommel die größte, welche man noch gesehen, ein allgemein befriedigendes Meisterwerk. Der stärkste Tambour wurde erwählt, um sich dieselbe umzuhängen; es geschah: als er aber damit zur Thür hinaus wollte, ergab sich, daß diese zu eng war. Man wunderte sich, wie die Trommel von Paris aus hereingekommen sei, und nun nicht hinaus wolle. Der betroffene Gürtlermeister sagte, er habe sie zum Fenster hineingebracht, aber auch dieses, wiewohl weiter als die Thür, war nicht weit genug, und der Betrug also bald ermittelt. Da gab es dann eine arge Scene, bei welcher die große Trommel unter gewaltigen Schlägen in Stücke ging. Späterhin ist der Vorfall Gegenstand eines Prozesses geworden.

Der holländische Seeheld Martin Harpertzoon **Tromp** segelte mit 85 Fahrzeugen nach der Küste von Zeeland, wo er die englische Flotte von 94 Schiffen wahrnahm. Ein Sturm verhinderte Anfangs den Angriff; am 6. August 1653, als Tromp durch de Witte bis auf 120 Schiffe verstärkt war, begann das Gefecht in der Gegend zwi-

schwerer zur Uebergabe zu bewegen sein würden, antwortete den Bittenden: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen diese Bitte nicht bewilligen kann, denn mein Triumph würde der größten Schönheit beraubt sein."

Ein theurer **Triumphzug.** Man erzählt, daß in einer englischen Stadt nach einer Zusammenkunft radikal gesinnter Arbeiter der ehrenwerthe Sir** von der Menge nach Hause begleitet wurde. Der Enthusiasmus war so groß, daß man seine Pferde abspannte, und den Wagen zog. Seit dieser Zeit hat Sir** nie wieder etwas von seinen Pferden gehört und gesehen. Gewandte Spitzbuben hatten diesen Triumphzug angestellt, um sich eines Paares herrlicher Apfelschimmel zu bemächtigen, nach denen sie lange Sehnsucht gefühlt hatten. — An diesen Zug hat Casimir Delavigne in seiner „Popularität" nicht gedacht.

Der Schauspieler **Trivelin** ging zu dem Ober-Intendanten der Finanzen de la Vieuville, und bat ihn um einen Befehl, daß den Mitgliedern des italienischen Theaters in Paris endlich ihre rückständige Gage ausgezahlt würde. Statt einer Antwort machte ihm der Oberintendant eine Menge Lazzis vor. Trivelin verhielt sich eine Weile dabei ruhig, endlich sagte er aber: „Gnädiger Herr! Sie haben nun lange genug mein Metier verrichtet, üben Sie nun auch das Ihrige, und lassen Sie uns bezahlen, was wir zu fordern haben."

Trocken sitzen. Während eines heftigen Platzregens saß eine Gesellschaft in dem Landhause einer Frau, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen so unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, als wir."

Trockenheit. Ueber ein trockenes Buch liest man in amerikanischen Zeitschriften folgenden Dialog: A. Das Buch ist so trocken, daß ein Mann, der es einen Tag lang bei sich trug, einen trockenen Husten bekam, den er seitdem nicht wieder los wurde. — B. Einer meiner Freunde, der in einem feuchten Zimmer wohnt, legte ein Exemplar in's Gemach, und erwachte am nächsten Tage mit einem Fieber; eine Folge der Trockenheit der Luft, die das Buch verursachte. — A. Ein Gärtner wickelte eine Wassermelone in einen Bogen dieses Buches, und als er sie aufschnitt, war sie so dürr, wie ein getrockneter Mohnkopf. — B. Man bedeckt Waarenlager für trockene Güter damit, statt mit Schiefer, und es entspricht dem Zwecke vollkommen. — A. Ein Hutmacher machte seine Filze wasserdicht, indem er ein Stückchen davon unter dem Futter anbringt. — B. Eine Weintraube wurde

schen Scheveningen und der Maas. Der erste Tag entschied nichts. Am zweiten Tage aber durchbrach Tromp, seiner Gewohnheit gemäß, die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt und von seiner eigenen Flotte verlassen. Er focht wie verzweifelt, um sich herauszuziehen, bis er von einer Flintenkugel durchbohrt niedersank. „Faßt Muth, meine Jungen," rief er verscheidend aus, „meine Bahn ist mit Ruhm vollendet!" Jede Anstrengung de Ruyters und der übrigen Befehlshaber, die holländischen Truppen zu ermuthigen, waren, sobald Tromps Tod bekannt wurde, vergebens, und eine unglückliche, theuer erkaufte Niederlage beschloß den Tag und den Krieg. Tromp soll im Ganzen 33 Seetreffen gewonnen haben. Das Schicksal, für sein Vaterland sein Blut zu vergießen, hatte er sich selbst gewünscht. Prachtvoll wurde sein Leichnam in der Kirche zu Delft beerdigt und ein glänzendes Grabmal seinem Andenken errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn schlagen, und durch eine feierliche Deputation Tromps Wittwe des öffentlichen Beileides versichern.

Trompete. Der Tartarchan läßt, nachdem er abgespeist hat, allen übrigen Potentaten der Welt durch Schall der Trompete bekannt machen, daß sie nun die Erlaubniß haben, ebenfalls zur Tafel zu gehen. Unsere Gelehrten machen es dem Tartarchan nach; denn, wenn sie einmal eine Meinung gut finden, so stoßen sie in ihr Kuhhorn, und erlauben auch der übrigen gelehrten Welt diese Meinung für gut zu halten.

Ein Tropfen zu viel. Zu New-York sitzt ein gewisser Neville im Gefängnisse, weil er einen Tropfen zu viel genommen hat. Er heirathete nämlich Miß Amalie Tropfen, während er schon mit einer Andern verheirathet war.

Trost. Ein österreichischer Holzhändler stand an der Donau und klagte seinem Begleiter, daß das Holz, welches er erwarte, sehr langsam angeschwommen käme. „Trösten sich Ew. Gnaden nur," sagte dieser, „die Tage werden ja allweil länger."

— Einem Bauer war ein Pferd gestorben. Als der Freiknecht es eben holte, trat ein Nachbar hinzu und beklagte ihn über seinen Verlust. „Ach Gott!" versetzte der Bauer, „was kann alles Klagen helfen, wir müssen ja Alle diesen Weg."

Trostgrund. Ein Eckensteher besuchte seinen Collegen, der eine Stiege hoch wohnte, auf der er mit Mühe hinaufzuklettern hatte. Beim Nachhausegehen begleitete ihn der Wirth bis zur Treppe, der Fremde trat fehl, stürzte alle Stufen hinunter und blieb unten auf

dem Flur liegen. „Du!“ rief ihm der von oben gemüthlich zu, „laß des jut sind, zu Ostern zieh ick parterre!“

Der **Trost** eines Fräuleins. Als ein Geistlicher ein ungarisches Fräulein bei ihrer Vorbereitung zum Tode fragte, wer ihr einziger Trost im Leben und Sterben sei, gab sie zur Antwort: „Seins gewesen Herr Fähndrich von Hillerbach.“

Trumpf. Ein Bischof, der in seinem Wagen reiste, begegnete einem Kapuziner zu Pferde, und fragte den Mönch mit einem spöttischen Lächeln: „seit wann der heilige Franziscus ritte?“ — „Seitdem der heilige Petrus sich Equipage hält,“ versetzte der Kapuziner.

— Bei der Vorstellung der „abgedankten Officiere“ sagte ein Franzose zu einem Juden: „Ich sind zwei Fehler an der Stück, der Jud und der Wirth seyn ehrlich Leut.“ „Aber,“ erwiederte der Jude, indem Pointraison auf die Bühne trat, „der Franzose ist gut geschildert, er ist impertinent und fade.“

— Ein Fähnrich löschte in der Gesellschaft bei seinem Obersten ungeschickter Weise das einzige Licht aus. „Wo haben Sie das gelernt?“ fuhr ihn dieser zornig an. Bescheiden antwortete Jener: „Wo zwei Lichter gebrannt haben!“

— Ein Engländer rief auf der Straße einem Freunde, den er vor sich hergehen sah, Hallo! zu. Einen Holländer, der eben vorbei ging, verdroß dieß; „was haben Sie nöthig, mein Herr!“ sagte er, „eben Hallo zu rufen, wenn ich vorbei gehe?“ — „Ei!“ antwortete jener, „was haben Sie denn nöthig, eben vorbei zu gehen, wenn ich Hallo! rufe?“

— Der geschickte Advocat Garrow, der auffallend schmächtig war, verhöhnte einmal vor Gericht einen überaus fetten Müller. „Wahrhaftig,“ fing er an, indem er auf des Müllers Bauch und dann auf sich sah, „Euch Herren in den Mühlen kommt es weit besser, als uns an den Gerichtsschranken.“ — „Kein Wunder,“ entgegnete der Müller, „Sie schlafen zu wenig.“ — „Wie fällt Ihm das ein?“ fragte der Advocat. — „Ei!“ erwiederte der Müller, „mir kommt es vor, als wenn Sie kein gutes Gewissen hätten.“ Es erhob sich ein großes Gelächter, nur Garrow allein lachte nicht.

— Eine Sängerin, welche zuweilen nicht recht treffen konnte, scherzte mit einem jungen Manne über sein Verhältniß zu einer Dame in verblümten Sticheleien und fragte, als er den Unbefangenen spielte:

letzten. — „O! da irren Sie sich gewaltig," rief Jemand aus der Gesellschaft, „denn wenn eine geistreiche Frau von einem Einfaltspinsel geschieden wird, so ist das gewiß auch ein guter Tag; — das werden's mir doch erlauben?"

Trumpf. „Wie alt kann ein Mensch ohne Gehirn werden?" fragte Jemand seinen Nachbar, um ihn in Verlegenheit zu setzen. — „Ich weiß nicht, wie lange Sie schon auf der Welt sind," versetzte der Andere.

— „Mein Mann ist wahrlich dumm!"
Behauptet Madame Schlau. —
„Ja freilich ist er dumm;
Denn er nahm Sie zur Frau!"

Der **Trunkenbold** als Sonne. Ein Tonkünstler liebte den Trunk leidenschaftlich. Wenn er recht stark getrunken hatte — und dieß kam nicht selten, — so glühte sein Kopf wie die Sonne im Höherauche. Einst besuchte er einen Bekannten auf dessen Landhause und ging nach dem Mittagsessen in seiner glühenden Gestalt im Garten spazieren. Der Besitzer fand ihn neben einer Wand mit Weinstöcken, deren Trauben nicht zur Reife kommen wollten. Bei dem Anblicke des glühenden Gesichtes des Tonkünstlers rief Jener ihm zu: „Freund, besteigt dort die Mauer und bescheint mir die Trauben, damit sie reifer werden!"

Recept gegen **Trunkenheit.** Der englische General-Major Doyle ließ, wenn ein Soldat seines Regimentes sich betrank, ihm ein Blasenpflaster auf den Rücken legen. Dieser Gegenreiz machte der Trunkenheit im Regimente völlig ein Ende, und folglich auch der Prügelstrafe, die sonst mit jener, als Wirkung zur Ursache, in Verbindung stand. — In Guernsey beschloß ein Officier, welcher gehört hatte, was General Doyle gethan habe, das Experiment zu wiederholen, und mit Hülfe des Regiments-Chirurgen, nahm er auch seine Zuflucht zu dem Emplastrum cantharidum. Das erste Mal, als ein Mann betrunken war, begab sich der Obrist und der Chirurg auf die Wache, fühlte den Puls des Patienten, und erklärte, er liege im Fieber. Nichts konnte wahrer sein; er wurde daher in eine Decke gelegt und vier Soldaten trugen ihn durch die Kaserne, während seine Kameraden alle über die Sorgfalt lachten, welche man auf ihn verwendete. So wie er im Hospitale angelangt war, wurde ihm ein Blasenpflaster zwischen die Schultern gelegt; er wurde eine Woche lang auf die strengste Diät gesetzt, und dann aus dem Hospitale „geheilt" entlassen. Als er bei der Parade erschien, gratulirte ihm der Obrist zu seiner Herstellung, und schickte ihn zu seiner Compagnie zurück,

„Aber fühlen Sie sich denn nicht getroffen?“ — „Wenn ich getroffen wäre,“ erwiederte er, „so müßten Sie doch wünschen, daß ich als Note in Ihrer Rolle stände.“

Trumpf. „Ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt,“ sagte ein dem Rufe nach sehr habsüchtiger Anwalt zu einem jungen Manne; „er hatte sehr lange Arme!“ — „Wenn Ihre Finger daran gesessen hätten,“ erwiederte der Letztere, „würde ich mich gewiß jetzt besser befinden.“

— „In der Ferne gleichen die Frauenzimmer den Brillanten, in der Nähe höchstens den Rosetten!“ sagte ein fader Herr zu einer geistreichen Dame. — „Uns,“ antwortete die Dame, „geht es mit manchen Herren nicht besser. Von Weitem kommen sie uns so fein wie Saffian vor, und in der Nähe sind sie ungegerbtes Schafleder.“

— Auf einem Balle kam ein junger Mann zu einem feinbehandschuhten, nett gekleideten Mädchen und forderte es zum Tanze auf. Es wies ihn, dessen robuste, arbeitharte Fäuste sichtbar waren, mit den Worten ab: „Mit Ihne tanz i nit, wann's kane Handschuch haben.“ Ohne aus der Fassung gebracht zu werden, erwiederte der Faustblanke: „Fürchten's Ihne nit, wann's mi a schmutzi machetet, i wosch mi scho ab.“

— Ein Graf ohne Grafschaft wollte einen Abt, der keine Pfründe hatte, aufziehen und sagte daher zu ihm: „Herr Abt, wir kennen uns schon so lange, und doch weiß ich bis auf die Stunde noch nicht, wo Ihre Abtei liegt.“ — „Das nimmt mich wirklich Wunder,“ erwiederte der Abt; „sie liegt ja mitten in Ihrer Grafschaft.“

— Ein Gutsbesitzer ließ unweit seinem Landgute zum Besten der Dorfbewohner eine neue Landstraße anlegen. Als er eines Tages die Arbeit besah, kam ein Nachbar dazu, welcher ausrief: „Hochwohlgeborner! obgleich Sie sich große Mühe und Kosten hier machen, so halte ich diese Landstraße doch nicht für den Weg zum Himmel.“ — „Sie haben Recht, mein Herr,“ antwortete Jener; „denn wenn das wäre, so würde es mich wundern, Sie darauf anzutreffen.“

— Ein Spötter sagte zu seinem Freunde: „Aus dem, was Du nicht weißt, könnte man ein schönes Buch machen!“ — „Und gewiß ein sehr elendes aus dem, was Du weißt!“ erwiederte dieser.

— In Gegenwart mehrerer Damen witzelte ein Laffe: es gäbe im ganzen Ehestande nur zwei gute Tage, nämlich den ersten und den

letzten. — „O! da irren Sie sich gewaltig," rief Jemand aus der Gesellschaft, „denn wenn eine geistreiche Frau von einem Einfaltspinsel geschieden wird, so ist das gewiß auch ein guter Tag; — das werden's mir doch erlauben?"

Trumpf. „Wie alt kann ein Mensch ohne Gehirn werden?" fragte Jemand seinen Nachbar, um ihn in Verlegenheit zu setzen. — „Ich weiß nicht, wie lange Sie schon auf der Welt sind," versetzte der Andere.

— „Mein Mann ist wahrlich dumm!"
Behauptet Madame Schlau. —
„Ja freilich ist er dumm;
Denn er nahm Sie zur Frau!"

Der **Trunkenbold** als Sonne. Ein Tonkünstler liebte den Trunk leidenschaftlich. Wenn er recht stark getrunken hatte — und dieß kam nicht selten, — so glühte sein Kopf wie die Sonne im Höherauche. Einst besuchte er einen Bekannten auf dessen Landhause und ging nach dem Mittagsessen in seiner glühenden Gestalt im Garten spazieren. Der Besitzer fand ihn neben einer Wand mit Weinstöcken, deren Trauben nicht zur Reife kommen wollten. Bei dem Anblicke des glühenden Gesichtes des Tonkünstlers rief Jener ihm zu: „Freund, besteigt dort die Mauer und bescheint mir die Trauben, damit sie reifer werden!"

Recept gegen **Trunkenheit.** Der englische General-Major Doyle ließ, wenn ein Soldat seines Regimentes sich betrank, ihm ein Blasenpflaster auf den Rücken legen. Dieser Gegenreiz machte der Trunkenheit im Regimente völlig ein Ende, und folglich auch der Prügelstrafe, die sonst mit jener, als Wirkung zur Ursache, in Verbindung stand. — In Guernsey beschloß ein Officier, welcher gehört hatte, was General Doyle gethan habe, das Experiment zu wiederholen, und mit Hülfe des Regiments-Chirurgen, nahm er auch seine Zuflucht zu dem Emplastrum cantharidum. Das erste Mal, als ein Mann betrunken war, begab sich der Obrist und der Chirurg auf die Wache, fühlte den Puls des Patienten, und erklärte, er liege im Fieber. Nichts konnte wahrer sein; er wurde daher in eine Decke gelegt und vier Soldaten trugen ihn durch die Kaserne, während seine Kameraden alle über die Sorgfalt lachten, welche man auf ihn verwendete. So wie er im Hospitale angelangt war, wurde ihm ein Blasenpflaster zwischen die Schultern gelegt; er wurde eine Woche lang auf die strengste Diät gesetzt, und dann aus dem Hospitale „geheilt" entlassen. Als er bei der Parade erschien, gratulirte ihm der Obrist zu seiner Herstellung, und schickte ihn zu seiner Compagnie zurück,

wo er hinlänglich ausgelacht wurde. Andere Säufer wurden mit derselben Sorgfalt kurirt, und obgleich der Spaß vortrefflich war für die Umstehenden, so empfanden doch die Patienten ihn allzu sehr, als daß sie ihn hätten lieben können; sie hatten das Brennen von dem Pflaster, Wasser und Brod als Diät, und kein Mitleid von ihren Kameraden. — Nach 14 Tagen betrank sich Niemand mehr, und kein Soldat des Regiments bekam Peitschenhiebe, nachdem die Trunkenbolde mit Blasenpflastern belegt worden waren. — Offenbar hat diese Kur große Vorzüge vor den Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine; man kommt damit kürzer und rascher zum Ziele.

Ein **Tscherkessen-Held.** Ein Tscherkessen-Häuptling (aus dem Stamme der Lesghier) zeichnete sich eben sowohl durch seine Tapferkeit und Kühnheit, wie durch seine Grausamkeit gegen die überwundenen und gefangenen Russen aus. Mit einem kleinen Häuflein überfiel er ein von Russen besetztes Dorf und ohne Barmherzigkeit fiel Alles, was der wilden Schaar in den Weg kam. Doch als diese ihre Verheerungsbahn in das nächste Dorf fortsetzte, fand sie heftigen Widerstand an einem Trupp dort lagender Kosaken. Wie ein rasender Held des Alterthums focht der Tscherkessen-Häuptling gegen sie, bereits waren alle seine Begleiter gefallen, doch er leistete allein so lange Widerstand, bis er von Wunden bedeckt, durch Blutverlust kraftlos zusammensank und gefangen wurde. Vor den Gouverneur des nächsten Ortes gebracht, wurde er von diesem befragt: Welche Strafe er nun wohl erwarte, daß er gegen den Czaren, dem er Gehorsam schuldig, sich empört und gekämpft? — „Ihr werdet mir nichts thun!" antwortete unerschrocken der Gefragte. — „Glaubst Du das? und warum?" — Weil Euer Czar zu stolz ist, um sich an einem — — Mädchen zu rächen. Ich bin ein Weib, das geschworen, den Tod ihres Vaters und Bruders zu rächen, die durch die Russen gefallen." — Man meldete dem Kaiser den Vorfall, nachdem man sich von der Wahrheit der Aussage überzeugt. Der hochherzige Herrscher befahl, die Verwundete völlig von ihren Blessuren genesen zu lassen, und sie dann, in anständigem Geleit, in ihrer Häuptlings-Uniform nach der Hauptstadt zu bringen.

Die **Tscherkessinnen.** Ein eigenthümlicher Zug der Tscherkessen, der sie vor allen orientalischen Völkern unterscheidet, ist die hohe Achtung, die sie vor dem weiblichen Geschlechte haben. Die Frau ist bei den Tscherkessen nicht die Sclavin, sondern die treue Lebensgefährtin des Mannes. Sie hat gleich dem Manne ihren freien Willen und wird deßhalb nicht eingeschlossen und eifersüchtig bewacht, sondern bewegt sich frei und ungezwungen in der Gesellschaft der Männer, ohne andere Hüter, als ihr eignes Ehrgefühl. Frauen und Jung-

frauen nehmen an allen öffentlichen Versammlungen, Festen und Vergnügungen Theil und leihen denselben durch ihre Anmuth einen höheren Reiz. Ohne die Formen unseres gesellschaftlichen Anstandes zu kennen, haben sie eine natürliche Sittsamkeit, die sich in ihrem ganzen Benehmen und in allen ihren Bewegungen ausspricht. Eheliche Untreue und Verführung sind ungleich seltener als bei den gebildetsten Völkern. Wenn eine Frau mit einem fremden Manne betroffen wird, so muß dieser dem beleidigten Gatten eine Entschädigung zahlen, und der Letzte hat das Recht, die treulose Gefährtin als Sclavin zu verkaufen. Selten wird die Untreue durch Ermordung oder Verstümmelung gerächt, weil in diesem Falle die Verwandten die durch das Herkommen festgesetzte Sühne zu fordern haben. Die Frauen bilden bei den Tscherkessen auf ähnliche Weise, wie im europäischen Mittelalter, den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens; auch kann man mit gutem Grunde sagen, daß die Tscherkessen die wahren Ritter unserer Zeit sind. Zum Schlusse jedes Festes werden Kampfspiele gehalten, die beinah ganz den Turnieren des Mittelalters gleichen. Von Kopf bis zu Fuß gewaffnete Männer, im Ringelpanzer, mit geschlossenem Visir, und nur durch die verschiedenen Zeichen an ihren Waffen kenntlich, erscheinen zu Roß und kämpfen um die Preise, die der Gastgeber ausgesetzt hat. Der Sieger erhält den Preis aber nicht, wie bei unsern alten westeuropäischen Turnieren, aus den Händen seiner Dame, sondern er überreicht ihn einer der Frauen, welche dem Waffenspiele zuschauen. Auch im gewöhnlichen Leben wird den Frauen die zarteste Aufmerksamkeit gezeigt. Wenn ein Reitersmann einer Frau begegnet, welche dieselbe Straße geht, so steigt er sogleich vom Pferde und bittet sie, aufzusitzen; schlägt sie dies ab, so begleitet er sie zu Fuß, bis ihre Wege sie scheiden. Bei aller Verehrung, welche die Tscherkessen gegen die Frauen zeigen, sind diese aber keineswegs von den Mühen und Lasten des Lebens entbunden, um sich weiblichem Müßiggange hinzugeben. Die ganze Sorge des Haushaltes liegt ihnen ob; und die edelsten Frauen und Jungfrauen müssen alle Arbeiten verrichten, welche derselbe mit sich bringt. Sie spinnen und weben, verfertigen alle Kleidungsstücke und Hausgeräthe und man rühmt ihnen nach, daß sie dabei eben so viel Geschmack als Verstand zeigen. Dabei herrscht die sonderbare Sitte, die aber ganz aus dem Geiste des tscherkessischen Gemeinwesens hervorgeht, daß sie nicht allein verbunden sind, für ihre eigenen Hausgenossen zu arbeiten, sondern für Jeden, der ihres Beistandes bedarf. Der Fremde, der eines Kleidungsstückes bedarf, giebt irgend einer Frau, die er kennt, den rohen Stoff, um ihn zu verarbeiten, und empfängt den verfertigten Gegenstand, ohne daß er auch nur Ursache zu haben glaubte, sich zu bedanken, was denn nun freilich allzu galant ist.

wo er hinlänglich ausgelacht wurde. Andere Säufer wurden mit derselben Sorgfalt kurirt, und obgleich der Spaß vortrefflich war für die Umstehenden, so empfanden doch die Patienten ihn allzu sehr, als daß sie ihn hätten lieben können; sie hatten das Brennen von dem Pflaster, Wasser und Brod als Diät, und kein Mitleid von ihren Kameraden. — Nach 14 Tagen betrank sich Niemand mehr, und kein Soldat des Regiments bekam Peitschenhiebe, nachdem die Trunkenbolde mit Blasenpflastern belegt worden waren. — Offenbar hat diese Kur große Vorzüge vor den Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine; man kommt damit kürzer und rascher zum Ziele.

Ein **Tscherkessen-Held.** Ein Tscherkessen-Häuptling (aus dem Stamme der Lesghier) zeichnete sich eben sowohl durch seine Tapferkeit und Kühnheit, wie durch seine Grausamkeit gegen die überwundenen und gefangenen Russen aus. Mit einem kleinen Häuflein überfiel er ein von Russen besetztes Dorf und ohne Barmherzigkeit fiel Alles, was der wilden Schaar in den Weg kam. Doch als diese ihre Verheerungsbahn in das nächste Dorf fortsetzte, fand sie heftigen Widerstand an einem Trupp dort lagender Kosaken. Wie ein rasender Held des Alterthums focht der Tscherkessen-Häuptling gegen sie, bereits waren alle seine Begleiter gefallen, doch er leistete allein so lange Widerstand, bis er von Wunden bedeckt, durch Blutverlust kraftlos zusammensank und gefangen wurde. Vor den Gouverneur des nächsten Ortes gebracht, wurde er von diesem befragt: Welche Strafe er nun wohl erwarte, daß er gegen den Czaren, dem er Gehorsam schuldig, sich empört und gekämpft? — „Ihr werdet mir nichts thun!" antwortete unerschrocken der Gefragte. — „Glaubst Du das? und warum?" — Weil Euer Czar zu stolz ist, um sich an einem — — Mädchen zu rächen. Ich bin ein Weib, das geschworen, den Tod ihres Vaters und Bruders zu rächen, die durch die Russen gefallen." — Man meldete dem Kaiser den Vorfall, nachdem man sich von der Wahrheit der Aussage überzeugt. Der hochherzige Herrscher befahl, die Verwundete völlig von ihren Blessuren genesen zu lassen, und sie dann, in anständigem Geleit, in ihrer Häuptlings-Uniform nach der Hauptstadt zu bringen.

Die **Tscherkessinnen.** Ein eigenthümlicher Zug der Tscherkessen, der sie vor allen orientalischen Völkern unterscheidet, ist die hohe Achtung, die sie vor dem weiblichen Geschlechte haben. Die Frau ist bei den Tscherkessen nicht die Sclavin, sondern die treue Lebensgefährtin des Mannes. Sie hat gleich dem Manne ihren freien Willen und wird deßhalb nicht eingeschlossen und eifersüchtig bewacht, sondern bewegt sich frei und ungezwungen in der Gesellschaft der Männer, ohne andere Hüter, als ihr eignes Ehrgefühl. Frauen und Jung-

frauen nehmen an allen öffentlichen Versammlungen, Festen und Vergnügungen Theil und leihen denselben durch ihre Anmuth einen höheren Reiz. Ohne die Formen unseres gesellschaftlichen Anstandes zu kennen, haben sie eine natürliche Sittsamkeit, die sich in ihrem ganzen Benehmen und in allen ihren Bewegungen ausspricht. Eheliche Untreue und Verführung sind ungleich seltener als bei den gebildetsten Völkern. Wenn eine Frau mit einem fremden Manne betroffen wird, so muß dieser dem beleidigten Gatten eine Entschädigung zahlen, und der Letzte hat das Recht, die treulose Gefährtin als Sclavin zu verkaufen. Selten wird die Untreue durch Ermordung oder Verstümmelung gerächt, weil in diesem Falle die Verwandten die durch das Herkommen festgesetzte Sühne zu fordern haben. Die Frauen bilden bei den Tscherkessen auf ähnliche Weise, wie im europäischen Mittelalter, den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens; auch kann man mit gutem Grunde sagen, daß die Tscherkessen die wahren Ritter unserer Zeit sind. Zum Schlusse jedes Festes werden Kampfspiele gehalten, die beinah ganz den Turnieren des Mittelalters gleichen. Von Kopf bis zu Fuß gewaffnete Männer, im Ringelpanzer, mit geschlossenem Visir, und nur durch die verschiedenen Zeichen an ihren Waffen kenntlich, erscheinen zu Roß und kämpfen um die Preise, die der Gastgeber ausgesetzt hat. Der Sieger erhält den Preis aber nicht, wie bei unsern alten westeuropäischen Turnieren, aus den Händen seiner Dame, sondern er überreicht ihn einer der Frauen, welche dem Waffenspiele zuschauen. Auch im gewöhnlichen Leben wird den Frauen die zarteste Aufmerksamkeit gezeigt. Wenn ein Reitersmann einer Frau begegnet, welche dieselbe Straße geht, so steigt er sogleich vom Pferde und bittet sie, aufzusitzen; schlägt sie dies ab, so begleitet er sie zu Fuß, bis ihre Wege sie scheiden. Bei aller Verehrung, welche die Tscherkessen gegen die Frauen zeigen, sind diese aber keineswegs von den Mühen und Lasten des Lebens entbunden, um sich weiblichem Müßiggange hinzugeben. Die ganze Sorge des Haushaltes liegt ihnen ob; und die edelsten Frauen und Jungfrauen müssen alle Arbeiten verrichten, welche derselbe mit sich bringt. Sie spinnen und weben, verfertigen alle Kleidungsstücke und Hausgeräthe und man rühmt ihnen nach, daß sie dabei eben so viel Geschmack als Verstand zeigen. Dabei herrscht die sonderbare Sitte, die aber ganz aus dem Geiste des tscherkessischen Gemeinwesens hervorgeht, daß sie nicht allein verbunden sind, für ihre eigenen Hausgenossen zu arbeiten, sondern für Jeden, der ihres Beistandes bedarf. Der Fremde, der eines Kleidungsstückes bedarf, giebt irgend einer Frau, die er kennt, den rohen Stoff, um ihn zu verarbeiten, und empfängt den verfertigten Gegenstand, ohne daß er auch nur Ursache zu haben glaubte, sich zu bedanken, was denn nun freilich allzu galant ist.

Tuczeck. Man weiß, daß Cicero, der ein scharfsinniger Philosoph, ein kluger Staatsmann und ausgezeichneter Redner war, den größten Werth auf die abscheulichen Verse legte, die er schrieb. Die Berliner Sängerin Fräulein Tuczeck besitzt neben einer vollen, schönen Stimme eine ganz fertige Ausbildung im musikalischen Vortrage und machte dadurch kürzlich in Leipzig bei ihrem Gastspiel als Amine, Susanne, Carlo Broschi, Marie (Regimentstochter) verdientes Glück. Sie scheint sich aber in einer ähnlichen Selbsttäuschung über ihre Leistungen wie Cicero zu befinden. Ihr Spiel will bekanntlich wenig besagen. Ein Leipziger Schriftsteller, der mit der Tuczeck in Gesellschaft war, lobte daher um so eifriger den Gesang der Dame. — „Mein Gesang? Carlo Broschi, Marie, Susanne — was will der Gesang dieser Partien überhaupt bedeuten?" antwortete die Tuczeck. „Der Gesang ist Nebensache, das Spiel ist Alles und ich bin glücklich, daß meine Vorstellungen Ihren Beifall haben."

Eine originelle Tugendprobe. Folgende ergötzliche Tugendprobe sah ein Reisender in der Gegend von Brattian, am Drewenzfluß, eine ländliche Braut mit ihrem Bräutigam anstellen. Sie führte denselben an einem Sonntage, begleitet von der Dorfjugend, vor eine Linde, auf welcher sich ein junger Bienenschwarm angesetzt hatte, und ließ den Burschen dort stehen. Sie selbst trat mit den Anderen zurück. Der Bursche aber nahm eine vermessene Positur an und faßte den Bühnenklumpen scharf ins Auge. Da gährte der Aufruhr in der Bühnenrepublik; die Blicke der Entferntstehenden aber waren mit ängstlicher Aufregung auf die Bienen und den Burschen gerichtet. Einige von den jungen Republikanern tiraillirten zornig summend hervor und setzten sich in die Haare des Bräutigams, aber er stand fest wie ein Eichenpfahl. Ja, er machte sogar den Mund weit auf, als gedächte er, wenn es darauf ankäme, den ganzen Bienenschwarm zu verschlingen, während die Bienen um seinen Kopf umherschwärmten. Eine andächtige Stille herrschte in der Gemeinde, und nur die Braut verrieth, auf den braven Burschen schauend, einige Unruhe und Besorgniß, daß die Sittenprobe schlimm ablaufen könne. Allein die Bienen kehrten allmälig zu ihrem Schwarmneste zurück, ohne daß sich auch nur Eine feindlich gegen den Burschen erwiesen hätte. Da stürzte die Braut aus der Menge hervor, umhalste ihren Herzensfreund und rief unter Wonnethränen: „Dich nehm' ich Jasch, denn du bist kein Söffel!" Die Erklärung dieser Idylle wurde dahin gegeben, daß die Bienen es einem Bräutigam gleich anmerken, wenn er ein Trunkenbold ist, und ihn dann ergrimmt ihren Stachel fühlen lassen. Jetzt wurde aber auch begehrt, daß die kleine, siebenzehnjährige Braut die verfängliche Bienenprobe bestehe. Ohne Zaudern trat sie im erhebenden Bewußtsein ihrer Jungfräulichkeit vor den orakulösen

Lindenbaum, klatschte sogar in die Hände und, da die Bienen ihr nichts thaten, schaute das hübsche Ding stolz in die Runde, winkte dem Jasch und ging, weil es eben zur Kirche läutete, mit ihm ab und davon.

Tugend. Die Tugend ist an uns das Einzige, was göttlich genannt werden und Gott gefallen kann.

— Der Genuß der Tugend ist ganz innerlich; ist nur demjenigen, der ihn empfindet, kennbar.

— Zu jeder Zeit und überall entschädigt die Tugend die Seele derjenigen, die für sie großmüthig duldet.

Verkehrte **Tugenden.** „Was halten sie vom Baron R.," sagte ein Freund zum andern. „Je nun, er hat ein Paar große Tugenden, Höflichkeit und Aufrichtigkeit." — „So! das höre ich nun in der That zum ersten Male." „Sie können sich darauf verlassen", erwiederte der andere. „Nur Schade, daß er sie verkehrt anbringt. Vor den Augen ist er höflich, und aufrichtig hinter dem Rücken."

Tughra oder die Unterschrift des Sultans. Murad der Erste war des Schreibens unkundig, er tauchte daher seine Hand in die Tinte, und drückte sie über der Urkunde statt Unterschrift und Siegel ab. Dieser Abdruck des Ballens der Hand und der fünf Finger, deren mittlere drei gerade nebeneinander lagen, der kleine Finger aber und der Daumen weit auseinander gespreizt waren, wurden für kommende Zeiten, und bis auf den heutigen Tag als das Tughra oder des Sultans Unterschrift geheiligt, in welche Schreiber erst die Bedeutung verschlungener Buchstaben, und des verzogenen Namens legten. Den rothen Abdruck der Hand, den der Umriß des Tughra noch heute nachahmt, bildeten sie in den Namen des Sultans Chan und seines Vaters mit dem Beisatze immer siegreich, aus, und der Schreiber, welcher diesen verschlungenen Zug den Fermanen und Diplomen im Namen des Sultans vorsetzte, bekleidete in der Folge als Nischandschibaschi, d. i. Staatssecretair für den Namenszug des Sultans, eine der ersten Würden des Staates.

Die Station **Tunnel.** Der Conducteur einer Eisenbahn wurde von einem Passagier gefragt, wann sie durch den Tunnel fahren werden. Nachdenkend antwortete der Gefragte: „Durch den Tunnel? Tunnel? Wo ist denn die Station Tunnel? Da muß ich in der Karte nachschauen." — Somit griff er nach der Karte, um die Station Tunnel zu suchen.

Turenne spazierte oft ohne Bedienten, und ohne einiges Unterscheidungszeichen. Eines Tages ging er an einer Gesellschaft Handwerker vorüber, die Kegel spielten. Da sie über einen Wurf uneinig waren, riefen sie ihn, weil er einen Stock hatte, zum Schiedsrichter herbei. Er maß mit seinem Stocke, und gab den Ausschlag. Derjenige, den er verurtheilte, schimpfte ihn gewaltig. Der Marschall lächelte, maß noch einmal. Unter diesem Geschäfte fanden ihn einige Officiere, die ihn suchten. Die Handwerker wurden bestürzt, da sie hörten, daß dieser Mann Turenne wäre. Der Schimpfende that einen Fußfall. „Mein guter Freund!" sagte Turenne zu ihm: „Ihr hattet Unrecht zu glauben, daß ich Euch betrügen wollte." Und damit verfolgte er seinen Spaziergang.

Turenne spazierte in einer schönen Nacht auf dem Walle von Paris ganz allein herum. Plötzlich wurde er von mehreren Männern angefallen, die ihm Alles wegnahmen, was er bei sich hatte, auch den Ring sollte er abliefern. Auf sein Versprechen aber, daß er ihnen dafür hundert Louisd'or bezahlen wolle, ließen ihm die Räuber den Ring, welcher bei weitem diese Summe nicht werth war. Den zweiten Tag darauf, als Turenne gerade eine große Gesellschaft bei sich hatte, trat ein unbekannter Mensch in den Saal, und sagte dem General etwas heimlich in's Ohr. Es war einer der Räuber, welcher die Kühnheit hatte, den Vicomte an sein gegebenes Wort zu erinnern, und die hundert Louisd'or einzukassiren. Turenne ohne ein Wort zu der Gesellschaft zu sprechen, gab Befehl ihm die Summe auszuzahlen, ließ dem Wagehals Zeit sich zu entfernen, und erst dann, als er wußte, daß der Räuber nun schon nicht mehr eingeholt werden könne, und in Sicherheit sei, erzählte er der Versammlung seine Begebenheit, indem er hinzusetzte: Daß man sein gegebenes Wort unverbrüchlich halten, und es nie, selbst bei einem Schurken nicht, brechen dürfe.

— Der französische Marschall Turenne hatte unter Ludwig XIV. das oberste Commando über alle Truppen des Reiches. Als dieser große Feldherr sein Leben durch eine Kugel verloren hatte, wußte der König Keinen, dem er nun das Ober-Commando allein übergeben könnte. Er theilte daher die Aufsicht über das Kriegswesen und die Armeen, und gab diesen Theilen verschiedene Häupter. Bei der Gelegenheit sagte eine Dame: „Der König hat den großen Turenne in kleines Geld gewechselt."

— Ein Soldat von Turenne's Armee legte sich den Namen seines Feldherrn eigenmächtig bei und antwortete Diesem auf seinen Vorhalt: „Morbleu! ich bin ein närrischer Liebhaber von Namen. Wäre mir ein schönerer bekannt gewesen, als der Ihre, so hätt' ich den angenommen."

Turenne. Dem Marschall Turenne, geboren 1611, bot einst eine feindliche Stadt ein Geschenk von 100,000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen, nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt," erwiederte Turenne, „nicht auf meiner Marschroute liegt, so kann ich Ihr Geschenk nicht annehmen." — Er starb auf dem Felde der Ehre auf eine sonderbare Art, im Treffen bei Sulzbach im Baden'schen durch eine Kanonenkugel, welche einen Baumast auf ihn niederschlug. Dieselbe Kugel riß auch dem General von St. Hilaire den rechten Arm weg, welcher seinem Sohne, der darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, sondern diesen großen Mann mußt Du beweinen."

— Als der Marschall von Turenne nach seinen siegreichen Feldzügen am Rheine Ludwig XIV. zu Versailles aufwartete, ging ihm der König bis an die Treppe entgegen, und da er sah, daß der Marschall wegen des Podagra nicht geschwind gehen konnte, sagte er zu dem Helden, der sich deßwegen gebührend entschuldigte: „Wenn man mit so vielen Lorbeern beladen ist, wie Sie, mein lieber Vater, so kann man nicht geschwinde gehen."

— Der berühmte französische Marschall Turenne bemerkte in seiner Armee einen Officier von alter Familie, der aber arm war und ein schlechtes Reitpferd hatte. Er bat ihn zu Tische, zog ihn nach der Mahlzeit auf die Seite und sagte voll Güte zu ihm: „Mein Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht etwas dreist finden dürften, deren Erfüllung Sie aber, wie ich hoffe, Ihrem Generale nicht abschlagen werden. Ich bin alt," fuhr er fort, „und zuweilen kränklich; die raschen Pferde ermüden mich, und ich habe eines bei Ihnen gesehen, das mir, wie ich glaube, besser anstehen würde. Wenn ich nicht befürchtete, ein allzu großes Opfer zu verlangen, so würde ich es mir von Ihnen ausbitten." Der Officier antwortete bloß durch eine tiefe Verbeugung, holte sogleich sein Pferd und führte es selbst in Turenne's Stall. Den andern Morgen schickte ihm dieser dafür eines der schönsten und besten von der ganzen Armee.

Ein Europäer, im Dienste eines reichen **Türken**, nahm den Glauben des Propheten an und benachrichtigte seinen Herrn von diesem Umstande. „Ich freue mich herzlich darüber," antwortete der Türke, „da Du aber nun keinen Wein mehr trinken darfst, werde ich Dir 30 Piaster des Monats weniger geben, als sonst." Ferner befahl er, man solle ein wachsames Auge auf den meineidigen Menschen haben, damit er nicht auch ihn betrüge.

Eine Liebschaft in der **Türkei.** Addison erzählt in seiner Reisebeschreibung: „Unser armenischer Wirth berichtete uns eine tragische

Liebesgeschichte. Ein junger griechischer Kaufmann trat in ein näheres Verhältniß mit der Frau eines angesehenen Türken, die er von ihm gekauft hatte, und die Frau war unvorsichtig genug, ihren Liebhaber in's Haus zu lassen, während ihr Mann in Constantinopel nicht anwesend war. Der Grieche machte seine Besuche in weiblicher Kleidung, scheint aber doch Verdacht erregt zu haben; denn der Türke kam plötzlich zurück und ging gerade nach seinem Harem, ohne sich erst anmelden zu lassen, wie es üblich ist. Auf der Flucht stieß der Grieche den Mann nieder, verwundete ihn aber nicht tödtlich, und der Letztere machte sogleich Anzeige bei Achmed Pascha. Der Grieche wurde ergriffen, ehe er Constantinopel verlassen konnte. Der Sultan, welcher die Sache erfuhr, befahl die sofortige Hinrichtung der beiden Schuldigen. Mein Wirth eilte, sobald er von der Verhaftung des Griechen hörte, um einen Versuch zu machen, ob ein schweres Lösegeld ihn von der Todesstrafe befreien könne. Man sagte ihm, er möge warten und die Antwort „den niedrigen Söhnen ungläubiger Mütter" bringen, die ihn gesandt. Er mußte einem schwarzen Sklaven folgen und schritt durch mehrere Höfe, dann eine hölzerne Treppe hinauf in ein kleines Gemach, wo in einer Ecke auf einem Divan die unglückliche Frau saß und schluchzte, während zwei schwarze Stumme eine Darmsaite zu dem bevorstehenden Gebrauche vorrichteten. Die Frau mußte sich in die Mitte des Gemaches auf den Boden setzen und wurde, da sie nicht sogleich gehorchte, in das Gesicht geschlagen, an die bezeichnete Stelle geschleppt und in sitzender Stellung gehalten. Ein Schwarzer versuchte nun, die an einen Stab befestigte Darmsaite ihr über den Kopf zu werfen, aber die junge Frau, die kaum 20 Jahre alt sein konnte, hielt ihr langes Haar fest, so daß die Schlinge ihr nicht schaden konnte, bis man ihr das Haar abschnitt. Nachdem ihr nun die Schlinge um den Hals geworfen war, drehete der Sklave den Stab einige Mal um; man hörte ein lautes Röcheln in ihrer Kehle, die Augäpfel traten weit aus ihren Höhlen heraus, und sie sank todt nieder. Der Leichnam wurde in einen Sack gesteckt und im Geheimen durch einige Gärten zu einem Boote auf dem Marmorameere getragen. Mein Wirth mußte auch hier Zeuge sein und sah mit Entsetzen den jungen Griechen mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen in dem Boote sitzen. Ohne daß Jemand ein Wort sprach, wurde das Boot nach einem Hügel hingerudert, auf dem einige Bäume standen. Hier stieg man aus, der Sack wurde aufgebunden, und nachdem der Grieche seine todte Geliebte noch einmal gesehen, henkte man ihn an dem nächsten Baume auf, worauf die beiden Leichen in das Meer geworfen wurden und mein Wirth den Befehl erhielt, zu Denen, welche ihn gesandt, zurückzukehren und sich selbst in Acht zu nehmen."

Türkisches. Mit dem Geschützwesen der Türken ist es von jeher schlecht bestellt gewesen; sie haben immer lauter ausländischer Lehrmeister bedurft. Vor etwa 60 Jahren unterrichtete sie der Baron Tott. Damals machten die osmanischen Artilleristen großes Aufheben davon, daß es ihnen gelungen war, am Morgen ein höllisches Feuer zu beginnen, nachdem sie die ganze Nacht mit dem Laden der Kanonen zugebracht hatten. Wie beschränkt die Leute waren, ergiebt sich aus Folgendem. Herr v. Tott ließ Stückwischer, zu denen bekanntlich Schweinsborsten genommen werden, auf einem öffentlichen Platze zubereiten. Da kam der Großschatzmeister, um zu sehen, welchen Fortgang die Arbeit nehme. Er besah die Stückwischer und fragte, wovon die daran befindlichen Bürsten gemacht wären? Baron v. Tott antwortete: „Aus Schweinsborsten; denn diese allein sind dazu tauglich." — „Aber," rief nun der Türke im Beisein der versammelten Volksmenge, „eben dieser dürfen wir uns nicht bedienen; sie kommen von unreinen Thieren." — „Warum dürft Ihr Euch derselben nicht bedienen, da doch Eure Moscheen davon voll sind?" entgegnete Tott. — Bei diesen Worten wurde das Volk, welches vorher schon gemurrt hatte, noch unruhiger. Der Baron aber rief nach einem Maler, und ein alter Mann trat hervor, der aussagte: allerdings seien die Pinsel, mit denen die Moscheen bestrichen werden, von Schweinsborsten. Sie nützen sich beim Gebrauche ab, und viele von den Borsten bleiben in den Mauern zurück. Da rief das Volk: „Gelobt sei Gott!" Der Großschatzmeister warf voll Freuden seinen Zobelpelz ab, ergriff selbst einen Stückwischer, handthierte damit und rief: „Wohlan, meine Freunde, wir wollen uns dieser neuen Erfindung zum Heil und Ruhm der wahren Gläubigen bedienen!" — Und seitdem nimmt kein Türke mehr Anstoß an Stückwischern von Schweinsborsten!

— Der türkische Gesandte in London machte eine kleine Reise durch England und kam bei dieser Gelegenheit auch nach Manchester, wo er eine berühmte Fabrik besuchte, die man ihm als sehr sehenswerth dargestellt hatte. Der Eigenthümer zeigte dem Gesandten mit großer Zuvorkommenheit sein ganzes Etablissement, und so kamen sie denn auch nach einem großen Saale, in welchem 3—400 Kinder in dem Alter von fünf bis zwölf Jahren beschäftigt waren. Der türkische Diplomat sah sich diese Kinder mit großer Verwunderung an, nahm dann den Fabrikanten bei Seite und sagte lächelnd: „Sie haben da eine sehr schöne Familie, mein Herr! Alles Ihre eigenen Kinder? Wie viele Frauen haben Sie denn?"

— Der türkische Arzt, von Abkunft gewöhnlich ein Grieche oder Armenier, macht sich besonders durch seine Dienstwilligkeit, sein einschmeichelndes Wesen und seinen schwänzelnden Gang bemerklich. Wird

er zu einem vornehmen Kranken gerufen, so salutirt er den niedrigsten Bedienten im Hause und gelangt unter lauten Bücklingen zum Zimmer des Patienten. Jetzt legt er seine Halbstiefel ab, wirft sich, sobald er den Herrn erblickt, vor Ehrfurcht zu Boden, steht wieder auf und erwartet mit gekreuzten Armen die Erlaubniß, näher zu treten. Der Osmanli, auf ein Sopha ausgestreckt, betrachtet den Mann, der ihm helfen soll, anfangs mit verächtlichen Blicken. Dann winkt er ihn zu sich. Der Arzt knieet am Sopha nieder, fühlt den Puls, thut einige Fragen und giebt alsdann seinen Bescheid, jedoch immer knieend oder kauernd. Da der Patient reich und mächtig ist, so studirt der Arzt vor Allem seine Capricen, seine Schwächen. Er bietet Alles auf, um ihm gefällig zu sein. Da giebt es keinen unedlen Dienst, den er nicht mit dem niedrigsten seiner Sklaven theilte. Ist seine Pflicht gethan, so hütet er sich von Bezahlung zu sprechen; allein er benutzt eine günstige Gelegenheit, um irgend eine Gunst, irgend ein Privilegium auszuwirken, womit er dann belohnt wird. Er ist Sklave und Herr zugleich; er spielt den Schutzengel des Hauses, und keine Gewalt kann ihn daraus vertreiben. Eine Spinne, die in einem Winkel unseres Hauses sich angesiedelt hat, behauptet ihren Posten oft weniger hartnäckig, als ein griechischer oder armenischer Arzt, der im Hause eines türkischen Magnaten sich einnistet.

Türkisches. Hr. Urquhart in seinem „Geist des Ostens," Hr. Slade und andere englische Autoren haben einige Besonderheiten des türkischen Charakters aufgezählt. Einige davon lauten, wie folgt: Europäer bezeichnen die Legung eines Grundsteins; die Türken feiern die Vollendung des Daches. — Unter Türken ist der Bart ein Zeichen der Würde; bei uns der Vernachlässigung. — Das Kopfscheeren ist bei ihnen eine Gewohnheit; bei uns eine Strafe. — Wir ziehen vor unseren Monarchen die Handschuhe aus; sie bedecken ihre Hände mit den Aermeln. — Wir betreten ein Gemach mit unbedecktem Haupte; sie mit unbedeckten Füßen. — Bei ihnen sind Nacken und Arme der Männer nackt; bei uns jene der Frauen. — Bei uns prunken die Frauen mit lichten Farben, und die Männer mit dunkeln; bei ihnen ist's gerade umgekehrt. — Bei uns blinzeln die Männer auf die Frauen; in der Türkei die Frauen auf die Männer. — Bei uns sehen die Frauen verschämt und scheu aus; in der Türkei zeigt sich der Mann so. — In Europa kann keine Frau einen Herrn besuchen; in der Türkei wohl; in der Türkei kann kein Mann eine Frau besuchen; in Europa wohl. Dort tragen die Frauen immer Ueberbeinkleider, und der Mann manchmal Röcke. — Bei uns ist die rothe Kappe das Zeichen der Freiheit; bei ihnen der Hut. — In unseren Zimmern ist die Decke weiß, und die Wände sind gefärbt; bei ihnen ist die Wand weiß und die Decke gefärbt. — In der Türkei giebt es Steigerungen

des geselligen Ranges ohne Privilegien; in England findet man Privilegien ohne entsprechende gesellschaftliche Unterschiede. — Bei uns heben gesellige Formen und Etikette häusliche Verbindungen auf; bei ihnen überwiegt die Etikette der Verwandtschaft jene der Gesellschaft. — Bei uns beruft sich der Schulmeister auf die Autorität der Eltern; bei ihnen müssen Eltern sich auf die höhere Autorität und Verantwortlichkeit des Schulmeisters stützen. — Bei uns verlangen Herren Diener von Charakter; in der Türkei bekümmern sich Diener um den Charakter der Herren. — Wir halten den Tanz für eine artige Erholung; sie für einen lästigen Beruf. — Ein Engländer wird über den Mangel öffentlichen Credits erstaunen; in der Türkei erstaunt man über die englische Nationalschuld; die Ersteren verachten die Türken, weil sie keine Einrichtung zur Erleichterung des Austausches besitzen; der Türke erstaunt, daß in England Gesetze bestehen, den Umlauf des Commerzes zu verhindern.

Türkisches. Ein Türke hatte eine Frau genommen, die er, als sie sich ihm zum ersten Mal entschleierte, über alle Maßen häßlich fand. Sie fragte ihn nach der orientalischen Sitte: welchem von seinen Verwandten sie sich zeigen sollte? — „Welchem Du willst," antwortete er; „nur mir nicht."

— In der jetzigen Zeit, wo die Türken der ganzen Welt ein höheres Interesse als jemals für sich einflößen, möchte es wohl nicht ganz unrecht sein, unseren verliebten Stutzern, Modehelden, alten Liebespa- und matronen, die bis jetzt nur etwa den türkischen Weizen, einen türkischen Bund oder höchstens die Blumensprache der Türken kannten, in Folgendem noch Einiges mitzutheilen, welches durch seine Brauchbarkeit, in vorkommenden Fällen auch bei uns zu Lande, selbst die vorerwähnten nicht politischen und politisirenden Personagen mit menschenfreundlicher Theilnahme für die Türkei und deren steigende Cultur zu erfüllen im Stande wäre. — Die Türken also haben, außer ihrem Selam, der bekannten Unterhaltung durch Blumen, auch noch eine andere Bilderſprache, die Sprache durch Manehs, die bei Weitem beliebter ist und mehr bei allen türkischen Liebeshändeln angewendet zu werden pflegt, als jene durch Blumen. Maneh kann nun jeder Gegenstand sein; nur macht ihn erst die Endigung seines Namens dazu, der mit einem bekannten arabischen oder türkischen Verse reimen muß und so der vertrauten Person das ihr Mitzutheilende verräth. Daher kommt es denn auch, daß besonders die jungen Türken und Türkinnen größtentheils alle nur irgend bedeutungsvolle Verse der arabischen und türkischen Dichter einzeln auswendig wissen, eine Kenntniß, die seltsam mit der sonstigen allgemeinen Geistesbeschränktheit der Osmanen contrastirt. Wir wollen nun hier eine

Anzahl der gebräuchlichsten Manehs aufführen und dann schließlich zum Heil unserer schönen Welt überhaupt, so wie der Legion aller hier geistlos dort geistvoll, Liebenden es versuchen, ihnen einige deutsche Maneh's zur Entscheidung vorzulegen, ob sie für Leben und Liebe brauchbar sind oder nicht.

1. Manehs der Türken nebst ihrer Deutung.

Eine Perle: Du betrügst mich, denn Du bist eine Ungetreue.
Zwirn: Meine Herrin soll wissen, daß ich ihre Sclavin bin.
Ein Haar: Was mag ich gesündigt, wo gefehlt haben?
Ein Stückchen blaues Zeug: Ich bin in Dich entzückt. (Je hellblauer desto mehr spricht es aus).
Papier: Entferne meine Nebenbuhler von Dir.
Mehl: Du quälst mein Herz.
Thee: Sonne meiner hellsten Tage.
Eine Carotte: Dein Herz widersteht grausam.
Ingwer: Mein Herz brennt nur für Dich.
Blei: Ich bin trunken von Liebe zu Dir.
Salz: Das Feuer meiner Liebe flammet unablässig für Dich; die Sonne und alle Gestirne sind Zeugen.
Ein Nagel: Ich bin Dein Sclav.
Tabak: Mein Herz ist treu und aufrichtig.
Eine Kaffeetasse: Ehe wollte ich Dir tausend Leben aufopfern.

2. Manehs der Türkinnen nebst ihrer Deutung.

Ein Haar: Entführe mich.
Erde: Entsage Deinen alten Liebschaften.
Honig: Komm und nimm Besitz von meinem Herzen.
Bernstein: Du hast andere Augen als die meinigen.
Flachs: Zürnet Dein Herz mit mir, hat es mich verlassen?
Eine Olive: Ich will Dich lieber todt als untreu wissen.
Eine Gurke: Meine Nebenbuhlerinnen bringen mich in Verzweiflung.
Ein Apfel: Scheide nicht von mir, Du Frühling meines Lebens.
Cypresse: Komm eilig zum Rendezvous.
Eine Feder: Fürchte nichts, Dir soll geholfen werden.
Etwas Rosenfarbenes: Süße Nachtigall meines Herzens.
Eine Zwiebel: Deine Arme sollen mein Gürtel sein.
Eine Bohne: Ich habe die Nacht nicht geschlafen.
Eine Holzkohle: Möchte ich immerhin sterben, lebe Du nur lange.

3. Versuch in deutschen Manehs mit ihren Reim-Deutungen.

Ein Shwal: Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl. Schiller.
Ein Billet zum Tivoli: Madame, ich liebe Sie. Heine.
Ein Kleid: O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit. Schiller.

Ein Rosinenstengel. Dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber als ein Engel. Lessing.
Ein Licht: Ein deutsches Mädchen küßt Dich nicht. Körner.
Ein Pulswärmer: Sonderbare Schwärmer. Schiller.
Ein Pompadour: An der Liebe Busen sie zu drücken
Gab man höhern Adel der Natur. Schiller.
Ein Paar Schuh: Dir Mädchen schlägt mit leisem Beben
Mein Herz voll Treu' und Liebe zu. Körner.
Ein Tuch: Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch. Göthe.
Ein Staatspapier: Wie soll ich Dir danken?
O Liebste! o sprich, wie vergelt ich es Dir? Tieck.
Neues Modezeug: Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich. Schiller.
Ein Stück Gold: Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold! Schlegel.
Ein Gedankenstrich: Ich harre mit Verlangen,
Du Bräutigam, hole mich! Körner.
Ein Lockengeflecht: Gleich und Gleich, so allein ist's recht. Göthe.

Türkische Abgaben der Juden. Die Juden in Constantinopel behaupteten in einem Streite mit den Moslemin, nur ihnen gebühre der ausschließliche Besitz des Paradieses, und Letztere müßten außerhalb der Mauern des Paradieses vorlieb nehmen und mit bloßem Zusehen sich begnügen. Dieser Streit gelangte bis zu den Ohren des Großvesiers. „Wenn uns die Juden den Platz vor dem Paradiese anweisen," entschied dieser mit bedeutendem Zeitvorgriffe, „so sollen sie auch Zelte liefern, die uns vor dem Ungemach der Witterung schützen." Und noch bis auf den heutigen Tag zahlen die Juden eine gewisse Summe zur Bestreitung der Kosten für diese Zelte des Beherrschers der Gläubigen.

Türkische Gebräuche. (Behandlung trunkener Türken.) Ein betrunkener Türke, der auf der Straße umfällt, wird sogleich zur Bastonade verurtheilt. Doch wiederholt man die Züchtigung nur noch einmal; dann wird er für unverbesserlich gehalten, und bekommt den Namen eines kaiserlichen oder privilegirten Trunkenboldes. Er braucht sich nur zu nennen, wenn er einmal wieder arretirt und geprügelt werden sollte, um ungestraft zu bleiben.

— Wenn der Sultan einen Großvesier von seinem Amte entlassen will, so schickt er einen Boten zu demselben, der in das Haus desselben geht, an den Tisch desselben tritt und die Tinte aus der

goldenen Feder wischt. Weiter wird nichts gesagt oder gethan, aber der Bester weiß, daß er von diesem Augenblicke an entlassen ist.

Türkische Schatzkammer. Die Schätze im Serail zu Constantinopel sind in eben so viele Kammern verschlossen, als seit dessen Eroberung bis zur jetzigen Zeit Sultane regiert haben. Jeder dieser Herrscher hatte im Durchschnitte wenigstens 12,000,000 Gulden in den Schatz gelegt, da man nun von Mahomet II., dem Eroberer Constantinopels, bis Mahmud II. 41 Sultane zählt, so befindet sich in denselben die ungeheure Summe von 4,488,000,000 Gulden Conv. Münze. Nach dem Tode jedes Sultans, wird das von ihm angefüllte Gemach mit dem Staatssiegel verschlossen und dann nicht wieder eröffnet.

Türkische Sitten. Bei den Türken ist es eine Gunstbezeigung von Seiten der Obern zum Untergebenen, ihm sein Gewand küssen zu lassen, ja auch nur berühren thut es der Sklav, und küßt dann diese berührende Hand. Wie 1739 der Marquis von Villeneuve den Frieden von Belgrad zwischen dem Kaiser und der Pforte geschlossen, ging er zu einer Audienz beim Großvester in das Arsenal. Zwei französische Sklaven, welche den Gesandten erblickten, drängten sich zu ihm, stürzten zu seinen Füßen und flehten, sie los zu kaufen. Ihr Herr eilte schnell hinzu und der Marquis fragte ihn, was er für ein Lösegeld forderte? „Sie sind frei und gehören nicht mehr mein, seit sie das Glück hatten, das Gewand des französischen Gesandten zu berühren," antwortete der edle Türke. Villeneuve war von der einfachen Größe dieses Betragens gerührt, ja alle Umstehenden mit ihm; er zog seine schöne Uhr heraus und reichte sie dem Muselmann als Zeichen seiner Achtung dar.

Der berüchtigte Lips **Tullian** kam in ein Wirthshaus, wo sich der Wirth sehr kläglich anstellte. Er wollte die Ursache seines Kummers wissen, worauf denn dieser sagte: „Ich habe diese Wirthschaft von der Gräfin N. N. gepachtet, und außerdem, daß ich so unglücklich bin, an ihr eine überaus geizige und unbarmherzige Eigenthümerin zu haben, so bin ich auch durch viele Unglücksfälle außer Stand gesetzt worden, meine Pachtgelder ordentlich abzutragen, mit denen sie mich auch schon zu hoch angesetzt hat, und" — hier fing er bitterlich an zu weinen — „ich bin ihr bereits auf einen Wechsel 2000 Thaler schuldig, der in einigen Tagen fällig ist. Uebermorgen kommt die Gräfin selbst — Gott stehe mir bei!" Theilnehmend griff L., ohne sich lange zu besinnen, nach seinem Geldbeutel. „Ihr dauert mich, mein lieber Mann, ich sehe Euch die Ehrlichkeit an den Augen an, die mit Eurem Jammer zugleich aus Euch redet;" und damit zählte

er ihm die 2000 Thaler auf den Tisch hin. „Nehmt sie," sprach er, „und gebt mir einen Wechsel darüber." Der gute Wirth fiel ihm ganz außer sich zu Füßen. „Ach," sagte er stammelnd, „mein Herr, Sie sind kein Mensch, Sie sind der Engel, der dem Elias Speise brachte." Lips Tullian reis'te darauf fort. Nach einigen Tagen kommt die Gräfin — nimmt das Geld von dem Pachter in Empfang, und reiset wieder von da ab.— L. paßt ihr in einem Walde, wo sie durchreisen muß, auf, kommt an ihren Wagen, und bittet sie um die Erlaubniß, daß er ihr mit seinen Musikanten ein kleines Concert machen dürfe. Das geschieht. Er spricht sie um eine kleine Belohnung an, und bekommt etwas Weniges von ihr. „Ei, gnädige Frau, das ist zu wenig." — „Ja, ich habe nicht viel bei mir." — „Erlauben Sie mir, daß ich nachsuchen darf." Er findet in ihrem Wagen eine eiserne Chatoulle, bittet, daß sie dieselbe aufschließen möge, — nimmt sodann von den vielen tausend Thalern, die darinnen sind, 2000 heraus — vertheilt sie unter seine Leute, die ihr dafür die Hände küssen müssen, schließt die Chatoulle wieder zu, giebt ihr den Schlüssel wieder, und wünscht ihr viel Gutes dafür auf den Weg. Nach einigen Jahren, da der Wechsel fällig ist, besucht er den Wirth wieder, verlangt von ihm sein Geld, der es denn auch parat gelegt hat. „Nun sehe ich," sagte er, „daß Ihr ein ehrlicher Mann seid, und daß das seine Richtigkeit gehabt hat, was Ihr mir von Unglücksfällen neulich sagtet. Ehrliche Leute sind in der Welt rar, und die muß man warm halten!" Jetzt nahm er den Wechsel aus der Tasche, zerriß ihn und gab ihm die Stücke davon, nebst den aufgezählten 2000 Thalern. „Ich verlange" — sprach er zu dem erschrockenen Manne, der ihm wieder zu Füßen fiel, und bald die Augen mit der Hand abtrocknete, und ihm diese mit seinen Freudenthränen befeuchtete Hand bot, — „keinen Dank! den seid Ihr ganz allein Gott schuldig. Ihr müßt ein frommer Mann sein und mit ihm überaus gut stehen. Ich fühlte es recht, wie es damals an mein Herz schlug, da Ihr mit thränenden Augen Eure Noth klagtet; denn wenn es auf mich angekommen wäre, so hätte ich Euch lieber 2000 genommen. Ich bin," sagte er, indem er sich auf sein Pferd schwang, „der berühmte Lips Tullian!" — weg war er.

Turnierspiele. Der türkische Gesandte am Hofe Karl's XII. von Frankreich wurde gefragt: wie ihm die Turnierspiele gefielen? — „Für Ernst ist es zu wenig," erwiederte er, „und für Spaß zu viel."

In der Schilderung eines im Jahre 1565 zu Wien abgehaltenen, und von einem Augenzeugen beschriebenen **Turnieres**, kommt unter Anderem folgende Stelle vor: „Und ritten da allein 48 Fürsten und Grafen mit zur Bahn, in 14 Partheien, und kam nach der zehn-

ten Parthei ein großer Fels mit kleinen Bäumlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man nun mit einem Stabe an den Fels schlug, that sich derselbe von einander, und es ritt in völliger Rüstung heraus Herr Caspar von Fels, Freiherr von Schenkendorf. Es war auch ein Galgen aufgerichtet, daran der Cupido sollte gehenkt werden, mitten in der Bahn; aber die edlen Frauen und Jungfrauen baten ihn los. Da ward er denselben übergeben und zu eigen geschenkt. Alsbald ging das Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Platzen an, und flogen umher mehr als 1000 Raketlein."

Ein französischer Gesandter. Man hat immer behauptet, Napoleon habe einen besondern Blick besessen, die für seinen Zweck brauchbarsten Männer auszuwählen und anzustellen. Daß er sich aber doch auch bisweilen versah, beweist der General **Turreau**, der Gesandter in Washington war, der roheste Mensch, den man sich denken kann. Seine Frau war die Tochter eines Kerkermeisters, die bei irgend einer Gelegenheit seine Flucht aus dem Kerker begünstigt, weshalb er sie zur Frau gewählt hatte. Sein Secretair hatte das einzige Verdienst, daß er täglich ausdauernd auf dem Violoncell spielte, um das Schreien und Jammern der armen Frau zu betäuben, während der Stellvertreter des großen Napoleon sie mit der Reitpeitsche schlug. Diese Mißhandlungen wurden endlich so schrecklich, daß eine Magistratsperson der Stadt wagte, das Heiligthum des Hauses eines Gesandten zu verletzen, die Thüre aufzuschlagen und den Blaubart zu nöthigen, seine Frau aus dem Hause zu entlassen, ja das schriftliche Versprechen zu geben, ihr ein standesmäßiges Auskommen zu sichern. Er gab aber nie einen Pfennig für sie und die andern Gesandten mußten zusammenschießen, um die Frau wenigstens vor Hunger zu schützen.

Tycho de Brahe. Ein gewisser Gelehrter Jakob Christmann, widerlegte verschiedenes, was Tycho de Brahe von der Sonne und dem Monde geschrieben hatte. Tycho ließ darauf einen scheinenden vollen Mond malen, der, ohne auf das Klaffen des Hundes zu merken, seinen Lauf fortsetzt mit den Worten: nil moror nugas. Was kümmert mich dergleichen Geplauder. — Unter den Portraiten der alten berühmten Astronomen, in seiner Studierstube zu Oranienburg hatte er auch ein Gemälde, worauf seine astronomischen Erfindungen nebst seinem Bildnisse waren, welches einen Zettel zwischen den Fingern hielt mit dem Worten: Quid si fic? gleichsam was dünkt euch von diesen Erfindungen.

U.

Der 21. Buchſtabe im A-B-C und der fünfte Selbſtlaut unſerer Sprache. Man könnte ſagen: „Die fünf Selbſtlaute ſind die fünf Ausrufungszeichen der fünf Sinne, ein jeder Sinn hat ſeine inſtinctive Exclamation. Das Sehen hat das „A", wenn es ſo recht überraſcht wird, z. B. beim Feuerwerk — ſo ruft es aus: „Ah!" — Der Geruch, wenn er angenehm afficirt wird, hat das „E" und ruft: „Eh!" — Das iſt angenehm! — Das Hören hat das „I" und ruft verwundert aus: „I!" — iſt das möglich? — Der Geſchmack hat das „O" — wenn er koſtbaren Wein ſchlürft, ruft er aus: „O!" — das iſt delicat. — Und das Gefühl hat das „U" — wenn es unheimlich afficirt wird, ruft es aus: „Uh!" — das iſt ſchauererregend.

Früher hat man ſtatt u — „v" und „w" geſetzt, z. B. ſtatt Frauen „vrawen"; ein alter Spruch heißt:

Suchst du eine frawe
wähl dir eine brave.

Jetzt ſchreibt man ſtatt „ſrawe" und „trewe" bloß „Frau" und „Treue" — doch wird bei Beiden das „weh" noch verſpürt. Das „u" bedeutet als v auch die Zahl „fünf" — da das X aber zehn bedeutet, ſo heißt der Ausdruck „ein X für ein U machen" eine Falſchheit, oder aus einer 5 eine 10 machen.

M. G. Saphir.

Uebel. Als ein Freund den andern fragte, warum er ein so kleines Weib genommen habe, antwortete der Neuverheirathete: „Von mehreren Uebeln muß man das kleinste wählen."

Ueberdrüssig. Ein Höfling antwortete auf die Frage Ludwig IV., wie viel Kinder er habe? „Vier!" — Der König erneuerte diese Frage öfter, und das vierte Mal erwiederte der Gefragte: „Sechs!" — „Was," rief der König überrascht, „sechs? Sie haben ja erst vor Kurzem vier gesagt?" — „Sire," versetzte der Höfling, „ich glaubte, Ew. Majestät würden es überdrüssig sein, immer dasselbe zu hören."

Ueberflüssig. Eine Dame in Hamburg fragte in einer Gesellschaft den Consul eines kleinen deutschen Staates: „Wer ist der Herr dort mit dem bräunlichen Gesichte?" — „Das ist ein überseeischer Consul," lautete die Antwort. „Ein überseeischer?" fragte die Dame weiter, „und was sind Sie für Einer? wohl nur ein überflüssiger."

— Eine Compagnie Fußvolk, die eine Reihe von Bagagewagen zu decken hatten, sah sich von dem Angriff eines überlegenen Trupps leichter Reiterei bedroht. „Nur Courage!" — rief der Hauptmann — „sie sind nicht stärker als wir; laßt sie nur heran, und dann nehme ein Jeder seinen Mann!" — „Ich nehme ihrer zwei" — erwiederte der tapfere Flügelmann — „einen mit der Kugel, den andern mit dem Bajonett." — „Gut", so bin ich überflüssig!" sagte der hinter ihm stehende Soldat, und lief davon.

Uebergeben. Ein Lehrer trug seinen Schülerinnen ein Kapitel aus der Geschichte vor. Er erzählte eben, wie im siebenjährigen Kriege 1700 Sachsen von dem König von Preußen so eng eingeschlossen wurden, daß sie sich sammt und sonders haben übergeben müssen. — „Alle 1700 Mann?" fragte eine kleine Zuhörerin. „Womit hatten sie sich denn den Magen verdorben?"

— In einer Gesellschaft forderte eine sehr häßliche Dame, die aber Ansprüche genug machte, einen Dichter auf, ihr folgende in einer Devise gefundene französische Reime auf der Stelle zu übertragen:

Contre Vos charmes on ne se peut défendre,
En Vous voyant, Madame, il faut se rendre!

Der Dichter warf einen flüchtigen Blick auf das Papier, und verdeutschte darauf das Ueberreichte durch diesen kräftigen Doppelsinn:

O Schönste, Deinem Reiz kann niemand widerstreben,
Kaum hat man Dich erblickt, muß man sich übergeben!

Ein Fräulein vertheidigte ihr Geschlecht mit den Worten:

„Bei allen unsern Handlungen zeigt sich ein **Uebergewicht** „des Gefühls." — „Darum fallen Sie auch so leicht," war die Antwort eines witzigen jungen Mannes.

Uebergewicht. Ein Reisender, der auf der Eisenbahn von Leipzig nach Berlin fuhr, sagte zu seinem Begleiter: „Ich trenne mich von Leipzig mit centnerschwerem Herzen!" — „Still, still!" flüsterte ihm dieser zu, „wenn Jemand etwas von der Schwere Deines Herzens erfährt, dann mußt Du am Ende noch 27 Neugroschen für Uebergewicht bezahlen!"

Ueberlaufen. Während des Krieges hatten sich mehrere Soldaten des Abends um ein Feuer gelagert und unterhielten sich von Kameraden, welche desertirt waren. Endlich trat auch ein Tambour, Namens Milch mit heran, um sich zu wärmen. „Marsch!" sagte ein alter Knasterbart, „ich habe immer gehört, wenn die Milch so nahe am Feuer steht, so läuft sie über."

Ueberlisten. In Philadelphia wandten sich zwei Quäker, da diese nie vor Gericht gehen, mit dem folgenden sonderbaren Fall an ihre Gesellschaft: A. ist um eines seiner Schiffe besorgt, das schon lange hätte eintreffen sollen, und begegnete B., einem Wucherer, dem er seinen Wunsch kund thut, das Schiff zu versichern. Sie vereinigen sich darüber und A. geht zu Hause, empfängt aber hier sogleich einen Brief, der ihn mit dem Verlust des Schiffes bekannt macht. Was soll er thun? er fürchtet, daß die Assecuranzpolice nicht ausgefüllt sein möchte, und weiß, daß er verloren ist, wenn B. bald etwas davon erfährt; er schreibt deßhalb an B. auf folgende Art: „Freund B., wenn Du die Police noch nicht ausgefüllt hast, so kannst Du es unterlassen, ich habe von dem Schiffe gehört." Aha! dachte B., der ist gescheidt und will mich um meine Procente bringen, setzt sich also gleich wieder hin und antwortet: „Freund A., Du kommst um eine halbe Stunde zu spät, die Police ist ausgefüllt." A. ist kreuzfidel, B. weigert sich aber jetzt zu zahlen. Wie lautet da der Urtheilsspruch? Sie müssen den Verlust zusammen tragen.

Uebermuth. Die italienische Oper war am kaiserlichen Hofe zu Wien verabschiedet und statt ihrer ein französisches Theater errichtet worden. Die Mitglieder desselben wurden in Schönbrunn aus der kaiserlichen Küche gespeist. Einst ging der Kaiser durch den Saal, wo die Theaterhelden und -Prinzessinnen trefflich speisten. Mit frecher Stirn sprang einer der Helden auf, dem Monarchen ein Glas Wein hinreichend. „Diesen Wein tischt man uns als Burgunder auf! Kosten Sie den Krätzer, kosten Sie," rief der Bramarbas-Heros. Der

Kaiser trank prüfend. „Ja," sagte er, „der Wein ist, wie ich ihn trinke. Aber freilich für Leute Eurer Art ist er zu schlecht. Ihr müßt gleich nach Frankreich gehen, dort werdet Ihr ihn besser finden." Zwei Stunden darauf zeigte ein Kammerdiener der ganzen Gesellschaft an, daß sie einzupacken Anstalt zu treffen habe. Ohne Gnade mußten Alle auf einmal fort. Uebermuth begleitete den Künstlerstolz. Von dieser Zeit an wurde die italienische Oper wieder eingerichtet.

Ueberraschung. Der Bewunderer und Anbeter einer Primadonna, begierig, derselben auf eine eben so galante als ungewöhnliche Weise seine Huldigung darzubringen, schaffte für schweres Geld ein Bouquet blühender Rosen (es war im Winter) an und placirte sich hinter eine der Coulissen, um der Gefeierten unmittelbar nach ihrem Triumphe das Zeichen seines Enthusiasmus zu Füßen zu legen. So steht er, mit gelben Glaceehandschuhen die Hände bedeckt, den Hut in der Hand, hinter der Coulisse, sehnlichst den Aktschluß herbeiwünschend, das Bouquet absichtlich hinter sich haltend, damit nicht ein Seitenblick seiner Angebeteten seine ihr bereitete Ueberraschung verrathe. Ein Spaßvogel, dies bemerkend, schleicht mit eine Scheere bewaffnet hinzu, schneidet alle Knospen und Blüthen leise ab, so daß der Kunstenthusiast nur die Stengel in den Händen behält. Endlich rauscht der Vorhang hernieder, die Primadonna nähert sich ihm und sich graziös verbeugend, überreicht der Gute, als Zeichen seiner Werthschätzung und Verehrung, eine Hand voll Rosenstengel. Man kann sich das Entsetzen des Düpirten und die Heiterkeit der Künstlerin denken.

— Ein ehemaliger Breslauer Student wurde in den Zeitungen aufgefordert, seine Adresse abzugeben, da man ihm ein sehr wichtiges Document zu übersenden habe. Der weiland Studiosus hoffte auf eine Erbschaft oder dergleichen, wandte sich nach Breslau und erhielt umgehend eine unfrankirte — Schneiderrechnung. — Es geht nichts über eine angenehme Ueberraschung!

— Ein junger Mann kam dieser Tage zu seinem Freunde und bat ihn um Himmelswillen, er solle ihm Geld leihen, sonst müßte er (der junge Mann) gleich in's Wasser springen. „Morgen", fuhr er fort, „ist der Namenstag meiner angebeteten Agnes; ich muß ihr da ein kostbares Geschenk machen, denn sie liebt mich gar so sehr, dieses Engelsmädchen!" — „Geld", antwortete der Freund, „gebe ich Dir nicht, aber ein herrliches Geschenk zu ihrem Namensfeste." Er öffnete seinen Schreibtisch und gab dem Liebenden ein — Päckchen Liebesbriefe, welche er im Laufe der vorigen Woche von demselben „Engelsmädchen" erhalten hatte.

Ueberraschung. Fürchterlich brauste der Sturm durch den Wald, und peitschte die Wipfel hundertjähriger Eichen. Blitze durchzuckten die Luft, von ferne dumpf rollte der Donner, schwere Gewitterwolken zogen herauf und durch die zerrissenen Wolken blickte düster der Mond. Da ritt Baron v. Eichenhorst durch den Wald, sein Diener hinter ihm her. Muthig spornte er sein Roß, tief beklommen war seine Brust. Da erblickte er von ferne ein Licht, sprengte kühn darauf los, und bog um die Ruinen einer alten verfallenen Burg. Und hinter vermorschtem und mit Gestrippe bewachsenem Gesteine schlich langsam eine weiße hagere Gestalt herauf und richtete ihren Schritt auf Baron Eichenhorst. „Ha! was begehrst Du?" rief dieser, und sein Haar sträubte sich empor. Da dehnte sich die bleiche Gestalt, seufzte, öffnete langsam den Mund und sprach: „Schaffen's vielleicht Bretzen, Eu'r Gnaden?"

Ueberschrift. Die „Narhalla" brachte die beiden Bildnisse Guttenbergs und Rothschilds mit der treffenden Ueberschrift: „Diesen beiden Männern ist das civilisirte Europa das Meiste schuldig."

Die Blätter für literarische Unterhaltung enthalten eine Notiz über „deutsche **Uebersetzung**" und führen so manche Schnitzer auf, die sich die Herren Uebersetzer zu Schulden kommen lassen, unter anderen den sehr spaßhaften, „daß eine Zeitung in dem Gespräche zwischen Maroto und Moreno den Satz: „les fils de la conspiration" (die Fäden des Komplottes) mit: „die Söhne der Militärverschwörung" wiedergab. — Ein Anderer übersetzte: „Chevaux de frise" mit „Friesische Pferde." Chevaux de frise heißen aber in der Belagerungskunst: „Spanische Reiter!" Ein Dritter übersetzte: „il entra dans la chambre tenant un rat de cave!" „er trat in's Zimmer, eine Kellerratte haltend!" Rat de cave ist eine Art Leuchte oder Blendlaterne. — Einen ähnlichen Bock schoß ein Herr, der aus dem Englischen übersetzte. Er übertrug nämlich eine Stelle, welche heißt: „he rushed out in his half dress" durch: „er stürzte halbnackt hinaus," statt: „er stürzte in seiner Interims-Uniform (half dress) hinaus." —

Uebersetzung. Der Maroccanische Gesandte überreichte unter der Regierung Karls des Zweiten dem Könige eine Adresse, welche folgendermaßen schloß: „Möge der Allmächtige Eure Majestät bis ans Ende der Welt einsalzen!" Der Dolmetscher hatte nämlich in seinem Wörterbuche gefunden, daß conserviren eben so viel heiße, als einsalzen.

— Eine Frau, die gebildet zu sein wähnte, und vorzüglicher

Sprachkenntnisse sich rühmte, half ihrem Söhnlein die vom Hofmeister erhaltenen Aufgaben ausarbeiten. Einst übersetzte sie: Variatio cor meum valde delectat (die Abwechslung vergnügt mein Herz ungemein) — „die Variationen von Herz delectiren mich sehr."

Uebersetzung. Der Magister K... hatte von einem Buchhändler den Auftrag bekommen, die Denkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs XIV. von *** aus dem Französischen zu übersetzen. — Der Buchbinder, der das Original binden mußte, klebte aus Versehen den Titel vor eine ganz neue Reisebeschreibung, und schickte ihm diese. — Der Magister K... übersetzte frisch fort, was er vor sich hatte, schickte einen Bogen um den andern in die Buchdruckerei und fand erst in der Mitte des Buches es nöthig, dem Verleger zu melden: es schiene ihm, daß der Autor ein wenig zu weit aushole.

Uebertreibung. Ein junges Mädchen war so fromm und verschämt, daß sie jedesmal das in ihrer Schlafstube stehende Crucifix bedeckte, wenn sie sich anzog.

Uhr. In B. sind zwei Stadtuhren, die eine bei der Universität, die andere beim Versatzamte. Ein Student, der sehr flott lebte, beklagte sich einst bei einem Uhrmacher, daß seine Uhr schlecht gehe, mit den Worten: „Ich weiß nicht, was ich mit meiner Uhr machen soll, ich richte sie immer nach der Universität, und sie geht meistens nach dem Versatzamte."

— Ein sehr thätiger und arbeitsamer Fürst bemerkte mit Mißvergnügen, daß seine kostbare Taschenuhr oft unrichtig ging, und daß ihm hingegen der Page auf seiner schlechten silbernen Uhr jederzeit die richtige Stunde angeben konnte. Endlich bot er ihm sogar einen Tausch an, den der Page herzensfroh einging. Aber schon nach einiger Zeit bemerkte der Fürst mit Verwunderung, daß die eingetauschte Uhr noch schlechter ging, als die weggegebene und fragte den Pagen um die Ursache. „Ja," antwortete dieser, „Eure Durchlaucht müssen es wie ich machen; ich habe sie alle Stunden nach der Thurmuhr gerichtet."

Nothwendigkeit der **Uhren.** Ein komischer Vorfall soll sich vor Kurzem zu Kaltenleutgeben zugetragen haben. Es ist daselbst gebräuchlich, daß das Glockengeläute um 5 Uhr Morgens den Land- und Arbeitsleuten als Zeichen dient, ihr Tagewerk zu beginnen. Da die Uhren bei den Kaltenleutgebern zu den Raritäten gehören, so ist dieses Glockengeläute ihr einziger Zeitanzeiger. Der Thürmer, welchem das wichtige Amt des Morgen-Annoncirens in die Hände ge-

geben ist, wurde vor mehreren Tagen von dem Schleier Morpheus so verhüllt, daß er sich fast gar nicht loswickeln konnte, und als er endlich erwachte und in seinem Pflichtgefühle vor Allem auf seine Taschenuhr sehend, zu seinem Schrecken erkannte, daß es bereits 5 Uhr, die Zeit des allgemeinen Erwachens, sei, da riß er um so hastiger an der Glocke, als er bereits einige Minuten versäumt zu haben glaubte. Die Glocke tönte laut durch — die Nacht hin, denn es war erst 11 Uhr Nachts, und nur der Umstand, daß des armen Schläfers Taschenuhr gerade auf 5 Uhr stehen geblieben war, und außerdem der Mond die Gegend mit dem dämmernden Lichte erfüllte, rief jenen Irrthum hervor. — Die Glocke erscholl, die Schläfer im Dorfe rissen sich aus den Betten empor, die Mägde beeilten sich die Kühe zu melken, die Arbeiter bewegten sich den Feldern zu, der Hirte war gerüstet, um das Vieh auf die Weide zu treiben, kurz — Alle ließen sich täuschen und glaubten der Tag wäre herangebrochen, obwohl das Ding Manchem etwas sonderbar vorkam. Die Verwirrung ward noch größer, als die Feuerspritzen herbeieilten, welche der hierüber Wachende absandte, weil er im Besitze einer Uhr war, welche die richtige elfte Stunde zeigte, und das Glockengeläute für Feuerlärm hielt. Endlich klärte sich Alles auf, und Kaltenleutgebens Bewohner erkannten zu ihrem großen Mißvergnügen, daß sie um sechs Stunden zu früh aufgestanden waren. Dieser Vorfall dürfte aber wohl den Uhrmachern von Nutzen sein, weil sich nun jeder Kaltenleutgeber seinen eigenen Zeittelegraphen wird anschaffen wollen.

Merkwürdige **Uhren** sieht man im königlichen Schlosse zu Stuttgart. Tritt man in den ersten Saal, springt ein Spitz bellend entgegen, so oft bellend, als es eben an der Zeit ist. Eine andere Uhr stellt eine porzellanene Frau vor, in Lebensgröße und mit Lebensfarben. Der Mund steht ihr offen, und man sieht die zwölf Vorderzähne, die von eins bis zwölf numerirt sind. Des Morgens um sechs Uhr ist der Mund zahnlos. Mit der siebenten Stunde nimmt sie aus einem Toilettenkästchen den Zahn Nr. 1 und setzt ihn ein, sofort alle zwölf bis Abends sechs Uhr, wo der Mund voll ist. Mit sieben Uhr Abends nimmt sie den Zahn Nr. 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Kästchen links, und so fort alle. Morgens sechs Uhr ist sie wieder zahnlos. Die Uhr geht fünf Tage. An einer Wetteruhr kommt, wenn es Regen giebt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es schneien soll, mit einem Mantel, und wenn es ein Gewitter giebt, mit einem Gebetbuche zum Vorschein, und das zwölf Stunden vorher. Eine andere Uhr stellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabackspriese nimmt und so oft niesst, als die Stunde macht.

Zwei **Uhrmacher** stritten sich, wer die größte und ausgebreitetste

Bekanntschaft habe. — „Ich," sprach der Eine, „denn ich habe im vorigen Jahre dem Kaiser von Rußland seine goldene Uhr repariren müssen." — „Was da mit dem Kaiser von Rußland!" entgegnete der Andere. „Zu mir kam Einer, vor dem sich selbst der Kaiser beugen muß." — „Und dieses war?" — „Der Tod." — „Was wollte dieser?" — „Er ersuchte mich, ihm seine Sanduhr auszubessern."

Uhr. Eine arme Familie, welche keine Uhr besaß, richtete sich des Abends immer nach dem ersten Pfeifen des Nachtwächters; zufällig hatte ein Mitglied der Familie eine Taschenuhr gefunden und besah sie eben, als der Nachtwächter pfiff. Da jedoch die Uhr erst drei Viertel auf zehn Uhr zeigte, so rief die alte Mutter, welche dabei stand: „Entweder geht die Uhr nach, oder der Nachtwächter geht vor."

— In Paris ist unlängst ein Mann aus der Provinz auf eine spaßhafte Art zu einer Uhr gekommen. Er war eben im dichtesten Gewühle der sich zur Kasse der Opéra comique Drängenden, als er fühlte, daß ein Mensch seine Taschenuhr entwenden will. Er sucht nach, seine Uhr ist weg. Ohne Lärm zu machen oder Aufsehen zu erregen, wendet er sich um, erfaßt einen hinter ihm stehenden Mann am Arme und verlangt von ihm leise die Rückgabe seiner Uhr. Der Dieb gehorcht und eilt, so schnell er kann, von dannen. Herr J., so hieß der Provinzbewohner, nimmt ruhig seinen Sitz ein und ergötzt sich am Spiele des Schauspielers Chollet im „Postillon von Lonjumeau." Nachdem das Theater geendigt, kehrt er nach seiner Wohnung zurück; doch wie groß ist sein Erstaunen, als er seine Uhr über dem Kamine hängen sieht. Er hatte sie zu Hause vergessen. In seiner Tasche findet er eine zweite; diese hatte der Dieb einem Nachbar des Herrn J., ohne daß es Jener bemerkte, entwendet und war dabei an Herrn J. angestreift.

— Kürzlich sagte in einer Gesellschaft, in welcher über den Unterschied zwischen Uhren, welche zu schnell oder zu langsam gingen, gesprochen wurde, ein junger Mensch in völligem Ernst: „Wenn eine Uhr immer vierundzwanzig Stunden zu schnell oder zu langsam geht, so macht dieses doch wohl keinen Unterschied?"

Uhr des Herzens. Der verstorbene Erzbischof von Köln ließ sich in seiner letzten Krankheit täglich sein eigenes schönes Lied, das man in seinem Nachlasse findet, durch die Pflegerin vorsagen:

„Stell' himmelwärts, stell' himmelwärts
Wie eine Sonnenuhr Dein Herz!

Denn wo das Herz auf Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob' in dieser Zeit,
Und hält sie bis in Ewigkeit;
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth
Bis zu dem letzten Stündlein gut,
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herrgott auf!"

Das Unglück, eine **Uhr** zu haben. So lange der Mensch keine Frau und keine Uhr hat, ist er ein freier, sorgenloser Mensch. Von dem Augenblicke an, als man heirathet oder sich eine Uhr kauft, ist man nur ein halber Mensch; das Weib, die Uhr ist die andere Hälfte. Von dem Augenblicke an, als man eine Uhr hat, ist eine ewige Unruhe an der Uhr, in uns. Zu der Uhr braucht man eine Kette, zu der Kette Breloques, Siegel, ein Spiel-Petschaft. Von dem Augenblicke an, als man eine Uhr hat, weiß man nie, wie viel Uhr es ist. Alle Woche zweimal zum Uhrmacher, der Uhrmacher fühlt ihr den Puls, ordinirt Dampfbäder, Aderlässe, Senfteige u. s. w. Man bekommt sie zurück. Früher ging sie um eine halbe Stunde zu früh, jetzt geht sie um eine halbe Stunde zu spät. Neues Consilium. Neue Vesikanzen, neue Bandagen. Endlich steckt Ihr sie fröhlich ein, da bricht das Glas. Abends kommt man ermüdet nach Hause, wirft die Uhr in irgend einen Winkel, des Morgens ein panischer Schrecken: Meine Uhr, wo ist meine Uhr? Man geht auf's Land, man muß die Stunde genau wissen, wann man Abends zurück sein muß; man sieht nach der Uhr — man hat vergessen sie aufzuziehen! — Man will sie aufziehen, der Uhrschlüssel paßt nicht! — Geht man im Gedränge, neue Angst, neue Sorge, daß einem die Uhr gestohlen wird. Ist man irgendwo geladen, gleich kommt ein ungezogener Junge, ein Knabe: „Deine Uhr, laß mich Deine Uhr sehen!" Er springt mit den schmutzigen Schuhen auf uns herauf, um unsere Uhr zu sehen. Geht man eilig auf der Straße, da kommt ein Schulknabe: „Ich bitt', wie viel Uhr ist?" Kurz, wer eine Uhr hat, der hat keinen ruhigen Augenblick mehr, und es ist ein anagrammatisches Fatum darin, daß „Uhr" eine zerrissene „Ruh" ist! (Hum.)

Eine wohlfeile **Uhr.** Die Orientalen — erzählt Miß Roberts in ihrer „Reise in Indien" — messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens. Fragt man Jemanden, wie viel Uhr es ist, so stellt er sich sogleich in die Sonne, hält sich gerade und beobachtet, bis zu welcher Stelle sein Schatten sich erstreckt; dann mißt er mit seinen

Füßen die Länge des Raumes, den derselbe einnimmt, und wird dadurch in Stand gesetzt, die Stunde mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Auch wünschen die Arbeiter lebhaft, die Länge des Schattens ankommen zu sehen, welche den Augenblick anzeigt, da sie die Arbeit verlassen können. Daher sagt ein Mensch, der müde ist: „Wie lange es doch dauert, ehe mein Schatten kommt!" Wenn man Einen fragt, warum er nicht früher gekommen ist, so antwortet er: „Weil ich auf meinen Schatten wartete." In dem siebenten Capitel und zweiten Verse von Hiob steht geschrieben: „Wie ein Knecht sich sehnet nach seinem Schatten, und ein Taglöhner, daß seine Arbeit aus sei."

Uhren-Dieb. Ein Jude schlich sich des Morgens in einem Wirthshause in das Zimmer eines dort eingekehrten Reisenden, öffnete leise die Thür, und als er den Fremden schlafend glaubte, nahete er sich dem Tische, auf welchem dessen Uhr lag, und suchte sich unbemerkt wieder zu entfernen. Der Reisende hatte aber nicht geschlafen, sondern sich nur so gestellt. Als der Jude sich daher der Thür näherte, sprang er rasch aus dem Bette, ergriff den ungebetenen Besucher bei dem Arme und rief nach Hülfe. Ein Marqueur aus dem Wirthshause kam sogleich herbei, der Jude wurde festgehalten, man durchsuchte sogleich seine Taschen und lieferte ihn in ein Gefängniß ab. Hier wurde er nun über den ganzen Vorfall verhört. Läugnen konnte er die That nicht, er beantwortete also nachstehende Fragen folgender Gestalt: „Ist Er oben in der Stube des Reisenden gewesen?" — „Ja!" — „Hat Er diesen dort schlafend gefunden?" — „O ja!" — „Hat Er ihm die Uhr genommen?" — „Das kann ich nicht läugnen." — „Hat Er damit aus der Stube gehen wollen?" — „Auch das hat seine Richtigkeit." — „Nun so ist es klar, daß Er sie hat stehlen wollen." — „Gott behüt'! wie können Sie das sagen? Ich habe nur hinuntergehen und dem Schmul, der unten stand, zeigen wollen, was die Zeit sei. Hätte man mich ruhig hinuntergehen lassen, so hätt' ich sie gewiß wieder heraufgebracht, — aber man hielt mich fest."

Nichts an der **Uhr.** Jemand fragte eines Tages nach zwölf Uhr, wie viel es an der Zeit sei. — „Wenig oder nichts." — „Wie so denn?" — „Es ist noch nicht Ein Uhr, und weniger als Eins ist nicht viel mehr als Nichts."

Die ruhende **Uhr.** Ein Jude verhandelte an einen Förster eine silberne Sackuhr und versicherte dem Käufer auf Ehre, daß sie sehr gut gehe. Derselbe bemerkte jedoch, als er Abends mit der Uhr nach Hause gekommen war, daß sie, obgleich er sie unlängst aufgezogen hatte, stehen geblieben sei. Entrüstet über den Betrug eilte er des

andern Tages zum Juden, um ihn darüber zur Rede zu stellen. — „Gott's Wunder!" erwiederte dieser, „warüm süll dous ä Fehler sein? Wenn Se werden gaihn, Herr Förster, än ganzen Tag auf de Jagd, werden Se doch aach sein froh, wenn Se künnen ä klain wenig ausruhen."

Liebe der **Uhu's** zu ihren Jungen. Mehrere Jahre lang wohnte ich auf einer Meierei in Südermannland in der Nähe eines steilen Berges, auf dessen Gipfel zwei Uhu's ihr Nest hatten. Eines Tages, im Monat Juli, war eines von den Jungen aus dem Neste geflogen und von meinem Diener gefangen worden. Man sperrte diesen Vogel in einen großen Hühnerkorb ein, und den Morgen darauf fand ich ein junges Rebhuhn todt vor der Thür des Korbes liegen. Ich schloß sogleich, daß die alten Uhu's dieses Futter dorthin gebracht hätten, welche in der Nacht unstreitig ihr Junges suchten und durch das Geschrei desselben von seinem Aufenthaltsorte benachrichtigt worden waren. Dieß war wirklich der Fall; denn vierzehn Tage lang bemerkte ich jede Nacht dieselbe Fürsorge der Alten für ihr Junges.

Erzwungene **Umarmung.** Voll Verzweiflung verschmäheter Liebe legte ein Spanier in der Wohnung seiner grausamen Angebeteten des Nachts Feuer an und eilte sogleich, sie von der Gefahr zu benachrichtigen, damit er sie wenigstens so lange in seinen Armen hielte, als nöthig wäre, sie aus dem Feuer zu retten.

Umgekehrt. Einige Mitglieder der kürzlich am Hamburger Thalia-Theater gastirenden englischen Schauspieler-Gesellschaft, welche sich als von den ersten Theatern London's ankommend annoncirten, gingen in einen sogenannten Austernkeller und ließen sich Porterbier geben. „Dieses Bier," sagte einer der Künstler zu dem andern mit Kennermiene, „ist nicht von London, sondern aus der Provinz." — „Entschuldigen Sie, meine Herren," entgegnete der geärgerte Wirth, der zufällig Englisch verstand, „dieses Bier ist von London, allein Sie sind aus der Provinz."

— Einst kamen einige von den unzufriedenen norwegischen Bauern nach Kopenhagen, um bei dem Könige Vorstellungen wegen einer neuen Auflage zu machen. Der König kam ihnen mit der leutseligen Frage zuvor: „Was wollt Ihr, meine Kinder?" — Die treuherzigen Bauern antworteten: „Vater, von Dir wollen wir Nichts, wenn Du nur Nichts von uns wolltest!"

Umsehen. Matthisson hatte auf einer Reise einen Lohnlakaien, der bei jeder Gelegenheit eine enthusiastische Vorliebe für

schöne Gegenden äußerte. — „Zwischen Meißen und Dresden besonders hab' ich die Gegend so schön gefunden," versicherte er, „daß mir acht Tage lang der Hals davon weh gethan hat." — „Von der schönen Gegend?" fragte Matthisson. — „Ja, das kam vom vielen Umsehen!" erhielt er zur Antwort.

Unähnlich. Ein Dorfrichter, der nicht eben in Betreff seiner Richtersprüche als ein zweiter Salomo galt, erzählt der „Globe," ließ sich malen und hing sein Portrait in seinem Geschäftszimmer auf. An einem Markttage, als eben eine große Anzahl seiner Clienten bei ihm war, forderte er dieselben auf, ihm ihre Meinung über das Portrait mitzutheilen. Der Chor des Beifalls und der Bewunderung würde allgemein gewesen sein, hätte nicht ein Pächter kritische Scrupel empfunden und dieselben mit Stentorstimme laut werden lassen, indem er ausrief: „Beim Himmel, keine Aehnlichkeit! kein Gedanke!" Die Schmeichler, nicht wenig ob so kühner Rede verblüfft, verlangten zu wissen: warum. „Wie?" begann er, indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm und mit pfiffigen Blicken das Bild betrachtete: „Bemerkt Ihr nicht, daß er die Hand in seiner Hosentasche hat? Und Ihr sprecht von Aehnlichkeit, Ihr, die Ihr am besten wißt, daß er seine Hand stets in eines Andern Tasche hat?"

Tages-Unannehmlichkeiten des Lebens. Kleines ist oft die Ursache großen Aergers. Man ärgert sich, daß Winziges oft im Stande ist, zu erzürnen, und erzürnt sich deßhalb über jede Kleinigkeit. Es giebt aber auch nichts Zuwideres, als die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des Lebens, die einem fast jeden Tag begegnen. Und da doch fast alle Menschen diese galleerregenden Zufälle ertragen müssen, so sollte füglich das Sprüchwort: dazu gehört eine Roßnatur, abkommen, und eine Menschennatur dafür hinzugefügt werden. Zu den ärgerlichsten dieser Tagesübel gehören unstreitig folgende Beispiele: Wenn man mit einem Leuchter das Zimmer verläßt, und die Lichtscheere fällt hinunter. — Wenn man eine Dame grüßt, und sie bemerkt es nicht. — Wenn man seinen Mantel aufhängen will, das Schleifchen aber abgerissen ist. — Wenn man irgendwo graziös vorübersteigen will und stolpert. — Wenn man in einer Gesellschaft mit oder ohne Ursache erröthet. — Wenn man schnell geht, und es wird ein Wagen aus einem Hausthore gezogen, wodurch man aufgehalten ist. — Wenn sich Zwei begegnen, und Jeder auf gleicher Seite ausweichen will. — Wenn der Wind das Parapluie umkehrt. — Wenn ein Holzweib vor einem die Stiege hinaufgeht. — Wenn aus Complaisance Zwei zugleich Etwas aufheben und sich die Köpfe an einander stoßen. — Wenn man sich höflich empfiehlt und rumpelt gegen die Thür. — Wenn man Etwas in's Ohr gesagt bekommt,

und man versteht es nicht. — Wenn man ein Licht putzen will, und man löscht es aus. — Wenn man starken Hunger hat und verbrennt sich den Mund. — Wenn man sein Schnupftuch vergessen hat. — Wenn man zugleich sprechen und niesen soll. — Wenn man das Gähnen verbergen muß. — Wenn man Etwas aufhebt, während des Aufhebens aber etwas Anderes fallen läßt. — Wenn einem am Tische ein Trunk unrecht in die Kehle kommt, und man sich durch die Nase Luft machen muß. — Eine Unannehmlichkeit giebt es, wodurch der werthe Leser der Unannehmlichkeit überhoben gewesen wäre, diese Unannehmlichkeiten lesen zu müssen, und das wäre: wenn ich am Schlusse dieses Aufsatzes anstatt des Streusandes die Tinte erwischt hätte.

Unartig. Ein kleines niedliches Mädchen, das neulich in einer Theaterloge zu Leipzig still und sittsam neben ihrer Tante saß, horchte aufmerksam dem Gesange zu; als aber die Sängerin in ein Furioso überging, konnte sich die Kleine nicht halten und rief sehr naiv: „Ach, jetzt wird sie auf einmal recht unartig!"

Unbegreiflich. Eine schön, aber etwas corpulent gebaute Dame erregte die Aufmerksamkeit eines Dandy in so hohem Grade, daß er sich nicht entblödete, die volle runde Schulter zärtlich zu berühren und auszurufen: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und schön!" — „Aber unbegreiflich!" entgegnete schnell und indignirt sich abwendend die Dame.

Undank. Ein spanischer Landedelmann rächte sich eines Tages auf eine äußerst seltsame Art wegen der Undankbarkeit eines Favoriten Carl's V. Dieser Edelmann hatte dem Herrn de Chievres (so hieß der Favorit) mit dem schönsten Maulesel, der im Königreiche zu finden war, ein Geschenk gemacht. Er war mit prächtigem Sattel und Zeuge versehen, und der Favorit schien ein großes Vergnügen darüber zu haben. Als einige Tage darauf der Herr de Chievres am Fenster stand, um frische Luft zu schöpfen, und mit einem seiner Freunde sprach, sahen sie diesen Maulesel vorbeiführen. Der Freund, dem Alles an diesem Thiere gefiel, fragte, woher er es hätte, und Chievres antwortete, daß er es nicht mehr wisse. Der Edelmann, der ihm denselben geschenkt hatte, war zugegen; es verdroß ihn auf's Aeußerste, was er da hörte, und er ging mit dem heimlichen Vorsatze weg, den Undankbaren, dem er sich zu verbinden gesucht hatte, es empfinden zu lassen. Er ließ demnach in der ganzen Stadt herum Zettel anschlagen, auf welchen stand, daß binnen der und der Zeit ein Maulesel verloren gegangen sei; er beschrieb ihn so genau, daß ein Jeder, der ihn zu sehen bekam, ihn sogleich erkennen mußte. Man erfuhr gar bald am Hofe, daß der verlorene und öffentlich angeschlagene

Maulesel eben der wäre, womit der Herr de Chièvre groß that, welches denn eine Zeit lang Gelegenheit gab, auf seine Unkosten zu lachen.

Bis jetzt Unerhörtes. Ein Gelehrter, Naturforscher, Astronom u. dgl., der durch allgemeine Anerkennung der Fortschritte, die er der Menschheit in seinen Werken schenkt, im Pekuniären so weit kommt, daß er eine Wohnung im vierten Stockwerke jenes Hauses bestreiten kann, das eine Tänzerin en vogue in zwei Jahren sich ertanzt hat.

Unerschrockenheit. Die Marquise Gafforio könnte in der Geschichte von Corsika für das gelten, was die Gräfin Montfort in der bretagnischen ist. In Abwesenheit des Generals Gafforio wollten die Genueser seinen Palast erstürmen und seine Gemahlin aufheben. Die beherzte Dame verschanzte sich aber und bestand eine Belagerung von mehreren Tagen. Da schon ein Theil der Corsen, die sie an sich gezogen hatte, und von denen sie in ihrer Vertheidigung unterstützt wurde, getödtet war, und die anderen kleinmüthig zu werden und von Capitulation zu sprechen anfingen, ergriff die Marquise, im Zorne über ihre Feigheit, eine brennende Lunte, stieg damit in die unterirdischen Gewölbe des Palastes, wo einige Pulverfässer lagen, und ließ ihren Vertheidigern drohen, daß sie sich sammt ihnen in die Luft sprengen würde, wenn sie auf die Genueser zu feuern aufhörten. Die Corsen kannten ihre Unerschrockenheit zu gut, um ferner an Uebergabe zu denken, und erhielten schleunige Hülfe durch die Zurückkunft des Generals.

— Gonsalvo von Cordova, Oberfeldherr im Dienste Ferdinand's V., Königs von Arragonien, hatte das Unglück, daß während des Gefechtes mit dem Feinde ein spanisches Pulvermagazin aufflog. Ohne darüber des Geistes Gleichgewicht zu verlieren, rief er: „Nur d'rauf los, wackere Streiter, der Sieg ist unser. Die Vorsehung giebt uns ein Zeichen, daß wir kein Pulver mehr nöthig haben.“ Gonsalvo's Unerschrockenheit ging auf seine Krieger über, und — der Feind ward geschlagen.

Ein **Ungar** wettete, er werde zehn Speckknödel essen. Er brachte aber nur neun Stück hinunter. Da sah er das zehnte auf dem Teller ergrimmt an und sagte: „Ischtem, hätt' ich g'wußt, daß Du bleibst übrig, hätt' ich Dich g'fressen zuerst.“

Ungelegenheit. „Ihr Degen macht mir viel Ungelegenheit!“ sagte ein Officier zu einem Studenten, der ihm auf dem Parterre mit seinem Degen oft an den Fuß kam, mit sehr martialischer Miene.

„Der verzweifelte Degen!" erwiederte der Student mit verstelltem Unwillen: „er hat schon Manchem Ungelegenheit gemacht!"

Ungeräumt. Was ist geräumt, und was ist ungeräumt? Tod — Brod, das reimt sich; ungeräumt aber ist es, daß Mancher den Tod findet, weil er im Leben nicht sein Brod gefunden hat. — Geld — Welt, das reimt sich; ungereimt aber ist es, daß das Geld in der Welt das Ungereimteste zusammenräumt. — Thor — vor; das kommt Jedem geräumt vor; wie ungereimt kommt es aber vor, wenn ein Thor einem Klugen vorkömmt.

Ungereimt. Die durch ihre anmuthigen Gedichte bekannte Frau von Ch. hatte einst einen Rechtsstreit mit einer andern Dame. Beide erschienen persönlich vor Gericht, und Frau von Ch. hatte mehrere ihrer literarischen Freunde zur Begleitung. Der Anwalt der andern Dame sagte höhnisch zu ihr: „Meine Gnädige! Sie haben den Reim auf Ihrer Seite, und wir die gesunde Vernunft auf der unserigen." — Sogleich erwiederte sie: „Nun, so werden wir also unsere Sachen weder ungereimt noch unvernünftig vortragen."

Ungeschoren. Im Anfange der Regierung Friedrich's II. hatte ein reicher Jude in Berlin, mit Namen Ephraim, einen unvertilgbaren Haß auf einen andern Juden, Namens David Posen, geworfen, weil er ihm in mancher Handelsunternehmung in den Weg gekommen war. Der Jude Posen erlaubte sich nun eine damals große Emancipation, sich den Bart scheeren zu lassen, und Ephraim benutzte diese Gelegenheit, seinen Feind zu chicaniren. — Er verklagte ihn bei dem Oberrabiner, daß er, gegen die Sitte des jüdischen Volkes, den Bart sich abnehmen ließe, und es wurde ihm bei Strafe angedeutet, künftig den Bart wachsen zu lassen. Den Juden Posen verdroß dieser Befehl, und er suchte daher bei dem König Friedrich unmittelbar die Erlaubniß nach, sich nach wie vor den Bart rasiren lassen zu dürfen. — Friedrich schrieb aber an den Rand der Vorstellung: „Der Posen soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen."

Ungezogen. Zu der Ankunft eines Amtmanns in seinem Gerichtsbezirke hatten die Bauern der Gegend mehrere Festlichkeiten veranstaltet. Bis auf eine halbe Stunde vom Dorfe zogen sie dem neuen Herrn entgegen, dessen Wagen sie kaum erblickt hatten, als sie darauf einstürmten, um ihm die Pferde auszuspannen und ihn im Triumphe nach dem Amthofe zu ziehen. Der gefeierte Herr, ein sehr massiver und plumper Kumpan, fand diese Ehrenbezeigung lästig und verbat sich dieselbe mit einigen harten Schimpfworten, die er zum Wagen herausdonnerte; da aber die ehrlichen Landleute sich nicht abwei-

sen lassen wollten, theilte der entrüstete Amtmann mit einer langen Hetzpeitsche unter seine lieben Unterthanen mehrere tüchtige Hiebe aus, von denen einige dem Herrn Cantor zwischen die Sonntagsperücke fuhren. „Halt, Leute!" rief der Koryphäus, „spannt die Pferde wieder an; seht Ihrs denn nicht deutlich, daß der Herr Amtmann ungezogen sein will?"

Ungezogen. Ein Collecteur hielt Jemandem auf der Straße ein Lotterieloos hin, mit den Worten: „Nehmen Sie schnell, morgen wird Ihr Glück gezogen!" — „Ich bin mit meinem ungezogenen Glück ganz zufrieden," war die Antwort.

— „Ach!" rief unlängst ein Hausvater, der viel Verdruß mit seiner Familie erlebte, und viel Geld in der Lotterie verspielt hatte, „ich sehe leider, daß meine Kinder und meine Nummern immer ungezogen bleiben."

Der **Unglaube.** Ein Engländer hatte es sich zum Gesetz gemacht, nichts von dem zu glauben, was ihn hätte traurig oder mißmuthig machen können; wenn man ihm daher eine unangenehme Nachricht hinterbrachte, so versicherte er immer, es sei nicht wahr. — Einst besuchte ihn ein Holländer, auf den der Lieblingshund des Engländers gleich beim Hereintreten ins Zimmer zusprang und ihn in den Fuß biß. — „Fürchten Sie nichts," sagte der Engländer, „mein Hund beißt niemals." — Der Holländer hob seinen Stock in die Höhe und gab dem Hunde einige tüchtige Hiebe mit den Worten: „Fürchten Sie nichts, Mylord, ich schlage nie einen Hund."

Unglücksbote. Auf der Universität zu Leipzig studirte ein junger Edelmann. Unverhofft trat ein alter Diener seines Vaters in die Stube. Der Junker rief voll Freuden: „Grüß Dich Gott, alter Peter! wie gehts zu Hause? Ist nichts Neues vorgefallen?" — „Eben nicht so gar viel, junger Herr!" antwortete Peter; „unser alter Rabe ist abmarschirt." — „So! um das Luder ist wenig Schade. Woran ist er denn gestorben?" — Peter sagte, daß man ihm zu viel Aas zu fressen gegeben habe." — „Was für Aas?" — „Je nun, von den vier braunen Kutschenpferden." — „Was! sind die auch todt? Was hat ihnen denn gefehlt?" — Peter sagte: „Ich glaube, das viele Wasserschleppen hat ihnen den Garaus gemacht." — „Aber wie kann man so schöne Pferde zum Wasserfahren brauchen, das war höchst dumm." — „Sonst geschah es nicht; aber wie unser Schloß abbrannte, war man wohl gezwungen, sie dazu zu gebrauchen." — „Meines Vaters schönes Schloß, sagst Du, ist abgebrannt? Das ist ein Unglück! O mein Gott! wie kam denn das

Feuer aus?" — „Durch die Fackeln, mit denen man so unvorsichtig umging." — „Was, zum Teufel! machten sie denn im Schlosse mit den Fackeln?" — „Ja, das geschah unglücklicher Weise bei dem Leichenbegängnisse Ihrer gnädigen Mama." — „Lieber Gott!" rief der Junker, „meine Mutter todt und begraben, ohne daß man mir von ihrer Krankheit ein Wort geschrieben hat! Du bist ein unglücklicher Bote, Peter! Das ist mir unbegreiflich." — „Nicht so unbegreiflich, gnädiger Herr! Sie ist vor Aergerniß gestorben!" — „Aber worüber hat sich denn meine Mutter so sehr ärgern können?" — „Je nun, zum Aergern war es allemal, das ist wahr, und einmal richtig. Denn sehen Sie, gnädiger Herr! gesetzt, Ihr Fräulein Tochter bekäme so unter der Hand ein Kleines, würden Sie sich nicht ärgern? He!"

Die theuer bezahlte **Unhöflichkeit.** Der Lederfabrikant Seguin, Erfinder der Schnellgerberei, hatte sich während der Revolutionskriege, in welchen er das Schuhwerk für die französischen Heere geliefert, ein ungeheures Vermögen erworben. Sobald nach der Schreckenszeit Ruhe und Ordnung wieder zurückkehrten, fing er an, einen ungemessenen Aufwand zu machen, und erregte dadurch ein großes Aufsehen in Paris, wo es seit der Zeit Ludwigs XVI. nicht gesehen worden war, daß Jemand, wie es Seguin that, sechs englische Pferde vor seinen Wagen spannte. Es mißfiel dieß Bonaparte sehr, der eben Consul geworden war; indeß gab es kein Gesetz, das einem Bürger der Republik untersagte, mit einem Gespann von Sechsen zu fahren. Der Erste Consul war eines Tages auf der Jagd. Durch ein Versehen waren seine Equipagen nicht bei der Hand, als er nach Hause fahren wollte. Einer seiner Adjutanten erinnerte sich, daß Seguin's Landgut ganz in der Nähe war, und eilte dahin, ihn um seine Pferde für Bonaparte zu ersuchen. Seguin verweigerte diese, und erwiederte ganz keck: „Ich halte mir meine Pferde zu meinem Vergnügen, und nur für mich! Bonaparte mag sich nach seinen Pferden umsehen, wenn er welche braucht." Der Erste Consul wurde sehr zornig, als man ihm diese Antwort hinterbrachte, und fragte, ob dieß derselbe Seguin sei, welcher der Armee das Leder zu Schuhen geliefert, das keinen Stich gehalten habe. Dieß wurde bejaht, und er befahl, daß sofort eine Commission zusammentrete, um die Kriegsrechnungen nachzusehen, wonach ihm über die Lieferungen an Schuhwerk und die dafür gezahlten Summen Bericht erstattet werden solle. Auf den Bericht dieser Commission ward Seguin angekündigt, die Republik habe zwei Millionen Franken an ihm zu fordern, die er sogleich bezahlen möge. Seguin weigerte sich, diese Summe zu entrichten, und ward daher nach dem Gefängniß Pelagie gebracht, da nach den französischen Gesetzen, der Gläubiger seinen Schuldner, wenn dieser nicht zahlt, fünf

Jahre lang kann festsetzen lassen, wo er indeß für dessen Unterhalt sorgen muß, wenn es der Schuldner verlangt. Seguin miethete sich in St. Pelagie eine Menge Zimmer, sah viele Leute bei sich, und lebte auf die vornehmste Weise. Kaum waren aber sechs Monate verflossen, so fand er doch, daß ein Gefängniß, selbst wenn man ein gutes Leben darin führe, immer höchst unbequem sei: er zahlte die geforderten zwei Millionen Franken, und ward sogleich wieder in Freiheit gesetzt.

Auf zwei Universitäten studirt. Ein Mensch, der zwar studirt, aber dennoch nichts gelernt hatte, prahlte gegen einen schlichten Landmann mit Kenntnissen, die er nicht einmal besaß, und da jener eine etwas ungläubige Miene machte, versicherte er, auf zwei Universitäten studirt zu haben. Trocken erwiederte der Bauer: „Ich hatte auch einmal ein Kalb, das sog an zwei Kühen, aber deßhalb wurde es doch nur ein Ochse."

Unmöglichkeit. Ein Schelm wurde wegen mehrerer Verbrechen verurtheilt, daß ihm beide Ohren abgeschnitten werden sollten. — Als man ihn zum Richtplatze geführt hatte, fand der Henker, daß der Delinquent keine Ohren mehr habe. Er wurde darüber sehr unwillig. „Ei was," sagte der Verbrecher lakonisch: „alle Monate können nicht gleich neue wachsen."

Unnachahmlich. Eine Judengemeinde bekam einen neuen Schulmeister, da der vorige gestorben war, und bewillkommte ihn nach alter Gewohnheit mit einem Geschenke von 100 fl., wobei der Jude, der die Anrede hielt, Folgendes sagte: „Hier bringen wir ein kleines Präsentche, sein Se aber so brav wie Ihr Vorgänger, der — hat's nicht angenümmen!" — Der Schulmeister, der das Geld sehr liebte, steckte geschwind die hundert Gulden in seinen Sack, und entgegnete gerührt: „Ich will alles aufbieten, was in meinen Kräften stabt, um meinem Vorjänger zu gleichen, aber s'ist nicht möglich — denn er war a grußer Mann, — a gescheuter Mann, — a unnachahmlicher Mann."

Unschenirt. Francis Egerton, Herzog von Bridgewater, nahm selten Besuche an, obwohl er selbst gern in andere Häuser ging. Als man ihn um die Ursache dessen fragte, antwortete er: „Kommen sie zu mir, so bleiben sie so lange, als es ihnen beliebt; komme ich zu ihnen, so kann ich gehn, wenn es mir beliebt."

Unschicklichkeit. Herr N** wurde zu einem Souper geladen, er erschien, aß aber nichts. Als man ihn nun nöthigte, doch etwas zu

genießen, antwortete er ganz beschämt: „Ei, das geht ja gar nicht an, und das würde ja so aussehen, als ob ich des Essens wegen gekommen wäre.“

Weibliche **Unschlüssigkeit.** In dem Feuilleton eines Pariser Journals erzählt der Vicomte Delaunay: „Wir kennen eine Dame, die überaus unschlüssiger Natur ist, und die, wenn sie in einem reichen Mode-Magazine sich befindet, vor lauter Unentschlossenheit darüber, ob sie diesen oder jenen Stoff, diese oder jene Farbe, dieses oder jenes Muster wählen soll, endlich nach unzähligen Entscheidungen und Wiederrufungen fünfzehn Ellen gewöhnlichen Gros-de-Naples aschgrauer Farbe sich abschneiden läßt. Es scheint ihr am Ende nämlich ein geringeres Opfer, auf alles Schöne, was sie bis dahin gesehen, zu verzichten, als sich noch länger der fürchterlichen Marter ihrer unentschiedenen Wahl auszusetzen. So spaßhaft nun auch diese Unschlüssigkeit ist, wird sie doch noch durch folgenden Charakterzug einer andern Dame übertroffen: Eine Engländerin kam kürzlich zu dem bekannten Juwelier Fossin in Paris, um ein Hochzeits-Geschenk für eine ihrer Nichten zu kaufen. Der Juwelenhändler legte ihr seine schönsten und kostbarsten Schmucksachen vor, und suchte ihr die Vorzüge jedes einzelnen Geschmeides recht anschaulich zu machen. Die Engländerin war voller Bewunderung für die seltenen großen Perlen, die glänzenden Diamanten und die ausgezeichneten Gold-Arbeiten. Ihre Blicke können sich kaum trennen von der Pracht und der geschmackvollen Anordnung der Sachen. Endlich ruft sie: „Ah, jetzt weiß ich, was ich ihr schenken werde“ ..... „Diese Halskette vielleicht, Madame?“ — „Nein!“ — „Diese Ohrgehänge?“ — „Nein!“ — „Dieses Armband?“ — „Nein, ich werde ihr in London einen Wagen kaufen.“

Verläugnete **Unschuld.** „Sie sind die Unschuld selbst, liebes Kind,“ sagte der Rath Valentin zu Aurora, dem weißgekleideten Töchterlein eines Negocianten, das nicht mehr ganz unerfahren war. „Ach, das sagen Sie nur!“ erwiederte erröthend die Schöne.

Unsterblichkeit. Auch wir werden einst, wie Saamenkörner die dem Schooß der dunkeln Erde anvertraut wurden, auch wir werden uns wie sie aus dem Grabe erheben, und empor blühen in die Welt des ewigen Frühlings. Dort umpfangen uns reinere Lüfte, und in einem milderen Sonnenscheine werden die Keime sich fröhlich entfalten, die hier so oft kaum zur Blüthe, fast nie zur Frucht gelangen konnten.

Caroline Pichler.

Unterhaltung. Ich sah drei alte Herren in einem Gasthause

neben einander an einem Tische sitzen, der Eine spielte immer mit seiner Dose und mit seinem Hunde, der Zweite drehte Brodkügelchen und machte aus seiner Serviette Figuren, der Dritte lächelte und spielte mit seinen Daumen und: Ja ja! — so geht's! — Schlechtes Wetter heute wieder! — waren die einzigen Worte, die ich von den Dreien hörte. Nach einer Stunde endlich bezahlten sie ihre Zeche, standen auf und gingen — und einer davon sagte zu den Andern: „Gute Nacht, meine Herren! ich glaube, wir sollten morgen um eine Stunde früher zusammen kommen, weil wir uns heute so gut unterhalten haben.

Berliner **Unterhaltung.** (Zwei Handwerker begegnen sich.) A. Nanu, wat sagst'n nu? — B. Wo so? — A. Nu is Er da! — B. Ja! nu is er da. — A. Nanu? — B. Nanu? — A. Na, was wird'n nanu? — B. Nanu? na wat wird nanu! Wat soll'n nanu werden? — A. Na, nu er da is? — B. Na nu is er da. — A. Also des is Dene Ansicht? — B. Ja! — A. Meine ooch (geht ab) Adje!

Unterschied. Ein beliebter Dichter wurde zu einem Gastmahle geladen, bei welchem er einem jungen Doctor der Rechte gegenüber zu sitzen kam. Der für seinen Witz eingenommene Doctor glaubte, Jedem etwas anhängen zu dürfen. Nachdem er recht tapfer poculirt hatte, fiel es ihm ein, da eben das Gespräch von Dichtern war, den gegenüber sitzenden Dichter zu fragen: was für ein Unterschied zwischen einem Narren und einem Dichter wäre? — „Der Tisch," antwortete der Dichter.

Ein kleiner **Unterschied.** Ein Officierbursche wurde von einem seiner Collegen gefragt, wie er mit seinem Herrn auskomme. „Ganz vortrefflich," war die Antwort, „wir leben auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander. Wir klopfen uns gegenseitig alle Morgen den Rock aus, nur mit dem Unterschiede, daß ich den meinigen anbehalte."

Unterschied. Johann Freiherr von Beck (gest. im Jahre 1648) brachte es durch Tapferkeit und Glück vom Postillon zum königlich spanischen Feldmarschall und Gouverneur des Herzogthums Luxemburg. Denkwürdig, neben seinen Thaten, ist die Antwort, die er einem Manne von großer Herkunft, aber ohne Verdienste, gab, als dieser in einem Wortwechsel ihn an den Stand erinnerte, von dem er ausgegangen war. „Ich läugne es nicht," sagte Freiherr v. Beck, „ich bin Postillon gewesen; der Unterschied zwischen uns Beiden ist nur, daß ich jetzt Feldmarschall bin, und Ihr an meiner Stelle Postillon geblieben wäret."

Unterschied. Eine schöne und galante Schauspielerin machte einem sehr vorzüglichen, aber auch sehr verschwenderischen Schauspieler eine ernsthafte Vorstellung über seine Unwirthschaft. „Ich habe nur halb so viel Gage, als wie Sie, und keinen Heller Schulden." — „Ja, Madame," erwiederte der Schauspieler, „zwischen mir und Ihnen ist auch ein großer Unterschied. Was Sie reich macht, macht mich arm."

— Eine schöne Frau spielte mit ihrer Taschenuhr und sagte in einer Weile zu ihrem Nachbar: „Was glauben Sie wohl, welch' ein Unterschied zwischen mir und meiner Uhr ist?" Der galante Nachbar versetzte schnell: „Die Uhr zeigt die Stunde an, und Sie machen sie vergessen."

Sinnvolle **Unterschrift** in drei Sprachen. Der große Feldherr Prinz Eugen von Savoyen pflegte sich immer in drei Sprachen zu unterschreiben, nämlich: „Eugenio von Savoye." Als ihn die Marquise von Prio einst um die Ursache fragte, antwortete der Prinz: „Es geschieht, um zu zeigen, daß ich ein dreifaches Herz habe: das Herz eines Welschen gegen meine Feinde, das Herz eines Deutschen gegen meine Freunde, und das Herz eines Franzosen für meinen Monarchen." Kaiser Carl VI., welchem diese Rede hinterbracht wurde, that einige Zeit später an den Prinzen eben diese Frage und bekam folgende Antwort: „Sire! ich habe Welschland mein Leben, Deutschland mein Glück und Frankreich meinen Ruhm zu verdanken."

Unterthans-Treue. Franz I., König von Frankreich, war noch in Spanien gefangen, als der Herzog von Bourbon, sein Unterthan und Verräther, den prachtvollsten Einzug in Toledo hielt. Aber ungeachtet Kaiser Carl V. diesen Prinzen auf alle Weise mit zuvorkommender Gnade überhäufte, so bezeigten doch die Spanier ihren Unwillen, vor allen der Marquis von Villena. Der Kaiser ersuchte den Letzteren, dem Herzoge seinen Palast so lange zur Wohnung zu geben, als der Hof zu Toledo sich aufhalten würde. Der Marquis fügte sich dem Verlangen des Kaisers, setzte aber sogleich hinzu: „Ew. Majestät belieben Sich aber dann nicht zu wundern, wenn ich den Palast, sobald der Herzog ihn verlassen hat, niederreißen lasse." — Der Kaiser fragte ihn betroffen, was er damit sagen wolle. — „Ich bin ein treuer Unterthan," gab der Marquis zur Antwort, „und unter dem Dache, unter welchem ein Verräther gewohnt hat, soll kein ehrlicher Mann schlafen."

Rache für **Untreue.** Eine Opernsängerin, aus Spanien gebürtig, die eine kleine Stumpfnase, große Ohren und den Rock stets

aufgeschürzt hatte, sonst aber nicht ohne Grazie war, ward ihrem Liebhaber untreu. Um sich zu rächen, ließ er Nachstehendes in den öffentlichen Blättern abdrucken: „Zehn Ducaten sind zu verdienen! Es ist eine kleine spanische Hündin verloren gegangen, mit weißen Haaren, großen und feurigen Augen, einer aufgeworfenen Stumpfnase und die den Schwanz sehr hoch trägt. Wer sie aufgegriffen hat, kann sich in dem Intelligenz-Comptoir melden, wo er obige Belohnung ausgezahlt erhalten wird."

Untröstlich. Wer an eine Vorsehung glaubt, wird nie untröstlich sein. Das sehen wir an jungen schönen Wittwen. Sie sehen den Tod ihres alten Mannes als ein Kreuz an, das ihnen der Himmel zur Prüfung zuschickt, und überlassen es der Vorsehung, ihnen einen jüngern in die Arme zu führen.

Unvergleichlich. Man nannte einmal einen Advocaten, der sich nie zu einem gütlichen Vergleiche verstehen wollte, einen ganz unvergleichlichen Advocaten.

Unvernunft. Die Frau eines reichen Mannes kam in eine Kirche, um einen berühmten Prediger anzuhören, allein da sie zu spät kam, fand sie keinen Sitz. „Man hätte die Stühle," sagte sie laut, „vermiethen und für jeden einen Thaler verlangen sollen!" Eine geistreiche Dame, die dieß hörte, drehte sich um und sagte: „Madame, es scheint, daß Sie mehr Thaler, als Verstand haben."

Unvorsichtig. Wegen einer feigen Handlung wurde über einen irländischen Officier Kriegsrecht gehalten. Er wurde dann gefragt, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen hätte, und sagte hierauf dreist: daß er nicht aus Furcht vor dem Feinde geflohen sei; er würde sich auch nicht scheuen, dem Tode überall unter die Augen zu treten, wenn er sich nicht schon von Jugend auf vorgenommen hätte, zu beobachten, wie lange das Lumpenleben eigentlich dauern könnte, wenn man es nicht unvorsichtig abnutzt.

Der Schauspieler **Unzelmann** vom Nationaltheater zu Berlin reis'te im J. 1810 nach Königsberg, um dort einige Gastrollen zu spielen. Die dortige Theaterdirection untersagte ihm alles Improvisiren, wodurch er oft in Berlin die Zuschauer belustigte. Unzelmann fügte sich in die Anordnung, so schwer es ihm auch wurde. Als aber ein Pferd, das man bei der Vorstellung eines Stückes auf die Bühne gebracht hatte, mitten auf den Brettern zu großer Bestürzung der Direction seinen Mist fallen ließ, wandte sich Unzelmann plötz-

lich zu dem Pferde: „Hat Dir die Direction nicht verboten, zu improvisiren?“

Urlaub. Ein eben nicht sehr fleißiger Beamter erbat sich einen Urlaub. Er wurde ihm bewilligt. Als er ihn angetreten hatte, untersuchte sein Vorgesetzter seinen Arbeitstisch und fand ihn voll von noch unbearbeiteten Actenstücken. Er arbeitete sie auf. Der Beamte rückte wieder ein und fand Alles rein. Allein schon nach einigen Wochen lag der Tisch wieder voll unerledigter Stücke. Dieß sah der Vorgesetzte und sprach lächelnd zum Beamten: „Wenn ich haben will, daß Ihre Arbeiten bestellt werden, mein Lieber, so werde ich Ihnen bald wieder einen Urlaub geben müssen.“

Unerwartete **Ursache.** Ein Brauer wurde von dem Gutsherrn zur Rechenschaft gezogen, warum er schlechtes Bier braue, da ihm doch hinreichend Hopfen und Malz von bester Qualität geliefert wäre. „J, das macht,“ entgegnete der Brauer verlegen, „weil ich lauter krummes Holz zum Heizen bekomme.“

Ursache. Ein Bauer bezahlte an einen Advocaten eine Advocatenrechnung. Indem der Letztere die Summe mit den beiden Händen einstrich, bemerkte der Bauer noch eine dritte Hand, welche schrieb. Diese hinter einem Schirm hervorkommend, gehörte einem Abschreiber zu, den aber der Bauer nicht sehen konnte. Zu Hause angelangt, sagte er zu seiner Frau: „Mutter, daß die Advocaten so reich werden, wundert mich nun nicht mehr, denn heute habe ich gesehen, daß ein Advocat eine Hand mehr hat, wie andere Menschen. Die eine Hand schreibt, und die anderen beiden nehmen das Geld fürs Schreiben ein.“

— Bei dem feierlichen Einzuge der Prinzessin *** in die Residenz waren fast alle Bewohner derselben auf den Beinen, um ihre Neugierde zu befriedigen. Bei solchen Gelegenheiten ist das Gedränge der Herbeiströmenden sehr groß, und die Polizei unterläßt daher nicht, um Unglücksfälle zu verhüten, sich sehr thätig zu zeigen. Ein Polizei-Officiant trieb daher bei diesem Einzuge die sich zu weit vordrängenden Zuschauer unter manchem Kernfluche mit dem gebieterischen Worte: „zurück!“ in die ihnen bestimmten Schranken. — Das half aber nicht immer; denn kaum war er einige Schritte vorwärts gegangen, so rückte die Masse hinter ihm wieder vor. Dieß gewahr werdend, wandte er sich ärgerlich um, und gab einem eben vorgeschobenen Handwerksburschen ein paar derbe Ohrfeigen. — „Warum schlagen Sie mich?“ fragte dieser erschrocken und gekränkt, „ich bin ganz unschuldig. Die hinter mir stehen, drängen mich vor.“ —

„Dummer Esel!“ erwiederte der Polizei-Officiant, „das weiß ich so gut wie Er; aber kann ich denn so weit langen?“

Kleine Ursachen. Es ist merkwürdig, daß oft die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte von den geringfügigsten Umständen herrühren. Der Ausgang einer Schlacht, die das Geschick von Nationen entscheidet, ist oft das Werk eines schiefen Sonnenblicks, einer vom Winde aufgejagten Staubwolke, eines heftigen Regengusses. Der Tod oder die Geburt eines Thronerben beglückt oder zerrüttet eine Welt. — Hätte der unglückliche Ludwig XVI. nicht im Gasthause zu St. Menehould seine Suppe eingenommen, wäre dem großen Bonaparte auf seiner Rückkehr aus Aegypten ein englisches Schiff begegnet, der Zustand Europa's, ja der ganzen Welt würde ein anderer sein. — So erzeugt in der Natur der in's Wasser geworfene Stein immer größere Wellenringe, gleich dem Ruhme, der immer weiter sich ausbreitet, bis die Verbreitung selbst in Nichts vergeht. Oft facht ein kleiner Funke die alles verzehrende Flamme an; so bildet ein Thautropfen die rollende, alles zerstörende Lawine; so wuchert der Same der bösen That in der Brust eines einzigen für Millionen, ja unzählig verderbliche Früchte; so endlich giebt oft ein Sandkorn bei der am schwersten belasteten Wage, wenn sie im Gleichgewichte steht, den Ausschlag. — Dergleichen Zusammentreffungen, deren die Geschichte, die Zeugin der Wahrheit und Richterin der That, unzählbar viele aufzuweisen hat, nennt der beschränkte menschliche Geist, der ihre Leitung nicht durchschaut, Zufälle, ohne zu bedenken, daß es Verhältnisse eines höhern Wesens seien, das durch die kleinsten Ursachen jene großen Wirkungen hervorbringt, welche die Kurzsichtigkeit des menschlichen Wissens, die Bestrebungen menschlicher Kraft vernichten und die großen Pläne zerstören.

Ein salomonisches **Urtheil.** Man hat oftmals erzählt, wie die Aussprüche der englischen Richter sich streng nach dem Buchstaben des Gesetzes richten; ein Gleiches ist in Amerika der Fall. In New-Orleans wurde vor Kurzem ein Mensch angeklagt, zur Nachtzeit in ein Haus eingebrochen zu sein, und einen Diebstahl begangen zu haben. Er hatte nämlich eine Oeffnung in die Mauer gemacht, durch dieselbe den oberen Theil seines Körpers gezwängt und sich dann der Gegenstände bemächtigt, die er zu haben wünschte. Sein Anwalt behauptete: nicht der Angeschuldigte sei in das Haus eingedrungen, sondern nur ein Theil von ihm. Die Jury gab hierauf das Verdict, daß die obere Hälfte des Menschen schuldig sei, und sprach den übrigen Theil frei. Der Richter verurtheilte darauf die schuldige Hälfte zu einem Jahre Gefängniß und überließ es ihrer Wahl, die unschuldige Hälfte abzuschneiden oder mit sich zu nehmen.

U und W.

Dieſe zwei Buchſtaben wurden ſonſt von den deutſchen Grammatikern als der zwei und zwanzigſte und drei und zwanzigſte Buchſtabe des deutſchen A-B-C gezählt. Wir aber zählen beide nur für einen Buchſtaben. Die Lateiner hatten für „U“ und „V“ nur ein gemeinſchaftliches Zeichen. Sie kannten das deutſche „W“ (Weh!) nicht. Bei den Deutſchen iſt das „W“ (Weh!) nichts Extraes, es wird überall mitverſtanden, alſo iſt „V“ und „W“ nur ein und zwar der zwei und zwanzigſte Buchſtabe des A-B-C, ſo daß das A-B-C nur fünf und zwanzig Buchſtaben hat.

Das „U“ haben die Deutſchen oft mit dem „W“ verwechſelt, z. B. in „Frawe“ und „Trewe“ für „Fraue“ und „Treue“, alſo bei „Frauen-Treue“ haben ſchon die alten Deutſchen ein „Wehweh“ gefunden.

Das „W“ iſt ein fragender Buchſtabe, faſt alle Fragewörter fangen mit einen „W“ an, z. B. Wohin? Woher? Wieſo? Warum? Weßwegen? Worüber? Wienach? Wohinaus? Weßhalb? Wann? Wo? Wie? Was? Wer? Wechſel? Der Leſer ſtaunt, daß ich „Wechſel“ als ein Fragewort nehme? Aber jeder Wechſel iſt eine papierne Frage, die auf eine metallene Antwort wartet. Der Wechſel fragt: Wann wirſt du mich bezahlen? und der Gefragte antwortet mit Hamlet: Das iſt die Frage!! Ein Wechſel iſt eine von jenen Fragen, von welchen ein Narr mehr fragen kann als zehn Weiſe zu beantworten wiſſen.

Noch vier „W“ ſpielen im Leben eine große Rolle, und weil das A-B-C nun gerade zu Ende geht, ſo will ich zu guter Letzt dem Leſer ad vocem „W“ umgehend einen Toaſt mittheilen, den ich letzthin improviſirte.

Die vier W.

Vier Dinge giebts im Erdenleben,
Die ich bei diesem Glas will lassen leben,
Obwohl alle vier zusammen eben
Schmerz und Lust mir viel gegeben:
Ich nenne sie auch bei diesem Trank der Klarheit,
Es sind vier „W": „Wein," „Weiber," „Witz" und „Wahrheit."
Sie haben viel Gleiches und viel Appartes,
Es giebt von Allen das dedicisse fideliter artes,"
Die Türken dürfen sich am Wein nicht laben,
Dafür dürfen sie viel Weiber haben;
Mahomed ist pfiffig, er weiß es schon der Feine!
Wer nicht betrunken ist, nimmt so nicht mehr als Eine!
Die Weine werden im Alter immer milder,
Die Weiber werden im Alter immer wilder,
Wenn im Herbst am Weinstock sich füllen die Beeren,
Fangen im Keller die alten Weine an zu gähren,
Wenn die jungen Mädchen in Liebe sich entfalten,
Da gähnen und brummen auch immer die Alten!
Die ersten Weine und die ersten Weiber sind rar,
Es gehören große Kenner zu ihnen fürwahr,
Doch das gestehn Wein- und Weiberkenner,
Beide werden falsch gemacht nur durch die Männer!
Nach Wein und Weiber kommt das dritte „W", der „Witz."
Der nimmt im Kriege ein den dritten Sitz,
Witz und Weiber stellen beide gleich sich heraus!
Echter Witz und brave Weiber gehn selten aus.
Guter Witz und gute Weiber kommen auch darin überein·
Beide wollen nicht gesucht, und doch gefunden sein!
„Wein" und „Wahrheit" endlich müssen zusammen halten,
Von Beiden sind am besten stets nur die Alten!
Der feurige Wein, die feurige Wahrheit sind sauer,
Sie kratzen im Hals und sind nicht von Dauer!
Der Wein und die Wahrheit haben einen Zusammenhang noch:
Die Wahrheit liegt im Wein, der Wein im Keller jedoch,
Drum, wer die Wahrheit liebt, muß hinunter — in's Loch!

M. G. Saphir.

Vagabonden. Ein Polizeidiener in Z. wurde von der Obrigkeit aufs Land geschickt, um auf das lose Gesindel, welches sich dort herumtreiben sollte, ein wachsames Auge zu haben. Eines Tages schickte er einen Boten mit einer schriftlichen Meldung, worin er anzeigt, daß er dreifache Wunden habe, in der Schenke zu C. liege, und dringend um Hülfe bitten müsse. Der Magistrat schickte eiligst einen Arzt mit einem Chirurgus dahin, um für den armen Mann zu sorgen. Sie erstaunten nicht wenig, als sie in die Stube traten, und den vermeinten Patienten frisch und gesund mit drei Männern am Tische fanden. Er sah sie betroffen an, als sie ihn nach seinen Wunden fragten. Es klärte sich jetzt auf, daß der ehrliche Polizeidiener, welcher des Schreibens nicht kundig war, unter den dreifachen Wunden, drei Vagabonden verstanden hatte, die von ihm aufgegriffen worden waren.

Vaillant, Johann Fr. le, vermißte bald in den ersten Tagen seiner Reise ins Innere von Südafrika, seine liebste Hündin, die doch noch des Morgens war gefüttert worden. Nachdem man dieselbe lange vergebens gesucht hatte, mußte ein Hottentotte desselben Wegs wieder zurückreisen, wo man hergekommen war. Nach etwa vier Stunden kam der Hottentotte zurück, vorn am Sattelknopfe hatte er einen Stuhl und einen Korb. Der Hottentotte fand die Hündin bei diesen beiden Sachen liegen. Sie waren, ohne daß es Jemand wahrgenommen hatte, vom Wagen gefallen, und das treue Thier hatte geglaubt, die Geräthe seines Herrn bewachen zu müssen.

Die Herzogin **Valentina** von Mailand ließ sich folgende beinahe unübersetzbare Grabschrift setzen:

Rien ne m'est plus
Plus ne m'est rien.

Der Kaiser **Valentinian** der Erste war ein tapferer und unerschrockener Herr, der nichts weniger leiden konnte, als verzagte und furchtsame Leute. Dessen ungeachtet hatte er doch ein sonderbares Temperament, daß er allemal im Gesichte blaß wurde, wenn er den Feind sah, oder zu sehen glaubte. Die Hofleute bedienten sich öfters dieses Mittels, um seinen Zorn, der ihn leicht überlief, zu besänftigen. Sie sagten ihm, daß sich der Feind nähere, und sobald er dieses hörte, veränderte er die Farbe in seinem Gesichte, und der Zorn legte sich den Augenblick. Er scheute indessen doch keine Gefahr und suchte alle Gelegenheiten auf, wo er seine Tapferkeit zeigen konnte.

Väterrollen im Theater.

Väterrollen, wie wir wissen,
Spielt Herr Fein mit vieler Lust,

Ungenirt kann er da küssen,
Weil's die Töchter leiden müssen,
Schließt er sie an seine Brust. H. Adami.

Väterliche Auslagen. Nach dem Tode eines sehr reichen Mannes in Paris fanden seine Söhne unter den nachgelassenen Papieren unter Anderem folgende, vom Hause Vidocq ausgestellte Rechnung:

„Den Söhnen des Herrn ** auf Schritt und Tritt folgen lassen, zwei Monate lang, jeder Tag zu 5 Fr. . . . . 300 Fr.
Nachtarbeit . . . . . 60 „
Cabrioletausgaben . . . . . 120 „
Die Honorare für Mittel und Wege, um den Credit der Herren Söhne bei Wucherern zu ruiniren, bleiben dem Ermessen des Herrn ** überlassen.

Summa 480 Fr.“

Wer sollte glauben, daß ein Kleidungsstück unserer Elegants **Vatermörder** genannt werde? Der Halskragen am Hemde, welcher über das Halstuch herausragt und zwei stechende Spitzen hat, führt jetzt nach Paris diesen abscheulichen Namen. Folgende tragische Begebenheit soll die Benennung veranlaßt haben. Ein junger Mann kommt aus London nach Paris, in seine Vaterstadt, zurück; auf der letzten Station hatte der Incroyable frische Wäsche angelegt, um comme il faut im väterlichen Hause zu erscheinen. Die beiden Spitzen seines gestärkten Halskragens, welche so hart wie Elfenbein waren, reichten bis an die Augen hinauf. Der Vater empfängt seinen Sohn, schließt ihn in die Arme und beim Embrassement stößt er sich eine solche scharfe Spitze so heftig in das eine Auge, daß die Lymphe herausläuft; heftige Entzündung tritt ein, ein ungeschickter Arzt thut das Seinige und in Kurzem ist der Papa todt.

Vaucanson, Mechaniker, war geboren zu Lyon und starb zu Paris 1782. Seine künstlichen und sinnreichen Automaten, durch welche er sich im Auslande berühmt gemacht hatte, sind: Eine Ente von Messing, die alle Bewegungen einer lebendigen Ente macht, das vorgestreute Futter verschlingt, und es auf dem gewöhnlichen Wege wieder von sich giebt; ein provençalischer Schalmeipfeifer; der berühmte Flötenspieler. Dieses letztere Automat stellt eine Figur in gewöhnlicher Mannhöhe, auf einem Piedestal sitzend, vor, an welchem ein Triebwerk und Blasebälge angebracht sind, durch welche die Luft so in die verschiedenen Theile der Maschine geleitet wird, daß sich

die Lippen des Flötenspielers und seine Finger auf der Flöte ganz regelmäßig bewegen.

Vater. Ein Kaufmann zu Paris verheirathete seine beiden Töchter, und vertheilte sein Vermögen unter sie, mit der Bedingung, daß er einen Tag um den andern bei ihnen speisen möchte. Sie wurden aber ihres Vaters bald überdrüssig, der nun bereute, was er gethan. Er klagte sein Schicksal einem reichen Kaufmann, welcher sein vertrauter Freund war, mit der Bitte, ihm hierin zu helfen. Dieser war auch dazu bereit. Der Vater bat ihn also, er möchte ihm 200 Louisd'or schenken, und ihm 50,000 Livres nur auf eine Stunde vorschießen, was denn auch geschah. Hierauf bat der Vater seine beiden Schwiegersöhne und Töchter zu Gaste, wo denn, als sie bei Tische saßen, sein Freund zu ihm schickte, und ihn fragen ließ, ob er ihm nicht mit 50,000 Livres aushelfen könnte, weil er eben einen starken Wechsel auszuzahlen habe. — „Recht gern," antwortete der Vater, „und wenn es noch zweimal so viel wäre;" worauf dieser in die Kammer ging, das Geld holte und den abgeschickten Bedienten auszahlte. Hierüber wurden die Schwiegersöhne und Töchter sehr stutzig, und waren völlig der Meinung, ihr Vater müsse ihnen doch noch lange nicht sein ganzes Vermögen gegeben haben. Den Tag darauf war er ein angenehmer Gast bei den Töchtern; jede wollte ihn nun beständig zu Gaste haben, um durch ein Vermächtniß das ganze Vermögen allein an sich zu bringen. Dieß aber fand der Vater nicht für gut, anzunehmen, sondern sagte, es sei ihm die Eine so lieb als die Andere. Er erreichte dadurch seinen Zweck und brachte sein übriges Leben vergnügt zu. Als er endlich starb, so freuten sich die Töchter und Schwiegersöhne über die noch übrige ansehnliche Erbschaft. Man öffnete auf das Feierlichste den schweren Kasten, fand ihn aber, statt mit Gold, mit Steinen angefüllt, und einen Zettel darin, worauf die gegründete Regel stand: „Ein Vater muß nicht bei Lebzeiten theilen."

Velasquez de Silva. Der berühmte spanische Maler Velasquez de Silva verlangt von einer vollkommen schönen Frau: drei weiße Dinge: Haut, Zähne und Hände; drei schwarze Dinge: Augen, Augenbrauen und Augenlider; drei rothe Dinge: Lippen, Wangen und Nägel; drei lange und schlanke Dinge: Arme, Leib und Haare; drei kleine Dinge: Zähne, Ohren und Füße; drei breite Dinge: Busen, Stirn und der Raum zwischen den Augenbrauen; drei weiche Dinge: Haare, Finger und Lippen.

Don Diego **Velasquez** de Silva, einer der größten spanischen Maler, der 1594 aus einer angesehenen Familie zu Sevilla geboren war, und 1660 als königlicher Hofmaler starb, zeichnete sich besonders

durch seine große Geschicklichkeit in Nachahmung der Natur aus. Während seines Aufenthaltes in Rom malte er unter Anderm das Portrait des Papstes Innocenz X. Nachdem das Gemälde fertig war, stellte er es in ein Zimmer des päpstlichen Palastes auf. Der Kämmerer des Papstes, der von nichts wußte, kam hinein, und da er das Portrait erblickte, glaubte er, es wäre der Papst selbst; ging also gleich wieder hinaus, und sagte verschiedenen Hofleuten, die im Vorzimmer waren, sie möchten leise sprechen, weil Se. Heiligkeit im nächsten Zimmer wären. — Zu Madrid malte dieser Künstler 1630 das Portrait des Don Adria Peladio Parcira, Admirals der Flotte von Neuspanien, in natürlicher Größe, das Schönste, das er je gemalt hat, daher er auch seinen Namen darunter setzte, was er sonst niemals that. Mit diesem Bilde machte er es eben so, wie mit dem päpstlichen. Als der König Philipp IV. es von ungefähr zu sehen bekam, sagte er zu demselben voll Verwunderung: „Ihr seid noch immer hier? Hab ich Euch denn nicht schon vor drei Wochen abgefertigt. Warum reiset Ihr nicht ab?“ — Der König bemerkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er keine Antwort bekam.

Adrian van der Velde's Malertalent ist bekannt, aber weniger seine Geschichte mit dem Lord Clarendon; dieser hatte sich ein sehr niedliches Landhaus in der Gegend von Antwerpen gekauft. Die Wälder, Gewässer und Hügel bildeten eine angenehme Lage und verliehen der Phantasie reiche Nahrung. Adrian van der Velde konnte nicht vorübergehen, ohne den Entschluß zu fassen, auf der Leinwand darzustellen, was seine Blicke so bezaubernd anzog. Er siedelte sich im nächsten Dorfe an und arbeitete mit Lust ein treffliches Abbild jener Landschaft aus. Einige Zeit darauf brachte er sein Bild nach London, um es zu verkaufen, konnte aber den gewünschten Preis nicht erhalten. Er ließ es daher in einer öffentlichen Versteigerung ausrufen und gedachte, es selbst wieder an sich zu bringen, wenn die Kaufsumme nicht hoch genug stiege. Geschäfte hatten den Lord Clarendon nach England zurückgerufen. Er wohnte der Versteigerung in dem Augenblicke bei, da auf van der Veldes Gemälde noch immer geboten ward. Mit Erstaunen fand er sein eigenes Landhaus bis auf die geringsten Details abgebildet; die Liebhaber trieben den Preis immer höher und geriethen in Eifer, als der Lord alle Stimmen mit den Worten niederschlug: Fünfundzwanzig Guineen. Der Preis der Landschaft überträf die Hoffnung des Malers schon weit, aber noch weiter suchten die Liebhaber fort zu steigern. Bei Veldes Besorgniß, die schöne Acquisition möchte ihm entgehen, rief Lord Clarendon: „Ich gebe das Original für die Copie.“ — Bei dem Worte Copie starrte ihn Alles verwundert an, Adrian van der Velde erhob sich wüthend und fragte den Lord, ob er Kunstkenner sei, um so zu reden. — „Der-

maßen Kunstkenner", gab er zur Antwort, „daß ich wiederholen muß, ich gebe das Original für die Copie." „Aber Mylord, ich bitte zu bedenken, daß Sie ganz im Irrthum sind." „Keineswegs, van der Velde allein ist der Verfertiger dieses Gemäldes und zum drittenmal biete ich das Original für die Copie an." Jetzt begriff der Maler das Räthsel, nahm seine Landschaft vom öffentlichen Auskaufe zurück, und schloß den Contract in Gegenwart eines Notars. Van der Velde bewohnte nachher dieses Landhaus öfters zu seinem Vergnügen, und jeder Aufblick, und jedes Umherschauen rief ihm die schmeichelhafte Erinnerung an die überraschende Kauf-Scene zurück.

Sonderbares Fest in **Venedig.** Unter dem Dogen Vitale Michieli II. (1156—1172) hatte die Stadt Aquileja sich auf die Seite Kaiser Friedrichs I. geschlagen und das venetianische Gebiet angegriffen. Allein der Doge rüstete eine Flotte aus und zwang die feindliche Stadt zum Frieden unter folgenden Bedingungen. Es sollten alljährlich 1 Ochs, 12 große Schweine und 12 Laibe Brods nach Venedig überschickt werden. Zugleich erschien eine Verordnung, welche befahl, daß den genannten Thieren am letzten Donnerstage des Carnevals in Gegenwart des Dogen und der Signoria auf dem Marcusplatze öffentlich die Köpfe abgeschlagen werden sollten. In dem großen Saale wurde ein großes Castell aus Holz nebst mehreren kleineren errichtet; jenes stellte die Festung, dieses verschiedene Schlösser von Aquileja vor. Der Doge, einen eisernen Stab in der Rechten, trat in Begleitung seines Rathes in den Saal; in Gegenwart einer großen Volksmenge griff er die Schlösser an und schlug sie in Stücke. Hierauf betrat er den bedeckten Gang im Palaste des heil. Marcus, von welchem man die Aussicht auf den kleinen Platz hat, ließ dem Ochsen und den Schweinen die Köpfe abschlagen und das Fleisch dieser Thiere unter die edlen Bürger des großen Rathes austheilen. — Später erlitt das Fest bedeutende Veränderungen, namentlich wurde die Zerschmetterung des Castells und der Schlösser durch die Hand des Dogen gänzlich abgeschafft.

Venedig. Unter dem venetianischen Dogen Candiano II. im zehnten Jahrhundert unternahmen die Seeräuber von Istrien ein außerordentlich kühnes Wagstück. Nach einem alten Gebrauche wurden die venetianischen Heirathen am Tage vor Lichtmeß in der Kirche von Olivolo vollzogen. Die Bräutigams begaben sich mit Anbruch des Tages, mit dem Schmuck für ihre Bräute, an den genannten Ort; diese kamen alsdann auch dahin, und wenn Alle versammelt waren, gingen die Heirathen vor sich. Am Abend vor dieser Feierlichkeit hatten die Räuber ins Geheim bei Olivolo gelandet, brachen im Augenblick der Ceremonie aus ihrem Hinterhalt hervor und hoben die

Neuvermählten nebst ihren Schätzen auf. Sie warfen sich schleunigst wieder auf ihre Schiffe und eilten mit ihrer Beute davon. Candiano rafft auf der Stelle alle Wehrhaften und Professionisten, die er trifft, zusammen, schifft sich mit ihnen ein und stößt noch mitten auf der See auf die Räuber, eben als sie ihre Beute unter sich vertheilen. Er richtet ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und rettet die jungen Verheiratheten glücklich aus ihren Händen. Candiano verlangt von den Handwerkern, die ihn so tapfer unterstützt haben, daß sie ihre Belohnung selbst bestimmen sollen. Der Preis, den sie forderten, war, daß der Doge, alle Jahre an diesem Tage, im Gefolge des ganzen Senats ihren Kirchsprengel besuchen sollte. Seit dieser Zeit zog der Doge mit dem Adel alljährlich am Tage vor Lichtmeß in Procession nach der Kirche der Santa Maria Formosa, und der Pfarrer des Kirchsprengels überreichte ihm zwei vergoldete Brautkränze, zwei Orangen und zwei Fläschchen Malvasier.

Veni, vidi, vici. Diese Worte Cäsars sind allbekannt. Auch Kaiser Karl V., nach Besiegung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, und Johann Sobieski, nachdem er 1683 die Türken von Wien weggeschlagen hatte, bedienten sich derselben; nur daß sie die Worte: „Ich kam, sah, siegte," als christliche Krieger verwandelten in das bescheidenere, frommere: „Ich kam, sah, und Gott siegte!"

Venus. Ein Dorfschulmeister erzählte seinen Schülern, wie einstens Venus im Meere aus Schaum entstanden und emporgestiegen sei. „Wie hat sie denn ausgesehen?" fragten die neugierigen Zuhörer. „I nu — Ihr dummen Jungen," erwiederte der Erzähler, um die Frage ganz verblüfft machte, „wie — wie halt ein meerschaumener Pfeifenkopf."

Venus kein Fixstern. Ein junger Mensch beklagte sich gegen einen Freund über die Unbeständigkeit seiner Geliebten, die er noch wenige Tage vorher eine andere Venus genannt hatte. „Lieber Freund," erwiederte dieser, „Venus ist ein Planet und kein Fixstern."

Beweis der **Veränderlichkeit.** Eine berühmte französische gefallsüchtige Dame warf einem ihrer Liebhaber seine Liebe zur Veränderung vor. „Leider!" erwiederte der junge Mann, „kann ich dieß nicht läugnen, Sie selbst haben den Beweis davon in Händen; denn fast alles das, was sonst in meiner Wohnung war, befindet sich jetzt bei Ihnen."

Veranstalten. In einer Münchener Zeitung stand, daß eine Gesellschaft von Bürgern im baierischen Hofe einen Ball **verunstaltet**

habe, worüber sich dieselben beschwerten, bis es herauskam, daß die bloße Verwechselung eines a mit u beim Setzen Schuld an dem zweideutigen Berichte war.

Verbeißen. Ein zahnloser Privatlehrer beklagte sich jüngst in einer Gesellschaft, daß er viele Aergernisse verbeißen müsse.

Verbesserung. Während der Cholerazeit erging von der Polizei zu M. das Verbot, daß Jeder, der nach 10 Uhr aus dem Bierhause sich nach Hause begebe, weder singen, noch toben dürfe bei 5 fl. Strafe. Mehrere Studenten, worunter auch ein bekannter Komiker vom dortigen Theater, hatten in einem Bierhause des Guten zu viel genossen, und gingen ziemlich spät und singend auf der Straße. Sogleich vertrat ihnen die Nachtwache den Weg mit der Frage, ob sie denn das neue Verbot nicht gelesen hätten, daß, wer Nachts nach Hause gehe, nicht singen und lärmen solle? — „Freilich haben wir es gelesen," erwiederte trocken und ernsthaft der Komiker, „aber wir gehen noch nicht nach Hause." — Diese schnell resolvirte Antwort machte den Frager verblüfft, und er ließ die Herren ruhig weiter ziehen. Des andern Tags las man in den Zeitungen den Nachsatz: daß man auf der Straße überhaupt nicht singen oder toben solle, ob man nach Hause gehe oder nicht.

Profitable **Verbesserung.** Ein Schauspieler gab zu seinem Benefiz ein Stück, welches ausgepocht wurde. Er kam dann schriftlich bei der Direction ein, und sagte in seiner Bittschrift, er könne diesen Schandfleck unmöglich auf sich ruhen lassen, und bitte daher, man möchte ihm noch eine freie Einnahme zugestehen, damit er ihn durch Aufführung eines guten Stückes wieder repariren könne.

Verbot. In einem niederländischen Dorfe ist neben einem tiefen Wasserbehälter, woraus die Einwohner ihr Trinkwasser holen, eine Tafel folgenden Inhalts errichtet: „Bei scharfer Ahndung darf sich hier Niemand ersäufen, auch verbietet man, todte Thiere in dieses Wasser zu werfen.

— Am Eingange eines, dem Publikum zum Vergnügen geöffneten Gartens, war eine Tafel angeheftet, worauf die Worte standen: Jedermann, der hier Blumen abpflückt, ist der Eingang verboten.

Merkwürdige **Verbrechen.** Während der Restauration wurden in Paris mehrere Leute vor Gericht gestellt „wegen aufrührerischen Stillschweigens." Sie hatten nicht eingestimmt in den Jubelruf: „Es lebe der Herzog von Berry!" Ja, ein Officier auf halbem,

nicht einmal ausgezahltem Solde, der sich deshalb beim Kriegsgerichte beschwerte, ward als Feind der Regierung verhaftet „wegen eines hochverrätherischen Hosenknopfes.“ Der Arme hatte seine defecten Beinkleider mit einem Knopfe ausgebessert, auf dem sich noch das kaiserliche N blicken ließ.

Verbrechen. Eine Kaufmannsfrau zu London hatte nacheinander sechs Männer gehabt; den ersten hatte sie um ihren Eltern zu gehorchen, die fünf andern aber aus Neigung geheirathet. Da diese alle todt waren, wagte es ein Engländer sie zum siebenten Male zu heirathen. Die ersten Monate gingen unter lauter Vergnügen hin. Eine übermäßige Liebe macht eine Frau oft unbescheiden: sie fing an, in den Armen ihres siebenten Mannes jetzt Satyren auf die sechs vorhergehenden zu machen; sie hatten sich, wie sie sagte, immer betrunken, oder waren ihr untreu gewesen, und nie war es ihr von Herzen gegangen, wenn sie dieselben beweint hatte. Der Mann, der den Charakter seiner geliebten Hälfte bei dergleichen Aeußerungen nicht in dem besten Lichte erblickte und ihn genauer kennen wollte, ging mit Fleiß öfters aus und kam allemal spät und betrunken wieder nach Hause. Anfänglich wurden ihm nur gelinde Vorstellungen darüber gethan; bald aber folgten Drohungen auf diese Vorstellungen. Er fuhr indeß in dieser Lebensart fort und stellte sich, als ob er den Wein nicht lassen könnte. An einem Abende nun, da sie ihn ganz voll und fest eingeschlafen glaubte, schnitt sie ein Stück Blei aus einem Aufschlage ihres Kleides los, schmolz es, näherte sich dem verstellt eingeschlafenen Manne, um es ihm vermittelst eines Trichters ins Ohr zu gießen. Der Mann, der das Bubenstück seiner Frau sah und an der Ausführung desselben nicht zweifeln durfte, machte Lärm, rief Leute herbei und ließ die Frau in Verhaft nehmen. Es wurden Untersuchungen angestellt; man grub die todten Körper ihrer Männer aus, und fand, daß sie auf eben die Art von ihr ums Leben waren gebracht worden; sie wurde zum Tode verurtheilt. — Diese Begebenheit gab zu der nützlichen Verordnung Anlaß, nach welcher in England kein Todter beerdigt werden darf, wenn er nicht zuvor von einigen Geschworenen besichtigt worden ist. Diese müssen ein Zeugniß darüber ausstellen, daß er auf keine gewaltsame Weise ums Leben sei gebracht worden.

Verdacht. Bacon, der Kanzler der Königin Elisabeth, verglich den Verdacht immer mit den Fledermäusen, die nur in der Dämmerung ausfliegen. Er entspringt aber nicht immer aus einem verderbten Herzen, sondern vorzüglich aus einem kranken Gehirn, daher ist er oft den muthigsten Menschen eigen. So war z. B. Heinrich VII., König von England, einer der kühnsten, zugleich aber auch einer der

argwöhnischsten Menschen. Der Verdacht ist unschädlich bei einem Menschen mit kaltem Blut begabt, der untersucht, was ihm verdächtig scheint, und allen Dingen auf den Grund geht. Gemeinen Gemüthern und feigen Seelen aber ist er höchst gefährlich. — Unwissenheit führt am leichtesten zum Argwohn. Kein besseres Mittel ist dagegen, als immer der Sache möglichst auf den Grund spüren, so wie man ein scheues Pferd heilt, wenn man es mit Gewalt zu dem gefürchteten Gegenstand hinführt.

Verdienen. „Können Sie mit denselben Worten ein Compliment und eine Grobheit sagen?" fragte Jemand einen Bekannten. — „O ja," entgegnete dieser, „Sie verdienen mehr als Sie verdienen."

Verdrehen. „Haben Sie wohl bemerkt, wie ich der schönen Laura den Kopf verdreht habe?" fragte ein junger Mann einen Bekannten. — „Es war nicht zu verkennen," antwortete dieser, „Sie drehte denselben recht auffallend hinweg, so oft Sie nur zu ihr sprachen."

Veredlung. Ein Einfaltspinsel, der täglich im Gasthause speiste, und nicht gern Rindfleisch aß, sagte eines Tages bei Tische: „Hier wird man in der That noch zu Rindfleisch." — Da flüsterte Einer dem Andern in's Ohr: „Ein Esel sollte doch froh sein, wenn er hier auf diese Art veredelt wird.

Vereine. Es hat sich sogar ein Verein gegen die „Wie geht's"-Frage gebildet.

Vereinigte Staaten. In einer Schenke fabelte man ein Langes und Breites über die Glückseligkeit der Vereinigten Staaten. „Ach!" rief Einer aus: „Geht mir doch weg; wenn sich die Vereinigten Staaten veruneinigen, so hört die ganze Glückseligkeit auf."

Verfehlen. Ein Arzt wurde zu einem erkrankten Knaben auf's Land gerufen. Er nahm, um allenfalls etwas unterweges zu schießen, die Flinte mit. Ein Bauer, der ihm begegnete, fragte, wohin er gehe? — „Zu einem kranken Knaben, war die Antwort." „Fürchten Sie etwa," fragte der Bauer weiter, mit einem Blick auf die Flinte, „ihn mit dem Recepte zu verfehlen?"

Der **verführte** Arzt. Ein Bauermädchen, das sich bis tief in die Nacht in Ypres verspätet hatte und nun vier Stunden weit in dem abscheulichsten Wetter allein nach ihrem Dorfe zurückkehren sollte, ersann folgende List. Sie ging in das Haus eines bekannten Arztes

und gab vor, daß sie von einer Dame, die in ihrem Orte wohne und erkrankt sei, geschickt wäre, um den Beistand des Arztes ohne Verzug zu erbitten. Der Arzt ließ anspannen, nahm das Mädchen mit in in den Wagen und sie fahren durch Nacht und Sturm nach dem bezeichneten Dorfe. Vor einem ansehnlichen Landhause ließ das Mädchen halten, stieg aus, gab vor, sie wolle durch die Hinterpforte in das Haus gehen, um den Thorweg zu öffnen, verschwand, und — kam nicht wieder. Der Arzt, des vergeblichen Wartens überdrüssig, klopfte endlich an das Thor und erhielt von einem schlaftrunkenen Bedienten die Gewißheit, daß ihn die listige Betrügerin getäuscht habe.

Helden, welche die Verführung durch Sinnlichkeit mehr fürchteten, als Waffen. Unter ihnen verdient ohne Zweifel Alexander der Große zuerst angeführt zu werden. Als er aufgefordert wurde, die schönen gefangenen Töchter des Darius zu besuchen, weigerte er sich, indem er sagte: „Er, der Männer überwunden habe, wolle nicht von Weibern besiegt werden.“ — Nicht weniger war dieß bei Carl XII., dem großen nordischen Helden, der Fall. König August von Polen, durch ihn entthront, schickte an ihn die schöne Gräfin Königsmark, welche mit Carl unterhandeln und ihn durch ihre Schönheit entwaffnen sollte. August versprach sich auf diese Weise den besten Erfolg. Carl jedoch merkte die Schlinge, und ließ die schöne Abgesandte gar nicht vor.

Verführung. Gänzliche Unerfahrenheit ist, man sage was man wolle, das beste Präservativ vor Verführung.

Die Vergangenheit schelten, weil sie nicht die Gegenwart ist, heißt eben so viel, als wenn die Blüthe dem Stengel Vorwürfe machen wollte, daß der nicht — Blüthe sei.

Vergeben. Wie kann man mit einem Wort ein schweres Verbrechen, eine erhabene Tugend, und einen Fehler im Spiel benennen?

Vergeben. Der Chirurgus bei dem Londoner Hospital, Bligard, wurde sehr krank. Sobald dieß ruchbar wurde, meldeten sich eine Menge Chirurgen bei dem Chef dieser Anstalt, im Falle er mit Tod abgehen sollte. — Bligard genas aber, und als er demnächst ein Kaffeehaus besuchte, traf er dort einen von jenen Chirurgen an, die sich um seine Stelle beworben hatten. Der Letztere wünschte ihm Glück zu seiner Wiederherstellung, und entschuldigte seine Bewerbung um des Genesenen Stelle, weil es in der Regel sei, wenn man Jemand schon für so krank hielte, daß er nicht mehr zu retten sei. —

„Wenn Sie mir verzeihen, daß ich noch lebe," sagte Bligard, „so will ich Ihnen Ihre Bewerbung recht gern vergeben."

Vergessen. Ein angesehener Mann sprach einst zu einem jüngern, der sich um eine Vergünstigung bei ihm bewarb: „Ihr Herren Gunstbewerber seid so lange unsere Freunde, so lange Ihr unser bedürft; seid Ihr aber befriedigt, dann vergesset Ihr unser." — „Befürchten Sie nichts," erwiederte der junge Bewerber, „ich werde Sie gewiß nicht so leicht vergessen, denn ich bin nicht so leicht zu befriedigen."

Zweideutiges Vergessen. Ein Herr wollte einen Diener annehmen, und fragte ihn, warum er von seiner früheren Herrschaft entlassen wurde. Derselbe versicherte, daß nur seine angeborene Vergeßlichkeit die Ursache war. — „Dann hast Du vermuthlich durch selbe viel Schaden angerichtet," fuhr der Herr fort. — „O nein," erwiederte der Diener, „ich habe stets nur mich selbst vergessen."

Vergessenheit. Ein Fabrikant in P. erhielt einst von einem Krämer aus einer Provinzialstadt einen Brief, mittelst welchem sich derselbe eine Partie Waare bestellt, zugleich aber um Entschuldigung bittet, daß er das Geld dafür der Eile wegen in den Brief hineinzulegen vergessen habe.

— Vergessenheit hilft für das Leid.
Vergiß des Uebels, so bist Du genesen.

Herr von Sor kränkelte beständig, wegen innern Grams. „Wollen Sie denn nichts gebrauchen?" fragte ihn ein Bekannter, „es giebt ja so viele geschickte Aerzte." — „Zeigen Sie mir den Strom der Vergessenheit," antwortete er: „dann werd' ich die Quelle der Verjüngung finden."

Der **Vergessene.** Ritter Dupleſſis, ein leidlicher Dichter, spöttelte oft bitter über andere Dichter, und behauptete einst im Theater, er kenne keinen schlechtern Dichter, als den Guillard. „Oho! Herr Ritter," sagte Charron, ein witziger Schauspieler — „Sie vergessen Sich!"

Vergelt's Gott. Ein Uebelthäter war zu fünfzig Stockprügeln verurtheilt. Weil er aber bei den ersten zwanzig gar so jämmerlich schrie, wurde ihm der Rest erlassen. Der Begnadigte dankte den Richtern entzückt mit den Worten: „Gott vergelte es Ihnen und lasse es Ihnen in reichem Maße wieder zukommen."

Vergleich. Eine alte Jungfrau mit bunten Schleifen und Bändern gleicht einem Schiffe, das Hülfslosungen giebt, und jeden kühnen Abenteurer zu einer schnellen Rettung herbeiruft.

Galanter Vergleich. Ein nach Paris gekommener junger Afrikaner wollte gegen eine hübsche Dame sich als recht entzückt äußern, indem er sagte: „Ich denke bei ihrem Anblicke an das schönste Kameel meiner Heimath!“

Vergleichung. Das Mädchen ist eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Kokketten zu den periodischen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Kuriosis, die Treuen zu den Anekdotenlesern, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkischen zu gewissen zänkischen Blättern.

Vergleiche. Die Gräfin von Lesse hatte eine Reise nach Italien gemacht, um den Vesuv zu besteigen. Sie besaß einen sehr lebhaften Geist, eine glühende Einbildungskraft, und alles, was sie unternahm, geschah mit Leidenschaftlichkeit. Der Chevalier von Boufflers äußerte sich über diese Reise mit der ihm eigenthümlichen sinnreichen, doch etwas sarkastischen Art: „Es geschah bloß aus Höflichkeit, ein Vulkan besuchte den andern.“

Vergnügen. Mit zwanzig Jahren wird das Vergnügen verschlungen, mit dreißig gekostet, mit vierzig mäßig genossen, mit fünfzig gesucht, mit sechzig vermißt.

— Lasset kein sinnliches Vergnügen zur Leidenschaft bei euch werden, wenn ihr nicht Gefahr laufen wollet, eure Freiheit zu verlieren und in die elendeste Knechtschaft zu gerathen.

Zum **Vergnügen.** Ein Reisender kam in einem ansehnlichen Dorfe gerade dazu, als der Wirth des Gasthofes, wo er einkehren wollte, einen jungen Burschen ganz erbärmlich durchprügelte. „Wer ist denn der junge Mensch?“ fragte der Reisende, nachdem die Execution vorüber war; „doch nicht Ihr Sohn?“ — „Nein,“ versetzte der Wirth, „er ist meines Bruders Sohn aus der Stadt, er hält sich nur hier zum Vergnügen ein paar Tage auf.“

Das **Vergnügen.** Ein Mann ließ seine Frau begraben, und als die Träger etwas zu hurtig mit dem Sarge gingen, so rief er

ihnen zu: „Lauft doch nicht so sehr, was haben wir denn nöthig, uns aus einem Vergnügen eine saure Arbeit zu machen.“

Das gern **Vergönnte.** Eine Creolin, die lange nichts von ihrem, nach Frankreich abgesegelten, Manne gehört hatte, hielt ihn für todt und nahm einen andern. Dieser andere kam nach einiger Zeit auch nach Frankreich, war zum ersten Mal in Paris, besuchte zum ersten Mal das Palais royal, und die erste Person, die ihm da aufstieß, war sein Vorgänger. „Potz tausend!“ rief er aus, „Sie sind nicht todt?“ — „Nein, wie Sie sehen.“ — „Aber, mein Gott, die ganze Welt hat es geglaubt, und ich selbst bin so davon überzeugt gewesen, daß ich Ihre Frau geheirathet habe.“ — „Das weiß ich, mein Freund, aber es hat nichts zu bedeuten, ich gönne sie Ihnen lieber als mir.“

Vergrößerung. Ein nicht sehr freigebiger, aber sehr reicher Herr gab einst seinen Freunden ein Gastmahl, wiewohl nicht gerne. Als eben eine Schüssel aufgetragen wurde, fragte der Herr seinen Diener, was er bringe? — „Ich bringe,“ sagte er, „ein Hühnchen.“ Nach der Tafel stellte er seinen Diener zur Rede, weil er gesagt habe, daß er nur Ein Hühnchen bringe. „Du mußt immer mehr sagen, wenn Du etwas bringst, als wahr ist.“ Beim nächsten Gastmahle, als der Diener eben Rindfleisch auftrug, fragte ihn sein Herr abermals, was er bringe? — „Ich bringe,“ sagte der gehorsame Diener, „Ochsen.“

Ursache der **Verhaftung.** Ein Procurator in Paris hatte sich einiger beißender Bemerkungen über die Geliebte des Königs Ludwig XV., die Marquise v. Pompadour, erlaubt. Sie erfuhr es, und er wurde auf ihren Antrag in die Bastille gebracht. Als er dort eben eintraf, kam noch ein anderer Arrestant an, und zufällig sprang diesem ein schönes Windspiel entgegen. Der Gefangene wunderte sich darüber, und fragte: „Wo kommt denn das Windspiel hier her?“ — „Es hat der Pompadour Schooshündchen gebissen,“ versetzte der Procurator.

Verhaltene Verse. Ein Poet, von nicht besonderem Rufe, wendete sich an einen Arzt, und sagte ihm, daß er etwas auf dem Herzen habe, das ihm von Zeit zu Zeit viele Beschwerlichkeiten, und bisweilen sogar Ohnmachten verursache. Der Arzt, der viel Erfahrung hatte, und zugleich seinen Mann genau kannte, fragte ihn, ob er nicht einige Verse bei sich führe, die er noch Niemandem vorgelesen habe. Der Poet gestand es ihm, und fing sogleich an, ihm diese Verse herzulesen. Der Arzt hörte geduldig zu, und erst nachdem der Poet damit zu Ende war, nahm er wieder das Wort: „Nun,“ sagte er,

sind Sie schon wieder hergestellt; denn es waren nur verhaltene Rülpse, die Sie belästigten."

Verheirathet. Einige Frauenzimmer, die im Freien spazieren gingen, begegneten einem Landmanne, der ein kleines Böcklein zu Markte führte. „Seht! seht!" sagte Eine von ihnen, „welch' ein wunderschönes Böckchen; aber es hat noch keine Hörner." — „Ist auch noch nicht verheirathet, Jungferchens!" rief der Bauer.

— „Mehr Leben, mehr Feuer!" flüsterte Madame B. ihrer schönen Tochter zu, welche sich bei der Quadrille etwas langsam und träge zeigte. — „Lassen Sie mich," antwortete das Mädchen, „ich werde meine Locken nicht für einen verheiratheten Mann austanzen!" — Die Mutter, welche den Tänzer nicht kannte, war mit dieser Antwort vollkommen zufrieden.

— Auf einem Kaffeehause spielten ein Paar Piquet bis früh Morgens. Nur ein Gast blieb außer diesen Spielern noch dort, und schien dem Spiele aufmerksam zuzusehen. Endlich entspann sich ein Streit zwischen den Spielern. Sie forderten den Zuschauer zur Entscheidung auf. Er erklärte, er verstände gar nichts vom Piquetspiel. „Und Sie haben doch hier so lange uns zusehen können?" fragte der Eine. „Ja, mein Herr, ich bin verheirathet." — „Das ist was Anderes; entschuldigen Sie —."

— In einer amerikanischen Zeitung war zu lesen: „Wir freuen uns, melden zu können, daß der Major John Anderson nicht gestorben ist, sondern sich nur — verheirathet hat."

Nicht **verheirathet.** Bei einer in Ulm stattgehabten musikalischen Abendunterhaltung trat auch Hr. E. auf und deklamirte das Gedicht: „Ehret die Frauen." Kaum hatte der junge Mann seinen Vortrag unter Beifallklatschen beendet, als ein älterer Ulmer Bürger kopfschüttelnd den Saal verließ, indem er die Worte vor sich hinbrummte: „Na, der is au g'wies net verheirathet!"

Ein Verhör. Ein auf der That ertappter Dieb ward unlängst vor das Polizeigericht von Bond-Street in London geführt und in's Gebet genommen. Friedensrichter: Wie lebst Du? Dieb: Sehr schlecht, mein Herr, ich esse Plumppudding und Roßbeaf. Frdr.: Du verstehst mich nicht, ich meine, wo Du Dein Brod hernimmst? Dieb: Mein Brod? mein Gott, woher sonst als vom Bäcker. Frdr.: Du antwortest nicht auf meine Frage, ich will wissen (how do you do)

was treibst Du, und wie befindest Du Dich? Dieb: Sie sind sehr gütig sich darnach zu erkundigen, ich befinde mich wohl, und Sie?

Verhungern. Eine vornehm thuende Frau in Paris speiste ihre Gäste gewöhnlich sehr kümmerlich ab, aber desto mehr ward an der Tafel über die Mängel und Fehler anderer Menschen gelästert. Ein witziger Gast sagte bei solcher Gelegenheit: „Wahrhaftig, wenn man hier zu seinem Brode nicht den lieben Nächsten äße, so müßte man verhungern."

Verkauf. Ein israelitischer Roßkamm wollte einem Pferdeliebhaber ein Reitpferd verkaufen, und um ihm dieses im besten Lichte zu zeigen, setzte er seinen Sohn, einen Jungen von etwa 14 Jahren, hinauf, und hieß ihn das Pferd um den Platz reiten. Der Junge, welcher sonst seinem Amte ganz gewachsen war, wußte leider in diesem Falle nicht, ob das Thier schon seinem Vater gehörte, ob es gekauft oder verkauft werden sollte; jedenfalls aber glaubte er dieß wissen zu müssen, ehe er das Thier recht paradiren ließ; daher hielt er nach wenigen Pferdelängen das Thier an, und fragte den Vater laut genug: „Vater, soll ich reiten das Pferd auf den Kauf oder auf den Verkauf?"

Das **Verkaufen.** Es kamen einst zwei Kaufleute, welche bei einem Glase Wein saßen, in einen Streit, welcher von ihnen die größte Klugheit und den feinsten Speculationsgeist hätte. Keiner wollte dem andern Recht lassen. Endlich sagte der eine: „Freund! ich versichere Sie, daß ich Sie hundert Mal verkaufen will, ehe Sie mich ein Mal." — „Da haben Sie vollkommen Recht," versetzte der andere, „und ich widerspreche Ihnen darin nicht; denn Niemand würde mir einen rothen Pfennig für Sie geben."

Zum **Verkaufen.** In London ging ein Mann in den Straßen herum und rief aus: „Barbiermesser zu verkaufen; sehr wohlfeil!" — Es fanden sich viele Käufer ein, und da er die Messer für einen sehr geringen Preis losschlug, so kaufte ein Bürger ein Dutzend von diesen Messern. — Als er aber den folgenden Morgen eines davon gebrauchen wollte, machte er die Entdeckung, daß er damit den Bart schlechterdings nicht abscheeren konnte; er nahm das zweite, das dritte, bis auf das letzte, alle waren gleich schlecht. — Einige Tage darauf rief derselbe Mann vor der nämlichen Thüre wieder seine Messer aus. Der Bürger ging erzürnt zu ihm hinaus, und stellte ihn zur Rede, daß er ihn mit den Messern betrogen habe. — „Wie so?" fragte der Messerhändler ganz ruhig, „ich habe Barbiermesser zum Verkaufen ausgerufen." — „Ja, aber sie taugen nicht zum Barbieren!" — „Ich

habe sie nicht zu diesem Behufe ausgeboten. Meine Messer sind nur zum Verkaufen, aber nicht zum Barbieren."

Verkaufs-Anzeige. Ein Haus, wo eine in blühender Nahrung stehende Schlachterei betrieben wird, ist Krankheitshalber zu verkaufen.

— Eine goldene Repetiruhr ist aus Mangel an Raum billig zu verkaufen.

Billigkeit eines Verkäufers. Vor einiger Zeit erhielt ein Bauer von einem jüdischen Hopfenhändler einen Brief, in welchem ihm derselbe, unter Beischickung einer Probe, eine Quantität Hopfen anpreist und worin es unter Anderm heißt: „Wenn Ihnen der Hopfen gefällt, kostet er 84 Thaler, gefällt er Ihnen nicht, so lasse ich ihn mit 80 Thaler."

Verkehrt. „Wie soll ich meinen Hut aufsetzen, daß er mir recht pfiffig stehe?" fragte ein alberner Stutzer eine Dame. — „O setzen Sie ihn verkehrt auf," erwiederte sie, „dann paßt er ganz zu Ihrem Kopfe.

Seltsame Verkettung. In Straßburg hat sich ein eigenthümlicher Fall zugetragen. Ein junger Mann, der von einem Gläubiger hart gedrängt wurde, und der ohne seine Schuld, nur durch Unglücksfälle, außer Stand war, zu zahlen, machte noch einen letzten Versuch, den Hartherzigen zur Milde zu stimmen. Vergebens! Während der reiche Mann einen kostbaren Schmuck, nachdem er ihn wohlgefällig betrachtet hatte, sorgfältig versiegelte, und seinem Kammerdiener zur Besorgung an die „bekannte" Adresse übergab, ließ er den armen Bittenden hart an, und auf dessen flehende Bitte gab er die einzige Antwort: „Wenn Sie morgen nicht zahlen, so lasse ich Sie einsperren!" — Muthlos, niedergeschlagen, beinahe verzweifelnd, entfernte sich der Unglückliche. Was sollte er nun anfangen, um dem harten Schicksale des Schuldarrestes zu entgehen? Da fiel ihm ein, daß er von einem Menschenfreunde gehört, der schon manchem Nothleidenden geholfen. Er kannte ihn zwar nicht, aber er faßte sich ein Herz, und machte sich auf den Weg nach dessen Wohnung. Aber als er sie erreicht hatte, blieb er unentschlossen vor der verschlossenen Thür des Vorzimmers stehen. Ach, es ist so schwer, die erste, von der Noth gebotene Bitte auszusprechen! Aber es mußte sein, und zitternd wollte er eben nach der Glocke greifen, da wurde die Thür hastig aufgerissen, und mit zornrothem Gesichte erschien ein Herr, jenes Schmuckkästchen in der Hand haltend, welches der junge Mann bei seinem hartherzigen Gläubiger gesehen hatte. „Da," rief der Herr, indem

er dem Erschrockenen das Schmuckkästchen in die Hand drückte, „nehmen Sie das augenblicklich mit fort und lassen Sie sich nie wieder mit dergleichen Aufträgen bei mir sehen." — „Aber, mein Herr —!" stammelte der junge Mann. — „Kein Wort weiter, und nun fort;" donnerte der Andere ihm zu. „Was soll ich aber mit dem Schmuck anfangen?" — „Was Sie wollen!" — Und die Thür flog dem Ueberraschten vor der Nase zu. — Einen Augenblick stand der junge Mann unentschlossen da, dann aber eilte er zu einem Juwelier, verkaufte den Schmuck, den er als sein Eigenthum zu betrachten sich für berechtigt hielt, bezahlte mit dem dafür gelösten Gelde seinen Gläubiger, und lieferte den noch ziemlich beträchtlichen Ueberschuß gewissenhaft an die Armendirection ab.

Verläumder und Schmeichler. „Von welchen Thieren ist der Biß am gefährlichsten?" fragte Jemand. — „Unter den wilden Bestien," versetzte Diogenes, „ist es der Verläumder, und unter den Hausthieren der Schmeichler.

Verläumder haben giftige Zungen. Man erzählte in einer Gesellschaft, daß ein, durch seine bösen verläumderischen Nachreden berüchtigter vornehmer Mann sich vergiftet habe, und keiner der Anwesenden wollte ihm diesen heroischen Entschluß zumuthen. „Mai!" sagte ein Israelit, „will jach Ihnen dous Räthsel lösen: Is er kümmen zu sterben, as er sich hot in seine Zunge gebissen."

Ein **Verläumder** muß bellen. Eine Sitte in Lithauen war folgende: Wenn Jemand verläumdet hatte, wurde er verurtheilt, sich unter den Tisch zu setzen und dort wie ein Hund die Verläumdung abzubellen. — Man citirt in der Geschichte ein solches Beispiel von einem Verläumder der Jadwiga, Tochter Ludwig's von Ungarn und Gemahlin Jagello's. Es giebt auch Kritikaster, die wie Verläumder bellen.

Die **Verläumdung** ist wie ein Truthahn, je mehr Farbe und Glanz ein Gegenstand hat, desto erboster wird sie, und desto lauter kollert sie. Der Blitz und die Verläumdung treffen meist nur hohe Gegenstände. Eine Frau braucht nur eine hohe Schönheit zu sein, eine Person braucht nur einen hohen Rang einzunehmen, ein Mann braucht nur ein hohes Genie zu sein, und der Verläumdungsblitz trifft ihn ohne Schonung. Selbst die besten Menschen, wenn sie auch nicht mit Verläumdung *blitzen*, so *wetterleuchten* sie doch, das nennt man wie das Wetterleuchten: sich abkühlen. Es ist sonderbar, um einen Menschen zu verläumden, beginnt man damit, ihn ein Bischen zu loben, man macht's mit den Menschen wie mit den Kastanien, man

schneidet sie erst ein Bischen auf, um sie dann besser zu braten. — Die Sonne des Genies hat fast immer das Schicksal wie die Sonne selbst, man späht nach nichts eifriger als nach ihren Flecken, man schließt die Augen zu, so lang sie bei uns weilt, und sieht ihr dann freundlich nach, wenn sie untergegangen ist. — Wenn in dem Brunnen der Gesellschaft die Menschen den Kopf und das Herz eines ausgezeichneten Mannes erschöpfen wollen, so gehen sie mit ihnen um, wie mit zwei Eimern in jedem andern Brunnen; beide: Kopf und Herz können sie nicht oben lassen, eines muß hinab, haben sie das Herz erhoben, so stoßen sie den Kopf hinab, müssen sie seinen Kopf erheben, so müssen sie auch sein Herz hinunterbringen, und auch seinen Kopf halten sie nur oben, so lange er voll ist; wenn sie ihn mit durstigen Zügen ausgeleert haben, lassen sie ihn wieder sinken.

Verlegenheit. Bei der Hauptprobe eines Oratoriums in der Stiftskirche zu Stuttgart ereignete sich ein interessanter Vorfall. Eine elegante Dame mit prachtvoll garnirtem Modekleide eilte raschen Schrittes durch das Schiff der Kirche auf den Chor zu, um sich den Sängern beizugesellen, und streifte im Vorbeigehen an einen Herrenhut, welcher auf der Ecke einer der Kirchenbänke lag. Der Hut hängt sich im Herabfallen an die Dame an und verfolgt sie Schritt für Schritt. Sie fühlt etwas an sich zerren, sieht sich um und bemerkt den Hut an dem Saume ihres Kleides — doch alles Schütteln bringt ihn nicht fort; wie sie den Fuß weiter setzt, läuft der Hut ihr wieder nach und verfolgt sie gleich einem Kobold. Außer sich ruft sie: „Mein Gott, was will der Hut von mir!" Bei dem Schreckensruf wird Alles aufmerksam, sieht mit gespannten Blicken dem unheimlichen Spuk zu; der Eigenthümer des Hutes eilt herbei und erfaßt ihn bei der Krempe — neues Entsetzen, der Hut versagt seinem Herrn den Gehorsam, bleibt am Kleide hängen und dieses wird zugleich mit dem Hut emporgehoben; erst durch Hülfe einer herbeieilenden Freundin wird die Verfolgte befreit und das Räthsel enthüllt, dessen Lösung in dem Augenblicke selbst dem Besitzer des Geheimnisses entfallen war. Der Herr nämlich, ein Reisender, hatte in seinem Hut einem Angelhaken an einem Schnürchen angebracht, um den Hut im Postwagen aufhängen zu können; der Haken, gewöhnlich hinter dem Futter steckend, war zufällig hervorgekommen und so mit dem Kleide der Dame in fast unzertrennbare Verbindung gerathen.

— Zwei junge Frauen sangen in einer musikalischen Gesellschaft ein Duett. Ein Fremder, der wohl schon bessern Sang gehört hatte, wendete sich fast unwillkürlich an seinen zuhörenden Nachbar: „Singt die Weiße" sagte er, „nicht zum Davonlaufen?" — „Ich bitte um Entschuldigung," antwortete dieser, „ich bin nicht unbefangen genug;

es ist meine — Schwester." — „Erlauben Sie," sagte dieser und räusperte sich verlegen, „ich wollte sagen die Blaue." — „Da haben Sie Recht," erwiederte dieser, „der hab' ich es selbst schon oft gesagt; es ist meine — Frau."

Verlegenheit. Eine amerikanische Zeitung meint: „Die größte Verlegenheit, in die ein Mann von Anstand und Bildung gerathen könne, sei, wenn er auf einem Sopha zwischen zwei schönen Mädchen sitze, von denen die eine schwarze Augen, schwarze Locken und einen blendenden Nacken, die andere sanfte blaue Augen, goldige Locken, rothe Wangen hat, die Beide lachen und gleichzeitig mit ihm sprechen." Wir rathen dem Bruder Jonathan unbedenklich, sich in einer solchen ungewissen Situation an diejenige Nachbarin zu adressiren, welche die „goldigen" Locken hat.

Fatale **Verlegenheit.**

Vorgestern fuhr Margarethe zum Essen
Und wurde es leider zu spät erst gewahr,
Daß sie ihre Handschuh', ihr blondes Haar,
Die Vorderzähn' und den Busen vergessen.

Verliebt sein. Ovid sagte: „Verliebt sein heißt bei gesunder Vernunft rasen.

Verliebte. Die Seele eines Verliebten lebt immer in einem fremden Körper. Cato.

Verlieren. Man stritt in einer Gesellschaft lange darüber: „ob man etwas verlieren könne, was man nie besessen." Um den Streit zu Ende zu bringen, sagte ein Witzling zu einem ziemlich beschränkten jungen Manne: „Wenn Sie einst das Unglück hätten, aus Liebe toll zu werden, so würde man sicher von Ihnen sagen: „Der arme Mensch, er hat den Verstand verloren. Sie sehen also ein, daß man auch etwas verlieren kann, was man nie besessen."

— Einer bekam einen so gefährlichen Augenschaden, daß das Auge ausgenommen werden mußte. Man bereitete den Patienten vor, ohne ihm merken zu lassen, daß das Auge herausgenommen werden sollte. Da nun die Operation vollendet war, und der geschickte Wundarzt schon wieder am Verbinden war, fragte der Patient: „Verlier' ich auch das Auge?" — „Nein, nein!" sagte der Augenarzt, „hier hab' ich's in der Hand, Ihr könnt's hübsch aufheben lassen."

Verlobung ist oft eine bloße Versprechung, wo man statt nein, ja sagt. — Sie ist ein Götterfest für fein fühlende Herzen; für Viele aber wird sie zur Vorrede des Meineides.

Verlorenes. Ein Trauring ist verloren gegangen; der redliche Finder wird gebeten, die dazu gehörige Frau gefälligst abholen zu wollen.

— Ein Concertbillet ist in Verlust gerathen. Der Finder desselben melde sich und er bekömmt, nebstdem, daß er sich das gefundene Billet behalten kann, noch zwei Freibillets.

— Ein entlaufener Negersklave ward unlängst in Georgien mit Steckbriefen verfolgt, worin zu lesen ist: „Das Weiße seiner Augen ist roth.

— Ein Pudel, der am Kopfe zwei weiße Ohren und keinen Namen hat, ist, weil er noch jung ist, entlaufen.

— Gesuch eines Hundes, welcher sich im Gedanken vertieft, vergangen hat.

— Anstrengung zur Wiedererlangung eines Hutes. Verlieren, finden, vertauschen, mausen, alle diese Fälle ereignen sich im menschlichen Leben so oft, daß sie nichts weniger als auffallend sind. Jedoch wagt es der Schreiber dieses, einen einzelnen Fall anzuführen. Es ist ihm nämlich am Sonntage den 23. Juni im Schauspielhause ein blau seiden gefütterter, runder Hut verloren gegangen; dieser Hut ist nun entweder gefunden, vertauscht oder gemauset worden. In den beiden ersten Fällen wird der gegenwärtige ehrliche Besitzer ergebenst gebeten, denselben an den Portier der linken Seite des Schauspielhauses abzuliefern, und dagegen einen zurückgebliebenen in Empfang zu nehmen. Sollte aber leider der letzte Fall stattfinden, so wird der gegenwärtige unrechtmäßige Besitzer benachrichtigt, daß er auch den bis jetzt in Beschlag genommenen Hut vom Portier erhalten kann, wenn er sich nämlich als den wahren Dieb legitimirt. N. N.

— Jemand, der ein Paar seidene Strümpfe auf der Straße verloren hatte, ließ in einem öffentlichen Blatte bekannt machen: daß ihm ein Paar wollene Strümpfe abhanden gekommen wären, und zwar weil er meinte, der Finder werde ihm auf diese Weise die Strümpfe weit eher zurückbringen, als wenn er geradezu seidene Strümpfe genannt hätte.

Verlorenes. In der Grätzer Zeitung lasen wir: Entflogene Tauben. Es sind den 7. dieses aus dem Hause Nr. 51, auf dem Carmeliter-Platze zwei Tauben entflogen, welche zwei Paar Junge unversorgt zurückließen, ein Stück ist schwarz, mit ungewöhnlich großer Nase und Augen. — Derjenige, welcher diese Tauben zurückstellt u. s. w.

— Jemand, der den Verstand verloren, bittet, um bequemer leben zu können, den redlichen Finder, ihn gegen eine angemessene Recompense für sich zu behalten.

— Der Gefertigte hat etwas verloren, welches ihm zu seiner ferneren Existenz, ja zu seinem Stande wesentlich nothwendig und unentbehrlich ist. Es ist ihm unbegreiflich, wie er es verloren, noch mehr aber, wie es so schwer gefunden werden könne, da er von seinem Platze gar nicht weggekommen ist. Sein Zustand ist daher seit jenem Verluste ein sehr schwankender geworden, und er beschwört dringend den redlichen Finder, ihm dasselbe zurückzustellen. — Aber was hat er denn verloren? werden die Leute fragen; Antwort: Sein Gleichgewicht; der redliche Finder erhält zum Lohne das neueste Werk über Baukunst im Pracht-Einbande. Wer ist der Gefertigte? Antwort: Der alte Stephansthurm.

Verlorenes. Man las in einer Beschreibung gestohlener Sachen unter andern auch: ein Ring mit zwei Steinen, wovon der dritte verloren gegangen ist.

Verlorenes.

Gestern lief Aristens Ehgespann
In die weite Welt,
Hundert Thaler bietet nun der Mann
Dem, der sie behält.

Verlorene Uhr. Der, welcher mir sagt, wo sich meine aus meinem versperrten Zimmer abhanden gekommene Uhr befindet, kann sicher auf eine ordentlich zugemessene Belohnung rechnen.

Verlorenes. Gesuch um Rückgabe eines vertauschten Hutes. (Im Leipziger Tageblatte).

„Ein ci-devant nobler, dermalen jedoch altersschwacher, seidener Chapeau caoutchouc, Ehrfurcht und Mitleid zugleich gebietend, durch unzählbare Eindrücke früherer Erlebnisse, tiefe bis auf die Pappe eindringende Wunden, verschämt erröthendes auch durch Tinea decalvans gelichtetes Haar, und andere rücksichtsvoll zu verschweigende Docu-

mente seiner Ruhebedürftigkeit, fordert hierdurch seinen früheren Besitzer auf, ihn von dem zurückzunehmen, dessen tüchtigen Filzhut er auf dem vorgestrigen Gewandhaus-Balle sich zueignete. — Die strengste Discretion über die Härte, einen invaliden Veteran so undankbar verlassen zu haben, verspricht der Beherberger des Unglücklichen, dessen jetziger Aufenthalt in der Expedition dieses Blattes zu erfragen ist."

Verlorenes. In Berliner Intelligenz-Blättern stand folgende Anzeige: Es ist mich neulich im Thierjaden, im Menschenjedränge mein jeliebtes Weibchen Sabine Ockermann, geborne Ufgeblasen, vom Arme jewaltsam jerissen jeworden. Wohl stand ich auf selbigem Platze von 2 Uhrens bis gegen zehn starr und unbeweglich und meente, sie müsse zurücke kehren. Vergebens! Ich könnte noch passen. Da ich nun der Meinung bin, daß sie Einer mir jeraubt, der sie nicht kennen thut — so will ich ihn — seinetwegen fußfällig jebethen haben, mir meine Ockermann, jeborne Ufgeblasen, wieder zurück zu schleppen. Später nehme ich sie sonsten nicht mehr. — Maurerstraße Nr. 84. Fritze Ockermann, Regen- und Sonnenschirmeanfertigungs-Fabrikant.

Verlorener Hund. In der Elberfelder Zeitung sucht ein Herr Wanger, befugter Brause-Pulverist, einen Pudel, der nicht nach Hause findet und auf die Laute und Worte: „Bst! Bst! Wis, wis, xi, xi — herein da!" horcht, besonders wenn man ihm etwas zu „fressen" hinhält. Belohnung 2 Thaler für den Zustandebringer des Hundes.

Verlust. Ein Theaterperspectiv, das auf der einen, nach dem Feinde gerichteten Seite nach Belieben vergrößert, auf der entgegengesetzten aber verkleinert. Wird in den Zeitungsberichten dem Publiko vorgehalten, um sich zu ergötzen.

Das sonderbare **Vermächtniß.** Ein Advocat machte auf seinem Krankenbette ein Testament, und verschrieb sein ganzes Vermögen Narren und Unsinnigen, indem er sagte: „Von Narren habe ich es bekommen, und solchen will ich es wieder geben."

Verdacht einer **Vermählung.** Als Madame Geoffrien und ein Gelehrter in Gesellschaft wegen eines Mißverständnisses sehr heftig gegen einander auffuhren, kam ihr gemeinschaftlicher Freund von Holbach hinzu, und sagte: „Seid Ihr etwa heimlich vermählt?"

Vermuthen. Ein Billardspieler stolperte über die Beine eines Rauchers, der sich an einem Pfeilertische bequem in einem Sessel aus-

gestreckt hatte. „Mein Herr!" sagte der Raucher auffahrend — „das waren meine Beine." — „Verzeihen Sie," entgegnete der Billardspieler, „das konnt' ich nicht vermuthen, da sie so weit von Ihnen lagen."

Vernet, Horace. Bei seiner letzten Anwesenheit in Afrika studirte der Maler der „Smalah," die Physiognomien der französisch-afrikanischen Soldaten, um sie zu seinem großen Bilde zu gebrauchen. Einer der Leute bemerkte dies, und ging von seinen Kameraden weg grade auf den Maler zu. „Ich habe gehört," sagte er zu H. V., „daß Sie die Soldaten sehr ähnlich malen." „O ja, das kommt wohl zuweilen." „Seit langer Zeit habe ich gewaltige Lust, meiner Mutter ein Bild zu schicken." „Das sieht einem guten Sohne ähnlich; auch wird Euch das einen Brief ersparen." „Ja, aber das Schwierigste ist nur der Preis." „Nichts einfacher, als das. Wie viel wollt Ihr mir geben?" „Nun, ich habe da 100 Sous (5 Fr.), die ich recht gern für das Bild bezahlen will." „Grade so viel wird es kosten." „Kommt mit, in 2—3 Stunden habe ich die 100 Sous verdient." „Ganz gut, wird aber das Bild auch ähnlich?" „Ich verlange ja das Geld nicht im Voraus." „Nun wohl, abgemacht. Wagen gewinnt, wagen verliert!" Nach zwei Stunden war das Bild fertig. Der Soldat hatte gestanden, wie ein französischer Soldat. Als der arme Teufel sich so auf die Leinwand hingezaubert sah, wollte er dem Maler um den Hals fallen. „Ihr seid also zufrieden?" „Außer mir! wie werden Die bei mir zu Hause sich freuen. Wahrhaftig, es ist, als ob ich selbst käme!" „Nun, wenn Ihr zufrieden seid, müßt Ihr mir aber auch mein Trinkgeld geben." Der Soldat fing an nachdenklich zu werden. „Versteht sich von selbst," sagte er, indem er dem Maler sein Fünffrankenstück gab, „mehr habe ich aber nicht." „Sehr wohl," antwortete der Maler, indem er ihm die Hand gab. „Zug um Zug. Adieu." — Horace Vernet trat an einen Officier heran, der im Stillen den Soldaten darum beneidete, von einem solchen Künstler gemalt worden zu sein. „Sagen Sie es dem wackern Burschen nicht, daß ich seine fünf Franken nicht behalte, der Maler muß von seinem Pinsel leben, und ich sehe die 100 Sous als ehrlich verdient an. Erlauben Sie mir indeß, der Compagnie die fünf Louisd'or anzubieten, um französischen Wein zu trinken."

Ein reicher Glückspilz bestellte bei dem Maler Horace **Vernet** (geb. 30. Juni 1789) eine Landschaft mit einer Höhle, und in solcher einen heiligen Hieronymus, denn er wollte auch ein Gemälde von diesem berühmten Künstler besitzen. — Vernet erfüllte den Wunsch des Bestellers und sandte es diesem zu. Dieser, nichts von Ver-

spective verstehend, meinte: die Landschaft und die Höhle sind sehr gut, aber der heilige Hieronymus ist ja nicht in der Höhle. „Das läßt sich verbessern," versetzte Vernet. Er ließ sich das Gemälde wieder in sein Atelier bringen, verstärkte die Schatten, so daß der Heilige tiefer in der Höhle zu sitzen schien. — Doch der Besteller war noch nicht zufrieden; er blieb bei seiner Behauptung, der Heilige sei nicht in der Höhle. — „Auch das läßt sich ändern," sprach Vernet. Er wischte die Figur ganz weg, und händigte das Gemälde dem Besitzer wieder ein. Jetzt war dieser befriedigt und zeigte es Jedem, der ihn besuchte, mit Ostentation. — Wenn nun der Eine oder Andere die Bemerkung machte: er sähe den Heiligen nicht, antwortete er: „Verzeihen Sie, er ist in der Höhle, ich habe ihn am Eingange gesehen, und weiß es gewiß, daß er drinnen ist."

Horace **Vernet**, erzählt der Constitutionnel, begegnete vor einigen Jahren dem Marquis von Pastoret mit einer schönen jungen Dame, deren interessantes Gesicht und feines Benehmen dem Maler so gefielen, daß er neulich, als er den Marquis wieder sah, sich nach der schönen Dame erkundigte, die damals bei ihm war, doch deren Namen er nicht einmal kannte. Der Marquis sann hin und her, wußte aber durchaus nicht, wen der Maler meine. Da nahm Horace Vernet eine Bleifeder und zeichnete das Portrait der Dame, die er vor Jahren nur ein einziges Mal gesehen hatte. Im Nu war die Aehnlichkeit so frappant, daß der Marquis verwundert rief: „Ah, jetzt fällt mir's ein, ich weiß, wen Sie meinen... es ist Frau von **; ich erkenne sie aus Ihrer Zeichnung, es ist ganz ihr Ausdruck, ihre Haltung!"

Vernet. Voltaire sagte dem Maler Vernet viel Schmeichelhaftes über sein Colorit (d. h. in den Gemälden). — Vernet antwortete: „Es wird doch gewiß früher erbleichen, als Ihre Tinte."

Vernünftig. In einem heftigen Streite über einen politischen Gegenstand, sprach der Eine zu seinem Gegner: „Ich denke Sie doch noch vernünftig zu machen!" „Da bin ich vernünftiger," erwiederte der Andere, „das gebe ich bei Ihnen auf."

Verordnen. Die Aerzte verordnen dem menschlichen **Körper**, die Regenten dem Körper des Staates. — Und so geschickt sie beide sein mögen, so ereignet es sich doch oft, daß die Medizin nicht die Wirkung hervorbringt, die sie sich davon versprachen. Daraus kann man schließen, daß die Staatswissenschaft ein eben so unsicheres Studium sei, als die Arzneikunde.

Verrückt. Herr N. machte täglich seinen Besuch im Gasthofe „zum Hörnle". Eines Abends — nachdem er seinem Gläschen schon ziemlich zugesprochen hatte — schien es ihm, als stünden die aneinander gereihten Tische in der Wirthsstube nicht in gerader Richtung. „Bst! Herr Oberkellner", ruft er: „warum stehen denn heute die Tische so krumm?" — „Ich glaube — Sie sind verrückt, mein Herr," war die zweideutige Antwort.

Die **Verrückte.** Eine alte Frau, die sich malen ließ, fragte ihren Maler so lange, ob sie recht sitze, daß er ihr endlich ganz verdrossen zur Antwort gab: „Nein, gnädige Frau, Sie sind verrückt."

Vers. An der Wand im Berliner Tivoli fand ein Herr folgenden Vers:

„Es kommt doch manches dumme Vieh
Heraus nach diesem Tivoli,"

und schrieb sogleich darunter:

„Daß dieses früher so gewesen,
Das hab' ich eben jetzt gelesen."

Die ganze National-**Versammlung** für zwei Sous! rief ein Colporteur in Paris, indem er jedem Vorübergehenden eine kleine gedruckte Broschüre hinhielt, welche diesen Titel führte. — „Freund!" sagte ein witziger Kopf zu ihm: „wer wird die kaufen? Ihr sagt zwar, wie viel sie werth ist, aber nicht, was sie kostet."

Versatzamt. Eine Dame fragte am letzten Faschingstage einen Herrn vom sogenannten guten Ton: „Sie gehen?" — „In's Versatzamt." — „Und dann?" — „In die Redoute."

— Welches Versatzamt fehlt noch im Leben, und wäre das nothwendigste? — Ein Versatzamt, durch welches man sich immer in die Lage des Andern versetzen könnte; wir würden dadurch tausend schiefe Urtheile ersparen. S.

Besorgniß eines **Verschwenders.** „Ich fürchte mich außerordentlich," sagte ein Verschwender zu einem Bekannten, „daß ich noch als ein Bettler sterben werde." — „Das ginge noch an," versetzte der Andere, „aber ich fürchte noch etwas Schlimmeres, daß Sie als ein Bettler leben werden."

Die eitle **Verschwendung** der Ritter ging so weit, daß einst bei einem Turniere zu Beaucaire, 1174, der Graf von Toulouse einem tapfern Ritter 100,000 Gold- und Silberstücke schenkte, welche dieser

sogleich wieder unter 100 andere Ritter vertheilte. Ein Anderer ließ 30 seiner schönsten Pferde verbrennen; ein Dritter, Gros de Mareuil, bewirthete 300 Ritter, und befahl, daß die Speisen nur gekocht werden sollten über der Flamme von Wachskerzen, und Ritter Bertrand Raibaur ließ das Feld, worauf das Turnier gehalten werden sollte, aufflügen und mit 30,000 Silberstücken besäen.

Der Verschwender und gute Wirth. Ein junger Mann, der sein väterliches Erbe durch thörichte Verschwendung durchgebracht hatte, und den Werth des Menschen nur nach seinem modischen Aeußern beurtheilte, fragte einst einen Bekannten, der eben nicht sehr elegant angezogen war, mit spöttischer Miene: „Der Stock da ist gewiß noch ein Erbstück von Ihrem Großvater?“ „Richtig,“ versetzte der Gefragte, „ich habe sogar noch die Grundstücke von meinem Aeltervater.“

Verschwendung. Ein römischer Schauspieler bot seinen Gästen eine Schüssel mit Sing- und Sprechvögeln, deren jeder 600 Fr. gekostet hatte; das Ganze kam auf 10,000 Fr. zu stehen.

— Wer erinnert sich nicht an die Beschreibung des Pompeji, welcher die Botschaft des Herzogs von Buckingham am Hofe Ludwigs XIII. bezeichnete. — Bei einem Hofballe trug der Herzog ein Kleid, bedeckt mit nur locker angehefteten Perlen, und die er also auf dem Parquet herumstreute. Ein anderes Mal, als der Herzog ein zartes Geständniß von einer Dame erhalten, nahm er einen Diamanten, im Werthe von zwanzigtausend Thaler, den er an seinem Hute getragen, und warf ihn zum Fenster hinaus, mit den Worten: „Ich will, daß dieser Moment, der für mich so glücklich ist, es auch für einen andern werde.“

Versetzt. Bei der Wiedereröffnung des Leipziger Theaters erhielten durch zweckmäßigere Aufstellung des Orchesters sämmtliche Musiker andere Plätze. Ein Pönicus, der davon reden gehört, sagte einem Freunde im Vertrauen: „Ich bin doch neugierig, wie die Musiker mit dem Leidhause zurecht kommen werden, es sollen sämmtliche Instrumente versetzt werden sein.“

— Ein Handwerker bekam sehr starke Schmerzen auf der Brust. Der Arzt kam und äußerte die Meinung, die Schmerzen seien eine Folge des Gichtfiebers, der sich dahin versetzt habe. — „Ja, ja, Herr Doctor,“ sagte der kleine Knabe, der das hörte, „Sie mögen schon Recht haben, die Mutter hat gestern gemeint und gesagt, bei uns sei Alles versetzt.“

Versetzen. Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen einem liederlichen jungen Herrn, der im Fasching sein Geld durchbrachte, zu Ende desselben, und einem Gärtner im Frühjahre? Beide lieben das Versetzen.

Versöhnung. Einer der reichsten Gutsbesitzer in Savona am Meerbusen von Genua, Matteo Pedamonte, stand 1830 auf dem Punkte, sich zu verheirathen, und diese Heirath bildete das Gespräch der ganzen Stadt. Luisa, seine Braut, liebte ihn, aber die Familie derselben, namentlich ihre Mutter, schien die Verbindung höchst ungern zu sehen. Kurz vor dem Tage, an welchem die Liebenden getraut werden sollten, flüsterte Luisa dem Geliebten zu: „Erwarte mich diese Nacht um zwölf Uhr in Deinem Hause, und entferne alle Deine Dienstleute; ich werde leise an Deine Thüre klopfen, öffne mir selbst, ich muß mit Dir sprechen.“ Das Mädchen erschien pünktlich und sagte zu Matteo: „Ich komme zu Dir, weil ich Dich liebe, aber Dich nicht heirathen kann. Fliehe, Matteo, fliehe so schnell als möglich; der Gram würde mich getödtet haben, wenn ich nicht selbst Dir hätte sagen können, daß ich Deine Hand ausschlage, weil ich Dich liebe. Erinnere Dich Deines Vaters, und bedenke, daß Deine schönen Olivenpflanzungen sonst meinem Vater gehörten. Ich weiß, daß Dein Vater sie für Spielforderungen annahm, die er an dem meinigen zu fordern hatte; aber es ist Blut zwischen unsern Familien geflossen, Du weißt, daß Dein Vater den meinigen im Zweikampfe getödtet hat. Meine Mutter und Brüder hassen Dich und wünschen Deinen Tod. Du kamst und batest um meine Hand; meine Mutter bewilligte sie Dir, um desto leichter ihre Rache befriedigen zu können. Morgen sollen wir verbunden werden; von morgen an wird man Dir tropfenweise Gift reichen, um Dich allmälig zu tödten. Niemand wird sie beschuldigen; fliehe also, Matteo; tritt nicht wieder in das Haus, in welchem Du Deinen Tod finden sollst; fliehe und laß mich morgen allein an den Altar treten.“ — Nach einiger Weigerung versprach Matteo zu fliehen, weil er die Geliebte nur auf diese Weise beruhigen konnte, aber er war fest entschlossen, zu bleiben und der Gefahr zu trotzen. Der Trauungstag erschien, die Glocken klangen hell durch die Stadt; Luisa kniete bereits mit ihrer Mutter vor dem Altare und betete, Gott möge den Geliebten, den sie schon für fern hielt, mit seinem Schutze geleiten. Matteo aber erschien in der Kirche, die Trauung wurde vollzogen, und die frohe Gesellschaft begab sich in das Haus des Bräutigams, wo ein kostbares Frühstück bereit stand. Ehe man sich zu demselben niedersetzte, nahm Matteo seine Schwiegermutter bei Seite und sagte: „Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden. Ihnen verdanke ich mein Glück. Zwar werde ich mich desselben nicht lange erfreuen, ich weiß es wohl; aber wer gäbe nicht ein langes Leben

bereitwillig für einen Tag beglückter Liebe hin! Ich weiß, daß Sie mich vergiften wollen, und ich gebe mich ganz in Ihre Hände. Ein Anderer wäre entflohen; ich bleibe und will in der Nähe meiner Luisa sterben. Hier ist eine Schenkung aller meiner Besitzungen; sie gehören von nun an meiner Luisa. Hier ist auch ein sicher wirkendes Gift, das aber keine großen Schmerzen macht und keine Spur zurückläßt; nehmen Sie es, aber bewilligen Sie mir acht Tage; acht Tage wenigstens lassen Sie mich das Leben genießen." Die Schwiegermutter konnte diesen Worten nicht widerstehen; Thränen strömten aus ihren Augen; sie schleuderte das Gift von sich, sank Matteo in die Arme und sprach: „Vergessen wir die Todten!" — Das Hochzeitsfest war nun eines der heitersten, das man in Savona gefeiert hat, und die Einigkeit zwischen Matteo und seiner Schwiegermutter ist bis heute nicht getrübt worden.

Versöhnung. Vor der französischen Revolution hatte ein Edelmann in Poitou, Namens Pontet, einen Proceß mit seinem Nachbar angefangen, bloß aus Haß, um ihn zu verderben. Aber Pontet verlor ihn. Plötzlich versöhnte er sich in dem Grade, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. — „Ich hätte Sie nie für so schwach gehalten! Sie geben ihm noch obendrein Ihre Tochter?" sagte ihm vorwurfsweise einer seiner Freunde. — „Lassen Sie mich nur machen!" erwiederte Pontet und rieb sich mit schadenfrohem Lächeln die Hände. „Das Mädchen ist eine Furie. Es hat mir hundertmal das Herz gebrochen, aber ich habe ein zähes Leben. Doch den ärgert die Furie zuverlässig in's Grab hinunter, ehe er die Hochzeitsschuhe zerrissen hat. Verlassen Sie sich darauf."

Versöhnlichkeit.

Daß ich versöhnlich bin,
Habt ihr, bei Gott! erfahren.
Es wirft seit vierzig Jahren
Der Wein mich hin und her,
Und dennoch — lieb' ich ihn.

Verspätet. Man erzählte einst in einer Gesellschaft, daß am vorhergehenden Tage eine alte sehr reiche Wittwe gestorben sei. „Schade!" rief ein armer Poet, der sich in der Gesellschaft befand, „das wäre vorgestern eine gute Partie gewesen."

Das **Versprechen** bis in den Tod gehalten. Der Jäger eines Herrn von B** lag seinem Herrn, der keine nahe Verwandte

hatte, beständig an, seiner doch in dem Testamente zu gedenken. — Müde der vielen Bitten, versprach es ihm endlich der Herr von B** und er machte auch wirklich seinen letzten Willen. — Einige Zeit darauf verstarb er und der Jäger hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich, mit Bezug auf dies Versprechen, bei der Publication des Testamentes zu melden. Wie sehr erstaunte er aber, als ihm daraus Folgendes nachrichtlich mitgetheilt wurde: „Mein Jäger mit Namen G**, hat so lange in mich gedrungen, bis ich ihm versprechen müssen, seiner in meinem Testamente zu gedenken. Dieses mein Versprechen will ich denn auch hiemit redlich erfüllen; ich bemerke daher, daß gedachter mein Jäger unmöglich ein Legat verlangen kann."

Versprechen. Ein Pastor hatte vor einigen Jahren ein Brautpaar einzusegnen und begann seine Anrede, statt mit „Geliebte Verlobte!" mit den Worten: „Verliebte Gelobte!" augenblicklich aber diesen lapsum linguae bemerkend, verbesserte er und sagte: „Gelobte Verliebte!"

Schönes Versprechen. Der Justizcommissär N. zu F. hatte für den dortigen Todtengräber einen Prozeß geführt und gewonnen. Kurz darauf kam der gedachte Client zu seinem Sachwalter, bedankte sich für die gehabte Mühe, und bemerkte dabei noch schließlich: daß er leider zu arm sei, um ihn bezahlen zu können; wenn jedoch der Herr Justizcommissär stürbe, so wolle er ihm das schönste Grab umsonst machen.

Versprechen. Eine junge Dame war in einer eleganten Gesellschaft zum Singen aufgefordert. Man wählte eine bekannte in Musik gesetzte Dichtung. Sie sang vom Blatte; da ihr aber der Text fremd war, und sie nur (nach der Sänger Weise) auf die Noten sah, so sang sie bei einer Abtheilung des Gedichts, statt: „Dir weih' ich meine Huldigungen!" mit lauter Stimme: „Dir weih' ich meine Hundejungen!"

Versprechen.

Wenn man Hülfe dir verspricht
Und nicht leistet, zürne nicht:
Denk, wie leicht man sich verspricht.

— Sich versprechen, heißt etwas anderes sagen, als man sagen wollte, daher nennt man die Handlung, bei der sich zwei Verliebte ewige Treue zusagen: das Versprechen. — Wir sehen aber nicht ein, was die Zeugen bei dieser Feierlichkeit zu thun haben, denn die mei-

sten Eheleute machen ohnehin, oft noch die ersten Tage ihrer Ehe, die ganze Stadt zu Zeugen, daß sie sich beide versprochen haben.

Der Vielversprechende. Ein junger Herr, der viele Schulden machte, und seine zahlreichen Gläubiger nicht befriedigen konnte, war sehr im Gedränge. Seine Zimmerfrau, die in ihn verliebt war, vertröstete einst den Schneider mit den Worten: „Seien Sie nur ruhig, lieber Mann, gedulden Sie sich nur kurze Zeit, Herr von H. ist ja ein vielversprechender junger Mann."

Verstand: Ist zu unsern Zeiten ein Kapital, das Niemand gern verintereſſirt. Man kann es oft mit Mühe kaum auf 300. fl. bringen. In öffentlichen Fonds wird es gar nicht angenommen.

— „Mein Verstand ist Leiter meines Spieles, sagte Lord O — y. „Nicht möglich!" rief Albinia, Gräfin von Buckingham; „sonst würden Sie niemals hoch spielen."

— Man sagt, wem der Himmel ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand! Das war früher, als noch der Himmel die Aemter vergab; jetzt geben die Menschen die Aemter, die können nicht jedem Verstand geben, daher findet man hie und da, — in China und in Schiras —, zuweilen Männer, die ein Amt und keinen Verstand bekommen haben, dafür haben sie eine Frau bekommen. Die Frau eines Mannes ist sein Verstand, wenn ein Mann so einen schönen und jungen Verstand hat, so wird sein Verstand oft von vielen Leuten zu Rathe gezogen. Man glaubt gar nicht, was in dieser Beziehung der Verstand eines Mannes für Anerkennung findet! Es ist nur ein Unglück bei der Sache, wenn ein Mann so einen schönen Verstand geheirathet hat, daß ihm der Verstand so oft ausgeht; wenn er aber ausgehen will, bleibt ihm der Verstand stehen.

Verstand. Herr G. galt fast allgemein für einen verständigen und unterrichteten Mann, weil er in Gesellschaft selbst wenig sprach und einen aufmerksamen Zuhörer machte, wo er jedem Redner durch ein freundliches Lächeln und Kopfnicken seine Zustimmung gab. Man sprach einst über ihn, und er wurde für einen sehr verständigen Mann erklärt. Nur eine Dame äußerte: „Ja wohl, aber sein Verstand langt gerade hin, um zu verbergen, daß er keinen hat."

— „Jude, womit handelst Du?" fragten ein paar vorwitzige Leute einen jungen Juden, der ruhig seinen Weg ging. — Er schwieg. — Sie wiederholten ihre Frage nochmals. — Endlich antwortete er ganz gelassen: — „Ach, womit ich handle, das steht Ihnen doch nicht an." — „Nun, womit handelst Du denn?" — „Mit Verstand."

Die **Verstellung.** Ein Herr, dem es fast immer beim schönen Geschlechte zu glücken pflegte, verschwendete eine ganze Stunde vergebens alle seine Beredtsamkeit, um das Herz einer jungen schönen Dame zu erweichen. Der vielen Körbe müde, stand er endlich auf und sagte: „Ich that nur so, Madame!" „Ich auch!" erwiederte sie.

Verstellung eines Pferdes. Einem Droschkisten passirte ein merkwürdiges Schicksal, — sein Pferd ging nämlich durch. Ohne den Zügel anzuziehen, saß er erstaunt da. Die Dame aber, welche sich in der Droschke befand, wurde ängstlich und schrie: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich heraus!" „Bleiben Sie ruhig sitzen," antwortete der Phlegmatische: „ick kenne mein Pferd besser; det is nischt als Verstellung."

Verstellung. Ein junger Mann, der an periodischer Abwesenheit des Geistes litt und darum unter strenger Aufsicht stand, beklagte sich einst gegen den Schauspieler J., wie sehr er eingeschränkt sei, und daß er kaum einige Groschen täglich zu verzehren habe, obschon seine Eltern sehr reiche Leute seien. J. antwortete: „Stellen Sie sich nur immer vernünftig; dann wird es Ihnen auch niemals an Gelde fehlen!"

Verstimmt. Die Choristinnen eines Theaters hatten einen sehr traurigen Chor zu singen, und sangen dabei erbärmlich falsch. Ein Zuhörer hielt sich darüber auf. Aber sein Nebenmann meinte, das wäre ganz charakteristisch; denn sie müßten sich traurig geberden, also auch verstimmt sein.

Vertheidiger. Der Bediente eines adeligen Rittergutsbesitzers war vor mehreren Jahren plötzlich verschwunden und gleichzeitig vermißte sein Herr eine Cassette mit mehreren hundert Thalern, und zwei mit seinem Wappen verzierte Pistolen. Es gelang, den Flüchtigen bald wieder einzuholen, doch wollte er von der Entwendung nichts wissen und behauptete, er sei wegen der ihm widerfahrenen schlechten Behandlung im Unmuthe davon gelaufen. Die Untersuchung wurde weiter geführt, und zuletzt ein Vertheidiger bestellt. Dieser unterredet sich mit seinem Schutzbefohlenen und dringt in denselben, er solle wenigstens ihm die Entwendung zugestehen. Es geschieht und der Vertheidiger erfährt den Ort, wo die gestohlenen Effecten vergraben sind. Einige Tage darauf kehrt in einem, einige Meilen davon entfernten Wirthshause ein Handwerksbursche ein, der gleich Abends seine Zeche bezahlt, um, wie er angiebt, in aller Frühe aufbrechen zu können. Als der Wirth des andern Morgens in das Zimmer kommt wo derselbe übernachtet hat, findet er ein Kistchen und ein Paar

Pistolen auf dem Tische; in dem übrigens leeren Kistchen liegt ein Zettel mit den Worten: „Der Bediente des Herrn X. ist unschuldig, ich bin der Dieb gewesen, dessen zum Beweise lasse ich die Sachen da. Traget sie in die Gerichte nach **." Das Kistchen und die Pistolen werden dahin gebracht, der Gutsherr erkennt sie als die ihm gestohlenen an, der Bediente wird frei gesprochen und erhält noch Geldgeschenke von seinem Herrn als Schmerzensgelder für die erlittene Haft. Das Geld, welches in der Kiste gelegen hatte, war freilich nicht zurückgelangt, und alle Nachspürungen nach dem räthselhaften Handwerksburschen blieben vergebens. Dies war aber Niemand anderer gewesen, als der Vertheidiger selbst.

Vertheidigung. Jemand meinte, es sei doch gar zu unsinnig, daß Rossini in der Oper: „die diebische Elster," den Podesta einen Walzer singen lasse, in dem Augenblicke, als er der Ninette das Todesurtheil ankündigt. Dieß vertheidigte aber ein Anderer und sagte: „Eben dieser Todesurtheil-Walzer sei Rossini's charakteristisches Musikstück, denn eben durch den falschen musikalischen Ausdruck habe er anzeigen wollen, daß das Urtheil selbst falsch sei."

Verträglich. Ein Mann wollte sich von seiner Frau scheiden lassen und führte folgende Gründe an: erstens ist sie mir zu verträglich und zweitens zu verschwiegen. „Aber, mein Herr," entgegnete der Richter, „dieß sind ja Tugenden für eine Frau!" — „Keineswegs, Herr Justizrath, denn ad 1 trägt sie mir meine Sachen weg und ad 2, wenn ich auch hart mit ihr verfahre, so sagt sie mir nie, wohin sie dieselben vertragen hat."

Verwandtschaft. Zum Kaiser Rudolph kam Jemand in der Stadt Lauingen, und sagte: „Mächtigster Monarch! Ich bitte, schenke mir etwas." — „Warum soll ich Dir etwas schenken," fragte der Kaiser. — „Weil ich Dein Verwandter bin." — „Woher, mein Lieber?" — „Von Adam her." — „Gut," sagte Rudolph, „geh und bring einen großen weiten Sack." — Freudig ging der Bittende und brachte einen Sack, den er schon voll Goldes sah. Allein der Kaiser warf einen Heller hinein, und sagte: „Nun geh, und laß Dir von Jedem, mit dem Du in so naher Blutsverwandtschaft stehst, eben so viel geben, und Dein Sack wird bald voll sein."

— Ein Mann bei Jahren, der Wittwer war, verliebte sich in ein junges Mädchen und heirathete dasselbe. Bald nach der Hochzeit trug der Sohn dieses Mannes, der von seinem Vater unabhängig war, der Mutter seiner jungen Stiefmutter seine Hand an, die auch von der eben noch nicht bejahrten Frau willig angenommen

wurde. Durch diese sonderbare Heirath bekamen alle Theile ganz widersprechende häusliche Titel. Der Vater war jetzt Schwiegersohn seines eigenen Sohnes, und seine Gattin nicht allein Stieftochter ihres eigenen Stiefsohnes, sondern auch Schwiegermutter ihrer leiblichen Mutter, und diese wieder Stieftochter ihrer Tochter, so wie ihr Mann Stiefvater seiner Stiefmutter, desgleichen Schwiegervater seines leiblichen Vaters.

Nahe **Verwandtschaft.** „Kennen Sie Herrn S.?" — „Wie sollt' ich nicht! Er ist ja einer meiner nächsten Verwandten." — „Wirklich? wie so?" — „Er wollte vor einigen Jahren meine älteste Schwester heirathen."

— Nach dem Tode eines sehr reichen Schiffmäklers zu Liverpool meldete sich eine alte Frau zur Miterbschaft, und begründete ihre Verwandtschaft darauf, daß ihr seliger Großvater und des Verstorbenen Großvater — zwei Großväter gewesen wären.

Saubere **Verwandtschaft.** Ein rechtschaffener junger Mann warb um die Hand eines Mädchens, sagte aber zugleich: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich außer meinem guten Auskommen kein Vermögen besitze, und daß einer meiner Onkels hingerichtet wurde." Scherzend erwiederte sie: „Ich besitze ebenfalls kein Vermögen und habe nicht einmal ein Einkommen; und wenn noch keiner meiner Verwandten hingerichtet wurde, so habe ich dafür mehrere, die dies verdienen."

Verwandtschafts-Verhältniß. Ein gewisser Levis zu Breston in England hatte von seiner ersten Frau zwei Töchter, von denen die älteste einen gewissen Willis heirathete; diese besitzt aus erster Ehe eine Tochter, die sich mit Levis verehlichte, und ihm einen Sohn gebar. Die zweite Frau des Willis kann nun sagen: Mein Vater ist mein Sohn, und ich bin die Mutter meiner Mutter, meine Schwester ist meine Tochter, und ich bin die Großmutter meines Bruders.

— In der Grafschaft Esser hatte eine Wittwe von etwa 40 Jahren einen jungen Mann, und deren Tochter aus der frühern Ehe den Vater dieses jungen Mannes geheirathet. Durch diese Verbindung wurde die frühere Wittwe die Großmutter ihres eigenen Mannes, und also die Urgroßmutter des Kindes, das sie ihm in dieser zweiten Ehe gebar. Da nun das einzige männliche Kind einer Urgroßmutter nothwendiger Weise der Großvater sein muß, so ist jenes unglückliche Kind ihrer zweiten Ehe sein eigener Großvater. — Diese Notiz gab die

Pistolen auf dem Tische; in dem übrigens leeren Kistchen liegt ein Zettel mit den Worten: „Der Bediente des Herrn X. ist unschuldig, ich bin der Dieb gewesen, dessen zum Beweise lasse ich die Sachen da. Traget sie in die Gerichte nach **." Das Kistchen und die Pistolen werden dahin gebracht, der Gutsherr erkennt sie als die ihm gestohlenen an, der Bediente wird frei gesprochen und erhält noch Geldgeschenke von seinem Herrn als Schmerzensgelder für die erlittene Haft. Das Geld, welches in der Kiste gelegen hatte, war freilich nicht zurückgelangt, und alle Nachspürungen nach dem räthselhaften Handwerksburschen blieben vergebens. Dies war aber Niemand anderer gewesen, als der Vertheidiger selbst.

Vertheidigung. Jemand meinte, es sei doch gar zu unsinnig, daß Rossini in der Oper: „die diebische Elster," den Podesta einen Walzer singen lasse, in dem Augenblicke, als er der Ninette das Todesurtheil ankündigt. Dieß vertheidigte aber ein Anderer und sagte: „Eben dieser Todesurtheil-Walzer sei Rossini's charakteristisches Musikstück, denn eben durch den falschen musikalischen Ausdruck habe er anzeigen wollen, daß das Urtheil selbst falsch sei."

Verträglich. Ein Mann wollte sich von seiner Frau scheiden lassen und führte folgende Gründe an: erstens ist sie mir zu verträglich und zweitens zu verschwiegen. „Aber, mein Herr," entgegnete der Richter, „dieß sind ja Tugenden für eine Frau!" — „Keineswegs, Herr Justizrath, denn ad 1 trägt sie mir meine Sachen weg und ad 2, wenn ich auch hart mit ihr verfahre, so sagt sie mir nie, wohin sie dieselben vertragen hat."

Verwandtschaft. Zum Kaiser Rudolph kam Jemand in der Stadt Lauingen, und sagte: „Mächtigster Monarch! Ich bitte, schenke mir etwas." — „Warum soll ich Dir etwas schenken," fragte der Kaiser. — „Weil ich Dein Verwandter bin." — „Woher, mein Lieber?" — „Von Adam her." — „Gut," sagte Rudolph, „geh und bring einen großen weiten Sack." — Freudig ging der Bittende und brachte einen Sack, den er schon voll Goldes sah. Allein der Kaiser warf einen Heller hinein, und sagte: „Nun geh, und laß Dir von Jedem, mit dem Du in so naher Blutsverwandtschaft stehst, eben so viel geben, und Dein Sack wird bald voll sein."

— Ein Mann bei Jahren, der Wittwer war, verliebte sich in ein junges Mädchen und heirathete dasselbe. Bald nach der Hochzeit trug der Sohn dieses Mannes, der von seinem Vater unabhängig war, der Mutter seiner jungen Stiefmutter seine Hand an, die auch von der eben noch nicht bejahrten Frau willig angenommen

wurde. Durch diese sonderbare Heirath bekamen alle Theile ganz widersprechende häusliche Titel. Der Vater war jetzt Schwiegersohn seines eigenen Sohnes, und seine Gattin nicht allein Stieftochter ihres eigenen Stiefsohnes, sondern auch Schwiegermutter ihrer leiblichen Mutter, und diese wieder Stieftochter ihrer Tochter, so wie ihr Mann Stiefvater seiner Stiefmutter, desgleichen Schwiegervater seines leiblichen Vaters.

Nahe **Verwandtschaft.** „Kennen Sie Herrn S.?" — „Wie sollt' ich nicht! Er ist ja einer meiner nächsten Verwandten." — „Wirklich? wie so?" — „Er wollte vor einigen Jahren meine älteste Schwester heirathen."

— Nach dem Tode eines sehr reichen Schiffmäklers zu Liverpool meldete sich eine alte Frau zur Miterbschaft, und begründete ihre Verwandtschaft darauf, daß ihr seliger Großvater und des Verstorbenen Großvater — zwei Großväter gewesen wären.

Saubere **Verwandtschaft.** Ein rechtschaffener junger Mann warb um die Hand eines Mädchens, sagte aber zugleich: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich außer meinem guten Auskommen kein Vermögen besitze, und daß einer meiner Onkels hingerichtet wurde." Scherzend erwiederte sie: „Ich besitze ebenfalls kein Vermögen und habe nicht einmal ein Einkommen; und wenn noch keiner meiner Verwandten hingerichtet wurde, so habe ich dafür mehrere, die dies verdienen."

Verwandtschafts-Verhältniß. Ein gewisser Levis zu Breston in England hatte von seiner ersten Frau zwei Töchter, von denen die älteste einen gewissen Willis heirathete; diese besitzt aus erster Ehe eine Tochter, die sich mit Levis verehlichte, und ihm einen Sohn gebar. Die zweite Frau des Willis kann nun sagen: Mein Vater ist mein Sohn, und ich bin die Mutter meiner Mutter, meine Schwester ist meine Tochter, und ich bin die Großmutter meines Bruders.

— In der Grafschaft Esser hatte eine Wittwe von etwa 40 Jahren einen jungen Mann, und deren Tochter aus der frühern Ehe den Vater dieses jungen Mannes geheirathet. Durch diese Verbindung wurde die frühere Wittwe die Großmutter ihres eigenen Mannes, und also die Urgroßmutter des Kindes, das sie ihm in dieser zweiten Ehe gebar. Da nun das einzige männliche Kind einer Urgroßmutter nothwendiger Weise der Großvater sein muß, so ist jenes unglückliche Kind ihrer zweiten Ehe sein eigener Großvater. — Diese Notiz gab die

Veranlassung, die Lösung der räthselhaften Inschrift eines Leichensteins auf dem Leipziger Johanniskirchhofe:

„Dieser Stein bedeckt die Tugend,
Eine Mutter meiner Jugend,
Die zwar niemals mich gebar.
Die mich dennoch herzlich liebte,
Muttertreu' an mir ausübte,
Ob ich gleich ihr Vater war."

wie folgt zu versuchen. — Die ehemalige Amme eines jungen Mannes hatte noch einen lebenden Vater, der sich in zweiter Ehe mit einem jungen Mädchen verheirathete, die folglich der ehemaligen Amme Mutter wurde. Bald nach eingegangener zweiten Ehe starb aber der Amme Vater, dessen junge Wittwe nun den Eingangs erwähnten jungen Mann heirathete, welcher auf diese Weise, durch die Verehelichung mit der Stiefmutter seiner ehemaligen Amme, der Letztern Vater wurde.

— Ein ähnliches Problem spricht sich in folgender Aufschrift eines in der Sacristei der St. Annenkirche zu Dresden befindlichen Leichensteins aus, der einem im Jahre 1690 verstorbenen Jünglinge, Namens Johann Ehrenfried Frenzel, gesetzt wurde. Die Aufschrift lautet:

„Mein Sohn und Bruder ist in dieses Grab gesenket,
Den mit mir hat zugleich die Muttermilch getränket.
Als Sohn und Bruder starb, starb ich, der Vater, nicht,
D'rum hab' ich ihm alsbald dies Grabmal aufgericht."

Man hat, bei Ermangelung biographischer Nachrichten, mancherlei Erklärungen vorgenommen. Die wahrscheinlichste ist die: Ein zugebrachtes Kind, Frenzels Milchbruder, heirathete späterhin des Letzteren Mutter, und wurde dadurch sein Vater, so wie er vorher sein Bruder war. Unsere Vorfahren liebten bekanntlich dergleichen tropische Spielereien.

Verwechslung. Wenn in Petersburg ein kleiner Prinz in einer vornehmen Familie geboren wird, so zeigt man es dem Bischof an, der an dem zur Taufe angesetzten Tage sich mit seinem Vicar in den Palast begiebt, wo er erwartet wird. Die Taufhandlung wird verrichtet, und nach der Ceremonie folgt ein glänzendes Festmahl; dann nimmt der Bischof Abschied. In dem Augenblicke als der Prälat in den Wagen steigt und ehe der Kutschenschlag zugemacht wird, übergiebt ihm der Haushofmeister ein mit dem Wappen des Fürsten versiegeltes Packet, so wie dem Vicar ein anderes desgleichen. Diese beiden Packete enthalten eine mehr oder minder bedeutende Anzahl von Banknoten als Gratification für die beiden Geistlichen. Eines Tages nun fand eine Taufe bei einem Fürsten statt; der Bischof hatte ein

versiegeltes Packet erhalten und sein Wagen entfernte sich schnell, als der laute Ruf: „Halt Kutscher!“ sich vernehmen ließ. Der Bischof stieg aus dem Wagen heraus und sah einen Diener in der Livree des Fürsten in eiligem Laufe nachkommen. „Was giebt es?“ — „Der Herr Fürst bittet tausendmal um Entschuldigung, der Haushofmeister hat sich geirrt und Ihnen das Packet übergeben, welches für Ihren Vicar bestimmt war. Hier ist das, was der Fürst für Sie selber bestimmt hatte.“ Dabei hielt er dem Bischof ein weit umfänglicheres Packet hin, das derselbe mit dem vorher erhaltenen vertauschte. Zu Hause erbrach er das Siegel und fand darin — einige alte Zeitungen.

Fürstliche Verzeihung. Ein Fürst sah im Negligee zum Fenster hinaus, als ein Bedienter ihm einen derben Schlag versetzte. „Verzeihung!“ schrie der Diener, „ich meinte, es wäre der Koch.“ „Da hätte der Koch sich schön bedankt,“ versetzte gelassen der Fürst.

Vestalin. Ein junges Frauenzimmer ließ sich in völliger Lebensgröße als eine Vestalin malen. Sie war noch unverheirathet, und Vestalinnen, wie bekannt, mußten Jungfrauen sein. Als das Bildniß fertig war, fand sie allerlei zu tadeln, besonders daß ihre Figur viel zu klein gerathen. Der Maler, der über dem vielen Kritisiren schon verdrießlich war, fuhr heraus: „Ei was? Die Figur mußte so klein sein, denn man weiß ja doch, daß es keine großen Vestalinnen giebt.“

Die berühmte Tänzerin **Vestris** erhielt von einem reichen Manne ein Billet mit 500 fl., mit dem Ersuchen um ein Rendezvous. Sie sagte es zu, unterhielt sich in Gegenwart eines Kammermädchens eine Stunde lang mit dem freigebigen Liebhaber, und als sich dieser zum Fortgehen erhob, befahl sie dem Kammermädchen, da es Abend geworden war, eine Kerze zu bringen, zündete solche mit der 50 Pfund Note an, und ließ den Gast die Treppe hinunter leuchten. Er wird um diesen Preis nicht wieder gekommen sein.

Vestris. Ein Irländer in Paris wurde gefragt, wie ihm der Tänzer Vestris gefiele? „Ich muß gestehen,“ erwiederte er, „er handhabt seine Schenkel ganz unvergleichlich.“

Die berühmte Tänzerin Mad. **Vestris** in London ist einem Meuchelmorde glücklich entgangen. Ein Verwandter des Schauspielers Orbeero hörte zwei Matrosen auf der Straße in drohendem Tone von Mad. Vestris sprechen; einer derselben ließ einen Brief aus der Tasche fallen, den jener aufhob, worin der teuflische Plan angegeben war, Mad. Verstris dafür zu strafen, daß sie von den Landsleuten jener

Matrosen (wahrscheinlich Amerikaner) nachtheilig gesprochen. Das Werkzeug der Rache sollte ein am andern Tage an Vestris zu sendendes Packet sein. Wirklich fand sie beim Eintreffen im Theater das Packet vor; der Umschlag wurde im Beisein der Polizei eröffnet, und man fand ein kleines, hölzernes Kistchen mit der Inschrift: „Von einem Freunde!“ und dem Beisatz: „Halten Sie diese Seite aufwärts!“ Man öffnete es mit aller Vorsicht, und fand eine sehr sinnreich mit Schießpulver und Knallsilber ꝛc. angefertigte Höllenmaschine, die unfehlbar den Tod gebracht hätte, wenn der Deckel nach oben abgenommen worden wäre.“

Veto (Verwerfungs- oder Verbotsrecht eines Monarchen). Als das Recht des königlichen Veto heftig in der französischen Nationalversammlung verhandelt wurde, und der Pöbel in den Straßen umherlief, fortwährend ausrufend: „Kein Veto! kein Veto!“ fragte Mirabeau eine alte Frau, welche ihm auf der Straße begegnete, und aus voller Kehle mitschrie, was denn das „kein Veto“ zu bedeuten habe, er sei ein Fremder und verstünde den Ausdruck nicht. „Ei,“ versetzte die Frau, „das heißt, wir wollen keine Abgabe auf Kaffee und Zucker,“ und somit rannte sie schreiend, „kein Veto! kein Veto!“ weiter.

Veto nennt man das Recht, welches irgend eine Staatsgewalt besitzt, den Beschlüssen einer andern entgegenzutreten. Bei den Römern legten es bekanntlich die Volkstribunen gegen jede andere Staatsgewalt, ja gegen einander, ein; bei den Polen hatte vom siebenzehnten Jahrhundert an jedes Mitglied des Reichstags, diesem höchsten Staatskörper gegenüber, das berüchtigte liberum veto. Auch die germanischen Staaten kennen das Veto; sie statten den Landesherrn mit demselben aus, der es in verschiedenen Formen den berechtigten Corporationen gegenüber ausübt. Am schärfsten bildete es sich in England unter den Tudors aus, und es ist bekannt, wie unbedenklich es Elisabeth angewandt. So streng übrigens die Ausübung dieses wichtigen Rechts hier Anfangs war, so mild zeigte es sich in der Form, da es in den höflichen Worten „le roi s'avisera“ bestand, eine Höflichkeit, welche die Verfassung von 1791 durch den Ausdruck „le roi examinera“ nachahmte. So hat es sich überall bisher als Grundsatz für constitutionelle Verfassungen herausgestellt, daß der ausübenden Gewalt dies Veto in irgend einer Form gesichert bleiben müsse. Ja, selbst in Republiken, die mit eingreifen wollen in das Getriebe der großen Weltangelegenheiten, und deßhalb einer starken Executivmacht bedürfen, wie Nordamerika, gilt dies als Grundsatz, indem der Präsident das Recht hat, das durch Congreß und Senat beschlossene Gesetz motivirt wieder zurückzusenden, worauf es erst durch eine Majorität von zwei Drittheilen in beiden Häusern zum Gesetz erhoben

werden kann — ein Zeichen, wie tief das Gefühl der Nothwendigkeit dieser Maßregel im politischen Bewußtsein aller Völker begründet liegt.

Im Jahre 1815 machte **Vidocq** auf einem Ball in den Tuilerien die Entdeckung, daß der Graf de Sainte-Hélène von den Galeeren entkommen war. Da er ihn mitten in dem glänzenden Feste nicht verhaften konnte, so begab er sich nach Hause, legte das Costüm eines Auvergnaten an, stellte sich betrunken und lauerte dem Grafen auf. Als dieser erschien, fing Vidocq Händel mit ihm an. Der Lärm, der dadurch entstand, machte die Sicherheitspolizei aufmerksam, und Beide wurden auf die Polizei-Präfectur geführt, wo Vidocq nichts zu thun hatte, als einen Gefangenen abzuliefern. Der Graf de Saint-Hélène wurde an seinen früheren Strafort zurückgeführt, und dort blieb er bis an seinen Tod.

Vidocq zeigte in einem Alter von 72 Jahren zu London in einem Kosmorama eine Sammlung der verschiedenartigsten Gegenstände seiner früheren Laufbahn, unter Anderem die Handschellen und andere ähnliche interessante Dinge, deren er sich zur Zeit seiner berüchtigt gewordenen Wirksamkeit bediente, und welche später bei ihm selbst angewendet wurden, als er sich in Haft befand; — ferner verschiedene Verkleidungen, welche er anlegte, um Verdächtige zu verhaften, und andere Gegenstände, welche einst berühmten Personen aus Napoleons Zeit angehörten. Eine solche sonderbare Raritätensammlung kann wohl nur in England eine hinreichende Zahl von Neugierigen herbeilocken. Trotz seines Alters war Vidocq noch so rüstig wie ein Fünfziger und erklärte seine Raritäten in höchst belustigender Art. So hatte er einmal die Rolle eines italienischen Charlatan gespielt. Er war vom Schauplatz abgetreten, um seinen Anzug zu wechseln, als einer der Anwesenden von der Vorstellung in ungünstigen Ausdrücken zu reden anfing, und dabei bemerkte, er sei bereit, Alles, was er gesehen, eben so wahr und täuschend darzustellen. Mehrere Personen ergriffen für Vidocq das Wort; aber plötzlich stockte der lebhaft werdende Wortwechsel, denn der scharf kritisirende Zuschauer wurde leichenblaß, seine Gesichtszüge nahmen einen abschreckenden Ausdruck an, und er sank zu Boden, während ihm das Blut aus dem Munde strömte. Alle Umstehenden waren im höchsten Grade bestürzt; man glaubte, es sei ihm ein Blutgefäß gesprungen, und wollte einen Arzt holen lassen; aber auf einmal öffnete der Sterbende die Augen, und rief, indem er einen schalkhaften Blick auf seine Umgebungen warf: „Fürchten Sie nichts, meine Herren und Damen; ich bin's, Vidocq, und befinde mich, Gott sei Dank, sehr wohl.“ Diese schnelle Metamorphose des neuen Proteus wurde mit lautem Beifall belohnt.

Vieh. Auf der Brücke in Pesth soll eine Kuh plötzlich niedergefallen und als Ursache ihres Todes angegeben worden sein, daß ihr ein Stutzer in der Gestalt eines „falschen Engländers" begegnete, der sich höchst absurd und geckenhaft benahm, und so Etwas bringe selbst ein Vieh um.

— Ein junger Mann besuchte eine Dame, welche sich mit ihren Töchtern in ihr Landhaus gezogen hatte. Auf die Frage, wie sich die Dame befinde, antwortete diese: „O mir ist das Landleben schon zuwider, wir haben, weil wir so Viele hier sind, nicht recht Platz in unserem kleinen Hause, besonders lästig aber sind mir während der großen Hitze die vielen Fliegen." „Ja, ich bitte Sie!" entgegnet der junge Mann, „wie kann das anders sein, wo so viel Vieh ist."

Das arme **Vieh.** Zu einem Berliner Stutzer, welcher, im Gehen mit einer Reitpeitsche spielend, sich über die eigenen Waden schlug, äußerte ein neben ihm gehendes Weib in mitleidigem Tone: „Aber, lieber juter Herre, laaßen Se doch das arme Vieh zufrieden!"

Gearbeitet wie ein **Vieh.** „Ach das ist schändlich," sagte ein reisender Jünger Thaliens, welcher den Jaromir so eben ohne Beifall auf einer Provinzial-Bühne als Gast gegeben hatte, „ich habe gearbeitet wie ein Vieh, und dennoch blieb das Publikum eiskalt." „Hätten Sie gespielt wie ein Mensch," entgegnete der Director, „so wären Sie sicher gerufen worden."

Es giebt viele Halb-**Vieher.** Ein Bauer und ein Wiener Spaßvogel standen im Theseus-Tempel und betrachteten das Kunstwerk des unsterblichen Canova. „Ach!" rief der Bauer, „der Terilus is a wahre Pracht! und das Vieh dabei, ich hab' mir sagen lassen, das soll einmal wirklich gelebt haben?" Wiener. Ja freilich — Seht Ihr, lieber Freund, das Merkwürdigste dabei ist noch, daß das Unthier halb Mensch und halb Vieh ist. Bauer. Was mir der Herr sagt? Ein solches möcht' ich doch einmal sehen. Wiener. Ja, es giebt noch genug, man sieht's ihnen nur nicht gleich an, daß sie halb Mensch und halb Vieh sind. Bauer. Ah, ja so!

Viel und wenig. Drei viel, und drei wenig sind den Menschen höchst schädlich:

Viel reden und wenig wissen;
Viel verthun und wenig haben;
Viel sich dünken und wenig gelten.

Zu **viel** und zu wenig. Ein langer, äußerst hagerer Mann be-

gegnete in Wien einem Trunkenen. Der Knochenmann blieb stehen und sagte: „Ei Freund, ich glaube Er hat ein Bischen zu viel getrunken?“ „Und i,“ versetzte Jener, „i glaub, Sö hab'n zu wenig gegessen.“

Die **Vielgeliebte.**

Viele Freier wirbt Edmunde;
Wollt Ihr d'rum kokett sie schelten?
Jedem kann sie dann mit Grunde
Als die Vielgeliebte gelten.

Vielseitig. Man sprach in einer Gesellschaft über den Vielschreiber R. und seine Compilationen, die er zu Dutzenden von einer Büchermesse zur andern lieferte. — Alle stimmten darin überein, daß eine solche Buchmacherei ein wahres Verderben für die Literatur sei. Nur E. schwieg. — „Und Sie, ein Feind solcher armseligen Autoren, sagen kein Wort dazu?“ fragte ihn Jemand. — „Er ist doch ein vielseitiger Schriftsteller!“ — „Das sagen Sie?“ — „Ja, ich, und mit Recht. Sein letztes Machwerk zählt ja 672 Seiten.“

Als der berühmte Marschall **Villars** auf dem Todtenbette erfuhr, daß der Marschall von Berwig in der siegreichen Schlacht bei Philippsburg von einer Kanonenkugel getödtet worden, rief er mit feierlicher Bewegung aus: „Nun das ist wahr, der Berwig ist doch von jeher ein Schooßkind des Glücks gewesen.“

Virgil. Ein junger Mensch, welcher für sehr belesen angesehen sein wollte, befand sich einst in einer Gesellschaft, als die Rede auf Virgil kam. — „Ist das derselbe Virgil,“ sprach er, „der den Horaz geschrieben hat?“

Virtuos (Homo plebi admirabilis). Gedeiht im civilisirten Europa und im neunzehnten Jahrhundert; liebt die Lorbeerkränze und die Friedrichsd'or und ist auch den Guineen durchaus nicht abhold, weiß die zehn Finger und das Publikum gehörig zu benutzen, versteht noch besser die schwachen Seiten der Menge, als die starken Saiten des Claviers zu berühren, kauft sich den Ruhm von der Journalistik und befindet sich daher in einem Zustande totaler Unsterblichkeit.

Kalisch.

Vittoria Fernandez de Guadeloupe, um 1786 geboren, nahm Theil an der südamerikanischen Revolution. Als ihn der spanische Vicekönig von Mexiko geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, flüchtete sich Vittoria in die Wälder von Xalappa und

hielt sich 30 Monate lang verborgen. Hier mußte er längere Zeit sein Leben mit Pflanzen und Insecten fristen, weil jede Verbindung mit seinen Landsleuten ihm gefährlich war. In Folge großer Gemüth- und Körperleiden befiel ihn das Fieber; er lag 14 Tage lang ohne Nahrung am Eingange einer Höhle auf der Erde und erwartete stündlich sein Hinscheiden. Ueber ihm schwebten Geier, auf seinen Tod harrend, um ihn zu verzehren. Seine erste Nahrung war das warme Blut eines der Vögel, welcher ihm des Fraßes halber sein halbgeschlossenes Auge aushacken wollte. Er faßte jedoch das Thier im Nacken, biß ihm die Adern auf, und diese Stärkung durch Vogelblut setzte ihn in den Stand, nach einer nahen Quelle zu kriechen und dort seinen glühenden Durst zu löschen. Nach der Vertreibung der Spanier entdeckte ein alter, getreuer Indianer seinen Zufluchtsort, konnte aber seine Person kaum wiedererkennen, da er einem menschlichen Wesen fast nicht mehr ähnlich sah. 1824 ward Vittoria zum Präsidenten der Centralregierung des neuen Bundesstaates ernannt, und eröffnete 1825 den ersten völlig unabhängigen constitutionellen Congreß.

Vivat. Bei dem sogenannten großen Feldlager unfern Mühlberg in Sachsen, das der prachtliebende Kurfürst von Sachsen, August II., im Jahre 1730 veranstaltete, um der Welt seine nach dem nordischen Kriege neu rekrutirte, montirte und exercirte Armee zu zeigen, gab es unter Anderm auch ein Feuerwerk. Eines der glänzendsten Stücke jenes Feuerwerkes sollte ein Vivat von nie gesehener Größe sein. August selbst ließ deßhalb den commandirenden Oberstlieutenant Jauch kommen, und schärfte ihm die kolossale Darstellung jenes Vivats nachdrücklichst ein. Jauch that, wie ihm befohlen. Auch war an des Vivats Größe nichts, desto mehr aber an der Schreibart auszusetzen, denn — — FIFAT — brannte im Brillantfeuer. Allgemeines Gelächter — nur nicht im königlichen Zelte; denn August schämte sich fast vor seinen hohen Gästen, unter welchen sich auch der König von Preußen befand, ließ denselben Abend noch den armen Oberstlieutenant kommen, und schalt ihn ob des Fifats gehörig, mit dem Befehle, irgend einen gescheuten Mann auszugattern, welcher dem dummen Streiche ein kluges Mäntelchen umzuhängen vermöchte. Jauch wandte sich an den königlichen Bibliothekar Sebisch, der auch bald aus dem schändlichen FIFAT ein ehrenvolles Fausta Iubila Fecerunt Augusti Tempora filtrirte, und August ermangelte nicht, seinen hohen Gästen damit das Verständniß zu eröffnen. Jauch hieß aber bis an sein Ende „Oberstlieutenant Fifat.“

Der berühmte Hornvirtuose **Vivier**, durch die Auszeichnungen, welche ihm vom ganzen Hofe und vom Publikum nach seinem Con-

certe zu Theil geworden waren, ermuthigt, wagte es, Se. Excellenz den Herrn Intendanten um freien Eintritt zu den Vorstellungen des Hoftheaters zu bitten. „Mein Herr," erwiederte derselbe trocken, „ich bin nicht gewohnt, den Künstlern freien Eintritt zu gestatten, welche unsere Stadt ausbeuten." — „Ew. Excellenz sprechen aus Höflichkeit für mich französisch, meine Sprache, ich darf die Form Ihrer Antwort deßhalb nicht so streng abwägen; wären Sie jedoch mit dem Genius meiner Sprache vertrauter, so würden Sie wissen, daß der Ausdruck ausbeuten (exploiter) verletzend ist," erwiederte Vivier. — „Ich weiß sehr wohl, was ich spreche," sagte die Excellenz, „und ich wiederhole, daß ich gewöhnt bin, die freien Entrées zu verweigern." — „Ich wage zu hoffen, daß Ew. Excellenz eine Ausnahme für mich machen werden," erwiederte darauf Vivier. — „Wohl damit gesagt werde: ich bewillige dem Einen, was ich dem Andern verweigere, und damit man mich für launenhaft halte?" — „Launenhaft!" scherzte Vivier, „ist ja nur die Gewohnheit schöner Frauen, niemals der Kunst-Intendanten." — „Welchen Ton erlauben Sie sich!" schrie plötzlich die Excellenz voll Zorn, „vergessen Sie nicht den Abstand der Stellung, welche uns trennt!" — „Ja," sagte der stolze Künstler, „das habe ich vergessen, indem ich Sie wie meines Gleichen behandelte. Ich werde mich künftig nur an Cavaliere wenden, wo ich Feinheit und Geist erwarten kann, die Ew. Excellenz fehlen. Gehen Sie an Ihre Geschäfte, ich mag Ihnen nicht die kostbare Zeit rauben, welche Ihre Functionen in Anspruch nehmen. Ich spiele, wie Ew. Excellenz wissen, heut Abend bei Hofe. Lassen Sie den Saal ordnen, daß die Notenpulte an ihrem Platze stehen und ja kein Notenheft fehle; auch sehen Sie darauf, daß der Staub hübsch von den Stühlen gewischt werde, die Kerzen in Ordnung seien u. dgl. m., sonst riskiren Sie, Ihren Posten zu verlieren." Mit diesen Worten kehrte der Künstler dem aufgeblasenen Hofmann den Rücken und ging weg. — Mehrere Personen waren Zeugen dieser Scene. Abends wurde Vivier mit Auszeichnung bei Hofe aufgenommen, vom Prinzen laut belobt, der Excellenz eine Lection gegeben zu haben; er erhielt den gewünschten freien Eintritt in die Oper und die schmeichelhafte Versicherung, daß er stets ein willkommener Gast am Hofe sein werde.

Vogel-Hochzeit. Im Gasthause zur „goldenen Gans" zu Breslau feierte kürzlich der Friseur Vogel seine Hochzeit mit dem Fräulein Fink. Beistände waren der Theaterdirector Nachtigall, der Kaufmann Lerche und der Posamentier Zeisig. Der Musikdirector Schnabel hatte eine Hochzeitscantate componirt und ließ auch viele Walzer von Strauß aufspielen.

Der verkannte Vogel. Einst kam ein Bauer nach Wien, um

tschaft die Aufwartung zu machen. In dem Vorzimmer
pagei in einem Käfig. Der Bauer bewunderte dieß
n; als er sich aber zu sehr näherte, rief der Papagei:
Du?" — Sogleich entblößte der Bauer voller Schreck
und sagte mit einem tiefen Diener: „Verzeihen Ew. Gna-
ob Sie halt fürn Vogel angesehen."

Eigenthümlichkeiten der **Vögel.** In einem Wirthshause zeigte
r Wirth einem Fremden seinen einsamen Spatz, der auf sein Gebot
eine Reihe der schönsten Stücke sang. Nach jedem Vortrag bekam er
zur Belohnung einen Mehlwurm. Der Vogel gefiel dem Fremden so
sehr, daß er dem Wirth eine sehr bedeutende Summe für ihn bot,
und ihn endlich erhielt. Zu Hause angekommen, will der neue Be-
sitzer seinen Vogel probiren. Er gebietet ihm zu singen, er schmeichelt,
giebt Futter, alles umsonst — aus dem Vogel ist kein Laut heraus-
zubringen. Es vergehen Wochen, Monate, der Vogel bleibt stumm.
Endlich kommt dem Herrn ein Einfall. Er setzt ein grünes Käppchen
auf, wie es die Wirthe zu tragen pflegen, stellt sich vor den Vogel
hin und gebietet ihm zu singen. Der Vogel glaubt seinen Herrn vor
sich zu sehen, und singt richtig ein Lied nach dem andern.

Vögel. Der Engländer Hirst faßte durch sein eifriges Studium der Natur der Vögel eine solche Leidenschaft für diese, daß er ohne gerade toll zu sein, oder irgend eine Handlung des Wahnsinns zu verüben, ganz und gar als Vogel gekleidet sein wollte. Eigenthümer des Schlosses Cloriffe bei York, lustwandelte er mit 60 Jahren auf den Feldern und Hauptstraßen in einem sehr langen Rocke, bedeckt mit Federn von allen Gattungen Vögeln. Der Hut, roth und grün, dessen runde Kappe sich an den Kopf anschloß, hatte ungeheure Ränder von Pfauenfedern, die sich wie Flügel bewegten. Die schwarzseidene Hose trug an der Seite eine Reihe von kleinen, rothen Rosetten, Hahnenkämmen ähnlich. Die blauseidenen Strümpfe waren mit rothen und violetten Punkten besäet, den Augen des Pfauenschweifes ähnlich. Die Schuhe von rothem Chagrin glichen Gänsefüßen. Zum höchsten Erstaunen seiner Nachbarn ritt er auch in diesem Anzuge auf einem Stier. Er hatte einen Abscheu vor allen Metallen; deßhalb ließ er sich eine Caleesche von Weidenruthen, ganz mit großen Straußfedern bedeckt, verfertigen. Sein Lieblingsgemach glich so viel als möglich einem Vogelbauer. Uebrigens war dieser Mann in der Führung seiner Geschäfte sehr verständig. Er schrieb auch ein sehr nützliches, erschöpfendes Werk über die Vögel.

Die Vögel. Drei Handwerksbursche, ein Schwabe, ein Schweizer und ein Baier, die sich in einer Schänke beisammen befanden und

traulich unterhielten, setzten durch gleichmäßige Zuschüsse einen Preis von 3 Batzen auf die Kunstfertigkeit: wer von ihnen am schnellsten drei Vögel nennen könnte. Da sprach der Schwabe mit gewandter Zunge: „Zeisle, Meisle, Fink;" — der Schweizer mit schwerfälligem Organ: „Eppermal ain Bachstelzen, und eppermal ain Ammerling, und eppermal ein Nachtigallen;" — der Baier endlich: „a Spatz, a Starl, a Sponsarl." Der unglückliche Baier wurde ausgelacht, daß er das Spanferkel zu einem Vogel machte, und der Schwabe gewann die Wette.

Vogler. Welche komische und drollige Scenen einem auf der Reise vorkommen, ist Jedem bekannt, der Reisen macht und gemacht hat. Auch der geniale Abt Vogler, der so berühmte Componist, und mit Recht wohl erste Organist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, hatte viele dergleichen auf seinen Reisen durch ganz Europa erlebt. Lächerlich war insonderheit die Begebenheit, die sich zu Zwoll in Geldern mit ihm zutrug. Vogler kam dahin, um daselbst ein Concert zu geben. Leider fand er aber an diesem Orte keine Druckerei, wodurch er sein Vorhaben und den Gegenstand seines Tonstückes, das er spielen wollte, hätte können bekannt machen lassen. Vogler, als Fremdling in der Stadt, war dieserhalb in einer kleinen Verlegenheit, und überließ es Ihro Weisheit, dem Präsidenten und Bürgermeister, welchen Weg zur Publicität der Sache er einschlagen wolle. Gerade zu der Zeit kam auch eine Schiffsladung mit Picklingen an. Dem Herrn Bürgermeister war diese Gelegenheit sehr erwünscht, Vogler's Ansuchen Genüge zu leisten, und es währte keine Stunde, als es unter dem lärmenden Schlag einer großen Trommel durch den Stadtausrufer in allen Straßen bekannt gemacht wurde: „Die Picklinge von Harderwyk sind angekommen, und Herr Abt Vogler wird heute den Tod des Prinzen Leopold (eine große Phantasie) auf der Orgel spielen."

Abbé de **Voisenon** ließ sich kurz vor seinem Tode seinen Sarg bringen. „Das ist mein letzter Rock!" sagte er zu seinem Kammerdiener — „den wirst Du mir doch wohl lassen?!"

Voltaire's Antwort auf eine Ausforderung zum Duell. Voltaire ward von einem Herrn, der sich von ihm beleidigt fand, herausgefordert. Er schlug es aber aus folgendem Grunde ab: „Die Partie ist nicht gleich," sagte er, „Sie sind groß, und ich bin klein; Sie sind tapfer, ich bin feige. Sie wollen mich doch tödten? — Gut, ich halte mich für todt."

Voltaire ward in seiner Jugend in die Bastille gefangen gesetzt,

weil er unter Anderm beschuldigt wurde, daß er ein beißendes Epigramm auf das unsittliche Leben des Herzogs von Orleans solle gemacht haben. Da er bald nach seiner Loslassung dem Herzog vorgestellt wurde, versicherte ihm dieser auf eine sehr gnädige Weise seine Protection, worauf Voltaire antwortete: „Das Einzige, um was ich Eure königliche Hoheit zu bitten wage, ist, in Zukunft sich nicht mehr um meine Wohnung zu bekümmern."

Voltaire. Katharina II., Kaiserin von Rußland, sendete an Voltaire eine elfenbeinerne Dose, welche sie selbst gedrechselt hatte. Diese Dose gab Voltaire zu einer lustigen Idee Veranlassung; nämlich nachdem er von seiner Nichte einigen Unterricht im Stricken empfangen hatte, schickte er der erhabenen Monarchin als Gegengeschenk ein Paar weiße seidene Strümpfe von ihm selbst gestrickt, begleitet von einer galanten in Versen aufgestellten Epistel, worin dieser berühmte Dichter unter Anderm ihr zu wissen that: „Nachdem er aus ihren schönen Händen eines Mannes Werk von einer Frau gefertigt erhalten hätte, so bäte er Ihre kaiserliche Majestät, einer Frau Werk, von Männerhänden geschaffen, gleichfalls anzunehmen."

— Ein französischer Schriftsteller schrieb ein elendes Buch unter dem Titel: „Megalantrop-génésie," oder die Kunst, kluge Kinder zu erzeugen." — „Schade," sagte Voltaire, „daß es seinem Vater nicht vergönnt war, dieses Buch zu studiren."

— Ein Mitglied der ehemaligen Akademie zu Chalons sagte einmal zu Voltaire: „Unsere Akademie ist die älteste Tochter der Pariser Akademie." — „Und eine gute Tochter," versetzte Voltaire, „denn man hat noch nichts von ihr gehört."

— Von dem Verfasser eines elenden Werkchens, das aber dennoch von einer gewissen Classe stark gelesen wurde, sagte er mit viel Energie: „Ich wollte doch lieber der Lakai eines schönen Geistes, als ein schöner Geist der Lakaien sein." — Rousseau zeigte ihm seine Ode an die Nachwelt. „Mein Herr," antwortete ihm Voltaire, „Ihre Ode ist ein Brief, der nie bestellt werden wird." Diesen Einfall konnte ihm Rousseau nie mehr vergeben, und war von dem Augenblicke an sein Todfeind.

— Der Lord L. kam auf seiner großen Wanderung unter Anderem auch nach Genf, und eilte, Voltaire in Ferney zu besuchen. Es war zu einer Zeit, als dieser alle Fremden abwies, dennoch wußte der Lord Voltaire's Nichte, Mad. Denis, durch einen Besatz von Brüsseler Kanten zu einer Ausnahme zu bewegen, und sie wagte es, den Eng-

länder in das Cabinet ihres Oheims einzuführen. Dieser, ärgerlich, zornig, wüthend, fuhr den Lord an: „Sie wollen ein seltenes Thier sehen; wohl, sehen Sie mich an, zahlen Sie 12 Sous, und packen Sie sich!" — Mit diesen Worten liest oder schreibt er weiter, ohne sich um den Lord zu bekümmern, der mit brittischem Phlegma den Beutel zieht, einen Schilling auf den Tisch legt, und sagt: „Wenn dieses der Einlaßpreis für das seltene Thier ist, gut, so liegen hier 24 Sous für zwei Mal, ich komme morgen wieder!" — Voltaire lachte, und beide wurden die besten Freunde.

Voltaire. Ein aus Italien kommender Reisender giebt folgenden Grund an, weshalb der Philosoph zu Ferney seinen eigentlichen Namen (Arouet) umgeändert hat: „Voltaire machte in seiner Jugend eine Reise durch Italien, ward unterwegs sehr krank und mußte sich in Volterra fremder Hülfe überlassen. Er verdankte seine Genesung nur der zarten Pflege einer jungen, liebenswürdigen Italienerin, und als stete Erinnerung nannte er sich Voltaire." In Ferney sieht man übrigens noch jetzt das Bildniß jener Italienerin."

— Mit vieler Mühe hatte ein junger Dichter es bei Voltaire dahin gebracht, daß er ihm sein Trauerspiel vorlesen durfte. Voltaire übersah gleich bei dem ersten Akt den Unwerth des Ganzen; hielt jedoch bis zum Schluß des zweiten Akts aus. Als aber hier ein Höfling sich dazu erbot, daß ihm auf der Stelle ein gesunder Zahn ausgebrochen werden sollte, da schrie Voltaire laut auf: „Was, ein gesunder Zahn soll ausgerissen werden? — das ist zu tragisch, das halte ich nicht aus. Mad. Denis, geben Sie mir den Arm, damit ich mich schnell entferne; ich fühle, daß ich ohnmächtig werde. O, mein Gott! ein Zahn soll ausgebrochen werden!!" — Mit diesen Worten entfernte er sich, und ließ den Dichter erschrocken zurück.

— Friedrich der Große nannte einst in einem Briefe an Voltaire diesen Philosophen unsterblich. „Ich danke Ihnen, Sire," schrieb Voltaire ihm hierauf zurück, „für die Domaine, die Sie mir in Ihrem Reiche angewiesen haben."

— Gleich nach dem Tode der Marquise Chastelet, die zu den gelehrten Frauen gehörte, fand sich ein Ring vor. Voltaire wollte sich desselben bemächtigen, weil er glaubte, daß sein Portrait darin verborgen wäre. Der Marquis aber, ihr Gemahl, war stärker, riß den Ring an sich, entdeckte das Federchen, der Deckel sprang auf, und Voltaire, anstatt sein Bild zu finden, fand das Bild eines Dritten, seines Nebenbuhlers. „Glauben Sie mir," sagte er zum Marquis, „wir dürfen uns Beide nicht rühmen."

Voltaire. „Was denken Sie von meinem Trauerspiele?“ sagte ein Schöngeist zu Voltaire, nachdem in den ersten Scenen schon 31 Personen aufgetreten waren. „Mein Herr,“ sagte der große Dichter, „nur ein General kann all dies Volk an's Ziel führen.“

— „Welche Freude müssen Ihnen Ihre Schriften machen!“ sagte Jemand zu Voltaire, „alle Welt liebt und bewundert Sie.“ — „Ach,“ versetzte Voltaire, „mir geht es, wie einem Manne, der eine kokette Frau besitzt; alle Welt liebt und bewundert sie, nur er nicht.“

Voltaire nannte eine gewisse Dame in einer Gesellschaft immer: „mon Coeur.“ Die Dame, die vielleicht auf diesen vertraulichen Ton des alten Philosophen nicht stolz sein mochte, sagte ihm lebhaft: „Nennen Sie mich lieber mon Esprit!“

Voltaire trank entsetzlich viel Kaffee, und wurde dennoch 84 Jahre alt. Ein Freund demonstrirte ihm, der Kaffee sei langsames Gift. — „Langsam muß es allerdings sein,“ versetzte Voltaire, „denn ich schlürfe es nun schon seit 75 Jahren.“

Als **Voltaire** im 83. Jahre seines Alters zum letzte Male nach Paris reiste, wo er im folgenden Jahre starb, ließ sich kein Postmeister auf der ganzen Route die Ehre nehmen, ihn selbst zu fahren. Einer derselben, welcher Alters und Krankheits halber auf diese Ehre Verzicht leisten mußte, trug dieses Geschäft seinem Sohne auf, indem er zu ihm sagte: „Sei hübsch vorsichtig, und nimm Dich in Acht, denn bedenke, daß es in Europa zehn Könige, in der ganzen Welt aber nur einen Voltaire giebt.“

Man weiß, daß **Voltaire** und Piron sich mit der unversöhnlichsten Feindschaft verfolgten, keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, einander zu kränken, ohne dabei auch immer jene Feinheit und Delicatesse zu beobachten, welche man von Männern auf so hoher Geistesstufe stehend, hätte erwarten sollen. Von diesem Gesichtspunkte aus scheinen die folgenden zwei Anekdoten glaubwürdig, oder doch wahrscheinlich. — Voltaire hatte ein Gedicht herausgegeben. Piron griff das Werk mit der größten Erbitterung an, tadelte es mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit, konnte aber doch nicht hindern, daß bald eine zweite Auflage nöthig wurde. Voltaire, um seinen Gegner empfindlich zu demüthigen, ließ auf das Titelblatt einen Lorbeerbaum setzen, von dem ein Esel die Blätter abzufressen sucht. Piron jedoch, dadurch nicht im Mindesten verlegen gemacht, kündigte die neue Ausgabe mit den Worten an: „Was über das Werk zu sagen war, habe ich schon bei dessen erstem Erscheinen gesagt; die zweite Ausgabe ist unverändert,

ausgenommen — daß sie mit dem Portrait des Verfassers geschmückt ward." — Ein anderes Mal sah Piron, am Fenster stehend, seinen Feind die Straße heraufkommen, und in's Haus hinein gehen. Voll Verwunderung, was Voltaire bei ihm wolle, wartete Piron auf dessen Eintritt — doch vergebens; er hörte zwar den Dichter die Treppe heraufkommen, an seiner Thüre einige Secunden verweilen, unmittelbar darauf jedoch hinab und aus dem Hause gehen. Neugierig ging Piron vor die Thüre und erblickte die Worte: „fripon, canaille," von Voltaire's Hand sehr leserlich geschrieben. — Eine Viertelstunde darnach tritt in Voltaire's Zimmer ein Mann ein, der nie seine Schwelle überschritten — es war Piron. Betroffen fragt Voltaire, was ihm die Ehre eines solchen Besuches verschaffe? — „Nur meine Schuldigkeit," erwiedert Piron, „ich fand beim Nachhausekommen Ihren Namen auf meiner Thüre geschrieben, und eile hier her, meinen Gegenbesuch abzustatten." Zugleich empfahl er sich, bevor der überraschte Voltaire ihm etwas entgegnen konnte. M. Gr.

Als **Voltaire** am Ende seiner Laufbahn zu seiner berühmten Apotheose nach Paris kam, fragten ihn die Visitatoren an der Barriere, wie gewöhnlich, „ob er keine Contrebande bei sich führe." — „Nichts, als mich selbst," gab er zur Antwort.

In Gegenwart **Voltaire's** sprach man einst von dem Alter der Welt und man erhitzte sich von beiden Seiten. Um dem Streite ein Ende zu machen, sagte Voltaire: „Ich glaube, die Welt gleicht einer alten Gefallsüchtigen, die nicht wissen lassen will, wie alt sie ist."

Als **Voltaire's** Trauerspiel „Oedipus" in Paris aufgeführt wurde, gefiel es verdienter Maßen außerordentlich, und der Regent, Herzog von Orleans, bestimmte dem Verfasser eine Medaille mit seinem Bilde an einer goldenen Kette, wie sie Voltaire selbst angeben würde. Als ihm daher der Medailleur Launay darüber fragte, erwiederte Voltaire: „Wählen Sie die Ziehbrunnenkette zum Modelle."

Voltaire hatte auf einen gewissen Grafen Stachelschriften verfertigt, wofür ihm dieser aufpaßte und ihn tüchtig abprügelte. Als er nun deshalb zum Könige kam und den Grafen verklagte, bediente er sich unter andern des Ausdruckes: „Ich hoffe, Euer Majestät werden mir doch Gerechtigkeit widerfahren lassen?" — Worauf der König die kurze, aber doch treffende Antwort gab: „Geht nur, was Ihr da verlangt, ist schon geschehen."

Voltaire rief einem seiner Nachbarn, der ihn stets mit Fragen

bestürmte, als er diesen kommen sah, entgegen: „Herr, ich weiß heute nichts von dem, was Sie mich fragen wollen!"

Ehe **Voltaire** die „Henriade" herausgab, unterwarf er sie der Untersuchung verschiedener Gelehrten, und sagte zu ihnen: „Ich lasse die Eigenliebe eines Autors vor der Thür, und bitte, ganz gegen die Gewohnheit derjenigen, die vor Gericht stehen, nicht um Schonung, sondern um strenge Gerechtigkeit." Als aber einmal die Sprachforscher an dem Gedichte sehr viel auszusetzen fanden, so warf er es mit den Worten in's Feuer: „Es taugt ja doch zu sonst nichts, als zum Verbrennen. „Der Präsident Hainault sprang hinzu, und entriß die „Henriade" den Flammen. „Denken Sie nicht," sprach er zum Verfasser, „daß Ihr Werk einen größeren Werth hat, als der Held, den es verewigt; bei allen seinen Fehlern war er doch ein großer König und der beste Mensch." Später schrieb er ihm: „Erinnern Sie sich, daß mich die Rettung Ihres Gedichtes ein Paar feine Spitzen-Manschetten kostet."

Voltaire hatte zu Ferney einen bösen Nachbar, mit dem er sehr vielen Verdruß erlebte; denn die Prozesse mit ihm nahmen kein Ende, und dennoch konnte Voltaire nicht an das Fenster treten, ohne den Verhaßten und dessen Haus zu erblicken. Der Dichter empfand, wie Recht Momus hatte, als er an dem menschlichen Beisammenwohnen tadelte, daß man einem bösen Nachbar nicht sammt dem eigenen Hause entgehen könne, und versuchte Allerlei, den bösen Anblick zu meiden. Er pflanzte Bäume zwischen dem eigenen und des Nachbars Hause, aber sie wuchsen nicht so schnell, als der Pflanzer wollte, und der Böse gegenüber hatte zum Unglück ein entsetzlich hochgebautes Haus. Da fand er einst den Rath eines alten Weisen: „Setze Berge zwischen Dich und Deinen Feind, damit das Böse sich verringere in Deinem Leben." Sogleich gab er Befehl, einen Hügel zwischen sich und dem Nachbar aufzuführen. Es geschah, und zwar in einer solchen Höhe, daß er nicht einmal den Schornstein des Hauses mehr sehen konnte.

Voltaire's Tod war, wie selbst sein bester Freund und Augenzeuge schildert, ein treues Gegenbild seines Lebens; er starb nicht als ein starker Weiser, der keinen Trost der Religion zu bedürfen glaubt, sondern als ein verzweifelnder Wüthender, der sich in Verzuckungen an die Erde ankrallt, die er durchaus nicht lassen will.

Voltaire's Briefwechsel. Voltaire ward ein Mal über das andere von einem höchst lästigen Correspondenten mit abgeschmackten, nichts bedeutenden Briefen geplagt. Er antwortete nichts; aber das hielt den Unverschämten keineswegs ab. Um ihn endlich einmal los zu

werden, schrieb ihm Voltaire: „Mein Herr! ich bin gestorben, und kann also mit Ihnen nicht correspondiren."

Die Hälfte von **Voltaire.** Alexander Volta (geb. den 18. Febr. 1745, gest. den 5. März 1827) fand großen Gefallen an Wortspielen. In Gesellschaften sprach er wenig von seinen Studien, noch weniger von Politik, und er gefiel sich nur, Calembourgs zu machen. — Als ihm einst Voltaire viel Verbindliches über seine Entdeckungen in der Physik sagte, antwortete er: „Ich muß wohl etwas werth sein; ich bin ja die gute Hälfte von Ihnen."

Predigt über den heiligen **Voltaire.** Der Cardinal von Luynes tobte vorzüglich gegen die Philosophen, von denen seine Zuhörer aber ohnedieß nichts wußten; er bewies unumstößlich, daß Voltaire und Rousseau in tausend Betrachtungen, von denen seine Gemeinde nie etwas gehört hatte, sehr unrecht gehabt; — auch schlief in seiner Predigt, wer nur gesund war. — Ein altes Mütterchen, dem dieses Glück nicht zu Theil werden konnte, bemerkte, daß ihre Tochter neben ihr schnarchte. Zornig rüttelte sie dieselbe auf: „Großer Gott! schämst Du Dich nicht zu schlafen, während uns der Herr Cardinal so schöne Dinge von den beiden frommen Aposteln, dem heiligen Voltaire und dem heiligen Rousseau erzählt."

Voltaire schickte einst seinen Bedienten zu einem Schauspieler, der die Rolle des Tyrannen Polyphontes in seinem Trauerspiele spielen sollte, um ihm einige gemachte Veränderungen bekannt zu machen. Der Bediente machte die Einwendung, daß, weil es noch sehr frühe wäre, der Acteur vermuthlich noch schlafen würde. — „Geh nur," sagte sein Herr, „die Tyrannen haben gar einen schlechten Schlaf."

In seiner Jugend sagte **Voltaire** einst: „Ich mag mit den Frauen, die ohne geistige Bildung sind, nichts zu thun haben; sind sie schön, so verlieb' ich mich gleich, und sind sie häßlich, hab' ich Langeweile!"

Vor. Im Anfange einer der Schlachten bei Polozk stellte Wittgenstein seine Infanterie, die größtentheils aus russischer Landwehr oder Druschinen bestand, in Schlachtordnung auf, und ließ, indem sie so stand, hinter ihr einige versteckte Batterien anlegen. Als diese fertig waren, befahl er den Truppen, sich zurückzuziehen, um den Feind unter das Kanonenfeuer zu locken. Die regulären Truppen gehorchten, aber die Landwehr weigerte sich schlechterdings. „Wir sind gekommen, um den Feind zu schlagen," antworteten die Männer einstimmig, „nicht aber, um vor ihm zurück zu weichen." Ein zweiter, ein dritter

Adjutant wiederholt den Befehl; umsonst! der nicht durch Disciplin geschmeidige Muth dieser Helden will sich durchaus nicht zum Rückzug verstehen. Endlich sprengte der General selbst herbei. „Kinder!" rief er ihnen zu, „wollt Ihr denn alle Ehre allein haben? Gestern habt Ihr den Feind gejagt; heute will ich es thun. Ihr müßt hier weggehen. Ich habe da hinter Euch Kanonen verstecken lassen; wenn Ihr vor ihnen stehen bleibt, so kann ich sie ja nicht losschießen." — „Nun gut, Väterchen," antworteten sie, „Deinen Kanonen wollen wir aus dem Wege gehen; aber dem Feinde — keinen Schritt." Sie zogen also ab, aber noch murrend, und jeden Augenblick rief einer dem General zu: „Du hast es befohlen, Du magst es verantworten!" Der Feind ging in die Falle. Er rückte an, und ein Kartätschenhagel streckte Tausende in Reihen nieder. Er wich. Jetzt ward das Zeichen zum Angriff gegeben, und wie Löwen auf die Beute, stürzten die Landwehrmänner ihm nach. Am Abend nach dem Siege fragte ein Officier einen Druschinen: „Nun? war es nicht gut, daß Ihr zurückginget?" — „Ja, ja," antwortete er: „aber höre, bitte doch den General, daß er ein ander Mal seine Kanonen nicht hinter, sondern vor uns verstecke."

Vor. Ein Schelm verkaufte ein Pferd an einen Cavallerieofficier unter der Bedingung, daß es vor dem Schuß stände. Das stattliche Aussehen des Pferdes und seine übrigen guten Eigenschaften bestimmten den Officier, dasselbe zu kaufen, ohne die Probe mit dem Schuß zu machen. Nach einiger Zeit zeigte es sich aber, daß das Pferd, als ein Schuß gefallen war, durchging. Der Schalk, der von dem Officier verklagt wurde, erklärte nun vor Gericht, „er habe ja nur behauptet, daß das Pferd vor dem Schuß stände, nicht aber, daß es auch nach dem Schusse stehen bliebe."

Schöne **Vorbereitung.** Ein Reisender erzählt: „Ich kehrte einmal in einer Provinzialstadt am Rheine in einem Wirthshause ein. Als ich gegen Abend in den Gasthof zurückkam, ging ich, um die Langeweile zu verscheuchen, in die Gaststube. Hier war noch Niemand als der Wirth; ich fand aber zu meiner Verwunderung mehrere Tische zum Spiel angeordnet; auf einigen lagen Spielkarten, auf andern standen Becher mit Würfeln. Auf jedem Stuhle aber an diesen Tischen lag ein dicker Knüppel. Ich fragte den Wirth, was es mit diesen Stöcken für eine Bewandtniß habe? „Mein Herr!" versetzte er, „meine Gäste spielen gewöhnlich hier des Abends; es geht aber selten ohne Prügel ab; da haben sie mir die Beine aus den Stühlen gerissen; nun um 10 Uhr lege ich gleich Jedem einen Stock hin, um meine Stühle ganz zu behalten."

Wie Du mir, so ich Dir. In einem Orte in dem Departement Laon sprach man kürzlich allgemein von einem spaßhaften **Vorfalle.** Ein Bauer verkaufte an einen Fleischer ein Kalb für eine bestimmte Summe; kaum war aber der Fleischer fort, so kam ein anderer, der mehr für das Kalb bot, dasselbe auch wirklich erhielt und mit sich nahm. An dem bestimmten Tage kam der erste Käufer, um sein Kalb abzuholen, und im Unwillen über den Streich, der ihm gespielt worden war, klagte er bei dem Maire; der Bauer ward citirt und behauptete, keine förmliche Verpflichtung gegen den Fleischer eingegangen zu sein; und als dieser bei seiner Versicherung beharrte, sagte der Verkäufer: „Du hast keine Zeugen, also wird Dir Deine Klage nichts nützen." Der Kläger mußte aus diesem Grunde wirklich abgewiesen werden, aber er gab sich noch nicht überwunden. Er ging bald darauf zu seinem Gegner, den er glücklich allein traf. Er verriegelte hier sorgfältig die Thüre, und was zwischen Beiden vorfiel, würde ohne Zweifel ein Geheimniß geblieben sein, wäre nicht der Bauer mit zerschlagenem Gesichte klagend bei dem Maire erschienen. Er erzählte demselben, der Fleischer, ein großer und starker Mann, habe ihn auf das Grausamste geprügelt, und der Maire, der geduldig die Jammererzählung angehört hatte, wendete die eigene Waffe gegen den Bauer, indem er sagte: „Ich glaube, Du bist geprügelt worden, es thut mir leid, aber hast Du Zeugen?" — „Nein." — „Ja dann, Freund, nützt Dir Deine Klage nichts." Und er mußte traurig abziehen.

Vorfall. Die „Thalia" erzählt: „Auf dem Theater „Urania" in Hamburg gab man neulich „Die Einfalt vom Lande." Das Ganze ging sehr gut; aber bei der letzten Verwandlung improvisirte die Maschinerie. Als nämlich schon die Straße mit dem Wagen sichtbar war, und die Scene zwischen Murr und Thaddäus begonnen hatte, kam der Zimmerhintergrund plötzlich wieder und schnitt die Spielenden von dem Wagen ab. Da sagte Haarbleicher, statt in Verlegenheit zu gerathen, mit höchst belustigender Trockenheit zu seinem Herrn: „Herr Doctor, dies ist ein höchst seltsamer Vorfall!"

Vorgebaut. Als eine berühmte, im Rufe der Habsucht stehende Schauspielerin eines Abends mit ihrem Geliebten schwärmend am Fenster stand und seufzend, die Gefühlvolle spielend, zu einem Sterne aufblickte, äußerte ihr Geliebter trocken: „Sieh ihn nicht so sehnsüchtig an, meine Theure, kaufen kann ich Dir den Stern doch nicht."

Vorgesorgt. Der Rathsherr Westmüller zu Zürich hatte beinahe sein ganzes Vermögen auf die Erbauung eines prachtvollen Hauses verwendet. Einige Zeit nachher verheerte der Hagel die umliegende Gegend. Der Buchhändler Haidegger sagte hierauf: „Der Raths-

herr ist doch recht klug und glücklich; er hat noch zur rechten Zeit sein Hab und Gut unter Dach und Fach gebracht."

Die überflüssigen **Vorhänge.** Ein Geizhals hatte eine häßliche Frau. Einst kam er nach Hause und fand sie beschäftigt Fenstervorhänge zu machen. „Wozu diese Alfanzerei?" sagte er mürrisch, den theuren Stoff befühlend. „Wozu?" erwiederte sie, „was ist nöthiger als eine Gardine. Der Nachbar steht ja herüber, wenn ich mich auskleide." — „So laß," brummte Harpax, „die Fenster offen, so wird sich schon der Nachbar Vorhänge machen, daß er, wenn Du Dich ausgezogen, Dein Gerippe nicht sieht."

Vorhalle. Als sich der Schauspieldirector B—n mit seiner Gesellschaft in Halle befand und in Geldverlegenheiten einmal zu einem Pächter auf ein Gut dicht vor Halle ging, sagte ein Schauspieler: „Bei andern Theatern befindet sich die Casse in der Vorhalle, hier aber ist sie vor Halle."

Vorhersagen. Es giebt überall schwarzgallige Menschen, die immer bei jeder Gelegenheit das Schlimmste weissagen. Franklin.

Vorleser. In einer gebildeten Gesellschaft einer deutschen Stadt wurden Abends öfters Stücke gelesen, und zur Lesung der leichteren geringeren Rollen ein schlichter jovialer Bürger eingeladen, der ein sehr deutliches Sprachorgan besaß, sonst aber in den schönen Wissenschaften ziemlich unerfahren war. Einst las man die Jungfrau von Orleans, und dieser Herr bekam eine Scene mit Düchatel zu lesen. Die Scene ward lebhaft, und er las mit dem größten Pathos: „Schweig Du Kathel!" Alles fuhr im komischen Erschrecken auf. „Was Teufel lesen Sie da?" — „Nun ja," sagte der lakonische Leser ganz phlegmatisch: „So steht's im Buche." — Man sah nach, da hieß es: „Schweig Düchatel!"

Wirkung einer **Vorlesung.** In R. geschah kürzlich ein großes Unglück. Ein berühmter Melodramen- und Vaudevillen-Dichter las in einem großen ästhetischen Theecirkel eines seiner neuesten dramatischen Producte vor. Das Fräulein vom Hause erhielt schon nach dem ersten Akt vor Rührung die Thränenfistel; der Hausherr am Schluß des zweiten vor Gähnen den Kinnbackenkrampf; die Hausfrau verlor beim dritten vor Schreck die Sprache; drei Kinder lagen in immerwährenden Krämpfen; die Hausmagd wurde mannstoll, und nur der Hausknecht hielt sich noch mit Mühe am Ofen fest. Da stürzte dieser jedoch plötzlich von der donnernden Declamation des Dichters ein, und erschlug die acht Unglücklichen auf der Stelle. Den Dichter

jedoch schützte sein dickes Manuscript. Er erhielt nur eine leichte Contusion.

Vormund — ein Mann, der Einem Alles vor dem Munde wegnimmt.

Vornehm. Es ist nicht genug, daß man nur vornehmer ist als Andere, man muß auch besser sein als Andere.

Vornehmen. Einem Bauer wurden in der Stadt bei einem Gewitter seine Pferde erschlagen. Beim Nachhausegehen sagte er zu sich selbst: „Beim nächsten Donnerwetter führ' ich mein Weib nach der Stadt."

Vornehmer Wind. Eine sehr vornehm gekleidete Frau kam in die Kirche mit einem Bedienten, welcher ihr, da sie sich gesetzt hatte, das Gebetbuch hinlegte. Die Frau las immer daraus, als eine neben ihr sitzende Dame sie aufmerksam machte, daß sie das Buch verkehrt hatte. Sie erschrak zwar Anfangs, dann sagte sie: „Ich dank Ihnen recht schön, schaun's, das ist wieder ein dummer Streich von meinem Jacob, legt mir der Kerl das Buch so her, ja, mit den Dienstboten hat man sein Kreuz."

Beschämte **Vornehmthuerei.** Herr V . . . hatte die Sucht, sich immer an Vornehmere zu drängen und ihren Umgang zu suchen, so wenig er auch wegen dieser Zudringlichkeit von ihnen geachtet wurde, und so sehr es ihm auch, wegen manches kostspieligen Aufwandes, den er sonst freilich hätte ersparen können, in Ansehung seiner Oekonomie zur Last fiel. Zu dieser Thorheit kam nun noch die, daß er oft damit prahlte, bald bei Diesem, bald bei Jenem zu Mittag oder Abend gespeist zu haben u. dgl. Selten kam er in eine Gesellschaft zur gewöhnlichen Zeit, sondern um etwas später als die übrigen Gäste, und er entschuldigte sich stets damit, daß er bei diesem oder jenem Prinzen, Minister, General, Grafen, Baron oder sonst einem Manne von Wichtigkeit zu lange aufgehalten worden wäre. Einst kam er auch ziemlich spät in eine Theegesellschaft, und da der Wirth ihm über sein langes Ausbleiben aus Artigkeit einige Vorwürfe machte, entschuldigte er sich nicht wie gewöhnlich, sondern sagte: „Ich habe noch einen nothwendigen Gang thun müssen." — „Wo sind Sie denn gewesen?" fragte eine junge Dame. „Das kann ich Ihnen nicht sagen." — „Ei, warum nicht," versetzte sie spöttisch lachend, „Sie sagen uns ja oft, wo Sie nicht gewesen sind, so können Sie auch wohl einmal sagen, wo Sie wirklich gewesen sind."

Vorposten — die Augen und Ohren einer Armee.

Gute **Vorsätze** wenn ich alt werden sollte. (Nach Swift.)

Vor allen Dingen will ich kein junges Mädchen heirathen, und mich mit jungen Leuten in keinen vertrauten Umgang einlassen, wenn sie es auch noch so sehr wünschen und verlangen sollten.

Ich will nicht verdrießlich, mürrisch und mißtrauisch werden.

Ich will mich nicht über anderer Menschen Lebensart, Verstand, Kenntnisse und Witz aufhalten, noch über Sitten, Moden und Gebräuche spotten.

Nie eine Geschichte oder Anekdote dem nämlichen Menschen zwei Mal erzählen.

Ich will mich hüten, geizig zu werden.

Ich will weder den Anstand noch die Reinlichkeit aus den Augen setzen, damit ich nicht durch mein zurückstoßendes und unsauberes Wesen mißfalle.

Ich will nicht übertrieben strenge in meinen Urtheilen über junge Leute sein, sondern ihren jugendlichen Schwachheiten und Verirrungen Nachsicht schenken.

Ich will klatschhaften Dienstboten kein Gehör geben, noch mich von ihnen beherrschen lassen.

Ich will nicht zu freigebig mit meinem guten Rath sein, und ihn Keinem unverlangt aufdringen.

Ich will nicht zu viel, auch nicht mit mir selbst sprechen.

Mich nicht meiner jugendlichen Blüthe, oder Stärke, oder der einstmaligen Damengunst rühmen!

Nicht auf Schmeicheleien hören und mir einbilden, daß mich noch ein junges Frauenzimmer lieben könne, und alle Erbschleicher mit Verachtung von mir entfernen.

Nicht zu bestimmt etwas behaupten und halsstarrig auf meiner Meinung bestehen.

Ich will gute Freunde bitten, mir zu sagen, welche von diesen Vorsätzen ich nicht zur Ausführung gebracht und worin ich sie verabsäumt, und mich darnach bessern.

Schließlich aber will ich nicht behaupten, daß ich alle diese Regeln beobachten werde, aus Furcht, keine davon zu erfüllen.

Ein **Vorschlag.** Ein Beamter der Stadt Norwich schlug der versammelten Municipalität einmal eine Veränderung vor, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte. „Noch immer," sagte er, „setzen wir den Namen der Königin Anna an die Spitze aller unserer Verhandlungen und Beschlüsse, und doch wird Niemand läugnen können, daß die Regierung König Georgs III. die ruhmvollste ist, welche unser Vaterland je gehabt hat. Ich schlage daher vor, daß

wir in Zukunft statt: Anno Domini, die Worte setzen: Georgio Domini."

Vorschreiben. Zwei Leute stritten sich: „Ich habe mir nie," rief der Eine, etwas vorschreiben lassen." — „Ei," versetzte der Andere, „da hast Du Deinem Schreibmeister viel Noth gemacht."

Vorschub. Ein Land für manche unserer Dandys wäre China. Dort nämlich wird bei Schuldklagen nicht der Schuldner eingesperrt, sondern der Gläubiger erhält — Stockprügel, weil er der Unsittlichkeit Vorschub leiste.

Vorsicht. „Poldl!" rief ein Bauer seinem Knechte, der kutschirte, zu, „gib doch Acht! sigst denn nit, da auf der rechten Seiten kommt a Wedda (Wetter), fahr auf d'linke überi."

— Ein Uhrmacher in Lyon hat 132 Uhren, die ihm zur Reparatur gegeben waren, im dortigen Versatzamt verpfändet, und sich aus dem Staube gemacht. Er war jedoch so vorsichtig, bei jeder Uhr den Namen des Besitzers anzugeben. (?)

Vorsprung. Bei den Assisen zu Carkow, in Irland, wurden zwei Straßenräuber von den Geschworenen freigesprochen. Nach beendeter Sitzung sagte Herr O'Gray, einer der Richter, zum Kerkermeister, der die beiden Angeklagten hinausführte: „Mr. Murphy, thun Sie mir den Gefallen und halten Sie diese beiden ehrenwerthen Gentlemen bis sieben Uhr in Verwahrung, denn ich gedenke um fünf Uhr nach Dublin abzureisen und möchte gern zwei Stunden Vorsprung haben."

Besondere Vorzüge. Einem Schauspiel-Director bot sich eine Sängerin an, und versicherte, daß sie nicht nur in zehnjähriger Routine sei, sondern auch ihre Rollen und Arien selbst einstudire.

„Schönheit ist doch der Vorzug der Damen!" äußerte eine aufgeputzte Kokette. — „Oder auch nur der Anzug," replicirte Magister Iron.

Als dem Dichter **Voß** ein Sohn geboren wurde und dieser von seinem Pathen, dem bekannten Componisten Schulz, den Namen Abraham erhielt, wollte Voß dieser patriarchalische Name nicht recht munden. Schulz meinte jedoch, der Name wäre wegen des dreifachen a sehr musikalisch; worauf Voß erwiederte: „Nun, mag er Abraham heißen, aber nach Deiner Theorie wäre Satanas auch ein hübscher Vorname."

Böttiger erzählt, daß **Voß** im Jahre 1795 noch oft mit **Fritz** Stolberg zusammen kam; doch hatten sich Beide das Wort gegeben, nie über Religion, Politik und Hexameter zu sprechen.

Strenge des **Wachbefehls** unter der Regierung Napoleons. Der Oberst eines Regiments der Pariser Garnison, der später General wurde, Maucune, ritt eines Tages in den elysaischen Feldern spazieren, und lenkte sein Pferd in eine Nebenallee ein; hier stand ein Soldat seines Regiments Schildwache, und rief ihm zu: „Oberst! hier darf man nicht passiren!“ — „Ich will aber.“ — „Sie werden nicht.“ — „Ich sage Dir, ich werde,“ und wirklich gab der Oberst seinem Pferde die Sporen, und suchte vor der Schildwache vorbei zu kommen; allein diese setzte dem Pferde das Bajonnet auf die Brust, das in's Herz getroffen wurde. Der Oberst, aufgebracht, machte sich von den Steigbügeln frei, allein er besann sich augenblicklich, und wurde sogleich ruhig. — „Ich glaube, Du hast mein Pferd erstochen.“ — „Es ist möglich.“ — „Du hast Recht gethan. Nimm dieß und trinke auf meine Gesundheit,“ ihm einen Napoleon gebend. Der Zufall fügte es, daß derselbe Soldat einige Tage später in der Straße Richelieu in dem Augenblicke Schildwache stand, als die Oper aus war. Sein Wachbefehl war, keinen Wagen durch die Straße passiren zu lassen, an deren Ende er stand. Es kam ein General, der zu den Garnisonsregimentern gehörte, und auf den Zuruf: „Hier passirt man nicht!“ nannte er seinen Namen und seinen Charakter, und wollte weiter fahren. „Hier passirt man nicht!“ rief die Schildwache von Neuem; der General wollte sich mit Gewalt den Weg öffnen, allein sein Pferd stürzte durch einen Bajonetstich zu Boden. Den nächsten Morgen war der ganze Pariser Generalstab in Bewegung, der Soldat und sein Oberst wurden vor den Platzcommandanten gefordert. Der Oberst bekam einen starken Verweis, dieser griff aber, ohne aus der Fassung zu kommen, in seine Tasche, zog ein 40-Frankenstück heraus, und sagte zu dem Soldaten: „Ich gab Dir 20 Franken, weil Du mein Pferd niedergestochen hast, jetzt gebe ich Dir 40, weil Du das Pferd des Generals tödtetest.“ — Der General führte bei dem Kaiser keine Beschwerde.

Wachsen. Woher kommt's, daß die berühmtesten jetzt lebenden Gelehrten und Philosophen zumeist kleiner Statur sind? — Weil jetzt keine berühmten Gelehrten wachsen.

Die Lieblings**waffe** der Küstenbewohner von Chili ist ein aus den Lederstreifen einer Kuhhaut verfertigtes, mit einer Schlinge versehenes Seil. Sie gebrauchen dasselbe in ihren Zweikämpfen, und wissen sich seiner so geschickt zu bedienen, daß es in ihrer Hand sehr

gefährlich wird; öfters bleiben beide Duellanten erdrosselt auf dem Wahlplatze. Die einzige Art, beim Zusammentreffen mit einem damit Bewaffneten das Stranguliren zu vermeiden, ist, Schutz an einem Baume zu suchen, oder im freien Felde sich auf den Boden zu werfen, und Kopf, Arme und Beine so fest darauf zu halten, daß es dem Angreifer unmöglich fällt, seinen Strick zwischen die Erde und den am Boden Liegenden zu bringen. In einer Straße ist die Mauer das einzige Rettungsmittel, woran alle Geschicklichkeit scheitert.

Waffen. König Richard I. von England, hatte bei seinen Truppen den Gebrauch der Armbrust oder des Bogens wieder eingeführt. Die Franzosen wollten sich dieser Waffen nicht bedienen und nannten sie Waffen des Verräthers (perfides). „Mit ihnen," sagten sie, „kann der Feigherzigste aus jedem Hinterhalt unsern tapfersten Krieger tödten. Wir wollen nur unsern Lanzen und Schwertern den Sieg zu verdanken haben."

Einführung der verschiedenen Waffengattungen. Im Jahre 1331 geschah die erste Anwendung der Feuergeschütze von den Mauren in Castilien, bei der Belagerung von Alicante durch den König von Granada. — 1346 hatten die Engländer in der Schlacht bei Crecy die ersten drei Kanonen. — 1364 wurden die ersten Pistolen zu Peruqia in Italien verfertigt. — 1434 wurden von dem Fürsten von Rimini, Sigismund Pandulph Malatesta, die Bomben erfunden. — 1500 wurden die Orgelgeschütze erfunden. — 1517 wurde in Nürnberg das Radschloß erfunden. — 1521 führte Karl V. die Musketen bei seinem Heere ein. — 1540 wurde das erste Werk über die Verfertigung von Kunstfeuer, das Gießen des Geschützes und die Bereitung des Schießpulvers von Biringoccio verfaßt und gedruckt. — 1574 wurden in Frankreich die ersten Petarden gebraucht. — Im Jahre 1580 bediente sich der schwedische General Wrangel bei der Belagerung von Bremen das erste Mal glühender Kugeln. — 1629 erfand Wurmbrand die ledernen Kanonen. — 1640 wurde das Bajonnet und das jetzt gewöhnliche Flintenschloß in Frankreich erfunden. — 1667 wurden die ersten Grenadiere in Frankreich errichtet. — 1674 setzte der Jesuit des Chales zuerst die Artillerie in die Reihe der mathematischen Wissenschaften. — 1681 versuchten die Franzosen mit aufgepflanztem Bajonnet zu feuern, aber vergebens. — 1732 feuerten jedoch schon mit Erfolg die Preußen mit aufgestecktem Bajonnet. — 1739 erfand der Schweizer Moritz die horizontalischen Bohrmaschinen der Kanonen. — 1741 ließ Friedrich II. in der Schlacht bei Czaslau zuerst die Infanterie mit dem Bajonnet angreifen.

Wahl-Anekdote. Der „Constitutionel" erzählt: „Außer den Co-

horten, welche angewendet wurden, um die Mauer-Anschläge, worin gemäßigte Candidaten für die Wahl in die Nationalversammlung empfohlen waren, herabzureißen, war man auch auf den sinnreichen Einfall gekommen, eine Bande Stempelmänner zu organisiren, welche die ganze Nacht durch Paris und den Burgfrieden ziehen und mittels eines kupfernen Stempels auf jeden Mauer-Anschlag mit dem Namen eines gemäßigten Candidaten das Wort „Reaction" aufstempeln mußten. Da aber diese Stempelmänner bei Nacht und ohne Laternen arbeiteten, so geschah es, daß sie ihr „Reaction" auf's Gerathewohl und noch weit häufiger auf die Placate mit echt republikanischen Namen als auf die der mißliebigen Gemäßigten aufklecksten. Am Morgen wurde der Fehlgriff entdeckt, und nun verweigerten die Herren Brodgeber den Stempelmännern den Lohn für den schlechten Dienst, den sie ihnen geleistet; da indeß ein Scandal zu entstehen drohte, mußten sie endlich gute Miene zum bösen Spiele machen und zahlen."

Wahl-Anekdote. In einer der Berliner Bezirksversammlungen, behufs der Wahl von Wahlmännern für das Berliner und Frankfurter Parlament, schrieb einer der Anwesenden, ein Arbeitsmann, auf jeden Stimmzettel, den er abgab, den Namen Lehmann. Da dies auch bei den engeren Wahlaufsätzen geschah, wandte sich der Einsammler der Stimmzettel mit der Frage an ihn: „Wer ist denn dieser Herr Lehmann, den Sie so hartnäckig protegiren, obwohl er beim Verlesen nur immer eine Stimme hat, die Ihrige?" Der Gefragte erwiederte mit großer Seelenruhe: „Der Lehmann, det bin ick!" — „Ah so!" erwiederte überrascht der Scrutatore, „Sie wünschen also Deputirter für Berlin zu werden!" — Worauf der Urwähler mit der größten Ernsthaftigkeit entgegnete: „Deportirter vor Berlin, jo nich! aberst vor Frankfurt. Ick habe da drei Jahre in Condition gestanden, un kenne jeden Keller!"

Wahnsinn. Ein Fremder stieg vor einigen Jahren auf den schief stehenden Thurm von Pisa, der jeden Augenblick umzustürzen droht, und auf den man doch schon seit Jahrhunderten furchtlos hinaufsteigt. Der Cicerone, welcher die Fremden daselbst herumführt, war einst reich, hatte aber sein Geld auf der Roulette verloren, und damit auch seinen Verstand; er wurde wieder halbwegs geheilt, und man gab ihm eine Stelle, welche durch die Großmuth der Reisenden zu einer sehr einträglichen ward. Als der Fremde auf dem Thurme war, neigte er sich hinab, um dessen Höhe zu beurtheilen. „Se lo butassi giù (wenn ich ihn hinabstieße)," rief der Cicerone, mit wildem Blicke. Der Gedanke, daß dieser Mensch einen Anfall von Wahnsinn bekommen, erfüllte den Fremden mit fürchterlicher Angst, er faßte sich jedoch und sagte: „Ich werde mich selbst hinabstürzen; gehet erst hinab, und

Ihr werdet die Zeit bemessen können, während welcher ich in den Lüften war.“ Diese Idee machte ihn lächeln; er gehorchte, und diese Geistesgegenwart rettete den Fremden von einer sehr unbequemen Luftfahrt.

Oft rettet man sich aus einer gefahrvollen Lage, in welche man durch Geisteszerrüttete gerathen, wenn man ihren bizarren Ideen schmeichelt: Der Arzt einer Irrenanstalt schwatzte gewöhnlich mit jenen Kranken, welche eine Geisteszerrüttung gutmüthiger Beschaffenheit in der Anstalt festhielt. Eines Tages befanden sie sich allein in der Küche mit ihrem Arzte, da sagte Einer von ihnen ganz laut und lachend: „Wenn wir den Doctor da in den Kessel mit siedendem Wasser, der sich vor uns befindet, wärfen, — er ist fett, das würde eine herrliche Brühe geben;“ — die Andern stimmten bei, und der Aesculap wurde von seinen Patienten ergriffen, um lebendig gesotten zu werden; da rief er ihnen zu: „Haltet ein, werfet mich nicht mit meinen Kleidern hinein, sie würden Eure Suppe verderben; lasset mich erst auskleiden, ich komme dann wieder.“ Auf diese Bemerkung ließen sie ihn los, er eilte davon und kam mit den Wärtern wieder, welche die Kranken von dieser Zeit an besser im Auge behalten mußten. Hum.

Wahnsinns-Aeußerung. Ein Wahnsinniger war einem Irrenhause entsprungen. Auf der Straße stieß er auf einen ältlichen Mann in einem schwarzen Kleide. Es war der Cantor, der eben in die Kirche ging. Der Wahnsinnige folgte ihm und bestieg das Chor der Orgel. Der Gottesdienst begann und der Cantor erhob seine Stimme, worauf die Gemeinde mit einstimmte. Plötzlich fuhr der Verrückte auf den Cantor los, gab ihm ein paar derbe Maulschellen und sagte: „Du Narr, hättest Du das Maul gehalten, so wäre der ganze Lärm nicht entstanden.“

Geheilter Wahnsinn. Ein reicher Bauer litt an Hypochondrie. Dienstfertige Freunde machten ihn glauben, er sei verhext. Er kam zu einem Arzte und theilte ihm mit, „er habe sieben Teufel im Leibe.“ — „Nur sieben? nicht mehr?“ — „Nein, sieben, keinen mehr, keinen weniger.“ — Der Arzt überzeugte sich von dem Geisteszustande des Kranken und versprach ihn binnen sieben Tagen zu heilen; jeden Morgen würde er ihm einen Teufel aus dem Leibe jagen, das Stück zu 20 Franken. Der Bauer geht den Preis ein und der Doctor läßt ihn zu einer Maschine treten, die der Bauer nicht kennt und die ihm einen heftigen electrischen Schlag giebt. Der Kranke schreit auf; der Arzt sagt kaltblütig: „Einer ist gegangen.“ — Andern Morgens dieselbe Operation, derselbe Schrei, derselbe Ausspruch und so sieben Tage hintereinander, worauf der Bauer sich für geheilt erklärt, die verabredeten 140 Franken zahlt und fröhlich, daß er die sieben Teufel

losgeworden, in sein Dorf zurückkehrt. Der Doctor aber schenkte die 140 Franken den Armen.

Die zwei **Wahnsinnigen.** Ein sonderbares Ereigniß kam in dem Irrenhause zu Lancaster vor. Ein Edelmann aus der Gegend von Middleton wurde, von einer Geisteskrankheit befallen, durch den Magistrat der Stadt einem Pfarrbeamten übergeben, um in das Irrenhaus abgeführt zu werden. Man redete dem Kranken ein, er sollte eine Spazierfahrt machen. Auf dem Wege jedoch hatte der Wahnsinnige Argwohn geschöpft. Man war in Lancaster zu spät angekommen, um gleich den Kranken an seinen Bestimmungsort zu bringen, man stieg daher in einem Gasthofe ab. Des andern Morgens stand der Wahnsinnige sehr früh auf; geschah es nun aus Neugierde oder aus einem andern Grunde, er durchsuchte die Taschen des Beamten, welcher fest schlief. Wie erstaunte er, als er daselbst einen Magistratsbefehl fand, daß er eingesperrt werden solle! Er nahm die Schrift, ging schnell in das Irrenhaus, ließ sich vor den Inspector bringen, und meldete ihm, er sei beauftragt, ihm einen unglücklichen Wahnsinnigen zu übergeben; er fügte hinzu: „Ich muß Ihnen jedoch im Voraus bemerken, daß sein Wahnsinn ganz besonderer Art ist; dieser Mensch hat die extravagantesten Ideen; es darf Sie nicht wundern, wenn er sagt, ich sei der Wahnsinnige, und daß er den Auftrag habe, mich einsperren zu lassen.“ Er übergab sodann seinen Befehl und entfernte sich, um den Wahnsinnigen zu holen. In dem Gasthof angekommen, weckte er den Beamten, mit dem Vorwurfe, daß er zu lange schlafe. Man frühstückte, und beschloß, eine Promenade zu machen. Der Beamte ergriff die Gelegenheit, und nahm seine Richtung zu dem Irrenhaus, und sein Gefährte, weit entfernt, ihn davon abzuhalten, äußerte vielmehr den Wunsch, das Innere zu besichtigen. Das wünschte eben sein Führer auch, welcher sich gratulirte, so leicht seine Mission erfüllen zu können. Sie kommen zur Thüre, und werden vom Inspector empfangen. Der Beamte greift in seine Taschen, sucht seine Ordre, erstaunt, sie nicht zu finden; während dieser Zeit hatte ihn sein Gefährte schon dem Inspector vorgestellt, und ihn an das erinnert, was er ihm des Morgens gesagt, indem er sprach: „Bemächtigen Sie sich seiner, scheren Sie ihm den Kopf, und ziehen Sie ihm eine Zwangsjacke an.“ Zwei Männer fielen sodann über den Unglücklichen her, welcher vergebens gegen diese Gewalt Einsprache that und behauptete, der Andere sei der Wahnsinnige und er sein Führer. Man achtete nicht auf sein Geschrei, schleppte ihn fort, schor ihm den Kopf kahl, und zog ihm die Zwangsjacke an. Der Andere aber entfernte sich, ging ruhig in seinen Gasthof, bezahlte, und kehrte sodann nach Middleton zurück, wo man nicht wenig erstaunt war, ihn wieder zu sehen. Anfangs glaubte man, er habe seinen Führer

getödtet, und als man ihn fragte, was aus diesem geworden, antwortete er: „Ich habe ihn im Narrenhause zu Lancaster gelassen. Man hat ihm den Kopf geschoren und die Zwangsjacke angelegt; er ist zum Binden wahnsinnig.“ In der That hatte der Beamte fast den Verstand verloren; die üble Behandlung hatte ihn beinahe zum Wahnsinnigen gemacht. Endlich hellte sich die Sache auf, und nach einer Woche entließ man ihn. Er kam blaß, abgemagert, mehr einem entwischten Irren, als einem vernünftigen Menschen ähnlich, in seiner Heimath an. Die Chronik erzählt nicht, was aus dem wirklichen Wahnsinnigen geworden, ob er eingesperrt wurde, oder ob ihn die Freude, sich so schön gerächt zu haben, wieder zu Verstand gebracht hat.

Die **Wahrheit** beißt den Leuten in die Nase, darum wenn Jemand niest, sagt man: „Helf' Gott, es ist wahr!“

Weil die **Wahrheit** ganz nackt abgebildet wird, hängt ihr in unserer seltsamen Welt Jeder ein anderes Mäntelchen um.

Wahrsagerei in Aegypten. Ein angesehener neapolitanischer Kaufmann, der einige Monate auf der afrikanischen Küste in der Gegend von Tunis und in Aegypten verweilte, bekam auf einmal Lust, etwas von seiner hübschen jungen Frau zu vernehmen, die er in Torre del Greco, in der Nähe von Neapel zurückgelassen hatte; man rieth ihm einen Wahrsager darum zu befragen. Dieß that er denn nun auch. Ein unschuldiger Knabe wurde, wie gewöhnlich, herbeigeschafft, der Zauber wurde gesprochen, und das Kind sagte: Es sehe eine Frau in einem blauen Mieder, reich mit goldenen Borden besetzt, in einem gelben, faltenreichen Rocke, mit einem Halsgehänge von Corallen um den Nacken, ungeheuren Ringen in den Ohren und durch ihre auf dem Scheitel zusammengewundenen Haare einen silbernen Pfeil gesteckt; kurz, er beschrieb haarklein den Sonntagsstaat der Cara sposa des Neapolitaners, und ebenso ihr Gesicht bis auf das Grübchen in der Wange. Als man dem Knaben befahl, abermals zu sehen, so sagte er, nun stehe ein seltsames Gebäude vor ihm, wie er nie eines gesehen, es sei voller Leute, und das Auge erblinde fast von dem Glanz der Wachslichter und der Vergoldung. Der Neapolitaner erkannte sogleich in dieser Beschreibung das Theater von San Carlo, das Paradies seiner Landsleute; aber er konnte nicht denken, daß seine Frau in seiner Abwesenheit sich dort einfinden sollte. Allein es war doch so, denn der Knabe sagte gleich darauf: Und hier sehe ich die Frau mit dem blauen Mieder und neben ihr einen Mann im rothen Rocke, der ihr in die Ohren flüstert. — Teufel! dachte der Neapolitaner. Siehe noch ein Mal hin, und sage mir, was Du siehst, sagte der Magier. Ich kann es kaum beschreiben, erwiederte

der Knabe, indem er seine hohle Hand ganz nahe vors Gesicht hielt. Es ist so finster, doch jetzt sehe ich eine lange lange Straße, und ein großes Gebäude mit eisernen Gittern und an einer Ecke desselben sind mehr als ein Dutzend Köpfe aufgesteckt und ein wenig weiter davon sehe ich ein großes Thor und außerhalb desselben eine große Straße, und nun sehe ich die Frau mit dem blauen Mieder und den Mann im rothen Rocke, die die zweite Straße links mit einander hinab gehen. — Ich will nichts mehr hören, schrie der Neapolitaner, der nur zu deutlich eine der verrufensten Straßen von Neapel hatte schildern hören, und nun so in Wuth gerieth, daß er dem Knaben einen Schlag auf die Hand gab, und so den ganzen Zauber zu nichte machte. Allein die Sache war und blieb, wie sie das Kind gesehen hatte; denn als bald nachher der Neapolitaner nach Torre del Greco zurückgekommen war, hörte er, daß seine Frau mit einem Corporal der königlichen Garde davongegangen sei.

Waisenkinder. Ein Bauer, der regelmäßig in die Stadt zum Markte kam, sah einst die Waisenkinder spazieren führen. „Das weiß der Teufel," sagte er zu einem Nachbarsmann, „ich gehe nun schon an die zwanzig Jahre in die Stadt, aber die Bälge da, werden ihr Lebtag nicht größer, so hab ich sie schon gesehen, wie mein seliger Vater lebte."

Wallenstein. Das Märzheft der Nouvelles de la république des lettres, Amsterdam 1686 berichtete Seite 353, der in Schillers Wallenstein ebenfalls erscheinende Astrolog Seni, sei vom Herzoge von Friedland durch einen Agenten zu Wien, zu 25 Thaler monatlich aufgenommen worden. Das schien aber dem Heeresfürsten zu unfürstlich; er bestimmte ihm 2000 Thaler jährlich, und meinte: „Er würde sich schämen, Gelehrte so wohlfeil zu so gutem Preise zu erhalten." Viel Ehre für die Gelehrten, charakteristisch für den Herzog, hierin zwar nicht ganz neu, aber denkwürdig, weil dieß nur 52 Jahre nach seinem Tode, fern von der Heimath verlautbarte, und für diesen Zug ein fremdes Zeugniß mehr liefert.

Wenn Robert **Walpole** etwas im Oberhause des Parlaments durchzusetzen hatte, so lud er gewöhnlich vorher die Mitglieder, von deren Zustimmung er nicht ganz versichert war, mit seinen Freunden zu einem Schmaus ein. Als man ihn nun einst fragte: warum er seinen Gästen die Kehle so gewaltig netze, sagte der Minister: „Ich thue dies, damit sie sich besser schmiegen, gerade so, wie ein Korbflechter seine Weiden am Abend vorher einweicht, um sie für die Arbeit des folgenden Tages gelenker zu machen."

Ein böhmischer Handwerksgeselle sollte, nach den Zunftgesetzen, drei Jahr auf **Wanderschaft** gehen; er konnte sich aber nicht dazu entschließen. In Uebereinkunft mit seinem Lehrherrn, blieb er bei ihm, wo er die drei Jahre in dessen Wohnung, und zwar im obersten Stock verborgen arbeiten und nachher vorgeben sollte, er sei auswärts gewesen. Eine Zeit lang ging Alles recht gut; doch als eines Tages sein Bruder auf der Straße Prügel bekam, konnte er sich nicht bemeistern und schrie aus dem geöffneten Fenster: „Lumpe, infames! wenn wär i nit in fremde Land, würd' i schunt lang kummen sein 'nunter, un Dich fudi Kedl tüchtig durchprügelt hab'n."

Ein sonderbares **Wappen** führt die Stadt Schkeuditz in Sachsen. Das Wappen stellt nämlich einen Menschen im Armensünderkleide dar, mit abgeschlagenem Kopfe, diesen Kopf aber mit beiden Händen an den Ohren vor der Brust haltend. Ueber den Ursprung dieses Wappens kennt man folgende Sage. Ein Mann, Namens Albanus, wurde in alter Zeit in Schkeuditz zum Tode verurtheilt. Als er auf dem Schaffot stand, betheuerte er nochmals seine Unschuld und sprach: „So wahr ich unschuldig sterben muß, so gewiß werde ich meinen abgeschlagenen Kopf in beiden Händen auffangen!" — Der Kopf wurde abgeschlagen — und siehe da! — der Gerichtete fing ihn mit seinen Händen auf und zeigte ihn dem Volke, welches das Wunder zu seinem städtischen Wappen machte.

Viele englische Familien führen Devisen in ihren **Wappen**, die — oft recht unglücklich — ein Wortspiel mit dem Familiennamen beabsichtigen. Zu den besten gehört die Devise der Familie Vernon: „ver non semper floret" — entweder: Stets blüht Vernon, oder: Der Frühling blüht nicht immer, und in letzterem Sinne ein lateinisches Sprüchwort. Die Familie Onslow wählte: „festina lente," was englisch Onslow und deutsch: Eile mit Weile zu übersetzen ist. Die schottischen Barone Fairfax führen: „fare fac" — sprich, thu', was wohl nicht zu empfehlen ist. Auch hat die Familie For „faire sans dire" gewählt. Die Familie Nevtles hat die Devise: „ne vile velis" — Wolle nichts Unedles; die Familie Fanes Grafen v. Westmoreland führt: „ne vils fano" — Nichts Unedles zum Tempel (fanum). Das herzogliche Haus Cavendish hat: „cavendo tutus" — Durch Vorsicht sicher. Die Familie Fortescue, welcher der jetzige Vicekönig von Irland angehört, hat die hübsche Devise: „forte scutum, salus ducum" — Ein starker Schild, der Führer Heil; die irländische Familie Maynard spielt dagegen: „manus justa nardus" — Eine gerechte Hand ist eine kostbare Salbe. Noch unglücklicher sagen die Barone Henniker, deren Familienname Major ist: „deus major columna" — Gott ist größer als eine Säule; spaß-

hafter schon die Familie Temple: „templa quam dilecta“ — Wie beliebt sind die Tempel oder die Temples (englischer Plural von Tempel); und noch besser die Familie Aston: „numini et patriae asto“ — Mein Platz ist bei Gott und dem Vaterlande. — Erhaben und sinnvoll ist die Devise der einst königlichen, jetzt noch adeligen Bruce: „fuimus“ — Wir waren.

Warnung. In einer Gegend von Wallis, die häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, befindet sich ein Pfahl mit folgender Inschrift: „Wenn diese Aufschrift unter Wasser steht, so ist der Weg nicht fahrbar.“

— Im „Lübecker Anzeiger“ liest man Folgendes: „Edle Nachbarn, wackere Nachbarinnen! Leiht uns nichts; wir können auskommen. Meine Frau und ich haben keine Kinder, und ich habe 1000 Thaler Einkünfte. Meine Frau schnupft aber heimlich Tabak und trinkt heimlich Kaffee; ich gehe alltäglich heimlich in die Tabagie. Das ist nicht nothwendig. So etwas führt zur Liederlichkeit, zu Schulden — der Teufel bezahle sie sodann. Darum leiht uns nichts. Wir können auskommen. Lübeck, den 18. März 1840. Tobias Elsam, Tabakhändler. Christine Elsam, seine Gattin, geborene Hühnergackel.“

— „Dem Himmel hat es gefallen,“ heißt es in der Biene, „meine liebe Gattin, seit gestern Morgens 8 Uhr, in Wahnsinns Zustand zu versetzen. Sie beißt, schlägt, kneift und poltert, und schreit: Ich, ihr Mann, möchte ihre Schulden bezahlen, dieß ist ihre fixe Idee. Da ich aber nicht meine Schulden bezahlen kann, geschweige die meiner Gattin, Eleonore Abler, geborenen Räßler, so warne ich Jedermann, mit ihr in Geschäfts-Verbindungen zu treten. Sie ist wahnsinnig. Isidor Abler, Vogelausstopfer in Zwittau. Zwittau, 28. März 1840.“

Warten. „Kleiden Sie sich hurtig an, gnädiger Herr!“ sagte ein Bedienter zu seinem etwas phlegmatischen Herrn, „man wartet auf Sie.“ „So? — Ei, so brauch' ich mich ja nicht zu übereilen.“

Das doppelte **Warten.** Zwei Herren fuhren eine Viertelstunde in einer Droschke, hielten dann vor einem Hause still, bezahlten und bedeuteten, indem sie ausstiegen, dem Kutscher, auf sie zu warten, weil sie wahrscheinlich weiter fahren würden. Nach einer Viertelstunde kam aber nur einer der Herren wieder und gab dem Roßbändiger 5 Silbergroschen. „Det is noch nicht richtig,“ bemerkte dieser. „Wie so?“ fragte der Herr, „Du hast eine Viertelstunde hier gewartet; das

macht 5 Sgr." — „Ja, det is richtig," erwiederte Jener, „aber et macht 10 Sgr. Ick habe ja uf zwee Personen warten müssen."

Das Capitel der **Warum.**

Warum giebt es so viele „Warum?" in der Welt?

Warum wird in einer Gesellschaft so viel Unsinn gesprochen?

Warum kommt Jemand, den man erwartet, nie, wenn wir zum Fenster hinaussehen, um ihn zu erwarten?

Warum haben Schriftstellerinnen große Nasen?

Warum hört es gerade dann zu regnen auf, wenn wir an unsere Hausthüre ankommen?

Warum fahren wir gerade, wenn wir eilen, in den unrechten Rockärmel hinein?

Warum ist gerade dann die Suppe heiß, wenn wir recht schnell essen wollen?

Warum schreiben alle Frauenzimmer schief?

Warum rasirt uns der Barbier am langsamsten, wenn wir eiligst ausgehen müssen?

Warum vergessen wir das Sacktuch gerade dann, wenn wir den Schnupfen haben?

Warum ist in einem Liebesbrief der Klecks gerade auf dem interessantesten Wort?

Dieses Capitel hat keine Gränzen, von der Wiege bis zum Sarge ist der Mensch mit Fragen umgeben, und darum wird er im hohen Alter ein gekrümmtes Fragezeichen; er ist durchs Leben gegangen, ohne einem „Darum" zu begegnen. S.

Washington. Während der amerikanischen Revolution ritt ein Officier in Civilkleidung an eine kleine Abtheilung von Soldaten heran, die damit beschäftigt waren, eine kleine Redoute in bessern Stand zu setzen. Der Commandant der kleinen Schaar gab seinen Untergebenen Befehle in Bezug auf einen Balken, der hinauf auf die Befestigung gehoben werden sollte. Der Balken war schwer und der kleine große Mann commandirte unaufhörlich bald so, bald so. Der oben erwähnte Officier hielt sein Pferd an, als er an die Stelle gekommen war und fragte, als er sah, daß die wenigen Leute das große Stück Holz kaum bewegen konnten, warum der Befehlende nicht auch mit Hand anlege. Der Letztere schien über diese Frage etwas verwundert zu sein, wendete sich deßhalb mit wahrhaft kaiserlichem Stolze an den Officier und antwortete: „Herr, ich bin ein Corporal!" — „Ach, wirklich?" entgegnete der Officier darauf, „das hatte ich nicht bemerkt." Und er nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sagte: „ich bitte um Verzeihung, Herr Corporal." Darauf stieg er aber von seinem schönen Pferde ab, band dasselbe an und half mit heben,

bis ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne stand. Als das Holzstück sich an der Stelle befand, wohin es hatte gebracht werden sollen, wendete sich der Fremde an den Corporal und sagte: „Herr commandirender Corporal, wenn Sie wieder eine solche Arbeit zu verrichten und nicht Leute genug haben, so schicken Sie nur zu Ihrem Oberbefehlshaber und ich werde Ihnen auch zum zweitenmal helfen." Der Corporal stand da wie vom Blitze getroffen. Der Reiter war — Washington.

Als der General **Washington** nach vieler Weigerung das Obercommando von der amerikanischen Armee übernommen hatte, schlug er dem Congreß vor, die Unkosten seiner Tafel zu besorgen, erklärte aber zugleich dabei, daß er sonst keine Art Einkommen annehmen werde, ob er gleich vor dem Krieg kaum nothdürftig zu leben hatte. Selbst von den liegenden Gütern, die unter die Officiere nach ihren verschiedenen Graden vertheilt wurden, wollte er nicht einmal seinen Theil annehmen.

Als man Jemand fragte, welches das beste **Wasser** sei? entgegnete er: „Das Wasser, das von der Sonne durch ein Rebenholz destillirt wird."

Einem Kranken wurde viel **Wasser** angerathen. Er kaufte sich — moderne Bücher.

Wasser. Ein Arzt verbot seinem Patienten, einem Trunkenbold, alle geistige Getränke: „Kaffee, Wein, Liqueurs müssen Sie meiden," sagte er, „halten Sie sich bloß an's Wasser." Als der Arzt fort gegangen war, schickte der Kranke seine Magd in's Branntweinhaus, sie möchte ihm ein Seitel Kirschenwasser holen.

Furcht vor dem **Wasser.** Ein junger Mensch, der nicht längst das Fieber gehabt hatte, kam bei einem Gastmahle in die Nähe einer Wasserflasche zu sitzen. Aengstlich stand er auf und bat einen Bekannten, mit ihm den Platz zu tauschen. — „Warum?" fragte dieser. — „Wenn man erst vor kurzer Zeit das Fieber gehabt hat, soll man sich ja nicht nahe zum Wasser setzen," antwortete er.

Wasserkur Maximilians I. In dem alten Heldengedichte „Theuer Dank" (Augsburg, bei Schultes 1679) zeigt ein Holzschnitt, wie Maximilian auf hohem Bette liegt, umstellt von einer Menge von klugen Aerzten. Hinter dem Bette sieht man einen Kammerdiener herumschleichen, mit einem mächtig großen Pot, dessen Inhalt unter dem Holzschnitt folgendermaßen commentirt ist:

„Im Franken Land fiel Maximilianus I. wieder in große Leibes-Schwachheit, daß alle Doktores an seinem Leben verzweifelten, aber Er errettete selbst sein Leben, und ward sein eigener Doktor, indem Er seine Natur und Komplexion besser als sie kannte. Die Krankheit war von Hitze; die Doktores machten Ihm eine Arznei von lauter hitzigen Sachen, dadurch ward das Uebel ärger, daß Maximilianus von aller seiner Kraft kam, und gar nahe den Tod am Halse hatte. Da gedächte Er sich selbsten zu helfen, schicket einen seiner getreuen Diener heimlich nach einem Krug mit frischem Wasser, den achtet Er als ein Oppositum seiner Hitz-Krankheit, bequemer zu sein, dann Hitz mit Hitz zu vertreiben. Als Er nun einen frischen Trunk Wassers that, empfand er sich besser und fing an, durch heimliches Wasser trinken allgemach gesund zu werden, zu nicht geringer Verspottung seiner Leibärzte."

Welche Beschämung für den Mittheiler Dieses, der die ketzerische Meinung hegt, daß das Wasser nur zum Ausspülen der — Weingläser auf der Welt sei!

Im **Wasser** nehmen. Als ein Arzt seinen Patienten am folgenden Tage besuchte, traf er ihn in einem Badezuber, wie er gerade die verordneten Pillen einnahm. — „Was machen Sie denn da?" fragte der erstaunte Arzt. — „Haben Sie mir denn nicht verordnet, die Pillen im Wasser zu nehmen," erwiederte der Kranke.

Wasserspritzen. Der Wassermann im Himmel ist bei den Wasserspritzen bei den Wolken angestellt; der Beweis, daß die Wolken Wasserspritzen sind, liegt darin, daß sie mit dem Regen fast immer zu spät kommen.

Der Marquis von **Waterford.** Die Zeitungen haben viel von diesem berühmten oder berüchtigten reichen Engländer gesprochen, der überall tolle Streiche machte, und vor einiger Zeit in Norwegen von einem Nachtwächter beinahe erschlagen worden wäre. Der Lord hat indeß auch seine rühmlichen Eigenschaften, die man nicht verschweigen darf. Man weiß unter Anderm, daß er die Hälfte seines ungeheuren Einkommens für das Wohl seiner Untergebenen geopfert hat. Ein besonderer Zug seiner Wohlthätigkeit ist der, daß er den größten Theil des Jahres auf seinen Gütern in Irland lebt, was kein Anderer der irischen Großen thut. Tausende von Irländern würden seinen Tod beklagen. Der Muth des jungen Mannes ist ungemein groß. So machte er vor einigen Jahren eine Reise nach Amerika in seiner Jacht, dem kleinsten Schiff, das jemals von Europa nach Amerika gesegelt ist. Bei dieser Reise fiel ihm eines Tages der Hut in's Meer: und er sprang ihm sogleich nach, um ihn wieder zu erhalten. Nur mit

Mühe rettete man den verwegenen Schwimmer. Auf einem Schlosse in Irland hatte er zwei zahme Löwen, welche frei in einem Zimmer umhergingen, und die er gerade so behandelte, als wären es Jagdhunde. Dieses Jahr kaufte er von einem Menageriebesitzer einen Tiger, legte demselben einen Strick um den Hals, befestigte ihn damit unter seinen Wagen, und fuhr so nach Hause.

Watt, James. Das dem berühmten Verbesserer des Dampfapparates, James Watt, in der Westminsterabtei errichtete Standbild, eine der gelungensten Arbeiten des berühmten Chantrey, führt nachstehende Inschrift:

Nicht um einen Namen zu verewigen,
welcher dauern muß, so lange die Künste des Friedens blühen,
sondern um zu zeigen,
daß der Mensch Diejenigen zu ehren weiß,
die sich ein wahres Verdienst um seine Bildung erwarben,
haben der König,
seine Minister und viele Edlen
dies Monument errichtet
dem James Watt,
der die Kraft seines ursprünglichen Genius,
früh gereift in tiefsinnigen philosophischen Forschungen,
auf die Verbesserung der Dampfmaschine richtete,
dadurch die Erwerbsquellen seines Vaterlandes bereicherte,
die Macht und den Einfluß des Menschen auf eine höhere Stufe hob,
und dadurch eine ausgezeichnete Stelle erwarb
unter den vorzüglichsten Anhängern der Wissenschaft
und ehrenwerthesten Wohlthätern der Menschheit.
Geboren zu Greenock MDCCXXXVI.
Gestorben zu Heathfield in Staffordshire MDCCCXIX.

Watte. L. Reybaud schreibt aus Paris: „Das Publicum, welches gegenüber den tausend Figuranten der Oper in dem Cultus der Form schwelgt, denkt gar nicht an die Täuschungen der Wolle und Watte, deren Contouren sein verliebtes Auge liebkost. Es ahnt die Kriegslisten und Falschheiten des Mieders und der Wattirungen gar nicht. Es ist schon zufrieden mit dem Genusse derselben. Es glaubt an die Fülle chimärischer Reize und nimmt die Illusion des Ideals für die Fleisch gewordene Wahrheit desselben. Das ist der Triumph der Ausstopfung und der Garnitur. Ein Bildhauer nimmt einen Marmorblock und bearbeitet ihn zu zierlichen Formen. Der Wattenfabrikant ist ungleich schlimmer daran: man übergiebt ihm eine plumpe Fleischmasse, um eine schöngegliederte Venus daraus zu modeln.

— Wie viel Götter und Göttinnen werden in unseren Magazinen auswattirt und vervollkommnet! Wie viel Antinousse empfingen diese plastische Zurüstung! Wie viel Nymphen aus dem corps de ballet schmeicheln sich mit diesen Lückenbüßern der Natur! Kurz, nach Reybaud, spielt der Wattenfabrikant bei der königlichen Academie der Musik mindestens eine eben so wichtige Rolle, als der Balletmeister.

Ein sehr langweiliger Schwätzer befand sich einst in Gesellschaft des berühmten Compositeurs K. M. von **Weber**. — Als der Letztere das Zimmer verließ, sagte der Schwätzer: „Wie ist das zu erklären? man rühmte mir Herrn von Weber als einen Mann von Verstand, aber er that ja gar nicht den Mund auf." — „Vergeben Sie," erwiederte eine Dame, „wohl that er das; als Sie sprachen, gähnte er wenigstens ein Dutzend Mal."

Von dem sehr berühmten Advocaten Daniel **Webster** und einem Quäker wird folgende Geschichte erzählt: Dieser Quäker hatte einen Proceß in Rhode-Island und ging zu Daniel Webster, um denselben zu vermögen, mit ihm dahin zu reisen und seine Sache zu führen. Dann fragte er ihn, wie viel er ihm wohl bezahlen müsse. „Ja," antwortete Webster, „ich muß nach Washington reisen wegen eines Processes einer Versicherungsgesellschaft, dann muß ich nach Cincinnati und sehe keine Möglichkeit, Sie nach Rhode-Island zu begleiten, ohne sehr viel einzubüßen. Es würde Ihnen nicht wenig Geld kosten, wenn ich mitreisen sollte." — „Wie viel denn wohl?" fragte der Quäker. — „Nun," meinte Webster, „ich achte die Quäker; sie sind nicht streitsüchtig und fangen keinen Proceß an, wenn sie nicht dazu gezwungen werden; ich würde es also aus Gefälligkeit billig machen, und wenn Sie 1000 Dollars zahlen, reise ich mit." Der Quäker erschrak zwar gewaltig über die große Summe, doch er war schlau und antwortete deshalb: „Das ist viel Geld, aber ich habe mehrere Processe dort und will gern 1000 Dollars geben, wenn Sie mir versprechen, auch die anderen Processe dort für mich zu führen." — „Ja, das will ich nach meinen besten Kräften thun," erwiederte Webster. Sie reis'ten also getrost mit einander nach Rhode-Island und der berühmte Advocat gewann den Proceß des Quäkers. Dieser aber ging zu allen Leuten und sagte: „Was gebt Ihr mir, wenn ich den großen Webster bewege, Euren Proceß zu führen?" So bekam er von Einem 300, von einem Andern 200 Dollars, im Ganzen 1250 Dollars, so daß er 250 Dollars Gewinn hatte und damit die Reisekosten decken konnte. Webster war höchst aufgebracht, als er es erfuhr. „Soll ich hier verliehen werden wie ein Miethpferd?" fragte er im Unwillen. Aber der Quäker erinnerte ihn an sein Versprechen, auch die anderen Processe, die er ihm bringen würde, zu führen, und

da die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern war, lachte der Advocat endlich herzlich über den schlauen Streich des Quäkers.

Das traurige Schicksal der Tänzerin Miß Clara **Webster**, deren Kleider bekanntlich während der Vorstellung auf einem Londoner Theater in Brand geriethen, und die an den erlittenen Brandwunden starb, hat ein nicht weniger beklagenswerthes Ereigniß veranlaßt. Ein junger Engländer, der mit der Tänzerin verlobt war, gerieth über den Verlust seiner Geliebten in Verzweiflung. Er entschloß sich deshalb, Hungers zu sterben; aber die ihn umgebenden Personen verhinderten ihn an der Ausführung dieses Vorsatzes. Der Unglückliche versuchte sodann, sich die Kehle mit einem Rasirmesser abzuschneiden; jedoch auch hieran noch zeitig verhindert, zündete er seine Kleider an, um unter denselben Leiden, wie seine Geliebte, zu sterben. Unsere Zeit zählt wenig solcher Romeo's!

Wechsel. Jemand wollte einen Wechsel nicht acceptiren. Als er darüber vom Gericht zur Verantwortung gezogen wurde, entschuldigte er sich mit den Worten: „Der Wechsel ist nicht richtig. Ich und der Aussteller des Wechsels dutzen uns schon seit dreißig Jahren, und der Wechsel beginnt mit den Worten: Zwei Monat a dato zahlen Sie.

Die Meinung über die Zeit des ersten Gebrauches der **Wechselbriefe**, so wie über deren Erfinder, ist sehr getheilt. Einige französische Schriftsteller schreiben solche den aus Frankreich unter Dagobert (640), dann unter Philipp August (1181) und unter Philipp dem Langen (1316) vertriebenen Juden zu, die, nachdem sie sich nach der Lombardei begaben, mittelst kurzgefaßter Briefe, welche sie den nach Frankreich reisenden Fremden und Kaufleuten mitgaben, ihr dort bei ihren Freunden zurückgelassenes Vermögen an sich zogen.

Wechselchen. Ein reicher jüdischer Banquier verheirathete eine Tochter an einen jüdischen Arzt. Einige Jahre nach der Verheirathung ging das junge Ehepaar zur christlichen Religion über, und dies verursachte eine gänzliche Spannung zwischen dem Banquier und seiner Tochter. Der Schwiegersohn und dessen Gattin wandten Alles an, um eine Aussöhnung zu bewirken, aber der Alte beharrte bei seinem Groll. Endlich rieth man dem Schwiegersohn, zwei seiner Söhne, ein paar muntere Knaben von vier und fünf Jahren, nach B. an den Schwiegervater zu schicken, vielleicht würde dies einen vortheilhaften Eindruck auf das Herz des Erzürnten machen. Dies geschah, die Kinder kamen an, der Großvater nahm sie zwar in seinem Hause auf, aber er sah sie kaum an und bekümmerte sich weiter nicht um die Kleinen. Nach mehreren Wochen kam er zufällig in ein Zimmer, wo

die Kinder auf der Erde saßen und mit einander spielten. Sie hatten einige Papierschnitzel, die sie sich einer dem andern hinreichten. „Was macht Ihr da?" fragte der Großvater mürrisch. „Wir spielen Wechselchen," versetzte der älteste Knabe freundlich. Freudenthränen kamen dem Banquier in die Augen, er eilte auf die Enkel zu, schloß sie in seine Arme, drückte sie zärtlich an sein Herz und rief aus: „Daran erkenne ich mein Blut!"

Weg. Der Weg von der Residenzstadt eines mächtigen, gütigen und weisen Fürsten in Indien nach seinem Sommerpalaste wird durch einen Unternehmer (eine Art indischem Generalpächter) stets mit kühlenden Wassern besprengt, um den Staub zu hindern. Das Volk erfreut sich dieser Wohlthat, zu der der Monarch selbst eine ansehnliche Summe beisteuert, und strömt an schönen Sommertagen bei Tausenden zu Fuß, zu Roß, zu Wagen nach dem Sommerpalast und seinem köstlichen Garten. Alle Jahr aber reiset der Herrscher nach den heiligen Quellen des Ganges, um sich mit seinen Gesundheit schenkenden Wassern zu netzen. Alsdann stellt der Generalpächter gewöhnlich die Benetzung des Weges nach dem Lustschlosse ein und erstickender Staub umwölkt den Pfad. Als das Volk deshalb Klage erhob, sagte ein weiser Bramine: „Ich will den Generalpächter nicht loben! Ihr seht aber jetzt, Kinder, daß ein Volk, dem der Monarch fehlt, immer schlecht fährt."

In den **Weg** legen. Ein junger Mann war in einem Kaffeehause verdächtigt, schon einige Kaffeelöffel und andere Kleinigkeiten gestohlen zu haben, deßwegen wurde er von dem Besitzer einst also angesprochen: „Mein Herr, Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie meinem Kaffeehause die Ehre Ihres Besuches entzögen." „Wie," sagte der Verdächtige, „Sie wollen mir Ihr Kaffeehaus verbieten? Habe ich Sie beleidigt? oder habe ich sonst Jemandem etwas in den Weg gelegt?" „Im Gegentheil," antwortete der Wirth, „ich glaube, Sie haben schon Manches aus dem Wege geräumt."

Der **Weg.** Erste Definition. Eine Sache, die sehr leicht verloren und bisweilen sehr schwer wiedergefunden werden kann. Am meisten in Gefahr, ihren Weg zu verlieren, sind diejenigen, die ihn ohne Gedanken gehen, oder die blind sind, oder die mehr nach den Sternen als auf die Erde sehen, — nicht wo's kriecht, sondern wo's fliegt, — oder deren Weg vielen anderen Wegen gleicht, oder welcher durch Wälder und Wüsten führt; so wie auch diejenigen, die in Geschäften einen Weg gehen, der über ihre Kräfte, oder zum Spaß einen, zu welchem kluge Leute den Kopf schütteln. Wer aus Gedankenlosigkeit den Weg verliert, kann das vermeiden, sobald er sich das Denken

angewöhnt; wer aus Blindheit, wenn er sich mit Erfolg operiren läßt; wer wegen Sternguckerei, bleibe während dessen stehen und achte beim Weitergehen auf den Weg, so wird er weder diesen verlieren, noch in einen Graben fallen. Das einzige Mittel, in Geschäften den Weg nicht zu verlieren, ist das, keinen zu gehen, dem man nicht gewachsen, und wer sich vor Spaßwegen hütet, zu welchen kluge Leute den Kopf schütteln, wird sich nie darauf verirren. Noch ist zu bemerken, daß Reiter öfterer den Weg verlieren als Fußgänger. — Zweite Definition. Eine Sache, von welcher sich Niemand gern und Mancher schlechterdings gar nicht abbringen läßt. Das scheint ein Widerspruch mit der ersten Definition, ist aber keiner. In der ersten Bedeutung ist Weg ein Pfad, auf welchen uns äußere Verhältnisse drängen; in der zweiten einer, den wir aus freiem Willen und zu unserm Vergnügen gehen. Das Wort ist dasselbe, der Sinn verschieden. Am deutlichsten macht sich der Sinn der zweiten Definition, wenn Weg mit Haben und Gehen verbunden wird. „Sie will ihren eigenen Weg haben," versteht jeder Ehemann. „Er will seinen eigenen Weg gehen," jede Ehefrau. In solchem Zusammenhange wird laut der besten Grammatiker „Haben" vorzugsweise vom weiblichen, „Gehen" vom männlichen Geschlechte gebraucht.

Das Gräßlichste, was die Erde gebären kann, ist das **Weib** ohne Herz. Bei dem Manne ersetzen oft (wiewohl nur dürftig) ein gewisser angeborner rechtlicher Instinct, Geist und Talent den Mangel der Empfänglichkeit für jene weichen Gefühle, welche uns aneinander ketten durch die Bande der Liebe und Freundschaft; und sobald ein solcher Mann nicht die Thorheit begeht, zu heirathen, wird sein Mangel an Herz Niemanden unglücklich machen; allein das Weib, dessen einziges, höchstes, schönstes Kleinod das Herz ist, das Weib, welches einzig geschaffen ist, Liebe zu geben, Liebe zu nehmen, durch Liebe zu beglücken, welches — auch von der Natur stiefmütterlich behandelt — durch Herz und Liebe ihren reizvollen Zauber erhält, ist ohne Herz ein verächtliches, bemitleidenswerthes Wesen, eine kalte, gefühllose Natur, ein Popanz, ein Bastard der mißgelaunten Natur.

Weiber. Kurz vor der Einnahme der Stadt Königsberg durch die Franzosen reis'te die Gräfin v. W. in einem Wagen mit dem General K. schleunig dort ab. Der Schall der Kanonen und der Lärm des Gefechtes kamen dem eilenden Fuhrwerke immer näher; dies beunruhigte den General, er beugte sich häufig mit dem Kopfe über die Wagenthür hinaus und sah rückwärts. „Aber so sitzen Sie doch stille, wonach sehen Sie denn immer?" fragte die würdige, charakterfeste Frau. „Ja, mein Gott, die Franzosen! — wenn uns die Franzosen kriegen!" erwiederte der General. „Nun, was wäre es denn

weiter?" fuhr sie fort, „dann bekämen die Franzosen ein paar alte Weiber."

Böse **Weiber.** Herr v. Vaginoy hatte eine sehr herrschsüchtige Frau. Einst fuhr sie ihn in einer zahlreichen Gesellschaft in einem sehr gebieterischen Tone an. Er erwiederte nichts darauf, sondern wandte sich lächelnd zu den Anwesenden und sagte: „Kein Wunder, daß ich so viele Beinkleider brauche, ich und meine Frau, wir Beide tragen sie gemeinschaftlich."

Böse **Weiber.** Kerkapoly Janos, ein Bürger aus Szoboszlo, erbat sich die Erlaubniß, sein eigenes Weib auf den Altar des Vaterlandes legen zu dürfen und es als Freiwillige zur großen Armee abmarschiren zu lassen, er meinte, daß, wenn sein Weib die Raizen nur die Hälfte so viel beunruhigte, als es ihn schon beunruhigt habe, diese in 3 Tagen sich ohne Schwertstreich zurückziehen würden.

Weiber-Erziehung. Ein amerikanischer Pädagog hat über die „Erziehung des Weibes" ein Werk herausgegeben, worin er unter Anderm den Satz aufstellt: „Keinem Mädchen darf es vom zehnten Jahre an bis zu der Zeit, wo sie Hausfrau wird und demnach die Sorgen für Andere übernimmt, erlaubt sein, irgend ein Kleidungsstück vom Hemde bis zur Kopfbedeckung zu tragen, und eben so darf sie keine Speise genießen, die sie nicht selbst zu bereiten vermag." — Das ist ein fürchterlicher Mensch, ein Barbar! werden unsere Damen ausrufen.

Jemand theilte das **weibliche** Geschlecht in folgende Stände ein: „Der Wehrstand," sagte er, „sind die Jungfrauen; diese wehren sich. Der Nährstand sind die Frauen; diese müssen wir ernähren. Der Lehrstand sind die Wittwen; diese können uns Lehren geben."

Das Talent des bekannten Wiener Komikers **Weidmann** ward durch folgenden Witz entdeckt, den er als Statist in einem Trauerspiele als Beisitzer eines Gerichts machte. Nachdem der Gerichtspräsident das Factum vorgetragen, hat er nämlich an die Beisitzenden die Frage zu richten: „Nun, was sagen Sie dazu?" — Der Schauspieler, an den sie gerichtet war, machte eine Pause, zufällig heftete der Präsident seinen Blick auf Weidmann, dieser antwortete unberufen ganz trocken: „Ja! was kann man denn für einen Zehner noch viel sagen!" (jeder Statist erhielt nämlich für die Vorstellung ein Honorar von 10 Kreuzern.) Alles lachte; man wurde aufmerksam auf ihn und von dieser Zeit an begannen die vortrefflichen Leistungen, die sogar Iffland entzückten.

Weiland als Ehrentitel. Ein junges Pärchen kam zum Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen. „Und Herr Pfarrer," sagte die Braut schüchtern, „wenn Sie so gut sein wollen, ehe Sie das Wort Jungfrau aussprechen, doch weiland zu sagen, ich möchte auch gern den Ehrentitel haben, den die selige Amtmännin vor acht Tagen bekam."

Die **Weimar**ische Theaterintendanz hatte am Abende des Schiller'schen Geburtstages den — „Viehhändler aus Oberösterreich" aufführen lassen. Diese Tactlosigkeit veranlaßte folgende Parodie:

„Holdes Weimar, Ilm-umschlungen,
Hoher Dichtkunst treue Wacht!
Schiller, der dir einst gesungen,
Hat dem Vieh nun Platz gemacht!"

Der **Wein** als Lebensretter. Ein ehemaliger Banquier erzählte in heiterer Gesellschaft zu Paris seinen Versuch eines Selbstmordes aus seiner Jugendzeit. Es war nämlich etwas seinen Wünschen und Erwartungen gänzlich zuwidergelaufen, und da man in der Jugend einen kurzen Kummer oft als eine ewige Störung der Lebensruhe ansieht, so hatte er geglaubt, dies sei Grund genug, um das Leben zu verlassen. Zuvor wollte er noch an seine Verwandten schreiben, um ihnen lang und breit die Ursachen zu exponiren, warum er gar nicht umhin könne, sein Leben zu verkürzen. Es war in der Hundstagszeit; vielleicht hatte diese zur Exaltation seiner Phantasie mitgewirkt. Das Pistol lag da, das Schreibzeug auch. Da ihn gewaltig durstete, so ließ er eine Flasche Wein heraufkommen, schloß sich dann ein und begann, nachdem er — ohne es zu merken — die Flasche geleert hatte, den Verwandten sein „Lebewohl" zu schreiben. Er hatte sich in der finstersten Stimmung an das Schreibpult gesetzt; aber der Wein wirkte allmählig in dem erhitzten und aufgeregten Gehirn — und so bekam er ein Räuschchen. Bald klärten sich seine Ansichten auf, die trüben Ideen verschwanden und er war ganz erstaunt über die heiteren Aussichten, die sich ihm in der Ferne zeigten. Zuletzt konnte er die Gründe, weshalb er sich des Lebens entledigen wollte, nicht mehr wiederfinden. Er sprang auf, überzeugt, es sei dumm, aus einem Leben, wo man so heiter sei, durch eine schreckliche That treten zu wollen, zerriß den Brief, hing das Pistol wieder an die Wand und verlor vor der Lust zu leben die Lust, sich zu tödten.

Wein. „Wo ist Dein Vater?" fragte ein Fremder den Knaben eines Schenkwirthes. — „Er ist im Keller und macht Wein!" gab dieser treuherzig zur Antwort.

Wein. Herr Liebereich, ein reicher Kaufmann, erhielt Besuch. Er wollte dem Gaste ein Glas Wein vorsetzen und sagte zu dem 14jährigen Liebereich junior: „Geh' nach dem Keller, mein Sohn, und hole uns von dem schönen alten Malaga eine Flasche herauf." Das Söhnchen erwiederte fragend: „Papa! von dem, den wir gestern gemacht haben?"

— Ein Reisender, der in Schlesien Wein trank, beschreibt das Gefühl, das dieser Wein in seiner Kehle erregte, also: „Es war, als wenn eine Katze mit dem Kopfe voran in die Kehle hinunter kletterte und Jemand dieselbe Katze an dem Schwanze rücklings wieder heraufziehe."

— Ein Privatmann ließ in seinem Keller Wein durch einen Küfer abziehen. „Wie finden Sie diesen jungen Wein?" fragte er ihn, „nicht wahr, er ist noch leicht?" Der Küfer, ein affectirter Mensch, schlürfte den Wein prüfend mit der Zunge und meinte: „Der Wein ist nicht übel, aber er hat noch keine rechte Gegenwart des Geistes."

— „Die Bouteille Rheinwein liegt schon 10 Jahre im Keller," sagte ein Wirth. Der Gast erwiederte: „Da hat sich die Fliege, die darin herumkriecht, sehr gut conservirt."

— Ein Soldat in Mainz forderte in einem Wirthshause eine Flasche 11er Wein, und erhielt von dem Wirth die Antwort, daß keiner vorhanden sei. „Hoben's 5er?" fragte er. — „O ja!" war die Antwort. — „Hoben's 6er?" — „Auch den." — „Nun do thun's 'n zusammen, da hoben's 11er!"

— Ein Gastwirth kaufte von einem Weinhändler ein Faß Wein von dreißig Eimern und fragte ihn dann vertraulich, wie viel der Wein wohl Wasser vertrage. „Nicht mehr als zwei Eimer," war die Antwort. Als der Wirth diese jedoch darunter schüttete, wurde der Wein so schwach, daß ihn Niemand trinken mochte. Er beschwerte sich deshalb bei dem Weinhändler. „Was haben Sie denn aber mit dem Wein gemacht?" fragte dieser. — „Ei, ich habe zwei Eimer Wasser darunter gegossen." — „Ja, nun ist es erklärlich, denn so viel habe ich schon früher beigemischt, und mehr verträgt er nicht."

— Jemand wurde zu einem Freunde zur Tafel geladen, der einen sehr guten Tisch führte, wo aber der Wein so sauer war, daß er ihn unmöglich trinken konnte. Mehrmals dazu von der Hausfrau aufgefordert, entschuldigte er sich mit den Worten: „Ich bin ein Engländer, ess' ich, trink' ich nicht!" (Essig trink' ich nicht!)

Wie der **Wein**, so das Latein. Ein Fremder kam in ein Kloster, wo ihm die Mönche eine ziemlich ordinaire Sorte Wein vorsetzten. — „Bonus vinus!“ rief er aus, nachdem er das erste Glas gekostet hatte. Die Mönche lächelten und nöthigten ihn, die Bouteille auszuleeren. Nachdem dieses geschehen, ließ er sich mit seinen Gastfreunden in eine launige Unterhaltung ein, die die Mönche ganz für ihn gewann, und bei der Mittagstafel wußten sie ihren Freund nicht besser für seine angenehme Unterhaltung zu belohnen, als daß sie ihm eine Bouteille von der besten Sorte ihres Kellers vorsetzten. Er trank und rief: „Bonum vinum! bonum vinum!“ (guter Wein!) Jetzt staunten die Mönche und konnten nicht umhin, ihn zu fragen, warum er vorher den großen grammatikalischen Fehler gemacht habe? — „Quale vinum, tale latinum!“ (wie der Wein, so das Latein!) war die Antwort.

Der **Wein** ward aus Asien nach Griechenland und von da nach Italien gebracht. Nach dem Plutarch lernten ihn die Gallier zuerst von einem verbannten Toskaner kennen, der sie dadurch anreizen wollte, sein Vaterland zu erobern. Plinius erzählt, daß ein Schweizer, nachdem er sich einige Jahre in Italien aufgehalten hatte, zuerst auf den Einfall kam, einen vortheilhaften Handel mit italienischem Wein nach Gallien zu machen. Indessen tranken die Einwohner von Marseille schon lange vorher Wein, ehe ihn die anderen Bewohner Galliens kannten. Er wuchs sogar auf ihrem Gebiet. Weiter erstreckte sich damals der Weinbau nicht. Nur erst nach der Ankunft des Fabius Maximus, mit dem Beinamen der Allobroger, der einen Theil von Gallien eroberte, geschah es, daß auf seinen Befehl Weinstöcke in dem Narbonnensischen Gallien gepflanzt wurden. Cäsar redet von den Weinen der Provence, des Delphinats in Languedoc und Auvergne; er setzt als eine besondere Merkwürdigkeit hinzu, daß man in Gallien die italienischen und in Italien die gallischen Weine vorzüglich schätze. Auch erwähnt er einer Art von Trauben aus der Gegend von Vienne, die einen Schotengeschmack hatten. Dieser Wein war noch vor 100 Jahren im Delphinat bekannt und führte den Namen Vin de Violette. Die Verfälschung des Weins ward schon den alten Galliern vorgeworfen.

Ob der **Wein** stärkt. Dr. M. in C. war ein tüchtiger Weintrinker, der wohl täglich sein ordentliches Maß die Gurgel passiren ließ; dennoch war er als Arzt sehr beliebt. Eines Tages suchte ihn eine arme Frau, deren Mann schon lange krank und sehr schwach war, welchem aber der Doctor den Wein auf das Strengste verboten hatte. Der Doctor saß, wie täglich geschah, im Wirthshause und trank. Die Frau fand ihn endlich und bat ihn um ein Recept. Der

Doctor schrieb's und gab's ihr, merkte aber, daß sie etwas unter der Schürze sorgfältig vor seinen Blicken verbarg. „Was hat Sie denn da?" fragte der Doctor, weil er argwöhnte, die Frau befolge seine Befehle nicht streng. Die Frau mußte gestehen, sie habe etwas Wein in einem Fläschchen. „Ach, Herr Doctor," sagte sie, „er ist gar zu matt, ich muß ihn doch ein wenig stärken!" „Was?" rief der Doctor, „stärken? Mit Wein will Sie ihn stärken? Dummes Weib, wenn der Wein Kräfte gäbe, so müßte ich den Kirchthurm einreißen können."

Tolle Weine. Ein Gelehrter in New-York hat die Behauptung aufgestellt, mousirende Getränke, wie Champagner und dergleichen, seien nichts anders als Flüssigkeiten, die über die Behandlung, welche sie in den Fabriken zu erdulden gehabt, toll geworden seien und nun vor Wuth schäumten.

Weinhändlers wichtige Sache. Eines Tages perorirte ein Pariser Advocat unendlich lange vor dem Präsidenten Seguier. Der Advocat des Gegners wurde ungeduldig und meinte, für eine so unwichtige Sache seien das zu viel Worte. Es handelte sich nämlich um einen Brunnen, um dessen Besitz sich zwei nebeneinander wohnende Weinhändler stritten. „Ein Brunnen," unterbrach der Präsident den Beschwerdeführer, „ist keine unwichtige Sache für einen Weinhändler."

Wie man einen **Weinhändler** beleidigen kann, zeigte sich vor Kurzem vor einer Pariser Gerichtsbehörde. Ein Weinhändler hatte nämlich einen unbekannten Durstigen, der ihn höflich um ein Glas Wasser gebeten, auf eine höchst brutale Weise gemißhandelt; sein Zorn hatte sich sogar im Gerichtssaale noch nicht gelegt, und es fehlte nicht viel, so hätte er, anstatt sich zu vertheidigen, Genugthuung für die ihm widerfahrene Schmach vom Richter verlangt. „Von mir, einem Weinhändler, ein Glas Wasser zu fordern!" rief er entrüstet, „es ist unerhört. Ich bin ergraut in der Ausübung meines Berufes, aber noch nie ist mir ein solcher Schimpf angethan worden." Der Präsident hatte große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es sich hier nicht um die Ehre seines Standes, sondern um eine Pflicht der Nächstenliebe handle. Der Weinhändler verstand diese Sprache erst dann, als er zu einer angemessenen Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Vermuthlich fand er in der Bitte des Durstigen eine Anspielung auf das Wasser, welches er unter seinen Wein gemischt hatte.

Wein-Kritik. Ein Gast machte einem Wirthe Vorwürfe über seine Getränke. „Es ist zu viel Wasser in diesem Wein," bemerkte

er. — „Im Gegentheile," erwiederte ruhig der Andere, „es ist zu wenig Wein in diesem Wasser."

Weinlese. Der Verwalter L. erhielt von dem Gutsherrn den Auftrag, den Winzern während der Weinlese das Schießen zu verbieten. Er ließ die Gemeinde zusammenrufen und sprach so zu ihr: „Ich soll Euch sagen, daß Ihr während der Weinlese nicht schießen dürft, der Herr verbietet es. Ich glaube aber auch, daß Ihr es selbst unterlassen werdet, wenn Ihr bedenkt, daß heuer der Wein keinen Schuß Pulver werth ist."

— Ein Weinbergsbesitzer bei Dresden feierte im vergangenen Herbste seine Weinlese, zu welchem Feste er eine Menge Gäste geladen. Um das Ganze recht solenn zu machen, hatte er in Dresden acht Schilde fertigen lassen, wovon vier mit den Buchstaben W. E. J. N. und die anderen mit L. E. S. E. geziert waren. Vier Knaben und vier Mädchen, Sprößlinge der Winzer, mußten einen Tanz aufführen und sich um den Besitzer des Berges schaaren, wo dann die acht Schilde das Anagramm: „Weinlese" bilden sollten. Nach vielfältigen Proben war den Kindern die Sache eingebläut, das Fest beginnt und die „Bergbewohner sind vereint." — Da naht der große Moment, wo sich die Tänzer um den Gebieter schaaren, Etliche waren aber nicht an ihrem Platze und die Gäste erblicken mit Lachen das Wort: „Wein-Esel." — Der Besitzer rüffelt verblümt ein Paar der Sylphiden und giebt das Zeichen zur zweiten Gruppe, wo jedes der Tänzer einen Becher mit Wein emporhebt. Das Corps de Ballet ist dadurch nur verblüffter geworden und — was wird den Gästen jetzt auf den Schildern präsentirt? — „Esel-Wein."

Weinprobe. Als das sicherste Mittel, schon zur Herbstzeit die künftige Qualität des Weines voraus zu bestimmen, giebt der „Philanthrop" ein Recept zu einer Mostsuppe an, die, falls sie ohne Zucker gut schmeckt, auf einen guten Wein schließen lasse. Die Suppe wird folgendermaßen bereitet: Ein Quart Most wird gekocht und klar abgeschäumt; zwei Eidotter und ein Eßlöffel voll Mehl werden mit einem Quart Milch aufgerührt, und unter stetem Umrühren zu dem abgeschäumten Moste gegossen, dann das Ganze bis zum Sieden fortgeführt. Es wird ein Stück ganzer Zimmet mitgekocht und die Suppe mit zu Würfeln geschnittenem Weißbrod angerichtet.

In der Umgegend der Stadt N. wachsen dreierlei **Weinsorten**: Der Wendwein, der Dreimännerwein und die Lacrimae Petri. Die erste Sorte hat ihren Namen daher, weil, wenn man einen Schoppen davon getrunken hat, man des Nachts von Viertelstunde zu Viertel-

stunde umgewendet werden muß, damit der Wein, wenn er zu lange auf einer Seite des Magens liegen bliebe, denselben nicht durchfresse. Die zweite Sorte heißt Dreimännerwein, weil, wenn man von diesem Wein trinkt, allemal zwei Männer Einen halten müssen und der dritte den Wein eingießt. Die letzte Sorte ist endlich von der Art, daß, wenn man einen Schluck davon zu sich genommen hat, man hinausgeht und bitterlich weint.

Nicht zu stillendes Weinen. Ein Kind weinte, als es einen Groschen verloren hatte; ein vorübergehender Mitleidiger ersetzte den Verlust, worauf das Kind noch viel häufiger weinte. Auf die Frage weßhalb? erwiederte das Kind: „Ach Gott, wenn ich den andern Groschen nicht verloren hätte, so hätte ich jetzt zwei."

Weisheit. Hugo Grotius gab einem jungen Manne, der ihn bat, er möchte ihm doch ein Buch vorschlagen, woraus er Weisheit lernen könne, folgenden Rath: „Nehmen Sie ein Buch weißes Papier und zeichnen Sie alles auf, was Ihnen in Ihrem Leben Merkwürdiges vorkommt. Die Welt ist die beste Schule für einen beobachtenden Kopf."

Nachtheil des Weißens der Zimmer. Ein reicher Hausherr in Ungarn bemerkte einst, daß eine bei ihm wohnende Partei auf eigene Unkosten, und ohne ihm etwas davon gemeldet zu haben, ihr Wohnzimmer ausweißen lasse. Ueber diese vermeinte Eigenmächtigkeit aufgebracht, stellte er den Inwohner deshalb zur Rede. Dieser antwortete, daß ihm das Ausweißen auf eigene Kosten wohl freistehe und der Hausherr nichts dawider haben könne. „I teremtete," wetterte der Ungar, „worum nix dawider haben, durch öfteres Ausweißen wird ja Zimmer immer klaner, wer hot nocher Schoden als ich? — he?"

Weit. Ein Soldat fragte einen Jäger, der eben zum Thore hereinkam, was er in der Stadt zu thun habe? — „Ich will mir ein Paar lederne Beinkleider kaufen," war die Antwort. — „O, mein Freund!" sprach der Soldat, „ich weiß ein Paar hirschlederne, die sind kostbar und werden um den halben Preis verkauft, nur werden sie Ihm zu weit sein. Der Jäger meinte, dem könnte wohl abgeholfen werden, wenn sie sonst nur gut seien. — „Dafür stehe ich," sagte Jener, „aber zu weit werden sie Ihm sein." So kamen sie zu einem Wirthshause; der Soldat machte den Vorschlag, einmal zu trinken; der Jäger, in der Hoffnung, an den Beinkleidern etwa doppelt wieder zu verdienen, bewirthete den Andern von seinem mitgebrachten Vorrath, wozu er Wein geben ließ, herrlich. Da sie geschmauft hatten, wollte der Jäger die Beinkleider sehen. — „Ja, ich sagte es Ihm

gleich," erwiederte der schelmische Soldat, „die Beinkleider, die ich weiß, sind Ihm zu weit, die liegen in Danzig, 60 Meilen von hier."

„Wie heißen die vier **Weltgegenden**, Jacqueline?" fragte jüngst ein Schullehrer in der Nähe von Paris eine der Schülerinnen. — „Ouest, Est, Sud, Nord." — „Recht brav. Und wie habe ich Euch die Namen erklärt, Louison? Du weißt es nicht? und Ihr Anderen auch nicht? Gut, ich will's Euch wiederholen. Als Adam im Paradies die Sonne untergehen sah, fragte er verwundert: „Ou est?" daher Ouest (Westen) oder die Abendseite. Als die Sonne am Morgen wieder aufging, rief Adam lustig: Est! Est! Est! (sie ist da!). Sud kommt vom lateinischen sudare, schwitzen, weil man Mittags schwitzt, und Nord leitet sich ohne Zweifel von Boreas ab: „Boreas — Noreas — Nordeas — Nord."

Werth. Der große und der kleine Sack. Der Zufall fügte, daß in einer Stube zwei Säcke von sehr verschiedener Größe zusammen kamen. Der große blickte den kleinen gar verächtlich an, nahm das Maul recht voll und sprach: „Du Zwerglein, wagst Du es denn, in meiner Nähe es auszuhalten? Beschämt Dich nicht meine erhabene Gestalt? Flößt Dir nicht mein ungeheuerer Bauch eine gränzenlose Ehrfurcht ein? Du hast wohl recht, wenn Du verstummest, als wäre Dir die Kehle eingeschnürt. Es wird auch nicht lange dauern, so wirst Du vor mir wie vernichtet dastehen." Inzwischen kam der Gebieter des Hauses herein. „Dieser mag entscheiden," sprach der Kleine, „er möge mein und Dein Inneres enthüllen!" Dies geschah, und da zeigte es sich denn, daß der große Sack ein Strohsack war, während der kleine lauteres Gold enthielt. — Weder der äußere Schein, noch auch eine hochtrabende Rede sind ein gültiger Beweis des **inneren Werthes.**

Innerer Werth. In einem finstern Winkel eines Modewaarenladens lag schon viele Jahre ein alter mit Gold durchwebter Stoff, der, seines inneren Werthes bewußt, trotz des Staubes, der auf ihm lag, und trotz der Dunkelheit, die ihn umgab, dennoch fröhlich schimmerte, ohne sich nur im Geringsten um die wechselnden Launen der Mode zu bekümmern. Dies verdroß so sehr einen neuen modernen, gehaltlosen Stoff, auf den so viele schöne Augen lüstern blickten, und den so manches Herz zur Zielscheibe seiner Wünsche machte, daß er in seinem zwirnenen Zorne den vergessenen Goldstoff verspottete und verhöhnte. Doch mit Geduld nahm der Goldstoff diesen Hohn auf, hörte nachsichtig auf die Prahlerei des Modegecken in dem Schilde und schwieg, als er sah, wie gesucht der Prahler ward, und wie sehr er sich darüber brüstete. Nach einiger Zeit kam ein Goldschmied und

kaufte den Goldstoff, den er schmolz, um aus seinem Goldstoffe Münzen prägen zu lassen. Als bald darauf der Goldschmied das ehemalige Gefängniß des Goldstoffes betrat, um für seine neu geprägten goldenen Münzen etwas einzukaufen, suchte eine der goldenen Münzen ihren ehemaligen Feind auf, der jetzt in demselben Winkel schmachtete, wo einst der Goldstoff beim Schimmer seiner goldenen Hoffnungen so fröhliche Tage verlebte. „Kennst Du mich," fragte ihn die goldene Münze, „mich, den Du einst so verlacht hast? Sieh mich nun nach überstandener Feuerprobe in meiner wahren Glorie! Doch, Du, Du, armer Tropf, bist, weil Dich die Mode vergessen hat, auch schon für immer todt." — „Das wollen wir sehen," antwortete der von der Mode verschollene Zeug in seinem Grimme und stürzte sich in die Flamme einer nahe gestandenen Lampe. Doch der Arme verbrannte leider nur zu Asche, die man dann auf die Gasse warf.

Werthbestimmung. Es zeigte Jemand einem bekannten Witzlinge, dem Israeliten B., zwei Ringe mit der Bitte, sie ihm zu taxiren. B. erkennt sie für falsch und sagt: „Hätten Sie mir nur einen gezeigt, würde ich gesagt haben, er ist nichts werth; da es aber zwei sind, haben sie wohl einen Werth, nämlich einer ist so viel werth als der andere."

Werthlos. „Mein Sohn ist gestern mit dem Dampfboot nach S. gereist, können Sie ihn mir wohl versichern?" fragte Jemand scherzhaft einen Versicherer. — „Entschuldigen Sie," antwortete dieser, „meine Versicherungsanstalt zeichnet nur auf Sachen von Werth."

Die Cholera zieht nach **Westen.** Ein Oesterreicher, der gehört hatte, daß die Cholera nach Westen zöge, ließ sich, um derselben zu entgehen, die Hosen bis an den Hals hinauf machen.

Wette. „Unser Oberländer läuft heute wieder Gassen," erzählte ein Feldwebel in einem Schnappsladen, und setzte ein Gläschen mit einer Art stolzen Lächelns nieder, daß in seiner Compagnie der berühmte Oberländer diente. Ich hörte den Namen dieses Ehrenmannes zum ersten Male nennen, und fragte nach der Veranlassung seiner Strafe. „Ja was hat er gemacht," hob der Feldwebel an, „kleine Schnelles, nichts als kleine Schnelles, Herr, das ist Ihnen ein Teufelskerl. Kopf hat er, straf mich Gott, wie'n Minister, aber lauter dumme Streiche; er hat schon zwei- bis dreimal Röhrchen bekommen, ist Gassen gelaufen, 's hilft Alles nichts, er kann das Anführen nicht lassen, das steckt ihm nun einmal in der Natur, er prellt alle Menschen." — „Nu mir," sagte der Wirth des Ladens, „mir sollte er gewiß nicht kommen." — „Ihnen nicht? Herr, er dreht

Ihnen eine Nase, hundert Meilen lang; dem ist kein Mensch zu klug. Kennen Sie ihn?" — „Was sollte ich nicht!" — „'s schadet nichts, er führt Sie doch an; was gilt die Wette?" — „Nun, Herr Feldwebel, da möchten Sie doch wohl zu kurz kommen, haben Sie Lust einen Louisd'or daran zu wagen?" — „Topp, Herr, heute über acht Tage ist Oberländer bei Ihnen, jetzt um die Zeit, und hinterdrein komme ich, und hole mir meinen Louisd'or; eher kann Oberländer nicht, eher wird der Buckel nicht heil. Aber — Herr Wirth, die Sache ist ein Scherz, machen Sie dem Kerl keine Ungelegenheit; ich komme sonst ins Teufels Küche. Verstehen Sie, er soll's mit Ihnen glimpflich machen." — „Schon gut, schon gut, Herr Feldwebel; bringen Sie nur den Goldfuchs mit." — Mich interessirte die Wette; ich fand mich acht Tage darauf zur gesetzten Stunde ein. Freund Oberländer kam richtig, man zischelte sich einander ins Ohr, er sei es und Jeder gab auf jede seiner Bewegungen Acht. Er forderte sehr bescheiden und artig ein halb Quart Kümmel, und langte sein Fläschlein heraus, um es füllen zu lassen. Der Wirth that als ob er ihn nicht kenne, füllte ihm die Flasche, die Oberländer einsteckte, und verlangte seine Zahlung. Oberländer legte das verlangte Geld auf den Tisch, und wollte zum Laden hinaus, allein der Wirth, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit alles beobachtete, fand ein falsches Zweigroschenstück unter dem Gelde und rief ihm nach: „Halt Freund, nicht so rasch fort, hier die Münze gilt nicht, gebe Er mir andere zwei Groschen." Oberländer war äußerst betroffen, sich ertappt zu sehen, sagte, er habe kein anderes Geld bei sich, langte sein Fläschchen wieder heraus, strich sein Geld ein, sagte, er wollte anderes holen und machte sich mit verbissenem Verdrusse aus dem Staube. Kaum hatte er den Rücken gewandt, als der Feldwebel hereintrat. — „Den Louisd'or, den Louisd'or," rief ihm der Wirth entgegen; „den will ich mir eben holen," antwortete der Feldwebel, schenkte sich aus dem zurückgelassenen Fläschchen ein Glas ein, und trank des Wirths Gesundheit in — klarem Wasser.

Wette. Im Jahre 1697 wurde die Stadt Barcelona von den Franzosen zu Wasser und zu Lande belagert. In Rom interessirte man sich sehr für den Ausgang der Sache, und da sich die Belagerung in die Länge zog, so ging man hohe Wetten ein, ob diese oder jene Partei siegen würde. Eine dieser Wetten belief sich auf 4000 Scudi, welche Summe man bei dem Caffetier, in dessen Hause diese Wette geschah, bis nach Ausgang der Sache niederlegte. Dieser aber machte sich heimlich damit aus dem Staube, und tröstete seine Gäste in folgenden hinterlassenen Zeilen:

Den großen Streit zu schlichten, will ich gehn,
Und Barcelona selbst erobern sehn.

Wette. Zwei lustige Kameraden traten mit den Worten: „Es gilt zwölf Bouteillen Wein!" in die Gaststube. Der Wirth, der den beiden Wettenden ihren Eifer an den Augen ansah, trat schnell herbei und erbot sich, die zwölf Bouteillen sogleich zu bringen, allein die Gäste bemerkten ihm, daß sie erst nach ausgemachter Sache bezahlen würden; wenn er dieses zufrieden wäre, so möchte er sie auftischen. Der Wirth kannte seine Leute, und da er wußte, daß sie immer gut bei Kasse waren, so meinte er ganz wohlgefällig, daß dieses nichts zur Sache mache, wenn sie ihm nur versicherten, daß einer von ihnen die Wette zahle, was ihm auch bei dem Ehrenworte versichert wurde. Die zwölf Bouteillen wurden aufgetragen und mit Hülfe einiger herbeigerufener Kameraden auch bald ausgeleert. Als man sich zum Abmarsch fertig machte, meinte der Wirth ganz freundlich, ob er denn den Gegenstand der Wette nicht wissen könne? „Recht sehr gern," nahm einer der Betheiligten das Wort: „Als wir bei dem Kirchthurm vorbeigingen, entstand die Frage, auf welche Seite er wohl falle, wenn er einmal umfallen würde. Hier mein Freund behauptet, er werde nach dem Rathhause zu fallen, und ich bin vom Gegentheil überzeugt, wodurch nun ganz natürlich eine Wette entstehen mußte, und dies war es, warum wir uns stritten; was meinen Sie, wohin er fällt und wer bezahlen muß?" Der Wirth sah, daß er auf eine ganz honette Weise geprellt war, er machte zum bösen Spiele gute Miene, und schrieb sich die Sache einstweilen hinter die Ohren, bis er sie an der Zeche piano wieder abschreiben konnte.

Gewonnene Wette. Master Black behauptete, die Ueberwachung der Schätze im Museum sei nichts weniger als zureichend, Master Stump dagegen war der Meinung, sie sei vollkommen genügend. Master Black wettete, daß er am morgenden Tage (Sonnabend) ein Juwel von großem Werth entwenden werde, ohne sich dabei ertappen zu lassen. Master Stump ging die Wette ein. Master Black zeigte am Sonnabend das glücklich entwendete Juwel vor. Master Stump gab sich gefangen und ermahnte seinen Freund, keinen Augenblick zu säumen, und das scherzweise geraubte Juwel an das Museum zurückzuliefern. Master Black fand das Museum schon geschlossen und kehrte zu Master Stump zurück, der kopfschüttelnd meinte: es sei nicht gut, daß gerade Morgen Sonntag sei, das scherzweise entwendete Juwel also erst übermorgen (Montag) zurückerstattet werden könne. Master Black machte sich am Montag in aller Frühe auf den Weg nach dem Museum, um das scherzweise entwendete Juwel wieder hinzutragen. Master Stump erwartete ihn zum Frühstück. Kaum hatte Master Black die Straße betreten, als er durch einen Constabler verhaftet wurde, so daß Master Stump lange vergeblich auf seinen Gast beim Frühstück wartete. Master Black ward vor Gericht gestellt und erzählte

haarklein alle Umstände, welche auch der als Zeuge erscheinende Master Stump buchstäblich bestätigte. Die Richter aber schenkten weder Master Black noch Master Stump Glauben und verurtheilten Ersterm zum Tode. Master Black hatte seine Wette gewonnen und wurde gehangen.

Wette. Zwei irländische Officiere wetteten einst, wer von ihnen den andern unter den Tisch trinken würde. Am folgenden Morgen fand man Beide auf dem Boden liegend. Nach dem Erwachen konnte sich keiner besinnen, wer zuerst vom Stuhl gefallen; sie stritten lange und einigten sich zuletzt, da jeder verloren oder gewonnen haben könne, auf folgende Weise: Jeder zahlte als Verlierer die versprochene Summe auf den Tisch, und jeder strich als Gewinner das gegenüberliegende Geld ein.

Die zu gewinnende **Wette.** Der Kutscher stieg vom Wagen herab, bat den Herrn die Zügel ein wenig zu halten, und lief einige Schritte weit zurück, indem er auf dem Boden etwas suchte. Bald aber kam er mit traurigem Gesichte wieder zurück, setzte sich auf den Bock und fuhr weiter. — „Was hast Du denn, Johann?" fragte der Herr; — der Kutscher schwieg. — „Du hast gewiß meinen Mantel, den ich Dir aufzubewahren gab, verloren? — Ich wollte darauf wetten." — „Wetten Euer Gnaden nur immerhin darauf," versetzte der Kutscher, „Sie gewinnen."

Wette eines Wirthes. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in M. ein Gastwirth, der von einer gränzenlosen Neugier geplagt wurde; diese Schwachheit wurde vielfältig von seinen Gästen zu Neckereien benutzt, bis sie endlich einen tragischen Ausgang hatte. — Einst kehrten bei ihm zwei Fremde ein, die Neugier trieb ihn auf ihr Zimmer. Hier saßen Beide an einem Tische sich gegenüber; der eine, eine brennende Tabakspfeife im Munde, hatte einen großen Haufen Goldstücke vor sich liegen, und sagte abwechelnd bei jedem Zuge aus der Pfeife: ça va — ça va bien. — Die Scene spannte des Wirthes Neugier auf das Aeußerste. Er fragte mehrmals, was dies zu bedeuten habe? der Raucher fuhr ununterbrochen fort, bei jedem Zuge abwechselnd ça va, — ça va bien — zu sagen, und der nicht Rauchende winkte den Wirth mehrmals mit der Hand, sich zu entfernen, ohne ein Wort zu sprechen. — Der Wirth, dadurch immer noch mehr gereizt, hinter das Geheimniß dieser Scene zu kommen, wiederholte seine erste Frage, ohne den Winken des Fremden Folge zu leisten. — Endlich sagte der Nichtrauchende: „Herr, ich sehe wohl, daß wir Sie nicht los werden, wenn wir Ihnen nicht sagen, was wir vorhaben. Es gilt eine Wette. Ich habe hier mit meinem Kameraden gewettet,

daß er eine Pfeife Tabak nicht ausrauchen kann, wenn er nach jedem Zuge einmal ça va, und dann wieder einmal ça va bien sagte, ohne ein anderes Wort dazwischen zu sprechen. Hier liegen hundert Ducaten, die wir gewettet haben, — nun wissen Sie, worauf es ankommt, stören Sie uns nicht weiter." — „O, das kann ich auch," versetzte der Wirth. — „Bilden Sie sich dies nicht ein. Die Sache ist so leicht nicht, wie sie scheint. Ein Versehen in dem abwechselnden Sprechen dieser Worte nach jedem Zuge, oder nur ein Wort dazwischen macht die Wette verloren." — Der Wirth beharrte auf seiner Behauptung. — „Gut," nahm der Nichtrauchende das Wort, „wenn Sie Ihrer Sache gewiß sind, so setzen Sie hundert Ducaten gegen diese hier auf dem Tische liegenden; wenn Sie die Aufgabe lösen, können Sie hundert Ducaten gewinnen." — Der Wirth ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er eilte in sein Zimmer, brachte hundert Ducaten, legte sie zu dem aufgezählten Golde, stopfte sich eine Pfeife und begann zu rauchen, indem er sehr bedächtlich nach jedem Zuge bald ça va, bald ça va bien sagte. — Nach einer Weile steckte der Nichtraucher seinen Degen an, setzte seinen Hut auf und verließ das Zimmer. Nun war der Wirth nur noch mit dem andern Fremden allein. Dieser machte bald darauf auch Miene zum Weggehen, und strich kaltblütig die 200 Ducaten zusammen, die er langsam in die Tasche steckte. — Der Wirth sah dieß, aber um die Wette nicht zu verlieren, blieb ihm nichts übrig, als zu rauchen und nach jedem Zuge bald ça va, bald ça va bien zu sagen. — Der Fremde verneigte sich höflich und verließ ebenfalls das Zimmer. Der Wirth von großer Angst gefoltert, folgte ihm nach und, glühend im ganzen Gesichte, schrie er fortdauernd, immer rauchend ça va, ça va bien. — Ueber dies sonderbare Geschrei kamen die Leute des Wirths unten im Hause zusammen. Der Fremde machte beständig sehr tiefe Verbeugungen, der Wirth lief hinter ihn drein, doch da er keine andere Worte zu sagen sich unterstand, als ça va — ça va bien, wobei er immer einen Zug nach dem andern aus der Pfeife that, wußten seine Hausgenossen nicht, was dieser sonderbare Auftritt bedeuten sollte; der Fremde verließ das Haus und war bald verschwunden. — Der Betrogene sah nun endlich, daß er es mit ein paar abgefeimten Gaunern zu thun gehabt hatte. Seine beiden Gäste ließen sich nicht weiter sehen, alle Nachforschungen nach ihnen waren ohne Erfolg, und er hatte seine Neugier mit hundert Ducaten bezahlen müssen.

In Paris **wetteten** kürzlich vier ältliche Damen, zehn Robber Whist durchzuspielen, ohne ein Wort zu sprechen. Obgleich das Spiel vier Stunden währte, so gab doch keine einen Laut von sich. Doch nach beendetem Spiele wurden drei von der Anstrengung des Schweigens ohnmächtig.

Wette. Einige junge Faſhionables ritten im Walde von Chantilly ſpazieren. Da begegnete ihnen ein alte Bäuerin, ſteinalt, achtzig Jahre zum Mindeſten. „Ach ſeht doch!“ ruft einer der reitenden Springinsfelde, „ſeht doch das junge Mägdelein!“ — „Meinen guten Toledo-Dolch wett' ich,“ ſagte ein Anderer, „daß Du ſie nicht küſſeſt.“ — „Und ich wette zehn Louisd'or, daß ich es thue!“ „Wohlan! die Wette gilt!“

Der luſtige Bruder ſchwingt ſich vom Pferde, geht mit liebenswürdigem Anſtande auf die Bäuerin zu, und redet ſie an: „Madame, wollen Sie mir nicht erlauben, einen Kuß auf Ihre zarten Wangen zu drücken?“ — Die alte Frau bleibt ſtehen, anfangs ſcheint ſie betroffen, endlich lacht ſie laut auf. — „Ach,“ ruft er mit Entzücken, dies holde Lächeln ſagt mir, daß Sie es erlauben!“ Und ohne erſt eine Antwort abzuwarten, küßt er ſie auf die Stelle, wo die Wangen ſein ſollten. — „Du haſt die Wette gewonnen!“ ruft ſein Gefährte. „Hier haſt Du die zehn Louisd'or.“ — „Ja, ich habe die Wette gewonnen!“ wiederholte der Sieger, „doch mir genügt der Kuß, hier haben Sie die zehn Louisd'or, meine Theure.“ Und die zehn Louisd'or glitten in die Taſche der Greiſin, welche den Spaß ſehr gut fand und voller Freude nach Hauſe eilte, um ihren Enkeln ihr Abenteuer zu erzählen. Dieſe konnten nicht begreifen, wie man ihrer Großmutter zehn Louisd'or für einen Kuß hatte geben können.

Was iſt ein böſes **Weib?** Sie iſt ein Schiffbruch ihres Mannes; iſt ein ſteter Wetterhahn im Haus; iſt eine übellautende Klapperbüchſe; iſt ein gewichſter Wettermantel, in den das Waſſer der Ermahnung nicht eingeht; iſt ein Blasbalg des feurigen Zornes; iſt ein Ziehflaſter des Geldbeutels; iſt ein Maulthier, das manchen armen Mann zu Tode beißt; iſt eine Quartierſtube aller Bosheit; iſt ein Brabantiſches Stammwappen, darin ein zänkiſcher Hundskopf; iſt ein Friedhof der guten Tage; iſt eine giftige Schlange, eine bittre Aloe, ein ewiger Blasmichan, eine Commiſſarin der drei Furien; iſt ein hölliſcher Brennſpiegel; iſt der Fröhlichkeit Kehraus; iſt ein ſtets ſumſendes Weſpenneſt; iſt des Vulkans Beißzange; iſt der Jahrmarkt der Zank- und Schimpfwörter; iſt, iſt, iſt, daß man's nicht ſattſam beſchreiben kann, ſondern beten muß: Erlöſe uns von allem Uebel.

Wette. Zwei Dorfbewohner in Frankreich, Schwiegervater und Eidam, ſchwatzten beim Frühſtück über den Vorzug ihrer Pferde. Zwei Pferde wurden von Beiden als beſonders ausgezeichnet angeführt, und der Schwiegervater, um die unbeſtreitbare Superiorität ſeines Pferdes aufrecht zu erhalten, ſchlug eine Wette vor; der Preis war das Pferd ſelbſt. Der Eidam, vertrauend auf die Vortrefflichkeit ſeines Pferdes, nahm die Wette an, deren Preis von jenem Pferde

gewonnen werden sollte, welches besser ziehen wird. — Die zwei Pferde wurden gleich zum Kampfe ausgerüstet; aber anstatt sie, wie alle Welt gethan hätte, an einen beladenen Wagen zu spannen, spannten sie die Wetter eines an das andere in entgegengesetzter Richtung. Als dies geschehen war, hieb der Schwiegervater mit der Peitsche, was er nur konnte, in die Flanken seines Pferdes, während die Karbatsche des Eidams nicht minder kräftig auf der andern Seite drein schlug. Nach einer Weile des energischsten Kampfes, des Hin- und Herziehens, schleppte das Pferd des Schwiegersohnes, unter dem Applaus der Umstehenden, jenes des Schwiegervaters mit sich fort.

Wetten. Zwei Berliner Handwerker konnten sich durchaus nicht darüber verständigen, ob wir im achtzehnten oder im neunzehnten Jahrhundert lebten. Der Eine behauptete dies, der Andere jenes. Sie gingen eine Wette mit einander ein, der Preis des Gewinnes wurde auf zwei Thaler festgestellt, und nun ein Schiedsmann erwählt, den schwierigen Fall zu entscheiden. Der Schiedsmann erklärte — man denke! — wir lebten im achtzehnten Jahrhundert. Der nach diesem Spruche Verlierende konnte nun aber den Preis der Wette, die zwei Thaler, nicht bezahlen, und bot dafür einen Kanarienvogel an, welchen der Gewinnende auch annahm. Später erfuhr der kraft weisen Schiedsrichterspruches als Verlierender Bezeichnete, daß wir denn doch schon im neunzehnten Jahrhunderte lebten, und er forderte seinen Kanarienvogel zurück; da er ihn aber nicht wieder erhalten konnte, so verklagte er seinen Gegner beim Stadtgerichte.

Sonderbare **Wetten.** Vor einigen Jahren wettete ein Berliner Literat, am hellen Mittage barfuß mitten durch die Stadt zu einem Gastmahl zu kommen. Der Wettende führte wirklich die Wette aus, indem er sich eine alte Bauerntracht erborgte, das Gesicht etwas bemalte, seinen Festanzug in einen Kober steckte, und so dreist seinen Weg antrat; er hatte sogar die Keckheit, auf der Reise Bekannte und Vorgesetzte recht freundlich zu grüßen, ohne daß ihm eine andere Belästigung, als einige verächtliche Blicke, wurden. Als er bei dem Festhause ankam, schauten aus allen Fenstern Damen und Herren, um den Wettenden ankommen zu sehen, Niemand aber achtete auf den Bauersmann, welcher sorglos in das Haus schlenderte und in den Saal unter die überraschten Gäste trat. Die Wette war gewonnen.

Wettrennen. Da die Jockey's in das Interesse des Wettrennens, welches bei den Engländern in eine Art von Manie ausgeartet ist, mit verflochten sind und bei jedem Wettrennen gewöhnlich drei Guineen gewinnen, und wenn sie mit dem Pferde, auf welchem sie

reiten, Sieger sind, überdieß noch eine besondere Belohnung erhalten, die um so ansehnlicher ausfällt, je beträchtlicher die Wette ist, so unterziehen sich jene Jockey's, die eine Anlage zu starker Fettigkeit des Körpers verrathen, einer vorgeschriebenen Nahrungsdiät, um mager zu werden; auch nehmen sie abführende Mittel bis zur Uebertreibung ein und schwitzen gewaltsam, indem sie sich mit schweren Tüchern bedecken, so bekleidet einen weiten Weg laufen, bei ihrer Rückkehr ein großes Glas kaltes Wasser trinken und sich dann zwischen zwei Federbetten legen, bis eine hinreichende Ausdünstung erfolgt. Durch Beobachtung dieser Vorschrift ist es schon manchem Jockey gelungen (freilich oft mit dem größten Nachtheil für seine Gesundheit) sich einer Fettmasse von 17 Pfund zu entledigen, die ihn am Wettrennen Theil zu nehmen hinderte.

Wettrennen. Bei der Anwesenheit des Königs und der Königin der Sandwichinseln zu London wurden sie auch zu einem Pferdewettrennen eingeladen. Aber sie lehnten es mit den Worten ab: „Es kann ja wohl nur ein Pferd das erste am Ziele sein; und welches, das ist uns ganz einerlei."

Merkwürdiges **Wettrennen.** Ein eigenes Schauspiel setzte kürzlich die Stadt Deuz in Bewegung. Auf dem Buchheimer Hofe befindet sich nämlich ein ziemlich bösartiger Ziegenbock, der besonders gerne Fremden neckisch nachrennt. Einige Bauernburschen, die sich an der Angst zweier Fräulein zu weiden gedachten, welche gerade an dem Gute vorbeikamen, knüpften das bärtige Ungethüm los, und so gab dieses sich bald an die Verfolgung der Stadtmädchen. Diese, durch das Getrappel hinter sich aufmerksam gemacht, schauten sich um, und gewahrten das Unthier, welches seine langen Hörner gegen sie richtete, und schürzten sich in Todesangst zur raschesten Flucht. Wie weiland Atalanta liefen die Deuzerinnen ihrer Stadt zu, der boshafte Bock lief nicht minder schnell hinter drein; die Burschen, welche den Bock zum Scherze losgebunden, wollten nun auch den Entlaufenen einholen, und rannten demselben aus Leibeskräften nach, wodurch Mädchen und Bock noch mehr zur Eile angespornt wurden. Bald polterte die Flucht durch das offene Stadtthor über die Zugbrücke in die Stadt. Die Zollbehörde aber glaubte in der Rennpartie eine listige Schmuggelei zu erblicken, welche die Schlachtsteuer zu defraudiren gedenke, schrie nach der Wache und schloß sich dem Wettrennen an. Wüthender ging nun der Zug durch die Stadt, bei jedem Schritte mehrte sich die Zahl der Renner, der nun auch Militär nacheilte, bis endlich vor dem Gasthofe zur Landskrone die Haupt- und Vorrenner athemlos einhielten, und der Hergang sich zum allgemeinen Gelächter aufklärte.

Ursache vom schlechten **Wetter**. Jemand meinte, es sei ganz natürlich, daß es unaufhörlich regne; „die Wetterpropheten," sagte er, „sind ja immer uneins, wo soll da das gute Wetter herkommen?"

Wetter-Veränderung. „Regnet's denn immer bei Euch?" fragte ein Reisender in Schottland. — „O nein," antwortete ein Bauer, „zuweilen schneit's auch."

Der Landammann Adrian **Wetter** war nicht allgemein beliebt, Viele hatten Mancherlei an ihm zu tadeln. — Als man nach seinem Tode die auf ihn gehaltene Leichenrede zum Verkaufe herumtrug, kaufte sie der Baumeister Grubermann mit den Worten: „Die hätte ich schon längst gern gehabt."

Wichs. Die Soldaten des fürstlichen Contingents zu Bückeburg erhielten bei ihrem Abmarsche zur Reichsarmee, vor der Schlacht bei Kunersdorf, rauchlederne ungewichste Schuhe als Montirungsstücke. „Warum die Leute wohl braune Schuhe bekommen?" fragte ein Bürger bei der Austheilung. „Nu," meinte ein Jude, „die Wichs' werden sie schon kriegen."

Wichse. In W. ließ der Gatte einer bekannten Sängerin dieser einen Lorbeerkranz zum Abschiede durch seinen Stiefelputzer auf die Bühne werfen. Der Mensch wurde von der Polizei verhaftet, weil sein Unternehmen Unruhe bewirkte, und man ihn zu prügeln begann. Einige Tage darauf erschien in einem Blatte parodirt der Abschied der Sängerin, worin sie sich auch dem Stiefelputzer mit den Worten empfahl: „Mir gabst Du Glanz, und Dir blieb die Wichse!"

Wichsen. Ein Kommandant hielt über seine Leute Musterung. „Gott soll's wissen," rief er im Eifer aus; „Ihr seid Kerls wie meine Stiefel; wenn man Euch nicht wichst, bekommt man Euch nicht propre."

Wichtigmacherei mancher Personen. Ein Virtuos im Orgelspielen hatte einst die ganze in der Kirche versammelte Gemeinde durch die Ausführung einer prächtigen Fuge entzückt. Als er fertig war, sprang der Bälgetreter hervor, rieb sich die Hände und jauchzte: „Das haben wir vortrefflich gemacht." — „Wir?" antwortete der Künstler, „ich bin allein hier." Er fing von Neuem an zu spielen, aber auf einmal verstummten alle Pfeifen. Er staunt, er schimpft, — da streckt der Bälgetreter den Kopf hervor und ruft: „Sehen Sie

Widerspruch. Das sicherste Mittel, jede Unterhaltung zu stören, besteht im Widerspruch bei jeder armseligen Kleinigkeit und in haarscharfen Distinctionen.

Widersprüche. Ein noch ziemlich junger Mann hatte drei Frauen begraben lassen. Eine Dame fragte ihn, wie er zu diesem Unglück gekommen sei? „Madame," erwiederte er, „keine konnte Widersprüche vertragen, da ließ ich sie denn ihren eigenen Weg gehen."

— Zu keiner Zeit hat man so wenig *geglaubt*, wie in der jetzigen, und doch gab es noch nie so viele *Gläubiger*, als eben jetzt. — Zu keiner Zeit konnte man so schnell von einem Orte zum andern kommen, als in der jetzigen, und doch schreitet die Welt so langsam vorwärts. — Zu keiner Zeit *gingen* so viele Menschen *durch*, wie in der jetzigen, und doch können so Wenige *fortkommen*.

Seltsames **Wiederfinden.** In einem Gasthofe zu Havre ereignete sich ein Abenteuer, das mit Glanz in den „Feenmärchen" oder der „Tausend und eine Nacht" figuriren würde. Unter den des Tags über angekommenen Reisenden, die an der Table d'Hôte speisten, befanden sich drei, die durch eine geheimnißvolle Sympathie sich gegenseitig angezogen fühlten, mit einander in's Gespräch kamen, und natürlicher Weise von ihren Reisen sprachen. Der Eine war an demselben Tage aus den Vereinigten Staaten gekommen, wohin er sich mit dem Wunsch, sein Glück zu machen, begeben hatte. Er kam nach 20jähriger Abwesenheit zurück, und er schien mit der Partie, die er ergriffen, sehr zufrieden. Der Zweite war zur nämlichen Zeit aus Frankreich gereist, und verwegener als der Erstere, wollte er durch seinen Muth das Glück erjagen, welches jener in den Wechselfällen des Handels gefunden hatte; demzufolge hatte er dem Vicekönig von Aegypten seinen Degen angeboten, welcher für zwanzig ruhmvoll unter den Waffen verbrachte Jahre, ihm Ehren und Vermögen zugetheilt hatte. Der Dritte war ein Künstler, und hatte seit zwanzig Jahren als Zeichner an fast allen, auf Befehl der Regierung unternommenen Entdeckungsreisen Theil genommen; er kehrte mit einem mühsam erworbenen Auskommen und einer Staatspension in seine Geburtsstadt zurück. Diese drei Männer waren aus Rouen, und in derselben Straße, demselben Hause geboren; sie waren Brüder, und ihre Wiedererkennung war äußerst rührend. Bei dem Tode ihrer Eltern waren sie an demselben Tage abgereist und durch ein sonderbares Zusammentreffen kehrten sie an dem nämlichen Tage, nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren, ohne daß Einer der drei Brüder je Nachrichten von den beiden andern erhalten, zurück.

Wiederholen. Ein Bekannter von mir wußte nur eine einzige Anekdote zu erzählen, und zwar von einer Flinte. Er brannte, sie in jeder Gesellschaft zum Besten zu geben. Nicht immer fand sich Gelegenheit sie an den Mann zu bringen; da sprach er — auf einmal hielt er horchend inne; „halt," sagte er dann, „fiel nicht ein Schuß?" — „I bewahre," antwortete dann wohl Einer, „ich habe nichts gehört." — „Nun, da habe ich mich geirrt; aber dabei fällt mir eine Geschichte von einer Flinte ein," und nun war er glücklich im Zuge.

Ursache des **Wiederholens.** Ein Seecapitain, dem die Schaubühne eine fremde Welt war, ging eines Tages in die Oper, wozu ihm ein Freund ein Billet geschenkt hatte. — „Nun, wie hat Ihnen die Oper gefallen?" fragte dieser. „Von der Musik verstehe ich freilich nichts," antwortete er; „aber nach dem zu urtheilen, was sich Viele, die ich doch für Kenner halten muß, gegen Einige erlaubten, muß ich glauben, daß sie ihre Sache nicht sonderlich machten. Eine Sängerin sang so entsetzlich schlecht, daß sie schier alles noch einmal singen mußte."

Unerwartetes **Wiedersehen.** Während eines Waffenstillstandes zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, befanden sich die englische und amerikanische Armee an den Ufern des Flusses Hudson, in der Nähe der Stadt Saratoga, mit welcher man so eben capitulirte. Ein Soldat eines englischen Regiments, Namens Maguire, kam mit einigen Gefährten an das Gestade und fing mit mehreren Amerikanern auf dem entgegengesetzten Rande zu conversiren an. Der Fluß hatte an dieser Stelle kaum 60 Fuß Breite und war nicht sehr tief. Plötzlich bemerkt man, daß Maguire von etwas lebhaft ergriffen wird. In einem Augenblicke verläßt er seine Genossen und wirft sich in den Strom, und in demselben Momente springt ebenfalls am andern Ufer ein amerikanischer Soldat in die Fluth. Beide Parteien sahen verwundert die zwei Krieger einander entgegen schwimmen, ohne die seltsame Scene zu begreifen, bis sie in der Mitte des Wassers sich trafen, wechselseitig umarmten und weinend ausriefen: „Mein Bruder, mein lieber theurer Bruder!" wodurch sich das Geheimniß enthüllte. Sie waren Brüder; der eine emigrirte aus Irland und ließ sich in der englischen Armee anwerben; der andere diente in den amerikanischen Reihen, ohne zu wissen, daß sie für die entgegengesetzte Sache kämpften, und auf dem Punkte waren, einander zu tödten.

Wieland's Oberon. Eines Tages kam ein Bedienter des Geheimen Raths F. zum Hofrath Wieland gelaufen und sagte: „Sein Herr lasse dem Herrn Hofrath sein Compliment vermelden, und sich

seinen Oberrock ausbitten." Wieland stutzte und konnte gar nicht begreifen, was der Geheime Rath mit seinem Oberrock machen wollte; da indessen ein Scherz dabei obwalten konnte, ließ er wirklich seinen Oberrock verabfolgen. Nach einigen Augenblicken kam aber der Bediente zurück und sagte ganz beschämt: „daß nicht der Oberrock des Herrn Hofrath, sondern sein Oberon gemeint sei."

Charakteristisch für **Wieland** ist folgende Anekdote, die Mathiä als Ohrenzeuge erzählte, so oft auf Wieland die Rede kam. Es war im Weimarer Theater, im Jahre 1800, wo Wieland einst bei der Aufführung des „Ritter Bayard," von Kotzebue, plötzlich laut aufschrie: „Das ist dumm, ganz dumm." Alles gerieth in Bewegung; Göthe bog sich voll Bedeutung aus seiner Loge; Böttiger, Wielands Nachbar, beschwor ihn zitternd, sich zu mäßigen; alle Blicke wandten sich nach der Stelle, von wo der Ruf erschollen, aber der erboste Wieland ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr noch heftiger auf: „Ach, was! Was dumm ist, muß man auch dumm nennen!" Und dabei blieb es.

— In den Laden eines Buchhändlers zu Berlin kam ein ältlicher Mann, dessen Aeußeres weder Wohlhabenheit noch Bildung verrieth. „Sie haben Wielands Werke in den Zeitungen angekündigt," sagte er, „haben Sie Exemplare davon?" „Wollen Sie ein Exemplar kaufen," fragte der Buchhändler. „Nein, das nicht." „Was veranlaßt Sie denn zu dieser Frage?" „Ich wollte Sie nur bitten, mir ein Exemplar zu zeigen. Ich heiße Wieland, und habe vor einigen Jahren eine Schrift herausgegeben: wie man Messer und Scheeren schleifen kann; ich wollte sehen, ob ein Nachdruck davon gemacht worden ist."

Wiener Anekdote. In Ludwig Bechsteins Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich liest man Folgendes: „Man sagte sonst allgemein den guten Wienern nach, daß bei ihnen und über sie die Weiber das Regiment hätten und die Männer vor ihnen in beständiger Furcht lebten. Diesen Spott nahmen sich die Männer endlich dermaßen zu Herzen, daß sie sich darüber bei ihrer Obrigkeit beklagten und beschwerten, und um Hülfe baten, da es doch gar nicht auszuhalten sei, in Aller Munde für Feiglinge und Leute zu gelten, die unterm Pantoffel stehen. Da ließ der Magistrat eine rohe Speckseite unter das Thorgewölbe des rothen Thurmes hängen und zwei große Schrifttafeln daneben, auf welchen deutlich zu lesen war:

Befind't sich irgend hier ein Mann,
Der mit der Wahrheit sprechen kann,

Daß ihm sein' Heirath nicht gereuen
Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen.
Der mag diesen Backen herunter hauen.

und:

Welche Frau den Mann oft rauft und schlägt,
Und ihn mit kalter Lauge zwägt,
Der soll den Backen lassen henken,
Ihr ist ein anderer Kirchtag zu schenken.

Auch wurde durch die ganze Stadt Wien ausgerufen, daß dieses Zeichen aufgehangen sei, und Jedermänniglich aufgefordert, sein Hausregiment zu documentiren, allein — die Männer schwiegen still und duckten, nach wie vor, — den Backen keiner holen will, er blieb im rothen Thor. Endlich kam ein kecker, junger Ehemann, der sich einbildete, weil noch die Flitterwochen, und das Weiblein ihm aus Liebe Alles zu Liebe that, er sei ein rechter Hausherr, erbot sich demnach flecklich, die Speckseite herunterzuholen, nahm eine Leiter, rief viele Zeugen und klomm im Thorgewölbe empor. Da es aber gerade ein heißer Sommertag war, und die Speckseite etwas weniges triefte, so stieg er rasch wieder von der Leiter und zog den saubern neuen Rock aus, den er trug. Auf Befragen, warum er denn seinen Rock ausziehe? antwortete er: „Ei, ich will den Rock erst ausziehen, denn wenn ich ihn unsauber mache und heimkomme, so werde ich von meiner Frau übel gescholten." Da lachten alle Zuschauer laut auf, sahen, daß er ein Aufschneider und Pantoffelritter war, zogen ihn mit einigen trockenen Rippenstößen von der Leiter hinweg und litten ihn nicht, daß er den Backen hole. Dieser blieb nachher noch ein paar hundert Jahre hängen, wurde als ein Wahrzeichen gezeigt, darnach kein Wiener Mann Verlangen trüge, und kam hinweg, als im Jahre 1776 der rothe Thurm abgetragen wurde.

Die Wunderwerke Wiens.

1) Ein Theater mit starkem Zug, das dennoch leer ist.

2) Bei dem großen Mangel an Geld haben die Wiener doch immer Geld für den Mangel!

3) Ein Badesaal, wo man unten schwimmen und oben zu Grunde gehen kann (die starken Tänzer nämlich).

4) Eine „Börse" bei der man herabkommt, wenn man hinauf geht, und bei der man am weitesten kommt, wenn man zu Hause bleibt.

Wiener Bonmot. In wiefern haben es die Schulkinder bei St. Anna besser, als in den übrigen Schulen Wiens? — Weil sie, wenn sie durchfallen, ins Elysium kommen.

Wiener Lokal-Anecdote. Ein junges Mädchen hörte, daß Mad. Pasta im Theater am Kärnthnerthore Furore mache und fragte sehr naiv: „An welchem Thore ist denn Mad. Schröder angestellt?"

Wiener. Man fragte einen Wiener von echtem Vollblut, wie groß Wien sei? — „Wien zählt 573 Bierhäuser," antwortete er.

Von der gelungenen Zähmung eines **Wiesels** erzählt ein Fräulein Folgendes: „Bin ich aufgestanden, so springt es in Entzückung auf mich zu und verbringt eine halbe Stunde mit Liebkosungen, wobei es mit meinen Fingern spielt und dieselben beißt, wie ein junger Hund, mir auf den Kopf und den Hals springt und gewandt und leicht, wie ein Eichhörnchen, auf meinem Arme herumläuft. Immer will es bemerkt sein, wendet darum die Augen kaum von mir und ist stets aufgeweckt, außer wenn es geneckt oder in seinen Käfig gesperrt wird. Aus zwanzigen unterscheidet es meine Stimme. Nichts kann die Freundlichkeit übertreffen, womit es mich mit seinen Pfötchen liebkoset; es klopft mich damit zuweilen, wie in Entzückung auf das Kinn, was mich von seiner großen Anhänglichkeit überzeugt. Wenn ich mich ankleide, so weiß es gleich, daß ich ausgehen will, und ich werde es dann nur mit der größten Mühe los. Es verbirgt sich dann hinter einem Hausgeräthe nahe an mir, und fährt, wenn ich vorbeigehen will, mit erstaunlicher Schnelligkeit auf mich los. Die Neugierde dieses kleinen Geschöpfes ist unbeschreiblich groß; ich kann keinen Commodekasten herausziehen, keine Schachtel öffnen, ohne daß es gleich dabei wäre, und überall darin herumkröche. Alles was ich in die Hand nehme, untersucht es mit der größten Genauigkeit. Mit meinem Hunde und meiner Katze lebt es in der besten Freundschaft und größten Vertraulichkeit."

Gepflasterte **Wiesen.** Eine Großstädterin, in deren Garten mehrere Maulwürfe ihr Wesen trieben, während sie auf ihrem gepflasterten Hofe nie einen Maulwurfshügel bemerkte, hörte einen Oeconomiebeamten darüber klagen, daß der Maulwurf seine Wiesen sehr zerwühle. „O lassen Sie sie doch pflastern," meinte die Dame, „bei mir hat sich dies Pflaster als ein sicheres Gegenmittel bewährt."

Wilde. Die Wilden malen sich; unsre Damen malen sich auch; das mag also wohl auch ein Ueberbleibsel von Wildheit sein.

Ein Fest der **Wilden.** Benet, von Neuseeland zurückgekommen, erzählt die folgenden Züge in seiner, in London herausgegebenen Rei-

ſebeſchreibung: Jedermann weiß, daß die Eingebornen der neuen Hebriden, der Marqueſas, von Neuſeeland und andern Inſeln von Auſtralien Menſchenfreſſer ſind, allein der Cannibalismus zeigt ſich bei den verſchiedenen wilden Völkern unter mehr oder weniger ſchrecklichen oder ekelhaften Formen; die Neuſeeländer ſind die einzigen, welche es ſich beifallen ließen, die Köpfe dergeſtalt zu bereiten, um ſie, ohne daß die Züge des Geſichtes entſtellt ſind, aufzubewahren. Die Köpfe ihrer Feinde werden ſo, als Siegestrophäen und Gegenſtände der Verachtung, beſtimmt den Haß gegen die feindlichen Nachbarhorden zu nähren, auf unbeſtimmte Zeit aufgeſtellt. Die Neuſeeländer ſuchen nicht zu verbergen, daß ſie Cannibalen ſind; ſie erzählen ihre Gräuel ohne den mindeſten Anſchein von Scham oder Gewiſſensbiſſen; dennoch kann man ſagen, daß ſie nur Menſchenfleiſch in Folge von Kämpfen eſſen. Wenn ein feindlicher Anführer getödtet wird, ſo bietet man deſſen Augen, Hände und Füße dem Chef der ſiegenden Horde als Opfergabe dar, weil ſie diejenigen Theile des Körpers ſind, mit deren Hülfe dieſer Feind ſeinen Gegnern den meiſten Schaden verurſachte. Mit den Augen, ſagen ſie, ſah er ſie, mit den Händen bekämpfte er ſie, und mit den Füßen fiel er in ihr Gebiet. Der Cannibalismus iſt bei den Neuſeeländern nicht die Folge des Hungers, nicht allein nur Rache treibt ſie dazu, ſondern auch der Glaube, daß, wenn ſie das Fleiſch der Tapfern eſſen, ſie von ihrem Muthe, ihrer Kühnheit und Kraft erben. Nach der Schlacht iſt es Sitte, die Leichname in einen Haufen zu ſammeln, und die zum Aufbewahren beſtimmten Köpfe abzuhauen. Die Eingebornen eſſen beinahe niemals rohes Menſchenfleiſch, aber nach einer allgemeinen Gewohnheit ſtürzt ſich der Gegner, von dem Dämon der Rache aufgeſtachelt, auf den tödtlich verwundeten Feind, um ihm das Blut aus der Kehle zu ſaugen, ehe der letzte Lebensfunke verlöſcht iſt. Ueber den Geſchmack des Menſchenfleiſches gefragt, ſprechen ſich die Neuſeeländer nicht beſtimmt darüber aus, nur ſcheint es ihnen beſſer als Schweinefleiſch. Einer ihrer Anführer von dem Stamm der Themſe (ein Fluß des Landes), welchen man fragte, ob er ſchon weißes Menſchenfleiſch gegeſſen habe, und ob er es dem von einem Neuſeeländer vorzöge, antwortete, daß er bisweilen europäiſches Fleiſch gegeſſen, und es im Allgemeinen ſehr geſalzen gefunden habe. In dem Laufe ſeiner abenteuerlichen Unternehmungen war der Capitain Dillon oft nahe daran, den wilden Völkern zur Nahrung zu dienen. Beſonders einmal entkam er nur durch eine Art von Wunder. Es war im Archipelagus, daß in Folge eines Kampfes mit mehreren tauſend Wilden, welche unverſehens angriffen, die kleine Schaar von ſieben und zwanzig Matroſen ſeines Schiffes zerſtreut wurde; er ſelbſt aber erkletterte den ſteilen Gipfel eines Felſens; von wo er während mehrerer Stunden den Bemühungen der Menge der Barbaren widerſtand, welche

ihn mit unglaublicher Blutgier von allen Seiten anfielen. Von diesem erhabenen Platze ward er auch gezwungener Zeuge von dem entsetzlichsten Feste, das man sich vorstellen kann. Er sah Oefen bereiten und Feuer anzünden, um die zerstückelten Leichname seiner unglücklichen Genossen zu braten. Diese Leichname wurden auf folgende Art zum Feuer gebracht: Zwei Wilde bildeten aus Baumzweigen eine Art Tragbahre, die sie auf die Schultern hoben, und worauf sie, wie im Triumphe, die Leiber bis zum Ofen trugen. Hier setzten sie sie auf das Gras in der Stellung von Sitzenden, und Alle fingen zu singen, und, um sie herum mit den Bezeigungen der wildesten Freude, zu tanzen an, worauf sie diese entseelten Körper mit mehreren Kugeln durchschossen. Nach Vollendung dieser Ceremonie kamen die Priester, denen das Amt obliegt, die Cadaver zu zerstückeln. Jedes dieser Stücke Menschenfleisch wickelten sie sorgfältig in grüne Bananasbaumblätter, und legten es in den Ofen, um es mit der Zorawurzel braten zu lassen. Als das Fleisch der unglücklichen Gefährten des Capitains Dillon gar gebraten war, sah er, wie sie es aus den Oefen herauszogen, und unter die verschiedenen Stämme vertheilten, die es gierig verschlangen. So konnte er bis zum geringsten Umstande das Loos erkennen, das ihn, wäre er der Macht seiner grausamen Feinde anheimgefallen, unerbittlich getroffen hätte.

Der **Wildschütz**. Hans fand in seinem Flachsstücke einen Hasen und schlug ihn todt. Auf die Klage des Jagdberechtigten ward er vor Gericht gefordert und von dem Amtsverwalter gefragt: „Was habt Ihr mit dem Hasen gemacht?“ — Hans. Je nun, ich hab' ihn gerupft und mein Weib hat ihn in Milch gesotten; aber er wollte gar nicht recht schmecken, denn so viel Mühe ich mir auch beim Rupfen gegeben hatte, so waren doch noch viele Haare auf der Haut, deswegen mußte ich das Meiste dem Hunde überlassen. — Amtsverwalter. Herr Actuarius, das ist ein dummer Teufel, der wahrscheinlich keinen Hasen wieder stehlen wird. Er mag die Citationsgebühren bezahlen und dann wollen wir ihn laufen lassen. So geschah es. — Als Hans zur Amtsstube heraus war, sagte er lachend vor sich hin: ich möchte doch gern wissen, ob die Frau des Verwalters die Hasen so gut mit Speck zu spicken und braten versteht als mein Weib.

— Bei dem Verhör eines Wilddiebes fragte der Inquirent den Beklagten, in Gegenwart des Anklägers, des Forstbedienten, was er zu seiner Entschuldigung hervorbringen könne. Er antwortete: „Ich dachte, unser einer dürfe auch einmal etwas schießen, weil der Herr Förster im ganzen Jahr doch nichts treffen.“

zerriß ihr die prachtvolle Kleidung, schlug sie sogar mehrmals und jagte sodann davon. Dadurch wurde die Sache zur Entscheidung gebracht, denn Mathilde willigte ein, seine Gattin zu werden, entweder weil sie sich durch dieses gewaltsame Benehmen von der Stärke der Leidenschaft Wilhelms überzeugt hatte, oder weil sie eine Wiederholung dieser rohen Behandlung fürchtete.

Wilhelm III., Prinz von Oranien, ward bei einem Feldzuge von einem Officier gefragt, welches denn seine wahre Absicht bei gegenwärtigem Feldzuge wäre? „Können Sie schweigen?" fragte der Prinz. „Ja!" sagte jener. „Gut!" versetzte der Prinz; „so erlauben Sie mir, zu beweisen, daß ich es auch kann."

Wilhelm III. Gegen den Ausgang des letzten Jahrhunderts schrieb der Lord Molesworth, der sich lange als englischer Gesandter in Kopenhagen aufgehalten hatte, eine Schrift über Dänemark, die damals und lange nachher, fast bis auf unsere Zeiten, für ein schätzbares Werk gehalten worden ist. — Der Lord hatte darin mit der edlen Freimüthigkeit, die einem Engländer angeboren ist, seine Anmerkungen über die willkürliche Regierungsart in Dänemark vorgetragen. Der König dieses Reichs, der diese Verwegenheit (wie er sie nannte) sehr übel empfand, gab seinem Minister an dem Londoner Hof Befehl, sich darüber bei dem Könige Wilhelm III. von England zu beschweren. Dieser erwiederte auf die Beschwerde des dänischen Ministers: „Was verlangen Sie, das ich dabei thun soll?" — „Sire," antwortete der Minister, „wenn Euer Majestät sich bei dem Könige, meinem Herrn, über eine ähnliche Beleidigung beschwert hätten, so würde er Ihnen schon den Kopf eines solchen Schriftstellers zugeschickt haben." — „Das mag ich nicht thun," versetzte Wilhelm, „kann es auch nicht; wenn Sie aber verlangen, so soll der Lord das, was Sie eben angetragen haben, in die zweite Ausgabe seines Werks einrücken."

Eine Anekdote aus dem Leben Friedrich **Wilhelm** III. und Louise von Preußen. Ungefähr vor fünfzig Jahren — es war in den ersten Jahren seiner Regierung — stand der König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin, der vom Volke beinahe angebeteten Königin Louise, im Schlosse vor einem Fenster. Die Königin hatte den Kronprinzen selbst auf dem Arme und ließ ihn mit einigen Goldstücken spielen. Indessen näherte sich ein 60jähriger, dürftig, aber reinlich gekleideter Mann dem Fenster, verbeugte sich und, ohne das königliche Paar zu kennen, sagte er zu dem Könige:

„Gewähren Sie, mein Herr, einem alten, von undankbaren Töch-

zerriß ihr die prachtvolle Kleidung, schlug sie sogar mehrmals und jagte sodann davon. Dadurch wurde die Sache zur Entscheidung gebracht, denn Mathilde willigte ein, seine Gattin zu werden, entweder weil sie sich durch dieses gewaltsame Benehmen von der Stärke der Leidenschaft Wilhelms überzeugt hatte, oder weil sie eine Wiederholung dieser rohen Behandlung fürchtete.

Wilhelm III., Prinz von Oranien, ward bei einem Feldzuge von einem Officier gefragt, welches denn seine wahre Absicht bei gegenwärtigem Feldzuge wäre? „Können Sie schweigen?" fragte der Prinz. „Ja!" sagte jener. „Gut!" versetzte der Prinz; „so erlauben Sie mir, zu beweisen, daß ich es auch kann."

Wilhelm III. Gegen den Ausgang des letzten Jahrhunderts schrieb der Lord Molesworth, der sich lange als englischer Gesandter in Kopenhagen aufgehalten hatte, eine Schrift über Dänemark, die damals und lange nachher, fast bis auf unsere Zeiten, für ein schätzbares Werk gehalten worden ist. — Der Lord hatte darin mit der edlen Freimüthigkeit, die einem Engländer angeboren ist, seine Anmerkungen über die willkürliche Regierungsart in Dänemark vorgetragen. Der König dieses Reichs, der diese Verwegenheit (wie er sie nannte) sehr übel empfand, gab seinem Minister an dem Londoner Hof Befehl, sich darüber bei dem Könige Wilhelm III. von England zu beschweren. Dieser erwiederte auf die Beschwerde des dänischen Ministers: „Was verlangen Sie, das ich dabei thun soll?" — „Sire," antwortete der Minister, „wenn Euer Majestät sich bei dem Könige, meinem Herrn, über eine ähnliche Beleidigung beschwert hätten, so würde er Ihnen schon den Kopf eines solchen Schriftstellers zugeschickt haben." — „Das mag ich nicht thun," versetzte Wilhelm, „kann es auch nicht; wenn Sie aber verlangen, so soll der Lord das, was Sie eben angetragen haben, in die zweite Ausgabe seines Werks einrücken."

Eine Anekdote aus dem Leben Friedrich **Wilhelm** III. und Louise von Preußen. Ungefähr vor fünfzig Jahren — es war in den ersten Jahren seiner Regierung — stand der König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin, der vom Volke beinahe angebeteten Königin Louise, im Schlosse vor einem Fenster. Die Königin hatte den Kronprinzen selbst auf dem Arme und ließ ihn mit einigen Goldstücken spielen. Indessen näherte sich ein 60jähriger, dürftig, aber reinlich gekleideter Mann dem Fenster, verbeugte sich und, ohne das königliche Paar zu kennen, sagte er zu dem Könige:

„Gewähren Sie, mein Herr, einem alten, von undankbaren Töch-

prunkender Hoheit; insonderheit aber hegte er eine ausgezeichnete Vorliebe für die Franzosen, für französische Literatur, für französische Waaren ꝛc. ꝛc. Diese Meinung ging so weit, daß er sogar seine Perrücken von Paris kommen ließ. Eines Tages brachte ihm einer seiner Kammerdiener, Salin, eine neue Perrücke, die man heimlich in Cassel hatte verfertigen lassen. Sie wurde sogleich aufprobirt und saß vortrefflich. Wilhelm war außerordentlich damit zufrieden und konnte nicht genug die Feinheit und Schönheit der Arbeit und der Façon loben. — „Sehen Euer Durchlaucht," platzte jetzt Salin in seiner Freude heraus, „daß wir hier auch geschickte Arbeiter haben!" — „Was?" sagte der Landgraf, als er diese Worte gehört, „von hier?" — Rasch griff er nach der Perrücke, riß sie vom Kopfe und schleuderte sie unter einem derben Verweise in eine Ecke.

„Nu **will** ich gar nicht!" Ein Jude wurde in erster Instanz zum Rade verurtheilt. In der zweiten Instanz wurde ihm das Schwert zugesprochen, und in der dritten die Strafe so weit gemildert, daß er bloß gehangen werden sollte. „Wie heißt?" sagte er, als man ihm diese erfreuliche Botschaft brachte, „erst gerädert — dann geköpft — dann gehangen: Nu will ich gar nicht!"

Wenn Jeder könnte, was er **will**! Bei einem Mittagsmahl trank einer der Gäste sehr wenig. Der Wirth nöthigte ihn und setzte hinzu: „Wenn Niemand mehr als Sie tränke, so würde der Wein sehr wohlfeil werden." — „Darin muß ich Ihnen widersprechen," versetzte der Gast lächelnd; „im Gegentheil, er würde viel theurer werden, wenn Jeder tränke wie ich: denn ich trinke so viel, als ich **will**."

Man kann Alles, was man **will**. Der kleine Max hatte die üble Angewohnheit, Alles mit der linken Hand zu schneiden. Die Mutter war wie alle Mütter, nämlich zu schwach, um es ihrem einzigen Söhnchen ernstlich zu untersagen; bemerkte es aber der Vater, so setzte es immer Schläge, was sich Max wohl immer gemerkt hatte, weshalb er stets mit der rechten Hand schnitt, wenn er sich von seinem Vater beobachtet glaubte. Eines Tages beschneidet er sich die Nägel der rechten Hand, was sich bekanntlich nur mit der linken Hand bewerkstelligen läßt. Der Vater, auf dem Sopha sitzend und die Zeitung lesend, sieht zufällig in die Höhe und bemerkt, daß sein Sohn schon wieder mit der linken Hand schneidet. Empört darüber, daß seine zahlreichen Ermahnungen noch immer nichts gefruchtet haben, springt er auf und giebt ihm eine tüchtige Ohrfeige, begleitet mit den Worten: „Habe ich Dir nicht schon tausendmal verboten, mit der linken Hand zu schneiden?" Max bricht in die bittersten Thränen aus,

wohl fühlend, daß er die Ohrfeige diesmal nicht verdient habe. Nachdem er sich von seinem Schreck einigermaßen erholt, erwiedert er weinend: „Aber, liebes Väterchen, das geht ja gar nicht anders!“ — „Schweig, dummer Junge, und widerspricht nicht! Was der Mensch ernstlich will, kann er wohl, merke Dir das!“

Gleicher Wille. Jemand hatte eine sehr eigensinnige Frau, die ihm viel zu schaffen machte. Er wendete sich daher an den Pfarrer, damit er sie durch Ueberredung zur Nachgiebigkeit bewege. Der Pfarrer hielt in Folge dessen eine Ermahnungsrede an die Frau und endete damit, daß Mann und Frau nur Einen Willen haben sollen. „Nun,“ erwiederte sie, „was will denn mein Mann? wir haben ja nur einen Willen; er will Herr im Hause sein und ich will es auch.“

Wenn du willst! Ein Eckensteher in Berlin hatte die Gewohnheit, fast allen seinen Reden die Worte: „wenn Du willst!“ anzuhängen. Einst zankte er sich mit einem Collegen und sagte: „Du bist een Schaafskopp, wenn Du willst!“ — Dieser antwortete: „Un Du bist een Schaafskopp, wenn Du ooch nich willst!“

In einer neuen Schrift „Duality of the Mind“, welche einen Londoner Arzt, Dr. Wigan, zum Verfasser hat, findet sich als Beleg für die Existenz eines doppelten, mit einander im Streite liegenden Willens, worin Dr. Wigan die Aeußerung des doppelten Gehirnes im Menschen erblickt, folgender interessante Fall: „Ich übernachtete einst,“ so erzählt der genannte Arzt, „in einer Privat-Irrenanstalt für Geisteskranke aus den höheren Ständen, als wir plötzlich mitten in der Nacht durch das laute Lärmen eines jungen Mannes erweckt wurden, der sich schon seit längerer Zeit in der Anstalt befand, und dessen Zustand periodisch war. Es herrschte darin ein ziemlich regelmäßiger Kreislauf; dieser begann mit Traurigkeit, Niedergeschlagenheit; dann folgten ruhiger Ernst, Heiterkeit, Frohsinn, Lustigkeit, lärmende Ausgelassenheit, heftige, krampfhafte Fröhlichkeit, gesprächiger Witz, grobe, zuletzt thierische Unfläthigkeit, Irrereden und endlich wilde Raserei, die es nöthig machte, ihm Fesseln anzulegen. Diese ging dann allmählig in tiefe Melancholie über, welche zwei bis drei Wochen anhielt, worauf dann der beschriebene Kreislauf von Neuem begann. — Bei dieser Gelegenheit bestand der junge Mensch darauf, den Vorsteher der Anstalt zu sehen. Man wollte sein Verlangen anfangs nicht erfüllen, allein er schrie so furchtbar, er geberdete sich so gewaltsam, daß man fürchtete, er möchte sich Schaden thun, und den Doctor rief. Kaum erblickte er diesen, als er sich auf

der Stelle beruhigte. — „Nun, weshalb lassen Sie mich aus dem Bette holen?" fragte der Arzt ziemlich verdrießlich. „Seien Sie nicht böse, lieber Doctor," sagte der junge Mann, „aber ich wünschte Ihnen zu sagen, daß ich meine Hände frei machen kann. — Sehen Sie nur, wie klein sie sind und wie fein meine Knöchel. Sie müssen daher nach der Frauenzimmerabtheilung hinüberschicken und mir engere Schellen holen lassen." — „Davor ist keine Gefahr," antwortete der Doctor, „Sie sind vollkommen sicher. Also legen Sie sich zu Bett und schlafen Sie ruhig." — Vergebens bestand der Wahnsinnige mit gesteigerter Heftigkeit darauf, fester geschlossen zu werden; der Doctor behauptete, das wäre nicht nöthig. Da zog der junge Mann eine Hand aus der Schelle, versetzte dem Doctor eine gewaltige Maulschelle und fragte höhnisch: „Glauben Sie mir jetzt?" — Nach einem so schlagenden Beweise ließ sich nicht länger zweifeln; es wurden daher aus der Frauenabtheilung ein Paar engere Handschellen geholt und dem jungen Manne angelegt. Kaum war dies geschehen, so sagte er ganz gelassen: „Jetzt ist es gut; ich wußte, daß ich meine Hände frei machen könnte, und dann würde ich Jemand ermordet haben, so sehr ich auch bei mir selbst gegen den Entschluß kämpfte. Jetzt, wo ich mich vor mir selbst sicher weiß, bin ich auch ganz ruhig. — Aber, lieber Doctor, da Sie doch einmal in Ihrem Schlafe gestört sind, könnten Sie wohl ein halbes Stündchen mit mir plaudern." Der Doctor erfüllte dieses Verlangen und versicherte, daß er sich sehr angenehm mit dem kenntnißreichen jungen Manne unterhalten, und daß dieser nur selten irgend einen Beweis von Geisteszerrüttung gegeben habe."

Willmann. Der Kurfürst von Mainz, welcher viel von den Talenten des Malers Willmann, den man gewöhnlich den schlesischen Raphael nannte, gehört hatte, schrieb an den Prälaten von Leubus, er möchte ihm doch ein Probestück von Willmann schicken, weil er entschlossen sei, diesem Maler einige Arbeiten aufzutragen. — Willmann saß eben an der Tafel des Prälaten, als dieser ihm die Nachricht mittheilte. Sogleich ergriff dieser Maler ein Blatt Papier, zeichnete mit freier Hand ein Crucifix, gab es dem Prälaten und sagte: „Schicken Sie dies dem Kurfürsten, und wenn er daraus nicht sieht, wer ich bin, so werde ich nie etwas für ihn malen."

Wind. Ein Bauerbursche kam mit seinem Vater nach der Stadt. Er sah auf dem Stephansplatze, wie der Sturm einem Herrn den Hut sammt der Perrücke vom Kopfe nahm. Als er nach Hause kam, erzählte er seiner Mutter, in der Stadt gehe der Wind so stark, daß er den Leuten sogar die Haare vom Kopf reiße.

Wind. Als Mohamed Azim Khan Gouverneur von Caschmir war, erbot sich Abdulah Khan, einer seiner Höflinge, ihm allen Wind, der über Caschmir blase, für 8000 Rupien abzukaufen. Der Gouverneur dachte: da Alles in der Welt gekauft und verkauft wird, sollte auch der Wind davon nicht ausgenommen sein, wenn sich ein Käufer fände, und willigte ein. Abdulah Khan ließ darauf eine Proclamation ergehen, worin er erklärte, er habe allen Wind in Caschmir an sich gebracht, und Jeden als einen Dieb gerichtlich zu belangen drohte, der sein Eigenthum, den Wind, ohne seine Erlaubniß zu irgend einem Zweck benutzen würde. Anfangs lachte man, aber als der Gouverneur, der ohne Zweifel mit im Complott war, nach einigen Tagen erklärte, er habe sich von der scherzhaften Seite des Handels täuschen lassen, aber er müsse nun sein Wort halten und Jeden strafen, der Abdulah's Eigenthum antaste und nur eine Taube ohne seine Erlaubniß fliegen ließe, da sahen die Caschmirer ein, worauf es abgesehen war, und zahlten Abdulah eine große Summe, damit er dem Winde wieder erlauben möchte, frei über sie zu blasen.

Windbeutel — Gegenfüßler vom Geldbeutel.

— Jüngst war ein Officier bei einem vornehmen Herrn zur Tafel geladen. Sein Gespräch beschränkte sich einzig und allein auf die vielen ausgezeichneten Heldenthaten, die er in den beiden letzten Kriegen gegen die Franzosen verübt hatte. Gegen Ende der Tafel wurden Kuchen von Butterteig aufgetragen, die ungemein leicht waren und dem geringsten Drucke nachgaben. „Wie nennt man diese Kuchen?“ sprach der Officier. „Essen Sie recht davon,“ sagte der Hauswirth, „Sie heißen Windbeutel.“

Windmachen. Während dem Aufenthalte der schwedischen Christina in Paris kamen dort die Fächer in die Mode. Mehrere Hofdamen fragten bei ihr an, ob sie deren wohl auch tragen dürften? — „Ich dächte nicht,“ erwiederte die Königin, „Ihr seid ja ohnehin genug aufgeblasen und macht selbst Wind genug.“

Windischgrätz. Als in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch nach Pfingsten das Militair über die Hetzinsel auf die Kleinseite zog, wollten Feldjäger den commandirenden General Fürsten Windischgrätz umgeben, auf daß er ungefährdet die Stadt durchgehe. Dies wehrte der Fürst fest mit den Worten ab: „Die Kugel, die mir bestimmt ist, soll Keinen von Ihnen, meine Herren, beschädigen!“ — Er ging auch ganz ohne militairische Bedeckung durch die Stadt, 20 Schritte hinter ihm erst die Mannschaft.

Wink. Eines Tages ſtanden mehrere Edelleute in der brennenden Sonne und mit unbedecktem Haupte vor dem Herzoge von Orleans. Da ſagte des Herzogs Liebling, der Marquis von Bautrü: „Wahrhaftig, ich bin heute mehr als je überzeugt, daß die Fürſten Niemanden lieben können.“ — „Du biſt ungerecht,“ verſetzte der Herzog, „ich liebe meine Freunde gewiß recht ſehr.“ — „Allerdings,“ erwiederte der Marquis, „wenn Eure Hoheit ſie nicht gekocht lieben, ſo lieben Sie ſolche doch wenigſtens gebraten.“ Der Herzog verſtand den Wink, und erſuchte die Anweſenden, ſich zu bedecken.

Winter-Anzeichen. Ein Beweis, daß wir heuer einen ſehr gelinden Winter haben werden,“ ſagte neulich ein Herr in einem Gaſthofe zu einem andern, „iſt der: daß die Kürſchner plötzlich ſo mürriſch und die Holzhändler ſo höflich werden.“

Wir. Eine Frau hatte die Gewohnheit, wenn ſie von etwas ſprach, immer nur „wir“ zu ſagen, nämlich für ſich und für ihren Mann. Einſt erzählte ſie einen Traum, den ſie hatte, und fing an: „Heute Nacht träumten wir u. ſ. w.“

Wir der Recenſenten. (Sänger und Recenſent.) Sänger. Warum bedient Ihr Herren Euch denn immer des „Wir“, da doch nur Einer die Kritik ſchreibt? — Recenſent. Wiſſen Sie, was einſt der Vater des Plutarch ſeinem Sohne über Ich und Wir ſagte? — Sänger. Ich muß geſtehen, es iſt meinem Gedächtniß nicht gleich gegenwärtig. — Recenſent. Strengen Sie es nicht an, es könnte Ihnen ſonſt da fehlen, wo wir es Ihnen als Fehler anrechnen müßten. Der junge, ſehr geſcheidte Plutarch und noch ein Bewohner ſeines Geburtsorts Chäronea wurden von ihren Mitbürgern durch das Vertrauen erfreut, eine nicht unwichtige Angelegenheit bei dem fernen Proconſul auszugleichen. Der Genoſſe des jungen Plutarch verweilte unterweges, und dieſer kehrte nach vollbrachtem Auftrag allein zu den Seinen zurück. Ehe er nun Bericht abſtattete, ſagte ſein Vater zu ihm: „Hüte Dich, im Vortrage zu ſagen: ich meinte, ich ſah ein, ich urtheilte, ich that; ſondern ſprich: wir meinten, wir ſahen ein, wir urtheilten, wir thaten.“ — Weshalb mag wohl der Alte einen ſolchen Rath gegeben haben? — Sänger. Nun, weshalb? Das iſt ja meine Frage? — Recenſent. Er gab ihn, weil das Ich Anmaßung, das Wir aber Beſcheidenheit bezeugt, indem es anerkennt, nicht allein daß Einer vom Andern lernte, ſondern auch, daß der nicht ſichtlich Mitthätige doch von Einfluß war. Sehen Sie, der Recenſenten Genoſſe iſt das Publikum, und wenn dies wirklich einmal zurückbliebe, immer wiſſen wir, daß der gebildete Theil deſſelben auch ſtimmfähig iſt, auch

ein Urtheil hat. Wie den Recenſenten ein Amt anvertraut wurde, ſo vertrauen ſie dagegen darauf, daß die Einſicht des Publikums mit ihnen iſt, und weil dieſer Anerkennung gebührt, ſo ſagen die Recenſenten „wir," damit die Beſſeren im Publikum ſich nicht übergangen, vielmehr immer mit in Betracht gezogen ſehen bei einem ſummariſchen Urtheil. — Sänger. Gegen ein ſolches „Wir" wäre freilich nichts zu ſagen! — Recenſent. Das meinen wir auch!

Wirken. Der unglücklichſte Handwerker iſt der Strumpfwirker; wenn er auch noch ſo fleißig wirkt, hat er am Ende doch ſein Leben verwirkt.

Wirklichkeit und Schein. Im Theater, da ſtrömen die Thränen bachweiſe bei dem Unglücke des Nebenmenſchen; im wirklichen Leben, bei demſelben wirklichen Unglück, vergießt kein Auge eine Thräne, g'rad wie die Löſcheimer; wenn ſie probirt werden, ſind ſie voll Waſſer, wenn ſie wirklich gebraucht werden, geben ſie keinen Tropfen her. S.

Verkehrte **Wirkung.** Die Schrift des Doctors Price in London über die engliſche Nationalſchuld hatte in Großbritannien viel Aufſehen gemacht. Kurz nach ihrer Erſcheinung begegnete dem Herzog von Cumberland der Verfaſſer in Geſellſchaft des Doctors Dunning auf einem Spaziergange in Weſtminſterhall. Der Herzog wollte dem Doctor Price über ſeine Schrift etwas Verbindliches ſagen; er verſicherte alſo, daß er ſie ununterbrochen geleſen, ſo daß er beinahe davon blind geworden ſei. — „Sonderbar!" ſagte Dunning, „da hat ſie auf Ew. königliche Hoheit eine ganz andere Wirkung gehabt, als auf alle anderen Leſer, denn dieſen hat ſie die Augen geöffnet."

Die **Wirkung** vor der Urſache. „Was doch die Gewohnheit macht!" ſagte ein junger Mann zu ſeinem Freunde, als ſie eines Nachmittags im Kaffeehauſe beiſammen ſaßen; „ich z. B. bin an den ſchwarzen Kaffee ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß mir kein Eſſen mehr mundet, wenn ich meine Schale Schwarzen nicht darauf trinke."

Der **Wirthe** Speculation. In einem franzöſiſchen Städtchen wurden anonyme Brandbriefe gefunden. Durch Vergleichung der Handſchriften u. ſ. w. entdeckte man den Verfaſſer derſelben, einen ſpeculativen Schenkwirth, der dadurch ſeine Mitbürger zwingen wollte, Nachtwachen zu verrichten, und, dem Gebrauche nach, in ſeinem Hauſe zu zechen.

Wirthshaus-Scenen. Ein Prager Kellner bemerkte einst, daß einer der Gäste einen silbernen Löffel heimlich einsteckte. Als endlich der Gast ihn zu sich rief und seine Rechnung verlangte, nahm der Kellner die Kreide und schrieb auf: „Das und das so und so viel, ꝛc. und" — mit leiser Stimme — einen silbernen Löffel 25 fl. macht zusammen 30 fl.; is e su recht?" — Der Gast zahlte ohne ein Wort zu erwiedern und ging.

Wirthshaus-Scene. (Mehrere noch nicht erwachsene Mädchen trinken Kaffee; an ihren Tisch kommen so eben noch drei Mädchen von ungefähr gleichem Alter, und nehmen auch Platz. Es scheint, daß es Schülerinnen eines französischen Sprachmeisters sind, und sich auch schon kennen.) — Die Erste (zu den später Gekommenen). Comment vous portez-vous! (Die Eine der später Gekommenen.) Je vous remercie, très bon, mais vous etiez malade? — Die Zweite. Oui, j'etois très malade, j'avois une grande rivière dans mes oreilles, et j'avois peur d'obtenir un etoûrneau à mes yeux. Die Dritte. Etiez vous au Burgspectacle, quand'on a jouée le Nathan le blanc? — Die Vierte. Oui, j'etois au quatre bâton, c'est un très piquant morceau. — Anmerkung. Nach langem Grübeln brachte ich endlich heraus, daß eine der Fräuleins geklagt, sie hätte einen Fluß in den Ohren gehabt, und hätte in Gefahr geschwebt, den Staar in die Augen zu bekommen, die andere aber hatte ihre Freundin gefragt, ob sie im Burgtheater den Nathan den Weisen spielen gesehen, und diese ihr geantwortet: Ja, ich war im vierten Stock, es ist ein vortreffliches Stück.

Eine Rechnung ohne **Wirth**. Zwei hoffnungsvolle Jünglinge kamen kürzlich zu einem Garkoch in einer pariser Vorstadt. Dort aßen und tranken sie, und als es zum Zahlen kam, steckten Beide zugleich die Rechte in die Tasche und stritten sich um die Ehre des Zahlens. Der Wirth, um ihrem edlen Streite ein Ende zu machen, räth ihnen, das Loos entscheiden zu lassen. Der Vorschlag wird angenommen. „Sehr brav!" ruft der eine junge Mann, „Sie ziehen Ihre Schlafmütze über die Augen, breiten die Arme aus, und wen Sie erwischen, der muß zahlen." Also geschiehts, der Wirth zieht lachend seine Schlafmütze über die Augen, und tappt und tappt, aber während er tappt, entwischen die beiden Gäste leise aus dem Saale. Der Wirth, immer noch tappend, packt plötzlich einen andern Gast, der so eben hereintritt, und ruft ihm zu: „Sie müssen zahlen!" Der neue Ankömmling, erstaunt über diesen Zuruf, zieht statt aller Antwort die Schlafmütze von des Wirthes Augen hinweg, welcher letztere ohne Zeitverlust den beiden Gaunern nachrennt und auch so glücklich ist, sie zu erreichen und einem Polizeicommissair zu überliefern.

ft und Unwirthschaft. Vor einigen Tagen gaben zwei in zwei an einander stoßenden Sälen Mittagmahle, ur Rechten speisten die Mitglieder der Landwirthschafts- Linken eine Schauspielergesellschaft. Ein witziger Kopf, Fremden gefragt wurde, was das für Gesellschaften te: „Rechts speist die Wirthschaft und links die Un-

ner **Wirthshaus**-Scene. (Ein Hausmeister mit seinem Weib Tochter. Die ganze Familie ist stark benebelt, und sind, dem Discurse nach zu urtheilen, Verwandte des Kellners, welcher sie bedient.)

Der Hausmeister (klopft). He Johann! zahlen will ich!

Der Kellner. Da bin ich, Herr Vetter, was habens denn g'habt?

Der Hausmeister. Sechs halbe Wein, macht sechs Gulden, das Uebrige mußt Du wissen.

Der Kellner (nimmt die Kreide und schreibt):

Die Frau Mahm a Gans	4
Jungfer Nani a halb's Gansel	2
Der Herr Vetter a Kalbskopf	1
Summa	13 fl.

Irrlichte und **Wirthshausschilde.** Was ist für ein Unterschied zwischen einem Irrlichte und einem Wirthshausschilde? Ein Irrlicht verführt die Leute bei der Nacht und am Morgen hört die Täuschung auf, ein Wirthshausschild zieht aber bei hellem Tage hinein, und läßt oft nach Mitternacht erst Manchen heim.

Der Alles Wissende. Ein unwissender Bibliothekar in Italien antwortete einst dem Ritter Michaelis auf alle seine literarischen Fragen: „Gnädiger Herr! ich weiß alles, nur das nicht."

Was kann man nicht wissen. Ein Schüler wurde vom Lehrer ausgefragt; der Junge konnte nicht antworten und sagte: „I waß nit" (ich weiß nicht). Zornig sagte der Lehrer: „Esel, wenn man nichts weiß, so muß man sich höflich entschuldigen und sagen, das kann man eigentlich nicht wissen." Als nun der Lehrer eine halbe Stunde darauf einen neu eingetretenen Schüler fragte: „Wer ist Dein Vater?" gab dieser zur Antwort: „Das kann man eigentlich nicht wissen."

Der Alles **Wissende.** Verschiedene türkische Aga's hörten eines Tages einige russische Officiere von der Geschichte der Osmanen reden. Ihr Erstaunen war unbeschreiblich. Ganz treuherzig fing endlich einer unter ihnen an: „Sie, die Sie wissen, was bei unserm Kaiser vorgeht, werden auch wohl wissen, wer mir mein Pferd gestohlen hat."

Man kann nicht Alles **wissen.** Ein Edelmann begegnete einem Bauer, und fragte ihn, wo er hinginge. „Was weiß ich es," antwortete der Bauer. Der Edelmann, der sich über diese impertinente Antwort des Bauers ärgerte, sagte: „Ich will Dich gleich lehren höflicher mit mir zu reden." Er ließ ihn durch seine Leute greifen, und nach dem Gefängnisse bringen. „Mein Herr," sagte hierauf der Bauer, „sehen Sie wohl, daß ich Ihnen recht geantwortet habe, denn ich kann schwören, daß ich nicht wußte, daß ich in das Gefängniß gehen würde." Dem Edelmann gefiel diese Antwort, und er ließ ihn wieder frei.

Der Alles **Wissende.** Ein Schweinehirtenjunge, der bei der Kirchenvisitation im Examen auf die von dem Superintendenten an ihn gethanen Fragen nichts antworten konnte, bekam seiner Unwissenheit wegen von dem Superintendenten Verweise. Des andern Tages, da der Superintendent zurückfuhr und den rechten Weg nicht wußte, ließ er seinen Kutscher Halt machen, rief den unweit des Weges hütenden Jungen und fragte ihn, welches der rechte Weg sei? Dieser sah ihn starr an und erwiederte endlich: „Seid Ihr denn nicht der Herr, der gestern in der Kirche war?" Und als dieser es bejahte, fuhr er fort: „I nun, habt Ihr doch gestern Alles wissen wollen, so werdet Ihr ja auch wohl wissen, wo der Weg hingeht."

Das halbe **Wissen.** „Sind diese zwei Herren Brüder?" wurde Jemand gefragt. „Von dem Einen weiß ich es gewiß, von dem Andern kann ich es nicht bestimmt sagen," war die Antwort.

Es geht mit dem **Wissen** wie mit dem Unglück. Beides macht diejenigen schlimmer, die es nicht besser macht.

Was man nicht Alles **wissen** kann, ohne doch gesehen zu haben. Ein Derwisch (d. i. mohamedanischer Mönch) reisete allein durch eine Wüste, als ihm zwei Kaufleute begegneten. Er sagte Folgendes zu ihnen:

1. Ihr habt ein Kameel verloren.
2. Es war auf dem rechten Auge blind.

3. Es war an dem einen Fuße lahm.
4. Es hatte einen Vorderzahn verloren.
5. Es war auf der einen Seite mit Honig beladen.
6. Es war auf der anderen Seite mit Getreide beladen.

Die Kaufleute beantworteten dieß mit einem gemeinschaftlichen Ja, und fügten hinzu: „Da Ihr das Kameel vor Kurzem erst gesehen und es so genau beobachtet habt, so werdet Ihr sicherlich wissen, wo es sich befindet und werdet uns demnach zu dessen Besitze wiederverhelfen können.“ — „Liebe Freunde!“ gab der Derwisch befremdet zur Antwort, „ich habe Euer Kameel weder gesehen, noch auch Etwas von ihm gehört.“ „Wie ist das möglich?“ riefen die Kaufleute erzürnt aus, „Ihr habt uns zum Besten, und wollt uns das Kameel und die Juwelen, die es trug, vorenthalten.“ — „Ich habe weder das Kameel, noch Eure Juwelen gesehen!“ versetzte der Derwisch mit Bestimmtheit. Die Kaufleute aber machten nicht viel Federlesens, sondern ergriffen ihn beim Kragen und schleppten ihn vor den Kadi (Kast, d. i. Richter). Man durchsuchte ihn hier genau, fand aber nichts bei ihm und konnte auch weiter keinen Aufschluß von ihm erhalten. Der Richter selbst theilte mit den Kaufleuten die Ueberzeugung, der Derwisch müßte genaue Kunde von dem verschwundenen Kameele haben, und schickte sich an, denselben wegen seiner Hartnäckigkeit im Läugnen zu bestrafen. Da lös'te der Derwisch selbst das Räthsel, und gab an, auf welch ganz natürlichem Wege er zur Kenntniß aller seiner Merkmale gekommen war. — 1. „Ich habe,“ sprach er, „die Spur eines Kameeles bemerkt, das seinem Eigenthümer entlaufen sein mußte, weil ich keine Spur von einem menschlichen Fußstapfen auf dem Wege gewahr ward. Da nun diese zwei Kaufleute so eiliges Schrittes gingen und sich nach allen Seiten so ängstlich umsahen, so konnte ich leicht wissen, daß sie es waren, denen das Kameel abhanden gekommen.“ — 2. „Ich wußte, daß das Kameel auf einem Auge blind war, weil es die Kräuter bloß auf der Einen Seite des Weges abgefressen hatte. Und jetzt wird es Euch auch nicht mehr wundern, wenn ich Euch sage, auf welchem Auge es blind war.“ — 3. „Daß das Kameel an einem Fuße lahm sei, konnte ich aus dem schwachen Eindrucke desselben schließen, den er im Sande hinterlassen hatte. Eben so werdet Ihr es auch natürlich finden, wenn ich im Stande bin, Euch sogar zu sagen, welcher seiner Füße gelähmt war.“ — 4. „Daß dem Thier ein Zahn fehlte, konnte ich auch wissen, denn beim Abbeißen des Grases war in der Mitte desselben ein Theil unberührt geblieben.“ — 5. „Daß das Kameel auf der einen Seite mit Honig beladen war, wußte ich aus den Schwärmen von Fliegen, die sich auf die Honigseite hingezogen, da hin und wieder ein Tröpflein zur Erde geflossen war.“ — 6. „Endlich, daß es auf der anderen Seite mit Getreide beladen war, darüber belehr-

ten mich die geschäftigen Ameisen. — Soll ich Euch nun auch noch sagen, an welcher Stelle das Kameel eine Zahnlücke hatte? Soll ich auch noch das Getreide nennen, mit dem es beladen war? Und auf welcher Seite es Honig und auf welcher es das Getreide trug? Ich glaube, es ist überflüssig, denn der Richter und alle Umstehenden, die das Kameel eben so wenig gesehen haben, als ich, würden es eben so gut wissen, wie ich, wenn sie desselben Weges gegangen und ihre Aufmerksamkeit der meinigen gleich gewesen wäre." Nun glaubten Richter und Kaufleute, und der Derwisch wurde freigelassen.

Wissenschaften. Wo die Wissenschaften bloß den Kopf erfüllen, aber das Herz leer gelassen haben, da findet man mehrentheils die größte Schlechtigkeit des Charakters.

Der **wissenschaftliche** Nichtwisser. Der Lakai des gelehrten Peter Griffot sagte einst zu dem Prinzen Karl de Ligne, indem er sich beklagte, daß dieser nie wüßte, wo er seine Dose, seine Feder oder sein Schnupftuch hingelegt habe: „Glauben Sie mir, der Mann ist nicht das, was Sie von ihm halten; seine Wissenschaften ausgenommen, weiß er gar nichts."

Wissenschaftliche Conversation. Unsere Conversation besteht aus Folgendem: Einer erzählt eine Sache, die er weiß, einem Andern, der die Sache auch schon weiß; ein Dritter hört zu, der die Sache schon längst weiß, und erzählt einem Vierten, von dem er weiß, daß er das Ding auch schon lang weiß, daß dort etwas erzählt wird, was die ganze Welt weiß. Man sieht also, daß in unserer Conversation nichts betrieben wird, als reine Wissenschaft.

Die **Wittwe.** Beim Schmücken eines Grabes mit Blumen am letzten Johannistage ward eine trauernde Wittwe also gefragt: „Nun Guste, ist Sie auch hier?" — „Ja, sähe Se," war die Antwort, „vor'm Jahr is mer mei Mann gestorben und da dacht' ich, ich wollte mir heute oh en Spaß machen."

Wittwe. Die Zuneigung einer wieder verheiratheten Wittwe ist ein Taschenteleſcop, das den ersten Mann als Riesen, den zweiten als Pigmäe darstellt.

— Jemand sagte in höchster Exaltation zu seiner geliebten Ehehälfte: „Gott erhalte mir nur so lange das Leben, daß ich Dich nicht als Wittwe sehen darf."

Indianische **Wittwen.** „In Astoria," erzählt ein Reisender, „sahen wir unter andern mehrere Indianerinnen, die sich ganz besonders herausgeputzt hatten. Die vornehmste unter ihnen war eine Wittwe, deren Trauer um ihren Mann eben abgelaufen war, und sie hatte den Zweck, ihren Freunden bekannt zu machen, daß sie bereit sei, die Anträge irgend eines Mannes anzunehmen, der eine Frau brauche. Diese Kundmachung ist unter diesen Indianerstämmen eine allgemeine Sitte. Die Wittwe war nicht häßlich und von sieben andern Frauen begleitet, welche ihr Gefolge bildeten, damit ihr Auftreten glänzender erscheine und mehr Aufsehen mache. Jede halbe Stunde stellten sie sich in einer Reihe auf und die Wittwe an ihrer Spitze, mit verschämten Blicken, begann eine Art Gesang, in welchem sie den Anwesenden kund that, daß ihre Trauerzeit abgelaufen sei, daß sie ihren Mann vergessen, ihren Gram den Winden übergeben habe, und bereit sei, einen Andern zu heirathen. Darauf begannen Alle einen lebhaften Tanz, um sich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen, und die Indianer drängten sich bewundernd um sie." — Es läßt sich nicht läugnen, daß doch auch die Wilden einige recht praktische Sitten haben.

Wittwe. „Warum sind die Wittwen gewöhnlich hübsch dick?" — „Weil sie ihren Gram stets nähren, und was man gut nährt, wird dick. S.

Wittwer. Ein Mann ging in tiefer Trauer. Ein Bekannter fragte ihn, um wen er traure? — „Um Niemand," erwiederte er, „ich bin blos Wittwer geworden."

In der englischen Roman-Literatur spielen die **Wittwen** eine eben so ausgezeichnete Rolle, wie im italienischen Drama der Arlechino und seine mimischen Genossen. Und zwar sind es meistens muntere, verschlagene Frauen, die auf jeden heirathsfähigen und bescheidenen Mann Jagd machen; sie sind kühn und erfahren im Plänemachen, entschlossen, wenn es die Erreichung eines Zieles gilt; sie wissen ihre Absichten zu verbergen, wenn sie sich von Entdeckung bedroht sehen, und machen ihre Trauerkleidung zu einem Blumenbeet, unter welchem die Schlange der List und Intrigue lauert; sie benutzen das Andenken eines todten Gatten zum Köder für einen lebenden und sind höchst geschwätzig, luchsäugig und glattzüngig.

Die **Wittwe** ist eine listige Fischerin, die in dem Augenblicke die Angel an sich zu ziehen weiß, da der Fisch angebissen hat. Die alte Jungfer hingegen ist eine ungeduldige Anglerin, die die Angel bei der leisesten Berührung derselben an sich zieht.

Wittwen-Wünsche. Ein Wittwer verheirathete sich zum zweiten Male, und nun hatte die junge Frau das Schicksal so vieler Frauen, die einen Wittwer heirathen, sie mußte täglich die Reize, den Verstand und die Talente ihrer Vorgängerin erheben hören. Einst wurde in einer Gesellschaft die selige Frau so herausgestrichen, daß die gegenwärtige darüber empfindlich wurde. — „Vergieb mir," sagte der Mann, „daß ich den Verlust der Verstorbenen noch immer bedaure, sie hat es verdient." — „O, gewiß," antwortete sie, „ich versichere Dich daher auch, daß Niemand sie so sehr zurückwünscht, als ich."

Witterung. Oliver Oldrum giebt in seinem Buche „Manual for Suitons" (Handbuch für Bittsteller) folgende Beobachtungen über den Einfluß der Witterung auf die Gemüthsstimmung. Er theilt die Menschen in zwei Classen ein, in jene, die sanfter, und jene, die heftiger Natur sind. Alle andern Arten von Temperamenten lassen sich unter diese beiden reihen. Er giebt nun folgende Bemerkungen:

Im Winter sind:

	Sanfte Personen:	Heftige Personen:
Bei Nord-Nord-West-Wind, trockener, strenger Kälte	lebhaft, manchmal hastig.	— Barsch, mürrisch.
Wenn bei demselben Winde, Regen- oder Schneewetter, und es sehr kalt ist,	häufig wunderlich.	— Geneigt zu Leidenschaftlichkeit.
Bei Nord-Ost-Wind und trockener Kälte	ungeduldig.	— Leidenschaftlich, grob.
Bei Süd-Wind, trockener und mäßiger Kälte	gelassen und höflich.	— Erträglich, ruhig.
Bei demselben Wind und Nässe, mäßiger Kälte	albern, nicht aufgelegt zur Gewährung einer Bitte.	— Verdrießlich, mürrisch.
Bei West-Wind trocken und kalt	munter, fröhlich.	— Hastig.
Bei demselben Winde und nasser Kälte	wunderlich.	— Meistens mürrisch u. leidenschaftlich.

Wittenberg. Der verstorbene Dichter Dreyer in Hamburg machte einst auf einen Gelehrten, den Licenciaten Wittenberg, der sich oft betrank und einmal in einem Graben liegend gefunden wurde, folgenden Vers:

Wo liegt Leipzig? in Meißen,
Wo liegt Königsberg? in Preußen,
Wo liegt Tübingen? in Schwaben,
Wo liegt Wittenberg? bei Eppendorf im Graben.

Witterungs-Seltenheiten. Am 27. Juli 1840 sind drei Männer von Fellers im Oberlande, auf ihrem Rückwege von Einsiedeln, wohin sie gewallfahrtet waren, auf dem Panixerpaß (Graubündten) erfroren.

„Ein Berliner **Witz**", äußerte sich Hegel einmal, „geht über eine schöne Gegend." — Wenn er die um Berlin meinte, so wollen wir diesen Ausspruch gelten lassen.

Witz. Der Witz ist oft ein sehr nöthiges Lebenselement, z. B. in der Ehe, denn der Witz besteht in der Kunst, zwei widersprechende Gegenstände zu vergleichen. Das Unglück in dem Witze der Ehe ist nur das, daß bei den Frauen der Witz kommt, wenn der Mann ausgeht, und bei dem Manne der Witz ausgeht, wenn die Frau kommt. S.

— So wie jedes Volk eine andere Art Waffe hat, so hat auch jedes Volk eine andere Art Witz. Es giebt Residenzen, die einen Grundton von Witz haben, z. B. Berlin und Wien. In Berlin werden nur Vormittgas Witze gemacht, in Wien nur Nachmittags, denn die Berliner sind nur witzig, wenn sie hungrig; die Wiener, wenn sie satt sind. Der Wiener kommt aus einem vollen, der Berliner Witz aber aus einem hungrigen Magen; deßhalb ist er auch beißender!

Welche Aehnlichkeit haben die **Witze** mit den **Büchern**? — Die guten lassen sich eher unterdrücken als die schlechten. S.

Der verschlossene **Witz.** Herr von X. meinte, er sei sehr witzig, aber nie kam ein Fünkchen davon zum Vorschein. Da sagte endlich einmal einer seiner Bekannten in einer Gesellschaft: „Nicht wahr? bei unserm X. ist der Witz zu Hause?" „Das will ich glauben," versetzte ein Anderer, „er läßt ihn nur leider nie aus."

1. **Witz** ist Electricität, welche durch Reibung der Scheibe des Verstandes an das Reibkissen der Phantasie entsteht und aus den Zungen in Funken gezogen werden kann.

2. Witz und Electricität haben gerade keinen unmittelbaren reellen Nutzen, aber es lassen sich eine Menge amusanter Experimente damit machen.

3. Jede Electrisirmaschine hat ihre Anzahl Leidener-Flaschen, welche aus ihr gefüllt werden. Jeder Witzige hat eine Anzahl Witzlinge, welche er mit Witz versieht. Einmal entladen, hat die Flasche keine Electricität und der Witzling keinen Witz mehr.

4. Es hat bis jetzt noch nicht gelingen wollen, genaue Maßstabe für Witz und Electricität zu ersinnen.

5. Je spitzer der Conductor, desto leichter strömt die Electricität; je spitzer die Zunge, desto leichter strömt der Witz aus.

6. Ein auf uns überspringender electrischer Funke und ein auf uns losgelassener Witz erregen beide ein Zucken.

7. Witz und Electricität sind sehr vom Wetter abhängig.

8. Nervenschwache Leute können weder Electricitäts- noch Witz-Funken vertragen.

9. Einer Electrisir-Maschine und einem Witzigen, muß man sich hüten, zu nahe zu kommen, sonst setzt es Funken.

10. Je mehr eine Electrisir-Maschine und ein Witziger gerieben werden, desto mehr Funken geben sie.

Witze. Lichtenberg, Hippel, Hamann u. a. brachten alles Witzige, was ihnen im Augenblicke der Genius eingab, sorglich zu Buche, und verwebten es dann, fand sich Gelegenheit dazu, in ihre Schriften. Voltaire buchte auch seine witzigen Einfälle, aber ächt französisch nicht allein für seine Schriften, nein! — zum Gebrauch in der Gesellschaft, in der Conversation. Wollte er recht geistreich erscheinen, so pflegte er vorher einige Blätter aufgeschriebenen Witzes zu durchlaufen, und brannte dann die kleinen Schwärmer, die längst im Arsenal fertig gelegen, in der Gesellschaft mit erstaunlicher Wirkung als Impromptus ab. Als er starb, fand man in jenem Buche noch an hundert als unverbraucht notirte Einfälle. Welch ein ganz unschätzbares Vermächniß für einen Witzbold, der sich berufen glaubt, überall die Kosten der Unterhaltung zu bestreiten und dem es an der nöthigen Habe dazu mangelt. Da ein einziger guter Einfall den fatalen Eindruck von wenigstens sechs vorhergegangenen schlechtern rein vertilgt, so reichen hundert ächte Witzwörter hin fürs Leben, geht Inhaber nur etwas haushälterisch damit um.

Wunsch," ward ihm erwiedert, „finde ich sehr natürlich. Alle übrigen Taxen treffen auch Sie, und vor dieser neuen wären Sie sicher."

Ein **Witzling** ging einst an einer Barbierstube vorbei, und als er die dienstbaren Geister so fleißig darin sah, rief er, voll Selbstgefühl über den schönen Einfall: „Habt Ihr auch schon einen Affen rasirt?" — „Nein," versetzte der Nächste, „aber treten Sie herein, und wir wollen den ersten Versuch machen."

Der zurechtgewiesene **Witzling.** Eine Dame von vieler Bildung bewohnte während der schönen Jahrszeit ein Landgut und sah dort sehr oft die in der Nachbarschaft wohnenden Personen von Stande, Gelehrte, Künstler u. dgl., weil sie in dem Umgang von gebildeten und talentvollen Personen eine ihrem Geiste angemessene Unterhaltung fand. Doch gehörte sie nicht zu der Zahl der unausstehlichen Damen, die so verbildet sind, daß ihnen Alles anekelt, was zu den Geschäften einer guten Hausfrau gehört; sie bekümmerte sich sehr eifrig um ihr Hauswesen und die Oeconomie des Landgutes. Sie war daher auch stets des Morgens auf und hielt das Gesinde zur Arbeit an.

Einst rief sie ganz früh einer Magd aus dem Fenster zu: „Vergiß nicht nach den Schweinen zu sehen und die Ferkel zu versorgen." — Dicht neben ihrem Zimmer wohnte ein Cavalier, der durch diese Frage aus seinem Morgenschlafe gestört worden war. Als am Mittag sich die Gäste der Dame in dem Speisesaal versammelt hatten und die Frau vom Hause erschien, fragte dieser Cavalier, in der Idee, etwas Witziges zu sagen: „Gnädige Frau, sind die Ferkel versorgt?" — „Sie werden es wohl am besten wissen," versetzte die Dame, „ob Sie Ihr Frühstück erhalten haben."

Das Glück eines **Witzwortes** hängt mehr von dem Ohr ab, in das es fällt, als von dem Munde, der es ausspricht.

Wo? Ein Herr war bei einem seiner Freunde eingeladen. Als man Limburger Käse auftrug, welcher noch nicht angeschnitten war, fragte der Gast den Wirth: „Wo soll ich den Käse abschneiden?" — „Wo Du willst," war die Antwort. Da rief Jener unverzüglich seinen Bedienten und befahl ihm, den Käse nach Hause zu tragen, weil er ihn dort abschneiden und allein essen wolle.

Zarte Rücksicht für **Wöchnerinnen.** Seit undenklicher Zeit besteht in Harlem ein sehr empfehlenswerther Gebrauch. Sobald eine Frau

entbunden worden ist, befestigt man eine Cocarde von Leinwand oder Spitzen über der Hausthüre, und von diesem Augenblicke an darf kein Polizeidiener, wie überhaupt Niemand, dessen Anwesenheit die Wöchnerin erschrecken könnte, in das Haus hineingehen. Der Mann darf ferner in den ersten sechs Wochen nach der Niederkunft seiner Frau nicht verhaftet werden.

Welch tiefer Sinn liegt doch in dem einzigen Worte: **Wohin?** Ich stelle diese Frage:
Einem Kinde, welches geboren wird.
Einem Jüngling, der die Collegien verläßt, um in die Welt zu treten.
Einem Soldaten, der in ein fremdes Land marschirt.
Einem neuverehelichten Paare, welches aus der Kirche tritt.
Einem Manne, der eine neue Unternehmung projectirt.
Einem Theaterdirector, der schon das Höchste an Pomp angewendet hat, um Leute zu ziehen.
Einem Bittsteller, der aus der Antichambre tritt.
Einem Habsüchtigen, der immer höher schaut.
Einem Blinden, der weder Hund noch Stock hat.
Einem Kaufmann, der nach der Börse geht.
Einem Armen, der die Schwelle seiner Hütte verläßt, um an dem Thore eines Palastes zu betteln.
Einem Unbesonnenen, der mit einer Pistole unter dem Mantel in's Freie eilt.
Einem Seemann, der sich einschifft.
Einem Reichen, der sich auf seinen vollen Kasten stützt.
Einem Blatte, das der Wind fortträgt.
Einem Bache, der seinen Lauf verfolgt.
Einem Postpferde, das angeschirrt wird.
Einem Kühnen, der den Sonnenwagen regieren will.
Drei Worte sind ihre ganze Antwort: Was weiß ich!

— u —

Nicht wohl. Ein Bauer kam als Abgeordneter seiner Gemeinde in die Residenz, um Recht zu suchen. Er wurde von Einem zum Andern geschickt, ohne an's Ziel zu kommen. So wurde er bei einem Minister zum dritten Mal abgewiesen, mit dem Bedeuten, „es sei dem Herrn nicht wohl.“ — „Das will ich gern glauben,“ sagte der Landmann, „aber uns noch viel weniger.“

Zu wohlfeil. Ein Dieb kam in eine Handlung, und indem er sich mehrere Kleinigkeiten zeigen ließ, steckte er heimlich ein Paar seidene Handschuhe zu sich. Darauf that er, als ob ihm nichts gefiele,

nahm seinen Hut, und wollte sich entfernen. Der Handlungsdiener aber, der den Diebstahl bemerkt hatte, rief ihm zu: „Mein Herr! um diesen Preis kann ich Ihnen die Handschuhe nicht überlassen!" — „So?" versetzte der Dieb, indem er die Handschuhe lakonisch auf das Pult hinlegte, „um einen höheren Preis kann ich sie nicht brauchen!"

Der **Wohlfeile.** Ein Pfarrer fragte einen Bauerknaben beim Religionsunterrichte: „Was hast Du mit Deinen Sünden verdient?" — „Ach," antwortete er, „ich verlange nichts dafür."

Zu **wohlfeil.** Mylord R. trat in einen Kaufmannsladen und verlangte ein Pfund guten Thee. Man reichte ihm denselben. „Was kostet dieser?" — „Drei Thaler." — „Behalten Sie solchen Thee für den Bürgersmann." — „Mylord will gewiß theueren?" — „Ja." — Der Kaufmann geht in seine Schreibstube, klebt bloß eine neue Etiquette auf das Packet und bringt denselben Thee dem Lord wieder. „Was kostet dieser?" — „Sechs Thaler." — Mylord hält ihn an die Nase und sagt: „Dies ist die rechte Sorte, die hätten Sie mir gleich geben sollen," und bezahlte sechs Thaler dafür.

Wohlfeilheit. Ein Irländer rühmte in London sein Vaterland wegen der darin herrschenden Wohlfeilheit und führte zum Beweise an, man könne dort einen Truthahn für zwei Groschen kaufen. Als man ihn fragte, warum er denn in diesem gelobten Lande nicht geblieben sei, rief er in drolliger Hitze aus: „Wo soll man aber die zwei Groschen hernehmen?"

Wohlfeiles Leben. Ein Doctor Alcott in den Vereinigten Staaten hat eine kleine Schrift herausgegeben, worin er angiebt, wie man am wohlfeilsten und zugleich am besten leben könne. Der Hauptinhalt der Schrift läßt sich kurz in folgende Bestimmungen zusammenfassen: „Zum Frühstücke genieße man für einige Pfennige gedörrte Aepfel, ohne etwa dazu zu trinken. Mittags trinke man ein Quart Wasser, um die Aepfel aufzuschwellen. Abends trinke man Thee bei einem Freunde, und dann gehe man zu Bett."

Was soll die Etiquette-Formel **Wohlgeboren** auf den Adressen der Briefe? — Soll dies Compliment oder Grobheit sein! — Man könnte es ja auch nach der Art deuten: „Euer Wohlgeboren sind wohl geboren — aber von Ihren weiteren Thaten schweigt die Geschichte!"

Wohlgesinnt:

Ich wollt', er wäre wohlerzogen sein.
Doch war er wohlgesinnt vor allem.

Kitzinger.

Wohlthun, n. ist ein. In einem strengen Winter wurden in Paris an einem der kältesten Tage zwei junge Männer von einigen kleinen Savoyarden, die vor Kälte halb erstarrt waren, gar flehentlich, um einen Sou gebeten. Man sah den armen Kleinen den Hunger in jedem Gesichtszuge an. Die jungen Männer wollten gern helfen, sahen sich einander an und sagte: „Sei so gut und gieb ihnen etwas für uns beide." Doch diese gegenseitige Bitte blieb ohne Erfolg, keiner hatte einen Sou in der Tasche. Indeß wurden die Bitten der Savoyarden immer dringender, ihre Stimmen immer wehmüthiger. Von Mitleid ergriffen, wendet sich der eine junge Mann zu den kleinen Bettlern und ruft: „Folget mir!" Sie gehorchen. Nach einigen Minuten stehen sie vor einem Zuckerbäckerladen; der junge Mann besieht aufmerksam das Schild, die Nummer, die Umgebung, zieht aus der Brusttasche ein Portefeuille, aus diesem einige Papiere hervor, welche er mit der Firma und der Nummer zu vergleichen sich das Ansehen giebt. Die Kinder verzehren indessen mit den Augen die Backwerke, die dort aufgeschichtet sind. Endlich nickt ihr Führer mit dem Kopfe, steckt Brieftasche und Papiere wieder ein und sagt so laut, daß es eine Dame, die im Comptoir stand, hören konnte: „Ja, hier ist es!" Sie treten ein.

„Madame!" sagt der junge Mann höflich, „wollen Sie diesen Kleinen von dem Backwerk was Sie haben verlegen?"

Kinderaugen [illegible] vor den Savoyarden Teller mit tausenderlei Leckereien. Kaum sind diese [illegible] werden sie bald durch die Worte und Mienen [illegible] Kellners [illegible] und [illegible] mit Eis über das Gesicht [illegible] Wonne [illegible] diesen unerwarteten Genuß [illegible] Mann sagte: „Wollen Sie noch [illegible]"

[illegible] Teller [illegible]

„Madame," sagt der junge Mann, „somit ich mich denn in der Hoffnung, in Ihrem Hause [illegible] Gönner zu finden, empfehle ich mich Ihnen [illegible]"

„Sie [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible] Ihrem Namen?" — „Mein Volk, der [illegible]

— „Hören Sie, ich bin auf höheren Befehl zu Ihnen gesandt; man hat Klagen eingebracht, daß Sie schädliche Ingredienzen zu Ihrem Backwerk nehmen, daß viele Personen bereits davon krank geworden sind —" — „Welche Verläumdung!" — „Lassen Sie mich ausreden. Die Klagen über Sie waren zahlreich und folgten schnell auf einander. Man wollte sich höheren Orts Licht verschaffen. Ich ward beauftragt, es zu untersuchen, und nahm diese Kinder mit, um an ihnen die Wirkungen zu erproben. Mein Verfahren kann grausam scheinen, ist aber nothwendig. Zudem war ich des festen Glaubens, daß man Sie verläumdet habe." — „Wie sehr bin ich Ihnen verbunden. Aber mein Herr, diese Kleinen haben wie Währwölfe gegessen, ohne zu trinken. Sie könnten krank werden, und dann würde es heißen, daß meine Kuchen sie vergiftet haben." — „Madame —"

Ohne aber auf weitere Vorstellungen zu hören, eilt die Dame in den Laden, wo die Savoyarden von all' den guten Sachen, die sie gegessen, beinahe ersticken. „Meine Kleinen!" ruft sie, „wollet Ihr trinken?" — „O ja! o ja! Madame."

Sie schenkt ihnen Wasser, mit rothem Wein gemischt, ein, und setzt ihnen hierauf auch noch ein Gläschen Madera vor, um ihre Magen zu erwärmen und die Verdauung zu erleichtern. Das üppige Mahl der Savoyarden ist geendet und der junge Mann sendet sie fort, ohne ihren Dank annehmen zu wollen, nur verlangt er die Adresse ihres Dachstübchens.

„Wollten Sie nun, Madame, die Gefälligkeit haben, mir meine Rechnung zu machen?" — „Mein Herr, davon ist keine Rede" — „Ich bitte —" — „O, mein Herr, wachen Sie über diese Kleinen, schützen Sie uns gegen unsere Feinde und Neider. Verschaffen Sie Gerechtigkeit mir und meinem Manne; wie wird es ihn empören, wenn er hören wird, was man von ihm sagt. Ach, verlassen Sie uns nicht, wir sind Anfänger und man will uns verderben."

Und in den Augen der jungen, schönen Zuckerbäckerin perlen Thränen. Der junge Mann besteht noch immer auf der Bezahlung, die Dame aber weigert sich standhaft, und so giebt er endlich nach und entfernt sich, überhäuft von den Danksagungen der Dame, der er seine Fürsprache zusagt.

Wohlthätigkeitssinn. Ein sonst durch seine Wohlthätigkeit sehr geachteter, reicher Mann, wurde zu oft mit milden Beiträgen belästigt und in einer großen Gesellschaft von Jemandem unter vier Augen aufgefordert, zu dem bereits Gegebenen noch eine Banknote von 25 fl. hinzuzufügen, um dadurch eine arme Familie ganz zu retten. — „Kommen Sie morgen zu mir, mein Herr," erklärte er leise, „dann kann ich es Ihnen abschlagen, heute schickt sich dies nicht für mich!"

Wohlgeboren.

Ich dacht' er würde wohlerzogen sein,
Doch war er wohlgeboren nur allein.

Hitzinger.

Gute Art, wohlthätig zu sein. In einem strengen Winter wurden in Paris an einem der kältesten Tage zwei junge Männer von einigen kleinen Savoyarden, die vor Kälte halb erstarrt waren, gar flehentlich um einen Sou gebeten. Man sah den armen Kleinen den Hunger in jedem Gesichtszuge an. Die jungen Männer wollten gern helfen, einer blickte den andern an und sagte: „Sei so gut und gieb ihnen etwas für uns beide." Doch diese gegenseitige Bitte blieb ohne Erfolg; keiner hatte einen Sou in der Tasche. Indeß wurden die Bitten der Savoyarden immer dringender, ihre Stimmen immer weinerlicher. Von Mitleid ergriffen, wendet sich der eine junge Mann zu den kleinen Bettlern und ruft: „Folget mir!" Sie gehorchen. Nach einigen Minuten stehen sie vor einem Zuckerbäckerladen; der junge Mann besieht aufmerksam das Schild, die Nummer, die Umgebung, zieht aus der Brusttasche ein Portefeuille, aus diesem einige Papiere hervor, welche er mit der Firma und der Nummer zu vergleichen sich das Ansehen giebt. Die Kinder verzehren indessen mit den Augen die Backwerke, die dort aufgeschichtet sind. Endlich nickt ihr Führer mit dem Kopfe, steckt Brieftasche und Papiere wieder ein und sagt, so daß es eine Dame, die im Comptoir stand, hören konnte: „Ja, hier ist es!" Sie treten ein.

„Madame!" sagt der junge Mann höflich, „wollen Sie diesen Kleinen von dem Besten, was Sie haben, vorlegen?"

Alsbald stehen vor den Savoyarden Teller mit tausenderlei Delicatessen. Anfangs furchtsam, werden sie bald durch die Worte und Miene ihres Führers ermuthigt und stürzen mit Gier über das Backwerk her. — Eine Viertelstunde vergeht über dieser angenehmen Beschäftigung. Die Teller sind geleert, der junge Mann fragt: „Wollet Ihr noch etwas?"

Die Augen der Kleinen glänzen vor Appetit; neue Teller erscheinen.

„Madame," sagt der junge Mann, „könnte ich nicht, bevor ich die Rechnung in Ordnung bringe, Ihnen ein Wörtchen in Geheim sagen? — ohne daß es diese kleinen Murmelthiere hören," fügte er leise hinzu.

Die junge Dame führt ihn in ein Seitengemach des Ladens. Hier nimmt der junge Mann einen sehr ernsten, wichtigen Ton an. „Madame, Sie haben Feinde!" sagt er. — „Mein Gott, wer hat deren nicht!" — „Aber Sie haben grimmige Feinde." — „Ach!"

— „Hören Sie, ich bin auf höheren Befehl zu Ihnen gesandt; man hat Klagen eingebracht, daß Sie schädliche Ingredienzen zu Ihrem Backwerk nehmen, daß viele Personen bereits davon krank geworden sind —" — „Welche Verläumdung!" — „Lassen Sie mich ausreden. Die Klagen über Sie waren zahlreich und folgten schnell auf einander. Man wollte sich höheren Orts Licht verschaffen. Ich ward beauftragt, es zu untersuchen, und nahm diese Kinder mit, um an ihnen die Wirkungen zu erproben. Mein Verfahren kann grausam scheinen, ist aber nothwendig. Zudem war ich des festen Glaubens, daß man Sie verläumdet habe." — „Wie sehr bin ich Ihnen verbunden. Aber mein Herr, diese Kleinen haben wie Währwölfe gegessen, ohne zu trinken. Sie könnten krank werden, und dann würde es heißen, daß meine Kuchen sie vergiftet haben." — „Madame —"

Ohne aber auf weitere Vorstellungen zu hören, eilt die Dame in den Laden, wo die Savoyarden von all' den guten Sachen, die sie gegessen, beinahe erstickten. „Meine Kleinen!" ruft sie, „wollet Ihr trinken?" — „O ja! o ja! Madame."

Sie schenkt ihnen Wasser, mit rothem Wein gemischt, ein, und setzt ihnen hierauf auch noch ein Gläschen Madera vor, um ihre Magen zu erwärmen und die Verdauung zu erleichtern. Das üppige Mahl der Savoyarden ist geendet und der junge Mann sendet sie fort, ohne ihren Dank annehmen zu wollen, nur verlangt er die Adresse ihres Dachstübchens.

„Wollten Sie nun, Madame, die Gefälligkeit haben, mir meine Rechnung zu machen?" — „Mein Herr, davon ist keine Rede" — „Ich bitte —" — „O, mein Herr, wachen Sie über diese Kleinen, schützen Sie uns gegen unsere Feinde und Neider. Verschaffen Sie Gerechtigkeit mir und meinem Manne; wie wird es ihn empören, wenn er hören wird, was man von ihm sagt. Ach, verlassen Sie uns nicht, wir sind Anfänger und man will uns verderben."

Und in den Augen der jungen, schönen Zuckerbäckerin perlen Thränen. Der junge Mann besteht noch immer auf der Bezahlung, die Dame aber weigert sich standhaft, und so giebt er endlich nach und entfernt sich, überhäuft von den Danksagungen der Dame, der er seine Fürsprache zusagt.

Wohlthätigkeitssinn. Ein sonst durch seine Wohlthätigkeit sehr geachteter, reicher Mann, wurde zu oft mit milden Beiträgen belästigt und in einer großen Gesellschaft von Jemandem unter vier Augen aufgefordert, zu dem bereits Gegebenen noch eine Banknote von 25 fl. hinzuzufügen, um dadurch eine arme Familie ganz zu retten. — „Kommen Sie morgen zu mir, mein Herr," erklärte er leise, „dann kann ich es Ihnen abschlagen, heute schickt sich dies nicht für mich!"

Wohlthat. Man sagt: „nichts wird leichter vergessen als eine Wohlthat.“ Ich begreife nicht, wie man sie vergessen könne, da nichts öfter vorgeworfen wird als eine Wohlthat.

— „Was ist eine Wohlthat?“ fragte ein Lehrer seine Schüler. Keiner wußte zu antworten. — Der Lehrer erklärte nun, eine Wohlthat sei, was des Menschen Schicksal erleichtert, ihm Trost, Vergnügen, Lust und Freude macht. — Er fragte neuerdings einen Jungen: „Nun nenne mir eine Wohlthat!“ — Der Junge antwortete schnell: „Das Rutschen im Tivoli ist eine Wohlthat, denn es macht mir Freude.“

„Wo **wohnen** Sie?“ fragte ein Gensd'arm ein paßloses Individuum. „Ich wohne gar nicht!“ — „Und Sie?“ fährt der Mann des Gesetzes zu dem Gefährten des Erstern fort. — „Ich wohne ihm gegenüber.“

Der **Wolf.** Stark, hager und grimmig, dicht gebaut, ganz Flechse, Bein und Muskel, hat der Wolf auch nicht ein Loth überflüssigen Fleisches auf seinem Leibe. Sein Aeußeres ist der Inbegriff aller Schurkerei: List spitzt seine Nase, Wildheit zieht sein Maul empor und droht in den Fangzähnen, Feigheit lauert in dem rastlosen Auge, Argwohn in dem aufrecht stehenden Ohre. Auch lügen diese äußeren Zeichen nicht, denn sein Naturell ist aus Feigheit, Grausamkeit und List gemengt. Das Schweigen des Mörders liegt in seinem diebischen, stillen Schleichen. Sein gelenker Sprung deutet auf Hürden, die er um Mitternacht übersprungen, sein langer Kinbacken auf Bisse in die Kehle des Rosses oder die Wamme des Stiers. Man betrachte ihn aus was immer für einem Gesichtspunkte: nichts spricht zu seinen Gunsten. Wenn man ihn jung aufzieht, duldet er finster die freundliche Sorgfalt, aber zerreißt seinen Ernährer, wenn er groß geworden. Selbst seine Liebe ist blutbefleckt, denn der begünstigte Wolf wird von dem ganzen Rudel angefallen und zerrissen. Wenn er einen Hirsch getödtet, oder hyänenartig ein frisches Grab ausgescharrt hat, so frißt er, bis er nicht mehr kann: dennoch vermag er eine Woche lang zu hungern. Im Sommer, wenn der Wald ihm reiche Nahrung und Obdach giebt, wagt er sich nur selten in das freie Feld, und wenn er gegen die schlafende Heerde schleicht, genügt das Gebell des wachenden Hundes, ja sogar sein eigener Schatten, um ihn wieder in seine Höhle zurückzuscheuchen. Aber wenn der Schnee des Winters ihn voll Hunger aus den Wäldern treibt, setzt ihm der Stier umsonst die starken Hörner entgegen, reißt der Eber umsonst seine Weichen auf, zerfleischt der kühne Hund vergebens seine Kehle; vorwärts, immer vorwärts ras't die grimmige Meute, blind

gegen jede Gefahr, unbekümmert um Wunden und Tod, stürzt den edlen Feind nieder, begräbt sein noch zuckendes Fleisch in den unersättlichen Schlund, und trabt fort zu neuen Mordthaten. Krieg, Pest und Hunger sind die Proviantlieferanten des Wolfes. Im Kriege folgt er im Bunde mit Raben, Krähen und Geiern dem Zuge der Heere; oft sieht ihn die ferne Schildwache auf dem Außenposten umherschleichen, oder hört ihn an den verstümmelten Leichen kauen. Wenn Hungersnoth oder Pest herrscht, so wird er um so verwegener, je größere Fortschritte diese Plagen machen. Er schreitet kühn durch die Straßen, schnappt den Säugling von der trockenen Brust der Mutter weg, reißt Leichen und Sterbende aus ihren Betten, und läßt es sich allein während des allgemeinen Jammers wohlschmecken. Es ist daher kein Wunder, daß Mensch und Thiere ihn, als ihren gemeinsamen Feind, auf das Aeußerste verfolgen. Zuweilen trifft er im Sommer auf Hornvieh; dann bildet dieses einen weiten Kreis um ihn, der sich immer enger zieht, bis er zuletzt von den Hörnern gespießt wird. Die Pferde verfolgen und zertreten ihn mit ihren Hufen. Die Eber verjagen ihn aus ihrer Nähe, aber sein unversöhnlichster Feind ist der Hund. Der Wolf läuft meilenweit vor ihm, und hält nicht eher an, als bis seine Schnelligkeit, die ihn allein rettet, ihn völlig erschöpft hat. Wird er dennoch eingeholt, was selbst den besten Hunden nur selten gelingt, so kämpft er verzweifelnd, aber schweigend, und stirbt, wie er gelebt hat, als eine finstere, grollende Bestie. Die folgenden Anekdoten, deren Wahrheit verbürgt ist, mögen als Beweise der Verwegenheit dienen, womit er, selbst einzeln, Menschen anfällt, wenn er vom Hunger getrieben wird. Wir schicken voran, daß der norwegische Wolf größer und stärker ist als der in Deutschland und Frankreich. Vor einigen Wintern fuhren in dem unermeßlichen Walde, der das obere Norwegen begränzt, zwei Reisende, der eine ein Eingeborner, der andere ein Engländer, auf einem Schlitten. Sie hatten den Tag hindurch mehrere mühsame Meilen in dieser Wildniß von Schnee und Bäumen zurückgelegt, als sie ungefähr zwei Stunden Weges von ihrem Bestimmungsorte, bei einer steilen Anhöhe, aus dem Schlitten stiegen, und dadurch zugleich ihrem Pferde die Last leicht machten, und ihre eigenen, steif gewordenen Glieder wieder in Bewegung brachten. Ein großer Hund von englischer Zucht trabte hinter ihnen her, und schien jene düstere Seelenstimmung, welche die Einförmigkeit eines großen Forstes im Winter selbst in den leichtfertigsten Gemüthern hervorbringt, mit den beiden Reisenden zu theilen. Als sie den Gipfel des Berges erreicht hatten, wurden sie in dem Augenblicke des Wiedereinsteigens in den Schlitten einen ungeheuren Wolf gewahr, der ihrer Spur nachfolgte. Sie zogen den Hund mit in den Schlitten, und trieben das Pferd zur größten Eile an. Da sie sich aus unbegreiflicher Unklugheit ohne Gewehr in den Forst ge-

wagt hatten, konnten sie nur in der Flucht Rettung finden. So lange es bergab ging, übertrafen sie ihren Verfolger auch wirklich an Schnelligkeit; aber das Pferd, obschon von Furcht beflügelt, wie die gesenkten Ohren und bebenden Gliedmaßen es bezeugten, war bereits ermattet; seine Eile nahm bald ab, und es wankte schwach und erschöpft dahin, während seine Kräfte immer mehr und mehr schwanden. Nun blieb nur noch ein Rettungsmittel, nämlich den Hund loszulassen, der vielleicht den Wolf so lange aufhalten konnte, bis sie sich gerettet hätten. Wie ungern sie auch das arme Thier einem gewissen Tode Preis gaben, so nöthigte doch die Selbsterhaltung sie, diese letzte und einzige Maßregel zu ergreifen. Der Wolf war nur noch wenige Ruthen von ihnen entfernt, als sie den Hund losließen; alsbald faßten sich Beide an, und wälzten sich kämpfend im Schnee umher. Als ob das Pferd wüßte, daß sein Leben auf dem Spiele stehe, galoppirte es, wie von Verzweiflung angetrieben, vorwärts, und hielt nicht eher an, als bis es todtmatt in dem Hofe von — niedersank. Während die Reisenden in derselben Nacht bei vollkommener Bequemlichkeit und Sicherheit ihre Gefahr vergaßen, hörte man ein schwaches Geheul an der Hausthüre. Es war der Hund. Mit Blut und Wunden bedeckt, kroch das treue Thier zu den Füßen seines Herrn und verschied. Am nächsten Morgen durchsuchte man den Wald, und fand an einem Platze, wo der Schnee vielfach aufgewühlt war, und dadurch von der Dauer und Wuth des Kampfes Zeugniß ablegte, den Wolf todt. Es war der größte, den man in diesen Gegenden seit Menschengedenken gesehen.

Im vorletzten Winter kehrte Herr von B**, Advocat zu Dijon, ziemlich spät von einer Jagdpartie in der Nähe der Stadt heim, als sein Hühnerhund, der einige Schritte voraus war, plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens zurückrannte. Der Platz war ein langer Hohlweg, der von zwei Sandbänken gebildet wurde, allein so weit sein Auge reichte, konnte er nichts entdecken, was die Furcht des Thieres rechtfertigte. Nichtsdestoweniger spannte er beide Hähne seiner Doppelflinte und ging vorsichtig einige hundert Schritte vorwärts, ohne jedoch nur das Mindeste zu bemerken. Er vergaß des Umstandes fast, und schulterte sein Gewehr wieder, als sein Hund abermals mit einem furchtbaren Geheul hinter ihm zurücksprang. Ein Wolf stand auf der Sandbank, ungefähr dreißig Schritte weit vor ihm. Da Herr von B** nur Hasenschrot geladen hatte, so hielt er es für das Beste, sich zurück zu ziehen, und einen Seitenweg zu gewinnen. Er war noch nicht viele Ellen weit gegangen, so entdeckte er zu seiner größten Bestürzung einen zweiten Wolf, der ihm auch von dieser Seite den Weg versperrte. Keiner von Beiden wagte jedoch ihn anzugreifen; der, auf den er zuschritt, wich zurück, der andere jedoch näherte sich etwas. Seine Lage wurde äußerst gefährlich, denn die

Nacht war im Anzuge, und er mußte fürchten, daß mit ihr neue Raubthiere kommen würden; überdieß heulten die beiden Wölfe, gleich als wollten sie Verstärkung heibeirufen, und der Jäger hörte endlich wirklich von den Bergen antworten. Es war keine Zeit zu verlieren, er schritt auf den einen Wolf los, und schoß, ungefähr zwanzig Schritte weit weg, beide Läufe auf einmal gegen ihn ab. Der Wolf stürzte verwundet, und der andere lief verscheucht davon. Herr von B** folgte seinem Beispiele und hielt nicht eher wieder an, als bis er in Dijon anlangte. Am nächsten Morgen bewiesen die Spuren im Schnee, daß er bis zu den Thoren verfolgt worden war. Was den verwundeten Wolf betrifft, so waren einige wenige Gebeine das Einzige, was seine Cameraden von ihm übrig gelassen hatten.

Das folgende Abenteuer begegnete einem Arzte, der in Ausübung seiner Berufspflicht häufig über Land reiten mußte. An einem Winterabende mußte er auf dem Heimwege über einen einsamen Gebirgsweg. Nahe am Hügel bemerkte er eine tiefe Spur, wie wenn ein breiter und schwerer Sack durch den Schnee geschleppt worden wäre. Als er die Spur genauer untersuchte, wurde er Blutflecken gewahr. In der Ueberzeugung, daß ein Unglück vorgefallen sein müsse, und seine ärztliche Hülfe von Nutzen sein konnte, folgte er der Spur bis zu einer kleinen Anhöhe. Kaum hatte er diese erreicht, so sprang eine große Wölfin von einer menschlichen Leiche, wovon sie geschmauft hatte, wüthend gegen ihn heran. Der Doctor stieg eilig von seinem Pferde, und suchte das Thier zwischen sich und der Wölfin zu halten, während er mit der andern Hand eine seiner Pistolen aus den Halftern ziehen wollte. Unglücklicherweise ging dieselbe los, und die Kugel streifte die Schulter des Pferdes. Man hat behauptet, daß ein Raubthier, wenn es einmal Menschenfleisch gekostet, dieses dem Fleische aller andern Geschöpfe vorziehe, was sich auch in dem gegenwärtigen Falle zu bewähren schien. Die Wölfin achtete des Pferdes nicht im mindesten, sondern wollte bloß den Menschen zu Boden werfen, der in dem Bewußtsein, daß er nur von der andern Pistole Rettung zu hoffen habe, die Zügel mit der einen Hand festhalten mußte, um mit der andern die Pistole herauszuziehen, was keine geringe Mühe war, da das Pferd sich wüthend bäumte. Bei dieser Beschäftigung faßte die Wölfin ihn mehrere Male, und verwundete ihn selbst durch den dicken Winterpelz. Endlich gelang es ihm, der Pistole habhaft zu werden; er ließ sich von der Wölfin an den linken Arm packen, während er mit der rechten Hand losdrückte, und die Kugel durch ihren Schädel jagte. Das Pferd, welches er hatte loslassen müssen, galoppirte mit möglichster Schnelligkeit heim; nicht so der Arzt, welcher, obschon verwundet, nicht eher davon eilen wollte, als bis er sich überzeugt hatte, daß mit dem Unglücklichen bereits Alles vorbei war. Wie schauderte er, als er entdeckte, daß die Wölfin

bereits den Bauch des Unbekannten aufgerissen, und sämmtliche Eingeweide verschlungen hatte!

Der berühmte Friedrich August **Wolf** sagte einmal zu seinen Schülern: „Meine Herren, Sie müssen auch recht ordentlich faullenzen lernen; wer nicht recht aus der Seele faullenzen kann, der kann auch nicht recht aus der Seele arbeiten; denn die Wissenschaft ist kein Getreide, das man wie ein Esel in der Mühle unaufhörlich mahlen soll."

Das Gericht der **Wölfe.** Hier eine von glaubwürdigen Augenzeugen bekräftigte Anekdote: Eine Abtei in den Gebirgen von Auvergne wurde, sobald tiefer Schnee lag, von Wölfen gleichsam belagert. Eines Winters nahm die Zahl der grausamen Thiere so sehr überhand, daß der Prior mehrere Jäger in der Nachbarschaft beschwor, sich zur Befreiung des Cantons von diesen Ungeheuern zu vereinigen. Zehn oder zwölf entschlossene Männer begaben sich in die Abtei; jedoch der ungewöhnlich hohe Schnee gestattete keine Wolfsjagden.

Am Abend ihrer Ankunft verkündete ein fürchterliches Geheul die Annäherung der Wölfe; sie kamen zahlreicher als gewöhnlich herbei, weil sie ein todtes Pferd in der Abtei witterten, das außerhalb des Stalles abgesondert lag. Die Wölfe wagten sich bis an die Hofmauern. Ein vielerfahrener Jäger führte sogleich seinen klug ersonnenen Plan aus. Er befahl die eisernen Hofflügel ganz offen zu lassen, doch ein starkes Seil an jedem so zu befestigen, daß man mit dem ersten Wink sie zuschlagen könne. Er wies allen mit Büchsen und Flinten Wohlbewaffneten an gewissen Fenstern ihre Posten an. Die Lichter wurden ausgelöscht; — es herrschte Grabesstille.

Nach etwa drei Viertelstunden erschien ein ungeheurer Wolf an der Pforte; er schlich mit außerordentlicher Vorsicht heran, spähte rings umher, beroch das liegende Pferd, und ging, immer zurückschauend, wieder fort. Aber in der Eile kam er zurück im Geleite von 22 Wölfen, die hastig in den Hof rannten. Jetzt fielen alle hungernd über die willkommene Beute her. Da schlugen die eisernen Thore zu; Schüsse von allen Seiten; die Truppe voll Entsetzen, zerstreut sich, will entfliehen, späht nach Ausgängen. Umsonst! Nun bilden die ergrimmten Wölfe einen Kreis, oder, um das eigentliche Wort zu brauchen, einen Rath, ein Gericht; plötzlich stürzen alle auf ihren verhaßten Führer, und zerfleischen ihren schuldlosen Verräther. Als ihr Strafurtheil vollzogen war, ließ Jeder ohne Widerstand sich niederschießen.

General **Wolf.** Dieser große General blieb bekanntlich in dem siebenjährigen amerikanischen Kriege bei Quebeck auf dem Schlachtfelde, und starb in den Armen des Sieges. Allein weniger ist es

bekannt, daß ihm England ganz allein im eigentlichen Verstande die Eroberung von Canada zu verdanken hatte; Alles bestand auf dem Rückzuge und der Aufhebung der Belagerung von Quebeck, die unüberwindliche Schwierigkeiten zeigte. Armee und Flotte waren dabei einstimmig, nur Wolf wollte durchaus siegen, und siegte. Ein tödtlicher Schuß aber streckte ihn hin, und raubte ihm alle Besonnenheit. In diesem Zustand wurde er von einigen Soldaten aus dem Schlachtgetümmel weggebracht, er athmete noch, allein mit geschlossenen Augen, und dem Ansehen nach sprachlos und ohne Gefühl. Mittlerweile sah man die Franzosen fliehen, ein Anblick, der diese Soldaten, die ihren General nicht verlassen wollten, zu dem Ausruf brachte: „O, sehet wie sie laufen!" — Diese Worte wirkten auf die große Seele des mit dem Tode ringenden Feldherrn so sehr, daß er auf einige Augenblicke gleichsam wieder auflebte. Er öffnete die Augen und fragte: „Wer läuft?" Die Antwort war: „Die Franzosen." — Hierauf rief er aus: „Gott sei Dank!" und mit diesem Athemzuge verschied er. Eben so starb Epaminondas auch in den Armen des Sieges, für welchen er den Göttern mit seinem letzten Hauche dankte. — Das Andenken an diesen großen Mann ist bei den Engländern unvergeßlich. Der niedrigste Pöbel führt die Anekdote seines Todes noch beständig im Munde, und bejammert seinen Verlust. Er hatte bei seinen außerordentlichen militairischen Talenten auch das vortrefflichste Herz und den liebenswürdigsten Charakter, daher er auch von den Soldaten angebetet wurde. Er war nur 36 Jahr alt, als ihn sein Vaterland verlor, das ihn wahrscheinlich nie gekannt haben würde, wenn nicht der große Pitt seine Verdienste entdeckt, ihn mit Hintansetzung aller militairischen Formalitäten hervorgezogen, und ihm das Commando übergeben hätte.

Des General **Wolf** wahre Todesart. Man hat seit ein paar Jahren, wie bekannt, erst die Entdeckung gemacht, daß die beiden großen Heerführer Gustav Adolph und Karl XII. nicht durch das Eisen des Feindes, sondern durch treulose Hände fielen. Eine ähnliche für Großbrittanien schmerzliche Entdeckung machte im Jahre 1788 ein englischer Officier. Der große Feldherr Wolf, der auf dem Schlachtfelde bei Quebeck so rühmlich starb, England Canada gewann, und dessen Tod von der ganzen Nation betrauert wurde, fiel nicht durch das Loos des Krieges, sondern als ein Opfer der Rache eines Nichtswürdigen. Ein englischer Unterofficier von Wolfs Regiment, war von ihm wegen eines üblen Betragens mit der Degradirung bedroht worden. Aus Rache ging er zum Feind über, und suchte im bald darauf folgenden Treffen den Feldherrn auf. Er ward ihn bald gewahr, und als ein guter Schütze war sein Zielen nicht vergebens. Wolf fiel in dieser denkwürdigen Schlacht, der Verräther wurde bald

nachher in Crown-Point mit der Besatzung gefangen genommen, und als Deserteur aufgeknüpft. Erst unter dem Galgen entdeckte er sein schreckliches Geheimniß, das von Wenigen gehört, und unter vielen Kriegsscenen begraben wurde, bis es jetzt durch erwähnten Offizier ans Licht kam.

Der Capuziner in Gesellschaft eines Wolfes. In Polen war ein Gutsbesitzer durch den Schaden, welchen ihm die Wölfe an seinem Vieh anrichteten, genöthigt, eine Wolfsgrube anzulegen. Ein Capuzinermönch fiel in diese zwölf Fuß tiefe Grube. Kaum hatte er sich einige Zeit hier befunden, als ihm aus einem Winkel zwei glühende Punkte entgegenleuchteten, und er zu seinem größten Schrecken bemerkte, daß es die Augen eines Wolfes waren, der sich indeß aus Furcht ganz ruhig verhielt.

Der Mönch zog ohne Geräusch seinen Rosenkranz hervor und rief alle Schutzheiligen bis zum frühen Morgen an, wo der Eigenthümer, zu seinem großen Erstaunen, die Beiden in entgegengesetzten Winkeln der Grube ängstlich zusammengekauert fand, den Wolf durch einen Schuß auf den Kopf tödtete und so den geängstigten und erstarrten Mönch von seinem gefährlichen Gesellschafter befreite.

Vertreibung der Wölfe. Bei der zu Anfang des Jahres 1789 eingetretenen Kälte haben sich auch Wölfe aus ihren Höhlen hervorgemacht. Ein ländlicher Virtuos auf der Baßgeige, der einer tanzenden Dorfgesellschaft vorgespielt hatte, wollte nun in der Nacht nach Hause ins nächste Dorf zurückkehren. Kaum war er eine halbe Meile gegangen, so trabten ihm neun Wölfe von einem Hügel herab entgegen. An's Entlaufen war nicht zu denken; er setzte sich also mitten auf den Weg und fing an mit aller Gewalt zu spielen. Die Wölfe stutzten, wußten nicht, was für ein Thier so brumme und liefen furchtsam davon.

Der gefährliche Wolf. Der junge Herr von M... traf in der Gegend von Aix, in der Provence, ein hübsches junges Mädchen an, das die Schafe hütete. Er wollte mit der Bauerdirne, die er für einfältig hielt, seinen Scherz treiben, und sich an ihrer Verlegenheit ergötzen. Er ging also auf sie zu, kniff sie in die Wange und fragte: „Wie oft mußt Du täglich die Heerde gegen den Wolf in Schutz nehmen?“ „Ach!“ versetzte das Mädchen mit einem schalkhaften Lächeln: „ich sehe ihn heute zum ersten Mal.“

Wolf und Joachim Lange waren bekanntlich große Feinde. Der letztere konnte keine Gelegenheit vorbei lassen, seinen Haß gegen Wolf

an den Tag zu legen. Er schrieb daher einmal in das Stammbuch eines jungen Theologen folgende Verse:

Ich weiß ein dreifach W., das großes Weh gemacht:
Die Weiber, die den Fall in diese Welt gebracht;
Der Wein, der Ursach ist an vielen bösen Thaten.
Das Dritte nenn' ich nicht; mein Freund, Du mußt es rathen.
Die Weisheit nenn' ich nicht; sie trägt stets Gutes ein.
Ich würde Dir es leicht gar deutlich nennen können;
Doch zu gewisser Zeit darf man den Wolf nicht nennen.

Bald nachher gerieth das Stammbuch in des verstorbenen Probst Reinbeck's Hände, dieser schrieb auf die gegenüberstehende Seite:

Ich weiß ein dreifach W., das vieles Wohl gebracht,
Die Weisheit, die der Neid schon selbst für gut geacht't.
Die Wahrheit, die von Gott den Ursprung hergenommen,
Und die vom dritten W. ein neues Licht bekommen.
Wer ist, der dieses W. zu dieser Zeit nicht kennt?
Ob man gleich nicht den Wolf bei seinem Namen nennt.
Doch giebt's ein dreifach L. so diesem W. entgegen;
Von diesem will ich Dir nur zwei vor Augen legen:
Das Lästern, so die Welt anjetzt zur Tugend macht;
Das Lügen, so letzthin der höll'sche Feind erdacht.
Das Dritte nenn' ich nicht: man kennt's an seinen Thaten.
Wem dieses unbekannt, der müßte Lange rathen.

Der Doctor Jablonsky, toleranter als Beide, schrieb Folgendes hinzu:

Das W., was kurz vorher das L. in Schimpf gebracht,
Nimmt zwar das R. in Schutz; dem aber ohngeacht't
Wird nun anstatt das W. das L. herumgenommen.
Bei diesem Wörterstreit ist man dazu gekommen,
Und spricht: Ihr, welche Ihr den Weg zur Weisheit kennt,
Schämt Euch, daß Ihr Euch schimpft, mit Schimpf bei'm Namen nennt.
Sind Wolf und Lange gleich in Schätzen sich entgegen,
Wird sich die Wahrheit doch schon selbst vor Augen legen;
Drum Lange, nimm das L. der Bruderlieb' in Acht,
Wolf schreib' das theure W. der Wahrheit mit Bedacht;
R. aber suche nicht im Richten Heldenthaten,
So ist dem L. und W. und auch dem R. gerathen.

Ein kühner Jäger aus Liefland erzählt folgende **Wolfs-Jagd.** „In einem sehr leichten, kleinen Schlitten von Baumrinde, mit einem zuverlässigen, braven Pferde sorgfältig und sicher bespannt, einen flin-

ken Burschen zum Kutscher, begebe ich mich in einer mondhellen Nacht, bei mäßigem, stillen Froste, in den Wald, aus dem das Geheul der Wölfe weit in die Ferne ertönte. Dort angelangt, selbst im Angesichte der hungrigen Heulenden, binde ich einen Bindfaden, etwa 20 Fuß lang hinten an meinen Schlitten, und an das andere Ende desselben die ausgestopfte Haut irgend eines kleinen Hausthieres; ein ähnliches, lebendiges, gewöhnlich ein Ferkel, in einem zugebundenen Sacke steckend, liegt in meinem Schlitten, auf welchem ich mit dem Angesichte nach hinten sitze und mehrere scharf geladene Gewehre in Bereitschaft habe. Daß ich ohne Schellen in tiefer Stille fahre, versteht sich von selbst. Bin ich den Wölfen nahe, so trete ich das Ferkel im Sacke, daß es erbärmlich schreit, während ich im kleinen Trabe durch die Mondlichter und großen Schatten im Walde fahre, und die ausgestopfte Haut hüpfend folgt. Diese halten die vom Geschrei angelockten Wölfe für das Schreiende und traben in einiger Entfernung neben und hinter dem Schlitten her, werden immer gieriger, nähern sich dem Angebundenen immer mehr, und bald macht der keckste von ihnen einen gewaltigen Satz nach demselben, und fällt von meinem Schusse, zu dem ich Zeit genug hatte, um gut zu treffen. Diesen Augenblick, da die übrigen Wölfe erschrecken und sich zurückziehen, benutze ich, den Gefallenen vollends zu tödten, treibe ihm einen eisernen Haken durch die Kehle, den ich mit einem Riemen an die Kufen meines Schlittens schnalle, bringe das Ausgestopfte wieder in Ordnung und fahre so fort mit der nächtlichen Jagd. Die blutige Spur auf meinem Wege lockt eben so sehr nach, als das erneuerte Geschrei meines Ferkels. Hätte mich aber nach dem Schusse das hungrige Zudringen der Wölfe verhindert, mich meiner Beute zu bemächtigen, so fielen sie selbst über den Verwundeten her, fraßen ihn und das verdarb mir die Jagd. So bringe ich, wenn ich glücklich war, ein halbes Dutzend Wölfe nach Hause. Es kann aber auch mißlingen, denn es geschieht wohl, daß mich achtzig und noch mehr Wölfe in die Mitte nehmen, daß das ausgestopfte Ferkel abgerissen ist, und das im Sacke nicht schweigen will, die hungrigen Wölfe es wittern, auf den Schlitten eindringen, ihn mit ihren Sätzen erreichen, — da sieht alsdann das gierige Gesicht, mit heraushängender Zunge, in der Nähe etwas beunruhigend aus; ich bin gezwungen, mein Ferkel im Sack hinaus zu werfen, während es verschluckt wird, mich eiligst vom Orte wegzubegeben und beschämt nach Hause zurückzukehren. Die tiefe Stille der Mitternacht, das um so schauerlicher ertönende Geheul der Blutgier, der Glanz des Schnees im Mondlichte, der das Geflimmer der Sterne weit übertrifft, die dick mit Schnee überladenen Fichten und Tannen, das bunte Gewirr der Schatten und Lichter im Walde, das lautlose Traben des Pferdes und Gleiten des Schlittens auf der weichen Schneedecke, die stille, milde Kälte, die angestrengte Aufmerksamkeit des Kutschers, auf

dem unebenen und versteckten Boden, das hier doppelt gefährliche Umwerfen zu vermeiden, die eben so angestrengte Aufmerksamkeit des Jägers auf den ausgestopften Balg am langen Faden, auf die Gänge und Sprünge der Wölfe und die gehörige Benutzung des Augenblicks, die vorsichtige Hast bei Erlegung und dem Anschnallen, zuweilen auch Verfolgung des Verwundeten, die aufmerksame Beurtheilung des nächsten Augenblicks, die abscheulichen Gesichter, Geberden und geöffneten Rachen der Wölfe, die meinen Eifer in der Verfolgung zu rechtfertigen scheinen und auf's Höchste steigern, ihr Zudrang bei großer Anzahl in dieser meilenweiten Entfernung von allen Wohnungen der Menschen, das Bewußtsein der klugen Ueberlegenheit in dieser schauerlichen Einsamkeit — das Alles hat etwas überaus Anziehendes, und ich gestehe, daß ich noch jetzt mit dem größten Wohlgefallen an dieser Erinnerung der Lieblingsfreuden meiner Jugend hänge."

Werth eines **Wolkenbruchs.** Ne, ick sage Dir, Bruder, det hat mir gewurmt! Ick wollte Dir mal den Feinen spielen, un jehe Dir also in die Kneipe, wo Anstand sitzt. Ick denke, Kümmel kannste hier nich drinken, Du wirscht Dir 'n Jlas Zuckerwasser jeben lassen. Wat meenste, wat ick habe davor blechen müssen? Zwee Jroschen Courant! sag' ick Dir. Wat sag' ick also zu die jrüne Schürze: zwee Jroschen Courant! sag' ick. Na, wenn det Jlas Wasser zwee Jroschen Courant kost't, denn sagen Sie mir mal, wat kost'en denn en Wolkenbruch?

Der **Wolkenbruch.** In einer unlängst gegebenen Oper blieb eine Wolkendecoration an einer Couliffe hängen. Der Theatermeister zog mit Gewalt. Die Wolke riß auseinander. „Wir werden naß werden," sagte ein Herr zu seiner schönen Nachbarin. „Wie so denn?" fragte die holde Schöne. „Ei, sehen Sie doch den Wolkenbruch," erwiederte er.

Die **Wolkenschieber**, so heißen die Bauern eines Dörfleins in Thüringen, die bei den ihnen vorgemalten Freuden des Jenseits nur die Antwort hatten: „Das globen wir nicht, Herr Farre, Bauer bleibt Bauer, un wenn ste nischt anders drüben zu thun han, so müssen wir gewiß die Wolken schieben."

Wolle. In einer westphälischen Zeitung wurde den Gelehrten folgende Frage zur Lösung aufgegeben: „Ist es nicht möglich, ohne Zuthun des Seidenwurms, durch Anwendung chemischer und technischer Processe, aus den Blättern des weißen Maulbeerbaumes Seide zu gewinnen?" — Gleich darauf erschien in einem anderen Blatte die Frage zur Lösung: „Ist es nicht möglich, durch Anwendung che-

mischer und technischer Processe, aus Gras und Kräutern ohne Schafe Wolle zu erzeugen?"

Wolle. Der Wollhändler X., kaum in Berlin angekommen, schickte am Morgen des nächsten Tages Karten folgenden Inhaltes an seine Kunden herum: „Gestern bin ich mit einem großen Vorrath von Wolle zum diesjährigen Wollmarkt hierher gekommen, und lade daher alle wollüstigen Käufer ergebenst zu mir ein."

Wollen. Zum Richter einer Pesther Vorstadt kam ein Schneider und verklagte seinen Gesellen: Er habe ihm wollen zwei Ohrfeigen geben. „Vielleicht wollte er Ihnen nur eine geben," meinte der Richter. „Er hat mir aber zwei gegeben." „Warum sagen Sie denn, er wollte Ihnen zwei geben?" — „Hätte er mir sie denn gegeben, wenn er nicht gewollt hätte?"

— Der ehemalige Bischof von Amiens, d'Orleans de la Motte, war ein abgesagter Feind aller dunkeln und räthselhaften Schriftsteller. Einer dieser Herren las ihm einst eine von seinen Arbeiten vor. Er hörte ihm aufmerksam zu, und befragte ihn hernach über verschiedene seltsame Wendungen und Ausdrücke, die ihm unverständlich waren. „Hiermit," antwortete ihm der Schriftsteller, „habe ich dieses, und damit jenes sagen wollen." — „Nun freilich," erwiederte der Prälat, „Sie haben recht viel Schönes sagen wollen; aber warum haben Sie es nicht gesagt?"

Wollen und Können. Man kann Alles was man will? Ihr habt gut reden. Aber lehrt mich wollen können!

So viel sie **Wollen.** Ein reicher Banquier in Neapel hatte in seinem Testamente einem Kloster 100,000 Ducaten vermacht, mit der Bedingung, daß die Mönche seinem damals noch unmündigen Sohne, wenn er majorenn würde, so viel davon geben sollten, als sie wollten. Als der herangewachsene Jüngling sein Geld verlangte, gaben ihm die Mönche nicht mehr als 10,000 Ducaten. Die Sache kam zur Klage, und die Richter entschieden, daß, da die Mönche, nach Auszahlung der 10,000 Ducaten, 90,000 Ducaten für sich behalten wollten, es der buchstäbliche Sinn des Testamentes erfordere, daß sie dem Kläger 90,000 Ducaten gäben, als die Summe, die sie wollten, und dagegen die übrigen 10,000 Ducaten behalten sollten.

Marie **Wollstonecraft**, eine englische Schriftstellerin, sagte: Es wäre ein großes Unheil, wenn die Weiber alle vernünftig wären, während der größte Theil der Männer albern sei. (Hört!)

Wood. In der Nähe von Philadelphia lebte ein amerikanischer General, der plötzlich reich geworden war und von da an ein großes Haus führte und Gesellschaften gab. Der Reichthum war das einzige Angenehme an ihm, und auch seine Gattin, die er noch, bevor er emporgekommen, geheirathet hatte, war ganz ungebildet. Einst luden sie in ihre Gesellschaft auch die beliebte Sängerin Wood ein, welche damals gerade in Amerika Kunstreisen machte. Mistreß Wood lehnte die Einladung anfänglich unter dem Vorwande, daß sie noch müde von der Reise sei, ab, mußte aber endlich doch den unermüdlichen Bitten nachgeben. Als die Unterhaltungen des Abends begonnen und einige Damen gesungen hatten, bat die Hausfrau auch Mistreß Wood, sich zum Piano zu setzen und die Gesellschaft durch ihren herrlichen Gesang zu unterhalten. Die Sängerin bat, man möchte sie diesmal entschuldigen. Die Hausfrau erstaunte über eine solche Weigerung, und als ihre ferneren Bitten auch nichts halfen, brach sie endlich in die Worte aus: „Wie? Sie wollen nicht singen, Mistreß Wood? Aber ich habe Sie ja bloß des Singens wegen in meine Gesellschaft eingeladen, und ich habe auch allen meinen Gästen gesagt, daß Sie kommen und ihnen etwas singen werden!“ — „Ach so,“ erwiederte Mistreß Wood mit der größten Bereitwilligkeit, „das ändert die Sache; ich ahnte nicht, daß Sie mich geladen haben, damit ich singe, sonst hätte ich mich nicht geweigert. Jetzt aber, da ich weiß, daß Sie mich als Sängerin eingeladen haben, folge ich sofort Ihrem Wunsche.“ — „Das gute Wesen!“ sagte die Hausfrau, „ich wußte, daß Sie meine Bitte nicht versagen werden.“ — Mistreß Wood setzte sich sofort zum Piano, und sang, was und so viel man wünschte, und so herrlich, daß Alle entzückt waren. Nicht so entzückt aber waren der Hausherr und die Hausfrau, als ihnen am nächsten Morgen ein Schreiben von Mistreß Wood überbracht wurde, worin diese für ihren Gesang 200 Dollars forderte, und zwar auf eine Weise, welche sehr deutlich zeigte, daß Mistreß Wood gesonnen sei, ihre Ansprüche vor Gericht geltend zu machen. Der General zahlte die 200 Dollars.

Ein Mann ein **Wort.** Man sagt: ein Mann ein Wort! und nicht: ein Weib ein Wort! — Weil die Weiber gewiß keine Angelegenheit mit einem Worte abthun können.

Bestrafte **Wortbrüchigkeit.** Die Stadtzeitung von Salem (in Nordamerika) enthielt eine öffentliche Anzeige von dem Tode eines dortigen, wohlbekannten Tischlermeisters, und setzte damit die Einwohner nicht wenig in Erstaunen, da sich der als verstorben Genannte frisch und gesund in ihrer Mitte befand. Der todte Tischlermeister eilt über Hals und Kopf zum Redacteur jenes Journals und erfährt, daß der Kaufmann S** aus Salem diese Anzeige habe einrücken las-

sen. Der Verstorbene beflügelt auf's Neue seine Füße und steht in wenig Minuten vor dem Kaufmann S**, der ihn mit allen Zeichen der Verwunderung und des Befremdens empfängt. „Seid Ihr nicht wirklich todt, — liegt Ihr erst jetzt in den letzten Zügen?" sprach er zu dem keuchenden Schreiner. „Seht, Meister," fuhr er fort, „als ich Euch vor drei Wochen meinen Schreibtisch zum Ausbessern gab, habt Ihr Euch auf mein Begehren verbindlich gemacht, ihn bis zum Ersten dieses Monats zu liefern und mir betheuert, es werde geschehen, wenn Ihr anders am Leben sein werdet. Da nun der Schreibtisch nicht gekommen ist, so mußte ich annehmen, daß Ihr gestorben seid, und so habe ich denn aus lauter Theilnahme die Todesanzeige in die Zeitung setzen lassen." Was wollte der Tischlermeister hierauf entgegnen? Er war beschämt, bat um Verzeihung seiner Wortbrüchigkeit und gelobte feierlich, sein gegebenes Wort künftig auf das pünktlichste zu halten.

Wort-Länge. Es giebt vielleicht, sagt Hr. v. Humbold, keine Sprache in der Welt, die so große Wörter zählt, als die mexikanische, aber vielleicht auch keine, deren Wörter so viel bedeuten. So z. B. das Wort:

„amatlaquilolitquitcatlaxtlahuilli,"

welches ausdrückt: die Belohnung, welche man dem Boten giebt, der ein Papier bringt, auf welchem in symbolischen Zeichen, oder in einer Malerei, irgend eine Nachricht enthalten ist, die man auf diese Weise Jemand zukommen lassen will.

Das längste **Wort**, das es jemals gegeben hat, heißt: Lepadotemachoselachogaleokranioleipsanodrimüpotitrimmatosilphioparaomelitokatakechümenokichlepikossüphophattoperisteralektrüonoptekephalliokinklopeleolagooiraiobaphetraganopterügon. Das Wort ist griechisch, und steht — um jeden Zweifel an der wirklichen Existenz desselben niederzuschlagen, in den „Ekklesiazusen" (Volksversammlung der Weiber) einem Lustspiel des Aristophanes und füllt dort 6 ganze Verse aus (V. 1169—1174). In dem Finale dieses Lustspieles ladet nämlich der Chor das gesammte Publikum scherzhafterweise ein, ihm zu einem festlichen Mahl zu folgen, von welchem der Wortkoloß eben die Inhaltsanzeige, und sozusagen der Speisezettel ist.

Schöne **Worte** helfen nicht,
Wo das Werk nicht kommt an's Licht.

Augustinus sagt in einer Rede: „Vor den Augen Gottes ist keine Hand leer, wenn das Herz voll gutem Willen ist." — Bei

sehr vielen Leuten, die ihr gutes Herz stets auf der Zunge tragen, fließt jedes Wort von gutem Willen über, wenn's aber zum Erfüllen dessen kommt, was sie versprachen, da sind gewöhnlich die Hände leer!

Unsinnige **Wortbegriffe.** In der Vorstadt einer volkreichen Hauptstadt hat ein Schlossermeister über seinem Arbeitsgewölbe die äußerst drollige Firma: „Schlosserfabrik."

Wortspiele. A.:

Ein Band ist es nur und der Einband ist schlecht,
Ein Druck ist darin, der den Eindruck noch schwächt,
Ein Fall ist der Stoff, den kein Einfall beseelt,
Ein Gang ist befolgt, schon im Eingang verfehlt.

B.:

Ein Tritt auf mein Buch ist ihr Eintritt hierher,
Ein Wurf nach dem Kopf ist Ihr Einwurf, mein Herr,
Ein Fluß hat zum Glück keinen Einfluß aufs Meer,
Ein Spruch bloß durch Sie ist ein Einspruch — nichts mehr.

Wortspiel-Räthsel.

Wie schön sich um den Bau die weißen — „ — „
Winden winden.
Er hat die Stiefel vorgeschuht, die er doch nur hat — „ — „
sohlen sollen.

1. Das dumme Kind, weil ihm die Butter auf dem Ofen — „ — „
2. Aus Rosen läßt sich wohl ein Kranz, doch nicht aus — „ — „
3. Tausend Felle kauft' er jüngst, und hundert — „ — „
4. Macht Platz, damit der Schiffer in den — „ — „
5. Voll Nester ist der Baum, ihm werden alles Laub die — „ — „
6. Wir können jetzt die Bäume nicht, weil uns die Aexte — „ — „
7. Wenn's Felder wären, ja, doch nichts will ich von — „ — „
8. Boston oder l'Hombre? Ich spiele nur, wie Ihr ja — „ — „
9. Es wollt' der Gärtner diese Schmach mit seinem — „ — „
10. Ich kann mich nicht von Euch Ihr Theuern ohne — „ — „

Auflösung.

1. schmolz, schmollt's. — 2. Flechten, flechten. — 3. Häute, heute. — 4. Kahn, kann. — 5. Raupen, rauben. — 6. fehlen, fällen. — 7. Wiesen, wissen. — 8. wißt, Whist. — 9. Rechen, rächen. — 10. Thränen, trennen.

Wortspiele.

Vater: Männern darf kein Mädchen trau'n.
Tochter: Ließ die Mutter doch sich trau'n.
Vater: Weißt ja nicht, was er erwirbt,
Tochter: Aber doch um was er wirbt.
Vater: Ich erfuhr's mit Gift und Galle,
Tochter: Mitgift — sagt er — brauchen Alle.

Wortspiel. Ludwig XI., König von Frankreich, wollte einem Abte seine Abtei nehmen. Als ihm dieß von einem Günstling des Königs vor Ausfertigung der diesfälligen Verfügung hinterbracht worden, sagte er zu diesem, ohne Bestürzung zu verrathen, lächelnd: „Das wird doch so geschwind nicht gehen." Wie so? „Ja, ich habe zwei und vierzig Jahre nöthig gehabt, ehe ich die beiden ersten Buchstaben A. B. (Abbé) gelernt habe; man wird mir doch wenigstens eben so viel Zeit lassen, um die beiden letzten C. D. (Ceder) zu lernen." Der Hofmann erzählte dieß dem Könige, und es hatte für den Wortspielmacher die glückliche Folge, daß er im Besitze der Abtei blieb.

Wortverdreher. Zwei Berlinerinnen begegneten einander und klagten sich ihre Noth über die eingetretene Kälte. „Ja," fing die eine an, „so kalt haben wir's noch nicht gehabt." — „Nu so ganz genau läßt sich des wohl nich bestimmen?" „Uft Haar sag' ich Ihnen, mein Mann is Haushalter bei'n Mechanikus, und bringt alle Abende die Parlemeterberechnung mit; gestern hatten wir 25 Zoll Frost, un heute können wir noch einen halben Fuß darüber haben!"

In ähnlicher Beziehung stritten zwei Domestiken; der Eine behauptete, es wären 25 Grad Kälte, der Andere hingegen, daß es nur 24 Grad wären, indem er hinzufügte: „25 Grad? das ist ja unmöglich, das ist ja Ungrad."

Wortverdrehung. Die Alabaster-Statue. Laß Dir, sagte ich zu meinem Thomas, bei Herrn M. die Alabaster-Statue geben, und mein Thomas ging hin und begehrte die — alte Pastor-Statue. Castelli.

Wortverwechslung. Bruder Adolph las seinen Schwestern Jakobi's Feierstunden der Grazien vor. Der Vater trat herein und fragte freundlich, was sie zusammen läsen. Das kleine vorlaute fünfjährige Lottchen erwiederte: „Jakobi's feuerspeiende Grazien."

— In einem Gasthofe sagte Jemand, der gern gut deutsch

gesprochen hätte, aber es nicht verstand, zu seinem Nachbar: „Sehen Sie doch zum Fenster hinaus, es regnet Platz.“ — Der Andere sprach lächelnd: „Ja Wasser regnet es, aber nicht Platz.“ — „Ei,“ erwiederte der Erste: „Sie verstehen mich miß.“

Wortverwechslung. Zu P. gaben die vortrefflichen Künstler Gebrüder L. jüngst ein Concert, und ließen sich auf dem Waldhorn hören, da sprach Jemand im Parterre, der die Wörter immer zu verdrehen pflegt: „Es ist doch wirklich wahr, die beiden Brüder blasen mit sehr großer Leichtfertigkeit und Prätenstion“ statt Leichtigkeit und Präcision.

— „Wenn mir der Arzt,“ sagte ein Kranker, „nicht bald von meinen Constructionen (Obstructionen) im Unterleibe hilft, so bin ich verloren.“

— Ich sandte Thomas, meinen Bedienten, zu einem Freunde mit dem Auftrage: „Ich ließe fragen, wie er sich befinde und ihn um seine Guitarre bitten.“ Thomas kam zurück und brachte mir die Antwort, er ließe sich für die Nachfrage bedanken und mit dem Katarrh sei es schon besser. Castelli.

— „Geh zu Herrn G.,“ sagte ich zu meinem Bedienten, „und sage, ich ließe ihn morgen Abends zu mir bitten, wir wollen Hummel's Quartetten probiren.“ Thomas ging, lud Herrn G. ein, und setzte hinzu: „Mein Herr hat gesagt, es sollen die Hammel-Coteletten probirt werden.“

Ein **Wucherer** starb. Vor seinem Tode ließ er alle Jene, denen er Legate in seinem Testamente bestimmt hatte, zusammen rufen und machte ihnen folgenden Vorschlag: „Ich habe Euch in meinem Testamente bedacht,“ sprach er, „Dich A. mit 1000 fl., Dich B. mit 2000 fl. u. s. w. Ihr wißt nun, daß die Legate erst 1 Jahr 6 Wochen 3 Tage nach des Erblassers Tode ausbezahlt werden. Wollt Ihr mir nun den Disconto bezahlen, so will ich es so ordnen, daß Ihr das Geld gleich nach meinem Tode erhalten müßt.“

Wucher.

„Geld ist das Talent des Menschen.“

Ein Talent ist nicht immer baares Geld, aber baares Geld ist immer ein Talent. Weil nun Geld ein Talent ist, so sagen die reichen Leute, die Geld haben, man muß mit seinem Ta-

doch hier den Ducaten? — ist's nicht vor Gott einerlei, ob er in meiner oder in Ihrer Tasche ist? er bleibt immer Herr darüber."

Melinth, der stille **Wucherer**, genannt: der blaue Blutegel. An der obersten Spitze der langen Reihe von entarteten Menschen, welche zum Fluche der Menschheit auf Erden wandeln, steht: der Wucherer, der ruchlose, der herzlose Wucherer, der Bandwurm der menschlichen Gesellschaft, die Pestbeule der großen Städte, der schwarze Tod im Reiche des Daseins!

Ein Dieb ist ein ehrlicher Mann gegen den Wucherer; Mörder sind ehrenwerthe Leute gegen den Wucherer; Spione, Denuncianten, Verräther, Rebellen und offenbare Schurken sind Honoratioren gegen den Wucherer!

Gegen den Dieb hat man Schloß und Riegel, gegen den Mörder Wehr und Waffen; gegen den Spion, gegen den Verräther hat man Galgen und Rad, gegen offenbare Schurken, Gauner, Betrüger giebt's Recht und Gesetz, nur gegen den Wucherer, gegen den heimlichen, stillen Wucherer giebt's nicht Schutz noch Recht, er umgeht den Galgen und das Gesetz, er umzüngelt das Recht und das Zuchthaus, er heuchelt sich vom Pranger und vom Strafgerichte los!

Wo aber die Gesetze aufhören, da fängt das Gericht der öffentlichen Verachtung an; wo das Recht nicht ausreicht, da reicht die allgemeine Stimme hin, welche solche stille Wucherer als Schurken bezeichnet, welche mit Fingern auf sie zeigt, und sie der allgemeinen Verdammniß bezeichnet: dieser ist ein stiller Wucherer, dieser ist der Krebsfraß unserer Gesellschaft, dieser ist der Mann, der beladen mit dem Fluche der Armen, der beladen mit dem Fluche der Bedrängten, der beladen mit dem Jammer der Wittwen, der beladen mit dem Kummer der Weisen, der beladen mit dem Elende der Unmündigen, der beladen mit dem Ruine der Leichtsinnigen sein schurkenhaftes Leben fortschleppt.

Unter allen Lastern und Gräueln, die dem Pfuhl der Hölle entstiegen, um in einer sündenvollen Menschenbrust zu wohnen, ist keines so schwarz, keines so teufelhaft, keines so satanisch, als der stille Wucher! Der Geiz schadet dem Nebenmenschen nicht, der Neid ruinirt die Armen und Nothleidenden nicht; die Rachsucht begnügt sich mit einem Opfer; die Verläumdung wird endlich müde, der Haß hat Momente der Versöhnung u. s. w., nur der Wucherer ist der Nimmersatt im Lustgebüsche des Lebens, der ewige Jude, der nie rastet, der stets brennende Busch, der sich nie verzehrt!

leute wuchern, und so wuchern sie mit ihrem Talente im Stillen so still fort, daß es zum Himmel empor schreit! Man sagt, die Leute, die so schändlich wuchern, wären Bösewichter, eine Pest der Menschheit, sie wären das Brandmal der Zeit u. s. w., es ist sehr wahr! Es sind bloß Philosophen! Sie bekümmern sich nicht um die kleinlichen Angelegenheiten der Menschen, sie bekümmern sich nur um die höchsten Interessen!

Der „Talmud" sagt, wer auf Wucherzinsen leiht, der kommt nicht in den Himmel und steht nicht von den Todten auf; darum denken sich unsere Wucherer: Wenn wir schon liegen bleiben, so wollen wir uns wenigstens gut betten! S.

Auf einen neu geadelten **Wucherer** machte man folgendes Epigramm:

N. ist Baron geworden,
Nun ist der Kerl entsetzlich stolz.
Man geb' ihm auch den Wucherorden,
Ein Band von Hanf, ein Kreuz von Holz.

Wucherer. Homo sanguinem succans. Cuv. In der gemäßigten Zone und auf der Augustiner- und Rentengasse wohnhaft. Empfindet das höchste Interesse für die höchsten Interessen, legt sich in's Bett und Andere auf's Stroh, betet Gott und das Geld an, liest die Bibel, Gebetbücher und Schuldverschreibungen und genießt nicht selten den Ruhm eines guten Christen.

Wucherer. Ein berühmter Wucherer rühmte sich in 2 Stunden das größte Geldgeschäft abmachen zu können. „O das glaube ich gern," antwortete ihm Jemand, „ich kenne einen Taschendieb, der es in 2 Sekunden abmacht."

Zu einem **Wucherer**, welcher scheinbar todt war, wurde ein Arzt gerufen, dieser ließ ihm sogleich zur Ader, und bald darnach kam jener wieder zu sich. Er machte aber ein klägliches Gesicht und wendete sich mit den Worten an den Arzt: „Hätten Sie mir, Herr Doctor, doch lieber eine Medicin verschrieben, so hätte ich für meine Ausgaben doch auch etwas einnehmen können."

Beruhigung eines **Wucherers.** Ein Jude, dem man sein unerlaubtes Wuchern vorhielt, und ihn fragte, ob er sich nicht der Sünde fürchtete, zog einen Ducaten aus der Tasche und sagte: „Sie sehen

doch hier den Ducaten? — ist's nicht vor Gott einerlei, ob er in meiner oder in Ihrer Tasche ist? er bleibt immer Herr darüber."

Melinth, der stille **Wucherer**, genannt: der blaue Blutegel. An der obersten Spitze der langen Reihe von entarteten Menschen, welche zum Fluche der Menschheit auf Erden wandeln, steht: der Wucherer, der ruchlose, der herzlose Wucherer, der Bandwurm der menschlichen Gesellschaft, die Pestbeule der großen Städte, der schwarze Tod im Reiche des Daseins!

Ein Dieb ist ein ehrlicher Mann gegen den Wucherer; Mörder sind ehrenwerthe Leute gegen den Wucherer; Spione, Denuncianten, Verräther, Rebellen und offenbare Schurken sind Honoratioren gegen den Wucherer!

Gegen den Dieb hat man Schloß und Riegel, gegen den Mörder Wehr und Waffen; gegen den Spion, gegen den Verräther hat man Galgen und Rad, gegen offenbare Schurken, Gauner, Betrüger giebt's Recht und Gesetz, nur gegen den Wucherer, gegen den heimlichen, stillen Wucherer giebt's nicht Schutz noch Recht, er umgeht den Galgen und das Gesetz, er umzüngelt das Recht und das Zuchthaus, er heuchelt sich vom Pranger und vom Strafgerichte los!

Wo aber die Gesetze aufhören, da fängt das Gericht der öffentlichen Verachtung an; wo das Recht nicht ausreicht, da reicht die allgemeine Stimme hin, welche solche stille Wucherer als Schurken bezeichnet, welche mit Fingern auf sie zeigt, und sie der allgemeinen Verdammniß bezeichnet: dieser ist ein stiller Wucherer, dieser ist der Krebsfraß unserer Gesellschaft, dieser ist der Mann, der beladen mit dem Fluche der Armen, der beladen mit dem Fluche der Bedrängten, der beladen mit dem Jammer der Wittwen, der beladen mit dem Kummer der Weisen, der beladen mit dem Elende der Unmündigen, der beladen mit dem Ruine der Leichtsinnigen sein schurkenhaftes Leben fortschleppt.

Unter allen Lastern und Gräueln, die dem Pfuhl der Hölle entstiegen, um in einer sündenvollen Menschenbrust zu wohnen, ist keines so schwarz, keines so teufelhaft, keines so satanisch, als der stille Wucher! Der Geiz schadet dem Nebenmenschen nicht, der Neid ruinirt die Armen und Nothleidenden nicht; die Rachsucht begnügt sich mit einem Opfer; die Verläumdung wird endlich müde, der Haß hat Momente der Versöhnung u. s. w., nur der Wucherer ist der Nimmersatt im Lustgebüsche des Lebens, der ewige Jude, der nie rastet, der stets brennende Busch, der sich nie verzehrt!

lente wuchern, und so wuchern sie mit ihrem Talente im Stillen so still fort, daß es zum Himmel empor schreit! Man sagt, die Leute, die so schändlich wuchern, wären Bösewichter, eine Pest der Menschheit, sie wären das Brandmal der Zeit u. s. w., es ist sehr wahr! Es sind bloß Philosophen! Sie bekümmern sich nicht um die kleinlichen Angelegenheiten der Menschen, sie bekümmern sich nur um die höchsten Interessen!

Der „Talmud" sagt, wer auf Wucherzinsen leiht, der kommt nicht in den Himmel und steht nicht von den Todten auf; darum denken sich unsere Wucherer: Wenn wir schon liegen bleiben, so wollen wir uns wenigstens gut betten! S.

Auf einen neu geadelten **Wucherer** machte man folgendes Epigramm:

N. ist Baron geworden,
Nun ist der Kerl entsetzlich stolz,
Man geb' ihm auch den Wucherorden,
Ein Band von Hanf, ein Kreuz von Holz.

Wucherer. Homo sanguinem succans. Cuv. In der gemäßigten Zone und auf der Augustiner- und Rentengasse wohnhaft. Empfindet das höchste Interesse für die höchsten Interessen, legt sich in's Bett und Andere auf's Stroh, betet Gott und das Geld an, liest die Bibel, Gebetbücher und Schuldverschreibungen und genießt nicht selten den Ruhm eines guten Christen.

Wucherer. Ein berühmter Wucherer rühmte sich in 2 Stunden das größte Geldgeschäft abmachen zu können. „O das glaube ich gern," antwortete ihm Jemand, „ich kenne einen Taschendieb, der es in 2 Sekunden abmacht."

Zu einem **Wucherer**, welcher scheinbar todt war, wurde ein Arzt gerufen, dieser ließ ihm sogleich zur Ader, und bald darnach kam jener wieder zu sich. Er machte aber ein klägliches Gesicht und wendete sich mit den Worten an den Arzt: „Hätten Sie mir, Herr Doctor, doch lieber eine Medicin verschrieben, so hätte ich für meine Ausgaben doch auch etwas einnehmen können."

Beruhigung eines Wucherers. Ein Jude, dem man sein unerlaubtes Wuchern vorhielt, und ihn fragte, ob er sich nicht der Sünde fürchtete, zog einen Ducaten aus der Tasche und sagte: „Sie sehen

doch hier den Ducaten? — ist's nicht vor Gott einerlei, ob er in meiner oder in Ihrer Tasche ist? er bleibt immer Herr darüber."

Melinth, der stille **Wucherer**, genannt: der blaue Blutegel. An der obersten Spitze der langen Reihe von entarteten Menschen, welche zum Fluche der Menschheit auf Erden wandeln, steht: der Wucherer, der ruchlose, der herzlose Wucherer, der Bandwurm der menschlichen Gesellschaft, die Pestbeule der großen Städte, der schwarze Tod im Reiche des Daseins!

Ein Dieb ist ein ehrlicher Mann gegen den Wucherer; Mörder sind ehrenwerthe Leute gegen den Wucherer; Spione, Denuncianten, Verräther, Rebellen und offenbare Schurken sind Honoratioren gegen den Wucherer!

Gegen den Dieb hat man Schloß und Riegel, gegen den Mörder Wehr und Waffen; gegen den Spion, gegen den Verräther hat man Galgen und Rad, gegen offenbare Schurken, Gauner, Betrüger giebt's Recht und Gesetz, nur gegen den Wucherer, gegen den heimlichen, stillen Wucherer giebt's nicht Schutz noch Recht, er umgeht den Galgen und das Gesetz, er umzüngelt das Recht und das Zuchthaus, er heuchelt sich vom Pranger und vom Strafgerichte los!

Wo aber die Gesetze aufhören, da fängt das Gericht der öffentlichen Verachtung an; wo das Recht nicht ausreicht, da reicht die allgemeine Stimme hin, welche solche stille Wucherer als Schurken bezeichnet, welche mit Fingern auf sie zeigt, und sie der allgemeinen Verdammniß bezeichnet: dieser ist ein stiller Wucherer, dieser ist der Krebsfraß unserer Gesellschaft, dieser ist der Mann, der beladen mit dem Fluche der Armen, der beladen mit dem Fluche der Bedrängten, der beladen mit dem Jammer der Wittwen, der beladen mit dem Kummer der Weisen, der beladen mit dem Elende der Unmündigen, der beladen mit dem Ruine der Leichtsinnigen sein schurkenhaftes Leben fortschleppt.

Unter allen Lastern und Gräueln, die dem Pfuhl der Hölle entstiegen, um in einer sündenvollen Menschenbrust zu wohnen, ist keines so schwarz, keines so teufelhaft, keines so satanisch, als der stille Wucher! Der Geiz schadet dem Nebenmenschen nicht, der Neid ruinirt die Armen und Nothleidenden nicht; die Rachsucht begnügt sich mit einem Opfer; die Verläumdung wird endlich müde, der Haß hat Momente der Versöhnung u. s. w., nur der Wucherer ist der Nimmersatt im Lustgebüsche des Lebens, der ewige Jude, der nie rastet, der stets brennende Busch, der sich nie verzehrt!

Darum haben alle satyrische und dramatische Dichter vergebens ihre spitzigen Pfeile von jeher nach diesen lebenden Schandsäulen der Menschheit gerichtet, darum haben die Ideale von Wucherer, welche z. B. im „Usurier" aufgestellt wurden, der Menschheit nicht von diesem Uebel geholfen, und all' die tausend Epigramme und Stachelpfeile, welche Rabener, Lessing, und alle Satyriker u. s. w. auf dies Geschlecht abschossen, prallten an der unverschämten Büffelhaut dieser Classe ab!

Wenn es aber auch nichts nützt, so kann es doch unterhalten, wenn wir dem Beispiele großer Satyriker folgen, welche ihre Aufgabe darin fanden, die unzähligen Laster mit der Nessel der Satyre öffentlich durchzupeitschen, und wenn wir den Lesern ein „Ideal von einem stillen Wucherer" humoristisch-satyrisch vorführen, ein Ideal, in welchem der Leser all' die teuflischen Züge, die sonst bei vielen solchen elenden Wucherseelen bemerkt wurden, beisammen finden, und welches man als ein Modell, als eine Studie betrachten kann, an dem man die satanische und ruchlose Natur, die niederträchtige Structur einer solchen Wucherseele, und die Entartung ihrer Eingeweide studiren könne.

Wir wollen das „Ideal eines solchen stillen Wucherers": „Melinth, den blauen Blutegel" nennen, und den Leser bitten, zu thun, als ob wirklich ein solches Exemplar existirte, das alle sonst vereinzelten Merkmale dieser Race allsämmtlich an seinem eklen Leichnam vereinigt trägt, obwohl wir zur Ehre der Menschheit glauben, daß es sobald nicht der Fall ist.

Melinth der stille Wucherer, den die Volksstimme, welche stets zuerst das Urtheil über ihre Brandmale ausspricht, den „blauen Blutegel" nennt, trägt das Kainzeichen seines Schand-Metiers in seinen widerlichen Zügen. Ein grinsendes Lächeln, welches freundlich sein soll, aber nichts ist, als eine spasmatische Verzerrung dieser von den niedrigsten Leidenschaften zerwühlten Gesichtszüge, widert Einem auf diesem blaubärtigen Antlitze an, und Niemand wird „Melinth, den stillen Wucherer" lächeln sehen, ohne sich wie Hamlet die Schreibtafel herauszunehmen und aufzuschreiben: „Man kann lächeln und immer lächeln, und doch ein Schurke sein!"

Schwarze, glattgestrichene Härchen schmiegen sich an einen Schädel an, an dem Gall auf den ersten Blick das „Galgen-Organ" erkannt hätte; die eingefallenen gelbbläulichen Wangen sind die vergilbten Pergamentdocumente, auf welchen niedrige Habsucht und ruchlose Hartherzigkeit ihre persönliche Anwesenheit bezeugt und besiegelt haben.

In Melinth's kleinen, ewig blinzelnden Aeuglein, die keinem Menschen in's Auge sehen können, brennt ein kleines Nachtlicht der Hölle, fahl und düster, und nur dann kommt ein unheimlicher, flimmernder Strahl in diese grünliche Feuer, wenn von Procenten, Interessen, von verfallenen Wechseln, von Zwang und vom Ruin der Armen, der Wittwen und Waisen die Rede ist. Melinth's Blicke irren rastlos hin und her, wie Diebe, die sich vor dem Ertappen fürchten, und ein Zug um Nase und Mund, wie die Lineamente einer Satanskralle, scheinen zu sagen: „Hier sind Wohnungen für Schmutz, Geiz und Wucher zu verlassen!" In seiner Jugend mag „Melinth" vielleicht studirt haben, man muß ihm aber nachsagen, das Einzige, womit er sein Lebtag nicht gewuchert hat, war die Wissenschaft! Als er später vielleicht in ein Amt kommen sollte, bemerkte man, daß er keinen Eifer für das Interesse des Staats, sondern bloß großen Eifer für die höchsten Interessen der Armen, der Bedürftigen, der Wittwen und Waisen hatte, und er folgte dem Drange seines Herzens und der Stimme seines Gewissens, welche ihm zuriefen: „Du bist geschaffen, um zu leben vom Blute und vom Schweiße deiner armen, von dir ausgesaugten, gemißhandelten, heuchlerisch ruinirten Mitmenschen."

Und Melinth dachte:

„Was die inn're Stimme spricht,
Das täuscht die wuchernde Seele nicht!"

Und so ist denn „Melinth" seitdem gewandelt auf jener Bahn, auf jener harten Eisenbahn des Wuchers, gleißnerisch und heuchlerisch, mit einem nichtssagenden, ruchlosen Lächeln, und hat gelebt vom Marke der Thoren und Leichtsinnigen, die in sein Netz liefen, und hat gelebt vom Blute und vom Lebenssafte der Unglücklichen, der Hartbedrängten, die durch Unglück und Schicksal und Unbesonnenheit und Leichtsinn in seine Wucherklauen geriethen, und hat sich gemästet vom Fette armer Wittwen, vom Gute und vom Habe der Waisen und Unmündigen, die er und seine Helfershelfer umgarnten und umsponnen, und mit kalter Berechnung ausäderten und zergliederten und gliedweise an sich rissen, bis sie und all' ihr Gut und Habe seiner Wucherseele verfallen waren.

Spricht man mit „Melinth," so verdreht er die Aeuglein und reibt sich die knöcherdürren Hände, und zuckt mit den Sünderlippen, und er weiß nichts von all' dem Elend, das er über Tausend und Tausend verhängt, und er weiß nicht ein Wörtchen von der grausamen, ruchlosen Härte, mit welcher er die leichtsinnigen Opfer seines schurkischen Wuchers verfolgt und herumhetzt, und er weiß gar nichts von all' den Wechselchen, die er zu 36 und 48 und 54 Procent erwucherte, er hat immer einen Deckmantel, eine andere Namensmaske,

hinter der er sich und seine niederträchtigen Kniffe und Pfiffe versteckt, und hundert Mal bei den Gerichten, auf schändlichen Wucher angeklagt, weiß er durch die abgefeimtesten Intriguen und Schlupfwege der Züchtigung der Gesetze zu entgehen! Nur einem kann er nicht entgehen: der öffentlichen Verachtung, der allgemeinen Verdammung, der Bezeichnung: „Melinth der stille Wucherer," dem brandmarkenden Namen: „Der blaue Blutegel," mit welchem ihn das Volk bezeichnet; der allgemeinen Entrüstung, mit welcher Jedermann von ihm sagt: „Das ist der abgefeimteste, heuchlerischste, hartgesottenste Sünder und Wucherer!"

Mit dieser Bezeichnung beladen, erscheint „Melinth" auf der Börse, im Kaffeehause, auf der Straße; mit dieser allgemeinen Verachtung beladen, erscheint er im Cirkel der Seinigen; mit dieser Verachtung und mit dieser Verdammniß beladen, wandelt er im Kreise seiner Familie herum, die Alle mehr oder minder schon unter seinem Wucher litten, denn ein solcher Wucherer hat nicht Vater, nicht Muttar, nicht Weib, nicht Kinder, nicht Bruder, nicht Schwäher, nicht Oheim noch Verwandte, ein solcher Vampyr saugt seinem eigenen Bruder mit Lust und Hohnlachen das letzte Bischen Blut aus den Adern! So lebt „Melinth, der stille Wucherer," genannt: „der blaue Blutegel," und so wird er sterben! Er wird in die Grube fahren, und ihm werden folgen die Flüche all' der durch ihn Ruinirten, und ihm werden folgen die Verwünschungen von tausend und aber tausend Unglücklichen, die seine Seele der Verdammniß überliefern. An seinem Sterbebette steht die Vergeltung mit Wucherzinsen, in seiner Todesstunde werden kommen die Gestalten alle, die sein Wucher gequält, gepeinigt, gemartert, und sie werden zähnfletschend auf seiner Bettdecke sitzen, und sie werden zerren an seinen Kopfkissen, und sie werden ihm im Todesröcheln in die Ohren gellen:

„Allen Sündern wird vergeben,
Nur der Wucherseele nicht!"

Und das Geld seines Nachlasses wird schmelzen, oder zum Fluche seiner Erben werden, weil der Fluch der Menschheit daran klebt, und sein Andenken wird selbst von den Seinigen genannt werden mit Heulen und Zähnklappern!

Sicherstellung eines Wucherers. „Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweisen?" fragte der junge Georg Brooks seinen reichen Freund Simon Hanson. „Borgen Sie mir hundert Pfund." — „Kommen Sie in mein Comptoir." Georg Brooks ließ nicht lange auf sich warten. „Welche Sicherheit können Sie mir geben?" fragte Hanson.

—„Meine Person." — „Sehr wohl, so legen Sie sich hier hinein," entgegnete Hanson, indem er den Deckel einer großen eisernen Geldcasse aufschlug. „Dahinein?" rief Georg erstaunt, „warum denn?" — „Das ist der Ort, wo ich die Unterpfänder aufzubewahren pflege." — „In diesem Falle danke ich für das Geld."

Ein Pariser **Wucherer** erzählte unlängst seiner Frau, daß er ein prächtiges Geschäft gemacht, indem er gegen 300 baare Franken sich 600 für ein Jahr verschreiben ließ. Die Frau erwiederte spöttisch: „Hättest Du also lieber das Geschäft für zwei Jahre gemacht, so hättest Du gar nichts baar geben müssen."

Die Gewissensbeschwichtigung eines **Wucherers.** Ein Kaufmann in Frankfurt am Main kam zu einem dasigen jüdischen Banquier, um ihm einen Wechsel zu verkaufen. Als Ersterer fragte, wie viel Procente er verlangte, schrieb der Banquier mit Kreide eine 9 auf den Tisch. Der Kaufmann gab ihm darüber seine Verwunderung zu verstehen und fragte: ob er sich vor Gott der Sünde nicht schäme, so horrende Procente zu nehmen? — „Nü," versetzte der Jude, „wenn der liebe Herrgott vom Himmel schaut, so ist es eine 6, und so viel Perzent ist doch wohl in aller Welt erlaubt."

Wunderkind. „Was haben's da für a Klanes?" fragte ein Prager einen Bekannten auf der Straße, der ein Kind an der Hand führte. — „Das ist ein Wunderkind," entgegnete geheimnißvoll der Andere, „das Kind ist schon zwei Jahre alt und spielt noch nicht die Violine."

Es ist doch **wunderlich!** „Aber, wenn ich nur wüßte, wie der Herr heißt, der mein Holz kaufte," sagte ein Bauer zu einem Vorübergehenden: „ich habe mit einem Herrn ausgehandelt, und als ich jetzt meine Pferde geholt habe und anspannen will, kann ich den Namen des Käufers nicht mehr finden." — „Da will ich Euch einen Rath geben, seht, dort wohnt der Herr Professor, der weiß Alles, geht zu ihm, um einen Groschen sagt er's Euch." — Der Bauer trat in das Zimmer des Gelehrten und sagte: „Herr! ich habe mein Holz an einen Herrn Kaufmann verkauft, er ist vorausgegangen, sagte mir seinen Namen und trug mir auf, mit dem Holz nachzukommen, jetzt kann ich ihn aber nicht finden, denn ich habe den Namen vergessen." — „Es ist doch wunderlich," erwiederte der alte Professor; — „ja, Wunderlich heißt er!" rief der Bauer, „da habt Ihr einen

Sechser, weil Ihr's gleich errathen habt," und verließ freudig das Zimmer.

Wunder machen. Ein Patient, der im Hause der Behandlung, ohne merkliche Besserung, von seinem Arzt oft operirt wurde, rief unwillig aus: „Ich glaubte, mein Herr, Sie würden Wunder machen, Sie haben aber bisher nichts als Wunden gemacht."

Guter **Wunsch**. Einem Engländer, der durch einen Krebsschaden seine Nase verloren hatte, begegnete eine arme Frau. Diese rief unaufhörlich hinter ihm her: „Gott erhalte Ihr Gesicht, mein Herr! Gott erhalte Ihr Gesicht!" Endlich fragte sie der Engländer, „was sie damit sagen wolle! — „Ach, mein lieber Herr!" erwiederte die Frau, „wenn Sie nun blödsichtig würden, wo wollten Sie Ihre Brille hinsetzen?"

Die **Wünsche** der Menschen sind den Winden vergleichbar, die, wenn sie gemäßigt sind, das Schiff glücklich zum Hafen steuern, sobald sie aber zu heftig werden, es an gefährliche Klippen schleudern, oder in gischende Untiefen versenken.

Wünsch ebenfalls. Am Vorabende des Neujahrstages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schulmädchen: „So, ich wünsche Euch Glück zum neuen Jahr und daß Ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen Jahre." — „Ich danke," erwiederte eines der kleinen Mädchen ganz schüchtern: „Wünsch' ebenfalls."

Wunsch eines Lehrers. In den Berliner Intelligenzblättern las man: „Ein Student wünscht gründlichen Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache geben zu können. Das Nähere u. s. w." Das ist ein sehr erlaubter Wunsch, und ohne Zweifel wird ihn nicht ein Student, sondern mehrere hegen.

Bescheidener Wunsch. Was eine Tyrolerin begehrt:

„O Gott und Herr!
Gib ma, was i begehr,
I' begehr ja net viel,
Nur dos, wos i will!"

Der sichtbare **Wunsch.** Ein Landedelmann zeigte seinen Gästen mehrere Seltenheiten, die sein Vater mit großen Kosten gesammelt hatte, und producirte unter Anderm ein rostiges Schwert mit den Worten, das sei dasselbe Schwert, womit Bileam seinen Esel tödten wollte. Einer aus der Gesellschaft erinnerte ihn, daß Bileam kein Schwert gehabt, sondern sich nur eins gewünscht habe. „Richtig," sagte der Edelmann, „und das ist dasselbe Schwert, welches er sich wünschte."

Wurm. Der Mensch hat dem Wurme das Kriechen abgelernt, bloß aus Sympathie, wie es scheint — weil sie beide Staubgeborne sind.

Die letzten guten Einnahmen, welche ein Theater vor seinem Schlusse machte, waren durch die Gastspiele des Komikers **Wurm** herbeigeführt. Als dieser zum letzten Mal gastirte, sagte Jemand in dem Parterre: „Jetzt werden diese Schauspieler bald gar nichts mehr zu beißen haben, weil man ihnen den Wurm nimmt."

In M. gastirte einmal ein Herr **Wurm** als Ferdinand in „Kabale und Liebe." — „Nach der Vorstellung rief man: „Wurm heraus!" — Nun entstand ein Streit auf der Bühne, ob der Gast Wurm oder der Secretair Wurm im Stücke gemeint sei. Der Regisseur trat hervor und fragte: „Welchen Wurm das geehrte Publikum verlange!" — Jemand rief: „Also Würmer heraus!" — Sogleich erscholl's im ganzen Hause: „Würmer heraus!"

Würmer. Abraham a Sancta Clara sagte: „Die Milch einer Säugamme, durch das Microscopium beschaut, ist mit vielen kleinen Würmlein gemischt." So dienen die Würmer zur ersten Speise, nach dem Tode dienst Du selbst zur Würmer-Speise.

Wurst. Der geheime Rath H... in B..., einer der dortigen berühmtesten Aerzte, war auch der Arzt der verstorbenen Baronin von L..s. Einst besuchte er sie, da klagte sie ihm, daß sie seit mehreren Tagen an heftigen Kopfschmerzen litte. „Man hat mir zwei Hausmittel gerathen," fuhr sie fort: „ich möchte sie wohl versuchen, was meinen Sie dazu? Man rieth mir, entweder verfaulte Zitronen, oder auch Sauerkraut auf den Kopf zu legen." — Der geheime Rath H. versetzte lachend: „Nun, nehmen Sie Sauerkraut, und legen Sie auch eine Wurst darauf" — und verließ das Zimmer. Als er den näm-

lichen Mittag bei Tische saß, erschien ein Bedienter der Baronin und verlangte ihn zu sprechen. Er wurde vorgelassen. „Meine gnädige Frau," sagte er, „läßt fragen, ob die Wurst gekocht oder gebraten sein muß?" Die Baronin hatte den Spott des Arztes für baaren Ernst genommen. „Gekocht, das versteht sich," war die Antwort des geheimen Raths H. Das Mittel wurde in der That von der Patientin gebraucht, und da ihre Krankheit mehr in der Einbildung als Wirklichkeit bestand, so that es auch die gehoffte Wirkung.

Die längste Bratwurst der Welt. Auf Fastnacht 1601 machten die Fleischer in Königsberg eine Bratwurst, welche 1005 Ellen lang war, wozu sie 81 geräucherte Schinken brauchten, 18¼ Pfund Pfeffer; und diese Bratwurst wog beinahe 900 Pfund. Sie trugen dieselbe am Neujahrstage feierlich unter Musik herum, und verschmausten sie alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche aus Nacheiferung aus zwölf Scheffeln Weizenmehl acht große Striezeln, deren jede 5 Ellen lang war, und sechs große Bretzeln gebacken hatten, dieselben den 6. Januar durch die Stadt feierlich herumtrugen und die Fleischer zur Dankbarkeit wieder mit denselben bewirtheten.

Würste. Niemand hat mehr Bratwürste gegessen, als Hans Strommer, Stadtrichter zu Nürnberg, gest. am 20. December 1592. Er war 38 Jahre im Gefängnisse, worin er auch seine Tage endigte, weil er in den Verdacht gerathen war, der Stadt nicht treu und hold geblieben zu sein. Vermuthlich aber hielt man ihn sehr leidlich, denn er bedung sich gleich aus, bei allen seinen Mahlzeiten ein paar Bratwürste zu erhalten. Diese Bitte ward gewährt, und so verzehrte er nach und nach über 28,000 dergleichen.

Wurzel. Ein Kranker sagte mürrisch zum Arzte: „Herr Doctor, Sie haben schon lange an mir herumcurirt, aber bisher noch immer ohne sonderlichen Erfolg, deshalb möchte ich Sie bitten, die Sache etwas kräftiger anzufassen, um die Wurzel des Uebels gleich mit einem Schlage zu vernichten." — „Das will ich sogleich," erwiederte der Arzt lächelnd, erhob den Stock und — zerschmetterte mit einem Schlage eine große Weinflasche, die auf einem Seitentische stand.

Wüst. Ein Franziscanermönch gerieth in seiner Lobrede auf den heiligen Franziscus so in Eifer, daß er behauptete, der große Heilige habe durch eine einzige Predigt zehntausend Menschen auf einer wüsten Insel bekehrt.

Die Stimme in der Wüste. Der Professor F**. auf der Universität H... hatte fast gar keinen Zuhörer. Einer seiner Collegen nannte ihn daher: „Eine Stimme in der Wüste."

Wüstiana von F. Wiest. Felicien Davids „Wüste" ist ein so wahres Wüsten-Gemälde, daß unlängst beim Durchblättern der Partitur einige Musiker vor Durst verschmachtet wären, wenn man sie nicht schleunigst durch einige Gläser Liesinger Bier gerettet hätte!

Das glühende Colorit der Wüstensonne ist in Davids „Wüste" wirklich versengend ausgedrückt. In Paris haben sich Damen für Davids „Wüste" eigends große Sonnenschirme machen lassen, um sich den Teint nicht zu ruiniren!

In Berlin haben einige Hausbesitzer Klage gegen Felicien David geführt, da durch die Aufführung seiner „Wüste" die Brunnen in ihren Häusern augenblicklich vertrockneten.

In Felicien Davids „Wüste" ist die Wüsten-Dürre so grauenhaft ähnlich wiedergegeben, daß in München drei der corpulentesten Musiker von den Proben allein die Auszehrung davongetragen haben!

Felicien David nennt seine „Wüste" Symphonie-Ode. „Wenn da einmal der Buchdrucker die Malice hätte und Symphonie-Oede hinsetzte," meinte ein Satyriker!

Die Violinen müssen zur Aufführung der „Wüste" anfänglich alle um einen halben Ton tiefer gestimmt werden, da die Saiten schon während der ersten Acte durch die afrikanische Notenhitze in die Höhe gehen!

Die „Wüste" Davids könnte eigentlich nur von afrikanischen Kritikern richtig beurtheilt werden, und doch haben wir bereits vieles darüber von — Chinesen gelesen!

In Paris hätte Davids „Wüste" beinahe mehrere Menschenleben gekostet, mehrere herrschaftliche Mohren-Jokeys haben sich bei der Anhörung der „Wüste" so von Heimweh ergriffen gefühlt, daß sie sich in einem Anfalle von Melancholie beinahe das Leben nehmen wollten.

Um sich zur Fortsetzung der „Wüste" zu begeistern, wird Felicien David täglich einige Stunden im Wiener Odeon zubringen.

„Sonderbar," meint ein Satyriker, „in der Wüste findet sich so selten Wasser, und doch hat David so manche Quellen in seiner „Wüste" benutzt!"

Die „Wüste" hat in Berlin auch deswegen so ungemein gefallen, weil man sich bei der Anhörung ganz in die Umgebungen Berlins versetzt fühlte.

„Glauben Sie, daß die „Wüste" voll sein wird?" fragte neulich Jemand. — „Wenn alle unsere Löwen hineingehen — muß es voll werden," meinte der Gefragte.

„Warum ist Felicien David ein Genie?" — „Weil er in die Fläche der „Wüste" so viele Erhabenheiten hineingebracht hat!"

X.

Nach unserer Rechnung der drei und zwanzigste Buchstabe; sieht eigentlich aus wie zwei am Kreuzlein zusammengewachsene siamesische Katzenbuckel!

Das X vertritt die Stelle von „K" und „D". Z. B. „Haxen" „Haksen."

Jene Anekdote ist bekannt, nach welcher ein Ungar in einem Pfänderspiel als Worte, welche mit einem „X" anfangen müssen, auch „G'sundheit" — „g'segnet" herzählte. Ein X für U machen, haben wir schon einmal erklärt, schadet aber nichts, der Leser kann's noch einmal hören, der Autor bekommt mehr Honorar und das ist ja eben ein „X" für ein „U" gemacht!

Das römische V bedeutet fünf, das X bedeutet zehn, also wer auf eine sonderbare Weise zehn aus fünfe macht, der hat ein „X" für ein „U" gemacht.

Die schlagendste Art aus fünf zehn zu machen, ist vielleicht folgende: Man hält einem dummen Kerl seine Hand hin, und fragt: Wieviel Finger sind das? Worauf er wahrscheinlich erwiedert: Fünf; darauf giebt man dem dummen Kerl eine solche Ohrfeige, daß ihm noch fünf Finger auf der Backe stehen, und so hat man zehn aus fünf, und ein „X" für ein „U" gemacht; probatum est.

Adelung sagt: Der Buchstabe „X" kommt nur am Anfange von fremden Eigennamen vor, z. B. „Xerxes," „Ximenes" u. s. w. Allein Adelung hat sich geirrt, dieser Buchstabe kommt jetzt am Anfange von beinahe allen Frauennamen vor, z. B. „Xantippe."

Bei dieſer Gelegenheit theile ich dem Leſer ein gutes Hausmittel gegen Xantippen mit. Wenn ein Ehemann eine derlei Xantippe beſitzt, und man ſoll Beiſpiele davon haben, dann trachte er nur ein Sokrates zu werden, dann wird man ihn zum Tode verurtheilen und ſo wird er ſeine Xantippe los. Ein noch angenehmeres Hausmittel iſt es, wenn der Sokrates den Giftbecher ihr in den Hals gießt, und dabei auf das Zärtlichſte ausruft: Mann und Weib iſt ein Leib. Man braucht ſich kein Gewiſſen daraus zu machen, einer Xantippe Gift zu geben, denn die Gegengifte ſind ja erlaubt.

M. G. Saphir.

Xantippe. Sie war die Frau Gemahlin des Sokrates, und soll ein sehr schlimmes Weib gewesen sein. Aber ist es denn ein Wunder, da sie einen Philosophen zum Manne hatte?

Xantippe — die Stamm-Mutter einiger noch lebender Töchter.

Xantippen-Versammlung. Mehrere Xantippen haben eine Versammlung veranstaltet. Der Zweck derselben war, auch für einen bösen Mannn irgend einen Namen aus der Geschichte aufzustöbern. Welch' namenlose Kränkung bemeisterte sich ihrer, als sie keinen auffinden konnten!

„Ich komme," sagte eines Tages ein Geistlicher zu dem berühmten Kardinal **Ximenes**, Regenten von Kastilien, „um Sie zu benachrichtigen, daß soeben in meiner Vaterstadt eine Pfründe erledigt worden ist, die Euer Eminenz zu vergeben haben, und die mich glücklich machen würde. Da ich aber nun weiß, daß Eure Eminenz denen, die Sie um etwas bitten, nichts gewähren, und jene gar vergessen, die nicht bitten, so ersuche ich Sie demüthigst, mir einen guten Rath zu geben, wie ich es anfangen muß, um die Pfründe zu erhalten." — „Das will ich Ihnen sogleich sagen," antwortete der Kardinal lächelnd: „gehen Sie zu meinem Secretair, und lassen Sie sich die Ernennungsurkunde ausstellen."

Y.

Das iſt der vier und zwanzigſte Buchſtabe. Er iſt aus Griechenland nach Deutſchland gekommen, wofür ſpäter die Baiern nach Griechenland gegangen ſind; das „Y“ hat ſeinen geliebten Namen „Ypſilon“ mit nach Deutſchland genommen, dafür haben die Baiern ihre geliebteſten Namen mit nach Griechenland genommen, z. B.: „Bockbier“ — „Dampfnudel“ u. ſ. w. In der neueſten Zeit hat man dies „Y“ als einen ſchlechten Studenten erkannt und es aus der „Phyſik“ ganz hinausgeworfen und ein i dafür ſubſtituirt.

Dieſes griechiſche Y mit dem deutſchen A verbunden, giebt „Y-a!“ — einen Ton, welches die Mutterſprache eines Volkes iſt, das unter uns lebt, eine Sprache, welcher unſere Grammatiker noch viel zu wenig Forſchung geſchenkt haben, obwohl ſie in vielen Schulen die Hauptelemente bildet.

M. G. Saphir.

Y ist griechischen Ursprungs, wie die Sprachforscher sagen; wiewohl andere Leute behaupten, daß es nur ein doppeltes J. sei. Bei der großen Verehrung gegen Alles, was griechisch heißt, ist es in der That ein Wunder, daß diesem armen schon nationalisirten Y von unsern Buchstabenfressern der Stab gebrochen worden ist.

Dem Buchstaben Y geht es eben so wie vielen Menschen, die ich respectire: Zum Anführer der Buchstaben im Worte taugt er schlecht, aber in der Kette derselben thut er treffliche Dienste.

Y. Wer ein Liebhaber von diesem Buchstaben ist, der lese viele spanische Titulaturen.

Unter den Fürsten, welche einst in Arabien und Persien regierten, hat uns die Geschichte den Namen des Kalifen **Yakuti-Ben-Laith** überliefert, eines der blutdürstigsten Tyrannen, welche die Annalen dieser Länder aufweisen. Folgender Zug, von einem seiner Minister, genannt Giafar, erzählt, läßt die Gemüthsart jenes Fürsten erkennen. Wir hatten, sagt Giafar, einen Sieg über die Kriegsheere des Kaisers von Mogul davongetragen, als wir den Befehl erhielten, das königliche Zelt auf dem Abhange eines Hügels im Schatten hoher Palmen aufzuschlagen. Nachdem wir uns zu den Füßen des Sultans geworfen hatten, wollten wir von Seiner Hoheit Abschied nehmen, allein er machte uns ein Zeichen zum Bleiben, und schien einige Minuten lang in tiefes Nachdenken versunken; dann, plötzlich auffahrend, befahl er seinem Waffenträger, sich nach dem östlichen Theile der Stadt zu begeben, von welcher wir schon von Weitem die Glockenthürme wahrnahmen. „Ihr werdet dort, sagte er, einen Garten finden, welcher der Obhut eines Alten, der Isak heißt, anvertraut ist; bemächtigt Euch des Mannes und führt ihn hieher.“ Nach wenigen Stunden kehrte der Waffenträger mit einem abgelebten, vor Furcht zitternden Greise zurück. Der Tyrann befahl, daß Isak augenblicklich getödtet werde, welches zu unserer äußersten Bestürzung auch geschah. Yakuti erhob dann den Blick auf uns, und sagte: „Ich sehe, daß Euch die schnelle Hinrichtung eines unter der Last der Jahre gebeugten Mannes erstaunt hat, da keine Anklage gegen ihn vorhanden war — ich will Euch die Gründe kundmachen, die mich zu dem Verfahren bestimmten: In meiner Jugend war ich arm, sehr arm, ich aß kein Brod, das nicht vom Schweiße meines Angesichts benetzt war, und nicht immer fand ich Arbeit. Mein Elend wurde so groß, daß ich schon seit zwei Tagen keine Nahrung zu mir nahm, als ich einen Garten erblickte, dessen Bäume mit den schönsten Früchten Arabiens und Persiens beladen waren. Der Eingang war offen, ich trat hinein und pflückte einige Granatäpfel, dann befand ich mich am Rande einer

reinen, klaren Quelle, in deren Nähe auf dem Boden ein Tischtuch ausgebreitet war, von blendender Weiße und mit Nahrungsmitteln bedeckt. Mein Hunger war so heftig, daß ich das Brod und Milch, woraus das frugale Mahl bestand, verzehrte. Dann pflückte ich wieder einige Früchte, als jener Alte sie mir aus den Händen riß, und sechs, mit knotigen Stöcken bewaffnete Männer zu Hülfe rief. Diese fielen über mich her, beluden mich mit Schlägen, und verließen mich dergestalt zugerichtet, daß ich nur mit großer Mühe bis zu den Stufen einer benachbarten Moschee mich schleppen konnte. In dem elenden Zustande traf mich ein Fleischer, der mit meinem Uebel Mitleid hatte. Er ließ mich in sein Haus bringen, und sorgte für mich mit zarter Theilnahme, bis meine Gesundheit wieder ganz hergestellt war. Dann vertraute er mir die Huth über sein Vieh, und gab mir ehrlichen Lohn. Nach einiger Zeit schied ich von ihm, und nur durch mein Genie gelangte ich zur höchsten Würde."

Während der ersten Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich wegen des Krieges mit Amerika tadelte Sir Joseph **York** gegen den französischen Gesandten im Haag das Cabinet von Versailles, daß es sich in diesen Streit gemischt habe. „Sie haben sich," setzte er hinzu, „gegen uns nicht großmüthig benommen, und müssen sich den Vorwurf machen, unsere Tochter verführt zu haben." — „Verzeihen Sie," erwiederte der Gesandte, „wir haben sie nicht verführt; vielmehr sie hat den ersten Schritt gethan, indem sie sich uns in die Arme warf."

Als **Young** einst mit mehreren Damen eine Lustpartie in Vaurhall machte, und unter Anderm auch eine kleine Wasserfahrt mit ihnen anstellte, blies er seiner Gesellschaft einige Arien auf der Flöte. Dem Schalle ruderte ein Nachen voll Officiere nach. Young aber, der nicht gerne zu einem Schauspiel diente, steckte seine Flöte ein. Einer von den Officieren fragte ihn: warum er die Flöte in's Futteral stecke? Young antwortete: „Weil ich sie daraus genommen habe." Der Officier erklärte ihm nun kurz, daß er ohne Weiteres weiter fort zu blasen habe, wenn er nicht in die Themse geworfen werden wollte. Die Frauenzimmer zitterten. Young gab nach, beruhigte seine Gesellschaft, und zog die Flöte wieder heraus. Als nun Young gegen Abend eben diesen Officier in einer Allee des Vaurhall erblickte, ging er gerade auf ihn zu, und sagte mit der größten Kaltblütigkeit: „Ich habe mich heute bloß darum Ihrem unverschämten Ansinnen gefügt, weil ich die Freude Ihrer und meiner Gesellschaft nicht stören wollte; da ich jedoch wünsche, Ihnen zu beweisen, daß unter einem schwarzen Kleide der Muth eben so gut, als unter einem rothen wohnen kann, so ersuche ich Sie, sich morgen Früh, nur ohne Secundanten, da der

Wortwechsel auch zwischen uns Allen nicht Statt hatte, hinter dem St. Johannis-Park einzufinden." Der Officier nahm die Herausforderung an, und es ward festgesetzt, daß sie die Sache mit dem Degen abmachen wollten. Beide Streiter waren dann zur bestimmten Zeit auf dem Platze. In eben dem Augenblicke, wo der Officier seine Stellung nahm, zog Young ein Paar Pistolen, welche er in der Tasche hatte. Der Officier rief: „Wie, Sie haben mich doch nicht als ein Meuchelmörder hierher gelockt?" „Wahrlich nein," erwiederte Young, „wenn Sie mir nicht augenblicklich den Degen einstecken, und eine Menuet tanzen, so jage ich Ihnen eine Kugel durch den Leib." Der Officier wollte Einwendungen machen; aber er überzeugte sich bald, daß er es mit einem entschlossenen Manne zu thun habe, und fügte sich zum Tanze. „Nun," sagte Young zu ihm, „sind wir beide gleich; ich habe wider meinen Willen geblasen, und Sie haben wider Ihren Willen getanzt. Verlangen Sie weitere Satisfaction, so bin ich bereit, Ihnen solche zu geben." Der Officier erkannte seinen Fehler, und es wurde zwischen Beiden ein bleibender Freundschaftsbund geschlossen.

Young's Grabschrift.

Durch düst're Nächte ward auf Erden
Dem, der hier ruht, des Ruhmes Licht;
O, möchte doch zu Theil ihm werden
Durch Grabesnacht des Himmels Licht.

Z.

Der fünf und zwanzigste und letzte Buchstabe des A-B-C. Daher bezeichnet man auch das Ende einer Sache damit: Von A bis Z.

Das Z ist der härteste Buchstabe, z. B. „Zahlen" — Zeitschrift — Zins — Zoll — Zuchthaus, — und doppelt hart in „Zunft-Zwang" — Zwanziger u. s. w.

Und nun, mein lieber Leser des Lexicons der Satyre u. s. w., nun hab ich Dir denn Deine fünf und zwanzig richtig gegeben, Deine fünf und zwanzig Buchstaben nämlich.

Ich hoffe, Du begehrst nicht mehr, ich habe gethan was in meinen Kräften stand, nimm vorlieb, ein Schelm thut mehr als er kann, ich bin keiner.

M. G. Saphir.

Zahn. Der Elephant hat die größten Zähne, und obschon er sich keines französischen Zahnpulvers bedient, so sind sie doch sehr weiß. Die Poeten sehen in dem Munde ihrer Geliebten keine Zähne, sondern lauter Perlschnüre. Die Zeit, die schon sehr alt ist, hat nur einen einzigen Zahn noch übrig, der aber so scharf ist, daß er Alles zusammen damit frißt.

Bildhauende **Zähne.** Ein bekannter Bildhauer sprach sich eines Tages mit ziemlichem Selbstgefühle aus, ließ sich in Streit mit Thorwaldsen ein und stellte seine Arbeiten über dessen. „Du kannst mir die Hände binden!" sagte Thorwaldsen, „dann werde ich besser mit meinen Zähnen in den Marmor beißen, als Du hauen kannst."

Zahnarzt. In dem Intelligenzblatte für die Provinz Oberhessen vom 15. October, findet sich unter den Inseraten folgende „Empfehlung," die wir ihrer Eindringlichkeit wegen und als interessanten Beitrag zur operativen Chirurgie hier wörtlich mittheilen. „Unterzeichneter empfiehlt den Gemeinde-Einnehmer Johs. Kullmann von Obermorstadt als praktischen Zahnarzt, denn er hat folgende Probe gemacht. Der Polizeidiener Heinrich Lehr kam zu dem Kullmann und klagte Zahnweh und begehrte ihn ausgerissen zu haben, der Arzt brachte sein Instrument herbei, nämlich eine Beißzange, und faßte den Zahn mehrere Mal an, da aber die Zange nicht greifen wollte, holte er noch folgende Werkzeuge herbei, sie bestanden in einer Art und einem Beil, um die Zange festzuschlagen. Nun ging es wieder frisch an's Werk, die Sache schlug noch einige Mal fehl, bis er ihn endlich unter großen Schmerzen herauszog. Wer also an dieser Krankheit leidet, der gehe nur zu dem Rechner Kullmann, er reißt einen Zahn aus, ohne daß er etwas davon spürt. Obermorstadt, den 8. October 1845. Der Kirchenrechner Christoph Mickel."

Eine höchst gefährliche **Zahnoperation** wurde in London im zoologischen Garten vollbracht; ein Leopard in der dortigen Menagerie war seit einiger Zeit erkrankt, lange konnte man den Sitz des Uebels nicht finden, bis sich endlich ergab, daß ein angefressener Zahn die Ursache desselben sei; dieser mußte demnach entfernt werden, wenn das Thier wieder ruhig und gesund werden sollte; aber wie das anstellen? Die Aufgabe war kitzlich, nichts desto weniger fand man bald ein Mittel, sie zu lösen; einer der Wärter, der mit dem Thiere vertraut war, trat in dessen Käfig, machte es zutraulich, spielte mit ihm, und wußte es so nach und nach in einen großen Sack zu hüllen, so, daß nur dessen Kopf frei blieb. Der Wärter öffnete hierauf den Rachen des Leoparden, ließ die obere und untere Kinnlade desselben durch zwei

Männer festhalten, zog ein Paar riesige Pincetten aus der Tasche, und packte damit den kranken Zahn; in diesem Augenblick wurde das Thier, das sich bisher ruhig verhalten hatte, wüthend, und es bedurfte, trotz des starken Sackes, aller Kraft der drei Männer, es zu halten. Der Wärter indeß ließ nicht nach, und holte in einem Zuge mit großer Geschicklichkeit den kranken Zahn hervor, den er mit triumphirender Miene den Zuschauern zeigte.

Zahnsaamen. Eine alte Jungfer, die keine Zähne mehr hatte, kaufte sich Zahnpulver, und da der Italiener sagte, er habe keines weiter, als dieses, und da sie es tadelte und über die große Theurung klagte, versetzte der Handelsmann zuletzt, seine Waare einpackend: „Sie wollen vermuthlich Zahnsaamen haben, den besitze ich nicht."

Das theure **Zahnreißen.** Ein Mädchen aus dem Erzgebirge kam während der Leipziger Messe zu einem bekannten Zahnarzt, um sich einen Zahn herausnehmen zu lassen. Die Operation ward mit großer Schnelle und Geschicklichkeit vollzogen. „Wie viel bin ich schuldig?" — „Acht Groschen." — „Hm, unserm Barbier gebe ich bloß zwee Groschen, und der braucht doch wenigstens eene halbe Stunde."

Liebe und **Zahnweh.** Liebe und Zahnweh! Zwei unsägliche Schmerzen für die, welche sie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche sie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?" — „Sie lieben, — sie haben Zahnweh." — „Nun, wenn's weiter nichts ist, das hat nichts zu bedeuten!"

Das sind die gewöhnlichen Ansichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hause an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa sagt, es ist Rheumatismus, der giebt sich von selbst. Ein Onkel sagt, es ist ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante sagt, gar nicht d'ran denken ist das Beste. Eine Base sagt, laß Dir den herausreißen, und setz' Dir einen andern ein. Ein weiser Nachbar sagt, verstopfen Sie sich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es giebt keinen so dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meisten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wissen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlorenen Zähnen und verlorener Liebe selbst keinen Zahn mehr im Munde und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menschen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtsamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wollust verloren

und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herz-Weh guter Herzen, und das natürlich, denn sie können sich selbst eben so wenig auf das Herz, als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meisten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnsinnig herumwandeln, und wie die Mondsüchtigen an den steilen Wänden hinaufklettern möchten. S.

Zahnweh. Zu einem Kaufmanne kam ein polnischer Jude mit der Frage: ob er nichts für ihn habe? „Superbes Zahnweh," war die Antwort. Der Jude griff in die Tasche, zog einen Groschen heraus, und versetzte: „Da hobt Ihr einen Groschen Aufgeld, bewohrt's mir bis künftige Meß!"

Wie leicht man vor Zeiten der **Zauberei** wegen in das Gefängniß und auf die Folterbank kommen konnte, läßt sich aus dem Inquisitionsprocesse eines getauften Juden zu Halle, Namens Pfefferkorn, welcher im Jahr 1514 im Dienst des Cardinals und Kurfürsten Albrecht stand, ersehen. Dieser Pfefferkorn hatte sich den Haß der Hofbedienten, vorzüglich aber den des Hofnarren zugezogen; welcher letztere ihn bei den Gerichten der Zauberei beschuldigte und angab, ihn durch das Fenster in das Vorgemach des Kurfürsten kommen gesehen zu haben. Einigen der Richter schien diese Aussage nicht ganz wahrscheinlich, sie griffen daher zu einem andern Mittel, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Sie führten nämlich den Angeber in den kurfürstlichen Keller und gaben ihm dort so viel zu trinken, daß er gänzlich betrunken wurde. Als er nun in diesem Zustand seine frühere Aussage wiederholte, hielten es die hochweisen Herren für hinlänglich, den Angeklagten einzuziehen und auf die Folter zu werfen, von welcher er einem fürchterlichen Feuertod entgegenging.

Zechen. „Wenn Ihr Uebel sich nicht bis zur Taubheit vermehren soll," sagte ein Arzt zu seinem Patienten, „so müssen Sie sich von allem Weine enthalten." — „Wasser trinken!" rief der Letztere, ein lustiger Zecher, „nein, Herr Doctor, ehe ich des Weines entbehre, will ich lieber völlig taub sein. Denn bei weitem besser ist, was ich trinke, als was ich höre."

Zechbrüder. Der Baron von ... war ein großer Zecher. Einst sagte er zu seinem Bedienten, nachdem er sich von diesem mehrere Flaschen Wein hatte holen lassen, gleichsam um sich bei ihm zu entschuldigen: „Johann, ich bin so durstig, daß ich mich noch zu Tode

trinken werde." „Gnädiger Herr!" versetzte der Bediente: „O, lassen Sie mich mit sterben."

Zechgesellschaft. Behaglich saßen in einer Gaststube einige Lebemänner und zechten fleißig, während ein armer Wandersmann hinter'm Ofen sein Stückchen schimmlig Brod kauete. Begeistert von dem duftigen Getränke, rief endlich einer derselben, sein Glas hoch erhebend, aus:

„Es gab Natur doch sonder Zweifel
Ein Gläschen Wein für jeden Erdensohn!"

Da antwortete der hinter'm Ofen in gleichem Rhythmus:

„So sagt mir aber doch zum Teufel:
Wo bleibt denn meine Portion?"

Zur deutschen **Zechgeschichte.** Daß unsere Vorfahren im Trinken keine Stümper waren, geht schon aus dem Umstand hervor, daß mehrere deutsche Gelehrte das Trinken zum Gegenstand ihrer historischen Studien gemacht haben. Unter Anderem schrieb E. K. E. Hülzeden ein Buch: „Vom Durst der alten Deutschen." W. Petersen schrieb eine „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke," und Thaddäus eine lateinische Abhandlung: „De Germanorum veterum aviditate bibendi." Vincentius Obsopäus verfaßte in lateinischen Versen ein großes Gedicht, unter dem Titel: „Victoria Bacchi, seu de arte bibendi," das Buch erschien 1536 in Nürnberg und wurde schon im folgenden Jahre von G. Wickgramm ins Deutsche übersetzt. — Daß auch das Ausland die Virtuosität der Deutschen im Trinken längst anerkannt hat, beweist das französische „trinquer" (unser deutsches: Ueber den Durst trinken). Der Schotte Barclay erzählt seinen Landsleuten, daß in Deutschland das Trinken zum guten Ton gehöre und auch Benvenuto Cellini läßt den Deutschen das ihnen in dieser Hinsicht gebührende Lob widerfahren. Er erzählt nämlich, daß er auf seiner Reise nach Frankreich sich gefürchtet habe, über einen stürmischen See zu fahren, als sich aber vier deutsche Junker in's Boot gesetzt hätten, habe er alle Angst verloren. Denn, fügt er erklärend hinzu, wäre der See voll Wein gewesen, so hätten die Deutschen wohl nichts darum gegeben, darin unterzugehen; da es aber nur Wasser war, hatte es mit dem Ertrinken noch keine Gefahr.

Zehn Frauen. Ein französischer Arzt erzählt in seiner Abhandlung über die Ehe, von einem Franzosen, der in seinem 99. Jahre die zehnte Frau heirathete und Vater von 102 Kindern war. Ein Anderer, Namens Parr, heirathete in seinem 102. Jahre und kam

noch 48 Jahre später wegen einer Liebschaft in Untersuchung. Dieser merkwürdige Mann überlebte neun Könige von England.

Sicheres **Zeichen.** Ein Dienstmädchen, dem befohlen worden war, einen Herrn zu Tisch zu bitten, mit dem Bemerken, daß aufgetragen sei, fand denselben vor dem Spiegel stehend, mit einer Zahnbürste sich die Zähne putzend. Sie entledigte sich ihres Auftrags und sagte, zu ihrer Herrschaft zurückgekehrt: „Der Herr wird gleich erscheinen, er macht sich schon die Zähne scharf."

Wiener **Zeiselwagen.** Ich habe eine schauderhafte Geschichte gehört, von einem Zeiselwagen, der sich letzthin, befrachtet mit fünf Stück Landpartie-Fressern, auf eine Nordpol-Expedition bis in die Eisberge von Grinzing hineinwagte, und die von einem Cooper geschildert werden müßte! — Sie kamen glücklich um das Vorgebirge der guten Heurigen herum, segelten bis in den Ocean des stillen Morastes, als das Rößlein seekrank wurde, und der Wagen einen Leck bekam und Wasser faßte. — Die Passagiere begannen zu pumpen, vergebens! Dazu gesellte sich ein Sturm von Nordost nach Südwest, der Zeisel-Admiral legte bei, und zog das große Bramsegel, den ersten Passagier, auf; darauf kappte er den Fockmast, es war eine baumhohe Kapäunlerin, Alles umsonst! — Der Zeisel versank, die Mannschaft rettete sich durch Schwimmen an die Goldküste vom Währinger-Spitz, der Admiral aber stand neben dem Zeisel und rief einem vorbeisegelnden Fiaker zu: „Wanderer, erzähle in Sparta, daß ich für's Vaterland gefallen bin!" — und Mann und Zeisel sah man niemals wieder!

So erzählt man von mehreren Zeiselbrüchen im Hernalser-Golf, die indessen noch der Bestätigung bedürfen. S.

Zeit. Ein Lehrer hatte die Gewohnheit, unbestimmte und undeutliche Fragen an seine Schüler zu stellen. Natürlich fielen dann die Antworten sehr curios aus. Bei einer öffentlichen Prüfung, die abgehalten wurde, vergaß er sich wieder und richtete folgende Frage an einen Knaben: „Was für Zeiten giebt's?" — Sehr naiv antwortete der Kleine vor der Versammlung: „Schlechte Zeiten!" — „Wie, was sagst Du?" rief der Lehrer entrüstet. — „Nun ja, schlechte Zeiten giebt es," — wiederholte der Kleine — „Vater und Mutter sagen es auch."

— Als ein Student zu seinem Cameraden sagte, daß sein Kleid zu kurz sei, so antwortete dieser: „Je nun, es hat hinlänglich Zeit zum Wachsen, bis ich mir wieder ein anderes machen lasse."

Zeit. Ein Klaviermeister hatte sich schon zwei Jahre lang mit dem Sohne eines reichen Mannes geplagt, ihm Etwas von seiner Kunst beizubringen, aber vergeblich war seine Mühe. Eines Tages saß er ganz verdrießlich auf einem Kanapee, dem ungeschickten Spiele zuhörend, als sein Zögling sich plötzlich zu ihm wandte und die folgende Frage stellte: „Meister, wie heißt die Zeit, worin wir sind?" — „Verlorne Zeit," erwiederte der Meister kalt.

Die Zeiten werden immer schlechter. Ein Müller, der über die schlechten Zeiten klagte, sagte zu seinem Nachbar: „Ja, Gevatter, es ist jetzt ein ganz ander Ding. Der Wind bläst lange nicht mehr so gut, als vor zwanzig Jahren."

Gegenwärtige Zeit. Ein Schulmeister wollte seinem jungen Zögling den Unterschied der Zeiten recht deutlich machen. Er trat daher vor ihn hin und sprach: „Merke auf, Carl! — Wenn Du sagst: ich sehe einen Ochsen, wann siehst Du dann den Ochsen?" — „Jetzt eben," erwiederte Carl ganz richtig.

Vor Zeiten war Alles besser. Eine bejahrte Dame, welche mit Schmerz den Einfluß der Zeit in ihrem Gesichte wahrnahm, rief vor dem Spiegel aus: „Ja, sonst waren die Spiegel weit besser. Heutiges Tages zeigen sie bei Weitem nicht mehr so ähnlich, wie ehemals."

Andere Zeit, andere Lehre. Ein Sperling, der mit Verwunderung und Staunen sah, wie emsig die kleinen Ameisen im Walde arbeiteten, und welche große Vorräthe von Nahrungsmitteln sie anhäuften, fragte einst aus Neugierde eine Ameise, warum, und wozu sie so fleißig Alles, was sie finde, zusammentrage. Die Ameise gab ihm, um sich nicht durch leeres Geschwätz in ihrer Arbeit stören zu lassen, kurz zur Antwort, daß sie es thue, damit sie in der Zeit der Noth keine Noth zu leiden habe. Das gefiel dem Sperling sehr, und er entschloß sich dann auch gleiche Vorsorge, wie die Ameise, gegen eine künftige Noth zu haben. Er begann sogleich, obschon es gegen Ende Herbst war, sein Vorhaben in's Werk zu setzen, und trug jedes Körnchen, das er nur auftreiben konnte, in sein Nest, und setzte diese löbliche Beschäftigung den ganzen Winter, wo er freilich nur wenig sammeln konnte, und darum sogar oft Hunger litt, mit Emsigkeit unverdrossen fort, damit er nur seinem Vorsatze treu bleibe. Allein als der Lenz kam, in welcher Zeit der Sperling von seiner Vorrathskammer Gebrauch zu machen gedachte, fand er seinen Proviant ganz überflüssig, da er weit bessere und frischere Kost auf den grünenden Feldern,

in den jungen Saaten antraf, als ihm sein dumpfer Speicher bieten konnte, und warf daher den ganzen Plunder aus seinem Neste heraus. Als er bald darauf derselben Ameise wieder begegnete, deren Beispiele er folgte, machte er ihr bittere Vorwürfe über den schlechten Rath, den sie ihm ertheilte, und der ihr so viele unnütze Arbeit und Entbehrungen kostete, und erzählte ihr dabei sein Schicksal. Aber die Ameise erwiederte ihm: „Deine Arbeit, Thor! war nur darum vergebens und ganz unnöthig, weil du sie nicht zur gehörigen und auch nicht für die rechte Zeit unternahmst!“ und eilte dann wieder zu ihrer Arbeit hin.

Geiz mit der **Zeit.** Der Buchdrucker Johannes Oporin oder Herbst, geboren zu Basel den 25. Januar 1507, geizte mit der Zeit auf eine unglaubliche Weise. Dies beweisen folgende Zeilen, welche sich in lateinischer Sprache über der Thür seines Arbeitszimmers befanden: „Lieber Freund! wer Du seiest, es ersucht Dich Operinus gar inständig, Du wollest, wenn Du etwas bei ihm zu verrichten hast, es kurz machen, und alsdann ungesäumt Deiner Wege wieder fortgehen; es sei denn, daß Du, als ein besonderer Herkules, den unermüdeten Atlas ablösen und dessen Last auf Deine Schultern nehmen wollest; denn es wird noch allezeit etwas übrig sein, womit Du und Alle, welche ihre Füße hierher tragen, sich beschäftigen können.“

Die **Zeit** und die Zeitschriften. Die Zeit bringt Rosen; manche Zeitschriften aber bloß Dornen. — Auf die Zeit des Lebens möchte sich jeder Mensch gern unzählige Jahre pränumeriren; ist dies auch bei den Zeitschriften der Fall? — Die Zeit hat einen einzigen Redacteur, den Geist, der ihr inne wohnt; die Zeitschriften aber haben einige Redacteure und noch ein Heer von Mitarbeitern oben drein. — Die Zeit ist der alleinige Kritiker in dem großen Welttheater; die Zeitschriften könnten eine Festung belagern mit dem Heere ihrer Recensenten. — Die Zeit hat einen Zahn, womit sie Alles zernagt und zerbeißt; manche Zeitschriften aber haben zu ihrem Leidwesen so wenig Abonnenten, daß die Redacteure derselben kaum etwas anderes zu beißen haben als ihre Collegen, die mehr Abonnenten besitzen. — Die Zeit ist ein Strom, der die festesten Dämme so lange bespült, bis er sie zerstört hat; aber manche Zeitschriften werden von ihrem eigenen wässerigen Inhalte so lange bespült, bis sie zu Grunde gerichtet sind. Die Zeit, heißt es, ändert sich; nur die Zeitschriften wollen sich oft nicht ändern und hassen jede Neuerung an andern. — Die Zeit bildet Virtuosen, Künstler ꝛc., die Zeitschriften aber bilden oft durch unzeitiges Lob eingebildete Künstler. Die Zeit hat ein Töchtertrifo-

lium, namentlich die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, die Zeitschriften aber haben nur eine Gegenwart.

Bernhard Theumann.

Unpassende Zeit. Zu dem Verleger des Leutkircher Wochenblattes kam eines Freitag Abends spät eine Frau heulend und wehklagend, daß sie ihren Geldbeutel verloren habe. „Ach, Herr Buchdrucker," sagte sie, „ich bitt' Sie um Allens in der Welt, nehmet Se mei Unglück doch no in's Blättle uf!" — „Was do!" erhielt sie zur Antwort, „s'ist z'spät, 's Blättle ist schau g'druckt; Sie hätt' gestern Ihr Geld verliere könne, no brücht se heut net z'kommen!"

Zeitgeist. „Meine lieben Brüder, ich weiß, Ihr seid wacker und fleißig in Euren Geschäften und sonst auch verständige Leute, allein Ihr schreitet zu wenig mit dem Zeitgeist vor."

„A was, miar brauchet au koin Zeitgoist, miar hent so en guate Zwetschgagoist."

Zeitgeist.

Mutter: Ungerathenes Kind! was läufst Du den ganzen Tag in die dummen Vereine und Versammlungen, und raisonnirst und politisirst und conversirst und —

Sohn: Ach, Mutter, habe Sie nur Einsicht, das versteht Sie nicht; ich bin eben ein Kind des Zeitgeistes.

Mutter: Was bist? wessen Kind? Mein Kind bist und mir mußt gehorchen, Du Talk!

Unsere Zeitgenossen. Unsere Zeitgenossen sind gastfreundlich; denn sie sind gegen Einen nur freundlich, so lange man ein Gast ist. — Unsere Zeitgenossen sind lebende Maschinen; denn sie trachten nur, sich die Menschen so viel wie möglich entbehrlich zu machen. — Unsere Zeitgenossen sind liebreich; denn sie haben sich folgenden Spruch zum Grundsatz gemacht: Lieb' nur denjenigen, der reich ist. — Unsere Zeitgenossen sind schuldlos; denn wenn jemand Geld schuldig ist, so macht er sich alsobald von seinen Gläubigern los. — Unsere Zeitgenossen können weissagen; denn wenn sie einem etwas sagen, so machen sie nur was weiß; es sagt Niemand die Wahrheit. — Unsere Zeitgenossen endlich werden einst sagen können: Wir haben unsere Zeit genossen; denn zu keiner Zeit haben die Menschen dem Luxus und den irdischen Vergnügungen so gefröhnt, wie in unserer Zeit.

B. Theumann.

Das Journal: „die **Zeitinteressen**" hat aufgehört. Warum? Weil es im Interesse der Zeit liegt, nicht Zeit für ihre Interessen zu haben.

Zeitrechnung. „Morgen heißt früh auf," sagte ein Schmied zu seinem Lehrjungen. „Warum denn Meister?" „Weil's morgen um 5 Uhr 6 läuten." „Dafür läuten sie aber auch um 8 Uhr Abends erst 7 Uhr," entgegnete der Junge.

Künftige **Zeitschriften** im künftigen Jahrhundert. Im Jahre 1940 werden in der Buchhandlung Schund u. Comp. folgende neue Zeitschriften erscheinen:

1. Das Nichts-Magazin; enthält Nichts und kostet Nichts; dabei wird die Bemerkung stehen, daß im neunzehnten Jahrhunderte zwar auch viele Zeitschriften erschienen wären, die Nichts enthielten, diese hätten aber desto mehr gekostet.
2. Die Verschwiegene; von Frauen herausgegeben, unter dem Titel wird stehen: Kolossale Ironie!
3. Beiträge zur Kenntniß der ägyptischen Finsterniß, redigirt von dem Straßenbeleuchtungs-Comité.
4. Der Weltlauf; oder: lieben, heirathen, ein großes Haus, Banquerott machen, davon laufen und im Auslande mit fremdem Gelde den reichen Mann spielen. Dieses Blatt hat schon in unserem Jahrhunderte Interessenten gefunden, die im Voraus darauf pränumerirt haben.
5. Die Processe, oder: Je länger je lieber; ein Unterhaltungsblatt für und von Advocaten.
6. Der Schnellflügler; redigirt von einer Gesellschaft Podagristen.
7. Tägliche Buß- und Reue-Uebungen; wird ein Kreuz als Vignette haben und nur von verheiratheten Männern redigirt werden.
8. Der Verkürzer, unter Leitung der Kuhschnappeler Schneidergilde.
9. Der Taschendieb; redigirt von Wucherern.
10. Die Schlafmütze; herausgegeben von mehreren Nachtwächtern.

Ein **Zeitungsschreiber** hatte den Tod eines Gelehrten angezeigt. Des Letztern Freunde protestirten gegen die Wahrheit dieser Anzeige

und führten zum Belege einen Brief an, den der Todtgeglaubte noch an dem Tage, wo er gestorben sein sollte, geschrieben hatte. Der Zeitungsschreiber wußte sich nicht anders zu rechtfertigen, als daß er sich dadurch noch gar nicht vom Gegentheile überwiesen stellte; „denn," sagte er, „erwähnt in dem Briefe Herr G*** wohl mit einer Sylbe, daß er noch am Leben sei? Ueberdieß würde sein Zeugniß in seiner eigenen Sache nichts gelten."

Die interessante Zeitung. Scene im Kaffeehaus. Ein Herr entzieht einem andern schlafenden Herrn die .....r Zeitung zum Lesen. — „Ich bitte sehr, ich hatte das Blatt!" — „Ach, Sie saßen ja und schliefen." — „Ja, aber, mein Herr, ich habe noch nicht ausgeschlafen."

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" erzählt, als vor fünfzig Jahren dieses Blatt gegründet wurde, habe Schiller, der das Kind in's Leben führen half, die einzige Besorgniß geäußert: Täglich den Stoff für einen halben Bogen zusammenzubringen, werde unmöglich sein!

Zeitungen. Prutz giebt in seiner Geschichte des deutschen Journalismus, Bd. I. S. 219, eine merkwürdige Probe von der Seltenheit der Zeitungen um 1606. In diesem Jahre nämlich decretirte der Magistrat von Hildesheim, „daß, da man in Erfahrung gebracht, daß der Kaufmann Tappe sich eine Zeitung halte, man mit ihm sprechen und ihn ersuchen wolle, dieselbe dem Magistrate gegen Erstattung der halben Kosten zu communiciren."

Zeitungsrausch. Zu London sah ich in einem Kaffeehause einen Mann begierig alle Zeitungsblätter in den verschiedensten Sprachen lesen und nach beendeter Lectüre hörte ich ihn das tollste Zeug über die Tagesangelegenheiten sprechen. Ich gab darüber meinem Nachbar meine Verwunderung zu erkennen. Dieser erwiederte mir ganz trocken: „Sehen Sie, mein Herr, der gute Gentleman hat einen Zeitungsrausch."

Zeno. Er wurde gefragt, ob denn auch kluge Leute sich nicht schämen dürften zu lieben? „Wenn diese nicht lieben dürfen," versetzte er, „so wäre kein unglücklicheres Geschöpf auf Gottes Erdboden als ein Frauenzimmer; sie würden dann nur von Narren geliebt.

Philosoph **Zeno.** Zeno züchtigte einen Sclaven, weil er gestohlen hatte. Der Dieb entschuldigte sich: „Das Schicksal hat vorherbestimmt, daß ich ein Dieb sei!" — „Aber auch," entgegnete Zeno, „daß Du gezüchtigt werdest."

— Zu einem andern geschwätzigen Jünglinge sprach Zeno: „Deine Ohren sind mit Deiner Zunge zusammengewachsen."

— Er pflegte von Schwätzern zu sagen: „Ihre Ohren haben sich in Zungen verwandelt."

— Zu einem schwatzhaften Jünglinge sagte er: „Weißt denn Du, warum wir zwei Ohren und nur einen Mund haben? — damit wir mehr hören und weniger plaudern."

— Zu Jemandem, der wohl parfümirt war, sagte er: „Wer ist denn da, der so sehr nach einem Weibe riecht?"

— Zeno befand sich einst mit mehreren Philosophen und einigen Fremden bei einem Gastmahle; Alle führten ein sehr lebhaftes Gespräch, um ihre Gelehrsamkeit auszukramen; nur Zeno beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen. Als ihn nun die Fremden fragten, was sie ihrem Gebieter von ihm melden sollten, antwortete er: „Saget ihm, Ihr hättet zu Athen einen Freund der Weisheit (Philosophen) gefunden, welcher seine Zunge im Zaume halten kann."

Zerstreutheit. Der ehemalige Professor F. in Padua war ungemein zerstreut und vergeßlich in Dingen, die nicht seine Wissenschaften betrafen. Einst geht er auf das Postamt, um die an ihn adressirten Briefe abzuholen. Man frägt ihn natürlich um seinen Namen; — er hat ihn vergessen und strebt vergebens, sich daran zu erinnern. Erglühend vor Scham läuft er davon. Da begegnet ihm ein Bekannter: „Ei guten Morgen, Herr F.!" — Nun weiß der Professor seinen Namen. Entzückt eilt er wieder auf's Postamt, nennt seinen Namen und bekommt die Briefe. — Ein ander Mal, es war die Zeit des Kaiserreichs, reis't Professor F. nach Paris, um ein Geschäft dort abzumachen. In Paris angekommen, kann er sich durchaus nicht erinnern, warum er nach Paris gereis't. Unterdessen hatte man seine Ankunft erfahren: man suchte ihn auf, man frägt nach ihm. Der Professor glaubt, die Polizei verfolge ihn, und flieht von Gasthof zu Gasthof, bis er endlich die nöthige Aufklärung erhält. — Diese Anekdoten wurden aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt.

Zerstreutheit. Eine sehr zerstreute Dame sah in Gesellschaft eine ihrer Bekanntinnen, welche vor Kurzem Wittwe geworden war. „Ach, Sie haben Ihren guten Mann verloren, wie beklage ich Sie!“ sprach sie nach der ersten Begrüßung, zu ihrer Freundin gewandt. Gleich darauf aber wieder in ihre Zerstreuung versinkend, sagte sie: „Hatten Sie nur den Einen?“

— In der schottischen Stadt Buchan war ein Briefträger so zerstreut, daß er seinen eigenen Namen vergessen hatte. Es kam ein Brief an ihn und er trug ihn von früh bis Abends in der ganzen Stadt umher, ohne die Wohnung von Sauny White (so hieß er) erfragen zu können.

— So machte Lafontaine seinem Freunde, dessen Beerdigung er acht Tage zuvor beigewohnt hatte, den gewohnten Wochenbesuch, und ein gewisser Kaufmann nahm an der Wirthstafel zu Frankfurt, als der Teller für die Musik herumging, eins von den Geldstücken, statt eins beizulegen, und da sein Nachbar ihn lachend darauf aufmerksam machte, so legte er statt des vor ihm liegenden Geldstückes, das er wieder hineinlegen wollte, ein Stück Torte darauf. Diese Zerstreuung geschah in der Zahlwoche.

— Ein oft zerstreuter Professor wurde plötzlich von einer Tafel weggerufen, wo man beständig vom Theater sprach. Statt des Abschiedes wandte er sich an den Bedienten, der ihm die Thür öffnete, mit den Worten: „Ich bitte um ein Retourbillet.“

— Ein Reisender kam zu Pferde in einem Städtchen an, stieg im Wirthshause ab und blieb zu Mittag. Er bezahlte seine Zeche und befahl, sein Pferd vorzuführen. Da dieses etwas lange ausblieb, ging er, in Gedanken vertieft, mit seiner Reitgerte zur Thür und endlich zum Städtchen hinaus. Während dieser Zeit hatte man das Pferd vorgeführt und wartete auf den Fremden. Dieser war indeß, mit der Reitgerte stets an seine Stiefeln schlagend, zum Thor hinaus auf der Landstraße an einen Graben gekommen. Noch in der Meinung, daß er wirklich zu Pferde sitze, war er jetzt in großer Verlegenheit, wie er hinüberkommen wollte. Er bat daher einen Vorbeigehenden, daß er sein Pferd beim Zügel fassen und hinüberführen möchte. Der sah ihn verwundert an und sagte: „Sie haben ja kein Pferd!“ Jetzt erst kam der Reisende zu sich, ging wieder zurück und schwang sich vor'm Wirthshause auf's Pferd.

Der Präsident S. zu Dresden litt zu Zeiten an gänzlicher **Zerstreutheit** und hatte dadurch oft zu den lächerlichsten Auftritten Veranlassung gegeben. Eines Tages ging er in das Theater und sagte seinen Leuten, daß er erst nach beendigter Vorstellung zurückkehren würde. Nach dem ersten Acte erinnerte er sich eines wichtigen Geschäftes, das er vergessen hatte, und eilte nach seiner Wohnung, es zu besorgen. „Der Herr Präsident ist nicht zu Hause!" rief ihm der Bediente, der ihn in der Dunkelheit nicht erkannte, von der Treppe herab zu, als der Portier ihm das Haus geöffnet hatte. „Hm! Hm! das thut mir leid," brummte der Präsident und kehrte ruhig wieder in das Theater zurück.

— Einer ähnlichen momentanen Geistesschwäche sollen sich die bekannten Gelehrten Büsch und Ebeling in Hamburg zuweilen schuldig gemacht haben. Einmal besucht der Letzte den Ersten in der Absicht, ihn zu einem Mittagsessen, wozu beide Gelehrte eingeladen waren, abzuholen. Er findet Büsch noch unangekleidet und setzt sich, während dieser seine Toilette macht, in die Bibliothek. Büsch wirft sich in Festkleider, schließt seine Zimmer und vergißt es, daß er den Ebeling in seiner Bibliothek gelassen hat. Gegen Ende des Diners äußert der Gastgeber seine Verwunderung, daß Ebeling, der doch die Einladung angenommen habe, nicht erschienen sei. — Da fällt Büsch der incarcerirte Freund ein. Hastig verläßt er den Saal und eilt zu seiner, nicht eben weit entfernten Wohnung. — Mit Entschuldigungsreden öffnet er die Thür zur Bibliothek. — Aber siehe da! Ebeling, der sich bei dem Lesen eines Buches so sehr vertieft hatte, hat es bis jetzt noch gar nicht gemerkt, daß er eingeschlossen und vergessen gewesen sei.

Ein merkwürdiges Beispiel von **Zerstreutheit** erzählen die amerikanischen Zeitungen von einem Kärrner aus Vermont, welcher zu Markte fahren wollte. Er hob nämlich das Pferd auf den Karren und spannte sich vor denselben. Der wahrhaftige Zeitungsschreiber fügt hinzu, daß der Kärrner seinen Irrthum nicht eher merkte, als bis er wiehern wollte.

Ein sehr **zerstreuter** Schauspieler gab die Rolle des „Schweizer" in Schiller's „Räubern." Im dritten Acte fragte er einen der Mitwirkenden: „Wissen Sie nicht, habe ich den Spiegelberg schon erstochen?"

Zetlitz, ein norwegischer Lyriker, erzählt Oehlenschläger in seiner Selbstbiographie, hatte eine wunderliche Scene unter der Aufführung

und das Tischtuch verhüllte bald wohlthätig acht Zecher, die einst große Thaten verrichtet. Nur Zwei (leider hat uns die Geschichte ihre Namen nicht aufbewahrt) hatten den großen Kampf siegreich überwunden; wenn auch die Zunge schwankte, als sie den Kellner herbeirief, die Zeche zu machen, dennoch standen die Helden aufrecht und trotzten dem Geschick. Und das Geschick nahte in der Form einer ungeheuren Rechnung. Unsere Helden staunten, aber sie begriffen nicht. „Und wir, wir zwei sollten diese enorme Rechnung herangetrunken haben?" stammelten sie endlich. Aber „der Kellner mit arger List" hob den Vorhang und deutete auf das Chaos der herabgekommenen Zecher und lispelte demüthig: „Zählen Sie hier die Häupter, und die Rechnung wird Ihnen nicht zu groß erscheinen."

Zeugniß. Clement Marot gab einem Bedienten folgendes Atteſt: „N. N., der ein Jahr bei mir gedienet hat, ist ein Taugenichts, ein Flucher und Schwörer, ein Spieler ein Betrüger, ein Trunkenbold und Dieb, übrigens aber der beste Kerl von der Welt."

Ziegen. Ein englischer Corporal und mehrere Soldaten von der Garnison in Gibraltar beobachteten folgenden Vorfall. Eine von den wilden Ziegen, die auf diesem Felsen wohnen, stieg auf einem Fußsteige herab, der so schmal war, daß kein anderes Thier auf demselben nur einen Schritt hätte thun können. Eine andere Ziege klimmte denselben zu gleicher Zeit hinan. Auf halbem Wege begegneten sich Beide, und hielten, gleichsam wie verabredet, an. Es war nicht möglich, daß sie an einander vorüber gehen konnten; eben so wenig hatte eine von beiden Platz zum Umkehren. Die, welche herabstieg, war über die andere bedeutend im Vortheil, sie konnte diese mit einem Kopfstoße in den Abgrund stürzen, und dann gemächlich ihren Weg fortsetzen. Aber dazu war sie viel zu gutmüthig. Sie legte sich auf die Erde, ließ die andere über sich hinwegklettern, und auf diese Weise kamen beide aus ihrer gefährlichen Lage. Der Instinkt ist doch in gewissen Fällen ein weit sichererer Führer, als der Verstand und die Vernunft des Menschen.

Streben nach dem **Ziele.**

Man kömmt nicht weit auf seinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterlinge nachjagt.

Die Eitelkeit die, von dem Reize des Augenblicks beherrscht, bald zu diesem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die besten Kräfte zu Grunde.

Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh ein Ziel in das Auge gefaßt und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

Friedrich Jakob.

Ein fader **Zierbengel**, dem der Spiegel sein Hauptgebrechen nicht sagen konnte, daß seine gebrauchte Parfümerie die mephitischen Gerüche aus seinem Munde nicht dämpfe, war eitel genug, zu glauben, daß das ganze schöne Geschlecht an ihm den Narren gefressen habe, und lief darum den ganzen Tag schönen Mädchen und Weibern unter die Nase. Der Mann eines Weibes, dem jener zudringliche Geck auf jedem Schritte folgte und täglich einige Mal vor das Fenster kam, um seine Bocksblicke zuzuwerfen, bediente sich folgenden probaten Mittels, dieses Insekt zu vertreiben. Ein dafür bezahlter Bettelbube mußte zu den gewöhnlichen Stunden, wann der verliebte Affe oder Laffe daher stolzirte, vor dem Hause stehen. Sobald der Narr mit dem Bettelbuben in gleiche Richtung kam, öffnete der Mann plötzlich das Fenster und rief: „Verdammter Bettelbube! weißt Du nicht, daß das Betteln und Strennen verboten ist? Kommst Du mir noch einmal, so rufe ich die Polizei, diese wird Dich züchtigen!" Kaum war dieses Rezipe ein paar Mal gebraucht, so roch der Pflastertreter den Braten, und zog seine vergebens nach dieser Frau ausgespannten Segel bei so niedrigem Winde gänzlich ein. Es versteht sich, daß er darüber sogar von dem neckenden Bettelbuben ausgepfiffen ward.

Zimmer zu vermiethen. Ein alter Goldschmied lebte, nachdem er sein Geschäft aufgegeben hatte, mit seiner gleich hochbetagten Ehehälfte in einer entfernten Stadtgegend. Da das Häuschen überflüssig viel Platz für sie hatte, so hängten sie einen Zettel hinaus: „Hier sind Zimmer zu vermiethen," und schon des andern Tages kamen zwei fein gekleidete, junge Herren mit einem Lohnbedienten. Ihnen gefiel Wohnung und Preis, sie schickten den Lohnbedienten nach einem entfernten Hotel, um ihre Sachen kommen zu lassen, und unterhielten sich während dessen auf die einnehmendste Weise mit den beiden Alten. Der Lohnbediente kam aber nicht und kam nicht mit den Sachen, die Herren sahen häufig nach ihren schönen, goldenen Cylinder-Uhren. „Das ist doch zu unangenehm," sagte endlich der Eine: „Es ist halb sechs; wenn wir noch unsere Theaterbillets benutzen wollen, so müssen wir eilen." „Wenn wir das Stück auch schon oft gesehen haben," meinte der Andere, „so läßt man Billets für den ersten Rang doch nicht unbenutzt." „Um den Thaler ist's uns nicht zu thun, aber wir müssen doch hier bleiben, um die Sachen in Empfang zu nehmen," so sprach dann wieder der Erste, und endlich boten sie

dem alten Ehepaare die Billets an: „Nur damit dieselben nicht ganz ungenutzt blieben.“ Der Goldschmied lebte zwar 40 Jahre in Berlin und hatte in der Zeit viel Geld verdient, aber auf dem ersten Rang zu sitzen, das war ihm doch etwas ganz was Neues. Kaum waren die Alten in der ersten Droschke, die des Weges kam, nach dem Theater abgefahren, so ging der Eine der Fremden in die Küche und fragte die Magd: Ob sie nicht bald, wie ihre Herrschaft gesagt hätte, sich nach dem Hotel auf den Weg machen wolle, um nachzufragen, warum ihr Gepäck noch nicht käme? — „Das hat die Herrschaft ganz vergessen mir zu sagen,“ erwiederte die Magd, band eilig ihre Schürze ab und lief nach dem Gasthause. Als das Ehepaar am Abend zurückkam, rannte die Magd jammernd unter einer großen Volksmasse vor dem Hause umher. Die Fremden hatten alle Kisten und Kasten erbrochen und Alles, was Geldes Werth hatte, fortgetragen.

Das Verir-**Zimmer.** Im Schlosse C. in Frankreich befinden sich zwei Zimmer, jedes am Ende eines besonderen Ganges gelegen, das eine heißt das grüne, das andere das blaue Zimmer; das erste wird einem Herrn, das zweite einer Dame angewiesen. Abends begeben sich beide zur Stunde des Schlafengehens nach ihren Gemächern. Beide meinen, sie schliefen weit von einander, aber dem ist nicht so. Die Zimmer gränzen an einander, im blauen befindet sich der Alcoven links, im grünen rechts, so daß beide Alcoven nur durch eine doppelte Zwischenwand geschieden sind, die mit Haaren ausgefüllt ist, um den Schall zu dämpfen und so die Nähe der Zimmer nicht errathen zu lassen. Jedes der beiden Opfer legt sich nieder, löscht das Licht aus und schläft ein — nun sind sie in den ersten Schlaf versunken und der Augenblick ist da, um die Triebfedern der Komödie in Bewegung zu setzen. Der bewegliche Fußboden der beiden Alcoven ruht auf einem Zapfen, auf dem er langsam umgedreht wird, mit so wenig Geräusch und so unmerklicher Bewegung, daß selbst eine wache Person sie kaum spüren würde. In einigen Minuten ist das Manöver vollbracht und die Alcoven haben durch eine Drehung die Zimmer gewechselt. — Man denke sich das Staunen und den Schrecken der Dame, wenn sie des Morgens die Augen öffnend neben ihrem Bette auf einem Stuhle eine Weste, Beinkleider, einen Rock und im Winkels des Zimmers ein Paar Stiefel erblickt. „Ist ein Mann über Nacht in mein Zimmer geschlichen?“ ruft sie erschrocken und späht ängstlich in allen Winkeln des Zimmers, ob sich ihre Besorgniß bestätige. Ob auch der Mann in Schrecken geräth, wenn er neben seinem Bette einen Frauenrock, ein paar niedliche Damenschuhe ꝛc. gewahr wird — mag jeder Leser nach sich selbst entscheiden. Doch kann der Spaß auch seinen praktischen Zweck haben, wie nachfolgende Anekdote zeigt:

glänzende Gesellschaft hatte sich im Schlosse von C. zusammengefunden. Unter den Gästen machte sich Frau von H. bemerkbar, eine junge Wittwe, die in den Pariser Salons viel Glück hatte, in denen sie nach zweijähriger Trauerzeit wieder erschien. Sie war schön und glaubte ihren verstorbenen Gatten schon genug beweint zu haben. Von den vielen Freiern, die sich meldeten, wählte sie Herrn Timoleon von T., einen Gecken, dessen Glanzperiode längst schon vorüber war, der aber zur Verwunderung seiner Zeitgenossen noch immer jung und frisch aussah. Man machte die junge Frau aufmerksam auf das Alter dieses Freiers, der wenigstens seine funfzig Jahre zählte. Vergebens, sie erklärte alles für Verläumdung und setzte den Tag der Hochzeit fest. Die Trauung sollte in einem Städtchen nicht weit vom Schlosse C. vollzogen werden; im Schlosse C. selbst quartirten sich Brautpaar und Hochzeitsgäste ein. „Da müssen wir uns einen Spaß machen," riefen die mit den Geheimnissen des Schlosses vertrauten Gäste aus. Und da die beiden Brautleute an einem Tage kamen, so logirte man sie in den fatalen zwei Zimmern ein. In der Nacht drehten sich die Alcoven um. Als Frau von H. frühmorgens erwachte, glaubte sie ihren Timoleon zu sehen. Zwar war er's nicht ganz selbst, wohl aber theilweise: sein reiches, schönes, schwarzes, hübsch gelocktes Haar, seine bewunderte Taille in Gestalt eines Schnürleibs, seine stattlichen Waden, freilich nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Watte, sein frisches Wangenroth — in einigen Schminktöpfchen, seine herrlichen weißen Zähne, alle 32 hübsch an einander gereiht und auf dem Nachtkästchen von den Mühen des Tages ausruhend; — Frau von H. hätte aus allen diesen Bestandtheilen ihren Timoleon zusammensetzen können, ganz wie er leibte und lebte. Neugierig setzte sie ihre Forschungen fort und entdeckte immer neue Reize, machte immer tiefere Blicke in die Geheimnisse eines „Jünglings von 50 Jahren." „Und diese Perrücke, dieses falsche Gebiß, diese Wattewaden hatte ich heirathen wollen!" rief die schöne Wittwe, und wies — geheilt durch die Veriralcoven des Schlosses — Herrn Timoleon ab, reichte aber zugleich, damit die Hochzeitsgäste doch nicht umsonst herbeigekommen seien, einem jungen hübschen Neffen des Schloßherrn die Hand.

Der preußische General Ziethen pflegte in jeder Frühe zu beten, und ein Stück aus der Bibel zu lesen. Außer dem höchsten Nothfall wurde dann Niemand vorgelassen. Einst ließ ihn der König unter dem Gebet eiligst abrufen; aber Ziethen sagte dem Abgesandten des Königs: „Wirklich steht kein Feind in der Nähe, und jetzt dien' ich Gott, der bei mir über Herrndienst geht; ist jener vorbei, so werd' ich ehe eine halbe Stunde vergeht, beim König sein, und seine Befehle erwarten." Er vollendete seine Andacht, und flog zum König.

Das war der Mann, der den König bei Torgau aus seiner Verzweiflung riß, und den preußischen Staat rettete.

Zimmermann. Friedrich der Große zog bei seiner letzten Krankheit den Hofrath Dr. Zimmermann aus Hannover zu Rathe und legte ihm, jovial, wie er war, einst die Frage vor: wie viel Menschen er als Arzt schon in's Grab befördert habe. „Dieser antwortete rasch: „Lange noch nicht so viel wie Sie, Sire, und bei weitem nicht mit so großem Ruhme." Friedrich der Einzige nahm die Antwort gut auf.

Große Zinsen. Zu Paris ging ein reicher Wechsler hochmüthig bei sechs Officieren vorüber, ohne sie zu grüßen; dadurch beleidigt, sagte Einer von ihnen zu dem Vorübergehenden: „Man sieht wohl, mein Herr, daß Sie heute nicht so interessirt sind, wie gewöhnlich!" — „Wie so?" fragte jener. „Weil Sie für ein Hutabnehmen sechse hätten bekommen können, folglich 600 Procent verscherzt haben."

Zischen. Als Marmontel seine Tragödie „der Tod der Kleopatra" geschrieben, verfertigte der berühmte Mechaniker Vaucanson für die Aufführung derselben eine Natter, welche zischte, indem sie die Heldin biß. „Ich bin der Meinung der Natter," sagte der Abbé von Bernis, der das Stück schlecht fand. Das Wort machte Glück und überlebte das Trauerspiel.

Ziska. Der berühmte Reformator in Böhmen hatte sich von der Beute im Kriege nichts weiter bedungen, als was er im Scherze die „Spinnweben" nannte, die von den Dächern der Bauern und Pächterwohnungen herabhingen. Dies waren die Schinken, Speckseiten und Würste, welche demnach in Böhmen schon dazumal sehr gut gewesen zu sein scheinen.

Zoll-Umgehung. Einst erschien an einem Schlagbaume des nördlichen Londons ein aus Islington kommender Kerl, der einen Esel trieb. Man forderte ihm Zoll ab, den er aber nicht bezahlen wollte, weil sein Thier nicht beladen war. Die Zöllner verrannten ihm den Weg, und behaupteten, daß für einen Esel, er sei beladen oder unbeladen, schlechterdings Zoll entrichtet werden müsse, er für seine Person aber sei frei, er möge beladen sein oder nicht. „Wenn das die Verordnung ist," erwiederte der Eseltreiber, „so sollt Ihr nichts haben." Nun nahm er den Esel auf den Rücken, und schleppte ihn jenseits des Schlagbaumes.

obendrein hatte ihm der Schreck die Zunge gelähmt. — „Ich werd' ihn gleich finden," fuhr der Beschlafrockte fort, öffnete dem jungen Manne gewaltsam den Mund und riß ihm einen Zahn aus. In demselben Moment erschien die hübsche Frau, die Gattin des zahnreißenden Chirurgen in der Thüre. Eine herrliche Gruppe!

Zudringlichkeit. Ein junger Mensch, der so eben von Paris zurückgekehrt und nach dem neuesten Geschmack gekleidet war, trat in einem Gasthofe in das Speisezimmer. Er grüßte Niemand als sich selbst, besah sich im Spiegel, legte seinen Putz zurecht, bewunderte sich, trillerte eine Opernarie, musterte aufmerksam jeden Anwesenden und stellte zwischen ihm und sich eine Vergleichung an, die natürlich immer zu seinem Vortheile ausfiel.

In einer Ecke saß ein einfach gekleideter Mann, las in einem Buche, und nahm keine Notiz von dem Pariser Jüngling. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit verdroß ihn; da er jedoch den Blick des Fremden durchaus nicht auf sich ziehen konnte, so näherte er sich ihm, und fragte:

„Sie lesen wohl?"

„Wie Sie sehen."

„Darf man wohl fragen, was Sie lesen?"

„Ein Lustspiel."

„Und wie heißt denn das interessante Stück, das uns das Vergnügen Ihrer Unterhaltung raubt?"

„Der Zudringliche!"

Auf allen Mienen zeigte sich ein verhaltenes Lachen. Der junge Gast fragte etwas betroffen:

„Darf ich mir den Namen Desjenigen ausbitten, der mir für diesen Spott Genugthuung schuldig ist?"

„Mit Vergnügen. Ich bin der Oberst** Mein Name kann Ihnen nicht unbekannt sein, da ich bei Ihrem Vater oft Montirungsstücke für das Regiment bestellt habe."

Jetzt brach die Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus, und der eitle Geck schlich sich, glühend vor Scham und innerem Grimm, aus dem Zimmer, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Zudrücken. Augenärzte stechen den mit Blindheit behafteten Personen den Staar und öffnen ihnen dadurch das Auge, Andere werden bestochen, damit sie ein Auge zudrücken.

Zufall. Ein französisches Blatt meldet folgenden Vorfall. In der Stadt Troyes lebte ein Kaufmann, Godet Huchard, dessen Vater und Großvater in ihrem vier und funfzigsten Lebensjahre, und zwar

„So viel als er braucht!“
Ludwig machte ihn zu seinem Kammerdiener.

Zug des Herzens. In einer Gesellschaft hielt man sich über ein Fräulein auf, daß sie zu sehr kokettire. „Dieß ist ein Zug ihres Herzens,“ erwiederte Eine; „sie hält, wie Titus, den Tag für verloren, wo sie nicht wenigstens Einen glücklich gemacht hat.“

Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Der Königliche Gallerie-Inspector zu Potsdam, Hofrath Ternite, erzählt: „Der König Friedrich Wilhelm III. kam einst in mein Atelier, um sich malen zu lassen. Als er sich gesetzt hatte, bemerkte ich erst, daß sein Rock, den er eben trug, von mittelmäßigem Tuche, noch dazu ein alter, abgetragener, nicht gut mehr anschließender war, und ich bat, dem Diener zu befehlen, eine neue, besser kleidende Uniform zu holen, um nach solcher die Grundzeichnung anzulegen.“ Der König antwortete: „Ich weiß nicht, Ternite, was Sie wollen! Was haben Sie an dem Rock zu tadeln? Ist noch sehr gut und mir besonders lieb: mein guter alter treuer seliger Heinrich hat ihn mir noch besorgt. In Ehren halten! nach einigen Jahren will ich Ihnen (satyrisch lächelnd) diesen Rock zum Andenken schenken. Wo denken Sie hin? Mit mir steht's anders, als mit andern Menschen. Wenn Sie sich einen neuen Rock machen lassen, so können Sie das thun, und brauchen, so bald Sie das Geld dazu haben, weiter Keinen zu fragen; aber wenn ich die Groschen nicht spare, so haben ja meine Unterthanen keine Thaler.“

Die Mittagstafel des Königs war, wenn nicht Hoffeste Ausnahmen herbeiführten, die eines wohlhabenden Privatmannes, fern von Luxus und Ueppigkeit. Mitunter kam auch Ungewöhnliches und Kostbares vor; doch war davon beim Genusse nie die Rede, weil der hohe Wirth selbst darauf keinen Werth legte. Um so unerwarteter war mir daher die einmal von Ihm an mich gerichtete Frage: „Wie schmeckt Ihnen die Suppe?“ Ich konnte nur antworten: „Wie immer, wenn ich die Ehre habe, hier zu sein, sehr gut.“ —

„Schmecken Sie denn nichts besonderes daran?“

„Nein!“

„Wofür essen Sie denn das Gewebe von Faden, die drin sind?“

Und einfältig treuherzig erwiederte ich: „für Nudeln;“ setzte dann aber auch noch rasch hinzu: „für feine Nudeln.“

Laut auflachend, sprach der König: „Charmant! Nudeln! Nudeln! Muß Ihnen nur sagen: sind indianische Vogelnester, womit meine Schwester, die Königin der Niederlande, mir ein Präsent gemacht hat. So ein Nestchen soll, jedes, einen Ducaten kosten. Miserabel! für so ein Ding so viel Geld zu geben!

Soltikoff die Aufführung eines Sumarokoffschen Stückes befohlen, in welchem jene Schauspielerin die Hauptrolle hatte. Der Dichter widersetzte sich der Aufführung. Da aber der Statthalter keinen Grund in dieser Privatzwistigkeit fand, um seinen Befehl zu widerrufen, so sollte das Stück dennoch gegeben werden.

Nun ward Sumarokoff so wüthend, daß er, so wie der Vorhang aufgezogen wurde, auf die Bühne stürzte und die erste Schauspielerin, die eben in ihrem glänzenden tragischen Schmuck auftrat, ergriff, und sie hinter die Coulissen schleuderte.

Hiermit noch nicht zufrieden, schrieb er zweimal an die Kaiserin Katharina II. in einem sehr unbescheidenen Tone, worin er sich über die Schauspielerin beklagte und um Genugthuung bat, ob er gleich auf eine höchst unanständige Weise die öffentliche Ruhe gestört hatte.

Die Kaiserin antwortete darauf folgendes:

„Herr Sumarokoff! Ihr Brief vom 28. Januar, und noch mehr der vom 1. Februar haben mich in Erstaunen gesetzt. Beide enthalten, wie es mir scheint, Klagen gegen die Belmontia, welche doch bloß die Befehle des Grafen Soltikoff befolgt hat. Der Feldmarschall wünschte eine Vorstellung Ihres Trauerspiels; das macht Ihnen Ehre. Schicklich wäre es gewesen, daß Sie sich dem Wunsch der ersten machthabenden Person in Moskau gefügt hätten; wenn diese die Vorstellung Ihres Stückes passend fand, so hätte ihr Verlangen ohne Widerrede in Erfüllung gehen sollen. Ich glaube, daß Sie es besser als jeder andere wissen, welche Achtung Männer verdienen, die mit Ruhm gedient haben, und deren Haupt graues Haar ziert. Daher rathe ich Ihnen, solche Zwistigkeiten in der Folge zu vermeiden. Sie werden sich dadurch die Geistesruhe erhalten, welche Ihre Arbeiten verlangen, und mir wird es immer viel angenehmer sein, die Leidenschaften Ihrer Dramen vorgestellt zu sehen, als solche in Ihren Briefen zu lesen. — Uebrigens bin ich Ihre affectionirte

Katharina.

Zurechtweisung. Ein Hofrath saß im Theater neben einem Gaste, der unaufhörlich plauderte. Lange schon hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, dem lästigen Nachbar sein ungeziemendes störendes Betragen fühlen zu lassen, als dieser ihm bei einer etwas frappanten Stelle in voller Extase zurief: „Wie gefällt Ihnen die Stelle, Herr Hofrath?“

Ein amerikanisches Blatt schlägt ein vortreffliches Mittel vor, **Zusammenrottungen** zu zerstreuen, und nicht etwa durch Feuerspritzen, die auch gute Dienste zu diesem Zwecke thun; man soll nämlich eine Anzahl von Personen mit Büchsen zur Einsammlung von Geldbeiträgen zu einem wohlthätigen Zwecke herumgehen lassen; vor solchen Büchsen halten Wenige Stand.

Sonderbares **Zusammentreffen.** Ein berühmter Arzt, der in seinem Hause drei Patienten behandelt hatte, starb selbst, und an demselben Tage verstarben auch jene drei Patienten. Zufällig wurden alle Vier zu gleicher Zeit beerdigt und der Leichenwagen mit dem Arzte eröffnete den Trauerzug. Da rief der joviale S., der dieß mit ansah: „Nun beim Styx! das ist doch gewiß der erste Arzt, dem seine Werke nachfolgen.

Zustand. Liebe ist der durch eine Person anderen Geschlechts hervorgebrachte Zustand, in welchem man nicht leben und nicht sterben kann.

Zwanziger, falsche.

O, falsche Silberzwanziger
Giebt's nicht allein, mein Kind:
Der holden Mädchen giebt's noch mehr,
Die falsche Zwanziger sind.

Erreichter **Zweck.** Der Professor M . . . zu Königsberg in Preußen, welcher daselbst auf dem Ochsenmarkte wohnte, hatte sich unter den Studenten einige unruhige Köpfe zu Feinden gemacht. Als ihn diese einst in einer Vorlesung sehr stürmisch austrommelten, sagte er sehr kalt zu ihnen: „Meine Herren, ich muß um Ihrentwillen recht sehr bitten, mich nicht daran zu erinnern, wo ich wohne!" — Diese wenigen Worte verfehlten ihren Zweck nicht, und es herrschte bald die gewöhnliche Stille.

Der **Zweck** heiligt nicht bloß das Mittel, sondern besiegt auch die Abneigung. Ein Glas Wasser mit schwefeligem Beigeschmack wird

wissen, geringe Fähigkeit habe bislang seiner Beförderung hemmend im Wege gestanden. In der Freude seines Herzens hatte er sich noch desselben Abends ein Räuschchen und als Folge dessen eine schmerzhafte Contusion der Stirne zugezogen, welche ihn nöthigte, ein Pflaster aufzulegen. Tags darauf bringt der Jude Isaak *** bei dem neuen Staatsdiener ein Anliegen vor, findet aber wegen angeblicher Vorkehrungen zur eiligen Abreise desselben kein williges Gehör. „Herr Actuar," sagte der Jude, „reisen Sie so bald noch nicht ab!" — „Warum?" — „Nun, wenn Sie so mit dem Pflaster an der Stirne nach *** kommen, so sehen alle Menschen, daß Sie auf den Kopf gefallen sind."

Zweideutigkeit. Auf der Universität G** bekommen die Professoren aus einem benachbarten Amte jährlich etwas Wild. Der Jäger starb und sein Nachfolger erkundigte sich bei dem zeitigen Rector, wie viel Wildpret er jährlich abzuliefern schuldig sei?

Der Rector schrieb ihm zurück:

„Was das Hochwild anbetrifft, so schicken Sie so viel, als in der Verordnung steht — übrigens aber so viel Professoren, so viel Hasen."

Zweideutigkeit. Der Rath L***, angestellt bei der obersten Justizbehörde einer Provinz, hatte sich eine Wohnung außerhalb der Ringmauer einer Stadt gemiethet. Sehr oft kam er daher zu den Sessionen später, als die übrigen Räthe, und der Präsident gab ihm unter vier Augen zu erkennen, daß er hierin pünktlicher sein möchte. Es blieb beim Alten. Einst kam L***, aber ungewöhnlich spät, und nun machte ihm der Präsident in Gegenwart aller Mitglieder des Collegiums darüber Vorwürfe, die er mit den Worten schloß: „Aber wie kommt es, daß nur Sie und kein anderer Ihrer Herren Collegen zu spät kommen?" „Das ist sehr natürlich," erwiederte L***, „die sind nicht weit her."

Zweigespräch zwischen einem Amerikaner und einem auswanderungslustigen Deutschen. Der Deutsche: Wessen Eigenthum war das Grundstück, welches Ihr gekauft habt? Ansiedler: Mogg's (eines gewissen Mogg). — Der Deutsche: Wie ist der Boden beschaffen? —

Ansiedler: Bogs (Moor- oder Sumpfland). — Der Deutsche: Und die Luft? — Ansiedler: Fogs (dicht umnebelt). — Der Deutsche: Was ist für Nahrung? — Ansiedler: Fogs (Schweine). — Der Deutsche: Welche Materialien habt Ihr zum Bau Eures Wohnhauses verwendet? — Ansiedler: Logs (Baumklötze). — Der Deutsche: Was habt Ihr für Nachbarn? — Ansiedler: Frogs (Frösche).

Zweiter. Als in England der berühmte Pastor Dodd hingerichtet wurde, erschien bald eine Broschüre unter dem Titel: „Die letzten Worte des Pastors Dodd." In kurzer Zeit waren drei Auflagen vergriffen. Der Verleger veranstaltete einen zweiten Theil unter dem Titel: „Noch mehr letzte Worte des Pastors Dodd." Zweiter Theil.

Zwillinge. Eine Frau Gevatterin rieth einer Sechswöchnerin, die Zwillinge geboren, die Kinder ja nicht in eine Wiege zusammen zu legen. „Ich erinnere mich noch," fuhr sie fort, „wie ich von meinem Zwillingsbruder gedrückt und gestoßen wurde." — „Auf diese Art," fragte die Sechswöchnerin, „war der Knabe wohl viel größer und stärker als Sie?" — „Freilich wohl," versetzte die Frau Gevatterin, „er war ja auch um drei Monate älter."

Zwirn, sagen die Wiener manchmal statt „Geld." Als das Haus der Sparkasse gebaut war, zog zuerst ein Zwirnhändler hinein. Man sagte: Das habe die Direction darum gethan, damit ihr der Zwirn nie ausgehe.

Zwischen Beiden. Zwei lustige Brüder begegneten einst einem Freunde und indem sie ihn in ihre Mitte genommen hatten, fragten sie ihn: „was bist Du wohl am meisten, ein Schelm oder ein Dummkopf?" — „Ich dächte, ich bin so zwischen Beiden," entgegnete der Gefragte.

Poetiſcher Anhang

von

Caſtelli.

Homſiaden.*)

I.

Es gab auch einſt im Orient
Nicht lauter Kluge und Geſcheidte,
Da war ein Städtchen, das hieß Homs,
Da gab es lauter dumme Leute.

Dort ſammelten die Dichter ſich
Einſt in des Muſentempels Hallen
Und ließen zu der Sinne Lob
Geſänge mancherlei erſchallen.

Der Eine pries die Naſe hoch,
Er rief: „Es gränzt an's Wunderliche,
Daß man mit dieſem ſpitzen Ding
Kann ſchlürfen alle Wohlgerüche."

Ein And'rer wieder hielt den Mund
Für lobenswerther und für beſſer,
Weil er den Magen gut verſorgt,
Der Sänger war ein tücht'ger Freſſer.

*) Eine größere Auswahl dieſer Dichtungen ſind unter dem Titel: „Orientaliſche Granaten von J. F. Caſtelli," Preis 1 Thlr. 10 Ngr. in derſelben Verlagshandlung erſchienen.

Er war mit der Hand in den Krug gefahren,
Weil drin viel ſüße Piſtazien waren.

Die Piſtazien wollt' er nicht laſſen mehr aus,
So bracht' er die Fauſt aus dem Krug nicht heraus.

Da nun das Kind des Kalifen Sohn war,
So gab's für das Land eine große Gefahr.

D'rum lamentirte das Volk ſo ſehr,
Sie wußten ſich gar nicht zu rathen mehr.

Die Aerzte, die man ließ rufen her,
Die wußten auch nicht wie zu helfen wär'.

Und ſollte der Knabe nicht länger leiden,
So müſſe man ihm ſeine Hand abſchneiden.

Der Dſchahis hob ſchnell von der Erd' einen Stein
Und ſchlug mit dieſem das Krüglein ein.

Der Knabe bekam ſo die Hand wieder frei
Und die Homfer erhoben ein Lobgeſchrei.

Und als dem Kalifen dieß wurde bekannt,
So hat er den Dſchahis zum Leibarzt ernannt.

Die drei Datteln.

Nichts konnte Harun-al-Raſchid
Mehr als die Jagd erfreu'n,
Es ging oft ganze Tage
Fort über Stock und Stein.

Geboren in Aegypten
Oder in Arabia?"

Und mit verbiß'nem Unmuth
Erwiedert Mesrur d'rauf:
„Man bracht' ihn aus Aegypten
Mir einſtens zum Verkauf."

Am Gaumen klebt die Zunge
Dem armen Mesrur nun
Und mit der dritten Dattel
Will er ſich gütlich thun.

Vergebens! Wieder rief ihn
Al-Raſchid jetzt zu ſich,
Und frug ihn: „Sag, was koſtet
Dein ſchöner Eſel Dich?"

„Herr! acht Ducaten." — Harun
Brach laut in Lachen aus
Und Mesrur kam noch matter
Als jemals heut' nach Haus.

Als er gelabt ſich hatte,
Schlich er durch einen Gang
Des Harems ſpät des Abends
Und hörte einen Sang.

Er horchte, ging dann ſpähend
Der Engelsſtimme nach
Und blickte durch ein Aſtloch
Dann in ein Frau'ngemach.

Da ſah er den Kalifen,
Der eben liebewarm
Die Sängerin, die ſchöne,
Umfing mit ſeinem Arm.

Sie fleht' um Schonung, ſagte,
Sie müſſe widerſteh'n,
Erführ' es Zobeide,
So wär's um ſie geſcheh'n.

Doch der Kalif verſichert,
Nicht drohe ihm und ihr
Gefahr; denn Zobeide
Sei weit entfernt von hier.

Da klopft's, auf ſpringt die Sclavin
Und ſchreit: „Da iſt ſie ja;
Um Allah's Willen laß mich!"
Und Harun ruft: „Wer da?"

„Ich bin's!" — antwortet Mesrur,
„O Herr der Gläubigen!
Ich kann und darf nicht zögern,
Mein Unrecht zu geſteh'n."

„Du fragteſt, ob mein Eſel
Schon alle Zähne zählt?
Ich ſagte Ja, nun ſah ich,
Daß ihm noch einer fehlt."

„Verdammet ſei Dein Eſel!"
Rief der Kalif, „und Du!
Entferne Dich, Verwegner,
Und laß mich hier in Ruh!"

Die Sclavin zu beſchwicht'gen
Gelang nur nach und nach,
Er küßte ſie, — da klopft' es
Auf's Neue an's Gemach.

Auf ſpringt die ſchöne Sclavin:
„Nun iſt die Herrin nah!"

Schreit ſie, „ich bin verloren!“ —
Und Harun ruft: „Wer da?“

Und Mesrur ruft: „Ein Unrecht
Muß ich der Wahrheit treu
Dir noch geſteh'n, Du fragteſt
Woher mein Eſel ſei?“

„Ich ſagte aus Aegypten,
Doch hab' ich jetzt geſeh'n,
Ich irrte mich, mein Eſel
Iſt aus Arabien.“

„Verflucht ſei dieſer Eſel!“
Schrie der Kalif, „und Du!
O wär' er in der Hölle
Und Du mit ihm dazu!“

Lang zitterte die Sclavin,
Bis dann die Furcht entwich,
Und endlich nahte Harun
Dem höchſten Glücke ſich.

Da klopft's zum dritten Male
Noch heft'ger an die Thür,
„O! jetzt iſt's Zobeide!“
Rief ſie, ohnmächtig ſchier.

Und auf al-Raſchid's Frage:
„Wer da?“ ließ Mesrur ſich
Vernehmen: „Herr der Gläub'gen!
Ich bin es, Mesrur, ich.“

„Ich muß noch einen Irrthum
Geſteh'n, ich ſagte Dir,
Ich kaufte meinen Eſel
Für acht Ducaten mir,“

Der Wassertropfen.

Ein Wassertropfen fiel in's Meer
Und staunt' über dessen Größe sehr.

Er fühlt sich vernichtet und beschämt
Und hat sich darüber sehr gegrämt.

Da kommt eine Muschel nnd nimmt ihn auf
Und er wird zur kostbaren Perle darauf.

Orientalische Gastfreundschaft.

Ein gastfreier Mann gab in seinem Haus
Den Freunden einen glänzenden Schmaus,
Um zwei Uhr sollte die Tafel sein.
Sie fanden sich aber um ein Uhr schon ein;
Sie gingen im ganzen Hause herum
Und sahen sich gierig um's Essen um,
Doch wie sie auch suchten, es fand sich doch
Kein Tisch und nichts was nach Speisen roch,
Und immer rührte sich lauter ihr Magen,
Es hatte bereits auch schon zwei Uhr geschlagen,
Ein Viertel zu drei Uhr und jetzo halb drei
Und immer kam noch kein Essen herbei.
Da fingen die Einen an zu gähnen,
Die Andern stocherten sich in den Zähnen,
Sie konnten das Zögern gar nicht verstehn,
Auch ließ sich der Hauswirth selber nicht sehn;
Doch endlich — endlich — die Glocke schlug drei,
Da kam der Hauswirth eilig herbei,
Er grüßte und sprach: „Sie werden verzeih'n,
Ich lud Sie um zwei Uhr zum Speisen ein

Und durfte keinen Schritt darum thun
Durch der Vorſehung gnädiges Walten.

Am andern Tag flog ein Raubvogel her,
Der hatte ein Huhn in den Krallen
Und vor der Schnauze des lahmen Thiers
Da ließ ſeine Beute er fallen.

So fand der Fuchs wieder Nahrung für ſich
Und durfte darum ſich nicht plagen,
Und ſo begab es ſich ferners auch
In den nächſten folgenden Tagen.

Der Reiſende dachte: Wenn jedes Geſchöpf
Auf Gottes Fürſorge darf zählen,
Warum ſoll denn ich nur ſo jämmerlich
Um meine Nahrung mich quälen?

Er ſetzte in eine Einöde ſich
Bequemlich hin auf die Erde
Und wartete, wartete, was für ihn
Von oben herabfallen werde.

So ſaß er Tage und Nächte lang,
Vom Warten wurd' er nicht ſatter
Und fühlte endlich, er werde ſo
Nur hungriger immer und matter.

Da ſcholl eine Stimme: „Packe Dich fort!
Der Menſch muß arbeiten auf Erden,
Drum ſuche lieber ein reißender Löw'
Als ein Fuchs, ein lahmer zu werden."

„Willſt eſſen, ſo ſuche die Speiſe Dir
Vorerſt auch ſelbſt zu verdienen,
Sieh auch, daß für Arme was übrig bleibt,
Und dieſes theile mit ihnen!"

Es wurde mir ganz klar
Aus eines Adlers Tönen,
Daß er den Zeiſig will,
Weil er ſo klein iſt, höhnen,
Der Eule ſpottete
Ein aufgeblaſ'ner Finke,
Daß blind ſie ſei bei Tag'
Und auch abſcheulich ſtinke;
Die Lerche prahlte ſich
Mit ihrer Stimme Reinheit
Und warf dem Raben vor
Die Schwärze und Gemeinheit.
Von Philomelen ward
Der Diſtelfink beneidet,
Weil er ſo farbenreich
Und ſie ſo grau gekleidet;
Die Taube ſchalt die Elſter,
Daß ſie beſtändig ſtehle,
Die Elſter ſchalt die Taube,
Daß ihr Geſchwätze fehle,
Kurz, Keines wußte recht
Des Andern Werth zu ſchätzen,
Und Jedes hatte was
Am Andern auszuſetzen.

Und vom Himmel ſtieg hernieder,
Jetzt ein Jüngling wunderhold,
Weiß wie Schnee war ſein Gefieder,
Eingeſäumt mit purem Gold,
Blau ſein Kleid in weiten Falten,
Blond ſein lockig Seidenhaar,
Tiefer Ernſt und Milde ſtrahlten
Aus dem holden Augenpaar.
Hoch auf einem Cederbaume
Setzt er ſich, dann winkte er
Und es ſammelten die Vögel
Sich gehorſam um ihn her,

Ruhig saßen sie auf Zweigen,
Keiner mehr das Schweigen brach,
Demuthsvoll die Köpfchen neigen
Alle und der Genius sprach:

„Im Namen des Ew'gen verkünd' ich Euch:
Verspottet Euch nicht, Ihr seid Alle gleich,
Nur sind Eure Eigenschaften verschieden
Ob Eurer Bestimmung auf Erden hienieden,
Die Eule sieht nur in dunklen Gründen,
Um all das Gewürme dort aufzufinden.
Die Nachtigall hatte zu ihrem Flöten
Kein bunt gefärbtes Gefieder vonnöthen,
Man liebt sie, weil sie so lieblich singt.
Die Lerche, die sich zum Himmel schwingt,
Ist zart gebaut um leicht aufzuschweben,
Wär' stärker sie, würde sie schwerer sich heben.
Des Baumhackers Schnabel ist krumm beschickt,
Damit er die Rinde vom Baume pickt
Und so die schädlichen Raupen vernichtet,
Die sonst ihn hätten zu Grunde gerichtet.
Der Vogel der Liebe, die sanfte Taube
Braucht nicht wie der Geier zu seinem Raube
Die scharfen Krallen. — Kurz, Jeder von Euch
Ist in seiner Art an Vorzügen reich,
Drum schätzet einander so wie Ihr seid,
Ohn' allem Stolz, ohne Eitelkeit,
Folgt jenen Trieben, welche Euch leiten,
Und sehet an Euch nur Verschiedenheiten,
Nicht aber Unvollkomm'nes und Mängel!"
So hatt' er gesprochen, nun schwieg der Engel,
Er warf noch durchbohrende Blicke auf mich,
Verschwand, und die Vögel zerstreuten sich.

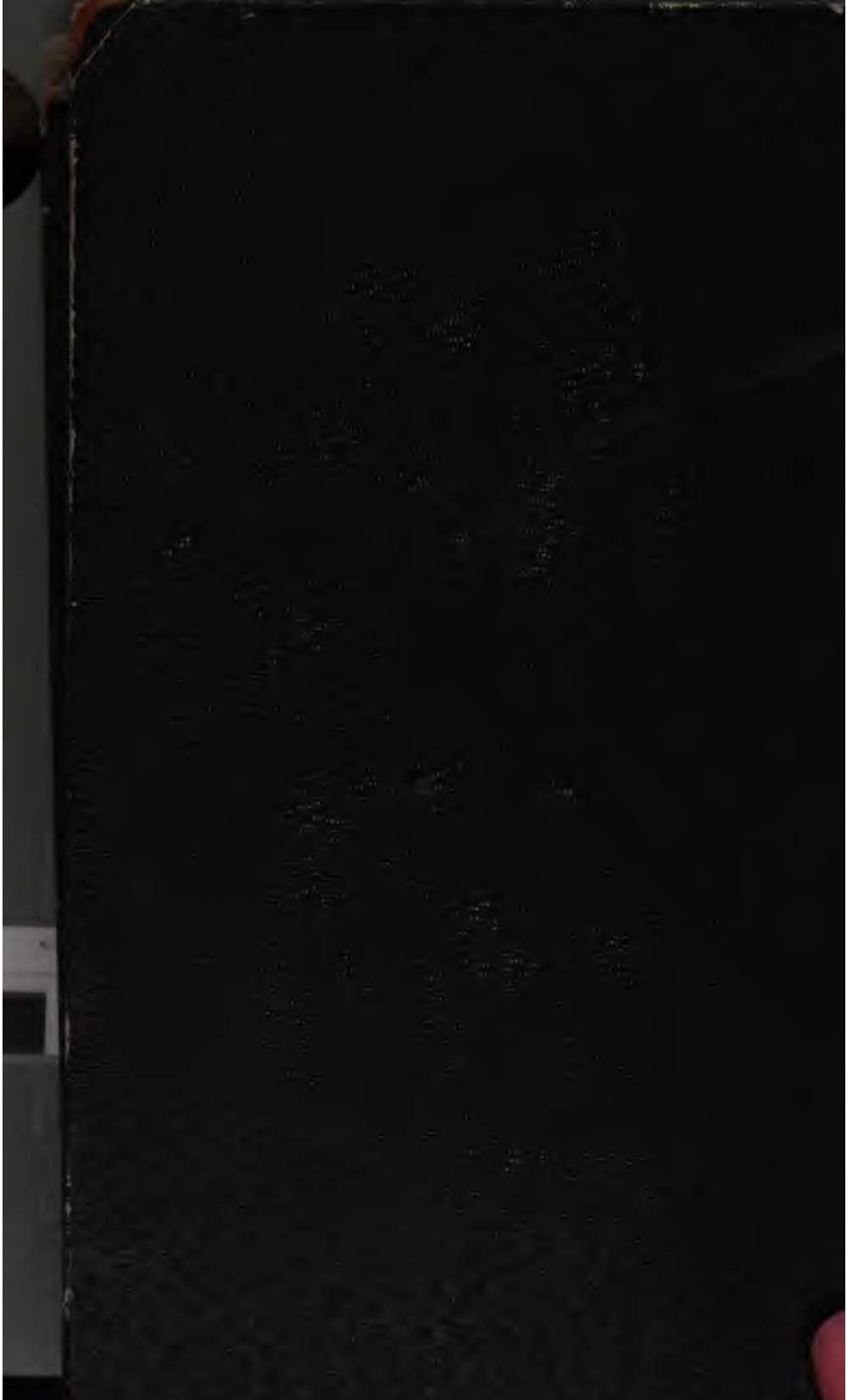
Ich wurde wach
Und dachte nach,

Erforſchte mich ſelber und wurde gewahr,
Daß ich eben ſo wie die Vögel war.
O himmliſcher Geiſt! für mein künftiges Leben
Haſt Du jetzt auch mir eine Lehre gegeben,
Ich ſehe jetzt ein auch, das tolle Getriebe
Der Welt muß man dulden mit Nächſtenliebe.
Die Artigkeit eines Hofmanns kann
Man nicht begehren vom Kriegesmann,
Man muß nicht dem feurigen Jüngling das Liebeln
Und nicht dem Dichter den Ehrgeiz verübeln,
Die Derwiſche, dieſe menſchliche Raben,
Die müſſen wohl etwas Hinterliſt haben,
Der Kaufmann kann nicht ohne Eigennutz ſein,
Dem Kadi muß man die Strenge verzeih'n.
Wir Sterbliche alle reiſen hienieden,
Der Eine nach Norden, der Andre nach Süden,
Gepäcke und Kleidung ſind freilich verſchieden,
Doch Keiner muß jene des Andern begehren
Und Keiner dem Andern die Reiſe erſchweren.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05868 1795

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

UNIVERSITY OF
3 9015 058

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD